Ergänzungs-Conversationslexikon.

Jeder Band

in

zweiundfunfzig Nummern

der

Ergänzungsblätter

zu allen Conversationslexiken.

Herausgegeben

von

einem Verein von Gelehrten, Künstlern und Fachmännern

unter der Redaktion

von

Dr. Fr. Steger.

Zehnter Band

oder:

Neue Folge dritter Band.

Leipzig und Meißen,

Ergänzungsblätter-Verlag.

Inhaltsverzeichniß

des zehnten Bandes

des

Ergänzungs-Conversationslexikons.

Die mit einem Sternchen bezeichneten Wörter sind in einem besondern Artikel abgehandelt.

Generalregister

des

ersten bis zehnten Bandes

des

Ergänzungs-Conversationslexikons.

Die mit einem Sternchen bezeichneten Wörter sind in einem besondern Artikel abgehandelt.

A.

B.

F.

G.

M.

R.

S.

T.

U.

V.

Ergänzungs-
Conversationslexikon.

Inhalt: Transkaukasien S. 3—14. — Sir Georg Hamilton Seymour S. 15—16.

Transkaukasien. Das russische Gebiet jenseits des Kaukasus, der breite Fuß, mit dem Rußland in Vorderasien steht, wird von dem übrigen Reiche durch den Kaukasus abgeschnitten. Man kennt vier Päße, welche durch das „von Schnee weiße Gebirg" führen, von denen aber zwei nicht mehr benutzt werden. Der erste dieser im Alterthum berühmten Gebirgswege führte im Thale des Selentschuk aufwärts, überstieg das Gebirge, folgte dem Thal des Kodor und mündete bei der großen Handelsstadt Dioskurias. Die Spuren der Mauer, mit der dieser Paß versperrt war, findet man noch heut zu Tage in der Zibelda. Der zweite Gebirgsweg leitete aus der großen Kabarda dem Wasser des Ardon, eines Nebenflusses des Terek, entgegen, über den Rücken des Gebirgs in das Thal des Rion und in diesem nach Imerethien und Mingrelien. Die Chazaren, welche auf diesem Wege häufige Einfälle machten, veranlaßten die Sperrung desselben durch Befestigungen, deren Andenken sich in dem Namen des Chazaren-Passes erhalten hat. Gegenwärtig sind nur noch zwei Gebirgsstraßen in Gebrauch. Die erste, welche als die Militärstraße die wichtigste ist, läuft am Terek aufwärts und mündet, nachdem sie den Höhenkamm überstiegen hat, in das Thal der Aragua, von dem sie nach Tiflis führt. An zwei Stellen treten die den Weg begrenzenden Felsen so nahe an einander, daß Engpäße entstehen, welche beide mit dem Namen Dariel bezeichnet werden. Der südliche Dariel liegt im Thale der Aragua und ist nicht mehr befestigt, der nördliche wird von der Festung Wladikaukas vertheidigt. Außer den Gefahren, welche auf dieser Militärstraße durch die wilden Bergvölker drohen, sind im Frühjahr und Herbst auch die Hochwasser zu fürchten. Seit 1849 hat man daher dem Wege eine veränderte Richtung gegeben, durch die zwei Terek-Brücken weggefallen sind, und hofft in Zukunft gegen die Zerstörungen des Wassers gesichert zu sein. Die zweite der jetzt noch benutzt werdenden Straßen war zur Zeit der ersten Perserherrschaft die bedeutendste von allen vier und behauptete ihre Wichtigkeit bis in die Tage der Khalifen hinein. Sie läuft durch Daghestan am Ufer des kaspischen Meers. Daß sie von Feinden häufig betreten wurde, beweisen die Befestigungen, die man bei Derbent, dem eisernen Thor, anlegte und so weit fortführte, daß zwischen den beiden Mauern, aus denen sie bestanden, eine zahlreiche Bevölkerung sich niederlassen konnte. Bei einer zweiten südlicher gelegenen Befestigung wurde noch zu Anfang dieses Jahrhunderts ein Zoll erhoben. Verlöre Rußland seine beiden Landwege durch das Gebirge, so bliebe ihm noch die freilich unsichere und unbequeme Wasserverbindung mittelst des kaspischen Meers, welche durch seine Kriegsschiffe vollständig beherrscht wird.

Die Geschichte Transkaukasiens geht bis in das Helldunkel der mythischen Zeit zurück. Am Kaukasus dachte man sich Prometheus angeschmiedet, nach Kolchis,

dessen Einwohner für Aegypter gehalten werden und von einer Kolonie des Sesostris abstammen könnten, ging der Argonautenzug. Im siebenten Jahrhundert vor Christus hatten die Griechen dort Ansiedelungen, wiederholt brachen die Scythen durch die Bergpässe, und in späterer Zeit versuchten sich die Römer an dem Kaukasus. In der christlichen Zeit zwischen Persern und Byzantinern streitig, wurde das christlich gewordene Land von den Khalifen abhängig, befreite sich aber unter eigenen Fürsten im neunten Jahrhundert, machte sich auch der Seldschuken und Mongolen ledig und würde seine Unabhängigkeit behauptet haben, wenn seine Könige ihre Macht nicht durch fortwährende Theilungen unter ihre Söhne geschwächt hätten. Dieser Fehler führte wieder das alte Verhältniß herbei, daß mächtigere Nachbarn, jetzt Türken und Perser, Transkaukasien wechselsweise unterjochten. Seit Peter der Große der nordischen Politik die konsequente Richtung gab, die östlichen Meere zu gewinnen und in Mittelasien einzudringen, trat Rußland als dritter Mitbewerber in die Schranken. 1785 unterwarfen sich die Könige Heraklius von Georgien und Salomo von Imerethi als Vasallen, und glückliche Kriege mit den kleinen Tatarenchans, mit den Persern und Türken brachten nach und nach den jetzigen Länderbestand im Süden des Kaukasus zusammen.

In seinem gegenwärtigen Bestand begreift Transkaukasien alle die Gebiete, welche nördlich vom freien Kaukasus, westlich vom schwarzen Meer und der Türkei, südlich von der Türkei und Persien, östlich vom kaspischen Meer eingefaßt werden. Die nördliche Grenze ist ungewiß, da sie von den Erfolgen der russischen Waffen und von der jeweiligen Stimmung der Bergbewohner, die Russen als Schutzherrn anzuerkennen, abhängt. Rechnet man zu Transkasien nur die wirklich in russische Provinzen verwandelte Gebiete, so fallen Abchasien, Suanien, mehrere Gebiete der Tataren, Ossien, die Länder der Tschetschenzen und Lesghier und Daghestan außerhalb der Grenzlinie. Gegen die türkischen Grenzprovinzen Trebisonde, Kars, Bajasid und Erzerum wird die Grenze auf weitere Strecken durch das adscharische Gebirg und durch den Arpa-tschai bezeichnet. Gegen Persien macht der Araxes fast durchgängig die Scheide, doch ist an seinem untern Lauf eine Strecke südlich von den Russen in Besitz genommen worden, um die Küste des kaspischen Meers noch weiter zu beherrschen. Die innere politische Eintheilung Transkaukasiens hat unter der russischen Heerschaft mehrmals gewechselt. Ein kaiserlicher Ukas vom 26. Oktober 1846 hat folgende noch jetzt geltende Abgrenzung in vier Gouvernements geschaffen:

	Geographische Geviertmeilen.
1) Tiflis, bestehend aus den Kreisen Tiflis, Gori, Telaw, Sichnach, Elisabethpol, Eriwan, Nachitschewan, Alexandropol und der ossetischen Landschaft	1530,30.
2) Kutais, bestehend aus den Kreisen Kutais, Guriel, Albas-Tuman und Chertwiß mit der Stadt Akhalzik, dem Paß Mamisson, Mingrelien und Suanien	386,64.
3) Schemacha, gebildet aus Kreisen der kaspischen Provinz, nämlich Schirwan, Karabach, Scheki, Talisch und Baku, deren Namen sich in die von Schemacha, Schuscha, Nucha und Lenkoran umändern	1055,97.
4) Derbent, enthält die Kreise Derbent und Kuba der kaspischen Provinz, die Bezirke Samur und Dargo, Kira und Kasikumykien, so wie die südlich vom awarischen Koissu gelegenen Landschaften Daghestans	834,85.
	3808,76.

Die russische Regierung rechnet in Transkaukasien, wie die Namen mehrerer Kreise und Gebiete beweisen, Länder ein, in denen die Kaukasier um ihre Freiheit

kämpfen. Kaspien und Daghestan werden zum größten Theil von unabhängigen Gebirgsvölkern bewohnt.

Die Russen fanden bei ihrer Ankunft in Transkaukasien vier Stände vor, sogenannte Könige, hohe Adelige, niedern Adel und Bauernstand. Die Könige beseitigten sie, die übrigen Stände ließen sie in deren hergebrachten Verhältnissen. Es ist ein grober Fehler, den einsichtsvolle russische Generale oft beklagt haben, daß die Regierung, obgleich sie Macht dazu besaß, das starre Feudalwesen nie gemildert hat. Sie hat in dieser Beziehung in den Kaukasusländern weit weniger gethan, als in den alten polnischen Provinzen. Immer suchte sie im Kaukasus ihre Stütze bei den Großen und dem Adel des Landes, nie bei dem Volk. Und doch giebt es kein anderes Mittel, den Widerstand des Volks zu brechen, als daß die russische Regierung entschieden die Partei des unterdrückten Volks gegen die anmaßende Usden-Kaste ergreift. Hoher und niederer Adel theilen sich wie in den alten Zeiten in den ganzen Besitz des Landes, der Bauer ist Leibeigener. Er bezahlt dem Edelmann, dem Fürsten einen bestimmten Theil seiner Ernte von Mais, Hirse, Früchten und Wein, er liefert ihm einen Theil seines Viehstandes, er leistet ihm an gewissen Tagen Frohnden und stellt einen Knaben oder ein Mädchen aus seiner Familie für sein Gefolge zu seiner Bedienung. Alle diese Abgaben sind durch Gewohnheit ziemlich geregelt. Der Leibeigene besteht wenigstens insofern auf seinem Recht, daß er an Abgaben und Arbeit für seinen Herrn nicht mehr leistet, als seine Vorfahren gethan haben. Der Kolchier hält überhaupt den alten Brauch, die hergebrachte Sitte eben so pedantisch heilig wie der Indier. Er thut genau so viel, wie sein Vater gethan hat, nicht mehr, nicht weniger. Jeder Leibeigene hat daher seine traditionelle Aufgabe, die er ohne Murren vollzieht. Das Aufhören der einheimischen Königswürden und die unmittelbare Verwaltung russischer Generalstatthalter hat insofern eine Aenderung herbeigeführt, als die Leibeigenen der ehemaligen Könige in russische Kronbauern verwandelt worden sind und eine sehr geringe Abgabe bezahlen. So oft ein streng gerechter Statthalter an der Spitze der transkaukasischen Verwaltung steht, und dessen ernster Wille oder der Zufall für ehrliche Unterstatthalter gesorgt hat, kann sich der Kronbauer im Vergleich zu dem Leibeigenen des Adeligen glücklich schätzen.

Der Ukas vom 8. Oktober 1821 gewährte den transkaukasischen Provinzen auf zehn Jahre vollkommene Handelsfreiheit. Dieser Zeitraum war der blühendste nicht nur für den Küstenstrich, sondern in eben so hohem Grade für Georgien und für russisch Armenien, welche damals im Besitz des ganzen einträglichen Karawanenhandels mit Persien waren. Einige armenische Großhändler machten einen Versuch, die Leipziger Messe zu besuchen, kauften dort wohlfeile Tücher und Kattune, Manufakturwaaren nach orientalischem Geschmack, böhmisches Glas und andere Gegenstände, und machten damit in ihrer Heimath so glänzende Geschäfte, daß ihr Beispiel Nachahmung erweckte. Man führte die Meßwaaren über Brody und Raziwiloff nach Odessa, von wo sie durch Handelsschiffe nach Redutkaleh gelangten, um theils auf Wagen, theils auf Maulthieren nach Tiflis und über Eriwan und Nachitschewan nach Tauris geschafft zu werden. Redutkaleh, bisher ein kleiner Ort, aus einigen Dutzend armseliger Hütten von Holz bestehend, wurde plötzlich der wichtigste Handelsplatz an der Ostküste des schwarzen Meers. Bauunternehmer, Handelsleute, Karawanenführer, Schenkwirthe und Spekulanten aller Art siedelten sich in Masse an, und die neuen Magazine schossen wie Pilze aus dem Sumpfboden. Aus den Häfen Kleinasiens strömten griechische und türkische Schiffe herbei, und der Verkehr von Redutkaleh stieg in kurzer Zeit in der Einfuhr auf zwei Millionen Silberrubel. Auch die bisher so dürftige Ausfuhr der kolchischen Provinzen nahm an der fortschreitenden Handelsbewegung Antheil. Man machte Versuche, verschiedene Landeserzeugnisse als Rückfracht zu laden. Mais, Hirse, getrocknete Früchte, Tabak, Häute, Wachs, Wein und vorzüglich die vortrefflichen mingrelischen Bauhölzer nahmen ihren Weg nach Odessa,

wo sie mit Vortheil abgesetzt wurden, und das bisher so arme kolchische Küstenland, dessen fast einziger Ausfuhrartikel früher in schönen Weibern für die türkischen Harems bestand, genoß während der zehnjährigen Handelsfreiheit eines rasch steigenden Grades von Wohlstand. Auch Tiflis und Eriwan, deren Karawanserais damals sehr belebt waren, so wie alle Theile des transkaukasischen Binnenlandes, welche die Karawanen auf ihrem Zuge nach Persien berührten, theilten sich mit den Seehäfen Odessa und Redutkaleh in die Vortheile dieses einträglichen Transithandels.

Im Jahre 1831 schickte die russische Regierung den Kanzler Peltschinski nach Tiflis, um sich über den Stand des Handels zu unterrichten. Der Finanzminister Cancrin, der das schöne Privilegium der transkaukasischen Provinzen gleich von Anfang an mit schelem Auge betrachtet hatte, hielt den Zeitpunkt gekommen, das russische Zollsystem in diese Länder einzuführen. Die Handelsfreiheit sollte aufhören, die russische Zolllinie bis an die adscharische Bergkette und den Araxes vorgeschoben, Persien dadurch genöthigt werden, seinen Waarenbedarf aus dem Innern Rußlands zu beziehen. Die reichen Fabrikanten von Moskau stimmten nicht allein für diesen Plan, sondern auch einige armenische Großhändler in Tiflis, welche bedeutende Vorräthe russischer Manufakturwaaren auf dem Lager hatten. Vor allen förderte denselben der damalige Civilstatthalter Zavileiski, der sich mit einer ansehnlichen Summe bei der Gründung einer asiatischen Handelsgesellschaft betheiligt hatte, deren Zweck war, den russischen Manufakturwaaren den Weg nach Persien zu bahnen. Man nahm als ausgemachte Sache an, daß Persien sich mit russischen Fabrikaten begnügen müsse, sobald den englischen, deutschen und französischen Waaren der Durchgang durch Transkaukasien abgeschnitten sei. In Tiflis theilten sowohl die russischen Beamten als die armenischen Kapitalisten mit der Petersburger Regierung und den Moskauer Fabrikanten den seltsamen Irrthum, daß man den Handel zwingen könne, eine bestimmte Richtung zu nehmen oder beizubehalten. Im Jahre 1832 wurde die Handelsfreiheit aufgehoben, zum größten Schreck der kolchischen Bevölkerung, deren Ruin vorauszusehen war. Aber auch in Tiflis und Moskau folgte die Enttäuschung den hochfliegenden Hoffnungen auf dem Fuße. Der persische Karawanenhandel nahm wieder die alte Richtung über Trapezunt und Erzerum. Drei der wichtigsten griechischen Häuser von Konstantinopel bemächtigten sich dieses gewinnbringenden Handels, der durch die neu errichtete Dampfschifffahrtslinie zwischen Konstantinopel und Trapezunt ungemein begünstigt wurde. Diese Häuser errichteten in Tauris Filiale und bezogen ihre Waaren direkt, zum größern Theil aus England, zum kleinern Theil aus Deutschland. Nach den Fabrikaten aus Moskau fragte Niemand. Die kolchischen Gebiete verloren aber nicht blos ihren Transit, sondern auch fast ihre ganze Ausfuhr, welche als direkte Fracht keinen Vortheil gewährte. Redutkaleh wurde wieder ein öder Ort. Der eigene Bedarf Transkaukasiens an russischen Fabrikaten blieb gering und entschädigte für den Verlust der Durchfuhren in keiner Weise. Zwar gelang es in neuester Zeit der gewichtigen Stimme des Fürsten Woronzow, die Aufhebung des Prohibitivsystems durchzusetzen, aber nun war es zu spät, der Handel hatte sich bereits zu sehr an den Weg durch die Türkei gewöhnt. Ob hier später eine Aenderung eintreten wird, ist zweifelhaft, da die türkische Regierung diesen Handel in jeder Weise begünstigt und namentlich so durchgreifend für die Sicherheit der Straßen sorgt, daß für die zahlreichsten Karawanen die Begleitung eines einzigen türkischen Kawassen hinreicht, um in dem verrufenen Bezirk zwischen Toprakaleh und Bajasid die kurdischen Räuberbanden fernzuhalten.

Die sprüchwörtliche Unredlichkeit und Erpressungssucht der russischen Beamten ist in Transkaukasien, so fern von dem Auge des Kaisers, eine Geißel für die Bewohner. Fürst Woronzow hat mit aller Energie keine Besserung herbeiführen können. Die allgemeine Unsittlichkeit der Werkzeuge der Regierung macht den

Statthalterposten der Länder am Kaukasus zu dem schwierigsten von allen; schon mancher großer Name ist in Tiflis zu Grabe getragen worden. Die Armenier, die in alle Staatsgeheimnisse einzudringen suchen und jede Mittheilung mit Gold aufwiegen, sind der Prüfstein des Herzens der russischen Beamten. Wer den Lockungen der Armenier widersteht, hat die Feuerprobe bestanden. Wo solche Verführungen mit einem bereits vorhandenen Hange zur Bestechlichkeit zusammentreffen, muß ein grauenhafter Zustand entstehen. Die Erpressungen werden von allen Graden begangen: was der höhere Beamte übrig läßt, nimmt der Steuereintreiber und der Kosak. Das gewöhnlichste Mittel der Erpressung besteht darin, einem Bezirk oder einem Ort zu drohen, daß man ihn für pestkrank erklären werde. Die Regierung will die Pest auf dem transkaukasischen Gebiet um jeden Preis ausrotten. Wird ein Dorf auf die Anzeige des russischen Bezirksbeamten als pestkrank, oder nur als verdächtig erklärt, so erfolgt sogleich dessen strengste Absperrung durch Kosakenpikets. Einige Monate bleibt dann die unglückliche Bevölkerung außer aller Berührung mit dem übrigen Lande; die Leute müssen ihre Feldarbeiten einstellen, sehen ihre Ernte zu Grunde gehen und leiden während der strengen Absperrung Mangel an allem. Alle ihre Kleider, Betten, Decken u. s. w., mit einem Wort, alle Habseligkeiten, welche den Pestsstoff aufzunehmen und weiter zu verbreiten fähig sind, werden den Flammen übergeben. Der Ersatz, den sie dafür erhalten, beträgt nie den zehnten Theil des Verlustes. So übt der Bezirksbeamte eine furchtbare Macht mit der bloßen Drohung, daß er das Dorf als pestverdächtig anzeigen werde. Der erste zufällige Todesfall, durch Fieber oder eine andere endemische Krankheit herbeigeführt, dient ihm bei dieser Drohung als Vorwand. Da eilen die unglücklichen Bewohner, die sich mit gänzlichem Ruin bedroht sehen, herbei, und beschwichtigen den Beamten durch Geschenke. Die Pest dient aber auch nach einer andern Seite hin. Zeigt ein Statthalter, daß er einen Bezirk besuchen werde, und ist man auf seinen Besuch noch nicht vorbereitet, so meldet man den Ausbruch der Pest, und die Kontrole unterbleibt. Die Regierung giebt diesem schändlichen Treiben eine gewisse Rechtfertigung durch die viel zu geringe Besoldung ihrer Beamten. Ein Bezirksvorsteher, in dessen Verwaltungskreis 20,000 und mehr Seelen gehören, hat sechshundert Papierrubel oder nach deutscher Münze dreihundert Gulden Gehalt. Ein deutscher Reisender, der einen solchen Vorsteher besuchte, fand ihn aufs herrlichste eingerichtet. Ein bequemes Mobiliar, eine vorzügliche Küche, Weine aus Frankreich, Cigarren aus der Havana, vierundzwanzig Reitpferde, lauter Prachtthiere aus Arabien, Persien und Turkestan von den edelsten Racen des Orients — nichts fehlte zur behaglichsten Existenz.

Mit allen ihren Fehlern hat sich die russische Herrschaft in der Volksmeinung vollständig festgesetzt. Im Anfange gewöhnten sich die Georgier schwer an die fremde Regierung, obgleich sie sich zu derselben Religion bekennen. Ihre spröde Zurückhaltung dauerte so lange, als der Glaube verbreitet war, daß die russische Herrschaft in Transkaukasien eine vorübergehende sei, daß dieselbe entweder dem Angriffe der großen mohamedanischen Nachbarreiche im Süden, oder dem Stoße der kriegerischen Gebirgsvölker im Norden unterliegen werde. Als die grusinische Bevölkerung in dieser Erwartung sich getäuscht sah und in den Kriegen mit den Persern, Türken und kaukasischen Gebirgsvölkern allmälig merkte, auf welcher Seite die überwiegende Stärke sei, gab sie ihren Groll auf und versöhnte sich mit den Eroberern, obgleich sie nie ganz vergaß, daß sie einst das herrschende Geschlecht im Lande gewesen sei. Der zahlreiche Adel, schon vor der russischen Besitzergreifung in seinen Vermögensverhältnissen ziemlich herabgekommen, wurde ziemlich zahm, haschte nach Aemtern und Auszeichnungen und beugte sich vor dem Stellvertreter des Kaisers. Von den alten fürstlichen Geschlechtern, deren Titel Rußland anerkannte, traten ziemlich viele der jüngern Söhne in russische Kriegsdienste, und manche derselben, wie die Dadian, Bagration, Argutinski, haben sich

auf den Schlachtfeldern Europa's und des Kaukasus hervorgethan. Viele russische Offiziere und Beamte verschwägerten sich mit den Familien des Landes, was in den letzten Jahrzehnten so zunahm, daß es jetzt in Tiflis wenige Geschlechter giebt, welche nicht durch verwandtschaftliche Bande und somit auch durch persönliches Interesse an die Eroberer geknüpft wären. Zur Zeit Yermoloff's war der georgische Adel für Rußland zwar bereits gewonnen, aber der Einfluß der Frauen verstärkte damals noch nicht den Bund der beiden Völker. Erst unter Paskewitsch sah man einzelne Damen aus den vornehmsten Geschlechtern Grusiens in den zu Salons gewordenen Gemächern des Königspalastes. Während der Statthalterschaften Rosen's und Golowin's mehrte sich die Zahl dieser weiblichen Gäste, welche jetzt die französische Tracht theilweise annahmen. Die eingeborenen Damen gewannen für abendländische Pracht, Sitten und Unterhaltungen fast mehr Vorliebe, als ihren männlichen Verwandten lieb sein mochte. Das strenge, etwas pedantische Auftreten des Generals Neidhardt ließ den Zudrang abnehmen. Um so mehr hat er sich später wieder durch den Fürsten Woronzow gehoben. In sittlicher Beziehung hat die russische Herrschaft keine gute Veränderung hervorgebracht, was übrigens für Rußland kein Vorwurf ist, da der erste Schritt eines rohen Volks, das einem gebildeteren nachstrebt, immer ungünstig ist. Alle auf einer niedern Kulturstufe stehenden Völker sind wie die Kinder und nehmen von den Völkern, welche sich ihnen als Lehrer aufdrängen, erst alles Sonderbare und Auffallende an, ehe wahrhaft Nützliches bei ihnen Eingang findet. Bis jetzt haben die Georgier durch ihre Berührung mit den Russen nichts gelernt, als eine für ihr Land unzweckmäßige Kleidung zu tragen, statt der bloßen Finger Messer und Gabeln beim Essen zu gebrauchen, auf Stühlen und Bänken zu sitzen, ohne die Beine unterzuschlagen u. s. w. Trotz aller Schulen, welche die Regierung angelegt hat, wird noch ein volles Jahrhundert vergehen, ehe wahre Bildung Wurzel schlagen und dem Volk eine höhere Richtung geben kann. Uebrigens versieht es die Regierung mit ihren Bemühungen um die Volksbildung. In den höhern Schulen nimmt der Sprachunterricht eine Ausdehnung an, die nicht anders als geisttödtend wirken kann. In Tiflis sollen die Zöglinge nicht weniger als sieben Sprachen lernen: lateinisch, deutsch, französisch, russisch, grusinisch, tatarisch und persisch. Leider giebt es auch an Orten, wohin der Blick der die Aufsicht führenden Beamten für gewöhnlich nicht dringt, Schulen genug, deren Existenz sich auf die Regierungslisten beschränkt. Moritz Wagner erzählt die Geschichte einer Kreisschule der Station Pipis. Er fand ein schönes modernes Gebäude und eilte dieses Wunder in der Wildniß zu besichtigen. „Der Thorflügel des Gebäudes stand offen", erzählt er, „das Innere war leer, große öde Gemächer ohne Möbel mit dumpfigen Wänden, an welchen die Spinnen ungestört ihre weiten Netze webten, zerbrochene Fenster, eine große Eidechse, welche in eine Spalte der Mauer schlüpfte, feuchte Luft, deutliche Spuren von bereits beginnendem Verfall des nicht ganz fertig gebauten Hauses boten sich der enttäuschten Neugierde dar. Aber was ist aus den Lehrern und Zöglingen, was aus den Bänken und Kathedern geworden, die doch in diesem Schulgebäude einmal gewesen sein müssen. „„Nichts von alle dem ist jemals hineingekommen,"" sagte mir der Kosakenlieutenant, den ich im Hofraum fand. „„Als der Kaiser seine Provinzen jenseits des Kaukasus besuchte, wollte man ihm glauben machen, daß allenthalben die europäische Civilisation unter diesem wilden Volk Wurzeln zu treiben beginne, und diese Bildungsversuche von unsern höchsten Beamten in Tiflis eifrig angeregt und gefördert würden. Man baute in aller Eile dieses schöne Haus und zeigte dem Kaiser den großartigen Plan der künftigen Einrichtung. Für alle Fächer, für alle Sprachen sollten Lehrer aus Tiflis kommen, die Armenier und Tataren aus weiter Umgegend durch Geldgeschenke bewogen werden, ihre Kinder hierher zu senden, um europäische Schulweisheit zu holen. Der Plan war prächtig, aber es hatte auch dabei sein Bewenden, denn sobald der Kaiser das neue Schulhaus gesehen und seine Zufriedenheit ausgesprochen

hatte, waren die Hände der Maurer und Zimmerleute plötzlich wie gelähmt. Kein Rubel fand mehr den Weg nach Pipis für den humanen Zweck, der Baumeister machte sich davon, noch ehe sein Werk beendigt war. Da haben wir nun die öden Räume theilweise in Besitz genommen.'" Die Kreisschule von Pipis war ein Wachthaus der Kosaken geworden.

Die Georgier sind eifrige Anhänger der orthodoxen griechischen Kirche. Der Katholikos zu Tiflis ist Mitglied der heiligen Synode zu St. Petersburg, die Hierarchie von 12 Erzbischöfen und Bischöfen, 13 Archimandriten, vielen Mönchen nnd Weltgeistlichen in 11 Klöstern und 317 Kirchen gilt sehr viel. Die heilige Kirche ist in Georgien der reichste Grundbesitzer. Sie besitzt viele Dörfer, die sie in einer solchen Weise besteuert und bedrückt, daß die Leibeigenen der Kirche die ärmsten von allen sind. Obgleich die Georgier unter sich keine Sekten dulden, sind sie doch gegen Armenier, Katholiken und Protestanteu, so wie gegen die Mohamedaner sehr duldsam. Von der Regierung läßt sich dieses nicht rühmen. Die Erfolge, deren sich die katholischen Glaubensboten unter den Mohamedanern zu erfreuen hatten, erweckten bei der Regierung Besorgnisse über die Zunahme eines Glaubens, von dem man annimmt, daß er in das russische System nicht passe. 1844 wurde in Petersburg die Austreibung aller katholischen Glaubensboten aus den russisch-kaukasischen Provinzen anbefohlen und im Januar des nächsten Jahres auf die roheste Weise vollzogen. Ohne daß vorher eine Meldung erfolgt wäre, fuhren Karren von bewaffneten Kosaken umgeben, in Tiflis, Gori und Kutais vor den Klöstern vor. Die Glaubensboten wurden aus den Kirchen gerissen, mehreren die priesterlichen Gewänder mit Gewalt ausgezogen und alle in die Karren geworfen, ohne daß man ihnen erlaubte, das Unentbehrlichste mitzunehmen. Dies geschah im Anfang Januars mitten in dem strengen kaukasischen Winter. Man wählte zur Reise den schlechtesten Weg, über steile Berge, bedeckt mit Eis und Schnee, über Stellen, wo oft jeder Tritt das Leben in Gefahr setzte. Waren die Unglücklichen den Tag über halb erfroren, so sperrte man sie Nachts in schlechte Hütten, wo sie in Gesellschaft von Vieh die erstarrten Glieder auf den nackten Boden ausstrecken mußten. Nach einer viertägigen Reise gelangten sie endlich über die Grenze auf türkisches Gebiet, „um," wie sich der Bericht eines der Glaubensboten ausdrückt, „bei den Moslemin das Asyl und die Gastfreundschaft zu finden, die ihnen von moskowitischen Christen mitten im strengsten Winter und ungeachtet ihrer dringendsten Bitten versagt worden war." Seit dieser Zeit ist den katholischen Mönchen und Geistlichen jeder Bekehrungsversuch, mag derselbe nun gegen Jesiden oder Mohamedaner gemacht werden, bei Strafe der Verbannung nach Sibirien untersagt.

Noch vor dreißig Jahren konnten die Siege Schamyl's unter den damals zahlreichen Mohamedanern am Kur und Araxes gefährliche Aufstände hervorrufen. Jetzt hat Rußland von dieser Seite keine bedenkliche Kundgebung mehr zu befürchten, da die mohamedanische Bevölkerung seitdem in den Gebirgen an beiden Ufern um fast die Hälfte abgenommen hat, während die christlichen Elemente durch bedeutende Einwanderung von Armeniern aus Persien und der Türkei sich verstärken. Ueberall verhält sich diese armenische Bevölkerung und im allgemeinen auch die grusinische treu, geduldig und ergeben, obwohl ihnen durch Blutsauger von kleinen russischen Beamten viel Leid geschieht. Den Tataren, die den alten Religionshaß gegen den christlichen Herrn im ganzen noch wenig vermindert in sich tragen, würde ein Aufstand im Großen hauptsächlich wegen ihrer armenischen Nachbarn nicht gelingen. Da ihre Dörfer mitten unter armenischen Ortschaften zerstreut liegen, geht nichts bei ihnen vor, wovon die Armenier nicht schnelle Kunde erhalten. Jeder Aufstandsplan wäre sogleich dem russischen Machthaber verrathen, jede Bewegung augenblicklich im Keim erstickt. Der transkaukasische Tatar weiß das und er kennt auch den großen Nachtheil, der für ihn in der Zerstreuung seiner Stämme liegt. Guerillaheere kann er den Russen nicht mehr entgegensetzen, aber das Handwerk des Gebirgsräubers und Wegelagerers bleibt ihm, und solche Banden von Fana-

tikern oder geflüchteten Verbrechern bilden sich noch immer in den transkaukasischen Provinzen von Zeit zu Zeit. Dort giebt es steile Felsen, rauhe Abgründe, dichte Wälder genug, um Raub und Räubern den russischen Polizeimeistern zu verbergen und jene Eingeborenen, welche ein wildes freies Leben dem Wohnen in den Dörfern vorziehen, wo sie zwar bequemer leben könnten, aber auch allen Erpressungen des russischen Steuereinnehmers ausgesetzt wären, gegen Lanzenstöße zu sichern.

Die Georgier, deren Name nicht von den heiligen Georg, sondern von dem Flusse Kur oder Gur herkommt, bilden den Kern der kolchischen Bevölkerung. Derselbe Fluß giebt die Namen Gurgistan, Gurtsch, Grusien her, mit denen Perser, Türken und Russen Georgien nennen. Der georgische Stamm läßt vier Hauptzweige unterscheiden, die sich durch ihre Mundart, wie durch ihren sittlichen und gesellschaftlichen Zustand von einander trennen. Der erste Zweig, begreift die eigentlichen Georgier, welche in Kartli, Kacheti und Imerethien bis an die Ufer des Zcheniß-zkali wohnen. Ein älterer Dialekt dieser Georgier ist beim Gottesdienste im Gebrauch und wird das gelehrte Georgisch genannt. Den zweiten Zweig bilden die Einwohner von Mingrelien, Odischi und Gurien, die einen gröberen, mit mehr fremden Wörtern gemischten Dialekt reden. Zu dem dritten Zweige gehören die Suani oder Suaneten im hohen Gebirge des Kaukasus westlich vom Elbrus und nördlich von Imerethi, deren Sprache mit einer Menge kaukasischer Wörter vermischt ist. Der vierte Zweig ist jener der Lasen, eines wilden und räuberischen Gebirgsvolks, dessen Wohnsitze an den Küsten des schwarzen Meers von Trapezunt bis zum Ausflusse des Tschoroch reichen. Wie die Buchstaben der Georgier, die ihr erster König Parnaos oder Pfarnabas 327 v. Chr. erfunden haben soll, von denen aller andern Völker verschieden waren, so unterscheidet sich auch die Sprache selbst, obgleich sie mit nordasiatischen und indo-europäischen Sprachen gewisse Aehnlichkeiten darbietet, sowohl in der Grammatik, als in den Wurzeln von allen bekannten Mundarten. Da man den Kaukasus als die Wiege des Menschengeschlechts betrachtet, mag hier die Notiz Raum finden, daß Friedrich Adelung zwischen dem Georgischen und den Indianersprachen Amerika's einige Formähnlichkeit endeckt haben will.

Die eigentlichen Georgier sind eines der schönsten Völker der Erde. Hohe kräftige Männergestalten, schlanke schön gebaute Frauen mit regelmäßigen, oft edel geformten Gesichtern und großen schön gezeichneten Augen findet man fast überall. Dennoch gebührt unbedingt den Männern der Preis der Schönheit vor den Frauen. Es fehlt hier dem weiblichen Gesicht ganz jener edlere geistige Ausdruck, welcher schönen Europäerinnen einen so eigenthümlichen Zauber verleiht. Die Georgierinnen verlieren überdies bald die Jugendfrische, und dann ist bei ihnen alles dahin. Die an und für sich schon die Schönheitsgrenze überschreitende Nase erscheint in Folge der früh einfallenden Wangen in einer so unnatürlichen Größe, daß viele Russen glauben, sie nehme mit den Jahren an Umfang zu, das Auge wird matt, der Busen welk. Die Georgierinnen blenden und verlieren bei näherer Untersuchung. Das mit weißer und rother Schminke belegte Gesicht und die malerische Kleidung, alles ist auf Effekt berechnet, und es soll kaum einen reizenderen Anblick geben, als eine Georgierin in einiger Entfernung. Besonders großartig ist nach der Schilderung von Reisenden der Eindruck, wenn man die Bewohnerinnen von Tiflis bei feierlichen Gelegenheiten zu Hunderten beisammen sieht. Sie schreiten einher langsamen, feierlichen Schritts, die eine im kurzen, farbenblendenden Sarafan, die andere in die lange weiße, den ganzen Körper anmuthig umschlingende Tschadra gehüllt, welche sie so kunstvoll zu halten wissen, daß sich bei den Schönen der schlanke Wuchs genau darin wiederzeichnet, und bei den Häßlichen alles das Auge Beleidigende darunter versteckt wird. Ihr einer Krone ähnlicher Kopfputz giebt ihnen das Ansehen von Königinnen, die kleinen Füßchen sehen in den von weiten rothseidenen Beinkleidern überwallten zierlichen hohen Pantoffeln noch kleiner aus, und die natürliche Anmuth Aller in Gang und Haltung macht die Täuschung vollkommen. Unter den Männern sind die von Gori wegen ihrer Schönheit hochberühmt und unter ihnen zeichnen

sich wieder die Sprößlinge des weit verzweigten fürstlichen Geschlechts von Eristaff aus. Der geschmackvolle kriegerische Anzug der georgischen Fürsten trägt freilich nicht wenig dazu bei, ihre körperlichen Vorzüge im günstigsten Licht zu zeigen. Eine hohe pyramidenförmige Kopfbedeckung von schwarzem Schafpelz, ein dunkelseidener, von silbernem Gürtel gehaltener Archeluk,*) darüber ein vorn offenstehender, elegant zugeschnittener Waffenrock von rothem silbergesticktem Sammet mit fliegenden Aermeln, weite schwarze Beinkleider, welche in anmuthigen Falten in feine rothe anschließende, bis über die Knie hinaufreichende Reiterstiefeln fallen, Tscherkessensäbel, Dolch und Pistolen — dies sind ungefähr die Einzelnheiten, aus welchen ein solcher Anzug besteht.

Die Wohnungen der Fürsten des Landes bieten einem europäischen Auge wenig Anziehendes dar. Die einzigen werthvollen Gegenstände, welche man darin findet, sind schöne Teppiche, Waffen und Kleidungsstücke. Wenn sich bei uns die Prachtliebe hauptsächlich in den Wohnungen ausspricht, so sind es in Georgien, wie im ganzen Orient, die Kleidungsstücke, in denen man es Andern zuvorzuthun sucht. Hier dienen die Wohnungen weder als Vereinigungspunkte häuslicher Geselligkeit, noch als Gegenstände zur Befriedigung der Eitelkeit der Besitzer. Das Haus wird gebaut, damit man eine sichere Lagerstätte für die Nacht, einen Schutz gegen das schlechte Wetter habe. Bei schönem Wetter sitzen die Frauen beständig auf dem Dache, wo sie Besuche annehmen und in hellen warmen Sommernächten sogar ihr Lager aufschlagen. Alle Stämme Transkaukasiens, Georgier, Armenier, Perser und Tataren leben in ihren Häusern wie das liebe Vieh. Selbst die Wohnungen der Reichen unter ihnen können sich mit denen unseres wohlhabenden Mittelstandes nicht messen. Wo die Russen nicht eingewirkt haben, zeichnen sich die Gebäude in den Städten weder durch Symmetrie, noch durch Schönheit, noch auch durch eine vortheilhafte Lage aus. Auf dem Lande Georgiens bestehen die Wohnungen theils aus Buden von Holz, theils aus in die Erde gegrabenen Hütten, die von innen mit Holz oder mit Steinen verkleidet werden. Aus solchen finstern Erdlöchern sieht man schmucke, in Seide und Sammet gehüllte Frauen hervorsteigen. Die Buden über der Erde sind nicht viel besser, es fehlt ihnen Rauchfang, Ofen, Fenster, künstlicher Fußboden und eigene Decke. Die Häuser von Imerethien, obgleich ebenfalls unbequem und schmutzig, unterscheiden sich durchaus von denen der Georgier und nähern sich mehr unserm Geschmack. Sie sind von Holz aufgeführt, klein und haben breite Dächer, welche nach oben hin spitz zulaufen. In jedem georgischen Dorfe giebt es steinerne Thürme, Andenken jener Zeit, in der die Bauern oft genöthigt waren, bei plötzlichen Ueberfällen die Flucht zu ergreifen.

Eichwaldt, einer der neuesten Beobachter der Georgier, bezeichnet sie als unbeständig und ruhmredig, gastfrei und gutherzig, aber weder höflich noch sanft. Ueber alles träg und sorglos, raffen sie sich nur in der Noth auf, oder wenn ihre Vaterlandsliebe erregt wird. Der Adel hält viel auf sein altes Geschlecht und auf die Thaten der Vorfahren, der Bauer ist überaus gehorsam. Früher hielt ein Fürst es für eine Schande, lesen und schreiben zu können, jetzt sucht man, den Russen nachahmend, den Kindern eine gute Erziehung zu geben. Die Frauen sind gebildeter als die Männer. Der Liebe, mit welcher die Eltern ihre Kinder behandeln, entspricht seitens der letztern kein achtungsvolles Benehmen. Die Lebensweise ist im allgemeinen sehr einfach. Die Haupt- und Lieblingsspeise der Imerethier, wie auch der Mingrelier und Abchasen ist das Gomi, eine Art Hirsebrod, für europäische Zungen fast ungenießbar. Der Georgier bereitet sich Brod aus unreinem Weizenmehl, liebt Gemüse und Hülsenfrüchte und ißt zuweilen Käse, Kaviar und gesalzene Fische, aber selten Fleisch. Wein wird in allen christlichen Provinzen jenseits des Kaukasus in fast unglaublichen Mengen getrunken, so daß man in Tiflis auf jeden

*) Der Archeluk ist ein kurzes, eng anschließendes, vorn zugehaktes Unterkleid mit Aermeln, welche unter den Armen aufgeschlitzt sind.

erwachsenen Mann täglich eine Tunga, oder fünf Flaschen unseres Maßes, rechnet. Den besten Wein unter allen traubengesegneten Provinzen liefert Kachetien. Die Tunga von gutem rothen Wein, der in der Farbe dem Burgunder ähnelt, wird in Tiflis mit einem Abasen oder 20 Kr. bezahlt. Den Wein geringer Qualität kauft man um den Spottpreis von 5 bis 6 Kopeken die Tunga. Man transportirt denselben in Schläuchen von Büffel- oder Ziegenhäuten, die von der innern Seite mit schwarzer Naphta verpicht sind und dem Wein einen unangenehmen Naphtageschmack mittheilen. Dieser kachetische Wein gilt übrigens für ungemein gesund und stärkend, erzeugt nie das Fieber und soll nach der Behauptung von Aerzten sogar die Gicht heilen. Der mingrelische Wein, welcher in Tiflis nur von reichen Personen getrunken wird, hat einen weit lieblicheren Geschmack, soll aber weniger gesund und haltbar sein; der beste kommt aus Odischi. Auch die deutschen Kolonisten liefern einen Wein, der, da er in reinlichen Fässern statt in verpichten Schläuchen gekeltert und aufbewahrt wird, weit angenehmer schmeckt als der kachetische. Dennoch ziehen die Eingeborenen meistens den Naphtageschmack des letztern vor, an den sie gewöhnt sind.

In Hinsicht auf seine Alterthümer ist Transkaukasien noch genauer zu erforschen. Die besten Beschreibungen der vorhandenen Denkmäler hat der französische Reisende Dubois de Montpereux geliefert. Leider ist so vieles, zum Theil auf die unnützeste Weise, zerstört worden, daß sich aus dem Stein nicht viel über die Geschichte des Landes mehr herauslesen lassen wird. Als der König Salomo von Imerethien 1769 den russischen General Todleben gegen seine empörten Unterthanen und die Türken zu Hülfe gerufen hatte, und die Ruhe wiederhergestellt worden war, schlug der russische General dem König vor, alle alten Festungen in die Luft zu sprengen, damit der Feind sich darin nicht festsetzen könne. Der arme schwache imerethische Herrscher wagte nicht den vandalischen Rath seines mächtigen Bundesgenossen zu verschmähen. So sprengte Todleben vor allen die Bergcitadelle von Kutais und mit ihr die meisten Alterthümer in die Luft. Zu den merkwürdigsten Ueberresten gehört das Felsenschloß Uphlis-Ziche. Die alte georgische Geographie des Wachuscht (übersetzt von Brosset dem Jüngeren) sagt darüber: „Ueber der Ebene von Achurian, auf einem Berge, welcher unten mit dem Felsen von Ewernak zusammenhängt, am Ufer des Mtewar, liegt Uphlis-Ziche, eine Burg, erbaut von Uphlos, dem Sohn des Karthlos. Bis zu den Zeiten des Dschingis-Chan stand hier eine Stadt, heut zu Tage sieht man nur noch die Ruinen davon. Die Bauart und Einrichtung des Ganzen war bewunderungswürdig. Es waren große, in den Felsen gehauene Gemächer und Säle; man sah daselbst gleichfalls eine in Stein gehöhlte ungeheure Grotte, welche sich bis Mtewar hin erstreckte. Oestlich davon dehnt sich ein steiler Abgrund aus, wo sich eine Menge in den Felsen gehauene, jetzt unzugängliche Höhlen befinden.“ Von den Gemächern, Höhlen und Grotten sieht man heutigen Tags immer noch genug, um zur Bewunderung des unbeugsamen Willens und der eisernen Kraft hingerissen zu werden, welche dem starren unwirthlichen Felsen hier Wohnung und Schutz abtrotzte. Die Gemächer sind mit einer Regelmäßigkeit und Kunstfertigkeit gearbeitet, welche in Erstaunen setzen. Die Decken sind mit Bildhauerarbeiten, die Wände mit Inschriften verziert.

Seit 1818 und 1819 giebt es in Georgien deutsche Ansiedlungen. 1815 verließen viele Schwaben ihr Vaterland, die meisten aus religiöser Schwärmerei, und wurden von russischen Agenten nach Ismail geleitet, wo sie eine lange und strenge Quarantaine halten mußten. Ein Theil wurde von da nach den Steppen Südrußlands geleitet, ein anderer Theil zog Grusien vor. Hier gründeten sie zuerst in der Nähe der Hauptstadt die Ortschaften Neu-Tiflis und Alexandersdorf, dann 28 Werste weiter gegen Süden die Kolonie Elisabeththal, später die ferner gelegenen Ortschaften Marienfeld, Petersdorf, Katharinenfeld, Annenfeld und Helenendorf. Zwanzig Jahre später entstanden auch bei Akhalzik und Schamachie deutsche Kolonien. Alle diese deutschen Ansiedlungen standen früher unter einem besondern

Ausschusse der Fürsorge, später wurden sie der Domänenkammer in Tiflis untergeordnet. Ein Oberaufseher und die Dorfschulzen handhaben die Polizei. Im ganzen sind die Ansiedler mit ihrer Lage zufrieden, doch ist die Fruchtbarkeit des Bodens und daher auch der Grad von Wohlhabenheit der Kolonisten sehr verschieden. Die reichste und schönste dieser Besitzungen ist Katharinenfeld, 60 Stunden südöstlich von Tiflis in einem reizenden Thal gelegen. Weinbau und Kartoffeln sind die vortheilhaftesten Kulturen, der Getreidebau ist nur in wenigen Gegenden ergiebig. Die Deutschen haben eine namhafte Aenderung des Preises mancher Erzeugnisse bewirkt, so der Kartoffeln und der Butter. Den Hafer, der bis dahin aus den Häfen des schwarzen Meeres bezogen wurde, haben sie eigentlich erst eingeführt. Daß man ihnen zu wenig Land eingeräumt hat, ist das Einzige, worüber sie klagen. Sie zahlen sehr geringe Abgaben: jedes männliche Individium 1 R. 12 Kop. Kopfsteuer und für den Schulzen 20 Kop. Silber monatlich, außerdem noch Steuer für den Schullehrer und andere Gemeindebeamte; dagegen werden die sämmtlichen Pfarrer von der Regierung besoldet. Einige dieser Kolonien haben bei dem Kriege mit den Persern durch feindliche Einfälle stark gelitten. Viel weniger wohl befinden sich die armenischen Eingewanderten von 1828 und 1829. Jeder Familienvater muß an die russische Regiernng zwei Silberrubel Kopfsteuer und acht bis zwölf Silberrubel Grundsteuer bezahlen, was für so arme Leute viel ist. Ferner müssen die Armenier zur Ausrüstung der tatarischen Garbereiter beitragen, welche alljährlich nach Warschau gehen, und die russischen Bezirksbeamten erlauben sich gegen sie zahllose Bedrückungen. Man hat ihnen die rauhen Ufer des Goktschaisees angewiesen, wo sie ihre Heerden höchstens fünf Monate des Jahres austreiben können, und die besten Weiden werden ihnen noch von den russischen Postmeistern weggenommen.

Der Einfluß der Gebirge macht das Klima Transkaukasiens rauher, als die Breite vermuthen lassen sollte. Die Südfrüchte, die in dem türkischen Küstenlande des schwarzen Meeres gedeihen, sucht man hier vergebens. Eine klimatische Wunderlichkeit dieses Himmelsstrichs räumt einer geringen Höhe von 900—1000 Fuß schon den größten Einfluß auf den landschaftlichen und Vegetationscharakter ein. Aber selbst zu Tiflis, im Thale des Kur, liegt im März noch Schnee. Georgien ist ein Thal, das sich zwischen dem armenischen Hochlande und dem Kaukasus von Meer zu Meer, den Kur dem kaspischen, den Rioni dem pontischen Becken zusendend, hinzieht. In den Wäldern der nördlichen Abdachung herrscht die Buche vor, die Abfälle des armenischen Hochlandes erinnern in ihrem landschaftlichen Charakter an Deutschland. Die schönen Thäler von Streitberg und Muggendorf und einige Gegenden des Harzes haben mit der Gegend zwischen Pipis und dem Goktschaisee viele Aehnlichkeit. Auch hier ist die Buche der häufigste Baum, Eichen giebt es in viel geringerer Zahl, Ahorn und Zitterpappeln bekleiden die Abhänge, und in den höhern Regionen, von 3500 Fuß an, kommen Nadelhölzer vor. Wie die Wälder im ganzen aus denselben Bäumen bestehen, welche auch die Seiten unserer deutschen Berge schmücken, so zeigt auch die niedere Vegetation des armenischen Bodens dieselben Geschlechter, ja größtentheils auch dieselben Arten, wie die deutsche Flora. Ein Punkt von großem Interesse in der armenischen Landschaft ist der wohl dreißig Stunden im Umkreise haltende Goktschai, ein Alpensee von tiefblauer Färbung, der an seinem Südende von riesigen, bis zu 12,000 Fuß emporsteigenden Vulkanen überragt wird. Das schönste landschaftliche Gemälde entfalten die Uferlandschaften am schwarzen Meer. Unter den Buchen, Eschen und Eichen, welche an den deutschen Waldcharakter erinnern, erheben sich auf den Bergabhängen wilde Juglanden, Dattelpflaumen, Erdbeerbäume mit feuerrother Rinde und vor allen der süße Kastanienbaum, der an sonnigen Stellen zu eben so großer Höhe emporschießt und ein eben so gewaltiges Blätterdach ausbreitet, wie die Platane und Eiche. Der Maiblumenbaum, der Schlingstrauch mit seinen kleingesägten Blättern, der drüsenhaarige Brombeerstrauch mit krummen Stacheln, lang auslaufenden Zweigen und Stengeln von purpurrother Farbe, der Epheu mit seinen zahllosen glän-

zend grünen Herzen — alle diese Schlingsträuche, zu welchen noch die Heckenwinde mit ihren pfeilförmigen Blättern, der wilde Hopfen, der Berberizastrauch mit rothen Beerentrauben und hundert andere lianenartig wuchernde Pflanzen gehören, schmiegen sich an die Baumstämme, ranken sich empor, winden und schlingen sich um Aeste und Zweige, oder wachsen auch als echte Schmarotzer aus allen morschen und abgestorbenen Stämmen hervor. Die Schönheit der kolchischen Flußufer war schon bei den Griechen Gegenstand der Bewunderung; Strabo preist sie.

Der Besitz von Transkaukasien ist für Rußland zur Zeit noch eine kostspielige Last. Die Anfänge der Civilisirung sind immer mit großen Opfern verbunden, und Rußland ist mit seiner Aufgabe noch lange nicht fertig. Kaiser Nikolaus hat bei seinem Besuche im Jahre 1837 gegen den Generalstatthalter v. Rosen selbst geäußert, für ein halbes Jahrhundert habe man noch hinreichend zu thun, um Transkaukasien zu organisiren. Und doch hat der Kaiser noch manches mehr gesehen, als wirklich existirte, zum Beispiel den Anfang einer Goktschai-Flotte, deren einziges Ruderboot seitdem längst verfault ist. Die Zukunft Transkaukasiens würde in kürzerer Frist eine befriedigende werden, wenn die herrlichen Küstenprovinzen Persiens am kaspischen Meer, Ghilan und Masenderan, zu ihm gehörten. Der Besitz dieser Küstenländer hätte für die transkaukasischen Gebiete einen unschätzbaren Werth. Der nordöstliche Abhang der Akturskette gegen das kaspische Meer ist reich an Mineralien, und der Boden besitzt eine unerschöpfliche Fruchtbarkeit. In dem milden Klima Masenderan's gedeihen die meisten Südgewächse, welche auf den kalten Hochebenen und in den Thälern Georgiens nicht fortkommen. Selbst das Wachsthum von Palmen begünstigt diese milde Luft, während in den russischen Küstengegenden des kaspischen Meers bei Derbent und Baku nicht einmal der Oelbaum die Winterkälte erträgt. Der russische General Woskobrimikoff hat dort herrliche Steinkohlenlager und Gänge von silberhaltigem Blei und Kupfer entdeckt. Die russische Schifffahrt und der Handel auf dem kaspischen Meer würden erst durch den Besitz dieser Provinzen zu einiger Bedeutung gelangen. Auch die Häfen sind an der Südküste sicherer und geräumiger, als an den östlichen und nördlichen Gestaden. Daß Rußland durch eine Handelssperre, deren Aufhebung zu spät gekommen ist, seinen Handel an der Küste des schwarzen Meers selbst zu Grunde gerichtet hat, wurde bereits gesagt. Uebrigens haben die dortigen Flüsse auch den natürlichen Nachtheil, daß sie an ihren Mündungen von Sandbarren verstopft werden.

Tiflis, die Hauptstadt Georgiens, hat die meisten europäischen Eindrücke empfangen. Die Bevölkerung belief sich laut statistischen Angaben im Jahre 1842 auf mehr als 26,000 Seelen, ungerechnet die Beamten und die russische Besatzung. Die einzelnen Bestandtheile dieser Bevölkerung nach den verschiedenen Nationalitäten sind in den russischen Tabellen leider nicht genau angegeben. Man erfährt nur, daß die Armenier zahlreicher als alle die übrigen Völkerstämme zusammengenommen sind und fast drei Fünftheile der Bevölkerung bilden. Die herrschende Sprache ist die georgische. Die Zahl der Adeligen beträgt fast den zehnten Theil der ganzen Einwohnerschaft, Sprößlinge aus fürstlichem Geschlecht giebt es nahe an 300. Die georgische Hauptstadt ist in einem Kessel von hohen, kahlen und ziemlich steilen Bergen eingekeilt, welcher, im Osten durch eine plutonische Eruption von Porphyr zerrissen, dem Kur einen ziemlich schmalen Durchbruch gestattet, im Norden aber weit geöffnet ist und einen prächtigen Fernblick auf die hohe Alpenkette des Kaukasus enthüllt. Fremdartig bezaubernd ist das Gemälde der orientalischen Häusermassen mit den seltsamen buntbemalten, konisch zugespitzten armenischen und grusinischen Kirchendomen, den russischen Palästen, den Kasernen, den Burgen und Kapellen auf steilen Bergstufen, dem mächtigen Kur, der in eilendem Lauf seine gelbbraunen Fluthen durch die Stadt wälzt, endlich mit der wunderlich buntgemischten Bevölkerung von Georgiern, Armeniern, Osseten, Lesgiern, Tscherkessen, Tschetschenzen, Deutschen und Kosaken, die man alle auf dem großen Marktplatz in ihren Trachten durch einander wogen sieht.

Sir Georg Hamilton Seymour. Ein gewöhnlich übersehener Effekt des parlamentarischen Systems besteht darin, die Aufmerksamkeit der Nation auf den Ministern zu konzentriren und die wenn auch nicht untergeordneten, doch weniger ausgezeichneten Stellungen zum Nichtbeachtetwerden zu verurtheilen. Eine Klasse der Beamten leidet unter dieser Sitte am meisten: die Diplomaten, von denen man gewöhnlich annimmt, daß sie gut bezahlte und hochgeachtete Männer seien, welche wenig zu thun hätten. Dennoch ist diese Meinung die irrigste von der Welt, denn ist ein Gesandter ein Mann von hervorragendem Talent und großer Thätigkeit, so leistet er seinem Vaterlande unbemerkte, aber unschätzbare Dienste, welche zu den glänzenden rednerischen Leistungen der Minister in den gesetzgebenden Versammlungen Grundlage und Stoff liefern. Im ganzen richtig, wenn auch in zu beschränktem Sinne gesagt, war was Lord Malmesbury vor kurzem im Parlament bemerkte, daß das Geschäft eines Gesandten im Auslande darin bestehe, die einheimische Regierung mit Berichten über die geheimen Bewegungen an fremden Höfen zu versorgen. Der Lord gab indessen nur einen Theil der Wahrheit und verweilte mit seinen Gedanken wahrscheinlich mehr bei der Zeit, in der sein Ahn die diplomatische Laufbahn durchmaß und nur über das Gespräch der Höfe, von dem damals das Geschick der Völker abhing, zu berichten hatte, als in der Gegenwart, in der die beziehendlichen Rechte der Monarchen und ihre Pflichten als Herrscher gegen einander besser verstanden werden, und in der ein Gesandter nicht länger ein Spion und Berichterstatter über die chronique scandaleuse, sondern ein Staatsmann ist. Das englische (und deutsche) Vorurtheil, die Gesandtschaften als unnütze und übermäßig kostspielige Einrichtungen zu betrachten, die man nur zum Nutzen der nach Staatsämtern trachtenden Aristokratie erhalte, taucht im Parlament alljährlich bei den Budgetberathungen auf. Dieses Vorurtheil ist im allgemeinen ungerecht, und ganz besonders in Beziehung auf Sir Hamilton Seymour. Andere Diplomaten — wir nennen Sir Thomas Wyse, der vom Unterhause weg auf den Gesandtschaftsposten in Athen versetzt worden ist — haben ihre Laufbahn politischen Verbindungen zu verdanken gehabt, Sir Hamilton Seymour hat sich zu dem hohen Rang, den er gegenwärtig in der diplomatischen Welt einnimmt, von unten heraufgearbeitet.

Sir Georg ist nicht eigentlich „groß geboren", aber von adeliger Abkunft, denn er vereinigt in sich das Blut der Seymours und der Hamiltons. Er ist der älteste Sohn von Lord Georg Seymour und der neunten Tochter des anglikanischen Geistlichen Georg Hamilton. Das genaue Datum seiner Geburt ist nicht bekannt, wahrscheinlich fällt dieselbe in das Jahr 1797. Sein Name und das Ansehen seiner Familie öffneten ihm den Eintritt in die diplomatische Welt, für die er sich bestimmt hatte, und im März 1817 zeigte die Hofzeitung seine Ernennung zum Attaché im Haag an. Die Fähigkeit, welche er hier verrieth, erweckte in den heimischen Behörden den Wunsch, ihn näher an sich heranzuziehen. Im Dezember 1819 trat er als Geheimschreiber-Gehülfe des auswärtigen Amts ein und erhielt somit einen Posten, zu dem man nur Vertrauensmänner beruft, welche zugleich junge Leute sind, in die man mehr als gewöhnliche Hoffnungen setzt. Wenig als ein Jahr später wurde er zum Geheimschreiber und nach demselben Zeitraum zum Privatsekretär im auswärtigen Amte befördert. Diesem besondern Beweise von Gunst und Vertrauen folgte im Oktober 1822 ein anderer. Seymour wurde als Attaché der besondern Gesandtschaft beigegeben, welche zum Kongreß von Verona abging. Im November des folgenden Jahres stieg er eine Stufe höher auf der diplomatischen Rangleiter, indem er als Gesandtschaftssekretär nach Paris ging. Von dort wurde er im September 1826 nach Stuttgart und im Januar 1828 nach Berlin geschickt. Im September des folgenden Jahres begleitete er den englischen Gesandten als Sekretär nach Konstantinopel, wo er natürlich einen tieferen Einblick in die Natur und die Zielpunkte jener russischen Intriguen gewann, welche seit unvordenklicher Zeit die Ruhe des türkischen Reichs gestört haben. Wir brauchen kaum hinzuzufügen, daß dieser Aufenthalt in Konstantinopel in eine höchst kritische Zeit fiel, welche mehr als

gewöhnlich Mittel darbot, die relativen Stellungen der europäischen Mächte in Beziehung auf die türkische Frage kennen zu lernen. Die Dienste, welche Sir Georg in Konstantinopel leistete, lenkten aufs neue die Blicke seiner Obern auf ihn und machten ihn zum Minister in Florenz. Palmerston, dem Niemand einen richtigen und scharfen Blick absprechen wird, war damals Staatssekretär der auswärtigen Angelegenheiten.

In Florenz verweilte Sir Hamilton Seymour länger, als auf irgend einem seiner früheren Posten. Im April 1836 wurde er noch weiter befördert durch seine Ernennung zum außerordentlichen Gesandten und Ministre plenipotentiaire am Hofe des Königs der Belgier. Bei Gelegenheit dieser Ernennung erhielt er das Großkreuz des hannöverischen Guelphen-Ordens. Hatte er in Brüssel auch weniger Veranlassung, sich auszuzeichnen, als ihm ein wichtigerer Gesandtenposten dargeboten haben würde, so machte er doch überall den Eindruck eines Mannes von unbeugsamer Redlichkeit und hohen Talenten. Etwa zehn Jahre später, im Dezember 1846, erfolgte seine Versetzung nach Lissabon, wo er wie in allen seinen frühern Stellen derselben Art die höchste Zufriedenheit seiner heimischen Regierung erwarb. Die Periode, in der Seymour sich in der portugiesischen Hauptstadt befand, war eine stürmische und legte dem englischen Gesandten die Pflicht auf, die Herrscherin des Landes an die Dienste zu erinnern, welche England den Portugiesen erwiesen habe. In einer solchen Zeit war kein gewöhnlicher Aufwand von Takt und Festigkeit nöthig, um die nöthige Stellung gegen den Hof zu behaupten und es doch nicht an dem persönlichen Respekt fehlen zu lassen, ohne den ein Gesandter verhältnißmäßig nutzlos ist. 1847 wurde Seymour mit dem Großkreuz des Bathordens belohnt. Wir sind ihm jetzt durch die verschiedenen Szenen seiner diplomatischen Ausbildung und Laufbahn gefolgt. Wir haben ihn in der Heimath in die diplomatischen Geheimnisse eingeweiht werden und nach und nach in einer oder der andern Würde einige der bedeutendsten Höfe von Europa besuchen sehen. Ein besserer Beweis der Zufriedenheit, die er sich in einer dreißigjährigen Thätigkeit erworben hatte, konnte ihm nicht gegeben werden, als daß er im April 1851 auf einen Posten gestellt wurde, der bei der damaligen Weltlage der bedeutendste in der ganzen englischen Diplomatie war. Sir Georg zeigte sich dieses Vertrauens würdig. Seine seltene Bildung, seine Kenntnisse, sein ungeheurer Vorrath praktischer Bekanntschaft mit den Menschen und Dingen der Gegenwart, den er sich in seinen vielen Dienstjahren angesammelt hatte, machten ihn dem Kaiser, der ihm besondere Beweise von Huld gab, persönlich angenehm. Vielleicht ließ sich der letztere durch die ruhige Bescheidenheit in Seymour's Benehmen und durch den Umstand, daß derselbe noch nie eine glänzende Rolle gespielt hatte, verleiten, den Charakter desselben zu unterschätzen. Jedenfalls zeigen die Eröffnungen, welche der russische Monarch in den ewig denkwürdigen Unterhandlungen über den „kranken Mann" machte, daß Seymour geblendet und zu einem Werkzeuge der russischen Politik gemacht werden sollte. Aber in der Berechnung lag ein verhängnißvoller Fehler, der Gesandte war ein ganz anderer Charakter, als vermuthet wurde. Während er mit der ehrfurchtsvollsten Höflichkeit zuhörte, ergründete er die Gedanken des kaiserlichen Redners bis in deren geheimste Tiefen, ohne daß er seine Regierung im geringsten kompromittirte. Als es zuletzt augenscheinlich wurde, daß ein Bruch bevorstehe, bezeichnete die verschiedene Behandlung des englischen und des französischen Gesandten beim Abschied die Unzufriedenheit, welche Seymour hervorgerufen hatte. Daß seine Effekten nach seiner Abreise zurückbehalten wurden, war kein Akt der Rache, sondern der politischen Vorsicht. Das englische Schiff, das mit diesen Gegenständen befrachtet war, würde unfehlbar, wenn man es hätte absegeln lassen, über den Zustand der Befestigungen von Kronstadt Bericht erstattet haben, und das durfte nicht gelitten werden. Seymour erreichte England in dem Augenblicke, als die geheime Korrespondenz veröffentlicht worden war, und sein Empfang war darum ein sehr warmer. — Sir Hamilton Seymour hat sich 1831 mit Gertrude Brand, der Tochter des zwanzigsten Baron Dacre, verheirathet.

Unter Verantwortlichkeit des Ergänzungsblätterverlags in Meißen. — Redakteur Dr. Fr. Steger.
Druck von A. E. Cato in Meißen.

Der Seekrieg. Die Art, wie man sich zur See bekriegt, hängt wesentlich von der Beschaffenheit der Flotten ab. Die Seekriege der Alten, die Seekriege des Mittelalters waren ganz andere, wie jene der Neuzeit, und zwar hauptsächlich darum, weil die Schiffe andere waren. Aus der mittelalterlichen Zeit haben sich übrigens, wenn auch nur im Mittelmeere, noch einige Arten der früher gebräuchlichen Fahrzeuge erhalten, namentlich zwei: Pinken und Galeeren. Die Pinke, ein kleines, scharfgebautes Fahrzeug mit niederen Masten, an denen dreieckige (sogenannte lateinische) Segel befestigt waren, wurde von den Barbaresken benutzt und kommt noch gegenwärtig an der afrikanischen Küste zuweilen vor. Allen Staaten des Mittelmeers eigenthümlich war die Galeere, ein offenes Fahrzeug von höchstens hundertfunfzig Fuß Länge und fünfunddreißig Fuß Breite mit einem sehr spitz zulaufenden Schnabel und zwei einfachen kleinen Masten mit lateinischen Segeln. Die Galeere wurde von Sklaven (gefangenen Ungläubigen oder Verbrechern) mit Ruderkraft bewegt und führte auf einem Halbdeck nur wenige, fünf oder sechs, Geschütze. Bei einem Kampfe suchte die Galeere ihren Gegner zu entern, wobei der spitzige Schnabel als Brücke benutzt wurde. Jetzt sind die Galeeren so ziemlich verschwunden, und nur Spanien, Neapel und der Kirchenstaat besitzen noch einige solcher Fahrzeuge. Auch die Brander, die in dem Unabhängigkeitskriege der Griechen zum letzten Male eine große Rolle gespielt haben dürften, sind als antiquirt zu betrachten. Man nahm dazu in der Regel alte, unbrauchbar gewordene Fahrzeuge. Den ganzen untern Raum des Branders schlug man mit starken Bohlen aus und füllte denselben mit Pulver, zwischen dem Kisten mit zerhackten Kugeln, Ketten, Messern u. dgl. angebracht wurden. Längs den Seiten des Schiffes angebrachte blecherne Röhren, die das Lauffeuer enthielten, trafen am Maste in einem Punkte zusammen. Diese Röhren füllte man mit Zündpapier, mit in Pech getauchtem Werg, mit Leinwand, welche einen Ueberzug von Harz und Terpentin hatte. Einen Ueberzug von Pech und Firniß erhielten auch die übrigen Theile des Schiffs, und auf dem Verdeck wurden Haufen gespaltenen Tannenholzes, mit Schwefel und Pech übergossen, aufgehäuft. Sollte der Brander gebraucht werden, so führte ihn die Mannschaft an das feindliche Schiff, befestigte ihn an demselben mit eisernen Enterhaken, zündete ihn an und suchte sich in einem Boote zu retten. Gut geführte Schiffe brauchen solche Brander nicht zu fürchten, und deshalb sind die derartigen Fahrzeuge der Griechen wohl den Türken, aber nicht den Aegyptern gefährlich geworden.

In den Seekriegen der Gegenwart wird die Entscheidung von den Linienschiffen gegeben. Wie alle Kriegsschiffe zum Schnellsegeln eingerichtet, führen diese Citadellen des Meers drei Masten, denen man eine bedeutende Höhe giebt, damit sie möglichst viel Segeltuch tragen können. Der Hauptmast eines Linienschiffes steigt, unten bis zu $5\frac{1}{2}$ Fuß englisch dick, bis zu einer Höhe von 122 Fuß an, und die beiden andern Maste, obgleich verhältnißmäßig kleiner, überragen doch die Maste des größten Kauffahrers. Man setzt die Maste aus zwei bis sechs Stücken, die durch eiserne Bänder zusammengehalten werden, zusammen, was die Festigkeit des Ganzen nicht beeinträchtigt und den Vortheil gewährt, daß man beschädigte Stücke herausnehmen und einzeln ausbessern kann. Der große oder Mittelmast trägt das große Segel, der Vorder- oder Fogmast zu unterst das Fogsegel, dann das Vormarssegel, das Vorbramsegel und das Voroberbramsegel, der hintere oder Besanmast das Kreuzsegel, das Kreuzbramsegel, das Oberkreuzsegel und das Leesegel. An dem in schräger Richtung vorn herausragenden Bugspriet befinden sich noch das Rahmsegel, das Vorstagsegel, das Vorstangensegel, der Flieger und der Klüver. Noch viel größer ist die Mannigfaltigkeit des schwarz und mit Theer angestrichenen Tauwerks. Die Hauptflagge flattert nur dann oben am großen Mast, wenn der

Landesherr oder der Admiral am Bord ist. Befindet sich blos der Kapitän auf dem Schiff, so trägt der Hauptmast einen Wimpel, während die Flagge auf dem Flaggenstock am Besanmast angebracht ist. Die sämmtlichen Segel eines Linienschiffs erfordern 50,000 Ellen Segelleinwand, zur Hauptflagge braucht man an 400 Ellen Zeug und das Tauwerk wiegt 250,000 Pfund. Jedes Linienschiff hat sechs Ankertaue, deren jedes an seinem obern Ende 25 Zoll im Durchmesser hat und die zusammen 60,000 Pfund wiegen.

Ein Linienschiff der größten Art mißt am Kiel an 200 Fuß, auf dem Verdeck aber von einem Ende bis zum andern 235 bis 240 Fuß. Die Breite beträgt 60, die Höhe 50 bis 54 Fuß. Zu dem Bau eines solchen Schiffes braucht man 3800 Eichen oder 116,000 Kubikfuß verschiedenen Holzes, ferner 140,000 Pfund Eisen aller Art, an 94,000 Pfund Kupfer für Bolzen, Ringe, Scheiben, Nägel, an Blei 8000 Pfund und an trockenem Theer, Pech wie an Farben 54,000 Pfund. Das Gewicht eines solchen Schiffes mit Mannschaft, Kriegsbedarf und Lebensmitteln auf ein Jahr beträgt $1^8/_{10}$ Millionen Pfund. Die Kosten eines vollständig ausgerüsteten Linienschiffes berechnet man in England für jedes Geschütz auf 1000 Pfd. St., also bei einem Dreidecker von 120 Kanonen auf 120,000 Pfd. St. In Deutschland würde sich ein solcher Koloß mit 670,000 Thalern herstellen lassen. Die jährlichen Unterhaltungskosten sind bei einem Linienschiffe ersten Ranges 285,600 Thaler, bei einem von 80 Kanonen 193,200 Thaler, bei einem von 70 Kanonen 176,400 Thaler. Um den Kostenpunkt gleich hier zu erledigen, geben wir die Ausrüstungskosten der andern Schiffsarten an. In Preußen angestellte Berechnungen liefern folgendes Resultat:

Eine Fregatte von 60 Kanonen kostet	216,000 Thaler.
„ Korvette „ 30 „ „	79,000 „
„ Brigg „ 18 „ „	47,600 „
„ Dampffregatte von 540 Pferdekraft kostet	380,000 „
„ Dampfkorvette „ 330 „ „	230,000 „
Ein Dampfboot „ 160 „ „	120,000 „

Dreidecker sind gegenwärtig die größten Kriegsschiffe, welche man baut. Der letzte Vierdecker, die spanische Santissima Trinidad mit 140 Kanonen, ging in der Zerstörungsschlacht von Trafalgar verloren. Unter 70 Kanonen giebt es bei den großen seefahrenden Nationen keine Linienschiffe. Den vordern Verdeckraum vorn bis zum Vormast nennt man das Vorderkastell. Es stehen hier leichtere Geschütze, und an den Außenseiten hängen die Anker. An dieses stößt das Mitteldeck, von dem die große Treppe in das Schiff hinabführt, wo die großen Boote hängen und wo die beiden Außentreppen angebracht sind. Den hintern Theil des Verdecks nimmt das Halbdeck oder die Schanze ein, der Sammelplatz aller Offiziere. Die Bewaffnuug desselben bilden einige kurze Karonaden. Hier befindet sich das Steuerrad, zu dessen Lenkung bei stürmischem Wetter fünf bis sechs Menschen erfordert werden. Hinten erhebt sich, etwas höher als das Verdeck, das Vierteldeck oder die Kombuse, der Standpunkt des Kapitäns, wenn er selbst den Befehl führt. Hier hängen die leichten Schaluppen, deren jedes Linienschiff fünf oder sechs führt. Unter dem Verdeck ziehen sich die Kajüten des Kapitäns und der Offiziere hin, der gemeinschaftliche Speisesaal der Offiziere, die Schiffsküche mit ihren riesigen Kesseln, in die zum Reinigen zwei bis drei Mann hinabsteigen. Die Fenster sind Kanonenluken, und in jedem Zimmer stehen Kanonen. Da die Scheidewände nur aus dünnem, mit Haken und Klammern befestigten Holz bestehen, so können sie, wenn es zum Gefecht kommt, so schnell weggeräumt werden, daß dieses ganze Deck binnen einer halben Stunde den Anblick einer einzigen Batterie darbietet. Das mittlere Deck enthält die Kajüten der Schiffskadetten, der Bootsleute und andern Unteroffiziere und die kleinen Verschläge, in denen die Matrosen Nachts ihre Hängematten aufschlagen, endlich die nie fehlenden Geschütze. Das

unterste Deck hat eine ganz ähnliche Einrichtung. Hier sind die Seesoldaten untergebracht, die nicht im zweiten Verdeck schlafen, und es stehen hier die Werkstätten der verschiedenen Handwerker, wie die Ankerwinden. Das mittlere wie das unterste Deck werden bei stürmischem Wetter durch Laternen erhellt, da dann die Wellen so hoch hinaufschlagen, daß die Stückpforten geschlossen werden müssen. Unter dem dritten Deck beginnt der Raum des Schiffes, dessen Stockwerke größtentheils unter Wasser liegen, weshalb hier die Luken fehlen und Tag und Nacht Licht gebrannt wird. Im Raume befinden sich die Lebensmittelkammern, der Ort, wo die Verwundeten verbunden werden, die Pumpen, die Pulverkammer, die stets durch Kupfer- und Bleiplatten vom übrigen Raum abgesondert wird und eine solche Einrichtung hat, daß sie unter Wasser gesetzt werden kann, die Wassertonnen, Steinkohlenvorräthe, Reserveanker und Reservesegel u. s. w. u. s. w. Der unterste Theil des Raumes, der ein großes ungetheiltes Ganze ausmacht, dient zur Lagerung des nöthigen Ballastes. Bei Kriegsschiffen besteht derselbe gewöhnlich aus altem Eisen und sein Gewicht darf bei sehr großen Fahrzeugen nicht unter 700 Tonnen (zu 2000 Pfund jede) sein.

Für die Lüftung sämmtlicher Räume des Schiffs muß sehr gesorgt werden. Man bedient sich zu diesem Zwecke langer und weiter Schläuche von getheerter Leinwand, sogenannter Windfänge, die bis in die untersten Räume des Schiffs hinabgehen und beständig einen Luftwechsel unterhalten. Die Ordnung und Reinlichkeit, die man auf allen Schiffen zu erhalten weiß, sind in jeder Beziehung musterhaft. Jeden Morgen scheuert man das Holzwerk der Verdecke mit Wasser und großen Sandsteinen und erhält dasselbe rein und blendend weiß. Alle Metallgegenstände werden durch Putzen glänzend erhalten. Den äußern Seiten des Schiffs giebt man eine schwarze, oben durch einen breiten weißen Strich unterbrochene Farbe, die stets zurückgeschlagenen Decken der Kanonenluken sind roth, die innern Wände der Schanzen auf dem Oberdeck grün, die Wände und Decken der untern Räume weiß, die Geschützlafetten roth, um bei Gefechten die Farbe des Bluts nicht sichtbar werden zu lassen.

Ein Linienschiff erfordert eine sehr zahlreiche und verschieden gegliederte Besatzung. Bei Schiffen von mehr als 80 Kanonen rechnet man auf jedes Geschütz 8 bis 9 Mann, bei andern Schiffen aber zehn Mann, so daß ein Linienschiff von 100 Kanonen 900 Mann an Bord zu haben pflegt. Will man eine so große Menschenmenge im Zaum halten, so ist eine eiserne Zucht nöthig, und diese wird in der That auf allen Kriegsmarinen der Welt gehandhabt. Die Strafen sind streng und zum Theil grausam. Ob die Strafe des Kielholens, bei der der Schuldige mehrmals bis zur Bewußtlosigkeit oder auch bis zum Tode unter dem Schiff weggezogen wird, noch in Anwendung kommen dürfte, möchten wir bezweifeln, aber die „neunschwänzige Katze", die übrigens auch bei andern Marinen außer der englischen gebraucht wird, ist wahrscheinlich noch lange in Thätigkeit. So viel auch Menschenfreunde gegen diese Peitschenstrafe geeifert haben, erwiedern doch die Fachmänner stets, und wie es scheint mit richtiger Kenntniß des Matrosencharakters, daß die körperliche Züchtigung, da sie sofort eintrete, allein im Stande sei, die Disziplin zu erhalten, was eine humanere, im nächsten Hafen eintretende, also von dem Matrosen als fern weniger gefürchtete Strafe nie erreichen würde. In dringenden Fällen kann der Kapitän sogar die Todesstrafe vollziehen lassen. Ein Beispiel ist die Hinrichtung jenes nordamerikanischen Midshipman, der unter dem Schiffsvolk eine Meuterei angezettelt hatte, deren glücklicher Ausgang ein Kriegsschiff der Vereinigten Staaten zu einem Seeräuber gemacht haben würde. Dieser Fall beweist auch, wie nöthig es ist, dem Befehlshaber eines Kriegsschiffs eine so ausgedehnte Gewalt zu übertragen.

Die Offiziere der Marine sind die Kapitäns, die ersten, zweiten, dritten Lieutenants, die Seekadetten, der mit Offiziersrang versehene Schiffsarzt. Besoldung und Rang sind bei der Marine regelmäßig höher, als bei dem Landheer.

2*

Der Kapitän eines Linienschiffs oder einer Fregatte steht dem Obersten der Linie gleich, ein Korvettenkapitän dem Major, ein erster Lieutenant dem Hauptmann u. s. w. Der erste Lieutenant ist der Stellvertreter des Kapitäns. Er thut mit den übrigen Offizieren gemeinschaftlich Wache, wobei eine solche Einrichtung getroffen wird, daß sich stets ein Offizier auf dem Verdeck befindet. Auf großen Schiffen ist auch ein Offizier der Seesoldaten zugegen. Die Kadetten oder Midshipmen stehen der Regel nach in dem Alter von 15 bis 21 Jahren. Den theoretischen Unterricht, dessen sie benöthigen, erhalten sie entweder auf dem Lande in eigenen Anstalten, oder auf dem Schiffe durch die Offiziere, wenn nicht besondere Lehrer angestellt sind. Dieser Unterricht begreift Mathematik, Astronomie, Artilleriewissenschaften, Schiffskunde, Geographie und neue Sprachen. Praktisch müssen die Midshipmen den Dienst von unten auf lernen und werden daher den verschiedenen Wachen zugetheilt, um alle Verrichtungen, die auf einem Schiffe nur vorkommen können, selbst mit durchzumachen. Große Kriegsschiffe haben oft dreißig bis vierzig solcher Kadetten am Bord. Auf die Offiziere folgen die Unteroffiziere, zu denen man rechnet den Obersteuermann oder Schiffer mit mehreren Steuerleuten, den Zahlmeister, den Bootsmann mit seinen Gehülfen, den Signalmeister, den Konstabler, den ersten Zimmermann und den ersten Segelmeister. Die Verrichtungen der meisten dieser Leute, die zum Theil Kadettenrang haben und daher wohl Halboffiziere genannt werden, bezeichnet der Titel. Der Obersteuermann hat die Aufsicht über das Schiff, die Auftakelung, die sämmtlichen Boote, Taue und Segel zu führen. Er ist immer ein alter, durch und durch praktischer Seemann. Der Bootsmann ist der Aufseher der Matrosen und der Arbeiten derselben. Auch hat von den kleineren Booten jedes einen bestimmten Bootsmann als Führer. Als Zeichen ihres Ranges tragen Bootsmann und Bootsmannsgehülfen eine kleine scharfgellende Pfeife an einer Schnur um den Hals. Die Matrosen zerfallen in verschiedene Abtheilungen, von denen jede ihre genau vorgeschriebenen Geschäfte hat. Eine Abtheilung hat ihren Standpunkt auf dem Vorderkastell und besorgt dort die Anker, die Fogsegel und die Bugsprietsegel. Auch bei dem Steuerruder verwendet man gewöhnlich Matrosen dieser Abtheilung, welche die gewandtesten und tüchtigsten Seeleute enthält, wie ferner ein Theil der Boote seine Bemannung vom Vorderkastell bekommt. Eine zweite Abtheilung der Matrosen hat ihre Arbeit auf dem Hinterkastell und besorgt dort die Untersegel des großen Mastes und des Besanmastes, während die obern Segel den „Kapitänen vom Vorderkastell", den besten Kletterern, überlassen bleiben. Eine dritte Abtheilung, die am wenigsten geübten Seeleute enthaltend, besorgt die Winden, Pumpen und die Reinigung des Schiffs. Außerdem giebt es noch besondere Handwerker, die aber bei Gefechten wie die andern Matrosen an der Bedienung der Geschütze Antheil zu nehmen haben. Uebrigens hat jedes Boot, jedes Geschütz seine besondere Bemannung, und es ist alles so eingerichtet, daß jeder einzelne Offizier, Unteroffizier, Matrose in jedem möglichen Falle ganz bestimmt weiß, was er zu thun hat, und auf welchen Posten seine Pflicht ihn ruft. Zu den Matrosen kommen noch die Seesoldaten, die, wenn sie zahlreich sind, einen eigenen Befehlshaber haben. Im Frieden thun sie auf dem Schiffe Wachdienst, geben für die Kapitänskajüte, die Pulverkammer u. s. w. Posten ab und versehen die Polizei.

Die Fregatten unterscheiden sich von den Linienschiffen dadurch, daß sie weniger Geschütze haben, statt drei nur zwei Reihen derselben führen und gewöhnlich schwächer und mehr zum Schnellsegeln eingerichtet gebaut sind. Die Amerikaner haben den Bau größerer und stärkerer Fregatten veranlaßt. Die Fregatten, verkleidete Linienschiffe, wie die Engländer sagten, welche sie in dem Kriege von 1812 in See schickten, hatten zuerst von allen Fregatten zwei volle Kanonendecke und vermochten durch eine einzige Lage 800 Pfund Eisen zu schleudern, während die englischen nur 500 Pfund schossen. Sie hatten auch eine beinahe um ein Drittheil stärkere Bemannung, als die englischen, ihre Tragkraft war größer, die Dicke

der Seitenwände bedeutender. Seitdem haben alle Seemächte jene riesigen Modelle nachbilden lassen, und der Krieg von 1812 hatte zur Folge, daß auch England seine Flotte umgestaltete. Die Fregatten werden vorzugsweise zu größeren Kreuzfahrten verwendet. Ihnen zunächst stehen die Korvetten, die fast dieselben Maste, Segel und Taue haben, aber nur eine Reihe Kanonen, in der Regel 32, führen. Da sie ungemein viele Segel führen, bewegen sie sich sehr schnell und werden daher zu den Diensten benutzt, bei denen es, wie bei der Verfolgung von Seeräubern, auf Schnelligkeit ankommt. Die Weltumsegelungen zu wissenschaftlichen Zwecken sind hauptsächlich von Korvetten gemacht worden. In der Schlacht versehen die Korvetten Adjutantendienste. Ihnen folgen die Kriegsbriggs mit 12 bis 16 Geschützen in einer einzigen Batterie und mit nur zwei Masten. Man benutzt sie zu denselben Diensten, wie die Korvetten. In absteigender Linie reihen sich diesen Fahrzeugen an die Schooner (8 bis 12 Geschütze), die Sloops, Jachten und Schaluppen mit 2 bis 6 Geschützen. Seit der Benutzung des Dampfes pflegt man alle diese kleinen, zu schnellen Dienstleistungen bestimmten Geschütze durch Dampfer zu ersetzen. Den Beschluß machen die Kanonenboote, große, starke offene Boote mit einer ganz kleinen Kajüte, welche 2 bis 3 schwere Geschütze, gewöhnlich Bombenkanonen, an Bord haben, und von 20 bis 40 Rudern fortbewegt werden. Ihre Hauptvorzüge bestehen darin, daß sie ihres sehr geringen Tiefgangs wegen auch in seichten Gewässern anwendbar sind, und daß sie sich mit ihren Rudern selbst bei Windstille fortbewegen können. Sie haben aber auch viele Nachtheile. Ihre heftige Bewegung gestattet bei unruhigem Wetter keinen sichern Schuß, im Sturm gehen sie leicht unter, nnd der Dienst auf ihnen ist sehr anstrengend, da die Mannschaft fortwährend rudern muß und jedem Wetter ausgesetzt ist. Von den Dampfschiffen wird weiter unten die Rede sein.

Auf allen Kriegsschiffen bringt man die Geschützluken so an, daß die des ersten Decks gerade unter denen des dritten, jene des zweiten aber dazwischen liegen. Es geschieht dies, damit das bei dem Schusse aus der Mündung sprühende Feuer nicht den höher liegenden Kanonenlauf beschädige. Die Kanonen ruhen auf kleinen niedrigen Lafetten mit vier Rädern. In Folge des Stoßes, den das Geschütz bei der Entladung erhält, rollen sie so weit in den Schiffsraum zurück, daß der mit dem Laden beauftragte Matrose die Patrone einlegen und mit dem Satzkolben festsetzen kann. Ist dies geschehen, so zieht die Bedienung die Kanone an den Stricken, die an den Lafetten angebracht sind, so weit vorwärts, daß die Mündung derselben wieder zur Luke hinausragt. Damit aber die Geschütze nicht zu weit zurückrollen, besonders wenn das Schiff stark auf der einen Seite liegt, sind die Lafetten durch starke Taue von einer gewissen Länge an große eiserne Ringe in der Schiffswand befestigt, so daß sie nicht weiter zurückfahren können, als diese Taue reichen. Abgefeuert werden sämmtliche Kanonen durch Perkussionsschlösser von eigenthümlichem Bau. Was die Bewaffnung betrifft, so waren die größten Schiffe früherer Zeiten bloße Spielzeuge im Vergleich mit den jetzigen. Ein britisches Schiff Nelsons von 104 Kanonen im Jahre 1805 bei Trafalgar war bewaffnet wie folgt: 28 lange 32pfünder auf dem untern Deck; 30 18pfünder auf dem mittleren Deck; 30 12pfünder auf dem Hauptdeck; 8 12pfünder auf dem Quarterdeck; 2 12pfünder auf dem Vorderkastell, und 6 18pfündige Karonaden auf der Kombüse. Nehme man dagegen eines der jetzigen Schraubenschiffe, z. B. den Agamemoon von 91 Kanonen. Seine Bewaffnung besteht aus 30 68pfündern und 59 62pfündern, dazu eine zehnzöllige und eine achtzöllige Drehbasse auf dem obern Deck. Jede dieser Drehbassen wirft 68pfündige Kugeln, und eine Lage des Schiffs schleudert nicht weniger als 2032 Pfund oder beinahe eine Tonne Metall auf einmal, also über 1000 Pfund mehr, als Nelsons bestes Linienschiff. Dazu kommt noch bei einem jetzigen Schraubendampfer eine Geschwindigkeit der Bewegung, welche sein Feuer doppelt wirksam macht. Napiers „Herzog von Wellington“ von 130 Kanonen kann in vier Minuten sechs Breitseiten abfeuern, mit

andern Worten in vier Minuten sechs Tonnen Eisen gegen einen gegebenen Punkt werfen. Auch den Fregatten und kleineren Schiffen giebt man gegenwärtig schwerere Geschütze. Der jüngst fertig gewordene österreichische Schraubendampfer „Radetzky", ein Schiff von 300 Pferdekraft, das in England nach dem Muster der Fregatte Tribune, aber um sechszehn Fuß länger, erbaut wurde, führt 35 Geschütze, 2 lange 68pfünder auf Drehscheiben auf dem Vorder- und Hinterkastell, 6 unbewegliche 68pfünder und 27 lange 32pfünder. Bombenkanonen von 80 Pfund Kugelgewicht, die man einzeln in den Batterien vertheilt, sind unseres Wissens die schwersten der jetzt auf den Kriegsschiffen gebräuchlichen Geschütze.

Bei Landkriegen wird das Privateigenthum durch das Völkerrecht geschützt. Einen auf der Landstraße fahrenden Frachtwagen wegzunehmen, oder in eine feindliche Stadt einzubrechen, um die Vorräthe, vielleicht die Häuser derselben zu vernichten, würde für unehrenhaft gelten. Der Seekrieg nimmt diese Rücksichten nicht. Da eine Flotte dem Feinde keine Provinzen wegnehmen, von ihm keine Kriegssteuern und Kontributionen erheben kann, sucht sie auf dem beschränkten Felde, das ihrer Thätigkeit angewiesen ist, durch die Sperrung von Küsten und Häfen, durch die Wegnahme von Handelsschiffen und leider auch durch die Vernichtung von Küstenorten möglichst zu schaden. In der letztern Beziehung wurde in dem englisch-amerikanischen Kriege von 1812 am rücksichtslosesten verfahren. Nach der schonenden Behandlung zu schließen, welche die Flotten der Seemächte mehreren Orten der Ostsee und Odessa haben angedeihen lassen, sind seitdem humanere Grundsätze zur Geltung gelangt. Glückliche Gefechte von Schiffen gegen Festungen oder Batterien haben bei den Seeleuten hier und da die übermüthige Ansicht hervorgerufen, daß die Citadellen des Meers alle Festungen mit Aussicht auf Erfolg angreifen könnten. Es ist richtig, daß alle Angriffe von Schiffen auf Festungen in der neuesten Zeit geglückt sind, so bei Algier, St. Jean d'Acre und Beirut, San Juan de Ulloa, Tanger und Mogador. Man darf jedoch nicht außer Augen lassen, daß die genannten Festungen in schlechtem Stande, oder mit schlechten Besatzungen versehen waren. Daß selbst schwache Befestigungen gegen Schiffe mit Glück kämpfen können, darüber sind die Dänen bei Eckernförde belehrt worden. Militärs (s. unter anderm einen Aufsatz der „Allgemeinen Zeitung" vom 27. April 1854, dem wir eine Stelle entnehmen) machen mit Recht aufmerksam, wie wirkungslos im ganzen eine Flotte gegen das Land ist. Da eine Flotte bekanntlich nicht am Land segeln kann, so ist klar, daß ihre unmittelbare Wirkungssphäre nicht über den Strandbereich hinausgeht, welcher in der Schußweite ihrer Kanonen liegt. Die Artillerie kann nur zerstören, denn sie kann das feuchte Element nicht verlassen; nur die Marine-Infanterie kann erobern, indem sie landet. Da diese Okkupationstruppe aber an und für sich außerordentlich schwach ist, nicht allein an Zahl, sondern auch weil sie nur aus Infanterie besteht, also in einem Kampf gegen einen aus allen drei Waffen zusammengesetzten Feind sehr im Nachtheil ist, so geht daraus hervor, daß für sie Landungen nur da möglich sind, wo entweder gar kein Feind von einiger Bedeutung, oder wo die Artillerie der Schiffe vorher den feindlichen Widerstand gebrochen hat. Es folgt ferner daraus, daß diese Truppen ohne große Gefahr nicht die Wirkungssphäre der Schiffe verlassen dürfen. Der Bereich derselben ist an und für sich also überhaupt ein äußerst beschränkter, und nur einzelne Punkte, welche entweder eine große strategische Bedeutung haben, wie Gibraltar oder Aden, deren militärischer Besitz also einen großen Werth hat, oder solche Punkte, auf denen der Verkehr konzentrirt ist, wo große Reichthümer aufgehäuft sind, wie etwa Odessa, Riga, Cadiz, können als Angriffsobjekte bezeichnet werden, die zu zerstören, auszubeuten oder zu erobern wirklich großer Anstrengungen lohnt, auf die ein siegreich durchgeführter Angriff einen Erfolg von einer gewissen Entscheidung verspricht. Der Widerstand, welchen der Landfeind der Seemacht unmittelbar entgegensetzen kann, ist, wie beim Angriff, wesentlich auf die Artillerie-Wirkung basirt. Es kommt also zunächst darauf an die Land-Artillerie

mit der Schiffs-Artillerie zu vergleichen. Es ist klar, daß die Wirkung der Waffe eine verschiedene ist nach der Art des Ziels, gegen welches gefeuert wird, und nach der Anzahl der Treffer. Je geringer die Wirkung der Treffer der feindlichen Artillerie ist, und je geringer die Zahl derselben, desto unbedeutender ist die Gesammtsumme der Wirkung, daraus folgt, daß eine weit geringere Anzahl von Geschützen einer weit überlegenen mit Erfolg die Spitze bieten kann, wenn sie an Zahl der Treffer und Größe der Wirkung den Feind übertrifft. So lange man aus den Landbatterien mit Vollkugeln gegen Schiffe feuerte, konnten diese, so groß auch die Zahl der Treffer war, welche den Rumpf trafen, sich dem heftigsten Feuer einer feindlichen Batterie aussetzen, ohne zu viel aufs Spiel zu setzen, denn es gab z. B. ein türkisches Linienschiff, welches mit 1000 Kugeln im Rumpf noch See hielt. Große Gefahr lief unter solchen Umständen ein Schiff nur dann, wenn ihm die Bemastung so zerstört wurde, daß es keine Steuerkraft mehr besaß und, ein Spiel von Wind und Wellen, bei Seewind fürchten mußte, auf Legerwall zu gerathen. Heut zu Tage aber, wo man glühende Kugeln und große Hohlgeschosse gegen Schiffe anwendet, und wohl auch Raketen, genügt vielleicht ein einziger Treffer, um entweder das Schiff in Brand stecken oder es (in Folge eines großen Leckes) in Grund zu bohren, es in die Luft zu sprengen oder durch einen Grundschuß zu versenken. (Die letztern Wirkungen würden von der Rakete zu erwarten sein, gegen deren ungeheure Perkussionskraft kein Ort des Schiffs in Zukunft gesichert sein dürfte.) Die Wahrscheinlichkeit des Treffens hängt von der Größe des Ziels, der Größe der Kaliber, der Art der Aufstellung, der Güte der Geschütze und der Bedienung ab. In welchem ungeheuren Nachtheil ein Schiff in dieser Beziehung gegen eine Landbatterie ist, bedarf kaum der Erwähnung, mag dieselbe nun eine mehretagige kasemattirte oder ein einfaches Erdwerk sein. Besonders ins Gewicht fällt dabei die schwankende Stellung der Geschütze, welche veranlaßt, daß selbst bei ruhigem Wetter die Wirkung der Schiffsartillerie auf weitere Entfernungen fast illusorisch wird. Man kann daher mit positiver Gewißheit behaupten, daß gut bediente, passend armirte und placirte Strandbatterien von wenigen Geschützen es einer Flotte absolut unmöglich machen, einen Punkt zu okkupiren, wenn sie gezwungen ist, sich mit der denselben vertheidigenden Artillerie auf größere Distanzen herumzuschießen; vorausgesetzt, daß diese Landbatterien gegen etwaige Angriffe durch seitwärts unternommene Landungen durch rückwärts aufgestellte Truppen gesichert sind. Das ungeheuer zahlreiche (mehretagige) Feuer einer Flotte würde nur unter der Voraussetzung zu fürchten sein, daß die Lokalität erlaubte, das Feuer auf sehr kurze Distanzen zu beginnen, die See ruhig ist und es möglich wäre, das Feuer vieler Schiffe auf einen Punkt zu vereinigen.

Die ältere Taktik bei Seetreffen bestand darin, daß man die Flotte in zwei Linien aufstellte und methodisch vorrückte, so daß ein jedes Schiff seine Stelle behauptete und das nächste Fahrzeug der feindlichen Linie angriff. Bei dieser Aufstellung in Linie verlor man viele Zeit, denn nicht alle Schiffe haben im Winde gleiche Führung, und es entstand noch der Nachtheil, daß das Geschwader seine Bewegungen nach den schlechtesten Seglern einrichten mußte. Rodney und Nelson veränderten diese Taktik, indem sie die Schiffe keine andere Reihenfolge annehmen ließen, als die aus der verschiedenen Geschwindigkeit derselben hervorging, sich auf die feindliche Flotte warfen, sie durchbrachen und einen Theil abschnitten, um ihn zwischen zwei Feuer zu bringen. Die Erfahrung, die Geschicklichkeit und das Vertrauen der englischen Schiffsmannschaften auf den Erfolg gaben Nelson bei diesen kühnen Unternehmungen stets eine Ueberlegenheit über seine Feinde, die minder geschickt und erfahren waren, wenn sie auch eben so viel Muth besaßen. Die Engländer hatten auf dem Meere mithin eine ähnliche Revolution durchgeführt, wie Napoleon auf dem Lande. Aber Nelsons Taktik war ganz auf Segelschiffe berechnet, denn der größte Vortheil, den sie gewährte, war der, daß der Theil der feindlichen Flotte, der nicht in den Kampf verwickelt wurde, den angegriffenen

Schiffen schwer zu Hülfe kommen konnte, und daß der Sieg gewöhnlich schon entschieden war, ehe er eintraf. Da man gegenwärtig viele Dampfschiffe benutzt, die sich auch gegen den Wind bewegen können, und da mithin eine Hülfeleistung jedes Theils der Flotte leicht ermöglicht werden kann, so verliert die alte Taktik ihren Werth. Wie sehr der Dampf bei der Zusammensetzung der Flotten in der Gegenwart vorwiegt, zeigt uns die englische Ostseeflotte unter Napier, deren Bestand am 10. April 1854 der folgende war:

	Zahl.	Kanonen.
1) Schraubenlinienschiffe	10.	856.
2) Segellinienschiffe	5.	484.
3) Schraubenfregatten und Korvetten	11.	312.
4) Kleinere Dampfer	11.	94.

Die Segelschiffe figuriren also unter den 1652 Kanonen dieser Flotte (die inzwischen bis auf mindestens 2300 Geschütze gebracht worden ist) nur mit 484 Geschützen.

Wir besitzen keine Erfahrungen, die uns berechtigten, mit Bestimmtheit zu sagen, welche Umänderungen die beiden wichtigen Veränderungen der Neuzeit, der Dampf und die Bombenkanone, hervorrufen werden. Um so freier kann sich die Vermuthung ergehen. Als zuerst Kriegsdampfer gebaut wurden, gab man sich der Hoffnung hin, daß es gelingen werde, eiserne Dampfschiffe herzustellen, welche vollkommen schußfest seien. Diese Hoffnung hat sich als trügerisch erwiesen, denn vielfache Versuche haben dargethan, daß Schüsse auf solche Fahrzeuge noch verderblichere Wirkungen äußern, als auf Schiffe von Holz. Die unleugbaren Vortheile der Dampfer sind, daß die zahlreiche, für die Bedienung der Segel erforderliche Mannschaft wegfällt, daß diese Schiffe vom Winde ziemlich unabhängig und wegen ihrer schnellen Bewegungen zu Ueberfällen, Stafettendienst u. s. w. benutzt werden können. Die Nachtheile, welche bei großen Schiffen mehr als bei kleinen hervortreten, sind der große Raum, den die Maschine und die Kohlen einnehmen, die Abhängigkeit des Schiffs von seinem Material, die Gefahr, der die Räder ausgesetzt sind. Nelson blieb unter Umständen ein Jahr vor demselben feindlichen Hafen; das kann ein Dampfschiff nicht, wie demselben auch jede Fahrt nach fernen Küsten, wo es sein Material nicht zu ergänzen vermag, untersagt ist. Das Ausgesetzt sein der Räder ist es hauptsächlich, was die Benutzung der archimedischen Schraubenschiffe empfohlen hat. Die Schraubenschiffe haben übrigens noch andere Vorzüge. Die Schraube kann sich in jede zum Angriff günstige Stellung hineinwinden, und eine Schraubenflotte besitzt das Vermögen, einen Feind zum nahen Kampf zu zwingen. Es wäre jedoch möglich, daß die erste Seeschlacht eine schwache Seite der Schraubenschiffe, wie sie jetzt gebaut sind, bloßstellen könnte. Es ist dem Scharfsinn nautischer Ingenieurs nicht entgangen, daß die Spiegel dieser Schiffe durch Wegnahme der frühern starken Holzlagen, um der Bewegung des Maschinenwerks Platz zu machen, sehr geschwächt sind, und daß ein unglücklicher Schuß in diesen zarten Theil eines dieser Schiffe zu einem bloßen, dem Feinde preisgegebenen Rumpf machen könnte. Auch wäre es möglich, daß der Mechanismus, der sich schon manchmal bei friedlichen Probefahrten in ruhigem Wasser launisch gezeigt hat, einmal im Stoß der Schlacht und in der Eile der Verfolgung oder des Rückzugs im Stiche ließe.

Ueber die Vorzüge der Bombenkanonen herrscht unter den Männern von Fach noch immer viel Streit. Nicht wenige Seeleute behaupten, daß der sichere, schnell wirkende Schuß der Vollkugel zerstörender sei. Diese Gegner der Bombenkanonen berufen sich auf das Beispiel des französischen Revolutionskriegs, in dem der Konvent der französischen Flotte die Anweisung gab, mit Hohlkugeln, glühenden Kugeln u. a. m. zu schießen. Nelson selbst wurde durch die „höllische Erfindung" unruhig gemacht, gleichwohl lehrte die Erfahrung, daß die Vollkugeln der Engländer die größere Wirkung äußerten. Das neueste, sehr für die Bombenkanonen sprechende

Zeugniß hat die Seeschlacht von Sinope abgelegt. So zerstörend arbeiteten in diesem Treffen die Bombenkanonen der Russen — die Türken hatten keine und überhaupt schwächere Geschütze — daß sich die Fabel verbreitete, die türkische Flotte sei durch eine neue, allen andern Marinen noch unbekannte Kraft vernichtet worden. Die russischen Bombenkanonen warfen bis auf 900 bis 1000 Fuß Entfernung Splitter, die zweite Salve des Linienschiffs Großfürst Konstantin hatte die Wirkung, daß die türkische Admiralsfregatte in die Luft flog. Diese Schlacht hat den General Paixhans, den Erfinder der Bombenkanonen, veranlaßt, im Moniteur vom 10. Februar 1854 einige Bemerkungen niederzulegen. Man erfährt daraus, daß die nach ihm benannten Bombenkanonen im Jahre 1823 in Brest probirt und sowohl damals als nachher als äußerst zerstörungsmächtig erkannt worden; daß neulich ein englischer Admiral sagte: wenn zwei mit diesen Kanonen bewehrte Linienschiffe sich schlagen wollten, so könne es geschehen, daß in wenigen Augenblicken das eine in die Luft fliege, das andere unter dem Wasser verschwinde; daß sich nach dem Vorgang von Sinope, wo alle türkischen Schiffe zu Grunde gegangen, die Zukunft der Seekämpfe ermessen lasse, sobald einmal jede Marine Europa's oder Amerika's von dieser Erfindung Gebrauch mache. Der General giebt zu, daß solche Ergebnisse einen traurigen Eindruck machen, glaubt aber nicht, daß darum auf die Einführung seiner neuen Waffe der mindeste Tadel fallen könne. Wenn diese tadelswerth wäre, so würden nicht alle Regierungen, ohne Ausnahme, sich beeilt haben, sie zuzulassen, wie denn die Welt überhaupt die Verbesserung in Waffen so wenig als irgend eine andere Verbesserung je zurückgewiesen habe, abgesehen davon, daß es eine ausgemachte historische Thatsache sei, daß, je mächtiger die Waffen, desto weniger blutig die Kriege geworden. In Wahrheit werde mit einer See-Artillerie von schnell entscheidender Wirkung auch ein Fahrzeug zweiten Rangs, wenn es diese Artillerie recht anwende, sich den größten Schiffen furchtbar machen können; der Schwache werde nicht mehr in der Lage sein, sich von dem Starken beschädigen lassen zu müssen, und es sei doch wohl ein Glück für alle Nationen an der See, ihre Küsten mit Feuerschlünden waffnen zu können, die besser im Stande sein würden, Angriffe zurückzuschlagen, während bei der alten Artillerie Verheerungen nur zu oft ungestraft geblieben. Hätten die Türken nur einige dieser Bombenkanonen mit tüchtiger Bedienung in ihrer See-Artillerie und besonders in ihren Strandbatterien gehabt, so würden sich die russischen Schiffe nicht genähert haben, ohne eine scharfe Lektion zu empfangen, da die feststehenden Landgeschütze doch immer sicherer zielen als die mehr oder weniger unruhigen Schiffe. Was im schwarzen Meer geschehen, werde sich immer wiederholen, wenn eine Macht zuerst oder geschicktern und stärkern Gebrauch von einer neuen Kriegswaffe mache. So werde es auch mit dem kleinen Gewehr gehen, das jetzt in Bezug auf richtiges Treffen und Schußweite so bedeutende Verbesserungen erfahre. Der General benutzt diesen Anlaß noch um, wie früher der Prinz v. Joinville, wenigstens für die französische Marine, die Partei der Dampffregatten gegen die Linienschiffe zu nehmen. Die horizontalschießenden Bombenkanonen, behauptet er, werden die Schiffe um so mehr zerstören, je größer sie sind, weil während eines Kampfes die für den Dienst einer größern Zahl von Feuerschlünden sich vervielfältigende Cirkulation von Pulver und Wurfgeschossen auch die Gefahr einer Explosion vervielfältigen müsse. Er wirft daher die Frage auf, ob man, statt ein Tausend Seeleute auf ein Schiff von 80 bis 130 Feuerschlünden zu setzen und eine solche Masse von Kriegskräften und kostbaren Menschenleben einer plötzlichen Vernichtung preiszugeben, aus Rücksichten der Menschlichkeit wie der Sparsamkeit nicht besser thäte, mit diesem Aufwand zwei, drei Fregatten zu bauen, die ungefähr dieselbe Bewaffnung trügen. Die weniger schwerfälligen französischen Schiffe könnten dann in einer Menge Häfen, statt der jetzigen fünf, gebaut werden und einlaufen, und ihre Erbauung würde auch weder so seltenes Holz noch so lange Zeit erfordern. Hundert mächtige Fregatten, glaubt er, würden für Frankreich nützlicher sein als 40 Linienschiffe — die

Batterie einer Fregatte könne so gut als die große Batterie eines Linienschiffs die Mittel tragen, den feindlichen Bord zu entfernen oder zu zerstören, und in einem Kampf von zwei oder drei solcher Fregatten gegen einen feindlichen Koloß könne dieser wohl vielleicht eine derselben zerschmettern, aber dafür die beiden andern ihre tödtlichen Geschosse auf ihn zusammenwirken lassen. Wie es scheint, hat man nach der Erbauung des Schraubenschiffs Napoleon einen Augenblick gehofft, mit den Engländern in einen Wettstreit eingehen zu können, diese aber haben seitdem in solcher Zahl und in solcher Geschwindigkeit hochbordige Schraubenschiffe aufs Meer gebracht, daß die Franzosen wieder auf ihr bescheidenes Fregattensystem zurückkommen, als ob die Engländer nicht auch Fregatten genug hätten. Noch einen andern Vortheil wünscht der General seinen Landsleuten zuzuwenden — den Vortheil mit leichterer Artillerie die gleiche zerstörende Wirkung hervorzubringen. Wenn die weniger schweren Geschütze weder so viel dem Feuer ausgesetzte Mannschaft, noch so viel Lebensmittel, noch die Schiffe so viel Tiefgang erheischten, so wäre das Problem gelöst — Frankreich hätte bei der größtmöglichen Geschwindigkeit der Dampfkraft ein sparsames, mächtiges und rasches System, das ihm in hohem Grad angemessen wäre.

Bei einer Seeschlacht ist das Ziel, die feindlichen Schiffe zum Sinken zu bringen, oder in die Luft zu sprengen, oder zum Streichen der Flagge zu zwingen. Die Franzosen begingen in den früheren Seekriegen den Fehler, nach den Masten und Takelwerk zu schießen, während die englischen Matrosen ihre Geschütze auf den französischen Schiffsrumpf richteten und dadurch unendlich mehr Schaden anstifteten. Dem Seekrieg eigenthümlich ist die große Nähe, häufig Pistolenschußweite, in der man sich schlägt. Bei den jetzigen ferntragenden und mit großer Sicherheit gerichteten Geschützen wird sich dies wahrscheinlich ändern. Von Schutzmitteln ist in der Seeschlacht wenig zu erwarten. Das Verdeck ist mit einem 4 bis $4\frac{1}{2}$ Fuß hohen Bord von dicken Balken eingefaßt, auf dem sich ein doppeltes Netzwerk von Seilen befindet, zwischen welchem bei einer Schlacht die zusammengeschnürten Hängematten der Mannschaft auf einander gelegt werden. Dies schützt wohl gegen die Gewehrkugeln der Marinesoldaten, aber nicht gegen die Geschosse der Geschütze. Keine Schiffswand kann so stark gebaut werden, daß die Kugeln der mächtigen Geschütze der Jetztzeit nicht leichten Durchgang fänden. Ob die bei den Franzosen hier und da gebräuchlichen Ausfütterungen der Schiffswände mit Gummi das Abfliegen von Splittern verhindern werden, muß die Erfahrung lehren. Diese Splitter sind noch gefährlicher, als die Kugeln selbst. Am schlimmsten für ein Schiff sind die Schüsse, welche zwischen Wind und Wasser treffen, das heißt da, wo die Schiffswand während der Bewegung des Schiffs bald über, bald unter dem Wasser ist. Die Fertigkeit im Zielen, welche die Matrosen neuerdings erlangt haben, wird künftige Seeschlachten noch blutiger als die früheren machen. Bis jetzt haben die Nordamerikaner sowohl im schnellen, als im richtigen Feuern den Vorzug behauptet. Bei einem Gefecht der englischen Fregatte Guerriere mit der amerikanischen Fregatte Constitution wurde die erstere vollständig entmastet, hatte 15 Todte und 63 Verwundete und war von mehr als 30 Kugeln zwischen Wind und Wasser getroffen. Die Constitution hatte dagegen nur 7 Todte und 7 Verwundete, verlor auch nicht einen einzigen ihrer Maste. Die amerikanische Fregatte United States brauchte anderthalb Stunden zur Eroberung der englischen Fregatte Macedonienne, und zwischen den Beschädigungen, welche diese beiden Fahrzeuge erlitten, waltete dasselbe Verhältniß ob. Der Macedonienne waren die Masten zum Theil abgeschossen, zwei Kanonen in der Batterie und sämmtliche Geschütze auf dem Verdeck demontirt. Ueber hundert Kugeln hatten den Rumpf getroffen und über ein Drittheil der Bemannung war beschädigt worden. Die amerikanische Fregatte zählte dagegen nur 5 Todte und 7 Verwundete. Sie hatte 76 Schüsse aus der Kanone gethan, die Macedonienne dagegen nur 36. Das Gefecht zwischen der Java und der Constitution dauerte zwei Stunden und war das blutigste unter diesen drei Fregattengefechten. Die Java strich ihre Flagge erst, als sie wie ein

Blockschiff rasirt war und 22 Todte und 102 Verwundete zählte. Die Constitution verlor weder Mast noch Raaen, auch wurden ihr blos 9 Mann getödtet und 25 Mann verwundet. Während der ganzen Dauer dieses Kriegs schossen die Amerikaner eben so sicher als schnell. Bei einem Zustande des Meers, der das Zielen durch hochgehende Wogen äußerst unsicher macht, blieb die Wirkung ihrer Geschütze eben so mörderisch, wie unter gewöhnlichen Umständen. Die Korvette Wasp war bei ungemein hohler See unter äußerst wenigen Segeln mit der Brigg Frolic im Kampf, und dennoch fanden die Amerikaner vierzig Minuten nach Beginn des Gefechts, als beide Schiffe zusammenstießen und sie auf die englische Brigg sprangen, unter den Todten und Verwundeten, die das Verdeck anfüllten, nur einen einzigen Matrosen, der das Steuerruder nicht verlassen hatte, und drei Offiziere, die mit Blut bedeckt den Siegern ihre Degen vor die Füße warfen. Unter einer Bemannung von 92 Köpfen zählte der Frolic 58 Todte oder Verwundete. Seine beiden Masten waren von mehreren Kugeln getroffen und stürzten einige Minuten nach Streichung der Flagge herunter. Die Verluste, welche einzelne Schiffe in den Seeschlachten erleiden, sind oft sehr groß. Bei Trafalgar verlor der Algesiras von seiner Mannschaft, welche 641 Mann betrug, 150 Todte und 180 Verwundete. Auf dem Redoutable war der ganze Generalstab verwundet, von den 11 Kadetten nur ein einziger unverletzt, und die 640 Matrosen der Schiffsmannschaft hatten 522 Kampfunfähige, 300 Todte und 222 Verwundete. Die vereinigte Flotte der Franzosen und Spanier verlor in jener furchtbaren Schlacht 18 Linienschiffe — 17 wurden genommen, 1 flog in die Luft — und hatte fast 7000 Todte und Schwerverwundete, während die Einbuße der Engländer in 3000 Mann bestand. Nur im äußersten Nothfall schreitet man zum Entern. Dieses ist sehr schwierig, da die Stürmenden sich aus Bugspriet oder Raaen eine Brücke zu dem immer etwas abstehenden feindlichen Schiff bilden müssen, und kann seitens des bedrohten Fahrzeugs durch das Ausspannen von Enternetzen noch mehr erschwert werden. Gelangt die enternde Mannschaft auf das Verdeck des Feindes, so entspinnt sich ein furchtbarer Kampf mit Enterpiken, Beilen, Kurzdegen und Pistolen. Oft schlägt aber auch das angegriffene Schiff den Gegner, ehe er das Verdeck erreicht, durch das Feuer der auf dem Deck stehenden Geschützen ab. Als der Redoutable bei Trafalgar entern wollte, verlor er durch eine einzige Kartätschensalve des feindlichen Schiffs, die unter seine dichtgedrängte Mannschaft fuhr, 200 Todte und Verwundete.

England, das die besten Matrosen besitzt, gewann dieselben in früheren Zeiten während des Kriegs hauptsächlich durch Preßgänge. In den Hafenstädten überfielen Offiziere und Matrosen der Kriegsschiffe die Häuser, wo Matrosen von Kauffahrern versammelt waren, und führten sie mit Gewalt fort. Da bei diesen Ueberfällen blutige Kämpfe und Grausamkeiten nicht zu den Seltenheiten gehörten und gelegentlich auch Landbewohner mit fortgeführt wurden, so zog das Preßsystem den allgemeinen Haß auf sich. Bei den letzten Vervollständigungen der Flottenmannschaften gelegentlich des Krieges mit Rußland hat man mit bestem Erfolg Werbungen von Freiwilligen in Anwendung gebracht. In Kriegszeiten dient der Matrose trotz der strengeren Zucht gern auf Kriegsschiffen, weil er Aussicht auf Prisengelder hat. Frankreich hat das System der Inskriptionen, das aber für den Seemann lästig ist. Es schöpft aus den eingeschriebenen Matrosen der Handelsmarine nach Belieben, doch muß die Regierung die Schiffsführer von langer Fahrt, wenn sie dieselben aushebt, als Offiziere anstellen. Um die Tüchtigkeit der Mannschaften zu erhöhen, haben alle seefahrende Nationen jährliche Uebungsfahrten eingerichtet. England und Frankreich haben überdies ihre auswärtigen Stationen, wo es für Offiziere und Soldaten immer Gelegenheit giebt, sich in den bei ihrem Beruf vorkommenden Manövern und sonstigen Thätigkeiten zu üben. Eine Mannschaft, die längere Zeit auf dem Meere beschäftigt gewesen ist, wird einer frisch aus dem Hafen kommenden stets überlegen sein. Sehr viel kommt auch darauf an, daß Kapitän, Offiziere und Matrosen längere Zeit auf demselben Schiff gewesen sind,

so daß sie dieses und sich unter einander genau kennen. Die amerikanische Fregatte Chesapeake unter dem Befehl des Kapitäns Lawrence, der sich als Befehlshaber der Fregatte Hornet durch die Wegnahme der englischen Brigg Peacock bekannt gemacht hatte, wurde durch ein englisches Fahrzeug von gleicher Stärke, die Fregatte Shanon, binnen funfzehn Minuten erobert. Beide Kapitäne, beide Schiffe waren gleich tüchtig, aber der englische Befehlshaber führte sein Schiff seit sieben Jahren, der Amerikaner das seinige seit einigen Tagen, die englische Fregatte kreuzte seit achtzehn Monaten an den Küsten von Amerika, und die amerikanische kam eben aus dem Hafen.

Wilhelm von Kaulbach, der Maler der Fresken im neuen Museum zu Berlin, wurde am 15. Oktober 1804 in Arolsen, der Hauptstadt des Fürstenthums Waldeck, geboren. Sein Vater war ein Goldschmied, und mit ihm siedelte der Knabe später nach Mühlheim an der Ruhr über. Seine Jugend war ein eben so verzweifelter, als siegreicher Kampf des Genius mit den widerwärtigsten Lebensverhältnissen. Obgleich er unter der Leitung seines Vaters im Zeichnen die unverkennbarsten Fortschritte machte, glaubte dieser doch nicht an das Talent seines Sohnes. Wilhelm wurde gezwungen, sich zum Landwirth auszubilden, verließ aber die ihm verhaßte Laufbahn nach kurzer Zeit wieder und kehrte mit verdoppelter Liebe zu seinen Zeichnenübungen zurück. Nicht lange darnach bezog er die Düsseldorfer Akademie, an deren Spitze Cornelius stand. Er zeichnete bald nach lebenden Modellen, bald nach den Kartons für die Glyptothek, mit deren Ausführung Cornelius eben beschäftigt war, und nahm sowohl durch diese Arbeiten, als durch mündliche Belehrungen viel von dem Geiste seines Meisters in sich auf. Sein Wunsch, einmal für einen öffentlichen Zweck wirksam sein zu dürfen, ging in Erfüllung, als er mit Eberle den Auftrag erhielt, die kleine Kirche des Düsseldorfer Irrenhauses mit Blumengehängen und schwebenden Engelsgestalten auszumalen. Er sah bei dieser Gelegenheit das Innere einer Irrenanstalt und prägte sich die Bilder des Wahnsinns mit unauslöschlichen Farben in seine Phantasie ein. Seine nächste Arbeit war die Ausführung mehrerer Figuren im Karton für das Freskogemälde der Theologie in Bonn von K. Hermann. Cornelius berief ihn nun nach München, damit er im neuerbauten Odeon das große Deckengemälde „Apollo unter den Musen" male. Von 1827 bis 1829 arbeitete er für die Arkaden des Hofgartens die Sinnbilder des Reichthums und der Weisheit, der Bavaria und der Ströme Donau, Rhein, Isar und Main. In diesen Figuren erkennt man die idealistische Richtung, die er in sich ausgebildet hatte, wenn auch der individualisirende Naturalismus seinem Gefühl und seiner Anschauungsweise mehr zuzusagen schien. Um so fremdartiger berührte sein „Narrenhaus", das er in dem kalten Winter von 1828 bis 1829 meistens des Nachts mit leidenschaftlicher Aufregung auf die Leinwand warf. Die Komposition ist meisterhaft, das Irrsein psychologisch richtig aufgefaßt, nur fragt es sich, ob die Malerei einen so abstoßenden Vorwurf mit ästhetischer Berechtigung behandeln darf. Der Auftrag, die Wände des Tanzsaals in dem neuen Palaste des Herzogs Max in München mit sechszehn Darstellungen aus der Fabel von Amor und Psyche auszuschmücken, versetzte ihn in einen ganz entgegengesetzten Kreis von Anschauungen und Gegenständen. Er hat diese Darstellungen im streng antiken Styl gehalten und eben so einfach als tief empfindend ausgeführt. Er schwankte nun zwischen vaterländisch geschichtlichen und antiken Motiven. Von den Entwürfen aus der deutschen Geschichte, insbesondere aus den Sachsenkriegen, rief ihn der Auftrag ab, für die Zimmer der Königin im neuen Königsbau zu München mehrere Wandgemälde zu liefern. Er gab theils in Fresko, theils enkaustisch ausgeführt, Darstellungen aus Klopstocks Gedichten und Oden und zu Goethe's Gedichten. Von ihm sind auch die Entwürfe zu den Gemälden im Salon der Königin, welche Wielands Gedichte verherrlichen. Diese Kompositionen haben das Charakteristische, daß sich der Künstler in ihnen frei zwischen der Antike und dem Romantischen bewegt, von jener die Form, von diesem die Auffassung entnimmt.

1833 faßte er den ersten Gedanken der Hunnenschlacht, jenes Bildes, in dem sich seine geniale Kraft so überraschend bewähren sollte. Vollendet wurde dasselbe im Jahre 1837, und ein vortrefflicher Stich von J. Thanheimer machte es allgemein bekannt. Der monochromatisch in Umbra ausgeführte Karton gelangte nach Berlin in den Besitz des Grafen A. v. Raczynski. In der Zwischenzeit hatte Hogarth ihn angezogen. Um auf ähnliche Weise die Menschen auf die Gefahren ihrer Schwächen aufmerksam zu machen, entwarf er für den Kupferstich eine Reihe von Szenen zu Schillers „Verbrecher aus verlorener Ehre." Er hat darin Hogarths Wege betreten und wie dieser auf der Grenze zwischen Wahrheit und Karikatur seinen Standpunkt genommen. Den Stahlstich beschenkte er in derselben Zeit mit Entwürfen zu dem ersten und zweiten Theil von Goethe's Faust, die jedoch nicht gleichmäßig befriedigt haben. Vortrefflich ist der Mephistopheles, bei der Darstellung Gretchens konnte ihm seine Fertigkeit in der karikirenden Charakteristik nicht zu Statten kommen. Auch zu Schiller brachte er Illustrationen. Lange beschäftigte er sich mit Zeichnungen zu Goethe's Reineke Fuchs, und so hoch die Erwartungen sich spannten, wurden sie durch das endlich erscheinende Werk doch übertroffen. Diese ausgezeichnete satyrische Charakteristik von Thiergestalten hatte man von ihm nicht gehofft.

1837 zum Hofmaler ernannt, machte Kaulbach im nächsten Jahre eine Reise nach Rom, deren Resultat sowohl die Wiederherstellung seiner geschwächten Gesundheit, als die Vermehrung seiner Kenntnisse war. Früher schon hatte er die „Zerstörung Jerusalems" vollendet und beschäftigte sich nun mehr und mehr mit den großen Bildern, welche wir gegenwärtig an den Wänden des neuen Museums in Berlin bewundern. 1847 ging er nach Berlin, freudig begrüßt von Cornelius und von den in Wissenschaft und Kunst hervorragenden Männern, die der Meister zum Empfang seines großen Schülers um sich versammelt hatte. Nachdem sein Schaffen vom König von Baiern durch den Civilverdienstorden, der den persönlichen Adel verleiht, anerkannt worden war, geschah dasselbe seitens des Königs von Preußen durch die Ertheilung der Friedensklasse des Ordens pour le merite. 1849 wurde Kaulbach noch zum Direktor der Akademie der bildenden Künste zu München ernannt. Diese Ernennung wurde um so freudiger in der Künstlerwelt aufgenommen, als sie zum Beweise diente, wie sehr man erkannt habe, daß die enge Beziehung der künstlerischen Darstellungen zu den großen Ideen der Zeit in der plastischen Kunst mehr und mehr zum Leben kommen müsse, wenn die Kunst nicht hinter dem Leben der Zeit zurückbleiben, Leben und Kunst nicht divergirende Bahnen gehen sollen. Was Kaulbachs Konzeptionen, abgesehen von ihrem reinen Kunstwerth, so bedeutend macht, das ist aber die enge Beziehung, in der sie zu dem Leben der Zeit stehen. Man wußte auch, daß ihm Geist und Thatkraft nicht fehle, alles das auszuführen, was er in seiner Stellung als nothwendig erkenne, und daß ihn die kleinlichen Hindernisse, welche Männern in solchen Aemtern entgegengeworfen zu werden pflegen, nicht abschrecken würden.

Indem wir Kaulbachs künstlerische Thätigkeit näher beleuchten, kann es nicht unsere Absicht sein, die großen Wandgemälde im Berliner neuen Museum eingehend zu beleuchten. Diese Bilder sind so häufig von den verschiedensten Standpunkten aus besprochen, angegriffen, vertheidigt worden, daß wir nur allgemein Bekanntes bringen würden. Den schärfsten Tadel hat ein Berliner Kritiker, Helfferich, in einer Flugschrift „Kunst und Kunststyl" ergehen lassen. Helfferich macht dem Maler den Vorwurf der geschichtlichen Untreue, aber in der That verläßt Kaulbach nur die naive Darstellungsart der alten Quellen, um uns dafür in tieferer Auffassung die Kulturgeschichte zu geben, welche der jetzige Standpunkt der historischen Wissenschaft forderte. Während der Schriftsteller, um geschichtlich treu zu sein, die volle Bedeutung großer Ereignisse klar machen muß, von dem Maler zu verlangen, daß er sich auf die augenblickliche Wirkung dieser Ereignisse beschränke, ist eine sonderbare Kunstregel. Fehlte Kaulbachs Zerstörung von Jerusalem die allegorische Zuthat der von Engeln geleiteten Christenfamilie und des in

die Oede hinausstürmenden Ahasverus, so könnte man seinem Bilde jede beliebige zu der Tracht passende Zerstörungsszene unterschieben. Die Zerstörung Jerusalems durch Titus wäre es nicht. Es ist keine Verirrung, sondern es ist ein Fortschritt, daß Kaulbach die alte Manier der Maler, geschichtliche Kopien und treu nachgebildete Erscheinungen zu geben, verläßt, um das einfache Ereigniß, das er malt, mit der ganzen Peripherie seiner welthistorischen Folgen zur Anschauung zu bringen. Minder bekannt als diese Fresken sind die Darstellungen der neuesten Kunstgeschichte, welche Kaulbach für die Außenseiten der neuen Pinakothek in München vollendet, die wir daher näher darstellen wollen, obgleich wir nicht aus eigener Anschauung sprechen können, sondern uns an eine Schilderung von Julius Schnorr halten müssen. Kaulbach hat in diesen Bildern seinen Gegenstand humoristisch aufgefaßt. An der schmalen östlichen Seite finden wir zwei Gemälde. Das Gemälde zur Rechten zeigt in drei sitzenden weiblichen Gestalten die Baukunst, die Bildhauerei und die Erzgießerei — das zur Linken die Historienmalerei, die Glasmalerei und die Porzellanmalerei. Diese würdigen und schönen Gestalten sagen uns, daß in allen durch sie repräsentirten Fächern der Kunst bedeutendes sei geleistet worden. Das nächste Gemälde befindet sich an der südlichen Langseite des Gebäudes, an der Hauptseite desselben. Die Darstellung führt uns sogleich in das regste Leben der Künstler ein. Dieses Künstlerleben und Treiben ist aber symbolisch zum Theil unter dem Bild einer Kunstreiterei dargestellt. Wir erblicken hier nämlich drei Reiter auf dem Pegasus sitzend, sehr leicht kenntlich und durch den Führer auch namentlich bezeichnet als Cornelius, Overbeck und Veit, von welchen es scheint, als wollten sie einen Fastnachtsstreich ausführen. Cornelius schwingt ein mächtiges Schwert und bekämpft ein lächerliches Mißgeschöpf, eine Art Cerberus, dessen drei Menschenköpfe mit Perrücken bedeckt sind und von denen der eine ihn anspeit. Dieser Kampf gilt offenbar der Befreiung der drei Grazien, welche unter dem Cerberus, dem Symbol des Zopfes, in einer Art Kamin eingesperrt erscheinen. Die Akademie, durch einen der früheren Zeit angehörenden Kollegen Kaulbachs repräsentirt, ist mit sammt seiner Gliederpuppe, die er zärtlich im Arm hält, bereits niedergeritten und unter dem geflügelten Roß zu Fall gekommen. Ein vierter Passagier möchte sich an dem Kampf betheiligen und mit Veits Hülfe noch auf den Gaul schwingen. Seine Anstrengungen sind aber offenbar vergeblich. Ein aus der Rocktasche hervorragendes Pistol scheint anzudeuten, daß der Unglückliche den mißlungenen Versuch, das Ungethüm zu bekämpfen, an dem eigenen Leben rächen will. Auch von der andern Seite wird das Mißgeschöpf kräftig bekämpft und hier zwar unter dem Beistand der Minerva. Carstens, durch einen runden Schild gedeckt, kämpft mit einem kurzen antiken Schwert. Thorwaldsen erhebt den mächtigen Bildhauerhammer, Winckelmann wirft nach einem der Perrückenstöcke mit dem Tintenfaß. Auch Schinkel eilt zum Kampf heran. Mit den Füßen befindet er sich noch im Wasser, an dessen Ufer Frösche aufhüpfen. Sein Schild ist eine Mappe, seine Angriffswaffe ein Winkelmaß. Das nun folgende Gemälde, unter den größern Bildern das zweite, versetzt uns nach Rom. Auch hier geht es lustig zu. Wir vernehmen fröhliche Klänge und erblicken tanzendes Volk. Die übertriebenen Gebärden der Tanzenden sind der Gegenstand der Studien begeisterter junger deutscher Künstler, unter denen Kaulbach selbst und der verstorbene Eberle, die auf einer Mauer Platz genommen haben, kenntlich hervortreten. Die Ueppigkeit des Landes wird angedeutet durch eine Fülle köstlicher Früchte, welche von zwei Männern, die an die zwei Kundschafter des Landes Kanaan erinnern, herbeigetragen werden. Gute Münchener Künstler nehmen in aller Breite den mittlern Theil dieser Bilder ein. Ihre Physiognomien und die Erklärungen des Führers machen sie deutlich kenntlich als die Herren Hiltesperger, Nilson, Echter und Muhr. Die letzern sind Gehülfen Kaulbach's. Alle sind mit Studien beschäftigt. Das dritte große Bild führt uns abermals nach Rom. Noch einmal erblicken wir Studirende und hier im Anschauen Raphaelischer oder anderer Werke einer klassischen Kunst versunkene Künstler. Hier sind Raphaelische Tapeten aufgestellt; neben

einigen antiken Statuen sieht man auch den Moses des Michael Angelo. Grabesinschriften erinnern an die in Rom verstorbenen Künstler: Carstens, Eberle und Fohr. Die Austheilung und Empfangnahme von Bestellungen wird uns nun auf der andern Seite des Bildes, zur Linken, gezeigt. Ein k. baierischer Herold, der mit der Eile eines Läufers herbeikommt, hält einen Zettel empor, auf welchem die Aufgaben verzeichnet sind, durch welche mehrere der römisch-deutschen Kunstgenossen aus Rom abberufen werden. Im Hintergrund erblickt man die Statue der Bavaria mit aufgehobenem Kranz. König Ludwig hat seine Künstler gewählt und die ihnen zugedachten Aufgaben bezeichnet. Wir gelangen nun zu dem vierten großen Bilde, das in der Mitte der südlichen Langseite des Gebäudes sich befindet, und sich vorzüglich auf König Ludwig bezieht. Es ist hier eine Art Huldigung der bildenden Künste ausgedrückt. König Ludwig erscheint hier in der schönen Tracht der Hubertus-Ordensritter, die Huldigungen empfangend, welche von ausgezeichneten Kunstgelehrten, Kunstfreunden und Künstlern im Namen der Künste dargebracht werden. Hinter dem König erblickt man die Glyptothek, aus deren Hallen derselbe hervorgetreten zu sein scheint, und welche einen nach ihrer Bedeutung eben so angemessenen als nach ihrer Beschaffenheit einen malerisch günstigen Hintergrund bildet. Zur Rechten des Königs erkennt man die bedeutendsten der in der Glyptothek aufgestellten Skulpturen. Winckelmann, eine edle würdige Erscheinung, deutet auf sie, gleichsam dankend für ihre Erwerbung. Das fünfte Gemälde soll die Thätigkeit der nach München berufenen oder dort mit großen Aufgaben beschäftigten Maler vergegenwärtigen. Zur Linken tritt die Gestalt Rottmanns, einer Gruppe von Kunstgenossen mit großer Lebhaftigkeit zusprechend, bedeutend hervor. Die Gruppe wird durch die bekannten Künstler, Riedel, Bürkel, Peter v. Heß, den ritterlich eleganten Monten und Adam gebildet. In der Mitte des Gemäldes gestaltet sich eine andere Gruppe, deren Kern der Maler des Doms zu Speyer, Professor Schraudolph, ist. Wie das fünfte Gemälde vorzugsweise den Malern gewidmet ist, so zeigt das nun folgende sechste die Thätigkeit der Architekten des Königs Ludwig. Der Hintergrund des Bildes ist durch mehrere in der Neuzeit entstandene Baudenkmale würdig geschmückt. Die Befreiungshalle zu Kelheim, nach Klenze's verändertem Plan, und das Sieges- oder Ludwigs-Thor treten am kenntlichsten hervor. Gärtner in der Mitte des Bildes und dem Beschauer den Rücken zuwendend, blickt mit großer Befriedigung nach dem letztern rechts im Vordergrund stehenden Bauwerk. v. Klenze ist ein ganz besonderer Raum zur ungestörten Entwerfung seiner Plane angewiesen; während die andern Architekten sich theils zu einer Gruppe vereinigen, theils im Arbeitsgewühl umherstehen. Denn außer den leitenden Baumeistern sind viele ausführende Kräfte in Thätigkeit. Wir sehen Steinmetzen und andere Gattungen von Arbeitern emsig beschäftigt. In der Gruppe der drei Architekten erkennen wir die Voit, Ziebland und Ohlmüller. Den Bildhauern ist das siebente und letzte Gemälde an der Langseite des Hauses gewidmet. Die hervorragendsten Gestalten sind die Meister Rauch, Schwanthaler und Thorwaldsen. Der sitzende Schwanthaler nimmt die Mitte des Bildes ein, und scheint mit Entwürfen beschäftigt, die er in ein Skizzenbuch einzeichnet. Hinter ihm erblickt man den nördlichen Giebel der Walhalla, in welchem die nach seinen Entwürfen von ihm ausgeführte Hermannschlacht aufgestellt ist. Der obere Rand des Giebels ist noch belebt durch Leute aus dem Volke, Kellnerinnen u. s. w., die im vollen Farbenglanz des Lebens erscheinen. Weiter links tritt die edle in allen Theilen sprechend ähnliche Persönlichkeit Rauchs hervor. Er ist mit der Vollendung der Statue des Königs Max von Baiern beschäftigt. Der verstorbene Direktor Schadow, der ebenfalls in ganzer Figur und in der Weise erscheint, wie man ihn in seinem höheren Alter zu sehen gewohnt war, mit dem grünen Augenschirm u. s. w. schreitet gegen Rauch heran. Hinter diesen beiden Meistern werden noch kenntlich Wichmann und Rietschel. Werke von Rauch: die Statue Dürers und eine der sitzenden Viktorien aus der Walhalla füllen den Hintergrund. Mit diesem Bilde schließt die Reihe der von Kaulbach vollendeten Darstellungen.

Für Kaulbach's Art besonders charakteristisch ist ein Bild, das er 1850 für das Städel'sche Institut zu Frankfurt am Main in der Zeichnung vollendet hat: Karls des Großen Sieg über die Sachsen. Diese Zeichnung ist eine der bestgegliederten und klarsten des Meisters, überbietet aber an Konzentration des Gedankens und Objektivität der Darstellung die meisten seiner Leistungen. Kaulbach hat sich mit seinem Werk auf den Standpunkt durchaus unbefangener, vorurtheilfreier, historischer Auffassung gestellt, und damit die Mittel zu einer großartigen, wirkungsvollen poetischen Darstellung bekommen. Vor allem hat er die Sachsen aufgefaßt als die ausdauernden, hochachtungswerthen Kämpfer für ihre Selbstständigkeit gegen fremde Unterdrückung und für eine aus ihrer Natur geborene Religion gegen einen ihnen unverständlichen, aus fernem Süden stammenden, auf der Spitze des Schwertes ihnen aufgedrungenen Gottesdienst. Karl dagegen steht da als der Träger des Christenthums und der höheren Bildung, aber auch im Bewußtsein des Werthes von beiden für Erweiterung und Befestigung seiner Macht. Auf dieser Grundlage entwickelt sich das Drama, dessen handelnde Personen mit seltener Schärfe und Feinheit und doch in großen Zügen gezeichnet sind. In der Mitte des Bildes auf einer Erderhöhung stehen Karl und Wittekind; Karl mit dem blanken Schwert in der Hand, gestützt auf das Siegeszeichen des neuen Glaubens, das Kreuz; die Hand dem besiegten Gegner entgegenstreckend, stolz und mild, fromm und kriegerisch, mehr Apostel als Sieger, mehr Fürst als Apostel, jedenfalls im Besitz und Bewußtsein überlegener, gesicherter Macht; Wittekind besiegt, aber nicht gebeugt, die dargebotene Friedenshand ergreifend, nicht um Frieden dagegen zu geben, sondern um sie so wehrlos zu machen wie die eigene geworden, nicht zornig oder bitter, und doch von Stürmen innerlich bewegt, von fester, sie bewältigender Haltung, und doch ohne Trug und Schein; dazu von sehnigem, nervigem Körperbau, während bei Karl zu den Zügen des Helden die Zeichen behaglichen Lebens sich gesellen. Karl ist umgeben von seinen Rittern und Paladinen, die vier Haimonskinder auf einem Roß nicht ausgenommen, lauter edlen heroischen Gestalten mit dem Ausdruck der Siegerfreude, die sich nur bei einigen vom Troß als Hohn äußert. Neben dem weltlichen Schwert, das die Schlachten geschlagen, kann das geistliche nicht fehlen, unter dessen Schutz die Früchte des Sieges gestellt sind. Erzbischof Turpin sitzt zu Roß unter den Rittern, und wendet sich und das Evangelium mit großem Eifer gegen mehrere der gefangenen sächsischen Priester, deren von Alter und Gram niedergedrückte und doch noch immer feste und mächtige Gestalten das lebhafteste Mitgefühl erwecken. Diese verschiedenen Gruppen nehmen einen Raum im Halbkreis hinter Karl, rechts vom Beschauer, ein. Hinter Wittekind steht seine Familie, Frau und Kinder, tief trauernd über die That, deren Zeuge sie sein muß, und von der sie weiß, welche Kämpfe, furchtbarer als die blutigsten auf dem Schlachtfeld, in seiner Seele ihr vorausgegangen, und wie er damit alles hingiebt, wodurch er bis dahin geehrt, mächtig und glücklich war. Weiter nach vorn zeigt uns das Bild die Wirkung der That auf das Volk der Sachsen, das nach unermüdlichen 30jährigen Kämpfen um seine Selbstständigkeit, sich von seinem Führer verlassen und dem Gegner übergeben sieht. Von den Leichen der gefallenen Söhne und Männer erheben die Weiber ihre Klagen und steigern sie zu Verwünschungen; aber tieferer Schmerz und lauterer Fluch tönt aus dem Grab des alten Glaubens, von der gestürzten Irminsäule, über welche Priester und Volk in Verzweiflung sich hingeworfen. Auch im Hintergrunde klingt der ausgesprochene Gedanke fort: auf einem Scheiterhaufen sieht man eine Seherin mitten im selbstgewählten Flammentod den Stab brechen über das geschlossene Bündniß; ihr aber gegenüber läßt der neue Herrscher bereits in aller Ruhe eine der starken Besten seiner Macht, eine Kirche, aufbauen. Dies ist in allgemeinen Zügen das Bild, das durch Wahl, Auffassung und Behandlung eines großen geschichtlichen Stoffes, durch die Naturwüchsigkeit und Kraft seiner Gedanken, durch die Wahrheit und Größe seiner Charakterbildung für den Genius seines Urhebers das beredetste Zeugniß ablegt, und für alle ähnlichen Unternehmungen Richtung und Maß bestimmt.

Unter Verantwortlichkeit des Ergänzungsblätterverlags in Meißen. — Redakteur Dr. Fr. Steger.
Druck von A. G. Cato in Meißen.

Der neue deutsche Roman. Eine Darstellung des Ganges, den der Roman genommen hat, muß von den Schriftstellern des jungen Deutschlands ausgehen. In geschichtlicher Beziehung ist dies eine Nothwendigkeit, denn die Jungdeutschen haben die frühere Periode des Romans bekämpft und besiegt, der neuen Periode Anregung und zum Theil Richtung gegeben. Aber auch in künstlerischer Beziehung ist ein solches Anknüpfen an diese Schriftsteller geboten, da das, was sie kritisirend und selbstschaffend vertreten, mehr oder weniger in den ganzen neuen deutschen Roman eingedrungen ist. Freilich müßte man, wollte man den Fäden, welche durch unsere schöngeistige Literatur laufen, bis zum ersten Ursprunge nachgehen, den Einfluß des Auslandes darlegen und nachweisen, welchen Einfluß insbesondere Bulwer und Georges Sand geübt haben. Auch dürfte, sollte vom Ei begonnen werden, der literarische und politische Zustand vor der Julirevolution nicht von der Erörterung auszuschließen sein. Allein eine solche gründliche Ausführlichkeit ist einer auf kleinen Raum beschränkten Besprechung nicht erlaubt, und so beginnen wir mit den Jungdeutschen, den Repräsentanten aller der modernen Ideen und Stimmungen, mit denen der deutsche Roman der Jetztzeit seine Laufbahn antrat.

Das junge Deutschland verfuhr umgekehrt wie die Romantik. Hatten die Novalis, Tieck, Arnim mit bewußter Leidenschaft aus der schalen poesielosen Gegenwart die Flucht ergriffen, die poetische Vergangenheit vergöttert und zu sich niedergezogen, so hing sich die modernste Literatur zornig an die Gegenwart mit der ausgesprochenen Absicht, sie geistig und materiell zu durchwühlen und eine eingebildete Zukunft poetisch vorwegzunehmen. Das junge Deutschland versprach, die politische Reform, die durch die Bundestagsbeschlüsse von 1832 und die Folgen des Frankfurter Putsches vom April 1833 zum Scheitern gebracht worden war, durch eine Reform der Literatur und der Gesellschaft zu ersetzen. Seine Mitglieder verbreiteten simonistische Ideen und gaben der Emancipation der Frauen unter den Tagesfragen eine bevorzugte Stellung. Sie ließen aber ihr poetisches Vermögen durch die heutige Fülle des Wissens und der Bildung überwuchern. Statt einer innern ruhigen krystallinischen Bildung, statt eines eigenen treu erworbenen Lebensgehalts zeigte sich bei ihnen ein Aufnehmen ohne Ruhe und Plan von allen Seiten her; ein Drang, alle die tausenderlei Erscheinungen im Leben und in der Literatur auf sich wirken zu lassen. Dagegen handhabten sie die Sprache wie ein bequemes, folgsames Werkzeug, machten sie freier und beweglicher, durchgebildeter, gerundeter, geglätteter. Sie trieben mit der Sprache jedoch häufigen Mißbrauch und ließen sie dazu dienen, die Haltlosigkeit der Charaktere, die Schwäche der Motive, die Unwahrscheinlichkeit und Unmöglichkeit der Ereignisse, die Albernheit des Zufalls dialektisch zu maskiren und die Lücken im Zuge der Entwicklung mit Luftsprüngen auszufüllen. Einen idealen Salon mit eleganten Figuren ausfüllen, das verstanden die Jungdeutschen, Menschen, ganze Menschen mit den wahren Geberden des Lebens und der Leidenschaft darzustellen, dazu fehlte ihnen die Kraft. Es mangelte selten an den glücklichsten Zügen, häufig fand sich eine witzige, sehr treffende Psychologie, was aber den Menschen, die in Thätigkeit gesetzt wurden, abging, das war die Ganzheit. Laube galt eine Zeit lang für den bedeutendsten Schriftsteller des jungen Deutschlands. Er usurpirte durch frische Keckheit einen literarischen Ruf, den er auf die Dauer nicht zu behaupten vermochte. Sein „Junges Europa" übersprudelte von Zeitideen und imponirte durch den sichern Ton, mit dem es die Geschichte der Zukunft auf das Papier warf. Der vorlaute, burschikose Ton, der im „jungen Europa" noch gefiel, stieß bereits ab in den „Reisenovellen", einer Nachahmung von Heine's Reisebildern. In den Novellen „Liebesbriefe", „Die Schauspielerin",

„Das Glück" ist der künstliche Styl alles. Laube hat sich jetzt von seiner Ueberspannung heruntergeschroben, wird pikant und gesucht, hält sich auf der Oberfläche der gesellschaftlichen Zustände und treibt die Mäßigung bis zur Kälte. Er hängt sich an den äußern Reiz des Lebens, an die Schönheit der Toilette, an Ballszenen und preist die aristokratische Tournure, ohne sie noch zu kennen, worüber ihm der Fürst Pückler-Muskau mit liebenswürdiger Ironie den Text gelesen hat. Seine dritte Periode beginnt mit dem Jahre 1840, und ihr Kennzeichen besteht darin, daß Laube jetzt psychologische Probleme zu schildern sucht. Mit wie geringem Glück, beweisen seine „Bandomire", in denen er, um das Problem recht tiefsinnig zu fassen, eine geographische und naturwissenschaftliche Beschreibung von Kurland vorausschickt, uns von allen möglichen Eigenheiten des dortigen Lebens unterhält und mit dem allen sein Ziel doch gründlich verfehlt. „Der belgische Graf" ist eine französische Kriminalgeschichte aus der Zeit der Regentschaft und enthält mehr Bleistiftstriche als ausgeführte Zeichnungen. Zwischen den „Bandomiren" und dem „belgischen Grafen" mitten inne steht die „Gräfin Chateaubriand", eine Geschichte der bekannten Geliebten Franz I., die Laube deshalb zu schreiben unternommen zu haben scheint, um seine Kenntniß französischer Schlösser und des Styls der Renaissance an den Tag zu legen. Wäre die architektonische Detailmalerei nicht so breit angelegt, so würde sie in den Schlußszenen, die uns die Gräfin in dem alten bretagnischen Schlosse ihres tödtlich beleidigten Gemahls zeigen, den stärksten Eindruck machen. In allen seinen Werken, den ersten wie den letzten, begeht Laube den Fehler, uns jeden Augenblick auf das Bedeutende seines Stoffs, auf die interessanten Bezüge des Gegenstandes aufmerksam zu machen. Eine Eitelkeitsschwäche scheint zu sein, daß er sich eine Art Kurialstyl gebildet hat, welcher das Kleinste, was er schreibt, von weitem kenntlich macht.

Der philosophisch gebildetste Jungdeutsche, Gustav Kühne, besitzt seine wahre Kraft in feinen Charakteristiken, die er mit geistreichen Reflexionen durchwebt. Man hat ihn den sinnigsten der neuesten Novellisten genannt, und seine Charakteristiken von Schleiermacher, Bettina, Rahel u. a. rechtfertigen dieses Lob. Seine „Quarantäne im Irrenhause" hat dem Prozeß des Denkens erschütternde Züge abgelauscht, die „Klosternovellen", die uns in die Zeit Heinrichs IV. versetzen, sind eben so poetisch und dabei gesunder, als seine früheren Novellen. Sein Roman „Die Rebellen von Irland", von ihm selbst als Novelle bezeichnet, ruht auf gediegenen Studien und besitzt vorzügliche Charakterzeichnungen, leidet aber an einer Ueberfülle von Figuren. Eine stetig fortschreitende und spannende Handlung läßt sich darin ebenfalls vermissen. Eitel Reflexion ist Theodor Mundt, der kälteste aller Jungdeutschen. Er hat viel geschrieben: „Madelon", „Das Duett", „Der Basilisk oder Gesichterstudien", „Moderne Lebenswirren", „Madonna, Unterhaltungen mit einer Heiligen", „Mutter und Tochter", „Antoniens Bußfahrten", „Thomas Münzer", „Carmela oder die Wiedertaufe", „Mendoza, der Vater der Schelme", „Die Matadore" u. a. m. Zu einigem Leben gelangt Mundt in allen diesen Novellen und Romanen nur in einem einzigen, „Carmela", wo auch Gedanke und Handlung sich gegenseitig durchdringen, während sonst bei ihm die Reflexion als ermüdendes Beiwerk nebenherläuft. Die meisten seiner Sachen gemahnen wie ein Maskenspiel, bei dem die Handelnden mit interessanten Charaktermasken auftreten, aber in Reden vergebens sich abmühen, dem, was sie darstellen wollen, Ehre zu machen, und häufig aus der Rolle fallen. „Mendoza", der uns unter spanische Fanatiker und schlaue italienische Diplomaten führt, und „Thomas Münzer", der uns in den Bauernkrieg versetzt, bleiben hinter ihren Aufgaben am weitesten zurück.

Bedeutender als alle genannten Mitglieder des jungen Deutschlands ist Karl Gutzkow. Im Anfange der subjektivste von allen, ist er zuletzt der objektivste geworden. Sein Erstlingswerk, „Maha-Guru", war, obgleich

Wolfgang Menzel ihn dafür als Apostel der Schönheit krönte, nur das geistvolle Debut eines angehenden Künstlers, welcher zwischen Poesie und Philosophie, zwischen Philosophie und Politik noch nicht gewählt hat, eine halb phantastische, halb satirische Studie, auf dem Studirzimmer entstanden. In „Wally" begegnen wir pikanten, viele überraschende Wendungen enthaltenden Reflexionen, die in der Form von Briefen und Tagebüchern gegeben werden, und einem novellistischen Inhalt, der unwahr und verschroben ist. Die „Seraphine" sollte eine Stück aus dem wirklichen Leben ausheben, doch vergriff sich Gutzkow hier in seiner Heldin, die zu unbedeutend ist, um wirklich anziehen zu können. Wieder in der wirklichen Gesellschaft spielt der auf breiterer Basis angelegte Roman „Blasedow und seine Söhne", in dem der Anfang und die Schilderungen aus dem Landleben der Geistlichen vortrefflich sind, während die Erlebnisse der Söhne in der Stadt auf einem zu kleinlichen Hintergrunde sich abspiegeln. Nach diesem Roman widmete sich Gutzkow dem Theater, von dem er neuerdings mit einer großen Vermehrung seiner Kraft zum Roman zurückgekehrt ist. Seine „Ritter vom Geiste" sind der Höhenpunkt seines Talents. Die Kritik hat sich auf jede Weise abgemüht, diese Leistung als eine werthlose hinzustellen, aber eines hat sie nicht ableugnen können: den außerordentlichen Erfolg. Gutzkow hat zuerst den Beweis geliefert, daß die Konkurrenz mit Boz und Thackeray, mit Sue und Dumas zu bestehen ist, daß der für ohnmächtig und langweilig ausgegebene Roman unserer eigenen und heutigen Dichter anziehen und fesseln kann. Daß dieses Werk ein Feuilletonroman ist, verleiht ihm außer einigen unleugbaren Mängeln auch Vorzüge. Hören wir über diese Seite des Feuilletonromans einen geistreichen englischen Novellisten, Thackeray. Er sagt in der Vorrede zu Pendennis: „Wenn die periodische Art dichterischer Hervorbringung in der Kunst ihre natürlichen und nothwendigen Mängel hat, so bleibt ihr wenigstens der Vorzug einer gewissen Wahrheit und Ehrlichkeit, welche einem ausgearbeiteten Werke leicht verloren gehen. Durch seine fortwährende Wechselwirkung mit dem Leser wird der Schriftsteller zu einem unmittelbaren Freimuth des Ausdrucks gezwungen: er muß seine Empfindungen und Stimmungen aussprechen, wie sie ihn beherrschen. Manche Schreib- und Druckfehler, manches in der Hast gesprochene Wort bemerkt er erst zu spät, um es zurückzunehmen, wann er den fertigen Band überblickt. Das Ganze ist eine Art vertraulicher Zwiesprache zwischen Schriftsteller und Leser, welche oft inhaltsleer werden, oft nachlassen muß. In dessen flüchtigem Verlauf legt der fortwährend redende Theil seine eigenen Schwächen, seine Eitelkeit und Besonderheit bloß. Und wie wir nach langem persönlichen Verkehr eines Mannes Charakter nicht aus einer einzelnen Rede oder aus einer einzigen Meinungsäußerung, oder selbst aus dem Gespräch eines ganzen Tags beurtheilen, sondern aus dem Gesammteindruck seiner Aufführung und Unterhaltung, so können wir auch erst von einem Schriftsteller, der sich uns mit nothgedrungener Rückhaltslosigkeit hingiebt, mit Bestimmtheit sagen: ist er ehrlich? Spricht er vor allen Dingen die Wahrheit? Treibt ihn das Verlangen, sie aufzusuchen und mitzutheilen? Oder ist er ein Taschenspieler, der Gefühle heuchelt und nach Effekt hascht, der in Volksthümlichkeit und Berühmtheit sich einzuschleichen trachtet durch Fall- und Hinterthüren?" Gutzkow kann diese Worte unterschreiben; er hat Wahrheit gesprochen, seine Wahrheit; in den Rittern vom Geiste giebt er ein ganzes Stück eigenen, innersten Lebens. Sein letzter Roman geht über die gewöhnlichen Grenzen weit hinaus, emancipirt sich vom Mikrokosmos und strebt nach einer künstlerischen Bewältigung des Makrokosmos, indem er auf die Gegenwart, welche aus dem Gesichtspunkt sinnlicher Erscheinung aufgefaßt, nur genremäßig behandelt zu werden pflegt, die Grundsätze und den Styl der Historienmalerei anwendet, mit den Ueberlieferungen der Vergangenheit bricht und eine Zukunft mit neuen Kunstformen vorbereitet. Gutzkow verspricht „den Roman neben einander", und so reißt er uns auch gleich mitten in seine Personen, in

seine Begebenheiten herein. Er vermischt Episches und Dramatisches, fädelt auch den epischen Faden nicht regelrecht ein, sondern beginnt mit Knoten. Solche Knoten sind die beiden gleichzeitig aufgeworfenen Räthsel des Schreins und des Porträts, zwei Motive, welche in die Entwicklung der Fabel weit mächtiger eingreifen, als die Lösung rechtfertigt. Gutzkow läßt beide Motive verschwinden und schiebt in die Mitte seiner Komposition den Gedanken der Ritterschaft vom Geiste ein. Zugleich wird das ganze Gewebe des Romans straff zusammengehalten durch das Netz des Bundes, in welchem alle einzelnen Fäden, die Ideale der Zeit, die Sehnsucht nach deren Einführung in die soziale, politische und religiöse Welt, die Versuche und Kämpfe ihrer Märtyrer, mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit aufgenommen und in einander versponnen worden sind. Um so nachtheiliger ist es aber für die Wirkung dieses Grundgedankens, daß derselbe so spät klar und verständlich wird. Daß der Roman mit raschen Sprüngen abbricht, liegt in der Natur des Romans der Gegenwart. Für diesen wird eine vollständige Harmonie der einzelnen Theile und die strenge Oekonomie des Ganzen, welche die ästhetische Orthodoxie fordert, durch keine dichterische Kraft zu erzielen sein. Ein inneres Mißverhältniß zwischen Anfang und Ende, einzelne Lücken und Klüfte, Episoden, welche so breit behandelt sind, daß sie der Hauptsache über den Kopf zu wachsen drohen, Mißklänge ohne Versöhnung, Räthsel ohne Auflösung, Fragen, die auf Antwort warten: sie liegen alle in der Natur der Gattung bedingt, nicht in der Schwäche des Dichters. Die Schreibart sogar färbt sich durch dieselbe: sie wird abgebrochen.

Unter den Ausläufern der jungdeutschen Richtung ist zuerst Ernst Willkomm zu erwähnen. Seine „Europamüden" lesen sich wie eine Karikatur jenes Weltschmerzes, welchen sie poetisch verklären wollen, und verwechseln nicht selten Wüstheit mit Genialität. Der Autor hat später diesen falschen Weg gemieden und sich in andern Gattungen versucht, mit dem größten Glück im Märchen. Seine „Grenzer, Narren und Lootsen" bringen viel Schönes, auch in dem „Traumdeuter", einem nur in einzelnen Theilen gelungenen Roman, steht ein vortreffliches Märchen. „Lord Byron, ein Dichterleben" führt wieder die Zerrissenheit vor, aber maßvoller und darum gelungener, als es in den „Europamüden" geschah. Eine Wendung zum geschichtlichen Roman hat Willkomm Gelegenheit gegeben, im „Wallenstein" mehrere historische Gestalten kräftig und wahr zu zeichnen. Die modernen Lebensfragen sind wieder behandelt in „Eisen, Gold und Geist" und in den „Weißen Sklaven." Der spannendste aller Romane Willkomm's „Die Nachtmahlsbrüder in Rom" ist zu grell, um künstlerisch befriedigen zu können. Der jungdeutschen Richtung sind noch zuzuzählen Jean Charles (Ritter Braun von Braunthal) und Starklof. Eine geistreiche Reflexion, frische und feine Schilderungen und eine französische Keckheit in der Darstellung der bedenklichsten Situationen haben den Romanen von Jean Charles (Schöne Welt, Dichterleben aus unserer Zeit, Die Stimme des Bluts, Die Seherin von Venedig) einige Zeit Beifall verschafft. In allen diesen Romanen zieht die Exposition an, während die Entwicklung ein stufenweises Erlahmen des Dichters verräth. Bedeutender und mit einer nachhaltigeren Kraft ausgerüstet, zeigt sich uns Starklof in den Romanen „Sirene" und „Arnim Galoor." Das letztere Werk verdankt den Erfolg, den es sich errungen hat, den mit sicherer Hand entworfenen Skizzen des Lebens am Hof, am Theater, in den aristokratischen Kreisen und in den Mittelklassen.

Der Zeitroman, dem die bisher genannten Werke zuzählen, hat noch mehrere namhafte Vertreter. Heinrich König (Die hohe Braut, Die Waldenser, William's Dichten und Trachten, Die Klubisten in Mainz, Regina, Veronika) zeigt in seiner literarischen Physiognomie aufs ausdrucksvollste den Biedermann, der ganz Kern und Tüchtigkeit ist. Die Klubisten in Mainz, König's bedeutendstes Werk, sind ein modernes Epos, dessen Gruppen sich in schöner Harmonie um einen

poetischen Kern bewegen. Die Lokalfarbe des Orts, der eigene Ton einer zwischen dem alten Reich und den französischen Revolutionsideen schwankenden Zeit, das rein Menschliche der Charaktere, das Verhältniß der individuellen Erlebnisse zu dem geschichtlichen Hintergrunde, alles ist hier mit einem Glück getroffen, welches diesen Roman zu einem Kunstwerk erhebt. Störte nicht hier und da eine zu behagliche Breite, so würden die Klubisten ganz fehlerlos dastehen. Verfehlt ist von König's Schöpfungen nur eine, „Veronika", eine in einem gezierten salbungsvollen Tone gehaltene Erzählung mit einem schwachen Helden ohne Richtung und Inhalt und mit einer Heldin voll bewußter, sich selbst bespiegelnder Tugendsamkeit. Julius Mosen, ein Dichter von schönen Fähigkeiten ist mit einem politischen Roman „Der Kongreß von Verona" vor das Publikum getreten, und dieser Roman ist verfehlt, ein Schuß aus der überladenen Büchse des Effekts, voll von Unnatur, falschem Glanz, hohler Form und einer Verzerrung der Geschichte, die bei einem Mann von solchem Talent und Wissen doppelt unangenehm wirkt. Levin Schücking ist über König zu stellen. In den besten seiner Romane (Die Ritterbürtigen, Der Bauernfürst, Ein Sohn des Volks) schildert er jene alte, ahnenstolze, grundbesitzende Aristokratie, welche auf der rothen Erde Westphalens von jeher so üppig gedieh, in ihren Reibungen mit der modernen Kultur, in ihren Berührungen mit dem ihre Fessel sprengenden Bürgerstande und der neuen Sitte. Schücking liebt es, die Gegenwart mit ihren großen Fragen und Strebungen in feiner decenter Weise in seinen Romanen sich reflektiren zu lassen. Das Landschaftliche ist mit Vorliebe behandelt, die Idylle und das große Zeitdrama verschlingen sich in der wirkungsvollsten Weise. Weniger spricht der Dichter an in denjenigen seiner Leistungen, wo ihm französische Muster vorgeschwebt haben. Solche Werke sind: „Ein Schloß am Meer" und „Eine dunkle That." Die neueste seiner Schöpfungen „Die Königin der Nacht", hält sich von Hyperromantik nicht frei. Als ein Humorist von ursprünglicher Frische und Originalität hat sich ein jüngerer Dichter Max Waldau (Spiller von Hauenschild) eingeführt. Seine beiden bis jetzt erschienen Romane: „Nach der Natur" und „Aus der Junkerwelt" fesseln durch einen glänzenden Styl und einen mit plastischer Schöpfungskraft verbundenen Humor. Der erst erschienene Roman „Nach der Natur" ist künstlerisch der reinere und erhält in den der Natur entnommenen oberschlesischen Zuständen, die er behandelt, einen gesunden Stoff, während der zweite Roman uns die Gefahr enthüllt, die der Verfasser läuft, ins Barocke und Formlose zu gerathen. Bei Robert Prutz (Felix, Das Engelchen) spitzt sich der Humor zur Satire zu. Mag nun Prutz gegen die allgemeine Reaktion oder gegen besondere Auswüchse der Zeit, die Schreibseligkeit mancher Behörden, den Pietismus, sich wenden, immer behandelt er sein Thema mit glücklicher Ironie. Seine Satire würde die Kunstform, auf welche dieser Dichter mit Recht ein großes Gewicht legt, stören, wenn sie nicht in den Charakteren und Lagen selbst läge, sich aus ihnen heraus mit innerer Nothwendigkeit entwickelte. Eine gewisse epische Breite möchten wir Prutz nicht zum Vorwurf machen, denn der echte Roman soll kein athemloses Kirchthurmrennen sein, sondern ein behaglicher Spaziergang, auf dem man Ruhepunkte gern benutzt. Ein dramatischer Gang der Handlung fehlt trotz dieser Breite nicht, und die Charaktere sind vortrefflich gezeichnet, wenn der Autor auch einige Zeit braucht, sie zu entwickeln. Adolf Stahr hat einen Roman gegeben, „Die Republikaner in Neapel", der nicht erfüllt, was man nach den gediegenen Reiseschilderungen und Kritiken seines Verfassers erwartete. Der Grund mag in den Charakteren liegen, die der gewählte Stoff darbot. Die neapolitanischen Republikaner waren die besten Menschen, aber Idealisten, alle wie nach derselben Schablone gezeichnet, mehr Redner als Männer der That. Solche Gestalten passen nicht zu Helden eines Epos, sie erscheinen matt und ermüden mit ihrer monotonen Tugend. Glänzend sind die Landschaftsbilder, die Stahr nach eigener Anschauung zeichnete, und die geschichtliche Treue

wird mit Gewissenhaftigkeit gewahrt. Eine ungleiche Tüchtigkeit verräth Max Ring in seinen Romanen: Berlin und Breslau, Die Kinder Gottes, Der Kurfürst und der Schöppenmeister, Stadtgeschichten. Unter diesen Romanen, die wir in chronologischer Reihe genannt haben, stehen der erste und der letzte obenan. Was dazwischen liegt, ist zu flüchtig gearbeitet, um auf dauernde Wirkung rechnen zu können. Daß Max Ring glücklich beobachtet und psychologisch zu entwickeln versteht, daß es ihm weder an fruchtbarer Phantasie, noch an künstlerischem Muth fehlt, hat er in allen seinen Romanen durch die That bekundet. Das Leben des Volks und der Bürgerklassen ist die Sphäre, welche seinem Talent am meisten zusagt.

Die Frauen, zu denen wir jetzt übergehen, haben sich von der alten guten Sitte, die Familie und den häuslichen Heerd zu verherrlichen, größtentheils abgewendet. Schrieben wir eine Physiologie der Ehe mit geschichtlicher Würdigung, so wäre hier die Frage zu untersuchen, ob die Ehe bei dem gegenwärtigen Zustande der Gesellschaft nicht mehr die Macht habe, begabte Frauen glücklich zu machen, und ob es wirklich eine Grausamkeit der überkommenen Verhältnisse sei, die Frau auf den engen Kreis der Familie zu verweisen. Da unsere Aufgabe eine beschränktere ist, müssen wir uns mit der Bemerkung begnügen, daß das literarisch sich äußernde Unbehagen der Frauen älter als das junge Deutschland, ein Erbtheil der Genialitätsepoche und der Romantik ist. Dieses Unbehagen überwuchert scheinbar, doch tritt bereits eine heilsame Reaktion ein, deren begabteste Vertreterin wir in Julie Burow begrüßen. „Frauenloos" und „Aus dem Leben eines Glücklichen" sind Werke, welche an Friederike Bremer erinnern. Gräfin Franziska Schwerin (Das Testament des Juden), Adele Schoppenhauer (Anna), Mathilde Beckmann (Eine Familie aus der ersten Gesellschaft) sind fernere Zierden des kleinen Kreises der befriedigten Schriftstellerinnen. Die ehrwürdige Aelteste desselben, Henriette Hanke (Der Braut Tagebuch, Der Frau Tagebuch, Elfride, die Tochter des Pietisten) besitzt eine Objektivität, die wir leider als ihren größten Vorzug rühmen müssen. Mit einem pietistischen, bekehrungssüchtigen Anflug schreiben Marie von Hügel und Elise von Hohenhausen.

Die Reihe der Frauen, welche das Hergebrachte kühn verlassen, eröffnen wir mit Fanny Lewald, einer Dame aus Ostpreußen, in der das Verstandeselement ihrer Heimath unverkennbar das Uebergewicht hat. Fanny Lewald ist eine liebenswürdige überaus kluge Beobachterin, der es weder an weiblicher Receptionsfähigkeit noch an weiblicher Anmuth fehlt. Aber ihre Phantasie glüht nicht von dichterischem Feuer und für diesen Mangel vermag alle elegante Glätte ihres Talents nicht zu entschädigen. Sie begann mit den Romanen „Clementine", „Jenny", „Eine Lebensfrage", die sich alle um das weibliche Lebensloos bewegen. Ihre „Diogena" ist eine in den Aeußerlichkeiten sehr wohl getroffene Satire auf die Gräfin Hahn-Hahn. Ihren letzten Roman „Liebesbriefe, aus dem Leben eines Gefangenen", stellen wir weit über ihren geschichtlichen Roman „Prinz Louis Ferdinand", der eine an Interesse überreiche Zeit mit sehr ungenügender Kraft zu schildern unternimmt. Nur wo Fanny Lewald Reiseskizzen entwirft (Italienisches Bilderbuch, Reisetagebuch durch England und Schottland), ist sie ganz in ihrer Sphäre und genügt daher vollkommen. Wie Fanny Lewald den Idealismus, so vertritt Louise Mühlbach die derbe Sinnlichkeit. Diese Dame, die Gattin Theodor Mundt's, hat die Ermordung eines mecklenburgischen Rittergutsbesitzers zu einem Schaudergemälde benutzt, von dem man nicht begreift, wie eine weibliche Hand solche Züge hat entwerfen können. Wie es scheint, kommt es dieser Schriftstellerin hauptsächlich darauf an, den Leser festzuhalten, und ihre richtige Spekulation faßt den verdorbenen Geschmack des Publikums ins Auge. Mit ihrer phantasiereichen Erfindung und dem Stoffüberfluß, den sie zu ihrer Verfügung hat, sticht sie ihre Mitbewerberin bei dem Publikum der Leihbibliotheken glücklich

aus. Sie hat viel geschrieben (Der Zögling der Natur, Glück und Geld, Justin, Gisela, Eva, Novellen und Szenen, Ein Roman in Berlin, Hofgeschichten, Die Tochter einer Kaiserin, Nach der Hochzeit, Aphra Behn, Der Zögling der Gesellschaft, Johann Gotzkowsky, der Kaufmann aus Berlin) und fast alles in demselben Style. Daß sie, wenn sie sich nur zügeln will, Vorzügliches bieten kann, beweisen ihr letztgenannter Roman und die Szenen aus Aphra Behn, wo sie sich mit dem Leben dieser Dichterin und mit dem Hofleben Karls II. beschäftigt. Verwandt dieser Schriftstellerin ist Ida Frick (Erzstufen, Mohamed und seine Frauen, Durch Nacht zum Licht, Koketterie oder Kern und Schale, Keine Politik). An die keckſten Probleme wagt sich Louise Aston, die Erlebnisse aus ihrem früheren Leben mitgetheilt hat, welche zur Zeit ihr Bestes enthalten. Gleich ihr ist auch Amalie Struve (Historische Zeitbilder, Die Eroberung von Magdeburg) eine handelnde Figur aus der Zeit unserer letzten Wirren. Darin ist aber Louise Aston weiblicher geblieben, daß sie ihre Thätigkeit auf die Pflege verwundeter und sterbender Freischärler beschränkt hat, während Amalie Struve als repräsentirende Gattin des zukünftigen Präsidenten der Republik eine unbeneidenswerthe Rolle gespielt hat. Unter den politischen Romanschriftstellerinnen sind noch zu nennen Ottilie Kapp (Manhold), Elisabeth Sangalli (Arm und reich) und Louise Otto (Ludwig der Kellner, Schloß und Fabrik, Römisch und Deutsch). So sehr wir auch den Muth der letztgenannten Dame anerkennen, müssen wir doch den Wunsch aussprechen, daß sie ihr Talent auf eine dem weiblichen Gemüth angemessenere Sphäre richten möchte.

Wir gelangen nun zu dem schroffen Gegensatze des weiter unten zu schildernden Volksromans, dem Salonroman, dessen Helden und Heldinnen „der Gesellschaft" angehören, wenig thun, viel denken, noch mehr lieben und überall, sogar in dem Unglück, daß sie zur Selbstvergötterung ausbeuten, einen Genuß suchen. Wir würden ungerecht sein, wollten wir an die Spitze der salonfähigen Dichter nicht eine Dame stellen, die vor kurzem nach einem überaus bewegten Leben, dessen witzige Schilderung in Sternberg's „Drei Schwestern" nachgelesen werden kann, in den stillen Hafen eines Klosters eingelaufen ist. Die Gräfin Ida Hahn-Hahn (Gräfin Faustine, Ulrich, Zwei Frauen, Clelia Conti, Sigismund Forster, Cecil, Der Rechte, Levin, Sibylle) ist ein fruchtbares und schwunghaftes Talent, eine heißblütige Natur, die mit Kraft und Eigenthümlichkeit ausgestattet ist. Sie besitzt eine treffende Beobachtungsgabe, macht oft höchst geistreiche Bemerkungen und beweist in ihren Charakterzeichnungen eine höhere Kraft, als bloße Bildung und bloßer Verstand sie zu geben vermögen. In ihrem gelungensten Werke, „Gräfin Faustine", verarbeitet sie ihren Stoff am besten, zeichnet die wahrsten Charaktere und legt Wunden unserer gesellschaftlichen Zustände mit unerschrockenem Muthe bloß. Auch diese Schriftstellerin beschäftigt sich viel mit einer Physiologie der Ehe. Sie ist oft gedehnt und ermüdend im Anfange, willkürlich und unbefriedigend am Schlusse. Zu einem dramatischen Gang der Handlung kommt sie selten und läßt oft eine geregelte und kunstgerechte Gestalt ihrer Werke vermissen. In der letztern Beziehung werden ihre besten Entschlüsse durch ihre Vorliebe für unnütze Episoden vereitelt. Man hat ihr häufig ihre mit Fremdwörtern gemischte Sprache vorgeworfen, aber aller Tadel hat sie in dieser Unart nur noch mehr bestärkt. Um dieses Eigensinnes willen hat sie die Züchtigung verdient, die durch Fanny Lewald über sie verhängt worden ist. Daß die männlichen Charaktere ihr weit weniger gelingen als die weiblichen, ist das Loos der meisten Schriftstellerinnen.

Ein gleich häufig genannter Salonschriftsteller ist der Freiherr Alexander von Sternberg. Den Literatur- und Charakterbildern, mit denen Sternberg begann, „Lessing" und „Moliere", folgte ein Memoirenroman „Saint Sylvan", und diesem schlossen sich an „Alfred", „Der Missionar", „Diane", „Georgette", „Leipzig und Jena", „Die gelbe Gräfin", „Tutu", „Wilhelm", „Neupreußische

Zeitbilder", „Braune Märchen" u. a. m. Es lassen sich bei Sternberg verschiedene Phasen verfolgen. Ließ sich seinen früheren Leistungen nachrühmen, daß die kecke Genialität, mit der dieser Dichter skizzirt, nie in ihren tollsten Sprüngen etwas unternehme, was durch Mangel an Erziehung oder durch Rohheit verletze, so würde dieses Lob bei seinen neuesten Sachen, insbesondere bei den braunen Märchen, übel am Platze sein. Spöttereien gegen das Altjungfernthum, wie sie im „Fortunat" sich finden, stehen einem Dichter wohl an, aber Ausmalungen schlüpferiger Szenen mit cynischem Pinsel, wie sie in den braunen Märchen vorkommen, liegen weit über die Schönheitsgrenze hinaus. In den Tendenzen, welche Sternberg vertritt, läßt sich nicht minder eine Wandlung verfolgen. Gewöhnlich schildert er mit behaglicher Vorliebe die Verhältnisse des philosophischen Jahrhunderts, aber in seinem „Paul" predigt er eine volksbeglückende Mission des Adels gegenüber der Geldaristokratie und in den „Neupreußischen Zeitbildern" ist er der Herold der Reaktion. In allen Phasen hat er eines sich bewahrt: seine Form, der er Anmuth, Reiz und Poesie einzuhauchen versteht. Gleich dem schönsten Atlasstoff liegt sein vornehmer prächtiger Styl um seine Gestalten drapirt. Es liegt in diesem Styl kein echtdeutscher Kern, doch das wird man dem Edelmann aus den deutsch-russischen Ostseeprovinzen, dessen Erziehung eine französische gewesen ist, zu gut halten. In seinem besten Roman „Diane", geben alle Kreise der Gesellschaft den Stoff zu einem herrlichen Ganzen, und man weiß nicht, was man mehr bewundern soll, ob die Wahrheit der Charaktere und Situationen, oder die humoristischen Streiflichter, die auf diese bunte Welt fallen.

Außer Sternberg vertreten den Salonroman nur Damen, was ganz in der Ordnung ist, da das weibliche Geschlecht an exklusivem Treiben mehr Gefallen findet, als das männliche. Eine jetzt verstorbene Schriftstellerin, Therese von Bacharacht (zum zweiten Male mit einem v. Lützow verheirathet auf Java gestorben) ist die anmuthigste der Erzählerinnen, welche wir noch zu nennen haben. Zu einem abgerundeten Ganzen hat es diese von der Natur mit Verstand und Gemüth beschenkte Dichterin indessen nicht bringen können; es sind Skizzen, Fragmente, was sie uns giebt. „Ein Tagebuch", „Falkenberg", „Am Theetisch", „Weltglück", „Heinrich Burkart", „Lydia", „Alma" sind ihre Romane, denen sie Reiseskizzen zugesellt hat. Henriette von Bissing (Viktorine) und Louise von Gall (Gegen den Strom) haben beide im Salonroman nur je ein Werk geliefert, was namentlich bei der letztern Schriftstellerin, deren Gedankenreichthum sich in einem kurzen und bündigen, übrigens eleganten Styl ausdrückt, zu beklagen ist. Nicht auf gleicher Höhe hält sich Ida von Düringsfeld, der man wegen ihrer Liebenswürdigkeit und Offenheit den Hochmuth verzeiht, mit dem sie über Dinge abspricht, die ihr fernliegen und unverständlich sind. Ihr „Schloß Goczyn" mußte durch einen buchhändlerischen Puff empfohlen werden, auf eigenen Füßen standen erst die „Skizzen aus der vornehmen Welt", „Graf Chala", „Margarethe von Valois", „Antonio Foscarini". Was man an Ida von Düringsfeld zu loben hat, sind gute Naturschilderungen, gelungene Frauencharaktere und hübsche Gruppirungen. Unglücklicher Weise fehlt es dieser Dame an Zeit oder an Lust, die glücklichen Einzelnheiten ihrer Werke zu einem runden Ganzen auszuarbeiten, und dieser Zeitmangel läßt sich auch an ihrem Styl spüren. Dieser ist halb Straßen-, halb Hausanzug und an vielen Stellen drängt sich bei dem Lesen ihrer Perioden das Bild einer Dame auf, die sich mit halb vollendetem Putz den Händen ihrer Kammerjungfer entrissen hat. Wir schließen einen Nachzügler des romantischen Salonromans an, R. von Keudell, dessen Styl hin und wieder glänzend, meistens jedoch verworren ist. Als Tieck seinen Phantasus schrieb, wußte er genau, was er wollte, ob Keudell aber bei seinen „Lätitia", „Außerhalb der Gesellschaft", „Bergan" bestimmte Gedanken vorgeschwebt haben, läßt sich bezweifeln.

Der Volksroman hat seinen würdigsten Vertreter in Berthold Auerbach gefunden. Seine „Schwarzwälder Dorfgeschichten" sind Epoche machend geworden, und auf der Bahn, die er gebrochen hat, sieht man jetzt eine Menge Nachahmer ihren Weg gehen. An Liebe für das Volk, an Kenntniß der Sitten, die in den schlichten Häusern des Dorfs heimisch sind, an frischer Kraft der Darstellung und Tiefe des Gemüths kommt Auerbach von allen diesen Nachahmern nicht einer nahe. Er ist auch der Schöpfer der Dorfgeschichte, denn Immermann's „Münchhausen" benutzt das Volksleben nicht um seiner selbstwillen, sondern als drastisches Mittel, die vielen Erbärmlichkeiten des sogenannten gebildeten Lebens, die sein Roman geißeln will, in das hellste Licht zu stellen. Auerbachs frühere größere Romane „Spinoza" und „Dichter und Kaufmann" betrachten wir als Vorstudien, sein „Neues Leben" als eine meisterhafte Arbeit, deren Verdienste Anerkennung finden werden, wenn das Publikum seinen bequemen Hang, einem Dichter ungern auf ein unbekanntes, höheres Gebiet zu folgen, aufgegeben hat. Joseph Rank würde neben Auerbach zu nennen sein, wenn er mehr Tiefe und Kenntnisse besäße. „Aus dem Böhmerwalde" enthält neben Werthlosem einige tief empfundene Erzählungen, über die wir aber die drolligen Bilder setzen. „Vier Brüder aus dem Volke" und „Waldmeister" sind größere Erzählungen, für die Rank's Talent nicht ausreicht. Derb und eigenthümlich, ein Streiter der ecclesia militans auf politischem Boden, tritt Jeremias Gotthelf (Pfarrer Albert Bitzius) auf. Wenn Rank radikale Politik treibt, so verdirbt Gotthelf sein naturwüchsiges Talent je länger desto mehr durch blinde Parteinahme für das Regiment der Berner Dorfmagnaten. Wer so wie er alles Uebel von dem modernen Zeitgeist herleitet, der verdirbt sich die Unbefangenheit, die dem wahren Volksschriftsteller vor allem vonnöthen ist. Will die Nachwelt diese Produktionen genießbar finden, so muß sie aus ihnen große Stellen herausschneiden. Gotthelf ist von einer politischen Partei über Gebühr gepriesen worden, und er wird wie alle, welche dieses Schicksal haben, von seinen eigenen Gönnern aus seinem Traum der Berühmtheit unsanft geweckt werden. Von dem Glück, mit dem Ernst Willkomm das Volksleben zeichnet, war bereits die Rede. Zu nennen sind noch A. Weill, der Dorfgeschichten aus dem Elsaß gebracht hat, Lentner (Geschichten aus den Bergen), Spindler (Der Vogelhändler von Imst, Fridolin Schwertberger, eine städtische Geschichte), Ernst (Norddeutsche Bauerngeschichten), Schirges (Der Bälgentreter von Eilersrode) und vor allen der gediegene Pröhle (Aus dem Harze, Waldbrossel).

Dem Volksroman steht das Genre nahe, dem es um eine naturgetreue, mit künstlerischer Hand entworfene Nachahmung des Lebens, wie es sich in der Wirklichkeit darstellt, zu thun ist. Große Erwartungen erregt Hackländer (Bilder aus dem Soldatenleben im Frieden, Wachstubenabenteuer, Handel und Wandel, Namenlose Geschichten, Eugen Stillfried), eine glückliche Natur, der ihre frischen Pinselstriche vorzüglich gelingen. Wir kennen keinen deutschen Schriftsteller dieser Gattung, der Goethe's Rath: „Greift nur hinein ins volle Menschenleben" mit mehr Glück beherzigt hätte. Flüchtiger, aber darum immer fesselnd, schreibt Karl von Holtei (Die Vagabunden, Christian Lammfell), der aus einem eigenen bunten Leben schöpfen kann. Größer ist die Zahl derjenigen Schriftsteller, welche sich mit besondern Ständen beschäftigen. Das Theater schildern August Lewald (Theaterroman u. a.), Held, Bührlen (Die Primadonna), Roderich Benedix (Bilder aus dem Schauspielerleben, mit unendlich viel Reflexion beladen), Max Kurnik (Angela), das militärische Leben Heusinger (Weltbilder), das jüdische Leben außer Fanny Lewald noch Isaak Bernays (Schiff), L. Horowitz (Benjamin Kohn), Emil Mecklenburg (Abraham und die Seinen), das literarische Leben Hermann Kurtz (Schillers Heimatjahre), Otto Müller (Bürger), Robert Bürkner (Christian Günther), Friedrich Voigts (Hölty). Ein fabrikmäßig arbeitender Vielschreiber Klenke hat seine unermüdliche

Feder auch auf diesem Felde zu versuchen nicht unterlassen können. Die Verirrung, den Roman zur Verherrlichung einer bestimmten Tendenz zu benutzen, ist wie eine Krankheit unserer Zeit aufzufassen. Wir haben deutsch-katholische Romane (Heribert Rau, Friedrich Lubojatzki), römisch-katholische Romane (Wilhelm Gärtner), pietistische Romane (Karl August Wildenhahn, Georg Lau). Natürlich haben wir auch sozialistische Mysterienromane, Mysterien von Wien, Berlin, Königsberg u. s. w. Der Polizei einige schätzbare Winke gegeben und die Nerven schwacher Damen aufgeregt zu haben, sind die Verdienste, welche die Nachtreter Eugen Sue's beanspruchen dürfen. Der Seeroman hat in Deutschland nur einen Vertreter, Heinrich Smidt (Michael de Ruiter, Berlin und Westafrika), der aber mehr Kenntnisse als Unterhaltungstalent besitzt. In der Ferne bewegen sich zwei Schriftsteller, Friedrich Gerstäcker und Charles Sealsfield. Gerstäcker (Die Regulatoren in Arkansas, Mississippibilder, Die Flußpiraten des Mississippi) trägt in seine Schilderungen die ganze Biederkeit hinein, die ihn im Leben auszeichnet, und fesselt dadurch, wie durch seine genaue Kenntniß amerikanischer Verhältnisse. Er ist kein Dichter, aber ein kräftiger Naturmensch, der das, was er mit hellen Augen gesehen hat, wahr schildert. Er liefert einen gesunden Stoff, den die Phantasie des Lesers weiter verarbeiten mag. Als gewaltiger Nimrod erzählt er häufig Jagdgeschichten, die gut erfunden sind. Mit viel größern Prätensionen tritt Sealsfield auf. Die Natur des nordamerikanischen Südens, die Eigenthümlichkeit der Menschen vom Ohio bis zum mexikanischen Hochland, werden von Sealsfield mit unübertroffener Meisterschaft wiedergegeben. Unter seinen Schilderungen sind Prachtstücke ersten Ranges, z. B. die Darstellung der Prairie im „Kajütenbuch", der Indianerschlacht im „Virey", des Sumpfes im „Nathan". Die Brautfahrt des Kentuckiers Ralf Dougby ist ein Muster deutsch-amerikanischen Humors. So glühend aber Sealsfield malt, übertreibt er doch nicht selten und schwächt dadurch den Eindruck, den er hervorbringen will. Sich an die Schranken des Kunstwerks zu halten, ist ihm nicht gegeben. Alle seine Werke, eines ausgenommen, haben kein eigentliches Ende, und manche Episoden sind mit einer Breite ausgeführt, daß sie das Ganze aus den Fugen drängen. Der Styl ist glänzend, aber in einem Grade fremdartig, daß er den Namen deutsch kaum mehr verdient.

Zwei Humoristen ersetzen uns noch nicht den einen Jean Paul. Leopold Schefer hat kein plastisches Talent, und demselben Mangel begegnen wir bei Adalbert Stifter. Bei Schefer verschwimmen die Gestalten, die sich lebendig von der Leinwand abheben sollten, in den halb mystischen, halb bizarren Expektorationen, welche dieser Schriftsteller liebt. Das orientalische Leben putzt er mit einer glänzenden Pracht heraus, die nur leider unwahr ist. Einem eminenten Talent für Naturschilderungen begegnen wir bei Stifter. Nur malt dieser Dichter mit zu weichem Pinsel und zeigt uns Berg und Thal, Wald und Feld im Sonntagsschmuck. Die Schrecken der Natur ziehen bei ihm ein idyllisches Gewand an. Seine Menschen haben entweder etwas Schwächliches, oder sind Sonderlinge. In seiner vielleicht besten Novelle, die uns verirrte Kinder vorführt, sind die kleinen Wesen Engel mit menschlicher Kraftlosigkeit. Humoristische Romanschriftsteller zweiten Rangs sind Adolf von Tschabuschnigg (Ironie des Lebens, Humoristische Novellen, Moderner Eulenspiegel), Hermann Marggraf (Johannes Mackel), der als geistreicher und kenntnißvoller Kritiker einen hohen Rang einnimmt, Elsner (Neue Fahrten des alten Musikanten) und Müller (Ein neuer Don Quixote). Bogumil Goltz (Buch der Kindheit, Ein Jugendleben) könnte sehr bedeutend werden, wenn er seine Originalitätssucht bekämpfte und in das wilde Fleisch seiner Phantasie einige tüchtige Schnitte machte. Goltz scheint jeden Gedanken, der ihm durch den Kopf fährt, jedes Wort, das sich ihm auf die Zunge drängt, für so wichtig zu halten, daß es ihm

wie ein Verrath an der Menschheit erscheint, etwas so Bedeutendes zurückzuhalten.

Der geschichtliche Roman, der uns nun beschäftigen wird, soll insbesondere die kulturgeschichtlichen Momente hervorheben und uns das gesammte sittliche und gesellschaftliche Leben einer Zeit im treuesten Spiegel zeigen. Da diese Gattung des Romans außerdem noch wie jede andere die Kunstregeln zu beobachten, wahre Menschen, wahre Verhältnisse zu zeigen, den Knoten gut zu schürzen und zu lösen hat, so ist die schwierigste von allen, denn in ihr treten ja zu den gewöhnlichen Aufgaben noch zwei neue hinzu, nämlich eine ferne Zeit und todte Lokaltöne wiederzugeben. So wahr dies ist, so gewiß ist auch, daß man es sich unter uns mit keiner Romanform so leicht macht, wie mit dieser. Abgesehen von den gewöhnlichen Fabrikarbeitern, die ihre historischen Kenntnisse aus Ziegler's Schauplatz der Weltbegebenheiten und ähnlichen Büchern schöpfen, greifen auch viele der bessern aufs Gerathewohl in eine beliebige Zeit hinein, schneiden ein paar geschichtliche Helden, die sie aus Trachtenbüchern ankleiden, aus dem ersten dem besten Geschichtswerke heraus, borgen aus gleichzeitigen Denkwürdigkeiten einige Beschreibungen von Schlachten und Festen, geben als eigene Zuthat einen Helden und eine Heldin, die neben dem geschichtlichen Inhalt planlos nebenbeilaufen, gießen über das Gemengsel einen abscheulichen Styl, den sie für chronikenartig halten, und glauben nun einen geschichtlichen Roman geliefert zu haben. Die beiden namhaftesten historischen Romanschriftsteller der jüngsten Vergangenheit, van der Velde und Tromlitz, hatten für ihre derartigen Sachen ein förmliches Rezept. Tromlitz insbesondere verarbeitete den dreißigjährigen Krieg auf eine Weise, welche beiden Musen, jener der Geschichte und jener der Dichtkunst, Krämpfe verursachen mußte. Ernste Geschichtschreiber führen den englischen Romandichter Walter Scott unter den historischen Quellen auf; wie vielen Deutschen der Gegenwart wird dereinst die gleiche Ehre widerfahren, und wie viele sind derselben würdig?

Größere Ansprüche auf Anerkennung, als die eben bezeichnete Klasse von Schriftstellern darf Karl Spindler machen, den wir darum zuerst nennen, weil er der erste war, welcher einen guten historischen Roman lieferte. Spindler wählte dankbare Stoffe, bearbeitete sie mit Erfindungsgabe und dramatischer Kraft und traf im ganzen den Geist der Zeiten, in die er seine Erzählung zurückverlegte, mit Geschick. Dieser Schriftsteller hat abgesehen von zwei Rückschritten (Der Invalide und Boa Constrictor) sich fortschreitend entwickelt und in seinen neuesten Produktionen (Fridolin Schwertberger, Der Vogelhändler von Imst, Meister Kleiderleib) in dem Leben der Gegenwart das seinem Talent zusagendste Feld gefunden. So viele Verstöße gegen die einfachsten Vorschriften der Kunst Ludwig Storch auch nachgewiesen werden können, hat er sich doch durch große Vorzüge unter den Lieblingen des Publikums erhalten. Die Gestalten wachsen in seinen Romanen aus dem Boden, die Begebenheiten drängen sich, und solche stoffreiche Bücher sind die heißbegehrte Nahrung vieler Leser. Eine besondere Ortlichkeit wird diesem Schriftsteller zu eng, er breitet sich über Welttheile aus. Denselben Stoffreichthum in schönerer Form bietet Theodor Mügge dar (Vendeerin, Chevalier, Toussaint, König Jakobs letzte Tage, Voigt von Silt, Afraja u. a.) Auch Mügge haftet am realen Leben, beherrscht dasselbe aber mittelst seiner höheren Bildung. Daß er seine Stoffe der Gegenwart entnimmt, wird vorzugsweise durch seine politische Richtung bedingt.

Der beste Name, den die deutsche Gegenwart auf dem Felde des geschichtlichen Romans aufweisen kann, ist der von Wilibald Alexis (Wilhelm Häring in Berlin). Dieser Dichter begann mit einer Ironisirung Walter Scott's, mit „Walladmor", dem die für ein Erstlingswerk seltene Ehre zu Theil wurde, in fast alle lebende Sprachen übersetzt zu werden. Es verdiente diese Ehre, denn es gab den Beweis, daß Wilibald Alexis nicht blos die Schwächen des großen

Schotten, sondern auch das Wesen des historischen Romans mit fruchtbarem Bemühen aufgefaßt hatte. Dennoch war sein zweites Werk „Schloß Avalon" ein Mißgriff, ein unglückliches Zwittergeschöpf mitten inne zwischen Geschichte und Roman. Noch in spätern Zeiten hat Alexis einen Mißgriff, den letzten, gethan. Wir meinen seine „Zwölf Nächte", deren geistreicher Gedanke, den Mischmasch aller möglichen Kulturen, welcher in Berlin von manchen Leuten für den Gipfel moderner Bildung gehalten wird, zu ironisiren, durch dicke Bände ausgeführt und dadurch zu einer ertödtenden Langeweile abgestumpft wird. „Cabanis" ist die erste, auf märkischem Boden wurzelnde Schöpfung Häring's. Auf demselben heimischen Grunde stehen „Der Roland von Berlin", „Der falsche Woldemar", „Die Hosen des Herrn von Bredow", „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht", „Isegrimm" lauter Romane im höchsten Sinne des Worts. In allen faßt Häring den tiefern Inhalt der Zeit auf, führt volle Menschenfiguren auf die Bühne und versteht den als so prosaisch verschrieenen märkischen Ebenen dichterischen Reiz zu verleihen. Er ist ein Virtuose im Detailschildern, arbeitet alles fein und geistreich aus. Mit etwas mehr Feuer und Zug, mit etwas weniger Reflexion würde er das Publikum für den Schönheitsdienst, dem er sich gewidmet hat, vollständig gewinnen. Der Styl dürfte hin und wieder etwas weniger von seiner chronikenartigen Färbung haben. Die Kriminal-Literatur, die er seit Jahren eifrig pflegt, hat ihm seinen „Urban Grandier" entlockt, ein lebendiges und interessantes Gemälde von Zuständen, in deren schauderhaftem Dunkel uns Menschen dieser Zeit die Laterne des Verstandes erlischt.

In seinem ersten Roman „Die Eroberung von Jerusalem" und in den „Schleichhändlern" enthüllte Robert Heller ein anmuthiges Erzählungstalent, das ihm in spätern Werken (Die Kaiserlichen in Sachsen, Der Prinz von Oranien) nicht überall treugeblieben ist. Ein liebenswürdiger, dabei von geschichtlichen, genealogischen, bibliographischen, kulinarischen und andern Kenntnissen im wörtlichsten Sinn vollgepfropfter Plauderer ist Eduard Maria Oettinger (Onkel Zebra, Sophie Arnould, König Jerome und Capri, Rossini u. a. m.). Oettinger ist auch ein tief empfindender Lyriker, dem Andere (u. a. Herwegh) nachgedichtet haben, ohne ihr Muster zu nennen. Karl Herloßsohn (Der Venetianer, Der Ungar, Die Tochter Piccolomini's u. s. w.) ist an den Anforderungen zu Grunde gegangen, die das Leipziger gesellschaftliche Leben an ihn stellte. Ludwig Rellstab (1812 u. a.) hat durch eine ergiebige Ausnutzung des bekannten Geschichtswerks von Segur über den russischen Krieg einen wohlfeilen Ruhm erworben. Legion ist die Zahl der historischen Romanschreiber, welche das Futter für die Leihbibliotheken liefern. Die bessern sind Ferdinand Stolle, Lubojatzki, Schubar, Belani (Häberlin), Gustav von Heeringen, Ludwig Bechstein, Ludwig Köhler, Wilhelm Müller, Eduard Breier (dem wir um einiger Vorzüge willen gern einen höhern Platz anweisen würden), Gustav vom See, ebenfalls durch Gaben über das gewöhnliche Niveau erhaben, Wangenheim, der „den Quark breittritt" und in dieser Arbeit die eigenste Aufgabe des Romanschriftstellers verehrt.

Ein späterer Sprößling der Zeit, als die politische Lyrik, ist der politische Roman aus der Tendenznovelle und den Dorfgeschichten hervorgegangen. Die Bewegung, der wir auf diesem Felde begegnen, ist eine einseitige. Mit einer oder zwei Ausnahmen erhalten wir lauter Romane der Linken, lauter Revolutionsnovellen. Nach der Aristokratie, nach der Gesellschaft, nach dem Konservatismus sehen wir uns bei dieser Produktion vergebens um: sie schmollen schweigend. Die gehaltvollsten politischen Romane sind die von Temme (Anna Münster, Elisabeth Neumann, Josephe Münsterberg). Wir begegnen in diesen Werken, insbesondere in „Anna Hammer", guten Schilderungen aus der Gegenwart, genauer, hier und da an den Kriminalisten mahnender Kenntniß des kleinbürgerlichen Lebens und einigen, mit vieler Liebe und Treue gemalten Kerkerszenen. Ueber die Welt der

Idylle, deren Behandlung an Immermann erinnert, erhebt sich Blick und Kraft des Verfassers nicht. Anonym erschien „Nach der Natur, lebende Bilder aus der Zeit", worin die Szene, Tyrol, Schlesien, Baden, fest hingestellt wird, während die darauf eingeführten Personen nicht klar und wahr genug hervortreten, und der epische Fluß der Erzählung nur zu häufig in Betrachtungen und Unterredungen müßig aus einanderrinnt. Der österreichische Revolutionsroman treibt den Heißhunger nach Persönlichkeiten und den Durst nach Ereignissen auf die Spitze. Dieselbe Naivetät, welche in der Aula-Politik des Jahres 1848 so charakteristisch und für ihre Urheber verderblich hervortrat, macht sich auch in diesen Leistungen geltend. Sigmund Kalisch, der talentvollste dieser Schriftsteller, bringt einen dreibändigen, Eugen Sue gewidmeten Roman „Ludwig Kossuth und Klemens Metternich", in dem lauter geschichtliche Persönlichkeiten der Gegenwart neben einem einzigen vom Dichter erfundenen Paar auftreten. Auf die äußerste Rechte stellt sich der Ritter von Levitschnigg in den „Silhouetten aus dem Nachmärz", welche Kossuth und seine Bannerschaft zum Vorwurf haben. Diese Silhouetten sind mehr biographisch als novellistisch zugeschnitten, von einer Hand, die von der kroatischen Opposition gegen Ungarn geführt worden ist. Der Dichter ist Kroat, und somit muß sein besonderer Standpunkt in der Sache, so wie sein Hang zu phantastisch angethanem Aufputz begreiflich erscheinen. Schwülstig ist dieser „Soldat des Kiels auf schwarzem Tintenrosse" aber doch in einem unerlaubten Grade. Die Berliner Politiker der Linken schildert Streckfuß (Die Demokraten), Adolf Schirmer das vornehme Leben des Vormärz (Moderne Intriguanten), Wilhelm Hamm das Treiben der Freischaaren, August Schrader das Leben eines vielgenannten Volksführers (Robert Blum und sein mächtiger Freund). Wir unterlassen noch weiter Namen zu nennen; ein radikaler Romanschriftsteller, der sich auch nur entfernt solcher Erfolge rühmen könnte, wie radikale Lyriker, Hoffmann von Fallersleben, Freiligrath, Herwegh, vordem sie errungen haben, ist noch nicht erstanden.

Zu dem politischen Roman gehören streng genommen auch die Werke von Auguste von Paalzow. Allerdings wollte diese Dame historische Romane schreiben, aber sie verfolgte dabei mit vielem Selbstbewußtsein den Zweck, das Königthum und den Adel zu verherrlichen, und ließ zuletzt, durch den unaufrichtigen Beifall der vornehmen Welt ermuthigt, die Tendenz ganz überwiegen. Sie ist auf diesem Wege immer tiefer gesunken und zuletzt ins Abgeschmackte hineingerathen. Die Art von Verzückung, mit der diese Schriftstellerin das durch und durch faule Hofleben, die im höchsten Grade langweilige Etikette Ludwigs XIV. anpreist, wollen wir noch hinnehmen, was sollen wir aber sagen, wenn sie in der Hofburg der keuschen Maria Theresia Nachts Männer durch geheime Gänge aus und eingehen läßt, oder wenn sie in das nüchterne Zeitalter der Aufklärung romantische Kronenwächter verlegt, die auf einem verfallenen Schlosse eine mystische Krone hüten? Die Einschachtelungstheorie wird bei ihr so weit getrieben, daß in ihrem St. Roche drei Romane, eine Reihenfolge von drei Geschlechtern in sich tragend, neben und in einander spielen. Blickt man auf den innern Werth ihrer Schriften, so findet man als Form nur eine hohle und abgestandene Schönrednerei, als Gehalt aber nichts, keine Charaktere, keine Tendenz, keine Kraft der Gestaltung. Die Figuren sind vom Theater entlehnt, und die Welt, welche die Verfasserin zeichnet, ist aus Büchern herausgelesen, statt der Natur entnommen zu sein. Deshalb ist alles Schaum und hohles gemachtes Wesen: nirgends Kern, nirgends Wärme, nirgends Fleisch und Blut. Selbst jene sonst allen schreibenden Frauen eigene Beobachtungsgabe fehlt bei der Paalzow in einem Grade, daß wir nirgends in ihren Büchern auf irgend eine wahre und treffende Bemerkung, oder einen der Natur, der Empfindung, dem Gemüth abgelauschten Zug stoßen. Was die Birch-pfeiffer für das Drama, das ist (oder war, denn sie ist todt) die Paalzow für den Roman, nur ein viel gebildeteres, aber viel dünneres und schwächeres Talent,

als jene, mit der sie die Gabe eine spannende Geschichte einfädeln zu können gemein hat. Ihre Erzählungen zu einer rechten Spannung zu bringen, versteht sie jedoch wieder nicht; dazu reicht ihre Kraft nicht aus, schon weil sie für keine ihrer Theaterpuppen Theilnahme zu erwecken weiß und weil sie nicht schreiben kann. Lächerlichkeiten, konfuse Sätze und Stellen, welche einen völligen Mangel an Logik verrathen, finden sich in allen ihren Schriften. Am Ende fühlte das Publikum diese Mängel. Von „Godwie-Castle", der als die einzige wahre Bereicherung der deutschen Romanliteratur ausposaunt wurde, bis „Sainte Roche" begleitete man die Schriftstellerin, bei „Thomas Thyrnau" fielen die Verehrer in Menge ab, und „Jakob von der Nees" schuf eine Leere um die arme Frau, die ihr die letzten Stunden verbittert hat.

Indem wir noch einmal zum historischen Roman zurückkehren, müssen wir die liberalisirende, eben so talentvolle als fruchtbare Amalie von Schoppe erwähnen. Diese Schriftstellerin bewegt sich mit gleicher Leichtigkeit in den romanischen Ländern wie in der Welt des Nordens und entnimmt der Vergangenheit lebhafte Farben zu leicht geschürzten, bewegten Erzählungen. „Tabitha von Geyersberg" spielt im deutschen Bauernkriege, „Marat" in der französischen Revolution, „Polixena" am schwedischen Hofe, „Die Edelfrau von Kellinghofen" in den Kriegen zwischen Holsteinern und Dänen. Ihre modernen Liebesromane, deren sie eine ziemliche Anzahl geschrieben hat, können nicht das Verdienst ihrer geschichtlichen Romane beanspruchen. An Fruchtbarkeit wird sie noch übertroffen von J. Satori (Johanna Neumann), die sich ihr aber an Talent nicht gleichstellen kann. Wir schließen die Reihe der schriftstellernden Damen dieser Gattung mit den Namen Maria Norden (Ilmhorst, Paris und Berlin). Wilhelmine Sostmann (Die Frauen des Hauses Vaubreuil, Die letzten Tudors auf dem Throne von England) und Feodora von Dalberg (Aus der Zeit 1649 bis 1680). Auch die bereits genannte Henriette von Bissing hat sich mit einem historischen Roman versucht (Reimar Widdrik und die Dithmarschen im Jahre 1500).

Die Novelle ist eigentlich eine bestimmte Kunstform und soll nur benutzt werden für außerordentliche Begebenheiten, die durch ungewöhnliche Charaktere in einer raschen Handlung abgesponnen werden. Sie darf an das anekdotenartige anstreifen, soll aber nie gewöhnliche Dinge darstellen und nie in die Breite gehen. Diese Vorschriften hat die romantische Schule erneuert und selbst auf das gröblichste verletzt. Neben Musternovellen wie Hoffmann's „Fräulein von Scudery" hat sie andere geschaffen, die weder Form noch Inhalt der Novelle haben. Benutzte doch selbst Tieck diese Form zu langen Erörterungen in Gesprächsform, die nicht einmal in einem dreibändigen Roman am rechten Orte stehen würden. Dieses böse Beispiel nachzuahmen, hat schon die Bequemlichkeitsliebe und die Sucht, sich als geistreich darzustellen, eingegeben. Hat ein Schriftsteller ein paar Gedanken, die nicht reif oder bedeutend genug sind, um in einer Abhandlung dargelegt zu werden, so schreibt er eine Novelle und läßt die Personen derselben für sich sprechen. Haben Held und Heldin dieses Geschäft besorgt, so führt der Autor sie an den Altar oder in das Grab, je nachdem das Thema, dessen Besprechung den Liebenden aufgebürdet wurde, ein düsteres oder ein heiteres war. Beispiele ließen sich in Fülle anführen; wir beschränken uns auf zwei. Bernhardi schreibt eine Novelle „Pumpauf und Pumprich", die so gut wie keine Handlung hat, aber als geistreiche Parteischrift für die Faulheit und wegen einer köstlichen Lobrede auf den politischen, sittlichen und nationalökonomischen Werth des „Pumpens" (Schuldenmachens) allgemein bekannt zu werden verdiente. Griepenkerl schreibt „Das Musikfest oder die Beethovener", um seine Ansichten von Beethoven's Symphonien an den Mann zu bringen.

An die romantische Richtung schließt sich am engsten an Eduard von Bülow (Novellen). Derselben Schule huldigen Reinhold (Gesammelte Novellen

und Erzählungen), der etwas von Tieck's psychologisch feiner Seelenmalerei geerbt hat, Walther Tesche (Bilder aus Schlesien), der mit Lokalfarben gut umzugehen weiß, Franz Berthold (Adelheid Reinbold), deren früher Tod eine viel versprechende Entwicklung vernichtet hat. Auch Oswald Marbach (Die Dioskuren) gehört unter die romantischen Nachzügler. Als Reste der Tromlitz'schen Periode und der aschgrauen „Vespertina" Theodor Hell's sind zu betrachten C. von Wachsmann und Gustav von Berneck, beide den Lesern und Leserinnen der Taschenbücher wohl bekannt. Berneck ist der Fortsetzer des Taschenbuchs „Vielliebchen", das unter Tromlitz seine Blüthezeit hatte, Wachsmann hat es bis zu einunddreißig Bänden Erzählungen und Novellen gebracht. Bei diesem Schriftsteller, der nie aufregt und doch unterhält, kann man sich in die Zeit zurückträumen, in der es weder politisches noch religiöses Gezänk, sondern nur gute und schlechte Menschen, verliebte Mädchen und strenge Väter, in den romantischen Winkeln der Gesellschaft auch dämonische Spieler, Banditen und Abenteurer gab. F. Marlow (Dichter-Nachtwege) wurde leider durch ein wüstes Leben gehindert, den schönen Keim, den die Natur in ihn gelegt hatte, zur Kunstblüthe zu entwickeln. Zu den Todten, deren Verlust zu bedauern ist, gehört Theodor Althaus (Märchen aus der Gegenwart). Unter den Oesterreichern bemerken wir den bedauernswürdigen Wenzel Messenhauser. Sein tragischer Tod hat eigentlich erst die Aufmerksamkeit auf ihn gerichtet und erklärt die neuen Auflagen, die seinen Werken (Der Rathsherr, ernste Geschichten, Wildniß und Parquet) zu Theil geworden sind. Was ihn hauptsächlich hinderte, ein vorzüglicher Erzähler zu werden, war seine Vorliebe für rhetorische Uebertreibungen. Den Namen des Gemüthlichen verdient vor allen Castelli, mit dem zwei andere rühmlichst genannte Oesterreicher, Vogl und Seidl, wetteifern. Schubert, als Mann der Wissenschaft von Verdienst, hat gemüthlich-pietistische „Erzählungen" geschrieben, Georg Schirges Novellen (Zwei Gräber), von denen eine gewisse lyrische Schönheit und anmuthig dargestellte Innerlichkeit ausstrahlt. Otto von Münchhausen hat nach guten Novellen (Graf St. Germain, Liebesnovellen) geschwiegen. Von Theodor Hagen besitzen wir „Musikalische Novellen", in denen zugleich das Familienleben angegriffen wird. Einer der bessern Vielschreiber ist der Berliner Friedrich Adami. F. Voigts schrieb eine Preisnovelle und sonst noch manches Verdienstliche. Eine gewisse Rohheit klebt Hermann Schiff an, der aber, was poetischen Gehalt betrifft, über den Troß der Novellenschreiber emporragt. Eduard Boas war zu bewußt geistreich, um seine humoristische Frische frei walten lassen zu können. Als ein Dilettant von Bedeutung ist F. von Heyden (Randzeichnungen) aufzufassen. Betti Paoli (Die Welt und mein Auge), Emma von Niendorf (Aus der Gegenwart) und Amalie Winter dürften die Damen sein, welche unter den Frauennamen hervorgehoben zu werden verdienen. Wenig gekannt ist der Novellenschreiber, dem die Kritik die Palme gereicht hat. Franz Dingelstedt (Unter der Erde, Heptameron, Sieben friedliche Erzählungen) ist ein Dichter, bei dem das stoffliche Interesse gegen die Vorzüge der Form in den Hintergrund tritt. Diese letztere ist voll Geist und Anmuth, voll Lebendigkeit und lächelnder Koketterie. Trotzdem liest man Dingelstedt wenig, denn unsere Lesewelt findet es mühsam und langweilig, sich einem geistreichen Schriftsteller hinzugeben und ihm in seine Gedankenwelt zu folgen, und will weder die Zierlichkeit seiner Wendungen, noch das Schlagende, Witzige seiner Vergleiche genießen. Der literarische Geschmack in Deutschland verschlingt seine Nahrung, und deshalb zieht er das vor, was sich leicht verschlingen läßt, und wenn es genossen bis auf die Erinnerung verschwunden ist. Bei den Novellisten sei noch der jüngste Romanschriftsteller erwähnt: Robert Giseke (Moderne Titanen, Kleine Welt und große Welt). Dieser junge Dichter ist bescheiden genug, sich tendentiöse Bestrebungen zu untersagen und die Farben so wie er sie findet auf seine Palette zu nehmen. Er hat eine frische originelle Art zu

schreiben und sein Humor ist ein ungesuchter, wirksamer, dagegen sein Styl etwas zu burschikos.

Uebersieht man den Gang, den die Romanschreibung bei uns genommen hat, so gelangt man zu dem Urtheile, daß die alten Sünden wenn nicht ganz, doch größtentheils besiegt worden sind. Jene geistreiche Zerfahrenheit, jener vage Idealismus, an denen unser Roman lange Zeit kränkelte, begegnen uns bei weitem nicht mehr so häufig wie früher. Dennoch tragen unsere Romanschriftsteller noch immer mehr in den Roman hinein, als dieser Rahmen zu fassen vermag. Die zehn, zwanzig Personen, die der Dichter gruppirt, sollen wo möglich eine ganze Ideenwelt repräsentiren und in ihren Beziehungen soll die ganze geistige Strömung der Zeit fühlbar werden. Unendlich verständiger wäre es, wenn unsere Dichter ein bestimmtes Stück Menschenleben aus dem vollen Ganzen heraushöben und ihre Leser in dieser kleinen Welt heimisch machten. Das macht zum Theil, von der poetischen Begabung abgesehen, für die nur der kleinste Theil unseres Publikums Verständniß besitzt, den Erfolg Auerbach's, daß dieser Dichter sich weise beschränkt, ein bestimmtes Thema wählt und dasselbe nicht abschweifend verläßt. Dieses glückliche Beispiel nachzuahmen, hindert die andern Dichter vielleicht unser Nationalfehler, mehr zu erstreben, als sich erreichen läßt. Ehe sie aber in dieser Beziehung eine Reform mit sich vorgenommen haben, mögen sie nicht erwarten, daß die Lesenden nach ihren Werken mit derselben Begier greifen, welche Herzen und Hände zu den englischen Romanen drängt. Es ist schlimm, daß unser Publikum ein geistig träges, weit mehr nach momentanem Reiz und Genuß, als nach dem reineren Behagen an Geist und Schönheit verlangendes ist. Aber die Sache ist nun einmal so, unsere nüchterne Lesewelt fordert gebieterisch die Berücksichtigung ihres Geschmacks, und es ist besser, daß der Dichter seine Leser nach und nach zu sich heraufhebt, als daß er sie von vorn herein zurückscheucht. Was hilft es, wenn man unsern Romandichtern nachrühmt, daß sie „alle Reflexe deutscher Bildung bis in ihre verlorensten Extreme, alle Richtungen, alle Farben sammeln, den Staat, die Kirche, die Gesellschaft, die Familie in ihre Kreise ziehen", wenn die Welt, für die sie schreiben, alle diese schönen Dinge unbeachtet bei Seite liegen läßt?

Eine Mitschuld, daß die deutschen Romane nicht sehr populär sind, haben die Buchhändler durch zu hohe Preise auf sich geladen. Diesen Fehler zu beseitigen, bestreben sich zwei Unternehmungen, eine in Prag, die zweite in Frankfurt am Main. Das Prager Unternehmen, welches bereits seit Jahren besteht, stellt als sein Programm besonders die Verdrängung der unsern Markt überfluthenden und dem deutschen Talente verderblichen Dutzend-Uebersetzungen ausländischer Romanschriftstellerei auf und hat, um dies durchzuführen, mit einer wahrhaft achtungswerthen Energie den Preis eines Bandes auf nur 20 Kreuzer C.-M. festgesetzt. Dieser Plan hat, wie wir hören, überraschend günstige Resultate erzielt. Wie hier, handelt es sich auch bei der „Deutschen Bibliothek", die in Frankfurt am Main erscheint, um die Popularisirung des deutschen Romans durch wohlfeile Preise. Der Herausgeber dieser Bibliothek ist Otto Müller, der jüngst durch seinen Roman „Charlotte Ackermann" den biographischen Roman durch ein mit dem größten Fleiß, mit sorgsamer Feile, mit treuem Ausharren gearbeitetes Werk bereichert hat.

Unter Verantwortlichkeit des Ergänzungsblätterverlags in Meißen. — Redakteur Dr. Fr. Steger.
Druck von A. E. Gato in Meißen.

Die Fischzucht und das Ei des Fisches. Man hat den Fischfang oft den Ackerbau der Gewässer genannt, als ob die Meere, Seen und Flüsse unerschöpfliche Magazine wären, wo der Mensch, ohne jemals ein Verarmen fürchten zu dürfen, unaufhörlich nach Maßstab seiner Bedürfnisse nehmen und zerstören könnte. Diese Definition ist schlecht und aus einer falschen Ansicht hervorgegangen. Der Fischfang ist nicht der Ackerbau, sondern die Ernte der Gewässer. Das Wasser besitzt eine außerordentlich mächtige, aber keine unendliche Zeugungskraft, und wenn man immer sichere und reiche Ernten haben will, so muß man säen, vorausgesetzt, daß Quatrefages mit seiner Behauptung Recht habe, man könne Fische so wie Korn säen. Eine solche Sorge erscheint als überflüssig, wenn man nichts als die wunderbare Fruchtbarkeit der Bewohner des Wassers ins Auge faßt. Ein gewöhnlicher Barsch enthält 28,320 Eier und ein Häring 36,960. Thomas Harmer und C. F. Lund, die sich mit vieler Geduld Forschungen über diesen Gegenstand hingaben, haben noch höhere Zahlen erhalten, z. B. beim Hecht 80,388 und 272,160, bei der Meerzunge 100,360, bei der Rothfeder 71,820 und 113,840, bei dem Brassen 137,800, bei der Schleie 383,250, bei der Makrele 546,680. Ein Karpfen von sechs Pfund hatte nach Petit 342,140 Eier, ein Plattfisch gab die ungeheure Zahl 1,357,400, in einem Stör zählte man bis zu 7,635,200 und in einem Stockfisch fand Leeuwenhoek 9,344,000 Eier. Valenciennes endlich berechnet, daß eine Steinbutte von zwei Fuß Länge 9 Millionen Eier enthielt und daß eine Meerasche deren 13 Millionen barg. Wenn nur der zehnte Theil der in jedem Fische eingeschlossenen Eier zur Vollendung seiner Entwicklung gelangte, so brauchte man eine Entvölkerung der Gewässer wenig zu befürchten, aber diese auf eine so verschwenderische Weise vorbereitete Vervielfältigung wird durch zahlreiche zerstörende Ursachen beträchtlich vermindert. Wir wollen diese wo möglich alle nennen.

Man darf vor allem nicht vergessen, daß in der allgemeinen Harmonie der Natur die Fruchtbarkeit der Thiere nicht blos nach der Gefahr, welcher die Jungen bis zur Periode der Selbsterhaltung ausgesetzt sind, sondern auch nach den Zufällen geregelt wird, welche die Eier hindern können, befruchtet zu werden. Bekanntlich legt die unermeßliche Mehrzahl der Fische Eier, und die Befruchtung erfolgt durch die Einwirkung des männlichen Elements auf das weibliche außerhalb des thierischen Körpers und mitten im Wasser. Diese Einwirkung ist die nothwendige Bedingung für die Entwicklung des Embryo, so daß alle Eier, welche ohne Berührung mit den in der Milch lebenden Thierchen geblieben sind, sich verändern und bald verderben. Nun wird niemals der ganze Roggen befruchtet, und schon darum allein geht eine beträchtliche Anzahl Eier zu Grunde. Der übrigbleibende Theil ist seinerseits einer Menge vernichtender Einflüsse ausgesetzt. Er wird durch das Fallen des Wassers trocken gelegt, durch das Steigen desselben mit Schlamm bedeckt. Ueberdies hat der Roggen zahlreiche Feinde; verschiedene Fische, Crustaceen und Insekten verzehren ihn, er wird durch Byssus oder durch Algen zerstört, und die Mehrzahl der Wasservögel ist nach ihm sehr lüstern. Alle diese Gründe würden indessen keine Entvölkerung der Gewässer hervorrufen, wenn die zerstörende Thätigkeit des Menschen nicht dazukäme. Die Fabriken benutzen die Flüsse, um sich ihrer unnütz gewordenen Säuren und Salze zu entledigen, die Bleicher lassen Chlorverbindungen denselben Weg gehen. Bei Bauten und andern Gelegenheiten legt man oft ganze Flußbetten trocken. Endlich heben die Dampfschiffe durch die heftigen Bewegungen der Wellen, welche sie verursachen, eine Menge kleiner Fische auf das Ufer. Zu diesem allen muß man nun den traurigen Zustand der Gesetzgebung hinsichtlich des Fischfangs rechnen. Unseres Wissens bestehen wohl Gesetze gegen das Ablassen fauler Gewässer (der Flachs-

rösten) in die Flüsse und gegen das Fangen der Fische mit betäubenden Mitteln, nicht aber gegen die zerstörenden Werkzeuge, deren sich die Fischer so häufig bedienen, und nicht gegen das Fischen während der Laichzeit. Die ältern Zeiten waren in dieser Beziehung sorgsamer. Die englischen Gesetze über die Schonung der Gewässer reichen bis auf Ethelred II. (966) zurück, der den Verkauf junger Fische verbot. In Frankreich bemühte sich Colbert für die Erhaltung der Fischzucht, indem er befahl, daß alle Fische, die von den Augen bis zum Schwanz gemessen nicht sechs oder beziehentlich fünf Zoll hielten, dem Wasser zurückgegeben werden müßten. Bis zu welchem Grade die Entblößung der Flüsse von Fischen geht, wollen wir an dem Beispiel Frankreichs zeigen. Die französischen Flüsse haben eine Gesammtlänge von 50,000 Stunden, und die Seen und Teiche bedecken eine Erdoberfläche von 220,000 Hektaren. Die Verpachtung aller Gewässer, die entweder der Verwaltung der Forsten oder jener der Brücken und Straßen übergeben sind, liefert dem Staat nur 170,000 Thaler jährlich. Die Verwaltung der Forsten allein verpachtet für den Fischfang 1900 Stunden schiffbaren oder flößbaren Wassers, welche die jährliche Summe von 131,000 Thalern ergeben. Das ist auf die Viertelstunde in mittlerer Zahl 69 Franken. Die Geringfügigkeit dieser Durchschnittssumme ist schlagend, wenn man dieselbe mit dem vergleicht, was sie sein könnte, oder mit dem, was noch heute einige begünstigte Flüsse liefern. So wird der Doubs im Jura durchschnittlich mit 159 Franken die Viertelstunde verpachtet, die Mosel im Departement der Meurthe mit 182 Franken. Auf derselben Ausdehnung ergiebt die Loire im Departement der Unterloire 252 Franken, die Sarthe in Maine- und -Loire 297 und der Loiret 309 Franken, die Mayenne 339 und die Seine 498 Franken. Was die Maine betrifft, so wird sie ausnahmsweise mit 1378 Franken verpachtet. Neben diesen mehr oder weniger befriedigenden Zahlen stehen viele andere, welche für eine außerordentliche Seltenheit der Fische sprechen. Der Ain im Jura liefert auf die Viertelstunde blos 14 Franken, die Dordogne im Departement der Correze 10 Franken, die Isere 8, die Drome 4, die Durance 2. Endlich giebt es 219 Viertelstunden, welche so gänzlich entvölkert sind, daß die Verwaltung für sie gar keine Pacht erlangen kann.

Das Interesse, welches die Regierungen wie die Privaten an einer ergiebigeren Benutzung der Flüsse haben, steht auf dem Punkte, seine Befriedigung zu finden. Die desfallsigen Bemühungen, denen der beste Erfolg gewiß ist, erinnern uns an das, was früher für die Fischzucht geschehen ist. Zwei Völker haben vorzugsweise dieselbe gepflegt, Chinesen und Römer. Die Bemühungen der ersten scheinen in eine sehr ferne Zeit hinaufzugehen. Man findet in der „Allgemeinen Geschichte der Reisen", in Grosier, in Davis, einige anziehende Einzelnheiten über den Transport der Fischbrut. Nach dem Bericht der Glaubensboten, welche China besucht haben, steigen viele Salmen, Forellen und Störe in den Flüssen von Kiang-si bis zu den Gräben in die Höhe, welche man zur Bewässerung der Reisfelder zieht. Sie legen dort ihre Eier ab, und die Brut, welche bald ausschlüpft, wird für die Ufereigenthümer zum Gegenstande eines gewinnreichen Handels. Der Pater Jean Baptiste Duhalde hat zuerst die Art beschrieben, in der dieser Handel vor sich geht. Seine Erzählung lautet: „In dem großen Flusse Yang-tse-kiang, nicht weit von der Stadt Kieu-king-fu der Provinz Kiang-si versammelt sich in gewissen Zeiten des Jahres eine außerordentliche Menge von Barken, um dort Fischsamen zu kaufen. Gegen den Maimonat verschließen die Einwohner des Landes den Fluß an gewissen Stellen mit Hürden und Flechten, die sie auf eine Strecke von neun bis zehn Stunden aufstellen, und lassen nur so viel Raum, als zur Durchfahrt der Barken nöthig ist. Der Fischsamen bleibt an diesen Hürden hängen; wo andere Personen im Wasser nichts erblicken, unterscheiden die Chinesen ihn mit bloßen Augen. Sie schöpfen das mit Samen gemischte Wasser, füllen Gefäße damit und verkaufen diese, weshalb viele Kaufleute kommen, die

Gefäße kaufen und sie nach ihren Wohnsitzen mitnehmen, indem sie Sorge tragen, das Wasser von Zeit zu Zeit in Bewegung zu setzen. Dieses Wasser wird maßweise an solche verkauft, welche Weiher und Teiche haben. Nach Verlauf von einigen Tagen bemerkt man im Wasser Samen, welcher kleinen Haufen von Fischeiern gleicht, ohne daß man schon die Art unterscheiden könnte, was erst nach einiger Zeit möglich ist. Der Gewinn beträgt oft das Hundertfache der Auslage, denn das Volk nährt sich größtentheils von Fischen." Fangen die jungen Thiere an zu fressen, so nährt man sie von Teichlinsen und dem Gelben von Eiern. Die Römer hatten in einer sehr fernen Zeit ähnliche Gewohnheiten. „Die Nachkommen von Romulus und Numa", sagt Columella, „so bäurisch sie waren, trugen doch Sorge, auf ihren Landgütern jede Art von Ueberfluß zu haben, wie man ihn sich in den Städten verschafft. Sie begnügten sich daher nicht damit, die Weiher, welche sie zu diesem Zweck gebaut hatten, mit Fischen zu bevölkern, sondern trieben die Voraussicht so weit, die von der Natur gebildeten Seen mit dem Samen von Meerfischen zu füllen. So haben der See Velinus und der Sabatinus, eben so der Vulsinensis und der Ciminus zuletzt nicht blos Goldbrassen und Seewölfe, sondern auch alle Fische, welche sich an das süße Wasser gewöhnen können, in Ueberfluß geliefert." Diese Gewohnheiten wurden bald verlassen, und trotzdem daß das alte Italien während der nächsten Jahrhunderte die größte Vorliebe für Fische verrieth, nahm man keine Maßregel, um die Erzeugung und Entwicklung dieser Thiere zu erleichtern. Licinius Murena, Quintus Hortensius, Lucius Philippus bauten unermeßliche Fischbehälter, welche sie mit den gesuchtesten Arten bevölkerten, Lucullus ließ einen Berg durchgraben, um das Meerwasser in seine Teiche zu leiten, Hirrius gab jährlich zwölf Millionen Sestertien (fast eine Million Thaler) für Fische aus, eine Flotte ging nach dem griechischen Meere, um eine besondere Art Seebrassen an der toskanischen Küste heimisch zu machen, den kranken Fischen der Teiche wurde eine größere Sorgfalt zu Theil, als den kranken Sklaven, und doch vernachlässigte man die Wiederbevölkerung der Gewässer in einem solchen Grade, daß die Küsten und Flüsse fischleer wurden. Juvenal klagt, man lasse den Fischen des tyrrhenischen Meers keine Zeit, groß zu werden.

Man kann den ganzen Zeitraum von der römischen Herrschaft bis zum achtzehnten Jahrhundert überspringen, ohne auf ein für die Flußwirthschaft wichtiges Faktum zu stoßen. Ganz ohne Einfluß blieb, daß Dom Pinchon, ein Mönch der Abtei Reome bei Montbard, über die künstliche Befruchtung der Fischeier schrieb. Er bewog durch Drücken mit der Hand Männchen und Weibchen, ihren Roggen und ihre Milch in ein Glas Wasser fallen zu lassen, das er darauf mit dem Finger umrührte. Nach dieser Operation brachte er die Eier in ein Gefäß von Holz, auf dessen Grunde feiner Sand lag und das oben und an beiden Endpunkten mit einem Gitterwerk von Weiden versehen war. Der Apparat blieb bis zum Moment des Auskriechens in schwach laufendes Wasser versenkt. Dieses Verfahren wird in einer Handschrift vom Jahre 1420 beschrieben, welche dem Baron Montgaudry, einem Großneffen Buffon's gehört. Es ist niemals veröffentlicht worden, und Pinchon's Entdeckung hat daher nicht im entferntesten eingewirkt. Eigenthümlich ist die Fischerei von Commachio am adriatischen Meer, deren Ursprung auf sehr frühe Zeiten hindeutet. Bonaveri und später Spallanzani haben diese Fischerei beschrieben. Die Lagune von Commachio hat nach Spallanzani hundertdreißig Meilen im Umkreise und ist in vierzig von Dämmen umgebene Abtheilungen getheilt, welche alle mit dem Meer in Verbindung stehen. Die Aale sind dort so zahlreich, daß die Einwohner von Commachio in ganz Italien damit Handel treiben. Während der Monate Februar, März und April öffnet man alle Schleusen, und die jungen Aale treten nun freiwillig und in sehr großer Anzahl herein. In der Lagune finden diese Fische eine so reichliche und ihrem Geschmack so angemessene Nahrung, daß sie den Ort nicht eher verlassen, als wenn sie ausgewachsen sind, das heißt nach fünf oder sechs Jahren. Die Aus-

wanderung der Aale findet während der Monate Oktober, November und Dezember statt, und man fängt dann eine große Anzahl. Um den Fang zu bewerkstelligen, bringen die Fischer am Grunde der Lagune kleine Wege an, die sie mit Gesträuch einfassen. Die Aale folgen diesen Wegen mit Vorliebe und gelangen auf ihnen in eine Art von enger Kammer, wo sie keinen Ausweg finden. Der Fang beträgt im jährlichen Durchschnitt zwei Millionen Pfund, und Cuppari schätzt die Bruttoeinnahme auf 80,000 römische Thaler oder etwa 110,000 unserer Thaler.

Die weniger günstigen Verhältnisse, unter denen der Fischfang in den schwedischen Seen betrieben wird, ließen gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts nach Mitteln suchen, den beträchtlichen Verlust zu verhindern, den der Roggen erleidet. Man trug in Schweden bereits große Sorge, die Fische in der Zeugungszeit nicht zu stören, so daß während der Laichzeit des Brassens sogar das Läuten der Glocken verboten war. Ein Rath von Linkoeping, Karl Friedrich Lund, beobachtete, daß die drei geschätztesten Fischgattungen, der Brassen, der Alant (Plötze, Rothauge) und der Barsch, ihre Eier nahe am Ufer befestigen, sei es nun an Felsen, oder an Tannenwurzeln oder an den Weidenkörben, die man behufs des Fischfangs versenkt. Er bemerkte ferner, daß kaum eines von zehn Eiern unversehrt blieb. Um die Eier zu schützen, ließ er Holzkasten bauen, oben offen, an den Seiten durchlöchert und mit Rädern versehen, um leichte Bewegung im Wasser zu gestatten. Das Innere fütterte er mit Tannenzweigen aus, fing während der Laichzeit männliche und weibliche Fische und setzte sie in die Kasten. Nachdem die Thiere das Laichgeschäft verrichtet hatten, entfernte er sie. Die Eier gelangten zur Reife nach zwei Wochen, auch etwas später, je nach dem Grade der Wärme, und eine Menge kleiner Fische kroch aus. Es gelang Lund auch, die mit Roggen bedeckten Zweige in einem Gefäß mit Wasser, das keine Luft zuließ, in andere Seen zu schaffen. Funfzig weibliche Brassen ergaben 3,100,000 Auskriechungen, hundert Alants von der großen Art 3,215,000 und hundert Barsche vier Millionen. Er erhielt auf diese Weise zehn Millionen kleiner Fische, welche sich in dem See von Raeren vertheilten. (Von Pflanzung der Fische in inländischen Seen, in den Denkwürdigkeiten der schwedischen Akademie der Wissenschaften von 1761, deutsche Uebersetzung von Kästner, S. 184.) Ein deutscher Naturforscher, Markus Eliezer Bloch, machte ähnliche Versuche. Er sammelte in der Spree Wasserkräuter, die mit Laich vom Brassen, vom Alant und von andern Fischen bedeckt waren, und hob sie in einem Gefäß mit Wasser auf, das jeden Tag frisch gefüllt wurde. Nach Verlauf einer Woche erhielt er mehrere tausend kleiner Fische, bemerkte aber, daß die Eier bei weitem nicht alle befruchtet waren. Die fruchtbaren Eier blieben durchsichtig und gelb, diejenigen aber, welche es nicht waren, wurden mit jedem Tage undurchsichtiger und trüber. Bloch schloß aus seinen Erfahrungen, daß man Teiche und Seen leicht und ohne Kosten mit Fischen besetzen könne, wenn man Wasserkräuter mit Laich in sie lege, machte aber selbst keinen derartigen Versuch. (Bloch, allgemeine und besondere Ichtyologie, Th. 1, S. 94.) Gleichzeitig mit Lund und noch vor diesem beschäftigte sich ein Lieutenant der Miliz von Lippe-Detmold, J. L. Jacobi, in ausgedehnterer Weise mit der künstlichen Befruchtung der Fischeier. Die merkwürdigen Resultate seiner Versuche wurden erst 1763 im „Magazin für Hannover" veröffentlicht, aber schon 1758 schrieb Jacobi über den Gegenstand an den berühmten Buffon Briefe, auf die Lacepede im ersten Theil der Histoire naturelle des poissons Rücksicht nimmt, und benachrichtigte in demselben Jahre auch den Grafen Golstein, Großkanzler von Jülich und Berg. Golstein schickte eine lateinische Uebersetzung des Jacobi'schen Aufsatzes an Fourcroy, einen Vorfahren des bekannten Chemikers, nnd Duhamel-Dumonceau übertrug diesen lateinischen Aufsatz für den dritten Theil seiner Histoire général des Pêches. Jacobi machte seine Versuche mit zwei der geschätztesten Fische, mit der Forelle und dem Salm (Lachs). Er erzählt, daß

er nicht früher Resultate erhielt, als nachdem er sechszehn Jahre mit vorbereitenden Studien und unvollkommenen Versuchen verbracht hatte. Er hatte bemerkt, daß die Forellen vom Ende des Novembers bis zum Anfang des Februars sich in den Bächen vereinigen und sich auf dem Kies den Bauch so stark reiben, daß sehr sichtbare Spuren zurückbleiben. Die Weibchen entledigen sich auf diese Weise ihrer Eier, auf welche die Männchen ihre Milch fallen lassen. Er ließ in dieser Epoche Forellen fangen, welche eben laichen wollten, nahm wechselsweise ein Männchen und ein Weibchen, drückte ihnen leicht den Bauch über einem halb mit Wasser gefüllten Gefäße, ließ die reifen Produkte beider Geschlechter hineinfallen und bewegte darauf alles mit der Hand, um die Vermischung vollständiger zu machen und auf diese Weise die Befruchtung aller Eier zu sichern. Die befruchteten Eier schüttete Jacobi in einen vergitterten Kasten, den er in einen kleinen Bach stellte. Auf der einen Seite des Kastens und oben ließ er eine viereckige Oeffnung anbringen, die er mit einem Metallgitter schloß, dessen Stäbe nicht weiter als vier Linien von einander abstanden. Diese Oeffnung diente zum Einlassen des Wassers. Aus einer zweiten, gegenüber angebrachten Oeffnung konnte das Wasser abfließen. Den Boden bedeckte einen Zoll hoch Sand oder Kies. Jacobi stellte diesen Apparat anfangs in einen Bach, später neben einen von guten Quellen genährten Teich, aus dem er mittelst eines Grabens einen ununterbrochen fließenden Wasserfaden durch den Kasten strömen ließ. Diese eben so einfachen als verständigen Anordnungen lösten das Problem: die befruchteten Eier ihren natürlichen Feinden zu entziehen und die Jungen unter denselben Umständen, wie sie in der Natur vorkommen, auskriechen zu lassen. Der Versuch glückte; nach etwa drei Wochen sah Jacobi unter der dicken Hülle des Eies zwei schwarze Punkte erscheinen, welche den Augen des jungen Thiers entsprachen, und acht Tage später begann er den Körper selbst zu unterscheiden, der sich im Innern bewegte und drehte. Nach Verlauf von fünf Wochen endlich verließen die kleinen Fische ihre Hülle und trennten sich bald vollständig von derselben, indem sie nur unter ihrem Bauche eine gelbe hängende Tasche behielten, welche das Nabelbläschen ist. Fast einen Monat lang nährten sich die Jungen von dem Stoff dieser Tasche, welche in demselben Grade verschwand, wie sie größer wurden. Nun kam aber den Fischen das Bedürfniß nach einer andern Nahrung, und um diese zu suchen, verließen sie den Kasten durch das Gitter und schwammen in einen Behälter, der mit Sand gefüllt und sie aufzunehmen eingerichtet war. Jacobi fügt hinzu, daß sie in einem hinreichend großen Behälter im Laufe von sechs Monaten merkwürdig wuchsen und nun eine solche Größe erlangt hatten, daß sie in Teiche gesetzt werden konnten. Womit er sie genährt hat, sagt er nicht. Der Erfinder der künstlichen Befruchtung scheint die Versuche, die er beschreibt, oft wiederholt und den Erfolg mit aller Sorgfalt gesichert zu haben. Er bemerkt, daß die Eier leicht verderben, wenn sie an einander kleben, und empfiehlt daher, diesen Nachtheil dadurch zu vermeiden, daß man sie häufig mittelst einer Ruthe trennt. Man muß auch verhüten, daß sie auf einander liegen, wenn man die Milch auf sie strömen läßt. Endlich muß man Sorge tragen, den Schmutz, den das Wasser ablagert, von Zeit zu Zeit zu entfernen, was sich mit dem Bart einer Feder leicht bewerkstelligen läßt.

Wie weit Jacobi seine Erfindung praktisch ausgebeutet hat, geht aus seinen Mittheilungen nicht hervor. Er muß mindestens theilweise Resultate erlangt haben, denn England belohnte ihn für seine Dienste mit einer Pension, und in Lippe-Detmold trieb Schmittger die Fischzucht nach seiner Methode. Die Physiologie zog aus seiner Entdeckung bald Nutzen, und die künstlichen Befruchtungen wurden seitdem in den Laboratorien häufig wiederholt. Spallanzani, Prevost von Genf und Dumas wußten großen Nutzen davon zu ziehen. Auch für die embryologischen Studien brachte sie Hülfe, und indem sie dieses Mittel anwendeten, gelangten zwei lebende Zoologen, Karl Vogt und Rusconi dahin, alle Phasen

der Entwicklung der Schleihe genau verfolgen zu können. Diese Entdeckung bezeichnete aber hauptsächlich einen großen Fortschritt in der Fischzucht, und während die Wissenschaft sich der neuen Erleichterung ihrer Forschungen geschickt bemächtigte, wurden die von Jacobi begonnenen Experimente in Schottland und Deutschland fortgesetzt. In seinem „Lehrbuch der Teichwirthschaft", das 1831 erschienen ist, giebt Ernst Friedrich Hartig eine Beschreibung des Jacobi'schen Verfahrens und fügt hinzu, daß diese Methode von dem Förster Franke in Steinberg und von v. Kaas in Bückeburg mit Erfolg angewendet worden sei. Diese Thatsachen bestätigt Knoche in der „Zeitschrift für die landwirthschaftlichen Vereine des Großherzogthums Hessen" von 1840, Nr. 37, S. 407, der zugleich versichert, selbst auf seinem Gut Oelbergen gelungene Versuche gemacht zu haben. Dieser Landwirth brachte die kleinen Fische zuerst in einen Behälter von geringerem Umfang und versetzte sie das folgende Jahr in einen größeren Teich. „Ich habe", sagt er, „durch dieses Verfahren, das ich seit sechs Jahren befolge, auf 1000 bis 1200 Eier etwa 800 junge Fische erhalten. Nach einem Jahre fand ich in dem Behälter nur die Hälfte der Fische, sei es, daß die andern gestorben oder entschlüpft waren. Abgesehen von diesem Verluste gediehen meine Fische vortrefflich, und ich habe seit drei Jahren an den auf diese Weise gezogenen Fischen eine Ernte von 3—400 Forellen jährlich gemacht, die drei bis vier Jahre alt waren und Dreiviertel bis ein Pfund wogen." In einem neuerdings gedruckten Briefe, der diese Angabe von Knoche wiederholt, benachrichtigt uns Vogt von einem 1842 erlassenen Schreiben der Regierung von Neuenburg, in dem eine vollständige Belehrung für die Fischer über die künstliche Befruchtung der Eier enthalten ist. Auch in Schottland und England haben einige Versuche stattgefunden. Nachdem John Shaw mehrere Jahre lang das Laichen der Salmen beobachtet hatte, versuchte er alle Bedingungen, welche ihm als wesentlich erschienen, in den Weihern zu vereinigen, welche er bei dem Flusse Nith erbauen ließ. Diese Behälter waren blos zwei Fuß tief und mit einem dichten Kiesbett versehen. Sie wurden unmittelbar durch eine Quelle genährt, in der es eine Menge von Insektenlarven gab. Ein dichtes Gitter wurde vor die Zugänge gestellt, durch die das überflüssige Wasser den Bach aufsuchte. Nachdem er diese Vorkehrungen getroffen hatte, befruchtete Shaw die Eier unmittelbar unterhalb der Punkte, wo das Wasser in seine Behälter fiel, und ließ sie sich an demselben Platz entwickeln. Diese Maßregel glückte ihm, und er konnte auf diese Art eine gewisse Anzahl junger Salme zwei Jahre und noch länger aufziehen. Er benutzte dies, um über ihr Wachsen und ihre Farbeveränderungen Beobachtungen zu machen. Im Alter von sechs Monaten hatten die jungen Salme zwei Zoll Länge, mit einem Jahre $3^3/_4$ Zoll, mit sechszehn Monaten sechs Zoll und mit zwei Jahren $6^1/_2$ Zoll. In dieser letzten Zeit, wo sie ihre Wanderungen beginnen, ist die Milch der Männchen reif genug, um zur Befruchtung des Roggens dienen zu können. Ein Ingenieur von Hammersmith, Gottlieb Boccius, hat 1848 ein Buch über die Benutzung der Flüsse veröffentlicht, in dem er ebenfalls die künstliche Befruchtung beschreibt. Er hat selbst bei Uxbridge, auf den Besitzungen des Herzogs von Devonshire und noch an mehreren andern Orten mit dem befriedigendsten Erfolge Experimente gemacht.

Nachdem die Entdeckung Jacobi's in Deutschland und England die Probe glücklich bestanden hatte, blieb Frankreich mit Versuchen dieser Art noch immer zurück. Obgleich es mehr wie jedes andere Land der Mittel bedurfte, der Verarmung seiner Gewässer Einhalt zu thun, beschäftigten sich doch die französischen Landwirthe mit der Frage so gut wie gar nicht. Ein einziger, der Baron von Riviere, überreichte 1840 der Centralgesellschaft des Ackerbaues eine Denkschrift, in der er sehr gelehrte und verständige Bemerkungen über die Ichthyologie in ihren Beziehungen zu den Bedürfnissen des Menschen und den Nutznießungen der Landwirthschaft mittheilte. Er machte namentlich aufmerksam, wie vortheilhaft es

sein würde, wenn man im Frühjahr die kleinen Aale finge, welche dann an der Mündung der Flüsse in großer Zahl leben, und sie in die Weiher, Teiche, Lachen und selbst in die schlammigen Gräben vertheilte. Er versicherte, daß man sie in Tonnen mit Wasser gefüllt lebendig verfahren könne, ohne daß sie viel zu leiden schienen. Das Jahr 1848 sah in Frankreich eine ganz neue Aera für die Bewirthschaftung der Gewässer beginnen. Man kann mit Recht sagen, daß wenn die Erfindung der künstlichen Befruchtung das Werk eines Deutschen ist, Frankreich erst die Erfindung allgemein bekannt gemacht, verbessert und auf sie eine wahre Industrie gegründet hat. Alle Fortschritte, welche seit sechs Jahren in diesem Zweige des Wissens stattgefunden haben, sind aus den Arbeiten französischer Gelehrten hervorgegangen. Der erste, Quatrefages, wurde durch rein wissenschaftliche Untersuchungen darauf geführt, sich mit der Vervielfältigung der Fische zu beschäftigen. Dieser Zoolog erkannte, daß die künstliche Befruchtung die Ursachen, welche der Entwicklung der Eier schaden, verschwinden lassen werde, und rieth, bei Fischen aus fließendem Wasser das Verfahren Jacobi's anzuwenden. Für Fische aus Weihern und Teichen empfahl er, die befruchteten Eier auf eine Unterlage von Wasserkräutern abzusetzen und sie durch Gitter gegen die Angriffe ihrer Feinde zu schützen. Er machte bemerklich, wie sehr das Jacobi'sche Verfahren die Einführung fremder Fische erleichtern werde. Endlich zeigte er die Möglichkeit, den dreijährlichen und unregelmäßigen Ertrag der Teiche durch Eintheilung derselben in drei oder vier ungleiche Abtheilungen zu einem jährlichen zu machen; in der kleinsten Abtheilung lasse man die Eier auskriechen und erziehe die Brut; jedes Jahr treibe man die Fische aus einer Abtheilung in die andere, und der letzte Teich könne jedes Jahr gefischt werden. Quatrefages ahnte nicht im entferntesten, daß das Verfahren, welches er anrieth, bereits in Ausübung gebracht worden sei. Zwei Fischer des Dorfes La Bresse im Departement der Vogesen, Remy und Gehin, trieben die künstliche Befruchtung seit 1841. Diese einfachen Menschen waren blos durch Beobachtung der Natur zum Ziel gelangt. Aber sie schützten nicht blos die Eier gegen die Feinde, sondern ernährten auch die Brut, zu welchem Zwecke sie den Froschlaich und später junge Fischchen werthloserer Arten benutzten.*) Die Resultate, welche die beiden Fischer erzielten, waren zu bedeutend, um nicht die allgemeine Aufmerksamkeit auf den Gegenstand zu lenken. Es beschäftigten sich nun mehrere Naturforscher mit der künstlichen Befruchtung: außer Quatrefages, der seine Versuche mit erneutem Eifer fortsetzte, Milne-Edwards, der im Auftrage der Regierung nach England reiste, Valenciennes, ein geachteter Ichthyolog der Gegenwart, Millet, Inspektor der Gewässer und Forsten, Berthot und Detzem, Ingenieure, Coste, Professor am College de France, Paul Gervais in Montpellier, Fournet in Lyon, Defilippi in Turin u. a. m. Valenciennes (Bericht über die preußischen Fische, welche in den süßen Gewässern Frankreichs eingewöhnt werden können) hat mindestens einen Theil der oft gehegten Hoffnung, daß sich geachtete Fischgattungen verpflanzen lassen, bewahrheitet. Es ist ihm gelungen, fünf verschiedene Gattungen, jede durch eine Anzahl von Individuen repräsentirt, lebendig von der Spree nach den Fischbehältern von Marly zu schaffen. Diese Gattungen sind der Sander, der Wels, der Alant, die Aalraupe und der Pitzker. Der Versuch ist nur in kleinem Maßstabe ausgeführt worden, aber dennoch sehr wichtig, denn er beweist, daß in gewöhnlichen Umständen die Verschiedenheit des Wassers kein unbedingtes Hinderniß gegen die Verpflanzung ausländischer Fischgattungen bildet.

Coste ist mit einem unbegrenzten Vertrauen zu der Zukunft der Fischzucht erfüllt, und Detzem und Berthot wetteifern darin mit ihm. Nach diesen drei

---

*) Das Nähere ist bekannt und hat unter anderm in den Ergänzungsblättern, Bd. 8, S. 744 fgg., wo auch die Anstalt bei Hüningen beschrieben wurde, seine Darstellung gefunden.

Gewährsmännern giebt es gegenwärtig in allen französischen Gewässern nicht mehr als fünfundzwanzig Millionen Fische, welche jährlich nur sechs Millionen Franken eintragen. Wendet man aber überall die künstliche Befruchtung an, so wird sich die Zahl der Wasserbewohner binnen vier Jahren auf 3 Milliarden 177 Millionen und 500,000 heben und eine Einnahme von 900 Millionen Franken liefern. Coste hat die von dem Baron von Riviere empfohlenen Mittel, junge Aale zu verfahren und an eingeschlossenen Orten aufzuziehen, praktisch durchgeführt. Nachdem er solche Thiere in flachen mit Wasserkräutern ausgefütterten Kasten von der Mündung der Orne ins College de France geschafft, hat er sie mit einem Gemengsel genährt, bestehend aus dem Fleisch solcher Thiere, welche der Mensch nicht zur Nahrung benutzt, aus Mollusken und aus Landinsekten. Die kleinen Aale, welche bei ihrer Ankunft im Mittel 6 bis 7 Centimetres Länge und 1 Centimeter Umfang hatten, vermehrten sich im Laufe von achtundzwanzig Monaten auf 33 Centimetres Länge und 7 Centimetres Umfang. Coste bemerkt mit Recht, daß man durch diese Fütterung theils das Fleisch solcher Wirbelthiere, welche der Mensch nicht ißt, theils eine Menge schädlicher Insekten nutzbar machen könne. Die Beziehungen, die zwischen der Fischerzeugungs-Anstalt bei Hüningen und dem College de France bestehen, haben Coste Gelegenheit gegeben, über den Transport der Eier und über die Lebensdauer derselben, wenn sie aus dem Wasser sind, merkwürdige Beobachtungen zu machen. Eier des Salmens und der Forelle, die von Mühlhausen mit der Post abgingen, sind im College de France in großer Zahl ausgekommen. Man hatte die einzige Vorsichtsmaßregel getroffen, sie in einer Kiste von Blech, deren Deckel durchlöchert war, mit feuchten Wasserkräutern zu umgeben. Andere künstlich befruchtete Eier, die abwechselnd mit Lagen nassen Sandes in einer Kiste von Tannenholz lagen, blieben auf diese Weise zwei Monate in einem kalten Zimmer stehen. Nach Verlauf dieser Zeit waren sie blos gerunzelt; als aber die Kiste in Wasser gestellt wurde, so daß die Eier mehr Feuchtigkeit erhielten, nahmen sie bald wieder ihr gewöhnliches Aussehen an und kamen aus. Um seine Versuche ausführen zu können, stellte Coste einen sehr einfachen Apparat auf, der wenig Raum einnahm und für den ein schwacher Wasserfaden genügte. Dieser Apparat besteht aus kleinen Rinnen, stufenweise zu beiden Seiten einer obern Rinne, welche sie alle nährt, aufgestellt. Der Boden jeder dieser Rinnen ist mit einer Lage Kies versehen. Ein Hahn läßt einen ununterbrochenen Wasserstrahl auf eines der Enden der Rinne fallen. Es entsteht dadurch ein Strom nach der entgegengesetzten Seite, wo rechts und links eine Oeffnung angebracht ist, so daß sich zwei Wasserfälle nach beiden Seiten bilden und die tieferliegende Röhre speisen. Auch diese hat solche Oeffnungen, und das Wasser läuft bis zur untersten Rinne fort. Man kann die Zahl der Rinnen nach Belieben vermehren. In Folge der Auskriechungen, welche er mittelst seines Apparats erzielte, konnte Coste zweitausend junge Salmen in einen Kanal von gebrannter Erde einsetzen, welcher 55 Centimetre Länge, 15 Breite und 8 Tiefe hatte und durch einen Wasserfaden von der Dicke eines Strohhalms genährt wurde. Er gab den Thierchen als Nahrung einen Teig, gebildet aus dem zerriebenen Muskelfleisch unbrauchbarer Thiere. Ein Salm, der mit dieser Nahrung in einem künstlichen Bach von 2 Metres Länge und einem halben Metre Breite aufgezogen wurde, hatte in einem Alter von sechs Monaten eine bedeutendere Größe, als Lachse desselben Alters, welche in den Gewässern von Schottland gefangen und dem bewährten Handbuch: The book of the Salmon, by Ephemera, beschrieben wurden.

Quatrefages hat Forschungen über die Milch einiger Süßwasserfische angestellt. (Comptes rendus de l'Académie des sciences, tome 3, page 936, Annales des sciences naturelles, tome 19, page 341.) Die Frage, die sein Bericht behandelt, ist eine fundamentale, und ehe sie gelöst ist, läßt sich bei den künstlichen Befruchtungen nicht mit der ganzen erforderlichen Genauigkeit verfahren. Seine Arbeiten sind daher sowohl für die vergleichende Physiologie als für die angewandte Zoologie

von Wichtigkeit. Man hat durch die Experimente von Prevost aus Genf und Dumas erfahren, daß die Milch ihre physiologischen Eigenschaften der Anwesenheit von Infusorien verdankt, welche sich auf eine höchst charakteristische Weise bewegen, und daß alle befruchtende Kraft sofort aufhört, so wie diese Thierchen sterben. Nun zeigt Quatrefages, daß jene Bewegungen bei den Fischen selbst unter den günstigsten Umständen sehr bald aufhören. So hört bei der Milch des Hechts, die das Thier ins Wasser abgesetzt, das Leben nach Verlauf von 8 Minuten und 10 Sekunden gänzlich auf. Die Infusorien des Alants sind nach 3 Minuten 10 Sekunden alle todt, jene des Karpfens nach blos 3 Minuten. Diese Thätigkeitsperiode ist noch beschränkter bei dem Barsch und bei der Barbe, denn bei dem ersteren erreicht sie nur 2 Minuten 40 Sekunden und bei der letzteren 2 Minuten 10 Sekunden. Sie ist bei den Infusorien desselben Fisches keineswegs eine gleiche, denn die Hälfte derselben stirbt noch einmal so rasch. Ueberdies beziehen sich die oben angegebenen Zahlen auf den Wärmegrad, welcher den Fischen am meisten zusagt, und noch so leichte Abweichungen von jenem Punkt nach oben oder unten verändern die Lebensdauer. Die Temperatur, welche den Infusorien die günstigste ist, beträgt bei den Winterfischen, zu denen auch die Forelle gehört, 4 bis 7 Grad, bei den Fischen des Vorfrühlings 8 bis 10, bei jenen des Spätfrühlings, wie der Karpfen, 14 bis 16, und bei den Sommerarten 20 bis 25. Wenn die Temperatur diese verschiedenen Grenzen um ein Weniges überschreitet, so ersetzt die größere Energie der Infusorien bis zu einem gewissen Punkte die geringere Dauer ihres Lebens. Diese Resultate beziehen sich auf solche Milch, welche der Fisch hatte ins Wasser fallen lassen; bleibt die Milch in kleinen Massen vereinigt, so sterben die Fische bei weitem weniger schnell. Die Eigenschaften der Milch erhalten sich viel länger, wenn sie nicht ausgebreitet ist und vorzüglich wenn sie auf einer sehr niedrigen Temperatur erhalten wird. Sie kann sogar gefrieren, ohne daß der Tod der Infusorien immer erfolgte. Quatrefages erzählt: „Millet, der mir bei allen Untersuchungen half, gerieth auf den Einfall, die Milch mit Eis in eine Blechbüchse zu füllen, so daß das geschmolzene Eis abfließen konnte, und diese Büchse in einen mit sehr kleinen Löchern versehenen, ebenfalls mit Eis gefüllten Kasten zu stecken. Dank diesen Vorkehrungen erhielt sich die befruchtende Kraft der Milch 64 Stunden lang." Alle diese Thatsachen erklären, daß anscheinend gut geleitete künstliche Befruchtungen häufig mißlingen. Sie zeigen, daß man mit der größten Schnelligkeit verfahren und auf die Wasserwärme genau Acht geben muß. Man kann aus ihnen den Schluß ziehen, daß die Epoche des Laichens in bestimmten Oertlichkeiten nach den atmosphärischen Bedingungen variiren muß, daß die kurze Lebensdauer der Milch eine der Ursachen ist, welche das Kreuzen der Arten in der Natur hindern, und daß der bisher noch unerklärte Instinkt, welcher die Salmen und Forellen zu den Quellen der Flüsse hinaufsteigen läßt, von dem Bedürfniß herrührt, welches diese Thiere empfinden, eine angemessene Temperatur aufzusuchen.

Fernere Beobachtungen von praktischem Werth verdankt man Millet. Es ist bekannte Thatsache, daß die Fische ihren ganzen Laich nicht auf einmal absetzen. Die Eier treten nicht gleichzeitig in den Zustand der Reife. Bleibt es sich selbst überlassen, so geht das Weibchen verschiedene Male auf den Laichplatz, wohin das Männchen ihm unabänderlich folgt, und beendet das Laichen erst nach einer Anzahl von Tagen. Obgleich man bereits bemerkt hatte, daß nur die reifen Eier den Eierbehälter verlassen und in die Bauchhöhle eintreten, rieth man doch immer, die künstlichen Befruchtungen mit einem Male zu vollziehen, und zwar so, daß man dem Weibchen die Seiten drücke und die Eier hinaustreibe. Gewiß ist diese Operation in vielen Fällen mit einer Gewalt vollzogen worden, welche der Entwicklung einer großen Anzahl Eier wie der Gesundheit des Weibchens schädlich war. Von diesen Nachtheilen überzeugt, trug Millet Sorge, seine Eier in mehreren Portionen und Tagen zu sammeln, nach dem Maßstabe, wie sie nach und nach

reiften, und sie gleichzeitig mit der Milch des Männchens ins Wasser fallen zu lassen. Da die Gefangenschaft auf die Zeugungsfähigkeit der Fische oft einen schädlichen Einfluß übt, fängt Millet sie erst im Augenblick des Laichens selbst und bringt sie unmittelbar nachher in den Fluß zurück, indem er sie an einem durch die Kiefern gezogenen Faden festhält. Sie leben in diesem Zustande sehr gut fort und scheinen eben nicht zu leiden. Zuweilen bedient sich Millet auch künstlicher Laichstätten, welche an jene von Lund erinnern, aber weit vollkommener sind. Es sind gewissermaßen Käfige mit doppeltem Boden; der erste besteht aus weit aus einander stehenden Stäben, der zweite aus einem beweglichen Sieb von Metallfäden. Die Weibchen reiben sich an den Stäben und lassen ihre Eier auf das Sieb fallen. Da die Männchen gleichzeitig in den Behälter gesetzt werden, so vollzieht sich die Befruchtung gewöhnlich auf dem natürlichen Wege. Dieses Verfahren hat den Vortheil, daß kein Theil der Eier verloren geht, was dagegen sehr häufig geschieht, wenn man die Weibchen im Fluß an Fäden gefangen hält. Der Ausbrütungs-Apparat, dessen Millet sich bedient, weicht je nach den Umständen etwas ab, bleibt aber stets sehr einfach, sehr bequem und sehr wohlfeil. Man nimmt ein Gefäß, welches dreißig bis fünfunddreißig Litres hält, und bedeckt den Boden desselben mit Kies, Sand und Kohlen. Aus diesem Behälter ergießt sich aus einem unten angebrachten Hähnchen ein gereinigtes Wasser in Rinnen, welche stufenweise über einander liegen. Dieser Apparat ist dem von Coste sehr ähnlich, hat aber einen Vorzug. So rein ein laufendes Wasser auch sein mag, enthält und lagert es doch stets fremde Körperchen ab, welche, wenn sie die Eier bedeckten, dieselben zuletzt mit einer Art von Schlamm umgeben würden, welcher der Entwicklung von Byssus oder Schimmel günstig wäre. Um dem zuvorzukommen, befestigt Millet die Eier in einer geringen Entfernung unterhalb der Oberfläche des Wassers. Schon Vogt trug Sorge, sie in einen von allen Seiten durchlässigen Musselinsack zu thun, den er in den See warf, nachdem er ihn an einen Pfahl gebunden oder mittelst eines schweren Steins befestigt hatte. Von demselben Prinzip ausgehend, ist Millet zu einem vollständigeren und sicherern Resultat gelangt. Er legt die Eier auf Siebe, welche durch kleine Stützen in der erforderlichen Höhe erhalten werden. Der geschickte Experimentator hat nach einander verschiedene Stoffe versucht, aber zuletzt den galvanisirten Metallsieben den Vorzug gegeben, welche mehr Festigkeit und Dauer besitzen, sich sehr leicht reinigen lassen und nur höchst selten von Algen besetzt werden. Die Einrichtungskosten eines solchen Ausbrütungs-Apparats sind im höchsten Grade unbedeutend. Die ganze Handarbeit besteht darin, daß man den Behälter Morgens und Abends mit frischem Wasser füllt, einmal des Tages das Sieb schüttelt und die undurchsichtig werdenden Eier entfernt. Seit mehreren Jahren haben sich auf diese Art Eier vom Salm, von der Forelle und andern Fischarten entwickelt und sind auf Millet's Zimmer in Paris, mitten in der Straße Castiglione in beträchtlicher Zahl ausgeschlüpft. Wenn man im Wasser eines Flusses oder Teiches selbst operiren will, empfiehlt Millet die Anwendung von doppelten Sieben und Metallstäben, welche man durch Hülfe von Schwimmern in einer angemessenen Höhe erhält und welche allen Veränderungen des Wasserniveaus folgen. Bei den Arten, welche in stehendem Wasser laichen, umgiebt er das doppelte Sieb mit Wasserpflanzen, oder beschränkt sich darauf, die Eier nebst Pflanzen, welche das Faulwerden des Wassers verhüten, in große Zuber zu legen. Wenn man die Eier auf weite Entfernungen verfahren will, räth Millet sie in eine flache Kiste in dünnen Schichten zwischen zwei feuchten Leinen zu verpacken. Er hat auf diese Art Eier nach Florenz geschickt, wo sie bei Vaj und dem Professor Cozzi nach fünfundzwanzig Tagereisen ankamen und bald auskrochen. Die Anwendung feuchten Leinens ist der von Wasserpflanzen vorzuziehen, denn das Leinen trocknet schwerer aus und erleichtert das Auspacken, das sonst viel Zeit und Vorsicht erfordert. Der Marquis von Vibroye, der auf seinen Besitzungen in der Sologne bereits eine Menge

Forellen, die aus künstlichen Befruchtungen hervorgegangen sind, eingeführt hat, bedient sich mit Vortheil kleiner Kissen von Watte. Handelt es sich um sehr zarte Eier, welche während des Sommers verfahren werden müssen, so bedient sich Millet des bereits erwähnten Eisbehälters. Haben die kleinen Fischchen ihr Nabelbläschen vollständig verzehrt, das heißt sind seit dem Auskriechen einige Wochen verflossen, so läßt Millet sie nicht länger in Gefangenschaft, da er der Meinung ist, es sei räthlicher, sie unmittelbar in das Wasser zu setzen, wo sie künftig ihre Nahrung suchen sollen. Er bringt sie jedoch an Orte, wo sie am leichtesten Froschlaich und ähnliche Nahrung finden können. Sie müssen von nun an versuchen, sich ihre Nahrung selbst zu verschaffen, und entgehen auf diese Weise den Veränderungen des Wassers, der Nahrung, der Gewohnheiten, denen man sie aussetzt, wenn man sie noch länger in abgeschlossenen Räumen künstlich aufzieht. Millet hat diese verschiedenen Methoden hauptsächlich in den Departements Eure, Aisne und Oise in Anwendung gebracht. Die Protokolle der Lokalbehörden bezeugen die wichtigen Resultate, welche er erlangt hat. Er hat noch andere schwierige Beobachtungen angestellt, aus denen eine glückliche Anwendung hervorgegangen ist. Er hat untersucht, wie die Einwirkung des salzigen Wassers auf die Eier derjenigen Fische ist, welche das Meer verlassen, um im süßen Wasser zu laichen, und hat erkannt, daß es unter gewöhnlichen Umständen der Entwicklung der Eier schädlich ist, woraus sich die Wanderungen dieser Fische erklären. Indessen hat das Salz, welches die gesunden Eier vernichten würde, die auffallende Eigenschaft, sie zu heilen, wenn sie von weißen Flecken befallen werden. Diese Flecken, welche sich wahrscheinlich von der Oberfläche bis in den Mittelpunkt erstrecken und das Ei zerstören würden, verschwinden in schwach gesalzenem Wasser, und wenn man das Mittel zeitig anwendet, rettet man den kleinen Fisch.

Dies sind in kurzem Ueberblick die Anwendungen, welche die Zoologie der Oekonomie der Teiche und Flüsse geliefert hat. Die Arbeiten von Remy und Gehin, Quatrefages, Coste und Millet repräsentiren den gegenwärtigen Zustand dieses Zweiges der Landwirthschaft. Das Etablissement von Hüningen verspricht binnen vier Jahren, vom Juli 1854 an gerechnet, dem Staat so viele Fische zu liefern, als nöthig sind, um 900 Millionen Franken jährlich zu ergeben. Dieses Versprechen kann Hüningen allein nicht erfüllen, aber mehrere über ganz Frankreich verbreitete Anstalten können es. Die Resultate der künstlichen Befruchtung stehen jetzt so fest, daß alle Regierungen die stärkste Aufforderung erhalten, sich der Sache anzunehmen. Geschieht dies von Seiten deutscher Regierungen, so hoffen wir, daß zugleich Gesetze zum Schutz der jungen Brut werden erlassen werden.

Die französische Garde. „Die kaiserliche Garde ist wiederhergestellt,“ so lautet der erste Artikel eines französischen Dekrets vom 1. Mai 1854, das am 5. Mai, dem Jahrestage des Todes Napoleons auf St. Helena, im Moniteur erschienen ist. Diese nach neununddreißig Jahren erfolgte Wiederbelebung der kaiserlichen Garde lenkt unsere Blicke auf das ruhmreiche Leben dieses auserlesenen Truppenkörpers, dessen Ruhm mit dem des Kaisers verschwistert war. Die kaiserliche Garde entstand aus der Konsulargarde, die am 28. November 1799 gegründet und mit der Garde des Direktoriums des gesetzgebenden Körpers verschmolzen wurde. Die Konsulargarde enthielt zu Anfang eine Kompagnie leichte Infanterie, zwei Bataillone Grenadiere zu Fuß, eine Kompagnie reitende Jäger, zwei Schwadronen leichte Reiterei, eine Kompagnie Fuß- und eine kleine Abtheilung reitende Artillerie. Ihr Gesammtbestand waren 2089 Mann. Sie erhielt nach und nach Verstärkungen, wodurch ihre Zahl im Beginn des Jahres 1804 auf 3925 Mann gehoben wurde. Ein Dekret vom 14. November 1801 stellte vier Generale an ihre Spitze: Davout, Soult, Bessiere und Mortier. Alle vier behielten ihre Kommandos bis 1814, nachdem sie bereits Marschälle des Reichs und Herzöge geworden waren. Als Napoleon Kaiser wurde, knüpfte er die Konsulargarde

speziell an seine Person und gab ihr am 29. Juli 1804 folgende Organisation: 1 Regiment Grenadiere zu Fuß, 1 Regiment Jäger zu Fuß, 1 Regiment reitende Grenadiere, 1 Regiment reitende Jäger, 1 Korps Artillerie, 1 Legion Elite-Gens-d'armerie, 1 Bataillon Matrosen, 1 Bataillon Veliten für jedes Infanterie-Regiment, 1 Kompagnie Mamelucken, 1 Kompagnie Veteranen. Jedes Regiment des Heers wurde aufgefordert, eine Liste von zehn Unteroffizieren und Soldaten zu entwerfen, welche würdig seien, in die Garde einzutreten, und die nach Bedürfniß einberufen werden sollten. Um in diese Listen aufgenommen werden zu können, mußte der Soldat sechs Jahre gedient und zwei Feldzüge mitgemacht, sich stets durch sein sittliches und militärisches Verhalten ausgezeichnet haben und eine gewisse Größe besitzen. Später wurde die erste Bedingung dahin geändert, daß der Soldat mit Inbegriff der Feldzüge acht oder zwölf Dienstjahre, je nachdem er in diesen oder jenen Truppenkörper eintrat, zählen mußte. Nach dieser Reorganisation zählte die Garde 9775 Mann. Ein Dekret vom 24. September 1804 schuf einen Körper reitender Veliten von 800 Mann. Jeder Velit mußte von guter Gesundheit sein und selbst oder durch seine Verwandten ein sicheres Einkommen von dreihundert Franken haben. Jedes Departement hatte sechs Veliten aus den Klassen der Ausgehobenen der Jahre XI, XII und XIII zu stellen, drei von 5 Fuß 4 Zoll, drei von 5 Fuß 5 Zoll und mehr Größe. Am Ende des Jahres 1805 wurden zwei neue Bataillone Veliten zu Fuß geschaffen. Die Bildung dieser neuen Truppenkörper vermehrte den Bestand der Garde um 2400 Mann, und ihre Gesammtstärke betrug nun 12,175 Mann. Ein Dekret vom 15. April 1806 errichtete die Stelle eines Major-Generals, vermehrte diese durch ein Regiment Grenadiere und ein Regiment Jäger, schuf ein Dragonerregiment, das mit lauter Rappen beritten gemacht wurde, und ein Regiment reitender Artillerie. Dazu kamen dann noch zwei Füsilierregimenter, aus Ausgehobenen bestehend, die man aus den Reserve-Kompagnien der Departements nahm. Die Garde war jetzt 15,470 Mann stark. Am 2. März 1807 befahl der Kaiser, daß in Warschau ein Pulk leichter polnischer Reiterei von vier Schwadronen errichtet und der Garde einverleibt werde. Dieses Regiment wurde durch ein Dekret vom 16. April 1808 definitiv organisirt und erhielt den Namen: leichte Uhlanen (chevaux-legers lanciers).

Im Jahre 1809 nahmen die Truppenkörper, welche wir bisher aufgezählt haben, den Namen der alten Garde an. Verschiedene Dekrete desselben Jahres schufen 2 Regimenter Tirailleur-Genadiere, 2 Regimenter Tirailleur-Chasseurs, 1 Bataillon Veliten von Florenz, 1 Bataillon Veliten aus Turin, 2 Regimenter ausgehobene Tirailleurs und 2 Regimenter ausgehobene Grenadiere. Diese Truppenkörper, die aus lauter frisch Ausgehobenen bestanden, erhielten den Namen der jungen Garde. Um den Nationalgarden des Departements des Nordens einen Beweis seiner Achtung zu geben, befahl Napoleon am 1. Januar 1810, den Infanterie-Regimentern der Garde ein Regiment von vier Bataillonen zuzufügen, das aus den Nationalgarden, die zur Vertheidigung der Küsten beigetragen hatten, gebildet wurde. Dieses Regiment wurde in Lille unter dem Namen der Grenadiere der Nationalgarden der Garde organisirt. 1810 kamen eine Kompagnie Sapeurs vom Genie, ein Regiment holländischer Grenadiere und ein zweites Regiment leichter Uhlanen (die rothen Uhlanen) hinzu. In den Jahren 1811 und 1812 nahmen die Vermehrungen einen großartigen Charakter an, so daß die Mannschaft der Garde beinahe verdoppelt wurde. Wir nennen nur die merkwürdigsten der neuen Regimenter. Es waren ein Regiment Plänkler (flanqueurs), gebildet aus Söhnen der Feld- und Waldwächter, ein Regiment Uhlanen, in das nur angesessene Polen aufgenommen wurden, ein Regiment Pupillen der Garde in der Stärke von 9 Bataillonen und 8000 Mann, rekrutirt aus jungen Leuten von 16 Jahren, endlich ein Lehrbataillon von 2000 Mann. Als Napoleon durch die Kriege von 1813 und 1814 in seiner Existenz bedroht wurde, gab er der

Entwicklung seiner Garde immer größere Ausdehnung. 1814 schuf er ein ganz neues Korps, das sich der jungen Garde anreihte. Dieses bestand aus Regimentern von Freiwilligen, die älter als zwanzig und jünger als funfzig Jahre sein mußten. Man ließ selbst junge Leute von sechszehn bis zwanzig Jahren zu, wenn sie fünf Fuß groß waren und eine gute Gesundheit hatten. Die Freiwilligen, die man aus den arbeitslosen Arbeitern von Paris, Rouen, Amiens und den Fabrikstädten der 1., 2., 14., 15. und 16. Militärdivision nahm, gingen die Verpflichtung ein, so lange zu dienen, bis der Feind vom französischen Gebiet vertrieben worden sei. In jeder Mairie von Paris war ein Einschreibe-Amt in Permanenz, in den Departements meldeten sich die Kriegslustigen bei dem Maire, dem Unterpräfekten, dem Anführer der Gensd'armerie, dem Befehlshaber des Platzes u. s. w. Den Frauen und Kindern dieser Freiwilligen wurde von der Regierung Unterstützung zugesagt.

Nachdem die kaiserliche Garde vom ersten Augenblicke ihres Entstehens an fortwährend vermehrt worden war, hatte sie 1814 ihre höchste Stärke erreicht. In dem Augenblicke ihrer Auflösung, am 12. Mai 1814, war ihr Bestand folgender:

Generalstab	100	Mann.
Allgemeine Verwaltung und 4 Kompagnien	500	=
2 Regimenter Grenadiere zu Fuß	3,200	=
1 Regiment Grenadier-Füsiliere	1,600	=
1 Lehrbataillon	2,000	=
19 Regimenter Tirailleur-Grenadiere	30,400	=
1 Regiment Plänkler-Grenadiere mit einer Depot-Kompagnie	1,850	=
2 Regimenter Jäger zu Fuß	3,200	=
1 Regiment Füsilier-Jäger	1,600	=
19 Regimenter Voltigeurs	30,400	=
1 Regiment Plänkler-Jäger mit einer Depot-Kompagnie	1,850	=
1 = Pupillen	1,600	=
1 Kompagnie Veteranen	200	=
1 Regiment reitende Grenadiere	1,250	=
1 Regiment Dragoner	1,250	=
1 = reitende Jäger	2,500	=
1 Schwadron Mameluckeu	250	=
2 Regimenter leichte Uhlanen	6,500	=
3 = Plänkler zu Pferd	5,000	=
Artillerie zu Fuß und zu Pferd	3,500	=
1 Bataillon Sapeurs vom Genie	400	=
1 Kompagnie Kanoniere, Veteranen	120	=
1 Bataillon Marinesoldaten	1,136	=
Artillerie-Train	500	=
1 Bataillon vom Fuhrwesen	500	=
	102,706	Mann.

Am 20. April 1814 versammelte sich die Garde noch einmal in den Höfen von Fontainebleau, um von dem Kaiser Abschied zu nehmen. Die Bourbons verabschiedeten die Polen, vereinigten die junge Garde, die Artillerie und mehrere Reiterregimenter mit dem übrigen Heer und ließen nur einige wenige Regimenter bestehen. Bei seiner Rückkehr von Elba, wo er nur 724 Mann bei sich gehabt hatte, stellte Napoleon durch ein Dekret, erlassen zu Lyon am 13. März 1815,

die kaiserliche Garde wieder her. Diese neue Garde, welche 27,000 Mann stark war, erhielt am 27. April folgende Organisation:

Fußvolk.

Grenadierkorps 3 Regimenter Grenadiere zu Fuß (alte Garde).
= 6 = Tirailleurs (junge Garde).
Jägerkorps . 3 = Jäger zu Fuß (alte Garde).
= . 6 = Voltigeurs (junge Garde).

Reiter.

1 Regiment Grenadiere zu Pferd.
1 = Dragoner.
1 = reitende Jäger.
1 = leichte Uhlanen.
1 Kompagnie Gensd'armen.

Artillerie.

6 Kompagnien Artillerie zu Fuß (alte Garde).
4 = reitende Artillerie (alte Garde).
1 Kompagnie Arbeiter
1 Schwadron Train.

Genie.

1 Kompagnie Sapeurs und Mineurs.

Fuhrwesen.

1 Schwadron Train.

Alle fremden Truppenkörper wurden von der Garde ausgeschlossen. Rekrutirt wurde sie theils durch Soldaten, welche mindestens zwölf Dienstjahre hatten und aus den Regimentern der Armee ausgehoben wurden, theils durch alte Unteroffiziere und Soldaten, die in den Departements bürgerliche Beschäftigungen ergriffen hatten und auf die Aufforderung des Kaisers wieder eintraten. Durch die Schlacht bei Waterloo wurde dieser neuen Schöpfung ein Ende gemacht.

Die Offiziere und Soldaten der Garde Napoleons waren vor den übrigen Soldaten in vielem bevorzugt. Die Garderegimenter hatten vor denen der Linie den Vortritt, und wenn Garde und Linie sich auf dem Marsche begegneten, mußte die letztere sich in Front aufstellen. Der Sold war um ein ganzes Drittheil stärker, die Uniform glänzender. Alle Eintretenden erhielten einen höhern Grad, so daß der Soldat dem Korporal der Linie gleichstand, der Korporal dem Sergeant, und so fort bis zum Major, welcher den Rang eines Obersten hatte. Von den alten privilegirten Truppenkörpern unterschied sich die Garde sehr wesentlich. Jene hatten gewöhnlich nur auf den Paraden zu figuriren, den Palast ihres Herrn zu schmücken und zogen nie oder doch nur höchst selten in das Feld. Die Garde Napoleons war dagegen eine starke Reserve, eine wahre Armee, eine Elite, die bei mehr als einer Gelegenheit das Beispiel und die Hoffnung der Linie war. Sie kämpfte in allen Schlachten des Konsuls und Kaisers, bei Marengo, Austerlitz, Jena, Friedland, Eylau, Wagram, Borodino, Bautzen, Champaubert, Montmirail, Chateau-Thierry. Bis auf den entscheidenden Augenblick zurückgehalten, gab sie gewöhnlich durch ihren unwiderstehlichen Angriff den Ausschlag. Aber in den letzten Jahren seiner Regierung wurde Napoleon mit dieser Reserve zu sparsam und opferte mehrmals, z. B. bei Borodino, Massen anderer Truppen,

ehe er seine Garde heranrücken ließ. In der Leipziger Schlacht vertheidigten die Garden Probstheida und machten dieses Dorf für die Verbündeten uneinnehmbar. Der Untergang der Kerntruppen bei Waterloo war nicht so rühmlich, wie französische Schriftsteller ihn gewöhnlich darstellen. Der Sturm der Garden gegen Mont St. Jean und die dort aufgestellten deutschen und englischen Truppen mißglückte gänzlich. Wie hier die alte Garde gegen Soldaten erlag, die zum Theil Rekruten waren, ließ sich die junge Garde bei Planchenoit von Bülow's Preußen besiegen. Diese flüchtende junge Garde war es, die durch ihre Flucht die letzten vier Bataillone der alten Garde, welche noch geschlossen marschirten, in Unordnung brachte. Von da an verschwand die ganze Garde völlig aufgelöst in dem unentwirrbaren Knäuel der Flüchtigen. Welcher Unterschied zwischen dieser Garde und jener Konsulargarde von Marengo, welche im furchtbarsten Feuer unerschüttert dastand und sich an diesem Tage den Ehrennamen der Kolonne von Granit erwarb!

Da nicht wenige Regimenter der Linie mit denen der Garde an Tapferkeit und allgemeiner Kriegstüchtigkeit wetteiferten, so erregte die Bevorzugung der letztern viele Unzufriedenheit. Diese Bevorzugung äußerte sich außer durch höhern Sold und Rang und durch bessere Uniform in manchem. Auf allen Feldzügen war der Kaiser von seiner Garde umgeben, überall ließ er merken, daß er in ihr seine festeste Stütze sehe. Für die Garde waren die besten Quartiere, sie wurde gefahren, wenn die andern Truppen zu Fuß gehen mußten, sie hatte Lebensmittel in Fülle, wenn alles darbte. In mehreren Feldzügen wurden die Truppen mit Gewalt von Vorräthen weggetrieben, die der Garde vorbehalten waren. Vielleicht traf dann die Elitentruppe gar nicht ein, und die Lebensmittel, die man den hungernden Soldaten vorenthalten hatte, mußten zurückgelassen werden, oder fielen dem Feind in die Hände. 1815 scheint Napoleon von seiner Vorliebe für die Garde etwas zurückgekommen zu sein, wie die verhältnißmäßig geringe Stärke andeutet, welche er derselben gab.

Die Garde, welche die Bourbons errichteten, hatte theils die Maison militaire du Roi der alten Zeit, theils die Garde Napoleons zum Muster. Die Maison militaire bildeten vier Kompagnien Gardes du Corps, eine weiße, grüne, gelbe und blaue, welche nur Hochadelige zu Hauptleuten hatten, 1816 die Herzöge von Croi d'Havre, Grammont, Luxemburg und den Prinzen von Poix, endlich die hundert Schweizer unter dem Herzog von Mortemart. An der Spitze der königlichen Garde standen mit dem Titel von Major-Generalen vier Marschälle von Frankreich, anfangs Oudinot, Marmont, Victor und Macdonald. Die königliche Garde war aus den Hauptwaffengattungen in einem Gesammtbestande von 24,000 Mann zusammengesetzt. Das Fußvolk war in zwei Divisionen getheilt, jede Division in zwei Brigaden, jede Brigade in zwei Regimenter, jedes Regiment in drei Bataillons. Zwei Regimenter waren Schweizer. Die Reiterei, ebenfalls zwei Divisionen und jedes Regiment sechs Schwadronen stark, hatte Kürassiere, Uhlanen, Dragoner und Husaren. Die Artillerie der Garde zählte ein Regiment zu Fuß von acht und eins zu Pferde von vier Kompagnien. In den Julitagen wurde die Garde vom Volk überwunden und nach dem Siege aufgelöst. Ludwig Philipp errichtete keine neue Garde, da ein solches Institut dem bürgerlichen Geschmack des Königs eben so sehr widerstrebte, als den Gleichheitsideen des Volks.

Der Kaiser Napoleon III. richtete als erste Gardetruppe eine Schwadron von hundert berittenen Garden ein, die den Dienst im kaiserlichen Palast zu verrichten hat. (25. März 1854.) Die Bildung einer kaiserlichen Garde wurde, wie bereits erwähnt, am 1. Mai 1854 befohlen. Ihr Bestand ist folgender:

Fußvolk.

Erste Brigade.

Erstes Grenadierregiment (Oberst Blanchard).

Zweites " (Oberst Chanfroid).

Zweite Brigade.

Erstes Regiment Voltigeurs (Oberst Boudville).

Zweites " " (Oberst Marolles).

Ein Bataillon Chasseurs (Kommandant Cambriel).

Reiterei.

Ein Regiment Kürassiere (Oberst Salle).

" " Guiden (Oberst Fleury).

Gendarmerie.

Ein Regiment zu zwei Bataillonen.

Artillerie.

Ein Regiment zu Pferd von fünf Batterien und 1 Depot-Cadre (Oberst Saleille).

Genie.

Eine Kompagnie.

Jedes Regiment Fußvolk hat drei Bataillone, jedes Regiment Reiterei sechs Schwadronen. Die Stärke steigt auf 20,000 Menschen und 3000 Pferde. Das Ganze befehligt der Generallieutenant Regnaud de St. Jean d'Angely, Brigadegenerale sind Mellinet, Uhrich und Lannes von Montebello. Die Vortheile, welche den Gardesoldaten gewährt werden, sind dieselben, deren bereits die Elitetruppen der Armee genießen. Sie bestehen in einem höheren Solde, in einer besondern Uniform und in dem Vorrange vor allen andern Truppen mit Ausnahme der Schwadron der hundert Garden. Einen höheren Rang verleiht der Eintritt in die Garde nicht. Um in die verschiedenen Gardeabtheilungen zugelassen zu werden, müssen die Offiziere in allen Beziehungen vollkommen gut notirt sein, mindestens zwei Jahre in ihrem Grade gestanden, oder sich durch eine glänzende That ausgezeichnet haben. Die Soldaten der Garde rekrutirt man zum Theil aus solchen Angehörigen des stehenden Heeres, die in ihrem letzten Dienstjahre stehen, sich gut benommen haben und eine neue Verpflichtung eingehen wollen, zum Theil aus verabschiedeten Soldaten, die von den Lokalbehörden als würdig bezeichnet werden und freiwillig für eine bestimmte Zeit, die nur in Ausnahmefällen auf drei Jahre beschränkt werden darf, eintreten. Vor dem siebenten Dienstjahre können aufgenommen werden Soldaten, die das Kreuz der Ehrenlegion tragen oder eine tapfere That verrichtet haben, und Unteroffiziere, die auf ihren Grad verzichten. Für die Jäger, Voltigeurs und Musiker ist keine bestimmte Größe vorgeschrieben, die Grenadiere, Kürassiere und Artilleristen müssen 1 Meter 760 Millimeter, die Guiden und die Geniesoldaten 1 Meter 680 Millimeter haben. Die kaiserliche Garde steht, so weit der persönliche Dienst des Kaisers in Betracht kommt, unter dem Großmarschall des Palastes, in Beziehung aber auf das Personal, die Disziplin, den innern Dienst, den Unterricht und die Verwaltung unter dem Kriegsminister.

Unter Verantwortlichkeit des Ergänzungsblätterverlags in Meißen. — Redakteur Dr. Fr. Steger.
Druck von A. C. Cato in Meißen.

Die neuesten Expeditionen zur Erforschung von Central-Afrika.

Wir haben in Nr. 402 und 403 dieser Blätter den Versuch gemacht, unsern Lesern ein übersichtliches Bild der Entdeckungsreisen zu geben, welche zu Anfange des Jahres 1850 im Auftrage der englischen Regierung von dem Engländer Richardson und den deutschen Gelehrten Dr. Barth und Dr. Overweg unternommen wurden, um das Innere Central-Afrika's aufzuschließen. Waren es auch zuvörderst rein kommerzielle Interessen, welche England bewogen, seine Augen auf diesen noch fast unbekannten Theil der Erde zu werfen, so war doch auch den wissenschaftlichen Zwecken die Theinahme nicht versagt und sonderbare Fügungen des Schicksals haben es mit sich gebracht, daß gegenwärtig die Expedition mit Verwischung des kommerziellen einen rein wissenschaftlichen Charakter angenommen hat. Es sei zum Ruhm Englands gesagt, daß es ihm zur Ehrensache geworden ist, das Unternehmen auf eine glorreiche Weise zu Ende zu führen und wenn wir auch zuvörderst den kühnen Forschern, die mit Hintenansetzung jeglichen persönlichen Interesses sich in diese Welt von Gefahren stürzten, den Tribut der Bewunderung in hohem Grade zollen müssen, so verdient doch auch eine Regierung Anerkennung und den Dank Seiten der Wissenschaft, welche zu deren Verherrlichung mit großmüthiger Freigebigkeit ihre Macht, Einflüsse und Mittel aufwendete. Aufgemuntert durch die Ergebnisse der ersten Reisen am Tschadsee, hat die englische Regierung die Expedition nicht allein mit frischen Kräften verstärkt, sondern auch eine zweite Expedition ausgerüstet, welche zuvörderst den Niger und Tschadda erforschen und so von einer zweiten Seite Anknüpfungspunkte in Central-Afrika gewinnen soll.

Die bis jetzt erlangten Resultate erstrecken sich in materieller Beziehung auf den mit dem mächtigen Bornureiche am Tschadsee abgeschlossenen Handelsvertrag, in wissenschaftlicher Beziehung hauptsächlich auf die geographischen Enthüllungen einer Länderstrecke, die vom 2° bis 18° östl. Länge von Greenwich und 30° bis 8° nördl. Br. vom Aequator begrenzt wird; endlich sind noch die linguistischen, geologischen und geognostischen Aufklärungen über diese Länder neu aufgethane Fundgruben zu fernerweiter Ausbeutung für die gelehrte Welt. So viel über den ersten Zeitraum der Expedition dem allgemeinen Interesse genügen dürfte, haben wir im ersten Artikel darzulegen versucht. Für die Details dieser Periode, namentlich was die ersten Schicksale der Reisenden, das Völkerleben, die Sitten und Gebräuche der nordafrikanischen Wüsten betrifft, empfehlen wir das, aus dem Nachlasse des am 4. März 1851 verstorbenen Richardson, zusammengestellte nachbenannte Werk. John Richardson, Narrative of a mission to Central-Afrika performed in the years 1850—1851 under the ordres and at the expense of Her Majesty's government. 2 vols. London 1853.*) (Ist auch ins Deutsche

*) Als Richardson starb, wurden seine Tagebücher nach London geschickt; sie umfaßten acht Bände in enger Schrift, voll ungeordneten Bemerkungen und Materialien. Die Wittwe Richardson's trug dem durch mehrere Schriften über den Orient bekannten Bayle St. John die Ordnung dieser Materialien auf, und das Ergebniß waren zwei Bände unter obigem Titel, worüber Morel Fatio in der französisch geographischen Gesellschaft Bericht abstattete. Dieser Bericht (s. Bullet. de la Soc. de Géogr. August, September und Oktober 1853) ist in Uebersetzung im Ausland 1854, Nr. 4 fgg. wiedergegeben, und zeichnet sich durch genaue und übersichtliche Darstellung aus. Bekanntlich hatte Richardson schon in den Jahren 1845 und 1846 eine Reise in die Sahara gemacht, namentlich um den Sklavenhandel kennen zu lernen und die Mittel zu dessen Unterdrückung aufzusuchen. Er war von Tripoli, trotz dem Abrathen seiner Freunde und selbst des Bey's, und ohne andere Unterstützung als die einiger Kaufleute von Ghadames, die er in Tripoli kennen gelernt hatte, ins Innere gereist. Er besuchte Ghadames, Ghat und Murzuk, aber damals gingen keine Karawanen in den Sudan ab: so konnte er nicht dahin vordringen und mußte nach einem neunmonatlichen Aufenthalt

übersetzt worden.) Hiernächst den von T. E. Gumprecht herausgegebenen Bericht nebst Fortsetzung über Barths's und Overweg's Untersuchungereisen nach dem Tschadsee und in das Innere von Afrika. Berlin, 1852. Weiterhin enthalten die „Zeitschrift für allgemeine Erdkunde" (von der bekannten, rastlos thätigen Berliner geographischen Gesellschaft unter Beihülfe der berühmtesten Geographen herausgegeben), wie auch die Nouv. Annal. des Voyages, Bullet. de la Soc. de Géogr., Transactions of the R. Society of Literature bruchstückweise die neuesten Mittheilungen über die Expedition, aus welchen wir unter Zuziehung eigener Mittheilungen die neuesten Ergebnisse und die Fortsetzung der Reise in so weit zusammenstellen, als dies mit Sicherheit thunlich ist. Obgleich nun seit Oktober 1853 (also seit drei Viertel Jahren) keine neuen Nachrichten direkt von Dr. Barth, dem einzigen Ueberlebenden, vorhanden sind, so schließen dieselben doch mit einem neuen Hauptereignisse, nämlich Barth's Ankunft in Timbuctu, ab, und da auch anderwärts die Erforschung Central-Afrika's eine weitere Ausdehnung in jüngster Zeit erhalten hat, so haben wir diese Fortsetzung unseres ersten Berichts in folgende 4 Punkte zusammengefaßt: 1) Die detaillirten Nachrichten über den plötzlichen Tod Dr. Overweg's, bei welchem traurigen Ereigniß wir Abschied von unsern Lesern nahmen. 2) Die weitern Unternehmungen Dr. Barth's von 1852 bis zu dessen Eintreffen in Timbuktu im September 1853. 3) Die Absendung einer Verstärkung der Expedition in der Person des Dr. Vogel und dessen Reise bis zum Tschadsee, endlich 4) die eingeleitete englische Expedition zur Beschiffung des Niger und Tschadda.

1) Die letzten Tage Dr. Overweg's. Wie schon früher erwähnt worden ist, hatten die beiden deutschen Gelehrten nach dem Tode Richardson's ihr Hauptquartier zu Kuka, der Hauptstadt des Reiches Bornu, aufgeschlagen, um von hier aus durch Streifzüge den wichtigen Tschadsee und die ihn umgebenden Landstriche kennen zu lernen. Diese ihre Thätigkeit wurde durch große Erfolge gekrönt und während Barth es vorzüglich war, welcher durch seine Exkursion nach dem noch ganz unbekannten Adamaua im Sommer 1851 dieses Land der Dunkelheit entzog, verdanken wir Overweg's Thätigkeit während dieser Zeit die gründliche Erforschung des Tschadsees und der in demselben gelegenen Inseln. Die Andeutungen, welche wir früher über die Resultate dieser Beschiffung des Tschadsees gegeben, sind von Petermann seitdem in nachstehendem Resumé nach Overweg's offiziellen Berichten an das auswärtige Amt des Weiteren zusammengefaßt worden, die wir ihres Interesses wegen hier nachträglich einschalten. „Das Wasser des Tschadsees erwies sich durchaus frisch und klar. Dabei stellte sich die verhältnißmäßige Seichtheit (8 bis 15 Fuß) zuerst bestimmt heraus. Die Tiefe hängt freilich von der Jahreszeit ab. Viele Kanäle, durch welche Overweg segelte, trocknen zuweilen aus, dann hebt sich der See wieder, daß viele Bewohner mit ihrem Vieh auf die Hügel ihrer Inseln flüchten müssen. Der größere Theil des Sees ist von einem ungeheuern Labyrinth von Inseln bedeckt, deren größte sich nicht über 5 englische Meilen ausdehnt. Der größte Schwarm derselben fängt 15 Meilen vom westlichen Ufer an. Nach den Aussagen der Bewohner ist auch der ganze nordöstliche Theil von solchen Inselgruppen bedeckt. Außer den Biddumainseln findet man an den Gestaden hin noch unzählige Landzungen, bedeckt mit Schilf und andern vegetabilischen Substanzen. Große Massen von Flußpferden und Krokodillen durchfurchen die Kanallabyrinthe zwischen den Inseln. Erstere sahen auf der Bornuseite schwarz, zwischen den Biddumainseln braun oder röthlich aus. Von Fischen kommen viele Arten vor, nach Aussage der Bewohner, auch riesige Schildkröten; doch sah Overweg keine. Er schätzt die ganze Wassermasse von viel

---

unter den Tuaregs und andern Saharastämmen wieder nach Tripoli zurückkehren. Diese Reise erschien im Jahre 1848 in London in zwei Bänden. (Ausland Nr. 4. 1854.)

geringerem Umfang als Denham. Letzterer nahm eine Breite von Westen nach Osten von 130, Overweg blos 60 bis 80 Meilen an. Kurz vor seinem Tode bekam er das Versprechen vom Scheich von Bornu, daß er für eine Expedition um den See herum mit gehörigem Schutz versehen werde. Die unzähligen Inseln in der Mitte und nordöstlich bilden das Land der Biddumа's, einer unabhängigen heidnischen Nation, welche niemals von einem Eroberer von den Gestaden aus unterjocht werden konnte und jetzt von einem stets siegreichen Kriege mit den mohamedanischen Bewohnern an den Gestaden leben. Sie sind der Ritterstand der Mittel-Afrikaner und ein schöner Menschenschlag, sehr lebendig und rührig, meist schwarz, doch auch braun. Ihre Gesichtszüge haben nichts Negerähnliches, sind regelmäßig manchmal mit etwas hervorstehenden Backenknochen und einer rundgespitzten (round-pointed) Nase mit kleinen Einschnitten (scars) unter den Schläfen. Sie sind groß, anständig gekleidet, größtentheils in Ueberwürfen von schwarzer Farbe und reich geschmückt mit Halsbändern von weißen und rothen Perlen und Armbändern, niedlich aus Elfenbein geschnitten. Sie tragen Sandalen. Das schöne Geschlecht trägt einen sehr poetischen Kopfputz, zwei bunte Schmetterlingsflügel, die je 15 Zoll über den Kopf hinausragen. Die Waffen der Männer bestehen aus Lanze und Speer, womit sie Steuern von den Landbewohnern eintreiben und das Flußpferd und Krokodil erlegen. Viele Schua's und Kalembu's leben unter ihnen, von denen sie arabisch gelernt, doch haben sie ihre ganz eigene Sprache. Sie sind in 5 Divisionen oder Provinzen getheilt, die alle auf die Inseln des Sees fallen. Ihre reiche Flotte besteht aus Booten, gemacht aus Brettern oder Schilf, ohne Segel, die sie in dem seichten See fast überall mit langen Stangen vom Grunde aus schnell zu schieben wissen. Schwimmen können sie wie Fische. Ihre Bodenkultur beschränkt sich auf „Ghossup" und Baumwolle und ihre Viehzucht auf Rindvieh, Ziegen und Pferde. Dr. Overweg ward ohne Ausnahme mit der größten Freude und Gastfreundschaft unter ihnen aufgenommen."

Diese Reise Overweg's erstreckte sich vom 28. Juni bis 8. August 1851. Im Herbste 1851 machten die beiden Reisenden hierauf gemeinschaftlich den Zug gegen Kanem, und vom Dezember 1851 bis Februar 1852 den Raubzug der Bornuesen gegen Musgow mit, dessen Einzelnheiten wir schon früher gegeben haben. Ende Februar trat Barth seine ebenfalls beschriebene Reise nach Bagirmi an, von der er erst am 20. August nach Kuka zurückkehrte, und knüpfen wir hier den früher verlassenen Faden der Erzählung wieder an. Dr. Overweg benutzte diese Zeit, am 24. März eine Exkursion in die südwestlichen Bergprovinzen von Bornu zu unternehmen. Doch gelang es ihm nicht, wie er wünschte, die große und volkreiche Stadt Yacoba im Reiche der Fellatahs zu erreichen, sondern nur bis an die Grenze dieses Reiches bei Fika zu gelangen, noch 150 englische Meilen nordöstlich dieser Stadt gelegen. Mit der Ausbeute einer Anzahl Versteinerungen kehrte er am 22. Mai nach Kuka zurück, indem er wie Barth durch Mangel an Mitteln sehr beengt war, Weiteres zu unternehmen. Hierzu gehörte vorzüglich das noch immer ungelöste Problem der Ostseite des Tschadsees, wo das gegen Bornu feindlich gesinnte Land Kanem jedes Eindringen unmöglich machte. Endlich gelangte am 30. Juni 1852 die ersehnte Kafla an und brachte Alles mit, was sich seit Jahr und Tag in Murzuk an Briefen, Geld und Waaren angesammelt hatte. Gleichzeitig brachte sie die vom König von Preußen gewährte Unterstützung, wie auch einen Theil der von Lord Palmerston bewilligten Gelder. Diese längst ersehnten Hülfsmittel spornten von Neuem den etwas gesunkenen Muth zu neuer Ausdauer an und als Barth, mit unvorhergesehenen Hindernissen kämpfend, endlich am 20. August sich mit Overweg in Kuka wieder vereinigte, wurde beschlossen, nunmehr die große Reise in südöstlicher Richtung gegen die Quellen des Nils oder Mozambique anzutreten. Während der wohlverdienten Ruhezeit, der sich Barth nach seiner Rückkehr zur Ausarbeitung seiner Berichte hingab, unternahm Overweg am 29. August eine Erholungsreise nach Westen, deren Ziel

der Hauptfluß von Bornu war. Von dieser Exkursion, seiner letzten, kehrte er am 13. September zurück; nachdem er in diesem kurzen Zeitraum die früher bezweifelte Thatsache festgestellt hatte, daß der Hauptfluß Bornus (Komadugu in der Bornusprache genannt, d. h. sandiges Flußbett, zum Unterschiede von Ingaljam, oder seichtes Gewässer) ohnweit Yo, auch Yeu genannt, etwa 8 deutsche Meilen nördlich von Kuka in den Tschadsee fließe, nicht aber ein Zufluß des im Westen fließenden Niger (Koarra) sei. Solche Widersprüche erklären sich aus dem Umstande, daß die minder mächtigen Ströme in den Tropenländern während der heißen Monate völlig austrocknen. So auch das Fließen dieses Stromes, von welchem Overweg ermittelte, daß dasselbe erst Ende Juli beginne und bis Januar oder März dauere. Das Uebertreten desselben beginnt etwa Mitte November. Er bildet von Osten herkommend die natürliche Grenze gegen die räuberischen Tuariks, welche 5 bis 6 Tagereisen nördlich in Felsen nisten. Längs dem fischreichen Fluß wohnen an dessen anmuthigen Ufern, die eine üppige Vegetation und zahlreiche Thiergattungen (Löwen, Giraffen, Büffel, wilde Schweine, Affen, Perlhühner u. s. w.) aufweisen, die Stämme der Kanembu-Mobber und der Kanembu-Jetko und unter ihnen die Kanori, in festen Wohnsitzen und sich eifrig der Fischerei hingebend. Untertauchend fangen sie in weitgeöffneten Netzen die vom Tschadsee kommenden, den Fluß aufwärts schwimmenden Fische. Eine Tagereise jenseits des Flusses wohnen in einem schmalen und langen Striche von Westen nach Osten Stämme der Tibbus, also die Grenznachbarn sowohl der Tuariks wie der Kanembu-Stämme. Der Fluß wird auch Bahar und auch Yo oder Yeu nach der daran gelegenen Stadt genannt, welche die Reisenden bei ihrer Rückkehr aus Kanem schon einmal passirten.

Diese Erforschungen waren die letzten Ergebnisse von Overweg's Thätigkeit; den 16. September, also drei Tage nach seiner Rückkehr nach Kuka, schließt sein Tagebuch mit einer Skizze des Tschadsees, seiner Lebensaufgabe im wahren Sinne des Wortes, der er eine dreijährige Thätigkeit gewidmet hatte. Wahrscheinlich hatten die verderblichen Ausdünstungen der Stadt während der Regenzeit einen verderblichen Keim in seine Gesundheit gelegt, denn als Barth aus Bagirmi zurückkehrte fand er ihn etwas angegriffen und bei schwachem Appetit; während der Erholungsreise nach dem Flusse hatte er sich dagegen des besten Wohlseins erfreut; aber der letzte forcirte Tag mochte ihn besonders angegriffen haben und er hatte die folgenden Tage wenig Appetit. Dennoch machten beide Reisende fast täglich kleine Ausflüge zu Pferde, und so auch am 20. September nach einem stehenden Wasser bei Dauerge, $2\frac{1}{2}$ Stunden von Kuka, bei welcher Gelegenheit Dr. Overweg, um einen Vogel zu schießen, seine Kleider weit hinauf benetzte, die er erst am Abend nach ihrer Rückkehr trocknen konnte. Tags darauf fühlte er sich so schwach, daß er sich nicht allein erheben konnte, und am zweiten Tage stellte sich ein gänzliches Gebundensein seiner Zunge ein, das seine Reden immer unverständlicher machte. Am dritten Tage, als seine Schwäche stets zunahm und er gewahr wurde, daß das sein Letztes werden könnte, wünschte er, um in reinere Luft zu kommen, nach Maduari gebracht zu werden, wo er im Hause seines Freundes, des Kashella Fugobo Ali schnell zu genesen hoffte. Unter dem Schutze dieses Mannes hatte er den Tschadsee untersucht, hier lag auch sein Boot, das er dazu benutzt hatte, auch war ihm Maduari, $2\frac{1}{2}$ deutsche Meilen östlich von Kuka am Tschadsee gelegen, wegen seiner freundlichen und gesunden Lage stets der liebste Aufenthalt gewesen. Mit großer Mühe ward er dahin gebracht, allein in den folgenden Tagen ward das Fieber so heftig, daß er in den wildesten Phantasien lag und seinen Gefährten bald nicht mehr kannte. Sonnabend, den 26., trat früh eine totale Erschöpfung ein; er konnte sich nicht mehr verständlich machen und bei dem ersten Morgengrauen des 27. September verschied er nach kurzem Seelenkampf. Sein unglücklicher Gefährte war bei seinem Tode nicht gegenwärtig, da in Kuka die Expedirung eines Couriers bevorstand. Noch

am nämlichen Tage ward von Barth der Leichnam auf europäische Weise im Schatten einer Hadschibisch der letzten Ruhestätte übergeben. So starb der „Tabib", wie er in Kuka hieß, beweint und betrauert von vielen Eingeborenen dieser Länder, bei denen sein Name noch lange fortleben wird, bejammert von dem Freunde, Landsmann und treuen Gefährten, den er einsam und unter diesen unebenbürtigen Völkerschaften zurückließ. Dr. Adolf Overweg war am 24. Juli 1822 in Hamburg geboren, wo sein bejahrter Vater noch lebt. Dem einzigen Sohne ward eine vorzügliche Ausbildung gegeben. Vom dreizehnten Jahre an besuchte er das Hamburger Johanneum, und leitete die letzten zwei Jahre im Hause des Herrn Hertz in Hamburg die Studien dessen Sohnes. Mit einundzwanzig Jahren ging er auf die Universität Bonn, wo er zwei Jahre studirte, und darauf nach Berlin, wo er noch nach einem Jahre Studien sein Examen machte und den Doktortitel erhielt. Er blieb in Berlin und wollte eben ein Braunkohlenwerk bearbeiten lassen, das er entdeckt zu haben glaubte und wovon er sich viel Vortheil versprach, als sein Schicksal ihn nach Afrika rief. Hier setzte sein früher Tod einem Dasein ein Ende, das voller kühner Hoffnungen und muthiger Begeisterung noch viel Großes hätte leisten können. Aber sein Name wird fortleben in den Annalen der Wissenschaft und unter der Reihe jener Männer glänzen, die als Märtyrer für die großen Kulturzwecke der Menschheit mit ihrem Leben die Triumphsäulen der Wissenschaft aufbauten.

2) Die weiteren Unternehmungen Dr. Barth's erlitten, wie begreiflich, durch Overweg's Tod einen empfindlichen Stoß. Aber die unvergleichliche Energie dieses kühnen Mannes ward dadurch nicht gebeugt. Des Ausführlichsten spricht er sich, über die den veränderten Umständen gemäß entworfenen Dispositionen folgendermaßen in einem an den Ritter Bunsen gerichteten Schreiben vom 7. Oktober 1852 aus: „So bin ich denn allein noch übrig, werthester Freund, allein da, den Erwartungen, die das gelehrte Europa von uns hegt, zu genügen. Und ich will ihnen genügen. Anstatt mich durch den Tod meines Reisegefährten niedergebeugt zu fühlen, fühle ich meine ganze Kraft verdoppelt; in dem Bewußtsein, daß nun fernerhin nichts hier geschieht, was ich nicht thue, fühle ich eine Riesenkraft in mir, allen Ansprüchen selbst zu genügen. Nur das Geognostische natürlich wird gänzlich zurücktreten; nur Gesteinproben werde ich, wo es mir merkwürdig scheint, sammeln. Mein Schlachtfeld wird der Westen und, so Gott will, der Südwesten werden. Vielleicht gelingt es mir, da jetzt der Friede mit den Fellan, wenigstens vorläufig, wieder hergestellt ist, in Zeit von einem Monat meinen Marsch nach Westen anzutreten. Mein erstes Ziel hierbei wird die Erreichung Timbuktus sein, mein zweites Yacoba und die nach Süden angrenzenden Lande, mit dem untern Laufe der Benue. Meine Mittel bestehen in einer leidlichen Menge großer und kleiner Geschenke, in 200 Dollars, dem Rest meiner eigenen 400, in 4 Pferden und 4 Kamelen. Mit diesen Mitteln und mit fünf seit längerer Zeit erprobten Leuten, reichlich Waffen und Pulver und frischem, ungebrochenen Muth, trete ich getrost meine weite, nicht ganz unbeschwerliche Reise an." Gleichzeitig spricht sich Dr. Barth dahin aus, daß es unbedingt nothwendig sei, zur Ausbeutung der bisher errungenen Erfolge einen brittischen Konsul anzustellen, theils um in diplomatischer und humaner Hinsicht zu vollenden, was hier bereits begonnen sei, anderntheils, um der Expedition den nöthigen Nachschub, besonders in materieller Hinsicht, zu leisten. Von der bereits eingeleiteten Nachsendung Dr. Vogel's, der an demselben Tage England verließ, als die Trauerbotschaft von Overweg's Tode einlief, konnte Dr. Barth natürlich keine Kenntniß haben. Nach der Unterzeichnung des Handelsvertrags, welche im September 1852 erfolgte, verlangte man in Bornu, daß Dr. Barth die Stelle des Konsuls übernehmen solle; doch hegte dieser nicht gleichen Wunsch und ist fest entschlossen, nach Europa zurückzukehren. Als Hauptergebniß sendete er mit dem literarischen Nachlasse Dr. Overweg's eine höchst schätzbare Karte von Inner-Afrika, die sich

vom 4° bis 15° nördl. Br. und 8° bis 23° östl. Länge erstreckt. Dieser geographische Schatz ist wohl das Vollständigste und Umfassendste, was jemals aus den Reisen und Untersuchungen eines einzelnen afrikanischen Reisenden hervorgegangen ist und ist durch des bekannten Londoner Geographen August Petermann Grabstichel der Oeffentlichkeit übergeben worden. Barth hält indessen und mit Recht dieses Routennetz, des begreiflich theilweise nur aus Mittheilungen und Vergleichen hervorgegangen ist, nicht für vollendet und gedenkt es namentlich wie erwähnt gegen Westen zu vervollständigen. Er schreibt hierüber an Alexander von Humboldt: „Mein Weg geht fürs Erste nach Westen; es ist der durch Mungo Park's Tod unbekannt gebliebene Theil des Kuara (Koarra, Guorra, Niger) mit seinen Nord und Süd anliegenden Landschaften Kebbi, Zaberma, Gurma mit ihrem mittelalterlich klassischen Leben und ihren eigenthümlichen Nationalitäten, es ist das in Mosi vordringende Fellanthum und seine neue Gründungen, was ich zuerst zu enthüllen hoffe. Gelingt es mir und habe ich gute Aufnahme in Sokutu gefunden, so wendet mein weiterer Weg auf der Rückkehr sich nach Südost, nach dem von mir von der andern Seite her schon einmal besuchten Adamaua, das ich nun einmal als den Schlüssel von Central-Afrika erkannt habe." Nächst den rein geographischen Untersuchungen sind es noch die linguistischen, denen sich Barth mit größtem Eifer hingab und wozu ihn besonders sein großes Sprachtalent befähigt. Eine möglichst vollständige Zusammenstellung der 24 vergleichenden central-afrikanischen Idiome; die er bearbeitete, soll als Grundlage dienen, die Entstehung, die Vermischung und den Zusammenhang der einzelnen Nationalitäten in diesem Theile Central-Afrika's festzustellen, eine Aufgabe sehr schwieriger Natur, wozu indessen Dr. Barth besonders geschickt erscheint, wie seine Racendarlegungen über die Tuareks u. s. w. schon früher bewiesen haben. Interessant ist eine von ihm an den bekannten Statistiker Dieterici in Berlin ertheilte Auskunft über die Bevölkerung Central-Afrika's. Sie lautet einfach: „Eine äußerst starke Bevölkerung in den unangetasteten Heidenländern, mittelmäßige Bevölkerung in den moslimischen Ländern, sehr geschwächte Bevölkerung in den halb oder ganz unterworfenen Heidenländern, gänzliche Entvölkerung auf den Grenzen zwischen Islam und Heidenthum. Ein Beispiel von dem Ersteren, obgleich auch jene Gegenden noch nicht ganz außer dem Bereiche der vernichtenden Razzien sind, haben wir in den südlicheren Landschaften unserer Musgo-Expedition gesehen; hier ist die Bevölkerung nicht in zusammenliegende Ortschaften gruppirt, sondern Stunden weit erstreckt sie sich in einzelnen oder zu kleinen Gruppen zusammenliegenden Hütten auf den Feldern. Und dies scheint der Charakter des größten Theiles der Heidenländer, besonders wo es ausgedehnte Herrschaften sind, was bei den kleinen zerfetzten Musgofürstenthümern keineswegs der Fall ist. In den moslimischen Ländern, die auf Vernichtung begründet und noch keineswegs zur fruchtbaren Ruhe gekommen sind, ist die Bevölkerung mit Ausnahme der bevorzugten Distrikte keineswegs stark. Die Bevölkerung von ganz Bornu schätze ich etwa auf 8 bis 9 Millionen; hier ist der bewohnteste Distrikt, so viel ich gesehen, der Uje. Die Umgebung und Landschaft von Kano ist leidlich dicht bewohnt."

In Verfolgung der oben angedeuteten Reisepläne verließ Dr. Barth am 25. November 1852 das ihm liebgewordene Kuka, um die große Reise nach Westen anzutreten. Leider war die ihm bestimmte Kiste aus Europa mit dem Reste der von Palmerston gewährten Unterstützung nicht in Kuka angekommen, da der Kaufmann, dem sie anvertraut gewesen, in Bilma die Kafla verlassen hatte, um Hochzeit zu feiern. Diese Kiste war ihm aber sehr wünschenswerth, da sie viel englische Stahlwaaren enthielt, welche ihm als wichtige Geschenke dienen sollten. Diese, von Overweg verlangten Waaren, bestanden in vier Dutzend Rasirmessern, vielen Tausend Nähnadeln (100,000 hatten die Reisenden hiervon schon verbraucht), Scheeren, Messern, Pistolen, Uhren, Kompassen, Thermometern,

Spieldosen, Seidenwaaren, einer großen Anzahl von Taschenspiegeln in Zinnbehältern, Silberringen und anderen kleinen Gegenständen. Je stärker und massiver die Sachen sind, desto mehr werden sie von den Eingeborenen geschätzt, die auch jede Art von weißem Metall dem Golde vorziehen. Die Gesundheit Barth's war ungeschwächt und nach seinen Worten besser als je. „Mit dem Fieber habe ich abgethan, und das muß ein gewaltiger Tod sein, der mich fassen soll." Seine Kafla bestand aus 6 Kamelen, wovon zwei sehr schöne ihm beim Abschiede vom Schach von Bornu zum Geschenk gemacht wurden; hiernächst aus sechs Leuten, worunter vier Diener, die ihm sehr ergeben waren, dann einem kleinen Kaufmann, der auch in seinen Diensten stand und ihm als Mäkler diente und endlich einem Scherif, der sich ihm angeschlossen hatte. Ende Dezember langte Barth glücklich in Zinder an. Diesen bedeutenden Handelsplatz an der Grenze der Wüste und des Reichs Bornu, hatte er schon bei seiner Hinreise nach Kuka berührt und als die große Eingangspforte in den Sudan bezeichnet. Hier hielt er sich während des Monats Januar auf, um die oben gedachten Unterstützungen aus Tripoli zu erwarten; auch erreichten ihn diese in ansehnlicher Weise am 20. Januar, doch ohne daß ihm schon eine Nachricht über Dr. Vogel's Nachsendung dabei zugegangen wäre, und so trat Barth seine Weiterreise gegen Westen an, ohne von dieser höchst wichtigen Angelegenheit Kunde zu haben. Die Verhältnisse zur Weiterreise auf dieser noch von keinem Europäer betretenen Route waren nicht gerade positiv hinderlich, aber insofern höchst ungünstig für ihn, als der Hauptweg über Kano nach Sakatu durch die Kriegswirren der Stämme ihm verschlossen war, was ihn nöthigte, den gefährdeten Weg über Tasaua nach Katshna noch einmal zu betreten. Am 30. Januar setzte Barth seine Reise von Zinder nach Katshna fort, welches er Anfang März erreichte. Ob er den durch die Goberani gefährdeten Weg über Tesaua oder über Daura genommen, was noch unbesucht von Europäern seines räuberischen Gebieters wegen verrufen war, ist unentschieden. Genug, die Karawane hatte sich durch mehrere ihm sich anschließende Kaufleute bedeutend verstärkt und so überschritt er glücklich die gefährliche Grenze des Fellatahreichs und erreichte am 5. März glücklich Katshna, einen bekannten großen Handelsplatz und die Hauptstadt der Provinz gleichen Namens im Fellatahreiche. Den letzten Theil der Reise hatte Barth überdies unter dem besondern Schutze des Galadima oder ersten Ministers von Sakatu zurückgelegt, der ihm auch eine Eskorte von 200 Reitern für die weitere Reise nach Sakatu zusagte. Dieser sehr glückliche Umstand, daß er sich den Beistand und die Freundschaft der Fellatahs und ihrer Regenten für eine so schwierige und gefährliche Reise zu sichern wußte, ließ ihm das große Wagestück gelingen, jene gefährlichen Strecken zu durchziehen. Der unermüdliche Reisende benutzte seinen Aufenthalt in Katshna, seine Tagebücher in Ordnung zu bringen und den letzten Theil derselben nach Tripoli zu senden. Zugleich kaufte er zahlreiche Vorräthe von Kano- und Nyffe-Waaren zu Geschenken ein, um die zahlreichen Häuptlinge und einflußreichen Personen, die er auf seiner Weiterreise anzutreffen erwartete, für sich zu gewinnen. Diese Nyffewaaren kommen aus der am untern Niger gelegenen und wegen ihrer Fabrikthätigkeit in vorzüglichen Webereien ausgezeichneten Landschaft Tappa, gewöhnlich Nuffy oder Nyffé genannt. Sie sind die gesuchtesten in den mittlern Nigergegenden und bestehen vorzüglich in Nyffetoben, Turkedien und Bakis oder schwarzen Gesichtsschleiern. Ohne solche kostbare Geschenke ist kein sicheres Fortkommen, denn die aufgeredete Klasse der Bevölkerung ist durch kleine Gaben zu erfreuen, Almosen sind zu spenden und vor Allem die angesehenen und erfahrenen Mekkapilger und Sherife systematisch zu unterstützen, da sie die Träger der Meinungen und Vorurtheile sind. Barth's Namen und Charakter waren überdies leidlich bekannt und gelitten durch einen großen Theil Central-Afrika's. Gegen die Mitte des Monats März war die versprochene Eskorte in Katshna eingetroffen, worauf Barth am 21. März diese Stadt verließ. Wegen des ausgebrochenen Krieges zwischen dem Reiche Sokoto

(Sakatu) und den Ländern Guber und Mariadi mußte seine Karawane, um diesem auszuweichen, südlich einen Umweg machen. Man rückte aus Furcht vor den Feinden zuerst in unsicherer Richtung und kurzen Etappen vorwärts und ging dann in obiger Richtung durch die bedrohtesten Strecken in forcirten Märschen. Vom 26. und 27. März legte die Karawane 19 Stunden Wegs zurück, passirte am 28. Zyrmi, eine der größten Städte Zanfara's und erreichte am 30. Sansanne Aysa, eine Fellanfeste im Feindeslande. Am 31., nachdem man zuvor an dem zwei Stunden entfernten letzten Wasserteiche die Schläuche gefüllt hatte, durchzog die Karawane mittelst eines sechsundzwanzigstündigen Marsches die gefürchtete Wildniß von Gundumi und erreichte glücklich am 1. April Mittags die Dorfschaft Gauasu, wo der große Fellan-Oberherr Alin, Nachfolger Bello's, sein Lager bezogen hatte, um die in eine seiner Provinzen Zanfara eingefallenen Goberaner zurückzutreiben. Kaum hatte Alyn die Ankunft Barth's erfahren, als er ihm ein reiches Gastgeschenk, bestehend aus Vieh und Reis, verabfolgen und denselben Abend noch zu einer Privataudienz einladen ließ. Bei dieser ward dem Reisenden ein herzlicher Empfang zu Theil, auch wurden demselben sogleich seine Hauptbitten gewährt, nämlich Schutz für englische Kaufleute, wie für seine Person insbesondere auf seiner Reise nach Timbuktu und den übrigen Fellan-Staaten. Der Emir hatte Barth's Brief aus Aghadez von 1851 richtig empfangen und schon längst voller Neugierde dessen Ankunft erwartet; er schenkte ihm sein volles Wohlwollen. Am folgenden Morgen nahm er Barth's Gegengeschenke in Empfang, bestehend in Tuch- und Atlasmänteln, andern Kleidungsstücken und einem Paar reich mit Silber verzierten Pistolen. Diese letztern erfreuten ihn ganz insbesondere und er drückte aus Dankbarkeit dem Reisenden mehrmals die Hand. Den 3. April brach Alin mit seinen sämmtlichen Reiterschaaren gegen den Feind auf, nachdem er an Barth ein eigenhändiges Schreiben mit seinem kaiserlichen Siegel versehen für die Königin von England gesandt hatte, in dem er den englischen Kaufleuten seinen Schutz zusagte. Auch ließ er dem Reisenden 100,000 Cowries (kleine Muscheln, welche dort statt des Geldes dienen) zur Bestreitung des Hausstandes während seiner Abwesenheit überreichen. Barth begab sich für die Dauer des Kriegszugs, von dessen günstigem Verlauf seine Weiterreise abhing, nach Wurno, vier deutsche Meilen nordöstlich von Sokoto, der gegenwärtigen Residenz dieses Landes, wo er in dem Hause des Premierministers eine freundliche Aufnahme fand und über einen Monat verweilte. Seine Gesundheit war ungeschwächt, obgleich die Hitze stets zwischen 105° und 108° Fahrenheit betrug. Er benutzte diese Zeit zu Studien in vorgefundenen interessanten Schriften, welche ihm die Geschichte des Landes aufklärten, wie zu kleinen Ausflügen in die nächste Umgebung des Landes (der Provinz Zanfara, in welcher Wurno und Sakatu liegen). Dasselbe ist eher kahl, als reich bebaut und von kleinen Felszügen durchschnitten; Wurno selbst liegt auf einem kleinen Felsauffsprung und zählt 12 bis 13,000 Einwohner. Die Stadt Sakatu, in welcher sich Barth während drei Tage aufhielt, ist groß und belebt und liegt gleichfalls auf einer Felserhebung. Seitdem die Residenz von hier nach Wurno verlegt ist, hat sie allerdings an Bevölkerung ansehnlich verloren, aber der große Freitagsmarkt ist noch immer sehr bedeutend und hat manches Interessante; sie zählt 20 bis 23,000 Einwohner. Die Bewohner von Sokoto, die Sokotana, sind ausgezeichnet in Leder- und Eisenarbeiten. Am 28. kehrte der Emir von seinem Kriegszug nach Wurno heim, den er glücklich beendigt hatte. So stand der Abreise Barth's nichts mehr entgegen, und mit Empfehlungsschreiben des Emirs an Chalilu, den in Gando, der Hauptstadt der Fellanprovinz Kebbi, residirenden Herrscher und andere untergeordnete Machthaber auf dem Wege ausgestattet, trat er am 6. Mai seine Weiterreise über die Stadt Sokoto gegen den Kowara nach Timbuktu an, obgleich die gefährliche Regenzeit im Anzuge war. Von hieraus fehlen seine weiteren Berichte, da dieselben verloren gegangen oder nicht angekommen sind, aber so viel ist authentisch, daß er

sich gegen Say wendete, einem Orte von großem Umfange und 37 deutsche Meilen im Westnordwest von Sakatu, wo er den Kowara (Niger) überschiffte. Hier betrat er also das rechte Ufer dieses Stromes und erreichte unter Beibehaltung der Westnordwest Richtung die Stadt Libtako, 84 deutsche Meilen von Sakatu und 60 deutsche Meilen von Timbuktu gelegen. Hier nöthigte ihn die große Gefahr, welche in diesen zum Theil heidnischen Gegenden den Christen auf den bloßen Namen hin droht, seinen Charakter zu wechseln und für einen Scherif aus Damaskus zu passiren, welche Rolle er selbst vor den Arabern durchführte. So passirte er unangefochten, nur mit ansehnlichen Geschenken, selbst mitten durch die Tuareks. Von Libtako ging Barth in nordwestlicher Richtung nach Saraiyama, einer andern großen, 15 deutsche Meilen südlich von Timbuktu, an einem Zuflusse oder einem Arm des Kowara gelegenen ansehnlichen Stadt und schiffte sich am 1. September auf diesem Nebenstrome ein, der anfänglich gegen 900 Fuß breit, sich weiterhin als ein sehr verwickeltes System enger gekrümmter und theilweise mit Schilf und Gras bis in eine direkte Entfernung von 10 deutsche Meilen von Saraiyama überwachsener Flußarme darstellte. Nach einer sehr langweiligen Zickzackfahrt schiffte Barth am 4. September bei dem Dorfe Koromeh in den Hauptstrom ein, überrascht durch den großartigen Anblick zahlreicher Schiffe und Boote von allen Formen, die den Strom bedeckten. Nachdem er den Kowara quer überschifft und an dessen Nordseite in einen Kanal eingelaufen war, erreichte er am folgenden Tage Kabara, eine kleine Ortschaft, den Hafenort des landeinwärts gelegenen Timbuktu. Trotz der Regenzeit konnte das Boot, welches Barth's Bagage führte, wegen Enge und Seichtigkeit dieses Kanals nur mit großer Anstrengung gezogen werden. Der Fluß war nur 15 Fuß breit und das Wasser, welches ihn überhaupt nur 4—5 Monate anschwellt, reichte jetzt den Bootsleuten kaum bis an die Knie. Am 7. September 1853 hielt Dr. Barth seinen feierlichen Einzug in Timbuktu, der einem wahren Triumphzuge glich. Der Bruder des abwesenden Scheich el Bakay ritt an seiner Seite und eine glänzende Eskorte von Reitern zu Pferde und auf Kamelen, so wie von Fußgängern begleitete ihn; feierlich ward er von der Masse der Einwohner bewillkommnet. Man hatte ihnen vorgegeben, es sei der Gesandte des Groß-Sultans in Stambul und nur dem Scheich allein war der wahre Charakter Dr. Barth's bekannt. Dieser vortreffliche Scheich und dessen Bruder Sidi Alauat blieben die treuen Freunde Barth's, selbst als er im Verlaufe seines Aufenthalts seinen wahren Charakter als Christ der fanatischen Bevölkerung allmälig erschloß. Dennoch glaubte Dr. Barth nicht außer Gefahr zu sein, weil zu verschiedene politische Gewalten und Nationalitäten die Stadt beherrschen, die ihm zum Theil feindlich gesinnt waren und selbst seinen Tod wünschten. Zunächst sind es Sonray, welche die große Masse des Volks bilden, dann Araber von verschiedenen Stämmen, so wie Fellatahs und Tuareks; endlich eine geringere Anzahl Bambara- und Mandigo-Neger. Die Araber, Tuareks und Fellans streiten sich um die Oberherrschaft, und kleine Reibungen und Scharmützel, die täglich in der Stadt stattfinden, bekunden deren stete Unverträglichkeit. Barth mußte daher die größte Vorsicht in seinen Unternehmungen und Berührungen mit dem Volke beobachten. Zum Glück gereichte ihm daher vor Allem die aufrichtige und entschiedene Freundschaft des Scheich, unter dessen unmittelbarem Schutze er in seiner Residenz lebte und der ihn auch sicher nach Sakatu zurückzuführen versprochen hatte. Dieser Scheich repräsentirt die Herrschaft der Araber, welche seit der Schwächung der uralten marokkanischen Herrschaft, welche der der Neger und zuletzt den Fellans Platz machen mußte, vor 27 Jahren von Neuem durch die Uebersiedelung eines verehrten Scheichs, Muchtar, eine ganz eigenthümliche Vertretung wiedergewannen. 1846 folgte diesem Scheich sein Bruder Bakay, der wie jener ein auf religiöses und geistiges Uebergewicht gegründetes Ansehn weit und breit über diese Gegenden genießt und selbst bei den mächtigen Tuareksfürsten umher in hoher Achtung steht. Die Tuareks sind nicht allein Herren der Wüste, sondern vieler fruchtbarer Striche

umher, in denen sie mit ihren Heerden umherwandern, und erheben von den Reisenden und Städtern Tribut. Endlich was die über ganz Central-Afrika ausgebreitete kriegerische Nation der Fellan (Fellatahs, Fullans) betrifft, so haben sie sich vor etwa 30 Jahren in den Besitz dieser Stadt gesetzt, indem sie die damals herrschenden Bambara- und Mandigo-Neger vertrieben, und sie behaupten noch heute, ungeachtet einer großen durch die Tuareks erlittenen Niederlage, eine wenn auch nur nominelle Obermacht über Timbuktu. In diesem Kampfe widerstrebender Elemente beruht das ganze Treiben der Stadt, welches an Intriguen noch dadurch gewinnt, daß Hammadi, ein Bruder Bakay's, es mit den Fellans hält.

Die so berühmte Stadt Timbuktu zu erreichen, galt dem unermüdlichen Barth als Lebensaufgabe und in der That hätte er ihre Lösung, wie so mancher seiner Vorgänger, auch beinahe mit dem Leben bezahlt. Die beschwerliche Reise von 2000 englische Meilen zwischen dem Tschadsee und Timbuktu hatte allein schon viel physische Kräfte konsumirt; drei Jahre früherer angestrengter Reisen waren vorhergegangen; die Regenzeit, die angeschwollenen Flüsse und die Ueberschwemmungen, während welcher ein Theil der Reise zurückgelegt werden mußte, Alles dies trug zu dem erschöpften Zustande bei, worin der Reisende endlich Timbuktu erreichte. Zwei seiner Kamele unterlagen den Strapazen der Reise, die andern vier waren fernerhin untauglich. Der Aufenthalt in Timbuktu, zwischen hohen, dicht zusammengedrängten Häusern und Gassen konnte nichts weniger als erfrischend für ihn sein. Fieberanfälle schwächten seinen eisernen Körper noch mehr als die Reisestrapazen und in den letzten Tagen des September ward er so krank, daß man sich schon vorläufig in seine Habe getheilt hatte. Wolke um Wolke zog über den kühnen Wanderer hin, selbst seine Diener wollten ihn verlassen, aber Nichts beugte den unermüdlichen Geist des energischen Mannes und kaum genesen entwarf er beim Abgang seiner letzten Briefe (Anfang Oktober 1853) mit Umsicht die weiteren Pläne zu seiner Rückkehr.

Das seit uralter Zeit genannte Timbuktu war zuletzt von Major Gordon Laing im Jahre 1826 und von dem Franzosen Caillié 1828 besucht worden; allein die baldige in der Nähe Timbuktus erfolgte Ermordung des ersteren und Caillié's wenn auch rastlose, doch nicht so streng wissenschaftlichen Forschungen über diese Stadt hatten die geographische Ortsbestimmung dieses Ortes im Dunkel gelassen und die Autoritäten der Geographie geben dieselbe sehr verschieden an. Barth's Angaben sind die ersten an Ort und Stelle vorgenommenen Ermittelungen und zwar bestimmte er die Lage Timbuktus zu 18° 3′ 30″ bis 18° 4′ 5″ nördl. Breite und zu 1° 45′ westl. Länge von Greenwich. Diese von Allem abweichende Angabe ist um so interessanter, als sie nach Professor Ritter, mit der ältesten von Ptolomäus angegebenen Breite seiner Nigara metropolis fast ganz d. h. bis auf einen halben Grad zusammenfällt, eine überaus merkwürdige Uebereinstimmung der Ergebnisse neuerer Forschungen mit den Angaben des Alterthums. Die Stadt hat eine Triangelform und ist dicht mit Häusern von Thon und Stein bebaut, deren viele ganz hübsche und geschmackvolle Façaden zeigen; ihr Inneres gleicht den Häusern von Agadez, welche Dr. Barth 1850 kennen gelernt hatte. Er schätzte die Bevölkerung auf 20,000 Seelen. Den in Afrika so sehr gefeierten Centralmarkt Timbuktus fand er zwar von geringerem Umfange als den von Kano, aber die Waaren von besserer Qualität und von größerem Werthe. Er erhielt einen vollständigen Imana, d. h. Freibrief, vom Scheich für englische Kaufleute, die etwa Timbuktu zu besuchen wünschen. Das Land, in welchem die Stadt liegt, grenzt an die Sahara und ist ihr auch ähnlich, dürre und sehr öde, außer gegen den Kowara hin, wo dasselbe ein fruchtbares Ansehen gewinnt. Im September war die höchste Regenzeit; die Regenschauer, wenn auch nicht heftig, stellten sich doch jeden zweiten oder dritten Tag ein und dringen selbst in die Thonwohnungen und dazwischen gelagerten Hütten aus Mattenwerk. Dr. Barth hoffte nach einem Monat, also etwa Ende Oktober, Timbuktu wieder verlassen zu

können und über Sakatu zurückzukehren, am wahrscheinlichsten den Kowara abwärts schiffend bis Say oder vielleicht zu Lande mitten durch die Tuareks, wenigstens bis zur berühmten Inselstadt Garo, der einzigen glänzenden Hauptstadt des Sonrayreiches. Noch war ihm bei Absendung der letzten Briefe die im Februar 1853 geschehene Nachsendung des Dr. Vogel nicht bekannt geworden, eben so wenig hat ihn die Nachricht von der Absendung der Dampfbootexpedition nach der durch ihn im Jahre 1851 entdeckten untern Kowaralandschaft erreicht; doch hat der englische Konsul von Tripoli Ende 1853 erfahren, daß Barth den Rückweg nach Bornu angetreten hat und so ist zu hoffen, daß die auf verschiedenen Wegen ihm zugesendeten Mittheilungen über obige Expeditionen ihm zugegangen und seine ferneren Unternehmungen bestimmt haben werden. Möglich ist es dann, daß er, wie eingangs erwähnt ward, seinen Weg gegen die untern Tschaddalandschaften und Adamaua gerichtet hat, um mit der Dampfbootexpedition die angenehmere und wohlverdiente Rückreise nach Europa antreten zu können. Die Wichtigkeit von Dr. Barth's Entdeckungen, die wir hier nur im Abriß geben konnten, haben in dem lobpreisenden Wiederhall des gebildeten Europa's ihre Anerkennung gefunden; ein äußeres Zeichen derselben ist ihm durch die jüngst ertheilte große goldene Medaille der Pariser geographischen Gesellschaft schon zu Theil geworden.

3) Die Nachsendung des Dr. Vogel nach dem Tschadsee, deren wir in unserm frühern Aufsatze als projektirt gedacht, ist mittlerweile ins Leben getreten und seine glückliche Ankunft am Tschadsee bietet die erfreuliche Aussicht, daß der von seinen Vorgängern Barth und Overweg angebahnte wissenschaftliche und kommerzielle Verkehr mit Central-Afrika eine noch größere Ausbeute gewähren wird. Dr. Vogel, aus Leipzig gebürtig und Sohn des als Pädagogen rühmlichst bekannten Schuldirektors gleichen Namens, war zeither an der Sternwarte des Herrn Bishop in London beschäftigt und wurde von Ritter Bunsen, dem Protektor unserer Reisenden, der englischen Regierung empfohlen, um die astronomischen, magnetischen und botanischen Forschungen seiner Vorgänger in Central-Afrika fortzusetzen und zu vervollständigen. Die bedeutendsten englischen Autoritäten im Gebiete der Naturwissenschaften unterstützten diesen Vorschlag aufs Dringendste, namentlich Oberst Sabine, und so gab denn nicht nur Lord Russel seine Zustimmung, sondern erbot sich sogar, Vogel durch zwei geschickte Volontairs aus dem Geniekorps begleiten zu lassen. Die Hauptinstruktionen Dr. Vogel's erstrecken sich auf folgende Punkte: „Am Tschadsee angekommen soll er, so genau und vollständig als möglich, Länge, Breite und Höhe jenes Punktes bestimmen und mit der nächsten Gelegenheit folgende Mittheilungen machen: 1) Seine eigenen Beobachtungen in allgemeiner Beziehung. 2) Einen Bericht über die astronomischen Vorgänge der Expedition bis zu dieser Zeit. 3) Alle Pflanzen und Sämereien überschicken, die er zu sammeln im Stande gewesen ist. 4) Die Sammlung der Naturprodukte und Manufakturen übersenden, welche auf Dr. Overweg's Rath zu Bornu veranstaltet wurde. 5) Eben so seine eigenen geologischen und zoologischen Sammlungen. Zugleich war es die Hauptabsicht, der Expedition Barth's und Overwegs eine Verstärkung durch einen tüchtigen Astronomen und Physiker zukommenzulassen, mit dem vereint sie ihren Weg nach dem großen Ozean antreten sollten. Mindestens will Vogel versuchen, das noch nie von einem Europäer besuchte Terrain zwischen dem Tschadsee und Darfur zu untersuchen. Dr. Vogel ward mit großer Umsicht und Freigebigkeit ausgerüstet; für den Sultan zu Bornu ward ihm eine Auswahl königlicher Geschenke mitgegeben, in Waffen, kostbaren Zeugen, einer Thurmuhr u. s. w. bestehend, er selbst mit zahlreichen Instrumenten bester Qualität und bedeutenden Mitteln ausgestattet. Seine Gehülfen sind kräftige, gebildete und liebenswürdige Leute vom Ingenieurkorps, an tropisches Klima gewöhnt, mit Vermessungen nicht unbekannt und beseelt von dem Unternehmen, an dem sie Theil nehmen sollen. „O, was für

ein Jubel", schreibt Petermann, „wird das für unsere Freunde am Tschadsee sein! dachte ich, für die Wackern, die sich nun schon über drei Jahre mit Todesverachtung und ungeschwächtem Eifer unter dem lästigen Raubgesindel der Tuareks und den gefährlichen Horden der Fellahs herumgetummelt, fast ganz abgeschnitten von Europa und der übrigen civilisirten Welt! Nun werden sie endlich in wenig Monaten, mit verdoppelter Kraft, ihre große Reise südwärts antreten! Diese meine Freude war von kurzer Dauer. Am nächsten Morgen, wo Vogel das Schiff bestieg, welches ihn nach Afrika führen sollte, kommt die Nachricht von Overweg's Tode und Barth's Entschluß, anstatt nach Süden, westwärts nach Timbuktu zu gehen. Was sind alle Pläne der Menschen, wo Gottes Hand waltet!" (Zeitschrift für allgemeine Erdkunde, 1. Thl., S. 195.)

Am 20. Februar 1853 schiffte sich Dr. Vogel in England ein und begab sich zuvörderst nach Tripoli, dem Ausgangspunkte aller derartigen Expeditionen, weil hier am zweckmäßigsten alle Vorbereitungen zur Ausrüstung der Karawanen mit Lebensmitteln u. s. w. vorzunehmen sind, ein Geschäft, welches bei der Unzuverlässigkeit der Araber und dem nothwendigen Umstande, fast alle fehlende Bedürfnisse aus Malta beziehen zu müssen, sehr aufhältlich ist. Dagegen lobt Vogel die außerordentliche Thätigkeit und Gastfreundschaft des englischen Konsuls Herman und des Vicekonsuls Read, welche ihm außerordentlich behülflich waren, die Karawane auf drei bis vier Jahre mit allem Möglichen auszurüsten. Read war bekanntlich schon beim Abgange der Richardson'schen Expedition in Tripoli und verpflichtete sich schon damals die Begleiter derselben zum höchsten Danke. Die Kafla (Karawane) Dr. Vogel's bestand aus 34 Kamelen, wovon 15 sein Eigenthum, die übrigen gemiethet waren, und setzte sich am 16. Juni 1853 nach Murzuk in Marsch. Dr. Vogel hatte am Tage vor dem Abgange derselben den Unfall, durch einen Sturz mit dem Pferde sich den Fuß zu verletzen, so daß er fürs Erste zurückbleiben mußte; eben so erkrankte einer der beiden Pioniere dermaßen, daß er nach England zurückgeschickt werden mußte, Vogel hoffte aber bis Murzuk einen Ersatzmann nachgeschickt zu erhalten. Am 27. Juni eilte Dr. Vogel geheilt seiner Kafla nach, welche einstweilen unter dem Kommando von Friedrich Warrington, dem Sohne des früheren Konsuls in Tripoli, einem in der ganzen Berberei hochgeachteten Manne, sich bis Bencolid begeben hatte; von hier setzte Vogel den Weg auf Murzuk fort, wie wir denselben schon bei der Richardson'schen Expedition beschrieben haben. Unterwegs vereinigte er sich mit Hadgi Actsen, dem Bruder des Sultans von Bornu, der ihn unter seinen Schutz nahm und sicher bis an den Tschadsee zu bringen versprach. Am 5. August erreichte Vogel Murzuk. Er ist wahrscheinlich der erste Europäer, der diese beschwerliche Reise in der Mitte des Sommers machte und es muß für seine Freunde eine besondere Freude sein, daß seine Gesundheit trotz der furchtbaren Hitze — 92° bis 100° Fahrenheit im Schatten und 120° in der Sonne — durchaus nicht litt. Das Wasser war spärlich und stets schlecht gewesen; man hatte in funfzehn Tagen nur drei Quellen gefunden. Dr. Vogel hatte die Lage aller Orte, durch die er kam, astronomisch bestimmt, eben so ihre Höhe über dem Meere und beobachtete einige sehr interessante Phänomene. Die Karawane hatte unter Warrington's, der in Murzuk zurückblieb, umsichtiger Leitung nicht den mindesten Unfall erfahren und alle Instrumente waren in bestem Zustande. Für die Weiterreise war zum großen Glück der direkte und kürzeste Weg von Murzuk nach dem Tschadsee, nämlich die von Fezzan über den Tibbuort Bilma nach Bornu führende große Karawanenstraße, dem Verkehr wieder eröffnet, nachdem sie wenige Jahre zuvor durch Fehden der daselbst wohnenden Stämme so geschlossen gewesen war, daß als Richardson, Barth und Overweg sie 1851 einschlagen wollten, um ins Innere zu gelangen, keine arabische Karawane seit drei Jahren diesen Weg betreten hatte. So waren denn diese Reisenden, allerdings zum Vortheile der Wissenschaft genöthigt gewesen, gleich der geistlichen Mission in den

Jahren 1710 und 1711 die Route über Aghadez einzuschlagen; dagegen konnte Vogel, als er Mitte Oktober Murzuk verließ, den geraden Weg wiederum benutzen, dem auch Denham, Oudney und Clapperton in den Jahren 1823 und 1824 gefolgt waren. Die mittlerweile eingetretene Winterzeit milderte die Hitze in so weit, daß diese in den Mittagsstunden 30° R., in den Frühstunden 8° nicht überstieg. Aber mit dieser Kühlung waren furchtbare Sandstürme und heftige Windstöße eingetreten, die jede Spur vom Wegpfade so sehr verwischten, daß der Schwager des Sultans von Bornu, der zwei Tagemärsche zurückgeblieben war, seinen Weg während drei Tagen verlor und die Hauptkarawane hätte ohne die ausgezeichnete Landeskenntniß des Prinzen von Bornu wahrscheinlich dasselbe Schicksal getheilt. Das durchzogene Land bis zur Landschaft der Tiboo's (Tibbu's), 17 bis 20 Tagereisen nördlich vom Tschadsee, wird von Vogel als eine wüste, nur mit schwarzen Sandsteinblöcken bedeckte Sandebene in einer Ausdehnung von 600 englischen Meilen ohne die geringste Spur einer Vegetation geschildert. Seit Tegerry, dem südlichsten Ort in der Oase Fezzan, erblickte die Karawane in Schimotetsen, einem Ort unweit Bilma, nach funfzehn Tagereisen das erste Grashälmchen. Dennoch entging die Karawane allen größern Mühseligkeiten; es fehlte nicht an Wasser; die Quellen lagen nur ein oder zwei Tagemärsche aus einander und auch die räuberischen Tuareks wagten nicht, der imposanten und wohlbewaffneten Karawane sich zu nähern. Der Empfang im Lande der Tiboo's war, wie Vogel aus der Hauptstadt Aschenumma Ende November 1853 schreibt, sehr wohlwollend. Einige Geschenke, ihres seltenen Werthes wegen dort hochgeschätzt, sicherten ihm die Freundschaft des Stammes und der Sultan erbot sich sogar, durch Boten die Kommunikation zwischen Kuka und Murzuk zu vermitteln. Die Residenzstadt Aschenumma liegt an einem großen steilen Felsen, der fast wie der Königstein in Sachsen aussieht, aber in jeder Richtung durchwühlt ist. Er bildet den Zufluchtsort der Eingeborenen, wenn sie von den Tuareks heimgesucht werden. Ein solcher Angriff erfolgt fast alle zwei Jahre und wird dann von den Tuareks Alles mitgenommen, was transportable ist. Die Männer werden niedergemacht, die Frauen und Kinder in die Sklaverei geführt.

Nach den neuesten Nachrichten ist Dr. Vogel am 3. Januar 1854 in Yo oder Yeu, einem Handelsplatze an der großen Karawanenstraße von Fezzan nach Bornu, den wir schon früher kennen lernten, glücklich in Bornu angelangt. Die weiteren Details fehlen noch, doch weiß man, daß es nächst dem zärtlichen Schutze vorzüglich der äußerst geschickten Führung der Karawane zu danken ist, daß die so bedeutende Zahl von Menschen, Pferden und Kamelen mit der überaus reichen Ladung von Waaren, Instrumenten und kostbaren Geschenken fast ohne allen Verlust in Bornu anlangen konnte. Denn während die gewöhnlichen Karawanen durch den Mangel an Wasser und zureichenden Lebensmitteln großen Verlusten an Menschen und Vieh bei der Reise durch die Sahara ausgesetzt zu sein pflegen, so daß die ältere brittische Expedition an einem einzigen Brunnen im Tibbulande Skelette von Hunderten aus Mangel an Nahrung dort umgekommen vorfand, hatte die Karawane Vogel's auf demselben Wege nicht mehr als zwei gefallene Kamele. Noch war Vogel nach seinem Berichte nicht bis zu Bornu's Hauptstadt, dem vielgenannten Kuka, gedrungen, denn Yo, unfern des Westrandes des Tschadsees gelegen, ist noch ungefähr 10 geographische Meilen von Kuka entfernt. Daselbst hat seit Barth's Abreise durch eine Revolution ein Thronwechsel stattgefunden, der für Vogel leicht bedenklich werden konnte, da der bisherige Scheich für Barth und Overweg die wohlwollendste Fürsorge an den Tag gelegt hatte. Zum Glück ist aber auch der neue Regent, Abd-el-Rhaman, ein Bruder des vorigen, ein energischer und sehr intelligenter Mann, welcher der neuen Expedition bereits seinen Schutz und seine Hülfe in der zuvorkommendsten Weise zusagte. Vogel selbst befand sich nach diesen letzten Nachrichten körperlich wohl und seiner

Intelligenz und eifrigen Ausdauer hat die Wissenschaft schon jetzt zwei der wichtigsten Aufklärungen zu verdanken. Zunächst ist es die reiche Sammlung hypsometrischer und astronomischer Beobachtungen, welche mit denen Overwegs zusammengestellt zum ersten Male sichere Aufschlüsse über die Niveauverhältnisse der Sahara geben. Als Astronom von Beruf und Talent sind seine Angaben als völlig zuverlässig anzusehen und gaben Petermann die sichersten Unterlagen zu seinen Karten von Tripolitanien, Fezzan, der Sahara und einem Theil der Nigerländer. Noch wichtiger als die astronomischen Angaben erscheinen aber die hypsometrischen Beobachtungen, welche nun mehr authentisch die französische Angabe widerlegen, „daß die Sahara eine Tiefebene ist.“ Es steht fest, daß sie vielmehr den Charakter einer fast gleichförmigen Hochebene besitzt, innerhalb deren Bereich freilich zahlreiche Bergzüge und Berggipfel sogar von bedeutender Höhe aufsteigen. Sie ist also nicht im Entferntesten eine monotone Ebene, wie man früher glaubte, sondern es erheben sich selbst isolirte Tafelberge, Berggipfel und Gebirgszüge, namentlich im centralen (Tuat) und östlichen (Tibbu) Gebiete der Sahara bis 3 und 4000 Fuß über das mittelländische Meer. Die andere dankenswerthe Kunde, mit welcher Vogel die Geographie Central-Afrika's bereicherte, bestand in der ungesäumt von ihm vorgenommenen Messung der Erhöhung des Tschadsees über dem Meeresspiegel, welche Overweg nicht hatte vornehmen können, da die Instrumente ihm geraubt worden waren. Vogel fand die absolute Höhe des Sees zu 800 Fuß, während die angrenzende Wüste fast überall zu 1200 Fuß (Pariser?) ansteigt. Hieraus ergiebt sich, daß der Tschadsee und seine Umgebungen einer großen Senkung des Terrains von Central-Afrika angehört, ein Resultat, welches die widersprechendsten Hypothesen nunmehr berichtigt. Endlich bestätigt Dr. Vogel's Mittheilung das schon früher bekannte und mit den Karten von Nordafrika übereinstimmende Resultat, daß nämlich der Weg von Fezzan über Bilma nach Bornu der kürzeste ist, um aus den Mittelmeerländern in das Innere zu gelangen. Vogel hat zu der Reise von Murzuk bis an den Tschadsee nach Abzug der Rasttage etwas über zwei Monate Zeit bedurft, was auch mit der Dauer von Oudney's und Clapperton's Zug nach Youri vortrefflich übereinstimmt.

An eine Vereinigung Barth's mit Vogel, welche der erstere nach den neuesten Mittheilungen anstrebt, ist wie erwähnt nur unter dem glücklichen Umstande zu denken, daß es dem ersteren gelingt, die Grenze zwischen den Fellatahs und Bornu abermals ungefährdet zu überschreiten. Sicher ist, daß der neue Sultan von Bornu im Herbste 1853 ein Heer westwärts gegen Kano in Bewegung gesetzt, um diesen wichtigen Centralhandelsplatz der Fellatahs zu erobern. So ist die Vereinigung beider Forscher allerdings sehr erschwert worden und vielleicht unmöglich. Auch ist die Entfernung Beider zu groß von einander, als daß Vogel aufs Ungewisse das sichere Kuka verlassen sollte. Er wird nach dem beschwerlichen Zuge durch die Wüste vorläufig in Kuka verbleiben, schon um die ihm aufgetragenen wissenschaftlichen Zwecke mit Muße ausführen zu können. Das sicher erworbene Terrain von Bornu wird daher zunächst das Feld von Dr. Vogel's wissenschaftlichen Untersuchungen bleiben und seine fernere Thätigkeit sich dann auf diejenigen Länder erstrecken, welche nach den gerade obwaltenden Zeitverhältnissen zu erreichen sind.

4) Die Dampfboot-Expedition zur Erforschung des Niger und Tschadda ist endlich das neueste Unternehmen der englischen Regierung, auch von einer andern Seite den Schleier der terra incognita Central-Afrika's zu lüften. Der nächste Zweck dieser Expedition ist, mittelst eines eigen konstruirten flachen Dampfbootes von der Einmündung des Niger in den Guineabusen auf diesem Strome selbst so weit aufwärtszudringen, als dessen Tiefe und äußere Umstände es gestatten würden. Aehnliche Versuche haben, und zwar drei in den letzten zwanzig Jahren, schon stattgefunden und zwar geschah der erste und glücklichste durch Richard und John Lander, indem dieselben von der großen

Stadt Yaouri den ganzen untern Niger abwärts bis zum Meere befuhren. In Folge der hieraus erwachsenen Gewißheit über die Einmündung des Niger in den Guineabusen rüstete ein Liverpooler Handlungshaus im Jahre 1832 die erste Expedition aus, an deren Spitze M'Gregor Laird und der Arzt Oldfield standen, die aber außerdem noch von R. Lander, dem bis dahin einzigen europäischen Kenner des Stromes, und dem Schiffslieutenant Allen als Freiwilligen begleitet wurden. Sie hatte den Zweck, neue Handelsverbindungen längs dem untern Niger anzuknüpfen. Leider fand aber Lander seinen Tod, Laird ward durch Krankheit genöthigt umzukehren und nur Oldfield und Allen glückte es, trotz mannigfacher Hindernisse, worunter die geringe Tiefe des Stromes während der trocknen Jahreszeit und der Tod fast der ganzen weißen Schiffsmannschaft die wesentlichsten waren, bis über die Mündung des Tschadda oder des jetzigen Tschadda-Benuéstroms hinauszudringen; in diesem gestattete die geringe Wassertiefe ebenfalls nicht weiter als 104 englische Meilen aufwärtszugehen. Hier war es, wo den Reisenden die schon früher erwähnte Kunde von den Eingeborenen mitgetheilt wurde, daß man ununterbrochen zu Wasser bis in den Tschadsee fahren könne, eine Ermittelung, welche schon früher die Gebrüder Lander gemacht hatten. Die zweite Expedition auf dem Niger war im Jahre 1840 die bekannte überaus unglückliche unter den Kapitänen Trotter und Allen, welche gleichzeitig philantropische, wissenschaftliche und merkantilische Zwecke verfolgte. Doch kam diese Expedition wegen der während ihrer Dauer eingetretenen sehr traurigen Verhältnisse nicht einmal so weit als die vorige. Der deutsche Missionär Schön, der sie begleitete, erfuhr hierbei ebenfalls, daß man vom Einfluß des Tschadda in den Niger Bornu zu Wasser erreichen könne, ja zwei Eingeborene erboten sich, Schön's Boot dahin zu geleiten. Die dritte große Nigerfahrt unternahm im Jahre 1844 der durch seinen langen Aufenthalt in den tropischen Gegenden des Kontinents bekannte Kapitän Becroft. Leider sind über dessen Beobachtungen nur kurze Notizen bekannt geworden, aber er war so glücklich, fast ohne Verlust an Menschenleben über den Endpunkt der ersten Expedition hinaus bis zu den Klippen im Strome, unterhalb Boussa, wo Park sein Leben verloren hatte, vorzudringen. Gestützt auf diese Erfahrungen und Barth's Entdeckungen über den obern Lauf des Tschadda (s. dessen Exkursion nach Adamaua), konnte die brittische Regierung mit Grund hoffen, daß bei Anwendung der Schraube sich die wesentlichsten Uebelstände, welche die frühern Niger-Expeditionen gehindert und vorzugsweise zum Fehlschlagen gebracht hatten, beseitigen lassen würden und daß eine neue Unternehmung auf dem Wasserwege in das Innere von Afrika zu glücklichen Resultaten leiten dürfte. Vorzüglich verfocht seit vielen Jahren diese Ansicht der oben genannte M'Gregor Laird, der denn auch von der Regierung unterstützt diese neue Expedition ausrüstete. Er war unermüdlich in seinen Bestrebungen, einen vortheilhaften Handelsverkehr zwischen England und Central-Afrika herbeizuführen; gleichzeitig hofft man, hierdurch dem Sklavenhandel daselbst den Todesstoß zu geben; endlich soll der Zweck mit der Expedition verbunden werden, Barth nach Europa zurückzuführen, falls derselbe seinen Rückweg in südlicher Richtung nach dem untern Niger und der Guineaküste nehmen sollte. Es ist dies um so wahrscheinlicher, als sich Barth schon früher dahin äußerte, bei seiner Rückreise von Timbuktu den Weg über den untern Lauf des Benué-Tschadda über das höchste bedeutende Kororrofa und Adamaua zu nehmen, und das Flußgebiet, das er als die Eingangsstraße in das Herz Inner-Afrika's ansieht, vollends aufzuklären. Rechnet man hierzu die Möglichkeit, daß er von dem projektirten Unternehmen Nachricht erhalten habe, und die Schwierigkeit, aus dem Fellatahreiche, dem diese Länder angehören, nach Bornu zu gelangen, endlich die Rücksichten, welche ihm wegen seiner geschwächten Gesundheit eine baldige Rückkehr nach Europa wünschenswerth machen müssen, so läßt sich erwarten, daß bei einem günstigen Zusammenfallen der Zeittermine die Expedition zusammentrifft und dem

kühnen Reisenden nach Europa zurückbringt. Nach vielfachen Verzögerungen wegen der politischen Verwicklungen hat die brittische Regierung im letzten Marinebudget 5000 Pfd. St. zur Ausrüstung der Expedition ausgeworfen, welche Summe auch in beiden Häusern mit Stimmeneinhelligkeit genehmigt wurde, mit der Bedingung, daß das Unternehmen in einer Saison zu Ende geführt werde. Die Expedition hat, außer den kommerziellen Zwecken, ohne die nun einmal in England nichts bedeutendes Erdkundliches zu Stande kommt, speziell auch die Aufgabe, den Lauf des Tschadda zu bestimmen. Wie weit dies bei der geringen Tiefe dieses Stromes ausführbar ist, welche periodisch auf der untern Flußstrecke oft nur zwei bis drei Fuß beträgt, wird die Zeit lehren. Diese geringe Wassertiefe nöthigte Oldfield und Allen beinahe ihr Dampfschiff im Niger zurücklassen zu müssen, daher sie die Untersuchung des Tschadda in einem Boote ausführen mußten. Diese Umstände sind bei der Ausrüstung dieser neuen Expedition sämmtlich berücksichtigt worden, wie M'Gregor Laird der Berliner geographischen Gesellschaft mitgetheilt hat. Das für die Tschaddafahrt bestimmte Dampfschiff „Plejade" gehört M'Gregor Laird, der dafür von der brittischen Regierung entschädigt wird.

Die europäischen Theilnehmer der Expedition haben am 24. Mai 1854 England mit dem „Plejad" verlassen, um von Fernando del Po den 1. Juli aus dem Hauptarm des Niger in den Tschadda einzufahren. Um den obern flachen Theil des Stromes zu befahren, wird dieses Schiff von drei aus einander zu nehmenden, also transportabeln eisernen Booten, die 50 Fuß lang und jedes an 8 Fuß breit sind, begleitet. Diese haben zugleich den Zweck, die Bemannung sicher nach Fernando del Po zurückzuführen, falls ein Unfall das Dampfschiff treffen sollte. Die Mannschaft des Schiffs und der Boote wird nur aus Negern bestehen und zusammen 80 bis 90 Mann zählen. Das Dampfschiff, durch die Schraube getrieben, aber auch als Segelschooner zu gebrauchen, hat eine Geschwindigkeit von zehn Knoten erhalten und wird mit 25 bis 30 Tonnen Kohlenwerth (jeden Tag zu zwölf Stunden gerechnet) versehen sein, was hinreichen dürfte, dasselbe schnell genug zu dem schiffbaren Theile des Tschadda ohne den Aufenthalt, der früher beim Holzhauen zum Feuerungsmaterial so nachtheilig war, zu bringen. Vom 1. Juli rechnet Laird 75 Tage Ansteigen des Wassers in den dortigen Strömen und da die Admiralität nur eine Saison gestattet hat, wird man in dieser Zeit das Unternehmen wahrscheinlich zu Ende führen müssen. Die übrigen europäischen Theilnehmer der Expedition bestehen im ganzen nur aus 10 bis 12 Mann (die Admiralitätsoffiziere eingeschlossen), lauter Männer von Erziehung und wissenschaftlichen Kenntnissen, unter denen sich drei tüchtige Aerzte befinden. Mit der obersten Leitung der Expedition ist der als afrikanischer Reisender bekannte Konsul Becroft betraut; der Naturforscher Dr. Baikie wird die geologischen und naturgeschichtlichen Beobachtungen unternehmen. Einen wichtigen Zuwachs hat die Expedition auf Verwendung des Ritter Bunsen, der schon die früheren Expeditionen in wissenschaftlicher Beziehung so wesentlich protegirte, noch in der Person des Dr. Bleek aus Bonn, also abermals eines Deutschen, gewonnen. Derselbe ist der Sohn des Konsistorialraths und Professors gleichen Namens, und hat durch den Minister des Auswärtigen, Lord Clarendon, freie Ueberfahrt auf dem Dampfschiffe erhalten. Er hat die Absicht, mit der Expedition einen Eingang in das Innere zu versuchen und sich entweder mit Barth, oder falls dieser nach Europa zurückkehren sollte, mit Vogel am Tschadsee zu vereinigen. Sein Hauptaugenmerk werden die ethnographischen Verhältnisse jener Länder sein, was um so erfreulicher ist, da mit Ausnahme des deutschen Missionärs Schön (1840) kein europäischer Reisender die sprachlichen Verhältnisse der Völker am untern Niger zum Gegenstand von Untersuchungen gemacht hat.

Unter Verantwortlichkeit des Ergänzungsblätterverlags in Meißen. — Redakteur Dr. Fr. Steger.
Druck von A. G. Cato in Meißen.

Die neuesten Expeditionen zur Erforschung von Central-Afrika.

So geschehen also von drei Richtungen großartige Versuche, jene seit Jahrtausenden im Dunkel liegende Gegenden Central-Afrika's ans Tageslicht zu ziehen und eine Reihe der interessantesten Aufschlüsse steht zu erwarten. Was bis jetzt in dieser Richtung geschehen ist, hat A. Petermann in London jüngst in einem Werke eröffnet, das den Titel führt: An account of the progress of the expedition to Central-Afrika, performed by order of Her Majesty's Foreign Office under Mssr. Richardson, Barth, Overweg and Vogel in the years 1850—1853. Consisting of maps and illustrations with descriptive notes, constructed and compiled from official and private materiels by Augustus Petermann, F. G. R. L. etc. (London, 1854, bei Stanford, Gotha bei Justus Perthes.) Dieses Werk ist ein typographisch chromolythographisches Prachtwerk und in Riesenfolio mit drei Illustrationen und Karten geschmückt. Unter den letztern befindet sich die bereits früher in diesen Blättern erwähnte Karte in imposanter Größe und musterhafter klarer, wissenschaftlich gewissenhafter Ausführung. Die Titelillustration ist mit Landschafts- und Charakterbildern aus Central-Afrika, so wie mit den Bildnissen Richardson's, Barth's, Overweg's und Vogel's geschmückt. Die zweite Karte enthält die speziellen Resultate der Wegstrecke in Nord-Afrika bis über Ghat hinaus (der 24. Grad) und Tegerry (29 englische Meilen = 1 Zoll) mit besonderen Höhenprofilen. In demselben Verhältniß ist die große Hauptkarte ausgeführt worden. Der Bericht selbst giebt eine gedrängte Darstellung der Entstehung der Expedition und ihres Fortganges bis Oktober 1852, wie auch die von Dr. Vogel erzielten Resultate bis Oktober 1853.

Das allgemeine Ergebniß bis dahin (Barth's Reise nach Timbuktu also noch nicht eingerechnet) wird von Petermann folgendermaßen dargestellt: „Die beste und richtigste Idee von den bereits gewonnenen Resultaten der Expedition wird man sich aus der Vergleichung der jetzigen und der bisher vollkommensten und neuesten Karten, welche die Reise Denham's und Clapperton's darstellen, selbst bilden können. Zuerst stellt sich ein großer Theil Nordafrika's und der Sahara, niemals vorher von Europäern betreten, als zum ersten Male gründlich durchforscht dar. Die Entdeckungen im Lande der Tuareks, besonders des Königreichs Aïr (Asben) bilden eine bedeutende Bereicherung unserer geographischen Kenntniß Afrika's. Doch die großen Hauptergebnisse liegen innerhalb Sudans in der ungeheuern Ausdehnung zwischen Guber und Mariadi im Westen und Darfur (Dar-For) im Osten vom 15° bis zum 5° des Aequators. Die wichtigen Entdeckungen Denhams und Clapperton's beschränkten sich bisher auf Gegenden, die größtentheils schon bekannt und mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit auf der Karte fixirt waren, da man durch Araber, Römer und Aegypter Kunde von ihnen hatte. Dagegen stellten die Gegenden über die von Denham, Clapperton und Lander erreichten Punkte hinaus eine große weiße Fläche dar, höchstens daß man einige oberflächliche Gerüchte, z. B. von einem Lande Adamaua gehört hatte. Außer Mandara war kein heidnisches Land im Süden des Tschadsees von einem Europäer besucht worden und das Verdienst zuerst in diese bisher ganz unbekannten Gegenden als Pioniere der Civilisation vorgedrungen zu sein gebührt ausschließlich Barth und Overweg. Die wirkliche Ausdehnung ihrer Reisen ergiebt sich aus den vorliegenden Karten so: Reisen in Nord-Afrika 1400 englische Meilen dargestellt in den drei Sektionen der Karte, 530 nicht gezeichnet, 3050 in Central-Afrika (gezeichnet), 820, die noch außerhalb des Bereichs der großen Karte fallen, zusammen 5800 englische Meilen, ohne die bedeutenden Touren und Entdeckungen, die seitdem dazu kamen. Galton legte in Südafrika

1280 englische Meilen, die geradlinige Ausdehnung Afrika's von Tripoli bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung ist blos 4080 englische Meilen. Doch die lineale Ausdehnung ist kein wissenschaftlicher Maßstab. Es ist der Werth und die Wichtigkeit ihrer astronomischen, hypsometrischen und geologischen Beobachtungen, der Umfang ihrer historischen, philologischen und ethnologischen Forschungen, welche nach unserer festen Ueberzeugung eine neue Epoche in der Geographie Nord- und Central-Afrika's bilden werden. Und wenn die Schiffbarkeit des von Barth entdeckten Flusses, wie man annimmt, sich bewährt, wird sich auch über das tropische Afrika mit seiner Sklaverei und Barbarei die Periode einer schönern Zukunft aufthun, die Zeit des Christenthums, der Civilisation, der Industrie und des Handels. Die Ergebnisse eines langen Verkehrs unserer Reisenden mit den Hauptvölkern dieses Thales von Afrika, den Tuareks, den Fellatahs, den Bornuesen und vielen heidnischen Stämmen werden den Staatsmann und Philantropen in den Stand setzen, sich zu überzeugen, von wo, wie und womit die Einführung Afrika's in die erdumgürtende Civilisation der jetzigen Zeit am sichersten erzielt werde."

Sulpilz Boisserée. Die Familie Boisserée ist ein aus dem schönen lütticher Lande nach Köln verpflanzter Zweig. Der Großvater des Mannes, dessen Gedächtniß diese Zeilen feiern, war ein angesehener Beamter im Zoll- und Steuerfache, anfangs zu Hui, später zu Stockem bei Maestricht. In zweiter Ehe mit Maria de Tongre aus Lüttich vermählt, wurde ihm zu Stockem im Jahre 1736 ein Sohn, Nikolas, geboren, welcher nicht allein eine Kölner Tochter, aus dem geachteten Hause der Brentano, zur Frau nahm, sondern nachmals auch selbst nach Köln übersiedelte. Die Veranlassung dazu gab ein reicher, kinderloser Oheim: Nikolas de Tongre. Er ließ den Neffen an seinem Handelsgeschäfte Theil nehmen und setzte ihn nach seinem Tode zum Haupterben ein. Eine vom Himmel reich gesegnete Ehe verlieh bald dem neuen Kölner Geschlechte einen sicheren Bestand und ansehnlichen Umfang. Von elf Geschwistern, unter welchen zehn ein höheres Alter erreichten, der Zweitjüngste, wurde Sulpiz am 3. August 1783 in dem noch gegenwärtig der Familie angehörigen und von J. A. Böcker bewohnten Hause auf dem Blaubach geboren. Bei dem frühzeitigen Tode beider Eltern leitete die Großmutter, Frau Brentano, die erste Erziehung der reichen Kinderschaar, und unter ihrer sorgsam-liebevollen Pflege entwickelte sich auch Sulpiz' Jugend, bis er nach Vollendung des funfzehnten Jahres (1798) die Vaterstadt verließ, um sich in dem weltstädtischen Hamburg auf den ihm bestimmten Lebensberuf, den Kaufmannsstand, vorzubereiten. Ein glücklicher Stern, welcher überhaupt Boisserée's Jugendentwicklung erleuchtete und seine Bildung harmonisch, frei und gediegen sich vollenden ließ, führte hier den aufgeweckten, für geistiges Leben reich empfänglichen Jüngling in einen größeren Kreis älterer, begabter Männer, die Zierden der damaligen Hamburger Gesellschaft, und ließ ihn unter ihrer freundschaftlichen Leitung, vor jedem Irrpfade bewahrt, zuerst die hervorragendsten literarischen und poetischen Erscheinungen der Zeit erkennen. Die größten Anregungen und die wirksamste Belehrung empfing Boisserée durch den berühmten Buchhändler Perthes, mit welchem er seit dem Hamburger Aufenthalte in dem engsten und freundlichsten Verkehre blieb. Unter diesen Verhältnissen war es wohl begreiflich, daß der ihm vorgesteckte Beruf nicht im Stande war, seine Seele ganz zu erfüllen, und der Wunsch immer mächtiger emporstieg, den bisher nur in den Mußestunden betriebenen idealen Studien ungehindert und ausschließlich sich widmen zu dürfen. Blieb es auch vorläufig bei dem bloßen Wunsche, so hatte doch diese geheime Vorliebe, je weniger sie sich nach außen offenbaren durfte, den Einfluß, daß sie den Sinn des Jünglings ernster bildete und seine Thatkraft stählte. Nur zwei Jahre währte die Entfernung von der Vaterstadt; das Hamburger Haus, in welchem Boisserée gearbeitet hatte, sank und dies zwang ihn im September 1800 zur Rückkehr nach Köln. Ob zwar es hier an einem ähnlichen Kreise, wie er den Hamburger Aufenthalt

des jungen Boisserée verschönert und gehoben hatte, vollkommen gebrach und auch die öffentlichen Zustände, in der Deutschland entrissenen Stadt keineswegs auf ein jugendliches, patriotisches Gemüth erhebend wirken konnten, so blieb doch Boisserée seinen Neigungen treu, pflegte die in Hamburg empfangenen Anregungen und benutzte des edlen Perthes Freundschaft, der für eine sorgfältig gewählte passende Lektüre sorgte und es an Büchern niemals mangeln ließ, um seinen Anschauungskreis zu erweitern, seine Studien weiter zu führen. Entscheidend für Boisserée's Berufswahl und Lebensrichtung wurde die bald nach der Rückkehr von Hamburg angeknüpfte Bekanntschaft mit Bertram. Bertram, eben von Würzburg und Erlangen zurückgekehrt, wo er die Rechte studirte, nebenbei aber emsig philosophische Studien getrieben hatte, fühlte sich in dem damals verödeten Köln nicht weniger verlassen, als der um mehrere Jahre jüngere Boisserée, gleich diesem aber auch idealen Anschauungen zugethan und von den literarischen Bestrebungen der Zeit auf das innigste angezogen. Die zufällig geschlossene Bekanntschaft verwandelte sich bald in einen unzertrennlichen bis an Bertram's Tod (1841) reichenden Freundesbund. Es fand Boisserée an dem erfahrenen Freunde nicht allein einen regen Studiengenossen; auch die bis dahin im Verborgenen gehegten unbestimmten Wünsche, den kaufmännischen Beruf mit einem entsprechenderen zu vertauschen, erhielten durch Bertram einen bestimmteren Ausdruck. Bertram sprach vom Universitätsleben mit so viel Wärme und Begeisterung, daß Boisserée ganz davon eingenommen wurde und die feurigste Sehnsucht empfand, dasselbe kennen zu lernen. Zunächst verlangte jedoch sein geschwächter Gesundheits-Zustand alle Sorge. Zur Heilung waren die Aachener Bäder vorgeschlagen worden. Auch hier hatte Boisserée das Glück in einem Kreise älterer ausgezeichneter Männer die freundlichste Aufnahme zu finden und in frischem, lebendigem Verkehre seine Bildung zu fördern. Während das Haus des Präfektur-Rathes Jakobi für persönliche Anregungen sorgte, brachte der eifrig unterhaltene Briefwechsel mit Bertram die geheimeren Neigungen zur Sprache und den Entschluß einer wissenschaftlichen Laufbahn zur Reife. Noch bei seiner Rückkehr nach Köln hegte zwar Boisserée manchen Zweifel, ob es nicht zum Eintritte in einen neuen Beruf zu spät geworden sei. Diese wurden durch Bertram's treu gemeinte Versicherung, bei der Bildung und den Vorkenntnissen, welche Boisserée sich erworben, sei nichts versäumt, zerstreut. Auch die Großmutter und der Vormund, welche nun von dem Plane in Kenntniß gesetzt wurden, zeigten sich willig; auf Michaelis 1803 wurde der Abgang nach Jena festgestellt, in der Zwischenzeit im Gartenhause eine stille Studirstube eingeräumt, die alten klassischen Schriftsteller und die neueren philosophischen Systeme mit rüstigem Eifer gelesen. In Boisserée's, durch die Anschauungen der Kölner Bau-Denkmale genährter künstlerischer Anlage, in der Richtung der Zeit und in Bertram's eigenen Neigungen war es begründet, daß die ästhetischen Studien in den Vordergrund traten. Durch Göthe, Forster, Tieck, Schlegel u. A. hatte der Kunstsinn des deutschen Volkes nicht allein mannigfache Anregungen, sondern, besonders durch die letztgenannten Schriftsteller, eine förmliche Umwandlung erfahren; in geschmackvoller Darstellung wurden die neuen Ideen in Umlauf gesetzt, die Summe der ästhetischen Anschauungen bereichert, nach einer tieferen, auch dem Gemüthe zusagenden Begründung derselben gesucht. Der Hamburger Kreis, in welchem sich Boisserée früher bewegt hatte, war von den literarischen Kämpfen, welche die romantische Schule in das Leben einführten, unberührt geblieben, hier galt die Verehrung und Anerkennung noch ausschließlich den älteren deutschen Dichtern. Erst durch Bertram, einen eifrigen Verehrer Schlegel's, wurde Boisserée zur Theilnahme an den neueren Bestrebungen bewogen; die in Hamburg empfangenen Eindrücke ließen ihn anfangs die Anschauungen des Freundes bekämpfen, die eigene, dem Schönen zugewandte Stimmung, das lebendige Kunstgefühl nach kurzem Kampfe den neuen Lehren eifrig sich anschließen. So wurden diese Jahre (1800 bis 1803) für die allseitige

Erkenntniß der Kunst fruchtbar gemacht. Die Freunde, welchen sich bald auch der jüngere Bruder (Melchior Boisserée, geboren den 23. April 1786) anschloß, studirten mit Eifer die ästhetischen Hauptschriften, verfolgten theilnehmend die Bestrebungen der Weimarer Kunstfreunde, machten Bekanntschaft mit dem Kölner Maler Hoffmann, welcher bei einer Preisbewerbung in Weimar den Sieg davon getragen hatte, suchten in Düsseldorf Cornelius auf, welcher gleichfalls auf der Weimarer Ausstellung mit Ehren den Wettkampf bestanden hatte; Sulpiz selbst gewann auf einer Reise nach Antwerpen, wo der jüngere Bruder Melchior sich aufhielt, die Gelegenheit, die wichtigsten Denkmale mittelalterlicher Baukunst in Belgien zu schauen und auf diese Weise seine Kenntnisse praktisch zu erweitern, die Neigung zur alten Kirchen-Baukunst durch die tägliche Anschauung des Kölner Domes geweckt, zu stärken. Bald genügte dies Alles nicht mehr seinem Kunsteifer. Die öffentlichen Blätter berichteten damals täglich von den zahllosen Kunstschätzen, welche die Siege des ersten Konsuls in Paris angehäuft; Reisende und Reisebücher erzählten mit Begeisterung von den Meisterwerken, mit welchen der Louvre-Palast angefüllt war, und welche nun erst den weitesten Kreisen zugänglich wurden. Die jungen Kölner Kunstfreunde begriffen, daß sie in Paris die beste, die einzige Gelegenheit fänden, ihre Kenntnisse rasch und gründlich zu vervollständigen, das Bild einer Pariser Reise drängte sich immer verlockender vor ihre Seele.

Heimlich, weil die Zustimmung der Vorgesetzten nicht ganz sicher war, reisten die drei Freunde im Herbst 1803 nach Paris, angezogen durch die dortigen Kunstschätze. Mit der Rückkehr beginnt jene werkthätige Wirksamkeit für die Erhaltung der heimischen Kunstwerke und für die Wiederbelebung der mittelalterlichen Architektur, deren redendste Denkmäler die Boisserée'sche Sammlung und das große Werk über den Kölner Dom sind. Wir, die wir die Resultate dieser Thätigkeit ohne Mühe genießen, ahnen nicht, mit welchen Schwierigkeiten die Brüder zu kämpfen hatten. 1804 wurde der erste Grund zu der Sammlung gelegt, etwas später das Werk über den Dom begonnen. Mit der Sammlung zogen die Brüder nach Heidelberg, neun Jahre später nach Stuttgart, wo Sulpiz ein zartes Band knüpfte, welchem eine sechsundzwanzigjährige Ehe voll des innigsten Glücks folgte. Ihrer Sammlung folgten die Brüder, als König Ludwig sie ankaufte, nach München. Boisserée's gastliches Haus gestaltete sich bald zum angenehmsten Mittelpunkte der geselligen Welt. Die liebenswürdige Persönlichkeit der Wirthe hielt jeden alten Freund fest und zog zahllose neue an. Fanden die älteren Künstler, die Meister in Boisserée den theilnehmenden Freund, so besaßen die jüngeren anstrebenden Kräfte an ihm einen treu meinenden Rathgeber und aufopfernden Beschützer. Ein wahrer Familienbund wurde mit Schwanthaler geschlossen, mit Cornelius die Jugendfreundschaft erneuert, Alles, was München an hervorragenden Persönlichkeiten und tüchtigen Kräften besaß, in den Freundeskreis gezogen. Es läßt sich die Verehrung, welche Boisserée in den weitesten Kreisen genoß, freilich nicht so dokumentiren, wie die Anerkennung, welche ihm in der gelehrten Welt, vom französischen Institut und der römischen Akademie St. Luca, von deutschen und nichtdeutschen Akademieen zu Theil wurde; ihre Größe konnte man aber an der Trauer abmessen, welche in München herrschte, als er der Stadt nach achtzehnjährigem Aufenthalte Lebewohl sagte. Hierzu bestimmten ihn Gesundheits-Rücksichten. Schon im Jahre 1836 mußte er München für einige Zeit verlassen und das ihm erst kürzlich verliehene Amt eines General-Konservators der mittelalterlichen Denkmäler niederlegen, um unter einem milderen Himmel Erholung zu suchen. Er ging nach den Hyères, von da nach München zurück. Doch zeigte sich bald die münchener Luft seinem Befinden wieder ungünstig. So kam allmälig der Gedanke zur Rückkehr nach dem Rheine zur Reife. Hierher zogen ihn Familienbande, Jugend-Erinnerungen, und seit dem Jahre 1840 mit besonderer Macht der Kölner Dom. Also wurde doch der

Traum seiner Jugend verwirklicht, das Ideal seiner Wirksamkeit erfüllt. Was aber Boisserée's Freude besonders erhöhte, war, daß das Werk den Meisterhänden des enge befreundeten Zwirner anvertraut wurde. Dieses gab ihm, wie Allen, die freudige Zuversicht auf das Gelingen und die Vollendung. Auch ein anderer Lieblingstraum seiner Jugend sollte durch befreundete Kräfte erfüllt werden. Der Apollinarisberg war seit 1836 in den Besitz des kunstsinnigen Grafen Fürstenberg übergegangen, welcher rasch und mit großartigen Mitteln in das Leben setzte, wohin die Wünsche der früheren Besitzer längst gezielt hatten: den Neubau einer Kirche. Im Frühlinge des Jahres 1845 ließen sich Sulpiz und Melchior Boisserée (Freund Bertram, der unzertrennliche, war doch von ihnen geschieden — durch den Tod) wieder heimisch in der alten Heimath nieder. Sie wählten zum Wohnorte das gesund gelegene, an wissenschaftlichem Verkehre reiche Bonn. Die größere literarische Thätigkeit hatte Boisserée mit der Herausgabe der Denkmale der Baukunst am Niederrheine (1833) abgeschlossen. Noch in München veröffentlichte er die anregende Abhandlung über den h. Gral und eine zweite über die Dalmatica Kaiser Karls des Großen. Der Gegenstand, welcher ihn in den letzten Jahren vorzugsweise beschäftigte, war natürlich der Kölner Dom, über welchen das Domblatt, die Jahrb. d. G. rh. A. u. s. w. zahlreiche Aufsätze brachten. Unvollendet hinterließ er die erst 1853 begonnenen Aufzeichnungen aus dem eigenen Leben und das Urkundenbuch zur deutschen Baugeschichte. — Neun Jahre hatte ihn Bonn unter seinen Mitbürgern gezählt. Welche Liebe und Verehrung ihm hier wie überall entgegenkam, bedarf keiner Schilderung. Eine sich steigernde Kränklichkeit ließ den drohenden Verlust schon länger fürchten, und dennoch, als der Tag kam, traf der Verlust unvorbereitet und plötzlich. Der Todestag war der 2. Mai 1854.

Die englischen Garden. Der gegenwärtige Bestand der englischen Garde ist: drei Regimenter Reiterei und drei Regimenter Fußvolk. Die Reiterei wird gebildet von den zwei Regimentern der Leibgarde (Life Guards) und dem Regiment der Garde zu Pferde (Horse Guards), welches letztere unter dem Namen der Orforder Blauen oder der Blauen kurzweg am bekanntesten ist. Das Fußvolk besteht aus dem ersten oder Grenadier-Garderegiment, dem Coldstream-Regiment und den schottischen Füsilieren. Das erstere zählt drei, die beiden andern je zwei Bataillone; jedes Reiterregiment hat drei Schwadronen (troops), die jede in zwei Kompagnien getheilt sind. Außerdem giebt es noch sieben Regimenter Dragoon-Guards, die aber nicht zu den Garden gehören. Man bezeichnet mit diesem Namen die schwere Linienreiterei, zum Unterschiede von den siebenzehn Regimentern leichter Reiter (Light-Dragoons oder kurzweg Dragoons), die theils Husaren, theils Lanzenreiter, theils Dragoner sind.

Die englischen Garden haben mit der alten Napoleonischen Garde keine Aehnlichkeit, sind freilich ausgesuchte Leute, aber keine erprobte Veteranen. Man hält sie mehr in der Art der preußischen und russischen Garden, das heißt man nimmt bei der Auswahl der Mannschaft vorzugsweise auf Größe und Schönheit des Körpers Rücksicht. Die Offiziere gehören durchgängig den ersten Familien des Landes an. Mannschaften und Offiziere werden besser bezahlt, als in der Linie, und die letztern haben einen um zwei Grade höhern Rang. Endlich ist auch die Kleidung und Rüstung ohne Vergleich glänzender und namentlich sind die großen schwarzen Pferde der Reiter prachtvolle Thiere. Wenn somit allerdings die englischen Garden auch in Beziehung auf ihre Haltung im Frieden und im Dienst vor dem Feinde sich besonders auszeichnen, so ist nicht der längere Dienst oder die besondere Mannszucht, sondern der in diesen schönen Regimentern herkömmliche Sinn und ihre höhere Selbstachtung die Ursache. Die Mannschaft wird wie für das ganze Heer angeworben, die Offiziere kaufen ihre Stellen. Gelegentlich sei dabei bemerkt, daß der Gebrauch, die Offiziersstellen als ein verkäufliches Eigenthum zu behandeln, im englischen Heer alt ist. Schon gegen das

Ende des siebenzehnten Jahrhunderts finden sich Spuren davon, die erste amtliche Regelung des Preises datirt jedoch vom Jahre 1720. Im Anfange kauften in der berittenen Garde auch die gemeinen Soldaten ihre Stellen. Der Preis scheint kein fester gewesen zu sein, doch findet sich in den Musterrollen die Summe von 105 Pfd. 13 Sh. 6 D. am häufigsten eingetragen. 1821 wurden die Kaufsummen für die Offiziersstellen in der englischen Garde zum letzten Male festgestellt, und es betragen dieselben jetzt:

	Life Guards.	Horse Guards.	Garde zu Fuß.
Obristlieutenant	7250 Pfd. St.	7250 Pfd. St.	9000 Pfd. St.
Major	5350 „ „	5350 „ „	8300 „ „
Hauptmann od. Rittmeister	3500 „ „	3500 „ „	4800 „ „
Lieutenant	1785 „ „	1600 „ „	2050 „ „
Fähnrich	1200 „ „	1200 „ „	1200 „ „

Die Geschichte der Garderegimenter reicht bei allen, so verschiedenen Ursprung sie auch haben, nur bis in das siebenzehnte Jahrhundert zurück. Die mehr oder weniger zahlreichen Leibwachen, welche die englischen Könige von je hatten, sind ältere Schöpfungen, der Stamm der jetzigen Regimenter sind weder die alten Bogenschützen, noch die Speere, noch die Yeomen of the Guard. Die Bogenschützen leben fort in den jetzigen Hellebardirern, die amtlich als Gentlemen Pensioners bezeichnet werden, im Volksmund aber gewöhnlich beef eaters heißen. Der Ursprung der jetzigen Household-Troops ist ein anderer und zwar folgender. Die beiden Regimenter der Life-Guards entstanden aus jener Leibwache von achtzig Berittenen, welche Karl II. noch in der Verbannung im Jahre 1660 aus seinen mit ihm geflüchteten Getreuen bildete, um gegen etwaige Mordanfälle der Republikaner gesichert zu sein. Nach der Restauration wurde die Zahl sehr vermehrt, und es traten eine Menge von Aenderungen ein, bis man endlich 1788 die Reiter in zwei Regimenter vereinigte, welche den Vorrang vor allen andern Truppen haben sollten. Sie haben sowohl in den Bürgerkriegen als gegen äußere Feinde mannigfache Verwendung gefunden. Sie fochten unter Wilhelm III. in den Niederlanden und in Irland, waren bei dem Feldzug von 1741, in dem sie sich in der Schlacht von Fontenoy sehr auszeichneten, kämpften 1743 bei Dettingen, später unter Wellington in Spanien und endlich bei Waterloo. Die Horse-Guards sind eine Schöpfung Oliver Cromwell's, der sie zu seiner Leibwache machte. Nachdem sie nach dem Tode des Protektors die Wache des Parlaments gebildet hatten, wurden sie von Karl II. nach der Restauration zum Schein aufgelöst, allein alsbald wieder in Dienst genommen, stark vermehrt und der Garde zugetheilt. Sie haben fast ganz dieselbe Dienstgeschichte, wie die Leibgarde, mit welcher sie in der Regel gemeinschaftlich verwendet werden.

Das erste Garderegiment zu Fuß entstand, als der Herzog von York, der später als Jakob II. den englischen Thron bestieg, nach dem Frieden zwischen Cromwell und Frankreich sich im Jahre 1655 an die Spanier anschloß und mit sechs Regimentern englischer Ausgewanderter in die Dienste derselben trat. Eines dieser Regimenter führte den Namen des königlichen Garderegiments, wurde aber 1658 in der Schlacht von Dünkirchen beinahe ganz aufgerieben. Als Karl II. nach England zurückgekehrt war, sammelte er die Reste, vermehrte sie und verschmolz sie im Jahre 1662 mit dem Regiment „König", so daß das Regiment nun vierundzwanzig Kompagnien zählte. Der König gab diesem Regiment den ersten Rang in dem Fußvolk der Garde, obgleich das Regiment Coldstream bereits früher zur Garde erklärt worden war. Es erhielt diesen Vorzug, weil es royalistischen, jenes andere Regiment aber republikanischen Ursprungs war. Die Dienstgeschichte des Regiments ist eine außerordentlich reiche. In allen bedeutenden Kriegen der Engländer wurden Abtheilungen der Garde zu Fuß verwendet und in der Regel mit Bataillonen der beiden andern Regimenter zu einer Gardebrigade vereinigt. Diese

Gardebrigade focht unter Wilhelm III., unter Malborough, unter Georg II., bei der Vertheidigung von Gibraltar, im amerikanischen Unabhängigkeitskrieg, in Aegypten, in Spanien unter Wellington, bei Waterloo. In der letztern Schlacht bildeten fünf Bataillone Garde jene eigene Division, welche den letzten Angriff der französischen Garden zurückschlug. Um die Leute gegen die verderblichen Wirkungen des schweren Artilleriefeuers zu schützen, welches das Vorrücken Erlon's mit der französischen Garde begleitete, zog Wellington sie einige Klafter von der Krone des Hügels, auf dem sie Stellung genommen hatten, zurück und ließ sie auf der andern Seite des Abhangs eine liegende Stellung annehmen. Mit der größten Besonnenheit erwartete er den Moment, wo die erste aus sechs Grenadierbataillonen bestehende Kolonne bis auf einige Klafter von dem obersten Hügelrücken angekommen war; dann rief er mit lauter Stimme: „Auf, Garden, und drauf!" Im Nu standen die brittischen Garden, vier Mann hoch formirt, auf dem Kamme des Hügels und warfen ihre Gegner mit einem niederschmetternden Gewehrfeuer zurück. Dieses: „Up, Guards, and at them!" ist historisch, das französische: La Garde meurt, mais elle ne se rend pas, hat die Geschichte bei näherer Prüfung zu den Fabeln weisen müssen. Wegen seiner bei Waterloo bewiesenen Tapferkeit hat das erste Regiment den Namen der Grenadiergarde erhalten.

Das zweite Garderegiment zu Fuß heißt Coldstream-Garde. In dem großen Bürgerkriege hatte es Monck zum Anführer und focht unter Cromwell in Schottland. Es lag als Besatzung in dem kleinen Orte Coldstream an der schottischen Grenze, als Monck seinen Zug nach London machte, um Karl II. auf den Thron zu setzen. Mit Monck nach London gezogen, schlugen die Coldstreamer, wie sie von nun an genannt wurden, einen republikanischen Aufstand nieder, legten dann auf dem Tower-Hügel die Waffen zum Zeichen ihrer völligen Unterwerfung nieder und erhielten sie von dem neu eingesetzten König zurück, um fortan als Leibwache zu dienen. Der Ursprung der schottischen Füsiliergarde ist der einzige, über den sich nicht Gewißheit sprechen läßt. Sie scheint ursprünglich ein Linienregiment, das auf dem Festlande diente, gewesen zu sein, und wird zuerst im Jahre 1686 erwähnt. Von 1697 bis 1707 stand sie in Edinburg und wurde aus schottischen Geldern bezahlt. Bei der Vereinigung Englands und Schottlands wurde sie der brittischen Garde beigefügt. Die Kriegsdienste der Füsiliere und der Coldstreamer sind im wesentlichen die der Grenadiergarde, so daß eine besondere Erwähnung überflüssig ist.

Die äußere Erscheinung der englischen Garden scheint zu allen Zeiten sehr glänzend gewesen zu sein, und zwar je mehr, je höher in der Zeit hinauf, so daß sie, so schön ausgestattet sie auch jetzt sein mögen, doch gegen ihre Vorgänger nur einfach aussehen. Unter Jakob II. wird z. B. die Leibgarde zu Pferd folgendermaßen geschildert: Die Soldaten trugen runde Hüte mit breiten Krämpen, welche mit herabwallenden weißen Federn bedeckt waren; rothe Röcke, reich mit Gold besetzt; weite geschlitzte Aermel mit einer von der Schulter zum Handgelenk laufenden Goldtresse; breite weite Halskrägen; Scharlachschärpen; Sammetbandeliere mit Gold und Silber; breite Spitzenmanschetten; Stiefeln aus Glanzleder bis zum halben Schenkel; Kürasse. Die Uniform der Offiziere war ähnlich, nur noch weit reicher. Die Offiziere des ersten Regiments zu Fuß trugen Röcke von Goldstoff, rothem Sammet mit Gold- oder Silberstickerei, oder rothem Tuch; die Schärpen waren Gold und Silber oder rothe Seide; die Hüte trugen weiße Federn; die Halskrägen waren nach dem Grad verschieden. Die Soldaten hatten rothe Röcke, blaue Unterkleider und Strümpfe; die Piken waren sechszehn Fuß lang mit dreiseitiger Stahlspitze, die guten Schwerter in breiter Lederkuppel. Aehnlich die beiden anderen Regimenter. Vergl.: The Guards, or the Household Troops of England, by Capt. Rafter, London, 1853.

Don Baldomero Espartero. Zu Anfang des Jahres 1816 wimmelte das von Napoleon befreite Spanien von müßigen Soldaten; diese aus allen Ständen improvisirten und durch einen fünfjährigen Krieg abgehärteten Soldaten konnten sich nicht in den Frieden schicken; zum Glück für sie setzten die südamerikanischen Kolonien, nachdem sie für Ferdinand gegen Napoleon aufgestanden, ihren Aufstand aus Gewohnheit oder Geschmack an der Sache gegen Ferdinand fort und Spanien fand hier einen Ausweg für den gährenden Theil seiner Bevölkerung. Eine Expedition nach Chili wurde vorbereitet, der General Don Pablo Morillo, der sie befehligen sollte, sah eines Morgens einen jungen Unterlieutenant bei sich eintreten, der ihn lebhaft um die Erlaubniß bat, an dem Unternehmen Theil nehmen zu dürfen; sein Aeußeres gefiel dem General, der sogleich auf seine Bitte einging, und dieser junge Mann war ein Seminarist, den die französische Invasion zum Soldaten gemacht hatte — es war Espartero.

Im Jahre 1793 in Granatula, einem kleinen Dorfe der Provinz La Mancha geboren, war Baldomero Espartero das neunte Kind einer armen Familie; sein Vater war ein Zimmermann. Als Kind zeigte er eine zu schwächliche Körperbeschaffenheit, um an den harten Arbeiten seines Vaters Theil nehmen zu können, und so bestimmte man ihn frühe schon für den geistlichen Stand und schickte ihn in die Schule. Sein ältester Bruder Manuel Espartero, Pfarrer in einer benachbarten Stadt, bestritt die Kosten seiner Erziehung und brachte ihn bald in einem Seminar unter. Man kennt die patriotische Glut mit der Spanien sich bei der Nachricht von dem Attentat von Bayonne erhob, man weiß wie auch Napoleon an Spanien zum Lügenpropheten wurde und seinen Irrthum schwer büßte. Auf das erste Kriegszeichen warf der sechszehnjährige Baldomero seinen Chorrock weg, nahm eine Muskete und trat in ein aus jungen Theologen gebildetes Bataillon, das el sagrado, das heilige hieß. Nach einem kurzen Feldzug erhielt der junge Soldat, welcher seinen neuen Stand lieb gewonnen hatte, durch die Vermittelung einer angesehenen Familie, deren Kaplan sein Bruder geworden war, die Begünstigung in die damals auf der Insel Leon errichtete Militärschule eintreten zu dürfen. Dreiundzwanzig Jahre alt verließ er diese wieder mit den Epauletten eines Unterlieutenants geschmückt, und in diesem Augenblicke war es, wo er, getrieben von dem Wunsche, seinen Degen, so wie die allen nach Amerika gehenden Offizieren gewährte Gunst des Vorrückens um einen Grad zu benutzen, seine Dienste dem General Morillo anbot, der ihn während der Ueberfahrt zu seinem Sekretär machte, d. h. in seinen Stab aufnahm.

Während der acht Jahre, die der Krieg in Peru dauerte, errang Espartero, dessen Tapferkeit nie in Frage gestellt werden konnte, alle seine Grade mit der Spitze des Degens. Gleich anfangs fand er sich dem schrecklichen La Madrid gegenüber, einem jener gefürchteten Bandenführer, die am meisten dazu beitrugen, die Unabhängigkeit der aufgestandenen Kolonien zu begründen. Im Jahre 1817 in dem Gefechte von Cochabamba, in dem Herzen des obern Peru's, welches heute Bolivia heißt, erhielt der mit drei Wunden bedeckte Espartero das Kommando eines Bataillons, welches er mit seltener Unerschrockenheit zum Sturm gegen eine Redoute geführt hatte; einige Tage später wurde er auf dem Schlachtfelde von Sapachui zum Obristlieutenant befördert; im Jahre 1818 errang er mit seinem Regiment einen bedeutenden Vortheil über die Insurgenten von Rueto in den Ebenen von Mayocoyo; im Jahre 1822 zum Obersten ernannt, nahm er thätigen Antheil an allen Militäroperationen, besonders an dem Gefechte bei Torata und erhielt abermals zwei Wunden. Man weiß wie dieser amerikanische Krieg endigte, wie der im Jahre 1824 durch den Insurgentengeneral Sucre erfochtene Sieg und die unglückliche Kapitulation von Ayacucho ihm ein Ziel setzten und die spanische Oberherrschaft auf dem Festland von Amerika für immer vernichtet ward. Bei seiner Rückkunft nach Spanien war der Obrist Don Baldomero beauftragt worden einige dem siegreichen Feinde abgenommene Fahnen zu überreichen. Diese

Botschaft brachte ihm den Grad eines Brigadiers — aber das spanische Volk belegte ihn, so wie alle seine Waffengenossen doch mit dem Spitznamen der „Ayacuchos" nach dem Orte ihrer letzten Niederlage. Diese Ayacuchos, sämmtlich jung und in Spanien ungünstig aufgenommen, bildeten unter sich eine Art Verbrüderung, deren Bande um so tiefer geschlossen waren, als die alten Offiziere des Unabhängigkeitskrieges sie mit einer gewissen Nichtachtung behandelten. Fast alle diese Ayacuchos, nach und nach zu den höchsten Militärwürden emporgestiegen, haben sich in den jetzigen Bürgerkriegen, in feindlichen Lagern einander gegenüber wiedergefunden; Rodil, Valdez, Narvaez, Alaix, Lopez, Villalobos, Cantarac, Aldama u. s. w. sind Ayacuchos — auch Maroto ist ein Ayacucho und dieser Umstand mag vielleicht erläutern, wie die beiden alten Freunde und Waffengefährten dahin gelangen konnten, sich in Bergara zu verständigen und zu einigen.

Von Peru brachte Espartero zwar nur einige Fahnen und wenige Lorberen aber dafür sehr viel Geld mit. Woher hatte er diesen Reichthum? Hatte er doch keine Kirchen geplündert, keine Städte gebrandschatzt. Don Baldomero ist ein leidenschaftlicher Liebhaber des Tresillo, und spielt fast immer mit überraschendem Glück. Die Spielwuth ist in Amerika über Espartero gekommen — es war dort die Epidemie der Expeditionsarmee; neben seinen Patronen trug der Soldat ein Spiel Karten in seiner Patrontasche, Offiziere und Generale trugen sie im Sack der Uniform und nach einem Schlachttage folgte immer eine Spielnacht. Espartero, seinen Kameraden ihr Geld abgewinnend, gewann zu gleicher Zeit ihre Freundschaft, denn er hatte die Gewohnheit seinem ruinirten und noch immer ankämpfenden Gegner jedes fernere Spiel auf Kredit, mochte es um noch so enorme phantastische Säze gehen, zu halten und sich am Ende immer damit zu begnügen das gewonnene baare Geld einzustecken und über alle Spielschulden einen Strich des Vergessens zu machen. — Als Brigadier wurde Espartero in Garnison nach Logrono geschickt; hier machte er die Bekanntschaft eines hübschen jungen Mädchens, der Senora Jacintha Santa-Cruz, der Tochter eines reichen Kaufmanns der Stadt. Er war jung, reich, wohlgebildet und tapfer, aber er war ein Spieler und der Vater des Mädchens haßte die Spieler, die Tochter nicht. Espartero ließ es darauf ankommen, vertraute seinem Glücksstern und nahm die Partie des Kampfes mit dem Vater an; er gewann, der alte Santa-Cruz verlor und mußte sich gut oder übel in die Nothwendigkeit fügen und seine Tochter dem Brigadier Espartero zur Frau geben. Einige Zeit nach seiner Heirath wurde er in die Garnison von Palma gesandt, welches er bis zum Tode Ferdinands VII. nur hier und da auf Augenblicke verließ, um nach Barcelona zu kommen und sich als guter Ehemann der Triumphe seiner Frau zu erfreuen, die in dieser Stadt für ein Muster von Schönheit und Grazie galt.

Bei Isabellens Thronbesteigung erklärte sich Espartero sogleich für die junge Königin und als der Bürgerkrieg ausbrach, verlangte er in der Nordarmee dienen zu dürfen und ward zum Generalkommandanten der Provinz Biscaya ernannt. Hier schien ihn sein Glück anfangs zu verlassen, er wurde drei- oder viermal von Zumalacarreguy geschlagen, was übrigens nicht hinderte, daß er nach und nach zum Marechal de Camp, dann zum Generallieutenant ernannt wurde. Endlich erlöste im Jahre 1835 der Tod die Cristinos von dem fürchterlichen Häuptling von Guipuscoa. Aber der Einfluß seines Namens dauerte noch lange fort; die konstitutionelle Armee war demoralisirt, fünf Obergenerale (Saarsfield, Quesada, Rodil, Valdes und Mina) hatten sich nach und nach an der carlistischen Armee die Köpfe zerschellt, der geschickteste unter ihnen: Cordova errang einige Erfolge, aber die Ereignisse von La Granja hatte seine Entlassung herbeigeführt und er war nach Frankreich gegangen. Ein einziger General, der noch nicht abgenutzt war, blieb, um ihn zu ersetzen, Espartero, zwar auch schon geschlagen, aber nur im Kleinen. Durch ein Dekret vom 17. September 1836 wurde er zum Vicekönig von Navarra, Generalkapitän der baskischen Provinzen und Oberkomman-

banten der Nordarmee ernannt. Er hatte keine sehr günstige Stellung, die verhungerte, unbezahlte und demoralisirte Armee brachte, von dem revolutionären Hauche von Madrid angesteckt, ihre eigenen Generale meuchlings um, überließ sich allen Excessen und öffnete selbst Don Carlos die Straße nach Madrid. Espartero ergriff das beste Mittel, den Geist seiner Armee etwas zu heben: er begann mit einem Siege; er verjagte die Carlisten von den Höhen von Luchana und befreite Bilbao. Diese Waffenthat, bei der 150 englische Artilleristen tüchtig mitgewirkt hatten, verschaffte ihm den Titel eines Grafen von Luchana. Nach diesem Erfolge beschäftigte sich der Generalissimus mit jener Energie, die bei ihm stoß- und momentweise eintritt, damit die Disziplin in seiner Armee wieder herzustellen; zweimal zu Meranda am Ebro und zehn Tage später zu Pamplona wagte er seinen Kopf daran, die Mörder Escalera's und Saarsfield's aus den Gliedern zu reißen und sie unter den Augen ihrer Gefährten und wahrscheinlich auch Mitschuldigen erschießen zu lassen.

Nachdem dies geschehen war, verfiel Espartero in seine gewöhnliche Unthätigkeit, er ließ ruhig Don Carlos seine Avantgarde bis vor Madrid vorschieben und kam erst an als sich der Prätendent schon selbst zurückgezogen hatte. Das Jahr 1837 verfloß unter unbedeutenden Bewegungen und erfolglosen Operationen, endlich im Frühjahre 1838 ergreift der Graf von Luchana kräftig die Offensive wieder, er erreicht am 27. April bei Burgos den carlistischen General Negri, der sich nach Castilien gewagt hatte, schlägt ihn aufs Haupt, bringt ihm einen Verlust von 5000 Todten oder Gefangenen bei und nimmt ihm sein Gepäck und seine Artillerie. Dieser Schlag bereitete die Auflösung der carlistischen Armee vor, die Intriguen und Kämpfer der Leiter der Camarilla, die Unerfahrenheit Guergué's, ihres Geschöpfes, thaten das Uebrige. Guergué ließ sich mit 15,000 Mann bei Penacerrada von Espartero vollständig schlagen. Nach der Schlacht und Einnahme Penacerrada bereitete sich Espartero vor, Estella zu belagern, als die Nachricht von der ungeheuern Niederlage des christinischen Generals Oraa vor dem Felsenneste Morella durch Cabrera, Entmuthigung in die konstitutionelle Armee brachte und die Belagerung unterbrach. Espartero mußte zu seinem Lieblingssystem des Temporisirens und zur Defensive zurückkehren. Unterdessen war das Kommando der carlistischen Armee Guergué genommen und an Maroto gegeben worden; die bekannte Energie dieses Anführers belebte die carlistische Armee mit neuen Hoffnungen und die beiden Ayacuchos standen bald einander gegenüber.

Espartero begann den Feldzug von 1839 mit einem schönen Erfolge. Im Mai nahm er an der Spitze von 30,000 Mann die befestigten Stellungen von La Pena del Moro, Ramales und Guardamino, die Carlisten verloren dabei den Kern ihrer Truppen und der Sieger gewann die Grandezza erster Klasse und den Titel des Herzogs des Sieges. Der Erfolg von Ramales beschleunigte den Gang der Ereignisse. Heimliche Unterhandlungen wurden zwischen den Generalstäben der carlistischen und christinischen Armee angeknüpft, und ein Krieg, der seit sieben Jahren drei Provinzen verheerte, ganz Spanien desorganisirte und Europa beunruhigte, wurde zu Bergara am 29. August 1839 beendigt. Don Carlos flüchtete sich am 15. September nach Frankreich. Aragonien, wo Cabrera noch befehligte, wurde im folgenden Jahre pacificirt und Espartero von seinen Landsleuten als direkter Erbe und Nachfolger des Cid verkündigt. Aus dem Spanischen übersetzt will des heißen, daß der Herzog de la Viktoria alle gute Eigenschaften und alle Fehler seines Landes besitzt, bedächtig aber kühn, unentschlossen aber ausdauernd, ein großer Liebhaber kleiner Mittel, dabei geduldig und gewöhnlich glücklich im höchsten Grade ist.

Bis nach der Revolution von la Granja hatte sich Espartero von aller Politik ferne gehalten, ja oft seine Abneigung vor der revolutionären Exaltation und der demagogischen Zerstörungssucht ausgesprochen. Zwischen beide große Par-

teien gestellt, die Spanien theilen, der gemäßigten, groß an Zahl, klein durch ihre Schwäche, und der exaltirten, kleiner an Zahl, aber stark durch ihre Energie, schien sich Espartero an die erstere anzuschließen und bald gab ihm das Exaltadosministerium Calatrava, das in einer Emeute entstanden war, Gelegenheit zu einer deutlichen Erklärung. Es war im Jahre 1837; Espartero's Armee stand nach Don Carlos Rückzug in Madrid. Gardeoffiziere verlangten in einer Petition an die Königin die Entlassung der Minister, diese hingegen forderten strenge Bestrafung dieses Insubordinationsfrevels. Espartero widersetzte sich diesem Ansinnen. Die Minister gaben ihre Entlassung; die gemäßigte Partei jubelte um den General als ihren Retter, die Exaltados beluden ihn mit Schmähungen. Man bot ihm nun in dem neuzubildenden gemäßigten Kabinette das Portefeuille des Krieges und die Präsidentschaft des Konseils an; Espartero schlug beides aus, ließ aber das Kriegsministerium seinem ergebenen Freunde, dem General Alaix, geben. Sein Haß gegen die Exaltirten schien von Tag zu Tag zu steigen. Hiermit verband Espartero eine ritterliche Ergebenheit gegen die junge königliche Frau, die so muthig gegen alle Schwierigkeiten ihrer Stellung ankämpfte — die Rohheit des Sergeanten Garcia, der die Königin beleidigt, hatte ihn tief entrüstet. Leider wußten weder Regentin noch Minister diesen ritterlichen Zug des kühnen Generals zu benutzen, und Espartero barg unter einem Anschein von Selbstverläugnung reizbaren Ehrgeiz in Fülle, seine militärischen Erfolge ließen ihn immer bestimmter auftreten. Die Regierung in einer furchtbaren Finanzkrisis befangen, die noch immer dauert, erschöpfte sich für den Unterhalt der Armee, aber Espartero's Anforderungen stiegen mit den gebrachten Opfern; er machte sich bei seinen Soldaten angebetet, beunruhigte die Minister und handelte als Diktator. In diesem Augenblicke verletzte das ohnehin schwache und mit einer exaltirten Majorität kämpfende Ministerium Espartero, indem es seinem Freunde Alaix das Kriegsministerium nahm. Als die Lage in Folge von Fehlern und von Maßregeln gegen die Exaltados drohender wurde, veröffentlichte Linage, Espartero's Adjutant, in der Zeitung von Aragon einen Brief, in dem er das ganze System der Minister einem scharfen Tadel unterwarf. Das Ministerium verlangte Linage's Absetzung, Espartero widersetzte sich und ließ in demselben Blatte einen zweiten Brief schreiben, der den ersten mäßigte, ohne ihn zu widerrufen. Die Sache wurde so gut es ging beigelegt. In der Zwischenzeit geschahen die Wahlen und brachten unvermutheterweise eine gemäßigte, dem Ministerium günstige Majorität. In dem Augenblick der Eröffnung des Feldzugs gegen Cabrera forderte Espartero von den Ministern, um sich an ihnen zu rächen, das Generalsdekret für Linage. Die Minister betrachteten diesen Vorschlag als eine Beleidigung, aber Espartero war allmächtig, man wollte mit Cabrera zu Ende kommen und mußte nachgeben. Narvaez und zwei andere Minister traten aus, und Linage erhielt seine Ernennung.

Die gemäßigte Mehrheit in den Cortes war so beträchtlich, daß das Ministerium den Augenblick für günstig hielt, der Regierung eine beträchtliche Machtvermehrung zu verschaffen. Es legte ein Gesetz über die Gemeinderäthe (Ayuntamientos) vor, das der Unabhängigkeit der Gemeinden, jener altspanischen Satzung, die sich bis in die Tage des Verfalls hinein erhalten hatte, ein Ende machte. Es schlug vor, daß das Wahlrecht der Gemeinde beschränkt, die Ernennung des Vorstehers oder Alcalden der Regierung übertragen und der politische Chef ermächtigt werden solle, Beschlüsse der Gemeinderäthe zu suspendiren oder nichtig zu erklären. Die Centralisation, welche dieses Gesetz eingeführt haben würde, widersprach den spanischen Sitten so sehr, daß die allgemeinste Unzufriedenheit entstand. In dem Augenblicke, als die Erörterung dieses Gesetzes die Gemüther entflammte, entschloß sich die Königin-Regentin zu einer Reise nach Barcelona. Espartero kam siegreich von seinem Zuge gegen Cabrera zurück, er war mächtiger als je, die exaltirte Partei umgab ihn mit Schmeicheleien. Christine hatte ihn erst einmal in ihrem Leben gesprochen; die junge geistreiche Frau und Königin

wollte sehen, ob ihr Einfluß als solche nicht persönlich im Stande wäre, die etwas gesunkene Begeisterung des Feldherrn zu beleben. In Lerida und Esparraguerra hatten Christine und Espartero die ersten Zusammenkünfte. Die Regentin hatte auf ihrer Reise so viele Bitterkeiten erfahren, so viele beleidigende Anreden von Gemeindebeamten, so viele feindliche Rufe gehört, daß sie sich den Ernst der Lage nicht verheimlichen konnte. Dennoch wies sie alle Vorstellungen Espartero's zurück und vollzog in Barcelona, als schon der Aufruhr tobte, mit ihrer Unterschrift das von den Cortes angenommene Gesetz. Den Aufstand unterdrückte Espartero, aber an demselben Tage begab er sich um Mitternacht, von mehreren Bürgern begleitet, in den Palast Christinens und beschwor sie, nicht hartnäckig zu sein, wenn sie nicht bis ans Knie in Blut waten wolle. In die Entlassung der Minister willigte die Königin, die Zurücknahme des Gemeindegesetzes und die Auflösung der Cortes verweigerte sie. In Valencia, wohin sie am 22. August 1840 abreiste, schuf sie ein neues nur aus Gemäßigten bestehendes Kabinet und gab dadurch das Signal zu einem neuen Aufstande, der dieses Mal von Stadt zu Stadt über das ganze Land flog. Sie sah sich endlich genöthigt, Espartero nach Valencia zu berufen und ihm Vollmacht zur Bildung eines neuen Kabinets zu geben; über die beiden andern Punkte schwieg sie. Die ersten Konferenzen zwischen der Königin und Espartero waren stürmisch, endlich am Morgen des 10. Oktobers 1840 nach der letzten Konferenz, die am Abend vorher begonnen hatte, schnitt die Regentin plötzlich alle weitern Erörterungen mit den Worten ab: „Espartero, ich danke ab!" Umsonst bemühte sich der Herzog, die Regentin zu einer Zurücknahme ihres Entschlusses zu bewegen — sie blieb unerschütterlich. Vier Wochen später wechselten in den Straßen von Montpellier ein aufrührerischer Unterthan und eine abgesetzte Königin, durch die gemeinschaftliche Verbannung versöhnt, sich begegnend ein bedeutungsvolles Lächeln — es war Christine und Cabrera.

Espartero wurde mit der Regentschaft betraut. Jener Ehrgeiz, den man ihm bei mehreren Handlungen seines früheren Lebens zum Vorwurf machen kann, hatte jetzt seine Befriedigung gefunden, oder richtete sich vielmehr auf ein edleres Ziel. Er war entschlossen, eine feste, kräftige, auf das Gesetz gestützte Haltung zwischen den Gegenbestrebungen der Revolution und der Reaktion zu behaupten, das Aufbrausen der einen wie der andern niederzuhalten, durch umsichtige Pflege der gemeinen Wohlfahrt und durch Erhebung des Volksbewußtseins die Nation in sich zu einigen, mächtig und unabhängig zu machen, und den hochgehenden Strom in das nationale Bett geleitet in ruhiger Bewegung zu erhalten. Er verringerte das Heer um mehr als die Hälfte, entließ die Freiwilligen, führte das Offizierkorps zurück oder stellte es auf halben Sold, und vollzog eine neue Organisation des Heerwesens auf einem billigeren Fuße, um dem Staatsschatz Ersparnisse zu bereiten, die Finanzen zu ordnen, den öffentlichen Kredit zu heben und für den Aufschwung wichtiger Nationalinteressen, die Marine, den Straßenbau, die Waldkultur u. a. Mittel zu gewinnen. Der Ausbildung der Institution der Nationalmiliz als Gewähr gesetzlicher Freiheit wendete er seine ganze Aufmerksamkeit zu und stellte ihr die Bewahrung der Heiligthümer der Nation und den Vollzug der Gesetze anheim. Er widerstand in gleicher Weise und mehr als irgend ein spanischer Herrscher seit anderthalb Jahrhunderten dem Einfluß Englands wie Frankreichs, sein System bewilligte Niemand einseitige Handelsvortheile, sondern ging auf Entwicklung der innern Produktionskraft bei gehörigem Schutz und möglichster Unterdrückung des Schmuggels und Zollbetrugs, er verlegte die Zolllinie des Reichs vom Ebro über die großen baskisch-navarresischen Schleichbezirke nach den Pyrenäen und ans Meer, er reorganisirte die Grenzwache und suchte Portugal in das spanische Zollsystem zu ziehen, sowohl im Handels- und Schifffahrts-Interesse beider Staaten, als auch zur Säuberung der portugiesischen Grenze vom Paschhandel, alles in der Ueberzeugung, daß nur auf diesem Wege ein großartiges

Nationalsystem der Oekonomie zu begründen, die Finanznoth des Staats dauernd zu heben, den öffentlichen Kredit zu verbessern und eine stabile fortschreitende gesetzliche Ordnung zu gründen möglich sei. Durch diese patriotischen Bestrebungen verletzte er manche Interessen, einheimische und fremde, insbesondere französische. Der Plan, das den spanischen Handel, Ackerbau und Gewerbfleiß so lähmende Prohibitivsystem in ein mäßiges Schutzsystem umzubilden, erbitterte die reichen Fabrikanten Kataloniens und wurde namentlich von der Presse, welche in Paris ihren Hebel hatte, zum Anschüren des Feuers benutzt. Dieser Plan war gegen die Interessen Frankreichs, dessen Agenten daher nicht unterließen, die Fabrikherrn noch mehr gegen denselben aufzubringen und bei Arbeitern und Handwerkern allerlei Vorurtheile zu erregen. Die meisten Gewerbetreibenden in Katalonien waren gegen Espartero, und ihre Aufhetzungen wirkten auf das Militär vielleicht noch mehr ein, als das christinisch-französische Geld. Der innigste Zusammenhang entstand zwischen der spanischen Oppositions- und der französischen Ministerialpresse, von dieser empfing jene ihre Inspirationen, die sie hinwieder mit äußerster Keckheit der Nation mitzutheilen suchte. Es war ein stetes Hin- und Herfluthen von Anklagen, Verleumdungen und Aufstachelungen von einer Seite der Pyrenäen nach der andern. Die Oppositionsblätter wußten den Stolz der Nation lange Zeit durch Vorspiegelungen von englischem Einfluß, von verrätherischen Handelsverträgen, von dem gänzlichen Ruin des unglücklichen Spaniens zu stacheln, worin die meisten französischen Blätter grimmlächelnd einstimmten, obwohl sie doch im Lauf ihrer Polemik nie vermochten, irgend eine Thatsache zum Beweis ihrer Anklagen vorzubringen, und alle ihre Angaben von Plänen zu verderblichen Handelsverträgen, zu Abtretung der Philippinen, Cuba's, der Inseln vor der Mündung des Nigers niemals durch Handlungen der Regierung auch nur die leiseste Bekräftigung fanden. Die bei den Exaltados wirksamste Anschuldigung gegen Espartero war die, daß er die Verfassung von 1837 überschreite, und doch war dieser Vorwurf unbegründet, wie jeder andere. Er hatte der Verfassung von 1837 den Sieg verschafft, und sie zu schützen war sein Interesse, sein Ruhm. Eidbrüchig zu werden, lag nicht in seiner Natur, und des Wahnsinns, selbst nach dem Throne zu streben, war er nicht fähig. Er verletzte die Verfassung so wenig, selbst nicht um sie vor ihren Feinden zu schützen, daß er sich ihrer vielmehr zu seiner Vertheidigung bediente, denn vielleicht nicht ohne Berechnung ging seine Gewissenhaftigkeit so weit, daß er nach einer Auflösung der Cortes jede gezwungene Steuererhebung bis zu deren Bewilligung durch die neuen Cortes verbot und diesen Beschluß streng vollziehen ließ.

Espartero lebte der Hoffnung, der Königin an dem von der Verfassung für die Volljährigkeit bestimmten Tage eine im Innern ruhige, nach außen geachtete Monarchie übergeben zu können. Sein Fehler, den er wirklich beging, bestand darin, daß er hinsichtlich der Stimmung des Heers zu sorglos war. Das Militär sah mit Unmuth nicht nur die bisherigen Ehrenwege vor ihm sich verschließen, sondern es glaubte sich außerdem noch durch Einschränkungen und Entbehrungen zurückgesetzt und betrogen. Alle Enttäuschten, alle Ehrsüchtigen faßten Ingrimm gegen den Regenten, und man hat nicht mit Unrecht gesagt: seine militärische Unthätigkeit ist sein Verderben geworden. Hochstehende Männer machten eine lange überdachte, klug eingefädelte Verschwörung gegen die bestehende Staatsordnung, einen gewaltsamen Angriff auf den Palast der Königin, bei dem viel unschuldiges Blut vergossen wurde, bestachen und demoralisirten das Heer, das die Ordnung schützen sollte, und schossen einen Theil von Pamplona nieder, weil diese Stadt ihrer Pflicht treu blieb. Daß Espartero den General Diego Leon, den Anstifter dieses Aufstandes, erschießen ließ, wurde zu einer neuen Anklage gegen ihn. Er habe einen alten Waffengefährten ermordet, wiederholte die Presse täglich gegen ihn. Dieselben wüthenden Anklagen wiederholten sich mit Steigerungen, als der Regent das aufgestandene Barcelona mit Waffen-

gewalt unterwarf. Es erwies sich, daß eine Presse, die auf einmal aus dem Zustande innerer Knechtschaft fessel- und zügellos geworden ist, eben so nachtheilige Wirkungen herbeiführen kann, als die noch darin verharrende, daß man aus der Zwangsjacke niemals und am wenigsten in Zeiten der Aufregung ohne Gefahren mit einem Sprung in freie Bewegung übergeht.

Zweimal besiegt, machte der Aufstand einen dritten und zwar erfolgreichen Versuch. Vielerlei Ursachen lagen der Bewegung zu Grunde: des Regenten vorübergehende Gewalt, die vom Augenblick, da seine Stellung bedroht schien, Ehrsüchtige wankend machte; Unreife für ruhige gesetzliche Fortbildung des konstitutionellen Systems; Verzögerung der beabsichtigten Umbildung des Heeres und die in ihm eifrig verbreiteten Gerüchte von Usurpationsprojekten; das natürliche Mißtrauen, die Heftigkeit in den Gemüthern, die Neuerungssucht, die Leidenschaften, die alle Umschwungszeiten wecken und entflammen (zeigt die Geschichte der Revolutionen aller Völker rascher Wechsel in Meinungen und Personen, um wie viel mehr die des heißblütigsten Volks von Europa); die künstliche Aufregung wegen bevorstehender Schläge gegen das nachtheilige spanische Prohibitivsystem und wegen täglicher Vorspiegelungen der Oppositionspresse von verrätherischen Handelsverträgen; das Verschließen der Ehrenbahnen zu raschem Emporsteigen und das Entfernen der Mitglieder der alten Camarilla von den Aemtern; die Stellenwuth; die Unmöglichkeit aus der Verwahrlosung mit einem Schritt in den Zustand einer überall geordneten und intelligenten Verwaltung einzutreten, und vor allem die noch unvermeidliche stete Noth des Schatzes, an den sich eine unübersehbare Schaar Darbender klammerte; dabei der ungezähmte Sinn, der bürgerstolze Charakter des Volks; endlich vielleicht eine Nothwendigkeit solcher Erschütterungen als zum Läuterungsprozeß des Staats gehörig, um das Bedürfniß nach dem wahren Inhalt politischer Freiheit inniger in das Volksbewußtsein einzusenken. Aber um alle diese innern Ursachen zu einer gemeinsamen energischen plötzlichen Wirkung gegen die Regentschaft zu vereinen, dazu war noch die moralische und materielle Unterstützung der verbündeten französisch-spanischen Presse und Politik nöthig. Von dieser ging der Antrieb, der Stoß, ja die Leitung aus. Die verschiedenen Fäden all dieser innern und äußern Triebfedern wurden allmälig in einem Knäuel eng zusammengefaßt, im Hotel der Rue de Courcelles festgehalten und immer schroffer angezogen, so lange bis die Auflösung der Cortes die günstigste Gelegenheit darbot, wo sie alle mit einem Schlag auf das unglückliche Land losgelassen wurden. Von jenem Hotel kamen nun die nöthigen Geldmittel, dort ward der Operationsplan entworfen, von dort aus reisten Narvaez, Concha, O'Donnell u. A. mit Mitteln und Instruktionen versehen ab. Die Ultrapartei der Progressisten handelte einträchtig mit den Moderados, aber es gelang gleich von vorn herein den christinischen Generalen, sich der Volksbewegung zu bemächtigen und einen Militäraufstand daraus zu machen. Der Abfall der Truppen war die unmittelbare Ursache von Espartero's Sturz. Er kannte ohne Zweifel die Stimmung des Heers, dafür sprechen seine vielen Betheuerungen, namentlich wo er Gelegenheit fand, sich an die Truppen und Milizen zu wenden, daß er am Tage der Großjährigkeit der Königin die Zügel der Staatsregierung in deren Hände niederlegen werde — es waren eben so viele Berufungen gegen die im Heer umlaufenden Gerüchte. Aber der Ausgang zeigt, daß er in die Wirkung solcher Aeußerung ein zu großes Vertrauen setzte und sich auf die Rechtlichkeit seiner Absichten mehr verließ, als der Staatsmann soll.

Von allen den glänzenden Generalen, welche Espartero umgaben, blieben ihm nur wenige treu, und nicht mehr als zwei, Seoane und Zurbano, machten wirkliche Anstrengungen für ihn. Von den Städten harrten die drei bei ihm aus, Madrid, Cadiz und Saragossa, deren Bürger die meiste Intelligenz besitzen. Als Seoane's Truppen auf den Feldern von Ardoz zu dem Aufstand übergetreten waren, überblickte Espartero zuerst die ganze Lage der Dinge. Er marschirte nun

mit allen verfügbaren Truppen auf der Straße nach der Mancha gegen Valencia und hielt in Albaceta an, um Verstärkungen abzuwarten und sein Armeekorps zu organisiren. Tags nachdem er mit seinen Truppen von Albaceta aufgebrochen war, erklärten sich sechs Kompagnien seines Lieblingsregiments Luchana, welche die Vorhut bildeten, gegen ihn und marschirten auf den nächsten Ort, der sich pronunzirt hatte. (Juli 1843.) Vier andere Kompagnien erhielten den Befehl, sie zurückzuhalten, aber diese schlossen sich ihnen an. Nun befahl der Regent der Reiterei, den zehn Kompagnien nachzusetzen, aber dagegen erklärte sich die übrige Infanterie. Zu gleicher Zeit zerstreute sich die Mehrheit der Nachhut nach verschiedenen Seiten. Einige Reiterei und eine Anzahl Milizen blieben bei ihm, aber mit diesen Getreuen konnte Espartero einen Kampf gegen das ganze Heer nicht aufnehmen. Hätte er auch einen energischen Entschluß fassen wollen, so würde er ihn wegen Krankheit nicht haben ausführen können. Er leidet an einer chronischen Blasenentzündung, die nach jeder Anstrengung so heftig auftritt, daß er Tage lang unthätig bleiben muß. Diese Krankheit hatte ihn wieder befallen, so daß er nur kleine Tagereisen machen konnte und bald im Wagen fuhr, bald sich von den Soldaten in einer Sänfte tragen ließ. Er näherte sich, von General Concha verfolgt, Puerto Santa Maria und schiffte sich dort mit den Generalen van Halen, Linage, Nogueras und dem Minister Gomez auf dem englischen Linienschiff Malabar ein. Am 6. August erreichte er Lissabon, wo ihm nicht zu landen gestattet wurde, und setzte seine Reise auf dem von ihm gemietheten Dampfer Prometheus nach England fort.

Länger als vier Jahre lebte Espartero in der Verbannung. An den Aufständen, welche die getäuschten Progressisten gegen die Moderados erhoben, nahm er keinen Antheil, obgleich er Unbilden zu rächen gehabt hätte. Man hatte ihn aller seiner Ehren und Orden verlustig erklärt, man hielt ihm seine Gelder zurück, man fügte seiner Gemahlin persönliche Beleidigungen zu, er ließ alles über sich ergehen. Zu Ende des Jahres 1847, als Serrano bei der Königin Isabella in Gunst stand und Mendizabal einen gewissen Einfluß auf die Regierung übte, rief diese den Siegesherzog nach Spanien zurück, indem sie ihn zugleich zum Senator ernannte. Am 30. Dezember 1847 verließ er London, am 4. Januar landete er in Sebastian, wo sofort die ganze Stadt beleuchtet wurde. Alle Schattirungen der liberalen Partei bewillkommneten ihn, frühere Mißverständnisse vergessend, als ihren gemeinsamen Leiter, der ihre Spaltungen heilen würde. Man forderte ihn vielseitig auf, eine starke konstitutionelle Opposition zu bilden, allein Espartero kannte die Parteien zu gut, um einen Auftrag zu unternehmen, der ihn bald genug zum Aushängeschild einer Revolution gemacht haben würde. In der That war ein Theil der Progressisten bereit, ein Bündniß mit den Montemolinisten einzugehen, und erwartete nur Espartero's Beitritt, um sich offen zu erklären. Unter diesen Umständen verbannte sich Espartero freiwillig aus Madrid, nachdem er Beweise erhalten hatte, daß die Königin-Mutter, dieser böse Geist Spaniens, die Partei, welcher er sich anschließe, mit der entschiedensten Feindseligkeit behandeln werde. Von dieser Zeit an lebte er, von allen Geschäften zurückgezogen, in seiner Adoptivvaterstadt Logroño, wo ihn die Botschaft der Königin traf, durch die er, nachdem die Hofpartei ihr verwegenes Spiel verloren hatte, zur Herstellung eines konstitutionellen Regiments berufen wurde. So ist Espartero 1854 zum zweiten Male so allmächtig geworden, wie er es 1840 durch einen andern, ebenfalls ohne sein Zuthun entstandenen Aufstand war.

Espartero hat als General den Ruf der glänzendsten Tapferkeit gewonnen. Mehrmals stellte er sich in entscheidenden Momenten persönlich an die Spitze der Truppen, so in dem Treffen von Luchana. Als in diesem Gefecht, das den Entsatz von Bilbao entschied, ein Reiterregiment vor dem verheerenden Kartätschenfeuer einer Batterie die Flucht ergreifen wollte, sprengte er mit seinen Adjutanten herbei und führte die Reiter bis mitten unter die Kanonen. Glänzende staats-

männische Gaben fehlen ihm nach dem allgemeinen Urtheil. Er ist aber ehrlich und hat erkannt, was in Spanien Noth thut. Den Intriguen abhold und für ausländischen Einfluß durchaus unzugänglich, was sich kaum einem andern spanischen General nachrühmen läßt, hält er den Blick auf die praktischen Verbesserungen gerichtet, die seinem Vaterlande noch immer fehlen, obgleich es von der apostolischen und absolutistischen Partei an bis zu den exaltirtesten Radikalen abwärts keine Meinung giebt, die in Spanien seit 1815 nicht einmal die Herrschaft gehabt hätte. Daß er gut befehlen wird, daran zweifeln wir nicht, aber ob man ihm gut gehorchen wird, das ist die Frage, und von dieser Frage hängt es ab, ob Spanien durch seine neueste Revolution endlich eine glückliche Zukunft erreichen wird.

Abbas Pascha, Vicekönig von Aegypten, ein Enkel Mehemed Ali's, wurde während der Kriege gegen die Wechabiten in Arabien geboren, wo sein Vater im Felde stand. Die ersten Jugendeindrücke empfing er in Dschidda, der Hafenstadt des heiligen Mekka's, und diese Eindrücke waren so stark, daß sie ihn sein Leben lang nicht verließen. In der Familie Mehemed Ali's vor allen übrigen Mitgliedern durch Frömmigkeit ausgezeichnet, begabte er Moscheen und fromme Stiftungen reichlich, that viel für die Geistlichkeit und machte persönlich mehrmals die Pilgerfahrt nach den heiligen Stätten. In Mekka war es, wo er von Ibrahims Tode, der ihm die Anwartschaft auf die Thronfolge gab, hörte. Vom Sultan bestätigt, trat er nach Mehemed Ali's Tode die Regierung an. In den wenigen Jahren seiner Herrschaft ist in Aegypten ein völliger Systemwechsel eingetreten. In seiner äußern Stellung wurde Abbas Pascha wieder zu einem wahren Vasallen der Pforte und leistete bei dem Ausbruch des türkisch-russischen-Kriegs die Lehnspflicht, ohne seine Hülfe an irgend eine Bedingung zu knüpfen. In der innern Politik ermäßigte er die Ansprüche, welche sein Großvater an das Land gestellt hatte, durch die Einführung einer einfacheren Verwaltung und durch das Aufgeben vieler kostspieligen Entwürfe. Einzelnes setzte er jedoch fort, wie er unter anderm im Sommer von 1854 die Eisenbahn von Alexandrien zum Nil, eine Strecke von 14 deutschen Meilen, vollendete. Seine Regierung würde segensreicher gewesen sein, wenn sein Geiz ihn nicht zu argen Erpressungen verleitet hätte. Plötzlich starb er an einem Freitag, in der Nacht vom 13. auf den 14. Juli 1854. Am Donnerstag Abend hatte man ihn in einem Salon seines Palastes Bennah allein auf einem Divan hingestreckt gesehen. Zwei Mameluken wachten in einem benachbarten Zimmer. Als der Morgen angekommen war, hatte Abbas keinen Befehl gegeben; das Wartezimmer war leer. Die Offiziere, von Unruhe ergriffen, drangen bis zum Vicekönig vor. Sie fanden ihn auf demselben Divan mit in die Höhe gerichteten Beinen, zurückgeschlagenem Kopf, regungs- und leblos. Ein Blutstrom drang aus Mund und Nase hervor. Die die Wache versehenden Mameluken waren verschwunden. Man sagt, sie seien bei Tagesanbruch, beim Anblick ihres regungslosen, vielleicht aber noch lebenden Herrn von Schrecken ergriffen, zu Pferde nach Kairo zu entflohen, und hätten alles, was sie an Diamanten und werthvollen Gegenständen unter der Hand gefunden hatten, mit fortgenommen. Alles, was mit dem Vicekönig in Zusammenhang stand, war von Bestürzung ergriffen. Seine Offiziere entschlossen sich endlich, den Leichnam nach Kairo zu bringen. Sie setzten ihn in allem seinem Blut in seinen Reisewagen und fuhren ohne Gepränge nach der Stadt, wo sie ihn ohne alle Feierlichkeie beisetzten. Es war 40 Stunden her, daß er todt war. Sein Nachfolger ist Said Pascha, ein Sohn von Mehemed Ali.

Unter Verantwortlichkeit des Ergänzungsblätterverlags in Meißen. — Redakteur Dr. Fr. Steger.
Druck von A. G. Cato in Meißen.

Die Kriegsmarine Frankreichs hat in den letzten beiden Jahrzehnten einen solchen bedeutenden Aufschwung genommen, daß sie das mächtige Frankreich auch in maritimer Beziehung zu einer Macht ersten Ranges erhoben und dieser neben ihrer brittischen Nebenbuhlerin einen wesentlichen Antheil an der Beherrschung der Meere verschafft hat. Dieser Aufschwung datirt sich zuerst vom Jahre 1836, als der Präsident Jackson der Vereinigten Staaten von Nordamerika Frankreich beinahe in einen Seekrieg verwickelt hätte, noch mehr aber von dem bekannten orientalischen Konflikt 1840. Auch muß dem bekannten Werke des Prinzen Joinville „Les forces maritimes de la France" ein wesentlicher Antheil zugeschrieben werden, der unterstützt durch die Anwendung der Dampfkraft und in neuerer Zeit durch Erfindung der Schraube, wie durch die Verbesserungen der Schiffsartillerie, zu der General Paixhans den Weg schon früher angebahnt hatte, eine neue Aera in der französischen Marine gleichzeitig hervorrief. Eine k. Ordonanz vom 22. November 1846 rief eine vollständige Reorganisation der französischen Kriegsmarine ins Leben, die sich auf den detaillirten Bericht einer Kommission gründete, und der in diesem Jahre der Marine bewilligte Kredit von 60 Millionen Franken, der sich auf die nächsten 7 Jahre vertheilen sollte, hat nach Ablauf dieser Zeit die Marine in der That auch auf den großartigen und achtunggebietenden Fuß gesetzt, den man ihr geben wollte. Die darauf verwendeten Summen sind auch höchst beträchtlich. Im Jahre 1836 betrug das Marinebudget nur $68\frac{1}{2}$ Millionen Franken, 1841 waren es schon $124\frac{9}{10}$, 1846: 236, 1847: 153, 1848: $148\frac{9}{10}$, 1849: $124\frac{8}{10}$, 1850: $104\frac{8}{10}$, 1851: $106\frac{1}{2}$, seit 1852, wo uns nur die Voranschläge zu Gebot stehen, jährlich 117 bis 119 Millionen Franken, wobei dieselben aber im laufenden Jahre wohl bereits beträchtlich überschritten worden sind. Eingeschlossen in diese Zahlen sind die jährlichen Kolonial-Ausgaben mit 20 bis 22 Millionen Franken.

An der Spitze der Kriegsmarine steht die Central-Verwaltung unter einem Marineminister (gegenwärtig Ducos), der nach Umständen der Admiralität oder der höhern Civilverwaltung entnommen wird und dem gleichzeitig die überseeischen Besitzungen, mit Ausnahme Algeriens, unterstehen. Dem Minister zur Seite steht ein technischer Rath, Admiralitätsrath genannt. Das Ministerium zerfällt in mehrere untergeordnete Sektionen, welche das Ganze der Kriegsmarine umfassen in den 4 Direktionen: des Personals, des Materials, der Kolonien und des Rechnungswesens und den 5 General-Inspektionen: der Schiffbauten, der Wasserbauten, des Sanitäts-Wesens, des Artilleriematerials und der Marine-Infanterie; endlich stehen noch mehrere angehangene Sektionen, z. B. des Karten-, Invaliden-, Unterrichtswesens u. s. w. unter dem Ressort dieses Ministeriums. Im Staatsrath endlich besteht eine besondere Sektion für Marine- (Kriegs-) Angelegenheiten. Die Anzahl der im Ministerium angestellten Beamten beträgt ungefähr 280 Individuen. Die maritime Eintheilung Frankreichs geschieht in fünf Hauptbezirke oder Präfekturen, die wieder in 12 Unterbezirke und 58 Quartiere der Marine-Inspektion zerfallen. Jedem Hauptbezirk steht ein Präfekt aus der Admiralität vor, dem das nöthige Personal an Schiffsoffizieren, Ingenieuren, Kontroleurs, Kommissarien und Rechnungsbeamten beigegeben ist. Die fünf Hauptbezirke sind:

	Kriegshäfen	
	Erster Klasse.	Zweiter Klasse.
Cherburg . . .	Cherburg . .	Dünquerque, Havre.
Brest	Brest . . .	St. Servan.
Lorient	Lorient . .	Nantes.
Rochefort . . .	Rochefort . .	Bordeaux, Bayonne.
Toulon	Toulon . .	Marseille, Bastia.

Im Ganzen also fünf Kriegshäfen erster, und acht zweiter Klasse. In jedem der fünf Hauptkriegshäfen befindet sich ein ständiges Marine-Gericht; das Verfahren beruht auf dem Anklageprozeß und ist öffentlich. Ferner sind in diesen fünf Häfen und in denen der zweiten Klasse (mit Ausnahme von Marseille und Bastia) die Arsenale und Schiffswerften mit allen nöthigen Werkstätten und Magazinen, wovon einzelne, wie z. B. der Mourillon in Toullon, zu den großartigsten Europa's gehören. Die übrigen Anstalten für die Marine, wie z. B. die Kriegs-Marine-Material-Fabriken, Fabriken für Ankerketten u. s. w. sind an verschiedenen Orten des Landes; in Indret befindet sich die Dampf-Maschinen-Fabrik für die Marine, eine großartige Musteranstalt, wie es nur wenige giebt, welche die Dampfmaschinen von den größten Dimensionen in höchster Vollkommenheit herstellt. Doch bezieht die Marine ihre Dampfmaschinen nicht allein hier, sondern auch aus vielen Privat-Fabriken des Landes, die sehr preiswürdige Produkte zu liefern im Stande sind. Die Unterrichtsanstalten und Bibliotheken sind sehr zahlreich und gediegen und liefern der Marine ein äußerst gebildetes und intelligentes Personal. Sie sind meist in den Hauptkriegshäfen stationirt.

Alle diese Branchen finden naturgemäß ihren Endzweck in dem Material, welches die Macht repräsentirt. Nach der Organisation von 1846 war der Normalbestand an Kriegsschiffen auf 226 Segelschiffe und 102 Dampfschiffe bestimmt. Von diesen sollten 16 Linienschiffe und 10 Fregatten der Segelmarine zu $^{22}/_{24}$ der Vollendung auf den Werften bleiben, der Rest aber stets flott erhalten werden; auf den Werften sollte überdies eine Kriegs-Reserve von Linienschiffen und Fregatten in einer durch das Bedürfniß bestimmten veritablen Zahl im Stadium von $^{14}/_{24}$ der Vollendung in Bereitschaft gesetzt werden. Die Grundsätze, welche von der oben erwähnten Organisations-Kommission für die Konstruktion und Ausrüstung der Kriegsflotten vorgeschlagen und ausgeführt worden sind, sind im Kurzen folgende: 1) Beibehaltung der Segelschiffe mit der Modifikation, daß auf den größeren Gattungen derselben von der Korvette aufwärts (also Fregatten und Linienschiffe), eine Dampfmaschine nach dem Schraubensysteme als Auxiliarkraft zu installiren sei, um mittelst derselben bei Windstille eine Schnelligkeit von wenigstens 8 bis 10 Knoten in der Stunde erzielen zu können. (Batimens mixtes.) Für Linienschiffe waren zu diesem Zwecke Maschinen von 450 bis 500 Pferdekraft, für Fregatten von 250 Pferdekraft und für Korvetten von 120 Pferdekraft als hinreichend anerkannt worden. 2) Erbauung zweier Klassen von eigentlichen Dampfschiffen, und zwar: I. Klasse für das Gefecht: a) Linienschiffe und Fregatten mit einer mächtigen Artillerie (größtentheils Bombenkanonen) in den Flanken und daher zum Flankengefecht bestimmt. b) Korvetten größerer Art mit stark bewaffnetem Vorder- und Hintertheile. II. Klasse: Transport- und Missions-Schiffe. Korvetten kleinerer Art und Avisos mit schwacher Artillerie, bestimmt zum Truppen-Transport und zu allen Missionen, wo Schnelligkeit erfordert wird. 3) Erbauung von schwimmenden Dampf-Batterien zur Küstenvertheidigung. Nach diesem Systeme betrug am 1. Januar 1852 nach dem zuletzt erschienen Annuaire de la marine, der wirkliche Materialbestand der Flotte

252 Segelschiffe (wovon 46 im Bau).
112 Dampfschiffe " 7 " " mit 27,322 Pferdekraft.

Unter den Segelschiffen gab es damals nur acht, die mit einer Auxiliar-Dampfmaschine versehen waren. Seit dieser Zeit hat aber die neue kaiserliche Regierung dem Schiffsbau einen ganz ungewöhnlichen Impuls gegeben; von den am 1. Januar 1852 in Bau gewesenen 20 Linienschiffen sind bis auf den heutigen Tag nicht weniger als 14 vom Stapel gelaufen und 3 weitere werden in Kurzem nachfolgen. Ferner ist neuerdings die Konstruktion von Dampflinienschiffen größter Art (zu 960 Pferdekraft, von denen Frankreich jetzt nur eins, den „Napoleon", besitzt), wie auch von 4 Dampffregatten größter Art, jede zu 800 Pferdekraft an-

geordnet. Endlich ist die Transformation der vorhandenen Linienschiffe nach dem gemischten System im vollsten Gange, denn es geht aus dem Bericht des Marineministers an den Kaiser vom 18. Oktober 1853 hervor, daß Frankreich 6 Dampflinienschiffe im Bau und 9 Segel-Linienschiffe in Transformation begriffen habe, von denen die ersteren im Laufe des Jahres 1854, die letzteren aber schon 1853 vom Stapel gelassen werden sollten. Frankreich wird daher binnen Kurzem 7 Dampflinienschiffe größter Art und 13 gemischte Linienschiffe in See haben, die sich kühn den englischen an die Seite stellen können. Es sei hier beiläufig bemerkt, daß die neuern Linienschiffe gemischter Art durchaus Dampfmaschinen von 650 Pferdekraft erhalten, folglich weit stärker als früher sind.

Mit Zugrundelegung des oben bemerkten Berichtes hatte die Flotte zu Anfang dieses laufenden Jahres folgenden Bestand:

a) Segelschiffe:

			Davon sind gemischter Art.
Linienschiffe:			
1. Ranges (110—120 Kan.)	9	53 mit 5096 Kan.	2 mit 790 Pferdekraft.
2. = (92—100 =)	14		7 = 4440 =
3. = (84—90 =)	19		4 = 2200 =
4. = (70—80 =)	11		— = — =
Fregatten:			
1. Ranges (52—60 Kan.)	42	58 mit 3955 Kan.	— = — =
2. = (44—50 =)			— = — =
3. = (32—40 =)	16		1 = — =
Korvetten:			
1. und 2. Ranges (14—30 Kan.)		39 mit 868 Kan.	2 = 220 =
Briggs u. leichte Schiffe:			
(8—20 u. 2—6 Kan.) . .		101 = 1066 =	1 = 30 =
Transportschiffe		39 = 788 =	— = — =
		Summe 290 mit 11,773 Kan.	18 mit 7920 Pferdekraft.

b) Dampfschiffe:

Linienschiffe . .	7	mit 32,350 Pferdekraft.
Fregatten . .	20	
Korvetten . .	30	
Avisos . . .	64	
Summe	121.	

Die Ausdehnung der Kriegsmarine zu solch beträchtlicher Höhe wäre aber ohne die bedeutenden Schiffbau-Materialien und Ausrüstungsgegenstände, welche in großen Quantitäten aufgespeichert lagen, wohl unmöglich gewesen. Es hatte aber die Marine-Verwaltung vom Jahre 1846 auch für diesen Zweig einen sehr reichlich dotirten Normal-Etat ausgeworfen, der von den Kammern genehmigt und zu dessen Kompletirung ein außerordentlicher Kredit von 33 Millionen Franken, ebenfalls auf sieben Jahre vertheilt, bewilligt worden war. Nachstehende Zahlen mögen beispielsweise den bedeutenden Umfang jener Vorräthe veranschaulichen: Schiffsbau-Hölzer u. s. w. 266,000 Stères (1 Stères = 27 Wiener Kubikfuß) auf 3 bis 5 Jahre, 25,000 Stück Masten auf 10 bis 30 Jahre, 25,000 Stück Stangen u. s. w. auf 5 Jahre, Eisen, Kupfer, Blei, Nägel von Eisen, Kupfer u. s. w. in ähnlichen Quantitäten auf 3 Jahre, Hanf 30,000

Metrescentner auf $1\frac{1}{2}$ Jahr, Segelleinen 2,100,000 Metres auf 2 Jahre, Bindfaden, Fahnenstoffe, Pech, Theer, Fett auf 1 bis 2 Jahre, Steinkohlen 72,000 Tonnen (1 Tonne = 20 Zollcentner) auf $\frac{2}{3}$ Jahre u. s. f. Diese Vorräthe, wie jene an Artilleriegegenständen, als Geschützen, Handfeuerwaffen, Geschossen, Pulver u. s. w. sind fast komplet.

Die Ausrüstung der Kriegsschiffe mit Geschützen (deren Armirung) dürfte hier am zweckmäßigsten einzuschalten sein. Seit dem Jahre 1824 hat man die früher üblich gewesenen zahlreichen verschiedenen Kaliber auf einen einzigen und zwar den der 30pfündigen Kanone reduzirt und hat nur für die kleineren Schiffe (die Korvetten und abwärts) einige kleinere Kaliber beibehalten. Etwas später hat man durch die Einführung der Granatkanonen und Bombenkanonen, womit Frankreich vorausging, der Schiffsartillerie eine weitere Vervollkommnung gegeben. Man führt daher gegenwärtig für die Linienschiffe und Fregatten 30pfündige lange und 30pfündige kurze Kanonen von Bronze und 30pfündige Karronaden von Eisen, ferner 80= und 30pfündige Bomben= oder Granatkanonen, für die kleineren Schiffe 24= und 18pfündige Karronaden von Eisen und 12pfündige kurze Kanonen von Bronze. Der Gesammtbedarf der Marine an diesen Kalibern (15,000 Stück) ist vollständig gedeckt, auch können die Stückgießereien jährlich 900 Geschütze produziren. Die Armirung der Schiffe mit den verschiedenen Geschützkalibern ist seit 1837 folgendermaßen bestimmt:

Benennung der Schiffe.		Kanonen kurze 30pfd.	Kanonen lange 30pfd.	Karronaden 30pf.	Karronaden 24pf.	Karronaden 18pf.	Granat=Kanone 80pf.	Granat=Kanone 30pf.	Summa.
Linienschiffe . . .	1. Ranges	32	30	16	—	—	4	38	120.
	2. =	28	34	30	—	—	4	4	100.
	3. =	26	32	24	—	—	4	4	90.
	4. =	24	30	18	—	—	4	4	80.
Fregatten	1. =	28	—	26	—	—	2	4	60.
	2. =	—	28	18	—	—	—	4	50.
	3. =	—	22	14	—	—	—	4	40.
Korvetten	1. =	—	—	—	—	6	—	24	30.
	2. =	—	—	20	—	—	—	4	24.
Briggs	1. =	—	—	—	18	—	—	2	20.
Transportschiffe		—	—	—	18	—	—	4	22.

Die Armirung der Dampfer besteht vorherrschend in Bomben= und Granatkanonen, und zum kleinern Theile in langen 30pfündigen Kanonen.

Die wirkliche jährliche Ausrüstung im Frieden beträgt ungefähr $\frac{3}{8}$ bis $\frac{1}{2}$ der gesammten Stärke und dient zum Schutze des Handels, der Fischereien, zu Missionen, Truppen=Transporten u. s. w. überdies befindet sich in jedem Kriegshafen für gewöhnlich eine Reserve von mehreren Schiffen und für das Ganze eine Observationsescadre in Toulon, es sind für diese Zwecke für gewöhnlich daher bemannt 12 bis 15 Linienschiffe, 30 bis 36 Fregatten, 30 bis 36 Korvetten, 60 bis 65 leichte Schiffe und 20 bis 25 Transportschiffe, also zusammen 150 bis 170 Schiffe mit einer Besatzung von 30 bis 35,000 Mann. Die Stationen der französischen Kriegsmarine sind die Levante, Tunis, Algier, die Küsten Italiens, Spaniens, die Antillen, der Golf von Mexiko, Brasilien, La Plata, Cayenne, der stille Ozean, die Marquisen, Gesellschaftsinseln, Neufoundland, Island, Bourbon, China und Neuseeland. Die Observationsescadre von Toulon geht während der Sommermonate ins mittelländische Meer, um Offiziere und Unteroffiziere in allen taktischen Manövers zu üben. Gegenwärtig hat Frankreich außer seinen gewöhnlichen Schiffsstationen, welche zum Theil namhaft verstärkt worden sind, noch fünf bedeutende Escadres von folgender Stärke in See:

	Linienschiffe.	Fregatten.	Korvetten.	Leichte Schiffe.	Summa.	
a) Im baltischen Meere	9	10	3	9	31	mit 1266 Kan., wovon 12 Dampfer.
b) „ schwarzen „	15	8	3	3	29	„ 1610 „ „ 16 „
c) „ griechischen Archipel	—	2	3	9	14	„ 146 „ „ 10 „
d) Transport-Division in Toulon	—	9	8	—	17	„ 17 „
e) Reserve-Escadre in Toulon	14	—	—	—	14	„ 1390 „ „ 8 „
Summe	38	29	17	21	105	63 Dampfer.

Die Reserve-Escadre ist noch in der Ausrüstung begriffen, die Transport-Division vermag 13,000 Mann aufzunehmen. Die eingeschifften Equipagen mögen sich auf 60 bis 70,000 Mann belaufen.

Das Personal der Marine, das wir schließlich aufzuführen haben, ist eins der wichtigsten Glieder, da es nicht wie das todte Material lediglich durch Geld zu erlangen ist, sondern der wichtige Faktor der Zeit hier mit in Rechnung zu ziehen ist. Die Pflanzschule jeder Kriegsmarine ist die Handelsmarine, die Ausdehnung der letzteren bedingt zugleich die der ersteren. Der Normaletat der französischen Kriegsmarine beläuft sich nach dem Etat von 328 Kriegsschiffen auf nicht weniger als 96,380 Mann, vom Kapitän bis zum Schiffsjungen herab, die sich wie folgt vertheilen:

An Offizieren und Beamten der organisirten Korps	4,684	Individuen.
„ „ der Marine-Inskription	11,678	„
„ Matrosen „ „ „ $^1/_3$ . . .	46,383	„
„ Leuten der allgemeinen Konskription für Linien-Equipagen, der Artillerie und Infanterie $^2/_3$	23,469	„
„ Schiffsjungen	8,496	„
„ Mechanikern und Heizern	1,670	„
Summe:	96,380	Individuen.

Dieser von den Reglements vorgeschriebene Etat zerfällt in die organisirten Korps, die im Frieden präsent und vollzählig sind und in die Marine-Inskription, wozu alle Seeleute gehören, die im Bedarfsfalle (analog den Mobilisirungen der Landarmeen) die Lücken ausfüllen und auch in Friedenszeiten durch eine jährliche Aushebung den Marine-Etat bilden helfen. Die organisirten Korps haben folgende Normalcadres:

2	Admirale (im Kriege 3).
10	Vice-Admirale.
20	Kontre-Admirale.
100	Linienschiffs-Kapitäne.
230	Fregatten-Kapitäne.
650	Linienschiffs-Lieutenants.
600	„ -Fähnriche.
200	Aspiranten 1. Klasse.
1822	Schiffsoffiziere.

Hierzu ein Reserve-Cadre von Vice-Admiralen (1852: 7) und Kontre-Admiralen (1852: 12), ferner Aspiranten 2. Klasse (gewöhnlich 100 bis 120) und endlich Volontäre 1. und 2. Klasse, die unter den Offizieren und Kapitäns der Handelsmarine je nach Bedarf rekrutirt werden.

110 Individuen der Schiffsbau-Ingenieure.
18 Ingenieurs-Hydrographen (für die Küstenaufnahmen).
16 Ingenieure des ponts et chaussées.
561 Aerzte, Chirurgen, Apotheker.
1,011 Individuen der Verwaltungs- und Verpflegungsbranche.
13 Schiffsgeistliche.
62 Professoren der verschiedenen Lehranstalten.
298 Mann Hafen-Gensd'armerie.
3,483 " Artillerie in 23 Artillerie- und 6 Arbeiterkorps mit 1 General, 25 Stabs-, 162 Oberoffiziere und 3295 Mann.
12,351 Mann Marine-Infanterie in 3 Regimentern, à 40 Kompagnien, mit 1 General, 48 Stabs-, 443 Oberoffizieren und 11,859 Mann.

Die Linienequipagen in 5 Divisionen (in den 5 See-Präfekturen) mit 180 permanenten Kompagnien, 7 Depot-Kompagnien und so vielen provisorischen Kompagnien, als für die jeweiligen Ausrüstungen nothwendig sind. Hierzu noch 2 Kompagnien Matrosen-Kanoniere, 4 Kompagnien Schiffsjungen und 2 Kompagnien Heizer und Mechaniker für die Dampfmarine. Jede Kompagnie (permanente oder provisorische) der Linienequipage zählt einschließlich der Chargen 103 Mann, darunter 60 wirkliche Matrosen der Marine-Inskription und 26 der allgemeinen Konskription. Dieselben sind zur Bemannung der auszurüstenden Kriegsschiffe bestimmt und es werden auf jedem derselben so viel Kompagnien embarquirt, als dessen Rang erfordert. 1760 Mann des Korps der Marine-Unteroffiziere und eine Disziplinar-Kompagnie von verschiedener Stärke bilden den Rest. Die Marine-Inskription, von Ludwig XIV. im Jahr 1683 organisirt, umfaßt alle wirkliche Seeleute bis zum 50. Lebensjahre, die von eigenen Behörden in besondern Matrikeln eingetragen und fortwährend in Evidenz erhalten werden. Sie liefert die reglementsmäßigen $^2/_3$ der Schiffsbesatzungen, deren Größe sich nach den Bedürfnissen des Dienstes richtet. Die Stärke der in den Matrikeln verzeichneten Seeleute bis zum 50. Jahre betrug in den Jahren 1825: 94,611, 1853: 152,565 Mann; worunter ungefähr 14 bis 15,000 Professionisten sind. Selbstverständlich nimmt der Staat von dieser namhaften Zahl höchstens die Hälfte oder $^3/_5$ für die Kriegsmarine in Anspruch, weil man die Handelsmarine nicht vollständig von Matrosen entblößen kann. Im Nothfall geben die Matrosen über 50 Jahre (1845: 23,476 Mann) und selbst die Invaliden und Pensionisten (1845: 11,155 Mann) eine beachtenswerthe Aushülfe. Die Stärke der Bemannung der französischen Kriegsschiffe ist folgende:

1) Segelschiffe:

Linienschiffe zählen je nach dem Range	677—1087	Mann.
Fregatten " " " " "	326— 513	"
Korvetten " " " " "	110— 228	"
Briggs " " " " "	92— 113	"
Leichte Schiffe " " " " "	61— 74	"
Transportschiffe " " " " "	45— 154	"

2) Dampfschiffe:

Linienschiffe zählen je nach dem Range	500—600	Mann.
Fregatten " " " " "	350—400	"
Korvetten " " " " "	120—180	"
Avisos " " " " "	36— 80	"

Außer dem Personal und Material hat die Marine-Verwaltung auch die Erweiterung und Verbesserung von Kriegshäfen wesentlich ins Auge gefaßt; die vornehmsten sind: der Damm und das Arsenal von Cherburg, ein wahres Riesenwerk, welches 1784 begonnen und erst 1853 vollendet wurde und im Ganzen $67\frac{1}{2}$ Millionen Franken kostete; dann der Hafen von Toulon, für dessen Erweiterung und Ausbaggerung 1841 $13\frac{1}{2}$ Millionen Franken bestimmt wurden; endlich der Hafen von Vendres, der mit $2\frac{1}{2}$ Millionen Franken Aufwand zu einem Zufluchtshafen umgeschaffen wurde. Die außerordentlichen und beträchtlichen Ausgaben für die Küstenbefestigung fallen nicht ins Ressort der Marine-, sondern der Kriegsverwaltung.

Jean Baptiste Baison wurde am 14. Oktober 1812 in Hattersheim bei Mainz geboren. Sein Vater, der Sohn vermögender französischer Ausgewanderter, verlor den letzten Rest des Familienvermögens durch den Krieg. Russen, welche die fliehenden Franzosen bis zum Rhein verfolgten, steckten sein Haus in Brand, ohne daß er etwas von dem Seinigen hätte retten können. Gänzlich verarmt, mußte er es für ein Glück rechnen, daß ihm in Mainz, wohin er sich um Unterstützung gewandt hatte, eine der untern Polizeistellen zu Theil wurde, die ihm einen nothdürftigen Unterhalt gewährte. Wurde Baison's Kindheit unter solchen Umständen eine freudenleere, so machte das Benehmen des Vaters sie noch trauriger. Dieser Mann mißhandelte seine Familie gewohnheitsmäßig, namentlich die Kinder, bei denen er nicht den Widerstand fand, welchen die Mutter derselben ihm entgegensetzte. Die frische Jugendkraft hielt Jean Baptiste nicht blos aufrecht, sondern verlieh ihm auch den Muth zu allerlei tollen und übermüthigen Streichen, die ihn zum Muster der Straßenjugend machten. Seine außerordentliche Gewandtheit und Erfahrung in allen körperlichen Uebungen unterstützte ihn dabei bedeutend. Von zwei Messerklingen verfertigte er sich Schlittschuhe, auf denen er mit seltener Fertigkeit zu laufen verstand; mit der Schlüsselbüchse übte er sich im Schießen und brachte es dabei so weit, daß er auf funfzig Schritte das Schwarze traf. Im Schwimmen brachte er es am weitesten. Mit gebundenen Händen und Füßen ließ er sich in den Rhein werfen, schwamm auch wohl unter kleinen Fahrzeugen durch und ging endlich eine Wette ein, daß er dasselbe Wagniß auch mit einem Dampfschiff ausführen werde. Mit Schrecken sahen die Passagiere des nächsten Boots, das mit voller Dampfkraft den Rhein herabkam, einen mit einer Weidenkrone geschmückten Knaben auf das Schiff zuschwimmen und unter dem Schnabel desselben verschwinden. Aber Baison erschien auf der andern Seite ungefährdet wieder; er hatte seine Wette glänzend gewonnen. Ein anderes Mal badete er im Rhein wider das Verbot seines Vaters, als er diesen plötzlich über die Brücke kommen sah. Um der grausamen Strafe zu entgehen, tauchte er unter und schwamm lange unter dem Wasser fort. Als er endlich emporkam, fand er sich jenseits der Schiffmühlen und war also, ohne es selbst zu wissen, unter ihnen durchgeschwommen.

Als ein Lebensberuf ergriffen werden mußte, bestimmte der katholische Vater ihn zum Geistlichen. Die tiefe Armuth der Familie entschied diese Wahl, denn als künftiger Student der Theologie konnte Jean Baptiste schon als Gymnasiast auf Stipendien rechnen, so daß die Sorge für seinen Unterhalt wegfiel. So schwer er sich zu dem unscheinbaren, an Mühen und Entbehrungen reichen Stande entschlossen hatte, so sehr zogen ihn die wissenschaftlichen Studien an, durch die er sich auf die Weihen vorzubereiten hatte. Er beschäftigte sich mit seinen Büchern auf das emsigste und war bald allen seinen Mitschülern voran. Aber Mainz hatte ein Theater, das in jener Zeit von Hacke mit Geschick geleitet wurde und mehrere tüchtige Mitglieder besaß. Jean Baptiste wurde zu einem fleißigen Besucher dieser verführerischen Anstalt, und je mehr er sich darin gefiel, um so stärker wurde ihm sein Beruf verleidet. Da er nicht darauf rechnen konnte, von seinem Vater seiner Verpflichtungen entlassen zu werden, ergriff er heimlich die Flucht aus dem Seminar,

in das er nach vollendeten Schulstudien eingetreten war. Seine Flucht ging nach Straßburg, wo die Regierung eben — es war im Februar 1831 — jene Fremdenlegion bildete, welche so Viele bitter getäuscht hat, jene légion etrangère, deren Namen der bittere Hohn ihrer Soldaten in légion à étrangler verkehrt hat. Jean Baptiste hatte in diese Legion eintreten wollen, als er aber die von Leidenschaften durchfurchten Gesichter, die abgetragenen Kleider ihrer Mitglieder sah, kehrte er Straßburg den Rücken. Halb die Vorliebe für die Bühne, halb die bittere Noth trieb ihn zu einer Schmiere oder reisenden Schauspielergesellschaft. Ihm war dieser Anfang ein Durchgangspunkt, und er glaubte sowohl etwas Tüchtiges lernen, als ein heiteres poetisches Leben führen zu können. Die frohen Hoffnungen, die er hegte, sprechen sich in dem Namen Fröhlich aus, den er sich als Schauspieler beilegte. Wie bitter wurde er enttäuscht! Bei den Schmieren herrscht durchgängig eine bodenlose Gemeinheit, gepaart mit einer Lebensnoth, wie sie kein anderer Stand so nagend empfindet. Sehr oft ohne den nothdürftigsten Lebensunterhalt, verfolgt von Gläubigern, die ein Paar Groschen zu fordern haben, von den Behörden mißtrauisch, von den Bürgern verächtlich angesehen, ohne Interesse für die Kunst und nur an kleinliche Triumphe der persönlichen Eitelkeit denkend, entschädigt sich der große Haufe der wandernden Schauspieler für seine Nöthen durch lasterhafte Genüsse. Nur selten wird ein begabter Künstler gezwungen, auf dieser untersten Staffel der Schauspielerei zu beginnen, und ein solcher Mann darf sich glücklich schätzen, wenn von dem Schmutz, mit dem er sich täglich berührt, nicht etwas an ihm haften bleibt.

Baison, der später mit vollem Recht zu unsern ersten Künstlern gerechnet wurde, zeichnete sich anfangs nicht einmal unter den kleinen Lichtern der Schmieren aus. Als eines der unbedeutendsten Mitglieder schleppte er sich unter der Masse hin. Sein erster Direktor ging zu Grunde, wie es bei dem zweiten aussah, sagt Baison's Tagebuch, das sein ungenannter Biograph veröffentlicht hat. „Der Direktor“, schreibt Baison, „trägt selbst die Zettel und pappt sie an; die erste Liebhaberin singt Abends im Wirthshaus, und ihr Vater geht mit dem Teller herum und sammelt. Lauter arme Kerls. — Heute wurde aufgeführt „Der Schutzgeist“; ich mußte darin Otto, den deutschen Kaiser, spielen; bekam die Rolle erst Mittag zwei Uhr und Abends sollte die Vorstellung sein. Ich spielte ihn. Auf meinen Theil fielen 29 Kreuzer. Otto! Otto! 29 Kreuzer.“ Wenige Tage später bekam der Heldenspieler mit der Polizei zu thun. „Gestern Abend“, fährt er fort, „ging ich in ein Bierhaus, da kam ein Gensd'arm und forderte mir meinen Paß ab. Ich gab ihn, allein er war abgelaufen, und deshalb nahm er mich fest und steckte mich ein. Ich mußte die ganze Nacht im Loch stecken bleiben, und Morgens um sieben Uhr kam der Kerl und holte mich ab nach Weilheim aufs Landgericht. Hölle! Um $2\frac{1}{2}$ Uhr kamen wir an; ich parlirte furchtbar und erhielt darauf visirt nach Murnau.“ Die Tageseinnahmen fielen auf sieben, auf vier Kreuzer, und Baison hatte in sein Tagebuch zu schreiben: „Ich logire hier bei einer Frau, die hat den Teufel im Leibe; so eben hat sie mir angekündigt, daß ich nichts mehr zu essen bekommen werde. Nun Glück zu, ich werde doch leben. Vor mir liegt ein Stückchen Brod, und ein Schoppen Wasser steht dabei; ein herrliches Nachtessen, guten Appetit!“ Daß Baison in solchen Lagen den Muth verlor und sogar an seinem Beruf zum Schauspieler zweifelte, läßt sich leicht begreifen. Am nächsten Tage nach jenem kümmerlichen Abendessen legte er in sein Tagebuch eine erschütternde Klage nieder: „Einen guten Morgen! Es liegt mir nichts mehr an meinem Leben — Schauspieler bin ich nicht — viel glaube ich nicht zu werden — o! hätte ich ein Handwerk gelernt und wäre ein roher Kerl geblieben, da wäre mir besser. Welch ein Leben beim Theater als Anfänger, und gar bei solch einem. Fürs Souffliren habe ich mich nicht engagiren lassen, drum will ich machen, daß ich wegkomme. Noch nicht ein-

mal satt zu essen! Diesen Abend wird der Dorfbarbier aufgeführt. Ich wollte, ich wäre nie Schauspieler geworden."

Baison war jetzt zwei Jahre mit dieser oder jener Schmiere in der Schweiz, im südlichen und mittleren Deutschland umhergereist, und noch immer hatte er kein Talent gezeigt. Im Frühjahr 1833 hatte er in Halle eine Anstellung gefunden und sollte mit Fräulein Reimann — der spätern, als Künstlerin geachteten Frau Dessoir — in der Jungfrau von Orleans auftreten. Die Reimann gab die Jungfrau, er spielte den König, und so schlecht, daß die Reimann sich weigerte, fortzuspielen, wenn er die Rolle behalte. Mitten in einer Rede, die er vortrug, kehrte sie ihm den Rücken und rief dem Direktor zu: „Mit diesem Esel kann ich nicht spielen!" Der Direktor, ein roher und ungebildeter Mann, dabei ängstlich bemüht, sich dem nutzenbringenden Gaste angenehm zu machen, fuhr mit Heftigkeit auf Baison los, nahm ihm die Rolle ab und schrie ihm zu: „Sie sind entlassen, Sie Esel." Dieser Schimpf erschütterte Baison so gewaltig, daß ein Blutsturz die Folge war. Er wurde dadurch an den Rand des Todes gebracht und lag lange einsam und hülflos in einer Dachkammer. Die qualvollen Stunden und Tage, die er nach der brutalen Szene verlebte, waren glücklicher Weise das Ende seines Elends. Plötzlich brach sein Talent hervor, allerdings im Anfange ohne ihm große Erleichterung zu verschaffen, denn in Lauchstädt, wo Baison zum ersten Male der Liebling des Publikums wurde, wirthschaftete abermals eine Schmiere, die noch dazu „aus dem Leime ging."

Eine Beschäftigung bei der Magdeburger Bühne, welche von dem bekannten Sonderling Graf Hahn-Hahn geleitet wurde, verschaffte Baison endlich eine anständige Stellung. Eine höhere Laufbahn war ihm geöffnet und er durchmaß sie mit rascheren Schritten. Der Versuch, in Hamburg beschäftigt zu werden, mißlang allerdings, aber auch in Danzig, wohin sich Baison nun wandte, herrschte ein künstlerisches Streben. Er spielte den Hamlet und andere bedeutende Rollen, übernahm auch später die Regie und legte dadurch den ersten Grund zu seinen bedeutenden technischen Bühnenkenntnissen. Zerwürfnisse, bei denen die Schuld nicht an ihm lag, bestimmten ihn, nach einem Jahre Danzig heimlich zu verlassen und nach Hamburg zu gehen, wo ihm der alte Schmidt unter der Bedingung, daß er dem Publikum gefalle, eine Anstellung angeboten hatte. Baison gefiel, und zwar mehr, als er mit seinen kühnsten Erwartungen gehofft hatte. Er, der vor kaum mehr als einem Jahre als unbrauchbarer „Esel" von einer Schmiere fortgejagt worden war, galt jetzt für den Ersten in einem ausgezeichneten Künstlerkreise. Sein Talent äußerte sich mit der ganzen Spannkraft, die ein erster glücklicher Erfolg verleiht, und wenn seine spätern Darstellungen auch durchdachter und abgerundeter waren, so fehlte ihnen doch die Frische, durch welche diese ersten Leistungen einen eigenthümlichen Reiz erhielten. Von Hamburg aus machte er sich durch Gastrollen bekannt, die sich nach und nach auf die namhaftesten Bühnen Deutschlands erstreckten. Er gefiel überall, allein sein Wunsch, an einem Hoftheater angestellt zu werden, erfüllte sich nirgends. Daß er diesen Wunsch, nachdem er Gatte und Vater geworden war, immer lebhafter hegte, darf man ihm nicht verargen. Nur unsere Hoftheater, die auch manchen üblen Einfluß auf die Kunst ausüben, geben dem Schauspieler die sichere Aussicht auf ein sorgenfreies Alter, die er selbst bei den besten Stadttheatern entbehrt. Einmal glaubte Baison sein Ziel erreicht zu haben. Man berief ihn nach Dresden, jedoch machte man so viele Bedingungen, die ihm als beengend erschienen, daß er das Vertragsverhältniß, nachdem es kaum entstanden war, wieder löste.

Von den Hoftheatern zurückgewiesen, dachte Baison an eine Verbindung mit der jungen Literatur. Er wollte den Versuch der Gründung eines deutschen Theaters erneuern, dessen Scheitern in Düsseldorf unter Immermann's Aegide noch im frischesten Andenken war. Er dachte, daß eine innige Vereinigung der besten Schriftsteller mit den besten Schauspielern nothwendig zum Ziele führen müsse,

und trug sich mit dem Gedanken bis fast an sein Lebensende. Bis zur Ausführung kam es nicht, und nur die Frucht entstand, daß Baison mehrere der jüngern Schauspieldichter, unter denen wir Gutzkow hervorheben, mit den Anforderungen der Bühne bekannt machte. Mit Gutzkow blieb Baison am längsten in Verbindung, theils in Hamburg, theils in Frankfurt am Main, wo beide abwechselnd lebten. Von 1847 an übernahm Baison gemeinschaftlich mit Maurice die Hamburger Bühne. Leider müssen wir sagen, daß von diesem Augenblicke der Verfall einer Anstalt datirt, die sich unter dem alten Schmidt stets auf einer achtbaren Höhe behauptet hatte. Maurice wollte nichts als Geld verdienen und Baison, mit einer ungewissen Zukunft vor Augen, verfolgte eben dasselbe. Schon zu Anfang, als er Robert Prutz zum Dramaturgen machte, um seiner Direktion den Anschein künstlerischer Zwecke zu geben, steuerte er auf das Geldmachen los, so daß Prutz seine Stelle so schleunig als möglich niederlegte. Baison hatte so prahlerisch ein Neugeburt der gesammten deutschen Bühne durch ihn verkündet, daß die wahre Gestalt seines Unternehmens, die sich nicht lange zu verstecken im Stande war, allgemein verstimmte und sehr unangenehme materielle Folgen herbeiführte. In seinem Unmuth über das Publikum, die Schauspieler, sich selbst wurde er zuletzt auch der Kunst müde. „Die Welt“, schrieb er kurz vor seinem Tode an einen Freund, „die Welt ist von andern Dingen bewegt und läßt sich nicht mehr durch das naive Kunstleben erbauen. Nur die flüchtigen Stunden von sechs bis neun Uhr Abends schenkt sie dem Dichter und Künstler zu ihrer eigenen Erholung und Ergötzung, über diese Zeit hinaus verfallen beide der Vergessenheit, und nur die angezündeten Lampen rufen zu neuem kurzem Leben . . . Welche Anstrengungen werden um ein bischen Lob gemacht, wie viele Besuche abgestattet, wahre Eiertänze ausgeführt, wie viele Gänge und Wege, wie viele Flaschen Champagner und wie viele Geldrollen spendirt, um nur der lieben Eitelkeit zu dienen! Ich gestehe, daß diese traurige Außenseite der Kunst mir schon oft einen Zweifel an dem innern Werth derselben beigebracht und mich lange verstimmt hat, so daß ich unfähig war, ihm zu dienen.“ Eine Kränklichkeit, die im Sommer von 1848 begann, lähmte seine Kräfte gerade in einer Zeit, die es schwierig machte, ein Theater auch nur auf leidlichem Fuß zu erhalten. Er genaß nicht wieder, ein typhöses Fieber machte am 13. Januar 1849 seinen Tagen ein Ende.

Baison spielte erste Liebhaber und Helden. Diejenigen Rollen, in denen der Schauspieler blos der Liebe, der Leidenschaft Ausdruck zu geben hat, waren nicht seine besten, er excellirte in der Darstellung solcher Charaktere, in die der Dichter einen tieferen Inhalt gelegt hat. Shakspeare's Coriolan, Werner und Uriel Acosta in den beiden gleichnamigen Stücken von Gutzkow, Stephan Forster in den Gebrüder Forster von Töpfer, Pyat's Lumpensammler wurden von ihm mit einer Kraft und Wahrheit gegeben, deren Eindruck in dem Gemüth des Zuschauers lange haften blieb. Hoch und schlank gewachsen, mit scharf geschnittenen geistreichen Zügen und schwarzen Augen begabt, deren Glanz zuweilen beinahe stechend wurde, hatte er in der Körpergeschmeidigkeit, die er sich als junger Mensch erwarb, eine gute Hülfe.

Mehmed Pascha Kibrizli, türkischer Großwesir, ist ein Mann von vierzig bis fünfundvierzig Jahren. Er ist in Cypern geboren, und daher stammt der Name Kibrizli oder Cypriot, den man ihm giebt, um ihn von gleichnamigen Türken zu unterscheiden. Sein Oheim, Schatzmeister des Sultans Mahmud, ließ ihn, als er noch ganz jung war, nach Konstantinopel kommen, und verschaffte ihm Eintritt in das Serai, wo der Sultan damals eine gewisse Anzahl von Kindern der besten türkischen Familien erziehen ließ und zu den Regeneratoren seines Reichs bestimmte. In dieser Bildungsschule wuchs Mehmed Kibrizli auf; seine Erziehung war das Werk des reformirenden Sultans, und er seinerseits rechtfertigte die Hoffnungen, die Mahmud auf ihn gesetzt hatte. Er verließ das Serai, um in die kaiserliche Garde zu treten, und wurde bald darauf mit dem

Grade eines Hauptmanns nach Frankreich geschickt, wo er die Kriegskunst studiren sollte. Er verlebte dort mehrere Jahre und diente sogar eine längere Zeit als Rittmeister in einem Dragonerregiment. Bei seiner Rückkehr nach der Türkei wurde er zum Befehlshaber eines Bataillons ernannt und bald darauf nochmals nach Europa geschickt. Dieses Mal erhielten seine Studien eine ungleich größere Ausdehnung, denn er hatte den Auftrag, die verschiedenen Militärsysteme Europa's zu vergleichen. Er verweilte einige Zeit in Deutschland und England, am längsten jedoch in Frankreich. Man war in Konstantinopel mit der Weise, wie er die ihm übertragene Sendung ausführte, so zufrieden, daß man ihn rasch zu dem Grade eines Obersten, dann zu dem eines Brigadegenerals erhob und ihn mit der Errichtung einer Militärschule betraute, ihm dann auch die Leitung derselben übertrug. Bis dahin hatte Mehmed Kibrizli den Beweis einer großen Thätigkeit, einer bedeutenden Intelligenz gegeben. Bald sollte sich eine Gelegenheit zeigen, wo er sich durch seine Energie als einen jener Männer bethätigen konnte, welchen ein Herrscher und ein Volk in der Stunde der Gefahr ihre Rettung anvertrauen dürfen. Ibrahim Pascha bedrohte das Reich, man beschloß die Redifs zu den Waffen zu rufen. Die militärische Organisation, welche den Türken gegenwärtig erlaubt, mit so viel Vortheil gegen die Russen zu kämpfen, war noch ganz neu. Die Redifs, diese beurlaubten Soldaten, welche bei dem Ausbruch eines Kriegs zu den Fahnen zurückeilen müssen und die vor kurzem auf den Ruf des Sultans mit so viel Eifer und Begeisterung sich eingestellt haben, wurden damals zum ersten Male zusammenberufen. In einigen Theilen des Reichs brachen Aufstände aus, die Redifs einer gewissen Anzahl asiatischer Bezirke weigerten sich entschieden, zu marschiren. Mehmed erhielt den Auftrag, sie zum Gehorsam zurückzuführen, und ging, blos von einem Diener begleitet, auf seinen Posten. Durch eine Mischung von Sanftmuth und Festigkeit, die den Grundzug seines Charakters bildet, und indem er bald einschütterte, öfter überredete, verstand er die Widerspenstigen zu unterwerfen, so daß nach wenigen Tagen jeder Widerstand aufgehört hatte und die sämmtlichen Redifs reuig bei den Waffen standen.

Mehmed Pascha wurde darauf nach Syrien geschickt und verwaltete zuerst mit dem Grade eines Divisionsgenerals die Provinz Saint Jean d'Acre, später die Provinz Jerusalem. In diesen Ländern, die von Räubern geplündert, von dem Haß der Stämme und Sekten gepeinigt, von der Zwietracht, den Aufständen und Bürgerkriegen eines eben so barbarischen als kräftigen Lehnsthums zerrissen werden, stellte seine geschickte und feste Hand überall die Ordnung her. Die ältesten und stolzesten Familien unterwarfen sich, und die einzige Macht blieb fortan dem Sultan und dem Gesetz. Inzwischen brach der ungarische Bürgerkrieg aus. Die Serben der Türkei geriethen in Bewegung, man forderte sie von allen Seiten auf, in dem blutigen Drama, das sich vor ihren Augen aufrollte, als Handelnde aufzutreten, und dieser Ruf konnte befolgt werden. Der Sultan brauchte in Belgrad einen energischen intelligenten Mann, der die Neutralität aufrecht erhielt, und wählte Mehmed Pascha. Die Geschicklichkeit, mit welcher dieser seine Aufgabe erfüllte, verschaffte ihm einige Zeit nachher den Gesandtenposten in London und den Rang eines Wesirs. Er blieb in London bis zu dem Schluß der Verhandlungen, bei denen es sich um die ungarischen und polnischen Flüchtlinge handelte. Er befand sich eben auf Urlaub in Konstantinopel, von wo er nach London zurückkehren sollte, als die Nachricht von den scheußlichen Christenverfolgungen in Aleppo die türkische Hauptstadt erreichte. Man hatte bereits die Gewohnheit angenommen, ihm schwierige Sendungen zu übertragen. Der Sultan ließ ihn rufen, gab ihm den höchsten militärischen Grad der Türkei, den Grad eines Muschirs, welcher unserm Feldmarschall entspricht, und ernannte ihn zum Generalstatthalter der Provinz Aleppo. Mehmed ging auf der Stelle mit Truppen ab, um die Aufrührer zu unterwerfen. Es ist bekannt, wie er der Sache des Fortschritts, die in Gefahr gerathen war, zum Siege verhalf, und wie er den

fanatischen Rebellen zeigte, daß die christlichen Unterthanen der Pforte unter dem Regiment Abdul Medschid's auf Achtung und Gerechtigkeit Anspruch machen dürften.

Als seine Aufgabe, dem verletzten Recht Genugthuung zu verschaffen, ihre Erfüllung gefunden hatte, wurde ihm der Oberbefehl über die Armee von Syrien übertragen. In diesem Lande kam eben das Rekrutirungsgesetz zum ersten Male zur Anwendung. Der Widerwille der Araber, im regelmäßigen Heer zu dienen, war der eigentliche Grund des Aufstands von Aleppo, und dieser Aufstand war nicht der einzige. Mehmed Pascha erstickte bald allen Widerstand, und indem er sich persönlich an die Spitze der Truppen stellte, wich er nirgends und brachte aller Orten das Gesetz zur Ausführung. In dem Augenblick nach Konstantinopel zurückberufen, als Fürst Mentschikoff dort erschien, nahm Mehmed Pascha an allen Berathungen der großen Räthe Antheil, welche in jener Epoche stattfanden. Als der Bruch unvermeidlich wurde, erhielt er die Verwaltung der Provinz Adrianopel, die als der Mittelpunkt der ganzen Verproviantirung der Armee von Rumelien bei der drohenden Nähe des Kriegs von unermeßlicher Wichtigkeit wurde. Während der wenigen Monate, die er dort verweilte, bewies er eine wunderbare Thätigkeit und entfaltete die Eigenschaften des geschicktesten Administrators in so hohem Grade, daß er nach dem Unglück von Sinope als Marineminister nach Konstantinopel berufen wurde, auf daß er die türkische Flotte wiederherstelle. Nach wenigen Wochen wurde eine zahlreiche Flotille, bestehend aus Fregatten, Briggs und Korvetten, in den Archipel geschickt, um die Bewegungen der Griechen zu überwachen und die Seeräuberei zu verhindern. Auch die Schiffe von hohem Bord rüstete er mit Schnelligkeit aus, so daß sie mit der englischen und französischen Flotte ins schwarze Meer auslaufen konnten. Die türkische Marine ist wenig zahlreich und war es vom Beginn des Kriegs an, aber wenigstens sind ihre Unglücksfälle nach Möglichkeit ausgeglichen worden. Mehmed Pascha erhielt darauf die Stelle des Großwesirs.

Von einer Charakteristik dieses hervorragenden Türken stehen wir ab. Französische Quellen, die seit dem Ausbruche des russisch-türkischen Kriegs in Konstantinopel nichts als Liebenswürdiges und Vortreffliches finden, nennen ihn einen Mann des Fortschritts, einen Mann von Herz, beseelt von den ritterlichsten, erhabensten, edelsten Gesinnungen, die ein Volk bei seinen Führern zu finden wünschen könne. Intelligenz, energische Thatkraft und große Thätigkeit hat Mehmed Pascha in seiner Laufbahn allerdings an den Tag gelegt.

Karl Albert Graf von Nesselrode, russischer Staatskanzler. Die Nesselrode sind eine alte deutsche Familie katholischen Glaubens, welche in Westphalen und am Rhein reich begütert war und noch ist. Im Herzogthum Berg besaß sie die Erbkämmerer- und Erbmarschallwürde und die Herrschaften Reichenstein und Landskron, welche gegenwärtig eine Standesherrschaft von zwei Geviertmeilen Umfang bilden. Sie theilte sich in die zwei Linien Nesselrode-Reichenstein und Nesselrode-Ehreshofen. Die erstere, welche die ältere ist und auf der westphälischen Grafenbank Sitz und Stimme hatte, verlor in den französischen Revolutionskriegen ihre Güter auf dem linken Rheinufer, wofür sie durch den Reichsdeputationsreceß von 1803 nur unvollständig entschädigt wurde. Die jüngere Linie hatte ihren Sitz auf dem Schlosse Ehreshofen im jetzigen preußischen Regierungsbezirke Düsseldorf, nach welchem Sitze sie auch benannt wird. Unter der Regierung Katharinens II. wandte sich Maximilian Wilhelm Julius Franz Graf Nesselrode-Ehreshofen nach Rußland und erwarb in Liefland Güter. Die Kaiserin schenkte ihm ihr vollstes Vertrauen und übergab ihm mehrere Aemter, unter anderm in der ereignißvollen Zeit von 1789 den Posten eines russischen Gesandten in Berlin. Dieser Mann, über dessen fernere Lebensschicksale und Tod wir nichts auffinden können, ist der Vater des russischen Staatskanzlers.

Karl Albert N. wurde am 2. September 1770 auf einer väterlichen Besitzung

in Liefland geboren. Nach glänzenden Studien im Kollegium der adeligen Garde in Petersburg besuchte der junge Mann, der später über sein Leben einen so lebhaften Schimmer und einen so großen Ruf verbreiten sollte, die Hauptstädte von Europa, um durch das Studium der Thatsachen und die Berührung mit merkwürdigen Männern eine Erziehung zu vollenden, die unter den glücklichsten Anzeichen begonnen hatte. Den ritterlichen Ueberlieferungen seiner Ahnen treu, nahm er Dienst in einem Garderegiment Pauls I. Er brannte vor Verlangen, sich auf einem jener Schlachtfelder auszuzeichnen, auf denen Rußland unter Peter dem Großen und unter der berühmten Katharina einen geachteten Platz unter den europäischen Mächten erobert, sein Gebiet unermeßlich erweitert und den Osmanlis eine Vorahnung des Untergangs gegeben hatte. Doch der junge Graf begann bald einzusehen, daß die Feinheit seines Geistes und die Tiefe seiner Kenntnisse ihn zu einer andern Laufbahn riefen. Er fühlte, daß er seinem Vaterlande durch Arbeiten im Kabinet und bei den diplomatischen Kämpfen eben so gut dienen könne, wie in dem rauhen Leben des Soldaten unter dem Geräusch der Waffen. Er erhielt eine Anstellung im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten und bereitete sich durch ernste geschichtliche Studien auf die Rolle vor, von der sein Ehrgeiz bereits träumte. Es war eine große Zeit, in der er seine diplomatischen Sporen verdiente. Der riesenhafte Ehrgeiz, der furchtbare Despotismus Napoleon's hatten Fürsten und Völker auf das äußerste gebracht, und durch den Untergang des schönsten Heers der Neuzeit mitten in Schnee und Eis war dem geknechteten Europa die Gelegenheit geboten, die unwürdigen Fesseln des Gewaltherrschers abzuschütteln. Graf Nesselrode begleitete seinen Kaiser auf dem Triumphzuge von den sumpfigen Ufern der Beresina bis Paris. Die Bündnisse, welche die vier gegen Napoleon verbündeten Großmächte mit einander einigten, wurden sämmtlich von ihm vermittelt. Er war es, der am 19. März 1813 mit dem Freiherrn von S t e i n, mit dem Fürsten H a r d e n b e r g und S c h a r n h o r s t in Breslau die näheren Bedingungen feststellte, unter denen das am 16. Februar zu Kalisch abgeschlossene Bündniß ausgeführt werden sollte, und am 15. Juni mit Lord Cathcart die Leistung der Subsidien durch England regelte. Auf diesen Reichenbacher Vertrag folgten dann die von ihm und dem Fürsten M e t t e r n i c h gepflogenen Verhandlungen über das Schutz- und Trutzbündniß mit Oesterreich zu Teplitz. Im Jahre 1814 folgte er dem Kaiser Alexander nach Frankreich, wohnte dem Kongreß von Chaumont bei und schloß, als Napoleon's Uebermuth neu hervorbrach, am 1. März die bekannte Quadrupelallianz. Er war einer der drei Bevollmächtigten — Graf O r l o f f und der österreichische Graf P a a r waren die beiden andern — welche mit dem Marschall M a r m o n t über die Uebergabe von Paris verhandelten. Im ersten Augenblicke des Einmarsches der verbündeten Heere in Paris richtete Nesselrode an P a s q u i e r eine Note, in welcher die Freilassung der verhafteten Royalisten gefordert wurde. Der russische Minister bildete mit Metternich und Talleyrand jenes diplomatische Triumvirat, von dem die Geschicke Frankreichs abhingen. Alle Noten, Erklärungen, Adressen, die vom Kaiser Alexander ausgingen, trugen die Gegenzeichnung Nesselrode's und waren von ihm entworfen.

Auf dem Kongresse von Wien trat Nesselrode mit dem ganzen Gewicht auf, das ihm durch das Vertrauen seines Gebieters und durch die neue Machtstellung Rußlands verliehen wurde. Seine hauptsächlichsten Arbeiten bezogen sich auf die Bildung des deutschen Bundes. Er entwickelte aber auch in dem Ausschusse, der sich mit den Maßregeln zur Unterdrückung des Sklavenhandels zu beschäftigen hatte, den Umfang seiner Kenntnisse und Talente. Von ihm rührt ferner die vielbesprochene Note vom 31. Dezember 1814 her, in der Rußland seine Forderungen hinsichtlich der Theilung der polnischen Provinzen und der Einverleibung Sachsens in Preußen formulirte. Bei den verschiedenen Kongressen von Aachen, Troppau, Laibach und Verona, auf denen die Monarchen sich über eine gemeinschaftliche Politik verständigten, erschien Graf Nesselrode regelmäßig als der Begleiter seines

Kaisers. Er leitete jetzt die auswärtigen Angelegenheiten des russischen Reichs allein, denn der Graf Capodistrias, mit dem er sich bis dahin in diese Arbeiten getheilt hatte, war in Folge seiner Sympathien für den griechischen Aufstand beseitigt worden. Auf dem Kongreß von Verona kulminirte die russische Politik, schon im nächsten Jahre erlitt sie eine Schlappe. So emsig bemüht Kaiser Alexander auch war, bei der Zusammenkunft von Czernowitz den österreichischen Monarchen zu gewinnen, und so gewandt Nesselrode in den Konferenzen zu Lemberg sich zeigte, die er mit dem erkrankten Fürsten Metternich abhielt, wurde doch nicht erreicht, daß der deutsche Kaiserstaat seinen richtigen Standpunkt in der orientalischen Frage verließ.

Die vertagten Entwürfe Rußlands gegen die Türkei wurden nach der Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus wieder aufgenommen. In den wenigen Jahren, welche von dem Thronwechsel bis zu dem russisch-türkischen Kriege verflossen, erreichte Graf Nesselrode, der jetzt zum Staatskanzler ernannt worden war, daß Frankreich sich eben so eng wie Preußen an Rußland anschloß, England zu dem untoward event von Navarin mithalf, Oesterreich isolirt wurde. Der Friede von Adrianopel krönte das geschickt begonnene Werk. Es galt nun, der mißtrauisch gewordenen Diplomatie einzureden, daß Rußlands Mäßigung sich mit geringfügigen Vortheilen begnügt habe. Zu diesem Zweck erließ Graf Nesselrode eine Cirkulardepesche, die aber ihr Ziel verfehlte. Von den Antworten der fremden Höfe kennen wir nur die, welche Lord Aberdeen im Namen Englands gab, und diese Antwort weist mit schlagenden Beweisen nach, daß Rußland durch den Traktat von Adrianopel die Selbstständigkeit der Türkei geradezu vernichtet habe. Der Lord macht folgende Bemerkungen: Se. kais. Majestät hatte vor dem Einmarsch in das Gebiet des Sultans erklärt, keine ehrgeizigen oder Eroberungszwecke dabei im Auge zu haben, hatte wiederholt erklärt, es liege ihm die Erhaltung, nicht die Zerstörung des türkischen Reichs am Herzen, und zwar nicht aus einem romantischen Gefühl von Edelmuth, sondern weil dadurch den Interessen Rußlands am besten gedient sei. Entspricht — so fragt nun Lord Aberdeen — der Vertrag von Adrianopel diesen Zusicherungen? Die Antwort auf diese Frage bleibe dem Urtheil Europa's, dem leidenschaftslosen Urtheil des St. Petersburger Kabinets anheimgestellt. Allerdings hätte der Kaiser noch viel härtere Bedingungen stellen können, denn die türkischen Heere seien geschlagen, Konstantinopel bedroht gewesen, und der bedrängte Sultan sei durch die Gesandten Englands, Frankreichs und Preußens damals bewogen worden, der Mäßigung Sr. kais. Majestät vollkommen zu vertrauen. Von einem Mangel an Edelmuth des Siegers könne allerdings nicht die Rede sein, doch scheine der eben abgeschlossene Vertrag, im Gegensatz zu den gemachten Zusicherungen, die Interessen, die Macht, die Würde, die gegenwärtige Sicherheit und die zukünftige Unabhängigkeit des osmanischen Reichs gefährlich zu bedrohen. Rußland — das müsse zugegeben werden — verlange im vorliegenden Traktat keine bedeutenden Gebietsvergrößerungen, was die geographische Ausdehnung betrifft; desto wichtiger seien sie ihrem Charakter nach, insofern es dominirende Positionen einnimmt, die weit wichtiger als der Besitz öder und entvölkerter Provinzen sind. Die Abtretung der asiatischen Festungen sichern Rußland nicht nur die Ostküste des schwarzen Meers, sondern die Kontrole über ganz Kleinasien, die Schlüssel von Persien und der türkisch-asiatischen Provinzen, die Möglichkeit seine Eroberungen ohne namhafte Hindernisse gegen Osten oder Westen, nach Teheran oder auch nach Konstantinopel ausdehnen. Die Walachei und Moldau seien faktisch unabhängig gemacht; denn dem Sultan sei die Macht benommen, selbst den stipulirten Tribut einzutreiben, oder dem auf Lebenszeit zu wählenden Fürsten seine Anerkennung vorzuenthalten. Die wichtigsten Festungen seien von Konstantinopel künftig abgeschnitten; die Herrschaft der Donau gehöre fortan den Russen, Serbien sei vom türkischen Reich so viel wie losgelöst; die Erhaltung des europäischen Friedens von der unberufenen Anmaßung eines russischen Beamten abhängig gemacht; ja sogar das Recht, in

türkisches Gewässer einlaufende Schiffe zu untersuchen — ein Recht, das keinem selbstständigen Staat vorenthalten werden dürfe — sei dem Sultan genommen worden. Hätte Rußland sich das Recht bedungen, seine Truppen jederzeit, unabhängig von der Genehmigung des Sultans, durch türkisches Gebiet marschiren zu lassen, es wäre kaum gefährlicher und erniedrigender für die Türkei gewesen. Solche Bedingungen seien nicht nur destruktiv für die Souveränetät und gefährlich für die Sicherheit der Pforte, sondern es liege ihnen die augenfällige Tendenz zu Grunde, die Stellung und die Interessen aller Seestaaten im Mittelmeer zu beeinträchtigen, und dürfte die allerernsteste Erwägung dieser Staaten erheischen. Es lasse sich unmöglich annehmen, daß Stipulationen, wie die vorliegenden sind, mit dem Wunsch Sr. kais. Majestät, die Unabhängigkeit der Türkei aufrecht zu halten, vereinbar seien.

Die Folgen, zu denen Rußlands „Uneigennützigkeit" wahrscheinlich führen mußte, wurden durch die Julirevolution beseitigt. Der Sturz einer der ältesten Dynastien Europa's und die Verbreitung der revolutionären Ideen bis an die altrussische Grenze erzeugten neue und ernstere Verwicklungen, deren Ausnutzung durch die russische Diplomatie nicht auf sich warten ließ. Graf Nesselrode spielte ein doppeltes Spiel. In den Kongressen von Teplitz, München-Grätz und Prag stachelte er die beiden deutschen Großstaaten gegen die Ausschreitungen der konstitutionellen Mittelstaaten und empfahl die Aufnahme Rußlands in den deutschen Bund, wo es für seine ehemals reichsunmittelbaren deutschen Ostseeprovinzen Sitz nehmen und als dritte Großmacht das konservative Element stärken könne. Bei den Mittelstaaten hinwieder warnte er vor Preußen und Oesterreich, welche die kleineren Reiche ihrer Willkür unterwerfen wollten, um später mit der Mediatisirung leichteres Spiel zu haben. Man hat die „Europäische Pentarchie", in der ganz offen ein Protektorat Rußlands über die deutschen Mittelstaaten empfohlen wird, apokryph genannt, aber diese berüchtigte Schrift enthält nicht mehr, als was in dem „Memorandum" Nesselrode's von 1834 an die kleineren deutschen Höfe zu lesen ist. Wenige Jahre später wurde Deutschland von Frankreich bedroht, und Rußland bot weder den kleinen noch den großen Staaten seine Hülfe an. Ein paar Noten Nesselrode's an Thiers sind die wirkliche Kriegshülfe, welche Rußland in der Krisis von 1840 geleistet hat.

Die „Pentarchie", die Einwirkungen Rußlands auf die Slawen und andere Verhältnisse mehr hatten ein etwas kaltes Verhältniß der österreichischen und preußischen Diplomatie gegen die russische zur Folge gehabt. Unter diesen Umständen erfolgte im Jahre 1844 die Reise Nesselrode's nach London, „um die Bäder von Brighton zu gebrauchen." Was schon damals vermuthet wurde, daß ein vierundsiebenzigjähriger Staatsmann nicht dreihundert Meilen weit aus den hyperboräischen Regionen und so dicht hinter seinem kaiserlichen Gebieter her, daß er diesem fast auf die Fersen trat, herreisen werde, blos um seine alten Glieder in Salzwasser zu tauchen und sich am Whisttische von seinen Geschäften zu erholen, das ist durch die Veröffentlichung der geheimen Korrespondenz zur Gewißheit geworden. Graf Nesselrode kam nach England, um durch ein englisch-russisches Bündniß jene Theilung der orientalischen Welt zu stipuliren, von der Kaiser Nikolaus so eben die ersten Andeutungen hatte fallen lassen. Aber die englische Diplomatie zeigte nicht die mindeste Neigung, eine Allianz einzugehen, bei der nicht dem englischen Löwen, sondern dem russischen Adler der Löwenantheil zugefallen sein würde, und Graf Nesselrode bekam sogleich einen neuen Faden einzufädeln. Vielleicht waren die Thüren des Kabinets der Tuilerien leichter verschlossen, wie die des Kabinets von St. James; der Versuch lohnte der Mühe. Frankreich ist ein katholischer Staat, und Graf Nesselrode nahm daher seinen Weg über Rom. Er hatte dort noch ein zweites Geschäft, nämlich der katholischen Kirche, die bis zu diesem Augenblicke in Rußland auf eine beispiellose Weise mißhandelt worden war, Zugeständnisse anzubieten, vorausgesetzt, daß Pius IX. von seinen Ideen zeitgemäßer Reformen abstehe. Diese römische Reise Nesselrode's fällt in das Jahr 1846, im folgen-

den Jahre schickte Kaiser Nikolaus der französischen Regierung die Millionen, welche gleich darauf für die Getreideeinkäufe nach Rußland zurückgingen. Ein französisch-russisches Bündniß war dem Abschlusse nahe, als die Februarrevolution die feingesponnenen Fäden durchschnitt.

Rom durfte sich nicht rühmen, die Gunst der russischen Diplomatie errungen zu haben. Ein Memorandum Nesselrode's vom März 1848 wiederholte mit stärkerer Betonung denn je die Bezeichnung der katholischen Kirche als der „lateinischen Revolutionskirche." Ihren Dienern wurde nachgesagt, daß sie „sich der Gnade der Revolution rühmten, ihre Gewaltthaten lobpriesen, um sie sich gnädig zu erhalten, und mit dem revolutionären Lügensystem in einen offenen Bund träten, ohne ihm doch den geringsten Glauben zu schenken." Die strategische Stellung, welche Rußland unter dem Vorwande, die walachische Revolution niederzuwerfen, in den Donaufürstenthümern nahm, und die ungarische Revolution gaben Nesselrode's Feder abermals viel Beschäftigung. Er war von der Vermittlung Rußlands in der preußisch-österreichischen Verwicklung kaum zur Ruhe gekommen, als er auf Reisen ging. Nach so vielen vorhergegangenen Mühen darf es ihm nicht verargt werden, daß er die beiden großen deutschen Höfe mied und vielmehr die Höfe von Dresden, Stuttgart und München besuchte, dieselben, welchen er sechszehn Jahre früher die Warnung hatte zukommenlassen, daß Preußen und Oesterreich auf eine Unterdrückung der Mittelstaaten sännen. Im Jahre 1852 dehnte er seine Reisen bis zu den neapolitanischen Staaten aus. Hat eine anscheinend gut unterrichtete Stimme der „Allgemeinen Zeitung" Recht, so machte Graf Nesselrode von der Besiegung des ungarischen Aufstandes an bedenkliche Stylrückschritte. Der Nestor der Diplomatie soll in seinen für Oesterreich bestimmten Depeschen trockener, schrofferer geworden sein und eine starke Vernachlässigung der hergebrachtesten Höflichkeitsformen an den Tag gelegt haben. Um so bewunderungswürdiger glänzt seine stylistische Gewandtheit in den Aktenstücken, welche auf die neueste orientalische Frage Bezug nehmen. Diese Aktenstücke sind Jedermann zur Hand, und es kann sie Jeder nachlesen, wer ein leises Umdrehen der Wahrheit zu beobachten liebt. Bewunderern solcher diplomatischer Künste empfehlen wir besonders die Cirkulardepesche vom 20. Juni (2. Juli) 1853, welche sich über die redlichen Absichten Rußlands gegen die Türkei verbreitet.

Nesselrode ist als vierundachtzigjähriger Greis in das Kriegsjahr 1854 getreten. Schon zehn Jahre früher bezeichnete ihn das Morning Chronicle als einen Mann von gebrechlicher Gestalt und schwacher Gesundheit. Von kleiner beweglicher Gestalt, ist er ein trockener gesetzter Charakter, der sich in einen undurchdringlichen Ernst hüllt. Er ist das Haupt der deutschen Partei in Rußland. Da die Nesselrode Grafen des heiligen römischen Reichs sind, so versuchte er verschiedene Male mit Glück die Gnade abzulehnen, sich als einen russischen Grafen betrachten zu dürfen. Jedoch würde er mit der größten Selbstverleugnung die Fürstenwürde annehmen, wenn man ihm diese zu ertheilen gesonnen wäre. In solcher Erwartung begnügt er sich unterdessen mit jenen ungeheuren Besitzungen im Westen und Süden Rußlands, welche ihm von der kaiserlichen Freigebigkeit geworden sind, und hängt mit großer Leidenschaft an seinen Musterschäfereien. Niemand kennt den Kaiser besser, als der greise Staatskanzler, und da er die felsige Bucht seit Jahren sondirte, so hütet er sich, an den bekannten Felsenriffen zu stranden. Graf Nesselrode ist allmächtig, tönt ihm jedoch die Phrase: Je persiste entgegen, so entwickelt er eine Elastizität, die bis zu den wunderbarsten Gegensätzen emporrankt. Die Karten sind seine zweite Leidenschaft.

Unter Verantwortlichkeit des Ergänzungsblätterverlags in Meißen. — Redakteur Dr. Fr. Steger.
Druck von A. E. Cato in Meißen.

Die neutrale Schifffahrt im Kriege. Im Seekriege herrschen eigenthümliche Grundsätze. Alles feindliche Eigenthum der Privaten wie des Staats so wie auch gewisse neutrale Güter zur See sind dem Erbeutenden verfallen. Wie aber das Völkerrecht überhaupt unbestimmt und schwankend ist, so sind auch die Rechte und Verhältnisse der neutralen Flagge keineswegs fest bestimmt, und nimmt man nicht den geschichtlichen Gang zu Hülfe, so geräth man in ein Labyrinth, in dem der leitende Faden fehlt. Die Geschichte giebt uns den besten Anhalt, indem sie uns die Entstehung und die verschiedenen Wandlungen der Hauptgrundsätze kennen lehrt, so daß wir bei der Beurtheilung der Gegenwart auf schon Bekanntes stoßen und selbst einen Blick in die Zukunft thun können. Allerdings würde gerade die Geschichte am meisten verwirren, wenn man sich in das Wirrsal der Streitfragen, die im Verlauf der Zeit entstanden sind, einlassen wollte. Diese Streitfragen findet man in einer Menge von Werken gründlich erörtert, und auf diese Schriften müssen wir verweisen. Unsere Leser können sich in Kaltenborn, Grundzüge des praktischen Seerechts, mit den Titeln der wichtigsten derselben bekannt machen. Die allgemeinen Grundzüge enthalten: Rau, Völkerrecht, Pöhls, Seerecht, Heffter, das europäische Völkerrecht der Gegenwart, Wheaton, Eléments du droit international und Histoire du droit des gens, James Reddie, researches historical and critical in maritime international law, Jouffroy, droit maritime, Hautefeuille, des droits et des devoirs des nations neutres en temps de guerre maritime, v. Martens, Erzählungen merkwürdiger Fälle aus dem europäischen Völkerrecht u. a. m.

Ehe sich in der modernen Zeit große Kriegsflotten auszubilden und eine Basis der Staatsmacht zu werden anfingen, wendete man auf den Seeverkehr die allgemeinen Rechtsgrundsätze an. Im Kriege galt die Uebung, feindliches Gut, wo man es fand, also auch auf neutralen Schiffen, wegzunehmen, dagegen neutrales Gut auch auf feindlichen Schiffen zu achten. Dies drückten die beiden Rechtssprüche aus: Frei Schiff, unfrei Gut; unfrei Schiff, frei Gut. Diese Sätze finden sich im Consolato del Mare,*) das allerdings für das internationale Verhalten der Staaten kein normgebendes Gesetz war, aber von fast allen Staaten beachtet wurde. Sie galten bis zum Ende des Mittelalters fast unumschränkt. Die Entdeckung Amerika's und des Seewegs nach Ostindien erzeugten eine Seeherrschaft Spaniens und Portugals und zugleich den Gedanken „geschlossener Meere." Spanien und Portugal wollten die übrigen Staaten von jeder Benutzung der von ihnen entdeckten Meere ausschließen. Durch Drake und Raleigh, durch die Holländer und durch die Bukkaniere wurde dem völkerrechtlichen Satze von Hugo Grotius, daß das Meer keinen Souverän habe (mare liberum), Geltung verschafft. Die verschiedenen Staaten, welche nach der Beseitigung der iberischen Oberherrschaft auf dem Meere mächtig wurden, hielten sich das Gleichgewicht. Mit ziemlich gleichen Kräften gegen einander ringend, thaten Frankreich, Holland und England, Schweden und Dänemark, Venedig in den Kriegen gegen die Türkei, das Möglichste, ihre Kriegsflotte stark zu machen, und erkannten sehr bald die Handelsmarine als die Basis der Kriegsmarine. Das Recht der Neutralen

*) Das Consolato del Mare ist die Basis aller gegenwärtigen Seerechte von Europa. Es ist eine Zusammenstellung der seerechtlichen Satzungen der romanischen Völker am Mittelmeer; Zeit, Ort, Verfasser und besondere Veranlassung der Zusammenstellung sind unbekannt. Wahrscheinlich ist es nach 1270 abgefaßt worden, und zwar in katalonischem Dialekt, der damals auch in einem Theile von Südfrankreich gesprochen wurde. Der erste Druck ist von 1494. Im Norden behauptete großes Ansehn das Seerecht von Wisby, das jedoch nicht so wissenschaftlich und so vollständig ist.

erhielt dadurch eine wichtige Umgestaltung. Um nämlich die Frachtschifffahrt den eigenen Schiffen zuzuwenden, verließen die Seestaaten die Grundsätze des Consolato del Mare und stellten folgende Regeln auf:

1) Frei Schiff, frei Gut (das Schiff deckt die Ladung, le pavillon couvre la cargaison).

2) Unfrei Schiff, unfrei Gut (la robe d'ennemi confisque celle d'ami).

Da man fühlte, daß die Bestimmungen des Völkerrechts nur durch Verträge zwischen den Staaten wahre Rechtskraft erlangen könnten, sicherte man die Regel: Frei Schiff, frei Gut, durch verschiedene Vereinbarungen. Diese Regel wurde anerkannt in den Verträgen von Frankreich und Holland mit der ottomanischen Pforte von 1604 und 1612, von England und Portugal 1642, von England und Frankreich 1655 und 1677, von England und den Niederlanden 1668, von England und Schweden 1656, von Frankreich und den Hansestädten 1655, von Portugal und den Niederlanden 1661, von Frankreich und den Niederlanden 1662, von Schweden und den Niederlanden 1675. Auch der Utrechter Friede von 1713 bestätigte den Grundsatz: Frei Schiff, frei Gut, der nunmehr einen allgemeinen gültigen Rechtssatz des Völkerrechts ausmachte. In Kriegen kamen indessen Abweichungen vor, namentlich stellte Frankreich wiederholt die Regel auf: Das neutrale Schiff verfällt, wenn es feindliche Güter geladen hat. Selbst nach dem Utrechter Frieden kamen Wegnahmen neutraler Schiffe vor, und die Hansestädte konnten erst 1789 die milde Praxis erlangen. Sie waren gegen Frankreich machtlos, und Deutschland hatte weder eine Flotte, noch eine gemeinsame Politik.

Der Gedanke einer Souveränetät über das Meer tauchte im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert mehrmals auf. Wollten mehrere Staaten das ihre Ufer bespülende Meer bis auf eine gewisse Strecke vom Lande als Eigenthum behandeln, wodurch unter anderm die Beschränkung der Küstenschifffahrt auf einheimische Schiffe gerechtfertigt wurde, so sprach England sogar von einer Souveränetät über die narrow Seas. Eine eigenthümliche Anwendung erfuhr die Souveränetätslehre durch den Versuch, den Verkehr mit ganzen Küsten und Ländern, die man bekriegte, den Neutralen zu untersagen. Schweden machte in dem Kriege gegen Rußland von 1560 den Anfang, doch blieb dieser Versuch noch vereinzelt. 1652 erklärten die Holländer, die damals mit England Krieg führten, daß sie ganz England als blokirt betrachteten, 1689 bei Gelegenheit des Kriegs mit Frankreich machten England und Holland bekannt, „da sie dem allerchristlichsten König den Krieg erklärt hätten, so sähen sie sich veranlaßt, demselben so viele Uebel als möglich zuzufügen, und hätten demnach beschlossen, jeden Handel mit den französischen Küsten zu verhindern, so daß sie ihren Flotten Befehl gegeben hätten, jedes Schiff, das aus einem französischen Hafen komme, oder in einen solchen einlaufe, als gute Prise zu betrachten." Ganz eben so befahl Karl XII. im großen nordischen Kriege seinen Kriegsschiffen, jedes Handelsfahrzeug wegzunehmen, das sich den russischen Küsten nähere. Eine wunderbare Begründung des Blokaderechts in seiner Ausdehnung auf ganze Küsten versuchte 1780 ein englischer Prisenrichter James Mariot. Dieser Mann verurtheilte holländische neutrale Schiffe, die mit der französischen und spanischen Küste Handel getrieben hatten, indem er sagte: „Großbrittannien schließt wegen seiner insularischen Lage alle Häfen von Spanien und Frankreich. Es hat ein Recht, sich diese Lage als ein Geschenk der Vorsehung zu Nutzen zu machen."

Solche Maßregeln wurden zwar von denen, welche sie anordneten, selbst als außerordentliche bezeichnet, aber doch durch den Kriegszustand gerechtfertigt erklärt. Die Neutralen opponirten bei jeder solchen Gelegenheit auf das entschiedenste. Der Gesammtblokade der französischen Küsten von 1689 traten Schweden und Dänemark entgegen, jener der russischen Küsten durch Karl XII. England und Frankreich. Dennoch kamen in den Revolutionskriegen neue und ausgedehntere Gesammtblokaden vor. 1793 erklärte die Koalition alle französischen Häfen für

gesperrt, entschuldigte sich jedoch mit dem Zustande Frankreichs, der jede Anwendung des ordentlichen Völkerrechts auf ein solches Land unmöglich mache. Diese Blokade von 1793 konnte doch wenigstens vollzogen werden, aber Napoleon erklärte durch das berüchtigte Dekret von Mailand (17. Dezember 1807) die brittischen Inseln „zu Wasser und zu Land" in Blokadezustand, ohne Schiffe zu haben, welche die Blokade auch nur theilweise hätten vollziehen können. Dieser blocus sur papier war das Hauptmittel, die Kontinentalsperre wirksam zu machen.

So innig das Recht von den praktischen Verhältnissen auch berührt wird, faßte die seerechtliche Literatur des achtzehnten Jahrhunderts die Fragen, zu denen die Neutralität Anlaß gab, lediglich als Rechtskontroversen auf. Den höhern politischen Standpunkt scheint keiner der Schriftsteller, welche für die mildere oder strengere Praxis das Wort nahmen, gekannt zu haben. Nachdem England im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts die Suprematie zur See errungen hatte, wäre es die richtigste Politik gewesen, wenn Frankreich sich zum Beschützer der neutralen Flagge gemacht und als solcher die Seemächte zweiten Rangs um sich gesammelt hätte. Dies geschah jedoch nicht, oder es geschah nicht energisch genug. Im allgemeinen war Frankreich wenig geneigt, durch ein System von Bündnissen zu bekennen, daß es auf den Rang einer zweiten Seemacht herabgedrückt sei. Wenn es aber auch einmal zu einem solchen Geständniß bereit war, ließ es seinen Plan doch immer wieder fallen, sobald es bei den andern Mächten Widerstreben bemerkte. Inzwischen war in der Ostsee eine neue Seemacht entstanden, und diese that, was Frankreich unterlassen hatte. In dem Kriege, den England gegen die rebellischen Kolonien und gegen Frankreich und Spanien führte, geschah es, daß zwei russische Fahrzeuge, die mit Korn beladen im Mittelmeer fuhren, von spanischen Kreuzern genommen wurden. Spanien hatte offenbar keinen Schatten von Recht, einer befreundeten Nation Eigenthum zu rauben, aber so nachdrücklich dies vorgestellt wurde, gaben die Spanier jene beiden Fahrzeuge nicht heraus, weil dieselben im Begriff gewesen seien, das eingeschlossene Gibraltar mit Lebensmitteln zu versorgen. Die Kaiserin Katharine wollte Spanien den Krieg erklären, allein Panin gab ihr einen andern und besseren Gedanken ein. Er zeigte der Kaiserin, daß jetzt eine Gelegenheit gekommen sei, sich an die Spitze der Seemächte zweiten Ranges zu schwingen und insbesondere auf der Ostsee die erste Rolle an sich zu reißen. Dänemark und Schweden, machte er geltend, seien jedes für sich zur See Rußland gewachsen, so daß eine Gründung der russischen Oberherrschaft durch Waffengewalt schwer, wenn nicht unmöglich sei, aber beide Staaten würden Rußlands Führung um ihrer eigenen Interessen willen anerkennen, wenn dieses sich zum Vertreter der wahren Grundsätze der Neutralität erhebe. Katharine faßte den Gesichtspunkt Panin's schnell auf, und die Folge war die berühmte Deklaration vom 21. Februar 1780. Die Erklärung stellte vier Grundsätze auf, welche den Inhalt des Rechts der Neutralen bildeten. Diese vier Punkte waren:

1) Alle neutralen Schiffe dürfen frei von einem Hafen der kriegführenden Mächte zum andern fahren.
2) Der Grundsatz: Frei Schiff, frei Gut, wird wieder hergestellt, mit der Ausnahme jedoch, daß Kriegskontrebande der Wegnahme verfällt.
3) Die Kriegskontrebande wird beschränkt auf die in Art. 10 und 11 des Vertrags zwischen Rußland und England benannten Gegenstände, das heißt auf eigentliche Montirungs- und Kriegseffekten.
4) Die Blokade und ihr Recht gelten nur für diejenigen Häfen, in die vermöge der Anstalten der kriegführenden Mächte die Einfahrt wirklich gefährdet ist.

Schweden und Dänemark traten der Deklaration vom 21. Februar 1780 bei und fügten sich der weitern Forderung Rußlands, den vier Grundsätzen allen Nachdruck zu geben, der in ihrer Macht liege. Diese Verpflichtung übernahmen

beide Staaten durch besondere Verträge, welche die bewaffnete Neutralität hervorriefen. Rußland, Dänemark und Schweden verbündeten sich, die Ostsee gegen die Kriegsschiffe der kriegführenden Mächte zu verschließen und eine gemeinschaftliche Flotte auszurüsten, „um sich gegen jede Macht zu vertheidigen, die einen von ihnen wegen der in den Verträgen vom 9. Juli und 27. September 1780 eingegangenen Verpflichtungen angreifen würde.“ Die Grundsätze der bewaffneten Neutralität wurden nach und nach anerkannt von Preußen (1781), Oesterreich (1781), Portugal (1782), Neapel (1783), den Vereinigten Staaten (1781). Auch Spanien trat ihnen bei, wenn auch nur indirekt, Frankreich dagegen unumwunden und mit der Hinzufügung, „Frankreich habe jene Regeln stets anerkannt.“ Die russische Diplomatie erreichte durch diesen Meisterstreich von 1780 zwei Vortheile. Einmal erfocht Rußland, ohne einen Schuß abgefeuert zu haben, eine Stellung, die es zum anerkannten Haupte der kleineren Seemächte machte, es ebenbürtig neben Frankreich und rivalisirend neben England stellte. Zweitens erhob es sich mit der stillschweigenden Genehmigung Schwedens und Dänemarks zur herrschenden Macht in der Ostsee, welche nun zu einem mare clausum wurde. Die englische Suprematie war nun bedroht, wenngleich nicht praktisch gebrochen, und da England dies fühlte, betrachtete es die bewaffnete Neutralität mit großem Widerwillen. Zum Beitritt aufgefordert, antwortete es Rußland ausweichend, „daß die englische Regierung bestimmte Befehle ertheilt habe, gegen die Unterthanen Ihrer Majestät der Kaiserin streng nach den Grundsätzen des Völkerrechts und der bestehenden Verträge zu handeln.“ Eine schroffere Antwort wurde der dänischen Notifikation zu Theil, daß Dänemark der bewaffneten Neutralität beigetreten sei.

Der Friede von Versailles ließ die Grundsätze des Seerechts auf sich beruhen. Ein neuer Anlaß, die Rechte der Neutralen festzustellen, wurde durch die Revolutionskriege gegeben. In den Konflikten, die jetzt zwischen den Ostseemächten und England entstanden, war das letztere nicht immer im Unrecht. Es war im Recht, als es ein schwedisches Schiff nahm, das Kriegskontrebande nach Frankreich bringen wollte. Dagegen war es im Unrecht, als es im Mittelmeere einen dänischen Konvoi angriff und am 25. Juli 1800 im Kanal die dänische Fregatte Freya, welche dänischen Handelsschiffen das Geleit gab, mit Kanonenschüssen zwang, die Flagge zu streichen. In diesem letzten Falle machte es sein Unrecht noch schreiender, als es die Vorstellungen des dänischen Ministers Bernstorff mit der Erwiederung zurückwies, „das englische Kabinet habe vollkommen im Einklang mit den Grundsätzen des Völkerrechts und mit dem Inhalt der bestehenden Traktate gehandelt.“ Es zeigte sich sogar eine englische Flotte im Sund, doch wurden dann Verhandlungen angeknüpft, welche dahin führten, daß die Fregatte Freya und die übrigen genommenen Schiffe zurückgegeben wurden. Auf eine Erörterung der von Dänemark verfochtenen Neutralitäts-Grundsätze ließ England sich nicht ein; diese Grundsätze sollten später untersucht werden, inzwischen aber die dänische Regierung sich verbindlich machen, ihren Handelsschiffen kein bewaffnetes Geleit mehr zu geben. Paul I. ließ diese Unbestimmtheit nicht zu. Rußland verlor alles, was es 1780 gewonnen hatte, wenn es England nicht kräftig entgegentrat. Die Energie, mit der Paul I. die Sache betrieb, brachte 1800 (16. und 18. Dezember) einen neuen Vertrag der Ostseemächte zu Stande, in dem die Grundsätze von 1780 wiederholt wurden mit dem Zusatze, daß ein Konvoi von Handelsschiffen, den ein Kriegsschiff geleite, nicht durchsucht werden dürfe. Die gemeinschaftlichen Rüstungen, welche die drei Mächte laut dieses Vertrags vornahmen, betrachtete England als eine Kriegserklärung, legte auf alle dänischen, schwedischen und russischen Schiffe ein Embargo und schritt endlich zu jenem ersten Angriff auf Kopenhagen, welcher die Unfähigkeit der dänischen Marine, einen Kampf mit der englischen zu bestehen, aufs klarste darlegte. Indessen legte der Krieg mit Frankreich der englischen Herrschsucht Zügel an, und diese

Rücksicht wie die Hoffnung, den Norden in einen Bund gegen Frankreich ziehen zu können, ermöglichte den Vertrag vom 5. (17.) Juni 1801. Rußland errang mit diesem Vertrage einen neuen und höchst glänzenden Sieg. England erkannte die wesentlichsten Punkte der Neutralen von 1780 an, nämlich die Freiheit des neutralen Handels von Hafen zu Hafen, den Grundsatz, daß die Flagge die Waare deckt, den Satz, daß nur eine wirkliche Blokade den Hafen sperrt, die Auffassung der Neutralen, was unter Kriegskontrebande zu verstehen sei, endlich die Beschränkung des Durchsuchungsrechts auf solche Schiffe, welche kein Kriegsschiff ihres Staats zum Geleit haben. Dänemark trat diesem russisch-englischen Vertrage bei am 28. Oktober 1801, Schweden am 18. März 1802. Die bewaffnete Neutralität hatte ihren Höhepunkt erreicht. Namentlich in Dänemark nahm der Handel einen unerhörten Aufschwung, die ganze Frachtfahrt zog sich unter dem Schutze der neutralen Flagge in die dänischen Häfen und brachte einen bis dahin unbekannten, freilich eben so schnell wieder verschwundenen Reichthum in das Land.

Jener russisch-englische Vertrag, der als das äußerste Zugeständniß Englands zu betrachten ist, fand im englischen Parlament die lebhafteste Anfechtung. Pitt und Grenville sprachen mit bitterm Nachdruck die Wahrheit aus, daß Rußland seit seinem ersten Auftreten in der Frage immer vorwärts, England immer rückwärts geschritten sei. Die Regierung hatte sich indessen zu bindend verpflichtet, um zu dem alten Seerecht Englands, wie die Opposition die rücksichtslose Behandlung der Neutralen nannte, zurückkehren zu können. Aber man betrachtete allgemein den russisch-englischen Vertrag als eine nationale Bürde, und es ließ sich voraussehen, daß England seine Oberherrschaft zur See nicht so leicht hingeben werde. In der That wurde der erste Anlaß begierig benutzt. Diesen Anlaß gab Dänemark durch seinen Anschluß an Napoleon, den England durch die Beschießung von Kopenhagen und durch die Wegführung der dänischen Flotte rächte. Die Nachricht von dem furchtbaren Unglück, das seinen Verbündeten getroffen hatte, rüttelte Rußland zu spät aus seiner Unthätigkeit auf. Auch handelte es ohne Nachdruck, denn es beschränkte sich darauf, am 26. Oktober 1807 die Grundsätze der bewaffneten Neutralität noch einmal feierlich zu proklamiren. Diese papierne Maßregel kam England höchst willkommen. Es antwortete seinerseits mit einer Proklamation, in welcher es die „Grundsätze des Seerechts" wiederherstellte, gegen welche die beiden Bündnisse der bewaffneten Neutralität von 1780 und 1801 gerichtet gewesen waren. Dabei blieb es; spätere Verträge, durch welche über die Geltung der englischen oder der russischen Neutralitätsauffassung endgültig entschieden worden wäre, giebt es in der an Verträgen so reichen diplomatischen Geschichte der neuesten Zeit nicht.

Der neutrale Handel wird nicht blos durch die direkte Kriegsführung der Staaten mittelst ihrer Kriegsflotten benachtheiligt, sondern auch noch stärker durch die indirekte Kriegsführung, die sogenannte Kaperei. Kaper nennt man solche Schiffe, welche von fremden oder einheimischen Privaten in Kriegszeiten mit besonderer Genehmigung einer der kriegführenden Mächte ausgerüstet werden, um dem Feinde an Schiffen, Mannschaften und Gütern Abbruch zu thun und den unerlaubten Handel neutraler Schiffe zu verhindern. Noch in der neuern Zeit gab die Verleihung von Kaperbriefen Veranlassung zu den schändlichsten Grausamkeiten, wie unter anderm die Ordonnance de la Marine von 1689 beweist, welche bei Todesstrafe verbietet, genommene Schiffe zu versenken und die Besatzung zu ermorden oder auch auf wüsten Inseln auszusetzen. Die nordamerikanische Regierung war die erste, welche auf die Aufhebung der Kaperei hinarbeitete. Bei den Friedensunterhandlungen von 1783 suchte Franklin in den Friedensvertrag die Bestimmung aufnehmen zu lassen, daß keiner der beiden Staaten künftig mehr Kaperbriefe ausgeben solle. „Der Gebrauch, die Kauffahrer auf dem Meere zu plündern," schrieb er an den englischen Bevollmächtigten Oswald, „ist ein

Ueberbleibsel der alten Seeräuberzüge und mag Einzelne bereichern, ist im ganzen aber weder einträglich für die Unternehmer, noch für den Staat, unter dessen Genehmigung es geschieht. Im Anfange eines Kriegs werden wohl einige reiche Ladungen übertumpelt und genommen, was dann zu weiteren Kaper-Ausrüstungen anreizt. Aber der Feind ist vorsichtiger geworden, die Schiffe segeln nur noch unter Konvoi, es vermindern sich die Fälle, die eine reiche Beute gewähren, während die Zahl der Kaper zunimmt, so daß viele vergeblich fahren, und das Endresultat ist, daß, wenn auch Einzelne sich bereichert haben mögen, die Gesammtkosten der Kaper den Werth der gekaperten Gegenstände übersteigen. Dazu kommt die Einbuße der Nation an der Arbeit so vieler Leute, die sich dazu hergeben, und die nicht nur ihren Verdienst in Völlerei und Ausschweifung aller Art wieder durchbringen, sondern die auch unlustig und unfähig werden, ein rechtliches Gewerbe wieder zu ergreifen, und nur die Zahl der Diebe und Taugenichtse vermehren. Die Unternehmer aber, die dabei reich geworden sind, pflegen sich einem unsinnigen Luxus zu ergeben, der sie zuletzt an den Bettelstab bringt, zur gerechten Strafe dafür, daß sie kalten Bluts so viele ehrliche und unschuldige Leute zu Grunde gerichtet haben, die ihr Vermögen in der Förderung allgemein menschlicher Interessen erwarben."

Unsers Wissen ist der Handelsvertrag mit Preußen vom Jahre 1785 der einzige, in den die Vereinigten Staaten einer gegenseitigen Verpflichtung, im Fall eines Kriegs keine Kaper auszurüsten, Aufnahme verschafften. In dem spätern Kriege mit England machten gerade die Amerikaner von den Kapern den ausgedehntesten Gebrauch, ja sie führten eigentlich den Krieg mit solchen Schiffen und schadeten durch diese ihren Feinden am meisten. Die amerikanischen Kaper schwärmten in allen Meeren, einer von ihnen holte einen schönen englischen Dreimaster von der Dubliner Rhede weg. Ganz dasselbe gilt von Frankreich, wenigstens von der Zeit an, als Napoleon nach Trafalgar einen „Fregatten-Krieg" führte. Er ermunterte die Kaperei auf jede Weise und hoffte durch sie den Kern einer neuen Flottenmannschaft zu erhalten. Die Unabhängigkeitskämpfe Griechenlands und der südamerikanischen Republiken brachten die Kriegführung durch Private neuerdings in Verruf. Sie bewiesen abermals, wie außerordentlich leicht aus Kapern Seeräuber werden, und riefen strenge Maßregeln der verschiedenen Regierungen, insbesondere Englands, hervor.

Ueberblickt man diese geschichtliche Gestaltung der Neutralitätsverhältnisse, so wird man in den Grundsätzen, welche die kriegführenden Mächte England, Frankreich und Rußland bei dem Ausbruche ihres jetzigen Kriegs aufgestellt haben, den erfreulichsten Fortschritt erblicken müssen. England und Frankreich haben am 28. und 29. März zwei völlig gleichlautende Erklärungen über die Schifffahrt der Neutralen erlassen. Der Inhalt ist folgender: Der Krieg soll für die Mächte, welche den Frieden zu bewahren wünschen, so wenig lästig als möglich gemacht werden. Frankreich und England entsagen daher einem Theil der Rechte, welche ihnen als kriegführenden Mächten laut dem Völkerrecht zustehen. Sie werden Eigenthum des Feindes, wenn es auf neutrale Schiffe verladen wird, nicht wegnehmen. Sie verzichten auf das Recht, das Eigenthum von Neutralen, das auf feindlichen Schiffen angetroffen wird, sich anzueignen. Mit diesen Erklärungen sind zwei Grundsätze anerkannt worden, über die früher der heftigste Streit herrschte, und die jetzt geltenden Rechtssprüche lauten nunmehr:

1) Frei Schiff, frei Gut (die Flagge deckt die Ladung).
2) Unfrei Schiff, frei Gut (la robe d'ennemi ne confisque pas celle d'ami).

Dagegen verzichten England und Frankreich nicht auf ihr Recht, Kriegskontrebande von neutralen Schiffen wegzunehmen und solche Fahrzeuge zu verhindern, die Depeschen des Feindes zu besorgen. Aus einer spätern Erklärung Lord Clarendon's wird ersichtlich, daß die neutrale Flagge keinen indirekten Handelsver-

kehr Englands mit Rußland, der den englischen Unterthanen verboten ist, vermitteln darf. Da der englische Handelsstand hinsichtlich dieses indirekten Verkehrs im Unklaren war, richtete das Haus Elder an Lord Clarendon folgende Anfrage: Wird nach erfolgter Kriegserklärung der Ankauf russischer Produkte, die über Land transito durch Preußen gehen, illegal und sind diese Produkte der Beschlagnahme ausgesetzt? Ferner — wird es englischen Kaufleuten gesetzlich gestattet sein, von Unterthanen eines neutralen Staates russische Produkte zu kaufen, und werden auf diese Weise angekaufte Produkte in ihrem Transit von besagtem neutralen Staate nach England einer Beschlagnahme oder Konfiskation unterworfen sein? Ist es eine Umgehung der Blokade oder nicht, russische Güter über Land via Preußen zu beziehen? Auf diese Anfragen erfolgte am 12. April folgende, für den preußischen Handelsverkehr sehr wichtige Antwort: „Russische, auf Landwegen nach Preußen transportirte, und in einem preußischen Hafen nach England verladene Produkte, sind einer Beschlagnahme unterworfen, sie müßten denn bona fide neutrales Eigenthum sein. Obwohl ferner ein brittischer Unterthan nicht durch die Vermittlung eines Neutralen mit Rußland Verkehr treiben, oder zum Zwecke eines solchen Handelsverkehrs einen Neutralen zu seinem Agenten machen darf, ist es dennoch einem englischen Kaufmann gesetzlich gestattet, von einem neutralen Unterthan, der in einem neutralen Staate angesiedelt ist oder Geschäfte treibt, russische Produkte zu kaufen, und die auf solche Weise gekauften Güter würden bei ihrem Transit von jenem neutralen Staate nach England unangefochten bleiben, vorausgesetzt, daß diese Güter zur Zeit des Ankaufs bona fide das Eigenthum des verkaufenden neutralen Unterthans waren. Es wird nicht minder ungesetzlich sein für einen brittischen Unterthanen, mit dem Feinde Geschäfte zu treiben, gleichgiltig ob er dessen Güter über Land oder auf dem Seewege erhält, ob eine Blokade der feindlichen Häfen existirt oder nicht existirt."

England und Frankreich erklären ferner, daß sie die Neutralen nur von solchen Festungen, Häfen, Rheden und Küsten des Feindes zurückweisen werden, welche einer wirklichen Blokade mittelst einer hinreichenden Streitmacht unterliegen (any effective blocade, which may established with an adequate force). Ein blocus sur papier, gegen ganze Küsten ausgesprochen, wird damit für unzulässig erklärt. Um den Blokadezustand zu begründen, wird erfordert, daß an dem Orte eine Macht stationirt sein muß, welche hinreicht, eine Blokade geltend zu machen, das heißt die eine gehörige militärische Bereitschaft hat, Kauffahrer vom Einlaufen abzuhalten. Diese Macht kann in Kriegsschiffen oder Batterien an der Küste bestehen und sie ist neutralen Kauffahrern gegenüber stark genug, wenn der Feind nicht im Stande ist, sie zu vertreiben. Daß in jedem Augenblicke jeder Punkt der blokirten Gegend von den blokirenden Fahrzeugen beherrscht werde, ist nicht nöthig. Ja selbst zeitweilige kurze Entfernung der Macht durch höhere Gewalt der Natur oder Elemente läßt nach englischem Rechte an sich die Blokade nicht unterbrechen, wohl aber eine solche Entfernung, welche eine Folge der Nachlässigkeit oder Unachtsamkeit des blokirenden Befehlshabers ist.

Die unerwartet günstige Behandlung der Neutralen durch die kriegführenden Regierungen hatte hier und da die Hoffnung erweckt, daß der neutrale Handel noch andere Vortheile erlangen werde. Mehrere Mitglieder des Berliner Handelsstandes hatten in einem an den Ministerpräsidenten gerichteten Gesuche den Antrag gestellt, daß die Staatsregierung 1) Licenzen zur Durchbrechung der etwa eintretenden Blokaden für neutrale Schiffe, welche neutrales, vor der Kriegserklärung erworbenes Eigenthum aus dem blokirten nach einem neutralen Hafen befördern wollen, bei den kriegführenden Mächten erwirken und 2) die Zusicherung, daß preußisches Eigenthum in russischen Häfen und Plätzen dauernde Sicherheit haben und, im Fall der Vernichtung oder Beschädigung durch Kriegsvorgänge ersetzt werden würde, von der kais. russischen Regierung erlangen möge. — Der Minister für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten, an welchen diese Eingabe

überwiesen wurde, hat darauf den Antragstellern einen Bescheid folgenden Inhalts zugehen lassen: Was den ersten Antrag betreffe, so sei nicht nur von der königl. großbrittanischen, sondern auch von der kais. französischen Regierung wiederholt und noch in neuester Zeit die Absicht zu erkennen gegeben worden, Licenzen zur Durchbrechung der Blokaden an neutrale Schiffe vorerst nicht zu ertheilen. Die Antragsteller werden indessen darauf aufmerksam gemacht, daß nach völkerrechtlichem Gebrauche den zur Zeit der Erklärung der Blokade in einem blokirten Hafen befindlichen neutralen Schiffen gestattet zu werden pflege, auch nach dem Eintritt der Blokade binnen einer von dem Kommandeur derselben zu bestimmenden Frist den Hafen mit ihrer Ladung zu verlassen. Was den zweiten Antrag anlange, so werde die Staatsregierung, wie bisher, so auch ferner die Interessen des diesseitigen Handels thunlichst wahrnehmen und dieselben gegen etwaige Beeinträchtigungen nach Möglichkeit schützen, sie könne aber nicht auf ungewisse Möglichkeiten hin und in einer so allgemeinen Art, wie von den Antragstellern gewünscht werde, Zusicherungen in Anspruch nehmen oder ertheilen. In Betreff der Entschädigung für Kriegsverluste sei übrigens bereits durch Bekanntmachung des kais. russischen Finanzministeriums vom 6. (18.) v. Mts. festgestellt worden, daß die kaiserliche Regierung, während sie ihre Häfen den Kauffahrteischiffen neutraler Staaten offen lasse, doch keine Verantwortlichkeit für den Schaden und Verlust auf sich nehmen könne, den solche Schiffe durch die Kriegsoperation erleiden könnten. Der Minister hat diesen Bescheid auch sämmtlichen Handelsvorständen in Abschrift mittheilen lassen.

Die Kriegskontrebande, deren Transport den neutralen Schiffen verboten ist, umfaßt nach der gewöhnlichen Auslegung nur solche Gegenstände, welche zum unmittelbaren Kriegsgebrauch dienen. Die englische und französische Auffassung gehen hier aus einander. Die englische Kabinetsordre vom 24. April 1854 bezeichnet als Kriegskontrebande: Schießpulver, Salpeter, Feuersteine, Waffen, Munition, Maschinen und Kessel für Dampfschiffe und deren Bestandtheile. Reicher ist das Verzeichniß des französischen Dekrets vom 24. Februar 1854, denn es enthält: Kriegswaffen aller Art, Blei, Schwefel, Pulver, Salpeter, Feuersteine, Zündhütchen, Flintenschäfte, Wurfgeschosse, militärische Kleidungen, Lagergegenstände, Sattelzeug, Equipirungssachen, Pferde, Schiffe, Maschinen für die Marine. Im Utrechter Vertrage wurden auch Holzkohlen als Kriegskontrebande betrachtet. In wie fern diese Bestimmung beibehalten werden soll, darüber erklärte sich der englische Marineminister (erster Lord der Admiralität) Sir James Graham im Unterhause. Indem derselbe es als sehr schwierig bezeichnete, hierüber ohne Weiteres zu entscheiden, bemerkte er, daß Kohlen zwar in dem königlichen Geheimeraths-Befehl nicht unter den Artikeln der Kriegs-Kontrebande aufgeführt seien, daß jedoch die brittischen Kreuzer Befehl erhalten hätten, diesen Handels-Artikel als einen zweideutigen zu behandeln und in Bezug auf denselben, eben so wie es im letzten Kriege erklärt worden, dem Völkerrecht gemäß zu verfahren. Es verhalte sich, fügte der Minister hinzu, mit Kohlen ungefähr so, wie mit Heu, welches ebenfalls sowohl zu rein kommerziellen, wie zu Kriegszwecken versendet werden könne; beide Artikel würden, wenn die letztere Alternative sich herausstelle, als Kontrebande zu betrachten sein. Die den brittischen Marine-Offizieren ertheilten Befehle lauteten also dahin, daß sie in Hinsicht auf beide mit wohlerwogener Unterscheidung zu Werke gehen und eben so auf den Ort der Bestimmung solcher Artikel achten, wie in Erwägung ziehen sollten, welche Voraussetzung sich mit Grund über die wahrscheinliche Verwendung derselben machen lasse; glaubten sie danach eine Ladung Kohlen oder Heu als Handelsgegenstand ansehen zu können, so sei dieselbe nicht wegzunehmen, im entgegengesetzten Fall aber müsse die Ladung genommen und mit ihr vor dem Admiralitätsgericht nach völkerrechtlichem Brauch verfahren werden.

Das Durchsuchungsrecht hält England fest, wodurch jedoch die Anwendung

liberaler Grundsätze nicht ausgeschlossen wird. Namentlich wird England das Durchsuchungsrecht gegen neutrale Schiffe nur auf offener See und an den feindlichen Küsten ausüben, sich aber der Geltendmachung desselben auf dem Gebiete befreundeter oder neutraler Staaten enthalten, außerdem aber von der Durchsuchung in allen denjenigen Fällen absehen, wo die Papiere über Schiff und Ladung unzweideutig ergeben, daß weder feindliches Gut noch Kriegskontrebande vorhanden ist. Wir schließen hier die Erwähnung eines letzten Punktes an. Schon in früheren Seekriegen ist die Frage kontrovers gewesen, ob ein Schiff, welches, nach erfolgter Kriegserklärung, aus der Handelsmarine einer kriegführenden Mächte in die Handelsmarine einer neutralen Macht übergegangen ist, auf die Privilegien der neutralen Flagge Anspruch habe, und auch gegenwärtig scheinen die Seemächte bei Beantwortung dieser Frage von verschiedenen Grundsätzen auszugehen. In der Sitzung des brittischen Unterhauses vom 30. März 1854 wurde von einem Parlaments-Mitgliede die Frage gestellt: ob, wenn ein russisches Schiff, um der Aufbringung zu entgehen, verkauft und von einem mit der Ursache des Verkaufs bekannten Neutralen bona fide angekauft worden sei, dieses Kaufgeschäft von den brittischen Kreuzern anerkannt werden würde, und zwar in dem Falle, wenn das Schiff seine russische Mannschaft behalte, oder in dem Falle, wenn es nach dem Verkaufe mit einer neutralen Mannschaft versehen werde. Der Attorney-General beantwortete diese Frage dahin, daß der Verkauf eines russischen Schiffes an einen Neutralen, um dasselbe der Aufbringung zu entziehen, wenn es ein bona fide abgeschlossenes Geschäft sei, durch das Gesetz geschützt werden würde, und daß selbst die Beibehaltung der russischen Bemannung hierin zwar keinen Unterschied machen, wohl aber einen Verdacht gegen die bona fides begründen könne. Brittischer Seits würden also einem unter den angegebenen Umständen verkauften Schiffe die Privilegien der neutralen Flagge zugestanden werden, es würde indessen der Rheder nöthigenfalls die bona fides zu beweisen, d. h. durch vollständige Beweismittel darzuthun haben, daß ein wirkliches Kaufgeschäft und nicht blos ein zum Zweck der Sicherung gegen die feindlichen Kreuzer abgeschlossenes Scheingeschäft vorliege. Anders scheint die französische Regierung die Sache zu betrachten. Schon in dem „Moniteur“ vom 19. Mai findet sich die beiläufige Bemerkung, daß nach der französischen Gesetzgebung (nämlich dem Artikel 7 des Réglement concernant la navigation des bâtiments neutres en temps de guerre vom 26. Juli 1778) Schiffe, welche in Feindesland gebaut oder feindliches Eigenthum waren, nur dann als neutral anzusehen seien, wenn urkundlich nachgewiesen werde, daß sie vor Beginn der Feindseligkeiten durch Kauf oder Cession neutrales Eigenthum geworden sind. In Uebereinstimmung hat neuerlich, nach einer Bekanntmachung der Handelskammer zu Bremen vom 30. Mai, das dasige französische Konsulat amtlich mitgetheilt, daß in Frankreich hinsichtlich der von Neutralen angekauften feindlichen Fahrzeuge nach den angeführten Bestimmungen des Reglements von 1778 verfahren werde.

Die russische Regierung hat sich den rühmlichen Erklärungen Frankreichs und Englands in allen Punkten angeschlossen. Auch darin begegnen sich die kriegführenden Mächte, daß sie der Verwendung von Kapern entsagen. Die sämmtlichen andern Seestaaten haben darauf erklärt, daß sie Kaper nicht in ihre Hafen einlassen und ihren Unterthanen keinerlei Theilnahme an Kapereigeschäften gestatten werden. Ist somit der Fortschritt des Seerechts in fast allen Beziehungen ein vollständiger und haben Grundsätze, die bis dahin von einzelnen der größten Staaten aus selbstsüchtiger Tendenz bekämpft wurden, die unbestrittene Herrschaft erlangt, so fehlt doch noch das Eine, daß das neue Seerecht durch Verträge förmlich festgestellt wird. Dafür bemühen sich die Vereinigten Staaten, wie die Aeußerungen beweisen, mit denen der Staatssekretär Marcy unter dem 28. April aus den Händen des englischen und des französischen Gesandten die bekannten der Kriegserklärung angefügten Deklarationen ihrer Souveräne empfing und begleitete.

In denselben spricht Marcy Namens des Präsidenten den Wunsch aus, daß diese Erlärungen nicht allein für den gegenwärtigen Krieg, sondern für immer gelten möge. „Damit das Prinzip „frei Schiff, frei Gut" mit Ausnahme von Artikeln der Kriegskontrebande, für immer festgestellt, und um zu verhüten, daß es in Zukunft von irgend einer Seite oder unter irgend welchen Verhältnissen wieder in Frage gestellt werde, wünschen die Vereinigten Staaten sich mit andern Mächten in einer Erklärung zu verbinden, daß jenes Prinzip von allen künftig als Gesetz des Völkerrechts betrachtet werden solle." In demselben Sinne schrieb der amerikanische Staatssekretär am 9. Mai 1854 an Thomas Seymour, er habe an Großbrittannien und Frankreich die Aufforderung gerichtet, die jetzt von ihnen aufgestellte Norm für solche zu erklären, die in allen künftigen Kriegen beobachtet werden solle. „Die diesseitige Regierung möchte gern alle Nationen sich in einer Erklärung vereinigen sehen, daß diese Norm künftig von ihnen allen, wenn sie in den Fall kommen sollten, einen Krieg zu führen, befolgt werden würde, und daß sie, als Neutrale, darauf, als auf ein Recht der Neutralen, bestehen würden. Die Vereinigten Staaten glauben die Ueberzeugung haben zu können, daß sie in diesem Punkte die herzliche Zustimmung und Mitwirkung Rußlands erhalten werden." Eine gemeinsame Deklaration ist zwar bis jetzt nicht zu Stande gekommen und dürfte auch während des Krieges nicht leicht zu Stande kommen können. Indessen hat der amerikanische Staatssekretär nicht nachgelassen, Großbrittannien zu einer bindenden Erklärung zu bewegen, und hat auch eine solche, wie es heißt, schon vor einer längeren Zeit erhalten.

Sir Edmund Lyons, Gegenadmiral der englischen Flotte im schwarzen Meer und Gesandter in Griechenland, wurde am 21. November 1790 geboren und ist der Sohn eines Westindiers, der auf Antigua lebte. Im Jahre 1801 trat er als Freiwilliger erster Klasse in die Marine und kam auf die Yacht Royal Charlotte. 1807 kehrte er nach England zurück, nachdem er auf der Station des Mittelmeers viel anstrengenden Dienst gehabt, unter anderm dem Zuge Admirals Duckworth nach Konstantinopel beigewohnt und an der Zerstörung der furchtbaren Schanze auf der Resquies-Spitze mitgeholfen hatte. Gegen den Schluß desselben Jahres segelte er in dem Monmouth von 64 Kanonen nach Ostindien und wurde im Juni 1808, drei Monate später, als er auf das Flaggenschiff Russell des Gegenadmirals William O'Brien Drury versetzt worden war, zum aktiven Lieutenant auf der Caroline von 36 Kanonen ernannt. Im folgenden August wurde er in derselben Eigenschaft auf die Brigg Baracouta versetzt und erhielt hier am 21. November 1809 die Bestätigung seines Ranges. Bei der berühmten Einnahme der Insel Banda Neirra im August 1810 war Lyons unter den Ersten, welche die Mauern des Schlosses Belgica erstiegen und so eine Waffenthat vollbrachten, der an Kühnheit des Plans und Kraft der Ausführung wenige Unternehmungen an die Seite zu stellen sein werden. Im folgenden Dezember überbrachte er mit der Baracouta dem Gegenadmiral Drury die Nachricht von der Eroberung von Madras und blieb bei demselben als Flaggenlieutenant im Minden von 74 Kanonen. Indem er nach dem Tode des Admirals unter Kapitäne Hoare diese Stellung behielt, ging er im Frühjahr von 1811 zu der Küste von Java ab, wo die Flotte die Ankunft von Landungstruppen erwartete, die von verschiedenen indischen Häfen abgesegelt waren, um zu der Eroberung der genannten Insel mitzuwirken. Während Lieutenant Lyons in der Sunda-Straße lag, begeisterten ihn sein glühender Eifer für den Dienst und seine unerschrockene Tapferkeit zu der Ausführung einer höchst kühnen That. Es war dies nichts weniger als die Erstürmung des starken Forts Marrack, das 54 Kanonen mit einer Besatzung von 180 Soldaten und der Schiffsmannschaft von zwei Booten hatte und von Lyons, der nicht mehr als 35 Mann befehligte, mit einem unbedeutenden Verlust eingenommen wurde. Vor diesem Ereignisse hatte er bei der Rekognoszirung der Streitkräfte und Stellungen des Feindes die wesentlichsten

Dienste geleistet. Als bald darauf die Operationen auf eine regelmäßige Art begannen, führte er anfänglich den Befehl über eine Flotille von fünf Kanonenbooten, die dem Feinde kurz vorher abgenommen worden waren, und diente sodann in den Batterien gegen das Fort Cornelis. Die Anstrengungen dieses Dienstes hatten seiner Gesundheit in der Art geschadet, daß er nach der glorreichen Erstürmung jenes Forts für invalid erklärt und in der Caroline nach England heimgeschickt wurde.

In England erwartete ihn als Lohn für seine Dienste der Rang eines Kapitäns. Im April 1813 erhielt er den Rinaldo von zehn Kanonen, der darauf den Kourier mit dem Vertrage von Paris nach England führte und den verbündeten Monarchen eben dahin das Geleit gab. Er blieb dann ohne Anstellung bis 1828, in welchem Jahre er die nach dem Mittelmeer bestimmte Fregatte Blonde von 46 Kanonen empfing. Nachdem er im folgenden Jahre den Hafen von Navarin einige Zeit gesperrt hatte, leitete er im Oktober die Bewegungen des seemännischen Theils einer Expedition, welche den Befehl hatte, die Franzosen bei der Belagerung des Schlosses von Morea, des letzten Stützpunkts der Türken im Peloponnes, zu unterstützen. Während eines angestrengten Dienstes, der bei wahrhaft ungünstigem Wetter zwölf Tage und Nächte ununterbrochen fortdauerte, bis die Festung sich ohne Bedingung ergab, zeichnete Lyons sich höchlich aus und setzte sich, fast immer in den Laufgräben verweilend, dem furchtbaren Flinten- und Geschützfeuer der Belagerten aus. Nicht blos durch diese Tapferkeit erwarb er sich die Hochachtung seiner französischen Waffenbrüder, auch seine Freundlichkeit und Herzlichkeit machten ihn beliebt. Frankreich dekorirte ihn mit dem Ludwigskreuze, Griechenland mit dem Erlöser-Orden. Im Sommer 1829 führte Lyons mit der Blonde den englischen Gesandten Sir Robert Gordon nach Konstantinopel. Die Fregatte war später das erste englische Kriegsschiff, welches jemals in das schwarze Meer einlief. Im Januar 1831 geleitete Lyons, noch immer in der Blonde, Sir John Malcolm von Alexandrien nach Malta. Gegen den Schluß dieses Jahrs auf den Madagaskar versetzt, war Lyons Augenzeuge der Beschießung von St. Jean d'Acre durch die Aegypter unter Ibrahim Pascha.

Im Frühling von 1833 führte Lyons den jungen König Otto und die baierische Regentschaft nach Griechenland. So knüpfte sich eine Verbindung an, welche bald darauf, nachdem Lyons 1835 den Madagaskar verlassen hatte, durch seine Ernennung zum bevollmächtigten Minister Englands in Griechenland erneuert werden sollte. Die Jahre, in die seine diplomatische Thätigkeit am Hofe zu Athen fällt, waren für das junge Königthum ereignißvolle und zum Theil schwere. Die Revolution von 1843, ein zweimaliger Streit mit der Türkei, Verwicklungen mit England, Kämpfe der russischen, englischen und französischen Partei setzten die Kräfte des neuesten aller europäischen Königreiche auf eine ernstliche Probe. Der Seemann Lyons zog sich aus allen diesen Händeln auf die beste Weise, ja er überlistete ein Mitglied des diplomatischen Korps, das für das feinste der Welt gilt. Der russische Gesandte Katakazi wurde von ihm in dem Augenblicke zur Seite gedrängt, als der Diplomat des Nordens sich anschickte, in Gemeinschaft mit den Nappisten — der russischen Partei in Griechenland, von nappa (Dicknase) so genannt — die Früchte der Revolution zu verzehren. Der Streit Englands mit Griechenland machte Lyons, der doch dabei nur als Beauftragter handelte, zur Zielscheibe zahlloser Angriffe. Auf ihn schlug man, und die polternde, schonungslose Politik seines Vaterlands meinte man. Uebrigens war er es nicht, der den gehässigsten Theil der Palmerston'schen Maßregeln ausfechten mußte, diese harte Arbeit fiel seinem Nachfolger Wyse zu. Im März 1849 verließ er Griechenland für immer auf einem Dampfschiffe der Regierung, das ihm der König Oto zur Verfügung gestellt hatte.

Lyons vertauschte Athen mit Bern, doch war seines Bleibens in der Schweiz nicht lange. Am 14. Januar 1850 wurde er zum Gegenadmiral der weißen

Flagge ernannt und ist gegenwärtig einer der Befehlshaber der englischen Flotte im Mittelmeer. Die einzige That von Belang, die er als solcher ausführen konnte, war die Einnahme von Redut-Kaleh an der tscherkessischen Küste. Der genannte Platz war der einzige, den die Russen außer Anapa und Sudschuk-Kaleh noch besetzt hielten, und auf dessen Besitz sie Gewicht legten wegen der großen Vorräthe von Proviant und Munition, welche noch in den dortigen Magazinen waren. Lyons war von dem Admiral Hamelin begleitet, wagte aber keinen Angriff, bis er von Selim Pascha's Heerestheil 800 Türken als Landungstruppen herbeigezogen hatte. Sein Bericht über die Einnahme läßt den Widerstand der Russen als nichtssagend erscheinen. Die betreffende Stelle lautet: „Um 4 Uhr Nachmittags erschien das Geschwader wieder vor Redut-Kaleh, wo die Truppen unter dem Schutz der Dampfboote ungefähr zwei englische Meilen von den Batterien ausgeschifft, und zugleich von Vicomte von Chabannes, dem Senior-Offizier der französischen Abtheilung meines Geschwaders, und mir selbst an den russischen Kommandanten eine Aufforderung zur Uebergabe abgeschickt ward, unter dem Schutz einer Waffenstillstandsflagge, welche Lieutenant Marse von meinem Schiffe trug. Dieser richtete sie aus an einen russischen Offizier, welcher geläufig französisch sprach und als Grund, warum eine Antwort nicht ohne beträchtlichen Verzug ertheilt werden könnte, die Abwesenheit des Kommandanten von der Festung angab. Nach einem Verzug von fast einer halben Stunde verließ Lieutenant Marse das Ufer ohne Antwort, und sofort näherten sich der „Agamemnon" und der „Charlemagne" so sehr als die Tiefe des Wassers erlauben wollte, und eröffneten ihr Feuer sowohl auf das Quartier der russischen Truppen als auf die Strandbatterien, welche ihrerseits ein wirksames Feuer auf die Boote versuchten. Der Feind zog sich bald aus dem Bereich unserer Schiffskanonen zurück, und die längs der Bucht vorrückenden türkischen Truppen nahmen Besitz von den Batterien, worauf das Feuern aufhörte. Der Feind zog sich so übereilt vom Feuer der Schiffe zurück, daß es ihm mißlang, die zur Zerstörung seines Militärquartiers gelegten Brennmaterialien anzuzünden, aber als er außer Schußweite und sein Rückzug durch Uebersetzung des Flusses und Abbrechung der Brücke gesichert war, steckte er die Magazine und Vorrathshäuser in Brand, und um Mitternacht stand die Handelsstadt, welche in einiger Entfernung vom Meere anfangend sich $1\frac{1}{2}$ Meilen weit an beiden Flußufern hinaufwärts erstreckte, in Flammen, so daß Morgens der am Abend zuvor noch blühende Ort ein schreckliches Bild der Verwüstung darbot. Die mingrelischen Einwohner, die sich das Mißfallen der Türken in beträchtlichem Maße zugezogen, hatten sich dem Rückzug der Russen angeschlossen." Die weitere Fahrt längs den Küsten Tscherkessiens hatte etwas Romantisches, was selbst in der offiziellen Darstellung des Admirals nicht ganz verwischt ist. Er meldet dienstmäßig: „Das Wetter war schön und das Wasser tief, so steuerten wir dem Lande sehr nah, und immer bei Tageslicht; und indem wir mit unsern wehenden englischen und französischen Wimpeln an den schönen Thälern, die sich vor uns eröffneten, vorüberfuhren, strömten die Tscherkessen zu Hauf an die Bucht, und bezeugten ihre Freude durch das Abfeuern ihrer Flinten und durch wehende Fahnen und Tücher. Bei unserm Landen an den Hauptpunkten halfen uns die Eingeborenen aus unsern Booten, und nachdem sie ihre Freude minutenlang bezeugt, bildeten sie in bester Ordnung einen Kreis um uns, und ihre Häuptlinge traten vor und hielten an den Vicomte de Chabannes und mich Anreden. Sie sprachen fließend und verständig, mit einer Miene bescheidener Selbstachtung, was verbunden mit ihren schönen und stolzen Gesichtern und ihrer Art ihre Waffen zu tragen einen sehr imposanten Eindruck machte. Sie äußerten jedesmal: sie fühlten Dankbarkeit und Bewunderung für England und Frankreich als die Werkzeuge in der Hand der Vorsehung zu ihrer Befreiung von den russischen Eindringlingen, aber sie betrachteten diese Hülfe auch als den gerechten Lohn für ihre Vaterlandsliebe und Ausdauer. Sie sind gewiß eine schöne und gescheidte

Race, und ich kann wohl glauben, daß sie im Gebirgskrieg hinter keiner zurückstehen." Die interessanteste Zusammenkunft mit den Gebirgsbewohnern fand am 14. Mai 1854 an der Küste nahe bei Ghelendschik statt. So poetisch die Engländer in einer solchen landschaftlichen Umgebung unter solcher Gesellschaft angeregt sein mochten, vergaß Lyons die praktischen Interessen seines Vaterlandes nicht. Er hielt an die grauhaarigen Häuptlinge oder Stammältesten folgende Rede. „Nicht mit Worten, sondern mit Thaten gedenken wir unsere Sympathie euch zu bezeugen, deren Heldenmuth in der langen Vertheidigung eures Gebirgslandes gegen Rußland wir seit so langer Zeit bewundert haben. Zwei unserer Offiziere, Kapitän Brock und Stanton, sind im Begriff durch euer Land zu reisen, um sich mit euern Häuptlingen im Innern, besonders Schamyl's Stellvertreter, Mohamed Emin Bey, in Verkehr zu setzen, und zu erfahren, wie wir euch am besten unterstützen können." Jetzt, wo die Russen die Küste geräumt, werde hoffentlich eine neue Zeit für Tscherkessien beginnen. Schiffe aller Nationen würden an ihre Küsten kommen, und ein Austausch der verschiedenen Landeserzeugnisse zum Vortheil aller Betheiligten sich anknüpfen. Wie lange noch, und in der Bai von Ghelendschik werde ein tscherkessisches Schiff mit tscherkessischen Fabrikaten für England befrachtet liegen! Mehrere Häuptlinge antworteten auf diese Anrede, und bezeugten ihre Freude über die, wie sie sagten, lang ersehnte Ankunft der Engländer. Sir Edmund nahm dann, unter warmen Dankesäußerungen von Seite der Tscherkessen, Abschied. Am nächsten Morgen ward als Geschenk den Häuptlingen eine Quantität Schießpulver, ungefähr 12,000 Flintenpatronen, übergeben, zur Hälfte von den Engländern und halb von den Franzosen. Der größere Theil desselben ward in die Hände eines ehrwürdigen alten Mollah, des Bezirksrichters, übergeben, um es je nach dem Bedürfniß des Landes zu verwenden. Am folgenden Tage kamen, der Einladung des Admirals zufolge, etliche dreißig Vornehme in drei Booten an Bord seines Schiffs, wurden mit Musik und dem Zuruf der Matrosen empfangen, und in allen Räumen herumgeführt. Einer von ihnen, ein schöner Mann von kriegerischem Aussehen, sagte zum Admiral: „Du hast ein schönes Schiff und schöne Kanonen. Möge der Gott der Schlachten euch stärken gegen eure Feinde!" In der Admiralitätskajüte wurden Kaffee und andere Erfrischungen herumgereicht, und die Tscherkessen, welche wohl noch niemals in solcher Gesellschaft gewesen, benahmen sich dabei mit einem Anstand, als hätten sie von Kind auf in der besten europäischen Gesellschaft gelebt. Sie begaben sich dann auf Chabannes' Einladung an Bord des französischen Schiffs „Charlemagne".

Sir Edmund Lyons ist 1840 zum Baronet erhoben worden. Er ist mit einer Tochter eines Schiffskapitäns verheirathet, und diese im Jahre 1814 geschlossene Ehe ist mit zwei Söhnen und zwei Töchtern gesegnet worden. Die beiden Töchter haben sich verheirathet, die eine mit dem Baron Philipp von Würtzburg, die andere mit dem Grafen Arundel und Surrey.

Giulietta Grisi wurde im Jahre 1816 — nach andern ungalanteren Nachrichten 1810 — in Mailand geboren. Ihre Familie zählt verschiedene Mitglieder, welche sich in der Kunst ausgezeichnet haben. Die Grassini, die größte lyrische Sängerin ihrer Zeit, war ihre Base, Giuditta G., ihre ältere Schwester, gehörte zu den gefeiertsten Künstlerinnen und galt lange in Italien, Wien, London und Paris für die erste lebende Sängerin im italienischen Styl. Auch Carlotta G., die den Tanz als eine Poesie der Bewegung auffaßte und ihn auf eine höhere Stufe hob als irgend eine andere Tänzerin, gehörte zu derselben Familie. Giulietta G. verrieth gleich den meisten andern Sängerinnen ihr Talent bereits in zartem Alter und erregte die Aufmerksamkeit von Marliani, der als Komponist im Ruf stand und mehrere jetzt vergessene Opern geschrieben hatte. Er bildete ihre Kräfte mit der größten Sorgsamkeit aus, und als Bellini die Norma auf das Scala-Theater ihrer Vaterstadt brachte, wurde sie in der Rolle der Adal-

gisa in das Theaterleben eingeführt. Sie und die Pasta, welche die Norma sang, sicherten der ersten Aufführung der Oper den Erfolg. Ihre spätere Laufbahn in Italien war glücklich, aber auch kurz. Ihr Lehrer Marliani brachte sie 1834 nach Paris, wo sie achtzehn Jahre alt auf dem italienischen Theater erschien. In demselben Theater machte sie in London auf dem Königstheater, jetzt Her Majesty Theatre, ihr Debut. Sie erregte ein Aufsehen, das seit dem Rücktritt der Catalani seines Gleichen nicht gehabt hatte. Sie trat als Elvira in den Puritanern auf, und ihre jugendfrische Schönheit, ihre mächtige Stimme, ihr reiner italienischer Styl, ihre unschuldige und anmuthige Heiterkeit kontrastirten mit der fast tragischen Gluth ihres Gefühls auf eine so merkwürdige Weise, daß das Publikum in eine Art von Verzückung gerieth. Der Eindruck war um so größer, als Niemand etwas Aehnliches erwartet hatte, da der Name Giulietta's vor ihrem Auftreten kaum genannt worden war. Sie hat vor kurzem die Rolle der Elvira an jüngere Darstellerinnen abgegeben, aber das Londoner Publikum erinnert sich dieser Leistung noch immer als ihrer fesselndsten und nach allen Seiten hin gelungensten.

Seit ihrer Londoner Anstellung ist das künstlerische Leben der Grisi ein ziemlich gleichförmiges gewesen. Ihre spätere Laufbahn, die einen Zeitraum von zwanzig Jahren umfaßt und durch keinen Unfall, keine Niederlage getrübt wurde, war eine fast beispiellos glänzende. Hauptsächlich London war der Schauplatz ihrer Triumphe, weniger Paris. Oft war die Grisi von Paris während ganzer Jahre abwesend, aber in London fehlte sie nicht in einer Theaterzeit. In ihrem Heimathlande trat sie niemals wieder auf, und der einzige Szenenwechsel ihres Pariser und Londoner Aufenthalts wurde durch einen gelegentlichen Besuch in St. Petersburg herbeigeführt. 1847 war sie das hervorragendste Mitglied der Truppe, welche das Theater der Königin mit Coventgarden vertauschte, und war von da an die Hauptstütze jenes Hauses. Ihre Hauptrollen waren Norma, Lucrezia Borgia, Valentine in den Hugenotten, Norina in Don Pasquale, abwechselnd trat sie aber auch in der Favorita, in Anna Bolena, in der diebischen Elster auf. Diese Rollenreihe belehrt uns über den weiten Umfang wie über die Größe ihres Talents. Sie bewegte sich mit gleichem Glück auf dem Sokkus wie auf dem Kothurn, war stets als Thalia eben so vorzüglich wie als Melpomene, eine herrliche Verkörperung der tragischen und der komischen Muse. In ihren spätern Tagen gab sie der Tragödie den Vorzug, zum größten Bedauern Aller, welche sich an der sprühenden Fröhlichkeit ihrer Norina erquickt hatten, und doch mit Recht, denn die komische Oper sollte sich jede Künstlerin versagen, sobald sie über die Blüthe und den Schimmer der Jugend hinaus ist. Ein Nachlassen wurde bei ihr nicht bemerklich; ihre Norma und ihre Lucrezia Borgia waren so imponirend wie je, als Valentine war sie immer gleich zärtlich, gleich leidenschaftlich und erfüllte die Hörer stets mit derselben Sympathie. Noch auf der Höhe ihrer Kunst beschloß sie, sich zurückzuziehen, um der Welt nicht ihrerseits das traurige Schauspiel jener Sängerinnen zu geben, welche in der Periode ihres Verfalls mit einer Art von Verzweiflung an den letzten Rest ihrer Kräfte sich klammern und die Bühne nicht eher verlassen, als bis das ermüdete Publikum unter Hohngelächter und Zischen sie gehen heißt. Sie hat eine Kunstreise nach Nordamerika angetreten und wird sich nach deren Ablauf auf dem reizenden Landgut niederlassen, das sie mit den wohlverdienten und wohlgeschonten Früchten ihrer Arbeit in der Nachbarschaft von Florenz erkauft hat.

In der Grisi Spiel und Gesang liegt eine ungeschminkte gerade Einfachheit, die ein großer Reiz ist. Sie erfaßt die natürlichen breiten Züge jedes Charakters, dringt ernstlich in ihre Rolle ein und giebt sie treulich wieder, ohne mit ihrer Kunst Staat zu machen. Eben so singt sie. Keine Sängerin kann sich rühmen, gleiche Erfolge dadurch erreicht zu haben, daß sie den Gesang zu dem gemacht hat, was er auf der Bühne sein sollte, nämlich nicht zu einer Schaustellung, sondern zu

einer Sprache, um Gedanken und Gefühle auszudrücken. Viele Sängerinnen haben sie in dem blühenden oder geschmückten Styl übertroffen und aus ihrem Gesang ein zartes glänzendes Gewebe gemacht, so ihre vollendete Gewandtheit an den Tag gelegt und den Kenner entzückt. Die Grisi hat dies nicht gethan und vielleicht nicht thun können, ihre volle und sanfte Stimme eignet sich nicht für solche Spiele der Beweglichkeit. Sie singt wie sie spielt, einfach und ernst, verräth aber nie Mangel an Kraft, sei es bei der Ausführung der Noten des Komponisten, sei es bei solchen Verschönerungen, welche durch die Schönheit und den Ausdruck geboten sind. Auch als Frau ehrt sie ihre Kunst. Sie ist von einfachen Gewohnheiten, freundlich, gutherzig und zeichnet sich, namentlich gegen die leidenden Mitglieder ihres Standes, durch ein thätiges Wohlwollen aus. Es ließen sich Züge ihres liebevollen Mitleids anführen, welche an die Catalani und die Malibran erinnern. Sie war mit einem Grafen verheirathet, behielt aber ihren Namen Grisi bei. Die Ehe wurde auf dem Wege des gütlichen Vergleichs bald wieder getrennt; bei einem über die finanziellen Bestimmungen dieser Scheidung obschwebenden Prozesse wurden der Sängerin gerichtlich 300,000 Franken jährlicher Einkünfte nachgewiesen.

Adolf Billault, französischer Minister des Innern, wurde im Jahre 1805 geboren. Er begann seine Laufbahn als Advokat in Nantes, wo er sich durch Beredsamkeit und Fleiß so bemerklich machte, daß er zum Mitglied des Generalraths der Loire Inferieure ernannt wurde. Doch Billault war bestimmt, in einer höhern Sphäre zu glänzen. 1837 zum Abgeordneten gewählt, gab er zum ersten Male das Maß seiner Fähigkeiten. Er zeigte sich als ein Mann von den mannigfaltigsten Talenten, die sich allen politischen Fragen anschmiegten. Er trat in kurzer Zeit als einer der unermüdlichsten Redner der zweiten Kammer hervor: bürgerliche und militärische Angelegenheiten, Finanzen, Diplomatie — über alle diese Dinge sprach er mit einer meisterhaften Fertigkeit. Bei seinem ersten Eintritt in das parlamentarische Leben schloß er sich jener Fraktion an, die unter dem Namen der konstitutionellen Opposition bekannt ist und deren anerkannter Leiter damals Odilon Barrot war. Im Jahre 1840 ging er indessen sans transition zu der Seite über, wo Thiers das Wort führte, und wurde bald darauf zum Untersekretär des Departements für Ackerbau und Handel gemacht. Bei dem Sturz von Thiers' Verwaltung gesellte er sich zu der Opposition gegen Guizot und zeigte sich als einen der unbequemsten Opponenten jenes Ministers. Billault gehörte zu den Abgeordneten, welche Guizot der Vorliebe für England anklagten. Er betheiligte sich sowohl bei den Debatten über das viel berufene Durchsuchungsrecht, die zur Unterhaltung der badauds von Paris geführt zu werden schienen, als an den Verhandlungen, welche das Auftreten der Franzosen in Tahiti veranlaßte, an jener Pritchard-Angelegenheit, welche eine Zeit lang England und Frankreich in Konflikt bringen zu müssen schien und die französische Presse von den leidenschaftlichsten Anklagen gegen das treulose Albion überschäumen ließ.

1847 sprach Billault mit großer Kraft über die Frage der Wahlreform, 1848 nach der Februarrevolution trat er als Volksabgeordneter in die konstituirende Versammlung. Dieser Theil seiner politischen Laufbahn wird durch politische Schwankungen bezeichnet, die nicht sehr für den Ernst seiner Ueberzeugung sprechen. Er stellte mit Eifer den Antrag auf eine Untersuchung der Lage der arbeitenden Klassen und vertheidigte gegen Thiers das Recht auf Arbeit. Sein republikanischer Eifer riß ihn so weit fort, daß er die gefährlichsten Anträge stellte und verfocht, und derselbe Eifer machte ihn zum Vorfechter der Nationalversammlung, als zwischen der Mehrheit jener Körperschaft und Ludwig Bonaparte, dem damaligen Präsidenten der Republik, die bekannten Streitigkeiten ausbrachen. Diese Ergebenheit erhielt ihre Belohnung. Billault wurde zuerst zum Mitglied des einstweiligen Staatsraths-Ausschusses und dann bei zwei verschiedenen Gelegenheiten zum Vicepräsidenten der Nationalversammlung ernannt. Es erregte daher im Publikum kein geringes Staunen, als nach der Errichtung des Kaiserreichs die Nachricht sich

verbreitete, daß dieser alte Schüler Odilon-Barrot's, dieser Bundesgenosse von Thiers und Gegner von Ludwig Bonaparte zu der wichtigen Stelle eines Präsidenten des gesetzgebenden Körpers ernannt worden sei. Er leistete in diesem Amt wichtige Dienste, sowohl in der Kammer selbst durch seine Leitung der Verhandlungen, als nach den Verhandlungen durch seine Art der Berichterstattung über die Kammerarbeiten, durch die Frankreich belehrt wurde, „was das freie aber ruhige Spiel der Institutionen vermöge, um gute und gut gemachte Gesetze hervorzubringen". Er hatte sich so in Gunst gesetzt, daß im Juni 1854 seine Ernennung zum Minister des Innern an Persigny's Stelle erfolgte. Als Minister will er, wie sein Rundschreiben sagt, „die Gesellschaft in tiefer Ruhe erhalten, alles, was groß, schön und nützlich ist, befördern und dazu helfen, daß Frankreich gegen außen eine Stellung gewinnt, welche die Patrioten befriedigt."

Billault gehört zu der sehr zahlreichen Klasse von Franzosen, welche die schönsten Gaben, die ihnen die Natur verliehen hat, die tiefen Kenntnisse, zu denen sie mit eisernem Fleiße gelangt sind, einfach als ein Kapital betrachten, aus dem man möglichst hohe Zinsen zu ziehen hat. Man findet diese Männer in allen Beschäftigungen, denen man in andern Ländern ethische und vaterländische Zwecke beilegt, unter den Dichtern wie unter den Staatsmännern. Wie Kapitalisten ihre Gelder mit völliger Unparteilichkeit in englischen und französischen, in preußischen und österreichischen, in neapolitanischen und russischen Papieren anlegen, ganz eben so fundiren diese Talente ihr geistiges Vermögen auf die Republik, die Orleans, die Napoleoniden, kurz auf die jeweilige Gewalt, die sich im Besitz der Kanäle befindet, aus denen die Gunst der Regierung in der Form von Ehren, Aemtern und Besoldungen ihren Ausfluß nimmt. Billault hat mit seinem Talent spekulirt, freilich nicht immer glücklich, wie aus seinem Anschluß an das ephemere Ministerium Thiers und an den Sozialismus hervorgeht, aber doch im ganzen mit Geschick. Von seinem ernsten Willen, Erfolg unter jeder Form und auf allen ihm zugänglichen Bahnen zu suchen, enthält seine Geschichte mehrere Beweise. Er ließ es sich in jüngeren Jahren einfallen, in Nantes um die Hand der reichsten dortigen Erbin anzuhalten. Als der Vater darüber erstaunte, ließ Billault die Worte fallen: „Ich besitze weder einen großen Namen, noch habe ich Vermögen, aber binnen drei Jahren werde ich mich zum Range des ersten Advokaten in Nantes erheben; drei Jahre darauf werde ich Abgeordneter werden und nach Verlauf abermaliger dreier Jahre Minister sein." Die Dame fand nicht minder Wohlgefallen an seinem Selbstvertrauen, wie der Vater, und nahm seine Hand an. Er hielt Wort, nach drei Jahren hatte er sich einen bedeutenden Ruf als Advokat erworben, brachte es bis zum Abgeordneten und erhielt als Rechtsfreund des Herzogs von A u m a l e eine Besoldung von 30,000 Franken jährlich. Im Frühling von 1854 war er im Stande, auch seine letzte Vorhersagung wahr zu machen; er wurde Minister.

Unter Verantwortlichkeit des Ergänzungsblätterverlags in Meißen. — Redakteur Dr. Fr. Steger.
Druck von K. G. Gato in Meißen.

Der Kristallpalast in Sydenham. Es ist einer der charakteristischen Züge, welche während der letzten Jahre im Leben der englischen Nation hervorgetreten sind, daß die Regierung wie die Individuen fortwährend zu Gunsten des Volks arbeiten. Moral, Wissenschaft, Industrie, alles wird dem Bereich der zahlreichen, armen und unwissenden Klassen nahe gebracht. Wer erinnert sich nicht der großen Reformen Sir Robert Peel's in der Industrie und im Zollwesen, deren unmittelbarer und glücklich erreichter Zweck die Verbesserung der physischen Lage des Volks war! Nimmt man einen andern Gesichtspunkt, so gewahrt man eine unzählige Menge wohlfeiler Schriften, welche seit Jahren veröffentlicht werden und theils Lebensregeln geben, über die Wahl eines Berufs aufklären, theils die Wissenschaften dem schlichten Verstand zugänglich machen und nützliche Kenntnisse verbreiten. Noch mehr, Gelehrte von erstem Rang, ausgezeichnete Nationalökonomen, Staatsmänner in den ersten Regierungsstellen, Parlamentsredner von europäischem Ruf haben begriffen, daß für die obern Klassen die Zeit gekommen ist, mit dem Volk in unmittelbare Berührung zu treten, haben in den großen Mittelpunkten der Industrie öffentliche Vorträge eingerichtet und treten selbst als Lehrer auf. Die ganze englische Nation ist seit Jahren auf den schönen Weg eingetreten, wo die Starken den Schwachen helfen, die Weisen die Unwissenden unterrichten, die Guten die Schlechten bessern, wo mit einem Worte die Liebe sich mehr und mehr unter allen Klassen der Gesellschaft verbreitet und alle unter einander zum Vortheil, Glück und Wohlbefinden des Ganzen verbindet. Diesem im schönsten Sinne des Worts sozialen Streben ist auch der Gedanke des Kristallpalastes von Sydenham entsprungen. Wir finden dies in allen Empfehlungen bestätigt, mit denen die englische Presse das Unternehmen von Anfang an begleitet hat. Ein Beispiel genügt, den englischen Standpunkt zu bezeichnen. „Dies Gebäude", sagte das Athenäum gelegentlich einer Besprechung der Idee des Baues, „soll das Leben verfeinern und die Bildung unserer Zeit fördern; es soll Reich und Arm in Berührung bringen und sie für eine Zeitlang wenigstens mit gemeinsamer Bewunderung für das Schöne erfüllen. Es muß die Genüsse von Hoch und Nieder ausgleichen, und der ärmste Mann in England wird bald für einen Schilling, wenn auch nur für einen Tag lang, Herr von Terrassen und Springbrunnen, von grünen Rasenflächen uud tropischen Blumen, ein Fürst der Kunst und der Natur werden. Er wird jetzt wandern durch Theben, oder unter dem Schatten der Säulen von Denderah liegen, er kann den Löwenhof besuchen und das Haupt vor Mekka beugen, er kann für einen Tag Grieche oder Maure, Römer, Gothe oder Longobarde werden, vor Osiris oder vor Apollo sich bücken. Welch ein reiches Erbtheil kann der ärmste Engländer jetzt antreten! Welcher Edelmann darf sich seiner aufgehäuften Bronzen und Gemälde noch rühmen, wenn alle Bildhauer Griechenlands und Roms, Italiens und Frankreichs, Deutschlands und Englands wetteifernd sich dem Auge des ärmsten Mannes darbieten! Die Kunst durchleuchtet das Leben aller zu harter Arbeit Verurtheilten mit hellem Glanz. Der Mann, welcher gelernt hat, die Arbeiten eines Ghiberti oder Donatello zu genießen, wird dann die Zerstreuungen einer gemeinen Kneipe fad und geschmacklos finden. Ein Geschmack für Kunst ist leicht erlangt und geht schwer wieder verloren."

Die Ausstellung von 1851 hatte aufs neue bewiesen, daß das englische Volk Belehrung, wenn sie ihm nur geboten wird, gern annimmt nnd jede Gelegenheit zur Bildung des Geschmacks und Entwicklung des natürlichen Schönheitssinns ergreift. Diese Thatsache und der gewaltige, bildende Einfluß, den die Ausstellung auf so weite Kreise übte, regte überall den Wunsch an, dieses Bildungsmittel an einem andern Orte und in einer andern Form dauernd zu erhalten. Zugleich war

allgemein die Ansicht gekommen, England besiege nicht alles im Reiche der Kunst und Industrie, namentlich aber stehe es in Bezug auf Geschmack und künstlerische Ausbildung andern Nationen nach. Dieses Bewußtsein führte sofort zu gesteigertem Ehrgeiz, und in Folge dessen sann man auf Mittel, das Versäumte nachzuholen. Im Zusammenhange damit heißt es z. B. in der Rede der Königin bei der Eröffnung des Parlaments von 1852, „daß dieses einen umfassenden Plan zur Förderung der schönen Künste und praktischen Wissenschaften in Betrachtung ziehen und der Regierung in der Ausführung desselben beistehen möge.“ Bei einer Versammlung der königlichen Akademie sprachen zwei Minister den Wunsch aus, daß sich in der großen Metropolis ein Palast erheben möge, welcher würdig der Kunst, würdig der Bewunderung der Ausländer und würdig des großen englischen Volks sei. Im Unterhause ließ darauf das Ministerium durch den Schatzkanzler erklären, es hege die Hoffnung, daß Schritte geschehen würden zur Einrichtung wissenschaftlicher Museen in passenden großen Räumlichkeiten. Lord Mahon verlangte eine Sammlung geschichtlicher Bildnisse, Hume lenkte die Aufmerksamkeit des Hauses auf eine des Landes würdige National-Galerie. Der Hauptgedanke Vieler ging aber auf eine Universität für Kunst und Industrie, auf eine Encyklopädie in Bildern, auf eine „Inventur des Wissens“, wie Bacon sie in den Lustren der Wissenschaft aufgenommen wissen wollte, damit immer Anregung gegeben werde, das noch Fehlende zu ersetzen.

Der frühere Kristallpalast der Industrieausstellung in Hyde-Park war nur für eine bestimmte kurze Zeit errichtet. Mit Bedauern sahen damals Manche, als die Frist verstrichen war, welche dem schönen Gebäude Joseph Paxton's gegeben war, daß dasselbe nun verschwinden solle, und man that Schritte, um es zu erhalten. Allein die Regierung verweigerte ihre Genehmigung, und die Zerstörung des herrlichen Werks hatte bereits begonnen, als eine Anzahl angesehener Männer, an ihrer Spitze Samuel Laing, Vorsitzender der London-Brightoner Eisenbahn, beschloß, aus den Trümmern des alten einen neuen Kristallpalast zu errichten, der seinen weltberühmten Vorgänger noch übertreffe. Der alte Ausstellungs-Palast wurde nun für 560,000 Thaler angekauft und die Kristallpalast-Gesellschaft mit einem Kapital von $3\frac{1}{2}$ Millionen Thaler gebildet. Es wurde beschlossen, dem Gebäude die größte architektonische Schönheit zu geben und den Gesammteindruck durch Garten, Park und Wasserkünste zu heben. Die Erbauer, Unternehmer und Architekten des alten Glaspalastes, Sir Joseph Paxton, Fox und Henderson, Owen Jones, Digby Wyatt und Karl Wild, erhielten auch hier wieder die Leitung. Für alle Arbeiten, selbst für die gewöhnlichsten Dekorationsarbeiten, für das Anstreichen und die Zimmermalerei, wurden wirkliche Künstler gewonnen. Man nahm diese aus allen Nationalitäten, stellte außer Engländern Deutsche, Franzosen und Italiener an. Als Oertlichkeit wählte man den Penge-Hügel bei Sydenham. Die angekaufte Baustelle hat einen Flächenraum von 300 Morgen und bildet ein unregelmäßiges Parallelogramm, dessen Breite von 1300 bis zu 3000 Fuß zunimmt. Der Palast steht auf der Höhe des Hügels, von wo der Boden sehr abschüssig zweihundert Fuß tief nach der Eisenbahn abfällt. Dies brachte jedoch den Vortheil, daß der Riesengarten, den man zu dem schönsten der Welt machen wollte, von aller Monotonie befreit werden konnte, da der Boden Gelegenheit bot, alle möglichen Zweige der Gartenkunst und Dekoration anzuwenden. Die gewählte Lage ist die reizendste weit und breit. Von allen Seiten desselben hat man eine so weite und schöne Aussicht, wie es nur in irgend einem Theile der Umgegend Londons der Fall ist. Ringsum zieht sich das schönste frisch-grüne Hügelland, untermischt mit zierlichen weißen Villen, buntziegelsteinernen Häusern und Kirchen in gothischem Styl. Da der Palast hoch auf dem Gipfel des Berges liegt, so kann er von mehreren Stadttheilen Londons aus, wie von allen Theilen Surreys und der umliegenden hügelreichen Landschaft gesehen werden. Der Palast selbst bietet in dieser Landschaft den prächtigsten Anblick dar.

„Man glaubt einen jener Feenpaläste aus Tausend und einer Nacht zu sehen", ruft Benjamin Delessert in der Revue de deux Mondes aus. „Ich werde nie den bizarren Eindruck dieses bläulichen Doms vergessen, der sich auf dem gelben Hintergrunde des von den letzten Strahlen der untergehenden Sonne vergoldeten Himmels abzeichnete und seinen Fuß in die tiefdunkeln und beinahe schwarzen Schatten der bereits von der Dunkelheit erreichten Wiesen senkte." Die Entfernung von London (von den dortigen Themsebrücken) beträgt nicht viel über eine deutsche Meile. Zwei Eisenbahnen, die eine von der Londoner, die andere von der Battersea-Brücke ausgehend, führen nach Sydenham.

Der erste Pfeiler wurde am 5. August 1852 errichtet, der Palast am 10. Juni 1854 eröffnet. Der neue Palast ist in der äußern Form verschieden von dem in Hyde-Park. Was dort die Seite war, ist hier Front geworden. Die Länge des alten Gebäudes (1848 Fuß) wurde bei dem neuen um 240 verkürzt, so daß dieselbe 1608 beträgt. Aus dem einen Querschiff in Hyde-Park sind drei geworden, von denen die beiden äußern in Thürme auslaufen, welche Wasserbehälter tragen. Die drei Querschiffe treten mit ihren Nebendächern über die Hauptlinie des Ganzen hervor und bilden so alle drei zusammen eine imposante Gruppe. Die Breite beträgt 312 Fuß, die drei Querschiffe treten über die Längenwände hervor. Das mittlere ist mit einem Gewölbe von 176 Fuß Höhe gedeckt, das 120 Fuß Spannweite hat, 20 Fuß mehr als die Kuppel von St. Peter in Rom, 40 Fuß mehr als die Paulskirche in London. Unter dem Dache des mittleren Querschiffs könnten die Thürme von Notredame in Paris Platz finden, die Kugel eines Feldgeschützes, die an dem einen Ende des Schiffs abgefeuert würde, erreichte das entgegengesetzte Ende nicht. Man kann sich von der Unermeßlichkeit des Gebäudes auch dadurch eine Idee machen, daß man von einem der Balkone, die sich an den Endpunkten erheben, nur mit größter Schwierigkeit unterscheiden kann, ob die Personen, welche auf einem Balkon am andern Ende sitzen, Herren oder Damen sind. Im Hauptquerschiff laufen fünf Galerien, durch dekorirte Wendeltreppen verbunden, über einander, in jedem Flügelquerschiff drei, in den andern Theilen des Gebäudes zwei. Getragen wird der Palast von 2206 hohlen Säulen, die zugleich das Regenwasser und den Niederschlag abführen. Sie sind wie in Hyde-Park mit den drei Grundfarben Roth, Blau, Gelb dekorirt, deren Licht später hier und da durch die angepflanzten Rankengewächse gemildert werden wird. Die Säulen und Streben bilden nicht mehr wie in dem alten Gebäude gerade Linien, sondern in je einer Entfernung von 42 Fuß treten zwei 24 Fuß von einander abstehende Säulen immer um 8 Fuß in das Hauptschiff hervor. Von ihnen gehen 8 Fuß tiefe, gebogene eiserne Streben in getriebenem Gitterwerk aus, welche die Stützen der Längebalken sind. Zu Pfeilergruppen verbunden, die sich durch die ganze Länge des Gebäudes alle 72 Fuß wiederholen, gewähren sie dem Auge künstlerische Anhaltpunkte und dienen als Maßstab der Ausdehnung des Baues. Springbrunnen, von den schönsten Blumen der Welt umgeben, und Beete mit den seltensten, sorgfältig gepflegten Pflanzen, sind von Strecke zu Strecke durch die Länge des Schiffs vertheilt. Dieser erheiternde Anblick gewährt den Augen und dem Geist Erholung und dient als Uebergang und Trennung zwischen den verschiedenen Szenen, die in der Wirklichkeit durch Tausende von Meilen von einander getrennt sind. Es ist eine wahrhaft unglaubliche Masse von Blumen und Pflanzen, wie die riesenhaften Verhältnisse dieses Wintergartens sie verlangten, aufgehäuft worden. Am meisten zeichnen sich Palmenarten und verschiedene Rhododendren aus. Die Front des Palastes wird von Terrassen und Treppen begrenzt, majestätischer und imposanter wie die von Versailles, wie auch die Wasserkünste jene des französischen Königssitzes weit hinter sich zurücklassen. Von der Regel, nur Glas und Eisen anzuwenden, ist insofern eine Abweichung gemacht worden, als die Front, da hier der Boden abfällt, nach dem Park zu mit einem Erdgeschoß untermauert ist. Die Wände

der Paulskirche sind 14 Fuß dick, das eiserne Gerippe des Kristallpalastes 8 Zoll, die Glasscheiben einige Linien. Folgende Summen wurden verbraucht:

Grund und Boden	350,000	Thaler.
Das Gebäude	2,000,000	"
Terrassen und Wasserkünste . . .	2,000,000	"
Werke der bildenden Kunst . . .	900,000	"
Naturwissenschaftliche Sammlung .	100,000	"
Einrichtung und Verzierung . .	270,000	"
Wege und Zugänge	200,000	"
Allgemeine Kosten	380,000	"
	6,200,000	Thaler.

Da zwei verschiedene Ideen bei der Einrichtung des Kristallpalastes ins Auge gefaßt worden sind, die eine auf Belehrung des Volks gerichtet, die zweite rein industriell, so findet man in der Ausstellung zwei Abtheilungen. Die eine, die künstlerische und wissenschaftliche, wird repräsentirt durch Sammlungen von Thieren, Bäumen und Pflanzen, durch die Nachahmung von Monumenten der verschiedenen Zeitalter und der Meisterwerke der Plastik, die zweite Abtheilung ist der Bazar, die Ausstellung der gegenwärtigen Industrie, welche ihre Produkte zeigt und verkauft. Die wissenschaftliche Abtheilung umfaßt die Vergangenheit wie die Gegenwart. Ihre geschichtlichen Rückblicke gehen bis auf die Entstehung der jetzigen Erdrinde zurück. In der entferntesten Gegend des Gartens liegen in einem See, dessen künstlicher Abfluß und Zufluß so geregelt ist, daß derselbe alle Erscheinungen von Ebbe und Fluth darstellt, die geologischen Inseln, auf denen Durchschnitte der drei geologischen Formationen aufgebaut und mit Proben ihrer ausgestorbenen Bewohner bevölkert sind. Aus der ersten sieht man den Eisenstein, die Kohle, den rothen Sandstein, den Granit und den Kalk. Die zweite Periode, Kreide mit versteinerten Schwämmen, die wir Feuerstein nennen, Oolit aus der Gegend von Oxford, Lias aus Yorkshire und neuer rother Sandstein, liefert eine Gesellschaft vorsündfluthlicher Thiere, von Portland-Cement in natürlicher Größe dargestellt. Hier erscheint das Iguanodon, der Pterrodactylus, mit lederartigen Flügeln, enormen Hinterklauen, einem langen Halse und furchtbaren gezähnten Schnabel, unverkennbar eine Person mit dem Drachen der Fabel, der Ichthyosaurus mit der Schnauze eines Meerschweins, dem Gebiß eines Krokodills, dem Kopf einer Eidechse, den Rückenwirbeln eines Fisches und den Flossen eines Wallfisches, dem Schwanz einer Schlange und der Schraube eines Dampfboots, der Plesiosaurus mit dem Leibe einer Schildkröte und dem Hals des Schwans, der Riesenfrosch Cheirotherium, der seine Fußtapfen und seinen Schädel in dem rothen Sandstein zurückgelassen hat. Die tertiäre Formation wird repräsentirt von dem irischen Elen, dem Megatherium und andern Gestalten.

Die naturhistorische und ethnographische Sammlung befindet sich am Ende des südlichen Schiffs. Von den mehreren Tausend Mineralien, den 70—80,000 Pflanzen, den 2000 Mollusken, den 60,000 Insekten, den 6000 Fischen, den 500 Schlangen, den 1000 Amphibien, den 5000 Vögeln, den 1500 Säugethieren der Welt sind die merkwürdigsten vertreten. Ein Wasserbecken in der Mitte stellt den atlantischen Ozean dar, links ist die alte, rechts die neue Welt. Das Schauspiel des ganzen Erdballs entrollt sich vor den Augen, und nicht gemalt wie in einem Panorama, sondern in Fleisch und Bein, wenn dieser Ausdruck erlaubt ist. Man sieht unter den seltensten Bäumen und den kostbarsten Blumen der entsprechenden Länder die Thiere, welche in denselben Klimaten leben. Alle verschiedenen Varietäten des Menschengeschlechts, vom Lappländer bis zum Neger, vom Chinesen und Malaien bis zum amerikanischen Indianer, werden durch Figuren repräsentirt, welche mit der gewissenhaftesten Genauigkeit nach dem ethnologischen Typus jeder

Art geformt sind. Um die Illusion zu vermehren, hat man die Gruppen so geordnet, daß sie belebte Szenen bilden und Jagden, Versammlungen von Stämmen, die Beschäftigungen des Familienlebens darstellen. So wohnt man zum Beispiel einer indischen Tigerjagd bei: inmitten eines Dschungeldickichts treibt der Elephant, dessen Thurm mit Jägern besetzt ist, einen Tiger zurück, der sich auf ihn wirft; aus dem Thurm kämpfen Indianer mit Flinten und Lanzen gegen das Thier, andere Jäger schleudern aus der Ferne Pfeile auf dasselbe. Weiterhin entfaltet sich eine jener düstern Szenen der arktischen Regionen, die wir aus den Beschreibungen der Nordpolreisenden kennen: in einer verkümmerten Natur, die von Eis und Schnee starrt, kocht eine Familie Lappen, während in einiger Entfernung Seehunde und Eisbären sich gegenseitig beobachten. Chinesische Tataren mit dem langhaarigen Ochsen oder Yao, Malaien, Australier, Kaffern, die verschiedenen indianischen Stämme, die Eskimos, sind auf das glücklichste dargestellt, das teutonische Leben repräsentiren zwei schöne Gruppen, die Hirschhetze und eine Eberjagd.

Die verschiedenen Abtheilungen, welche der Kunst bestimmt sind, heißen die ägyptische Abtheilung, die assyrische, die griechische, die römische, die pompejische, die der Alhambra, die byzantinische, die gothische, die der Renaissance, die italienische, die der modernen Skulptur, die Porträtgalerie. Das nördliche Querschiff füllt eine Doppelreihe von vierundzwanzig Sphinxen und eben so viel Palmen, an deren Ende das Grab von Abu-Simbul (Ipsambul) dargestellt ist. Zwei Figuren, sitzend 72 Fuß hoch, dort aus dem lebendigen Felsen gemeißelt, hier aus Gyps gebildet, halten Wache über dem Grabe des Königs. So große Dimensionen das Schiff auszeichnen, sind sie doch noch immer zu klein für diese Riesen, die in ihrer Heimath meilenweit über die Ebenen Nubiens leuchten. Eine Doppelreihe von acht schlafenden Löwen führt zu dem ägyptischen Hofe. Hier begegnen uns die Könige mit dem Krummstabe und der Tiara, Sesostris, Isis, der Apis und der Schmuck der Kleopatra. Da ist ein Facsimile des Steins von Rosette, der den Schlüssel zur Entzifferung der Hieroglyphen geliefert hat. In dem schmalen Gange, der diesen Hof von dem griechischen trennt, begrüßen sich nachbarlich die ernsten Gestalten ägyptischer Könige, die Hände über die Brust gekreuzt, vergöttlicht durch unmenschliche häßliche Zuthaten, mit den Idealen menschlicher Schönheit, den heitern Göttern Griechenlands. Wir befinden uns in der hellenischen Agora.

Zum Muster für die Bauart des griechischen Hofs hat der dorische Baustyl gedient. Die Säulenordnung ist die dorische. Die Säulenkapitäle, Friese und die übrigen Theile des obern Gebälks, so wie die Wände des Hofs sind nach den Angaben von Professor Owen Jones, dem die Ehre des Entwurfs dieses Miniaturbildes griechischer Herrlichkeit gebührt, gemalt, und jedes unbestochene Auge, welches Kunstschönes zu würdigen versteht, muß gestehen, daß das Problem, welches der englische Gelehrte sich gestellt, trefflich gelöst worden ist. Die seit Quatremère de Quincy's großem Werke: „Le Jupiter Olympien" die antiquarische Welt bewegende Streitfrage über den polychromatischen Charakter klassischer Architektur und Skulptur ist hier in glücklicher Weise gelöst. Für ein ästhetisch empfindendes Auge hat Owen Jones die Frage durch den Existenzbeweis gelöst. Zum Glück hat man von den Skulptur-Abgüssen, welche den griechischen Hof füllen, keinen bemalt; nur mit dem Abguß des panathenäischen Frieses aus dem brittischen Museum hat man den Versuch gewagt (er hängt in der an den griechischen Hof stoßenden Galerie). Die Haare der darauf befindlichen Reitergestalten zeigen die Goldfarbe, die nackten Theile der Körper ein grelles Fleischroth, der Hintergrund ist ein helles Blau, wie an dem Friese des ganzen Hofes. Nach den Wanderungen, welche die Kunst in der Weltgeschichte gemacht hat, sind auch die Höfe geordnet. Wir empfinden, wenn wir aus den buntgemalten Räumen des ägyptischen Hofes mit den grotesken, barbarischen Ornamenten seiner plumpen Säulen und Wände in die lichten, einfach edlen Säulenhallen des hellenischen

Hofes eintreten, daß hier, in Hellas, der Mensch, der volle, ganze, harmonische Mensch in die Geschichte einzutreten begann, während uns die ernsten Bogenwölbungen und die tiefen Schatten und dunkeln Farben des römischen Hofes, in die wir hineinschauen, an den praktischen Mittag des Lebens und seine ernste, prosaische Mannesarbeit, welche das Römervolk über die Welt heraufführte, gemahnen. Der blaue Grund des Frieses der Façade — es ist dies eine Abweichung vom Modell des Parthenon — ist mit Guirlanden in Gold verziert; zwischen je zweien befindet sich der Name einer griechischen Stadt, die durch Kunstsinn sich bemerklich gemacht hat. Innerhalb der Goldkränze ist je ein Monogramm, die Initialen von: *Μούσαις*, *Χάρισιν*, *Ἀγαθοῖς*, *Σοφοῖς*, enthaltend. Die innere Façade zeigt zwischen denselben Kränzen (mit dem Monogramm) die Namen der Hauptpoeten, Philosophen, Architekten und Kunstpatrone Griechenlands — mit Dädalus beginnend und mit Anthemius, dem Baumeister der Sophienkirche in Konstantinopel, aufhörend. Der Mittelaufschrift der äußern Façade mit ihrem Sinnspruch entsprechen auf dem innern Friese die Namen: Phidias, Perikles, Iktinus. Die Fresken auf den Wänden der Agora sind noch nicht einmal angefangen. Zwischen der Galerie und der Agora ist das Atrium, eine Säulenhalle mit viereckigen Ecksäulen (Antae) nach dem Modell der von Eleusis und Priene. Die Decke des Atriums, so wie der beiden Säulenhallen der Agora ist reich gemalt nach dem Muster der Ueberreste des Tempels von Bassä in Arkadien und der Propyläen von Athen. In der lichten Säulenhalle der Agora wird es uns wahrhaft wohl. Der sonnige Tag griechischen Geistes und griechischer Oeffentlichkeit wirft sein Licht darüber. Hier befinden sich auch die Kopien der seltensten Kunstwerke des Alterthums (nur den olympischen Jupiter hat man sonderbarerweise in einem andern Theile des Gebäudes untergebracht). Abgesehen von den griechischen Porträts, welche wie im Kranz um die Centralhalle sich herumziehen (unter denen besonders die Büste Homers und vor allen die von Aeschylus durch edle Schönheit hervorragen), nennen wir die Venus von Melos („unsere liebe Frau von Melos", Heine) aus dem Louvre; dahinter die Venus Victrix (im Amphitheater von Capua aufgefunden, und jetzt im Museum von Neapel befindlich); Venus Dione aus dem brittischen Museum, im Jahre 1776 unter den Ruinen der Bäder des Kaisers Claudius in Ostia aufgefunden. Ferner der Barberini-Faun, aus dem Münchener Museum, der Ludovisi'sche Mars (aus der Villa Ludovisi), die Farnese'sche Juno, rechts von dem Haupteingang; die Laokoonsgruppe; die herrliche schlafende Ariadne aus dem Vatikan u. s. w. In der Galerie befinden sich unter andern die Niobe-Gruppe (mit dem Ilioneus, von München), Kopien der Elgin-Marbles, das panathenäische Fries und unzählige Basreliefs vom höchsten Kunstwerthe.

In den römischen Höfen empfängt uns das Rom der Kaiserzeit. Der erste Hof enthält Nachbildungen aus den Bädern, der zweite ein Modell des Kolosseums. Die Bildsäulen, welche die übrigen füllen, sind fast alle aus Griechenland geraubt, oder doch von griechischen Künstlern in Rom gearbeitet. Eigentlich römisch sind nur die Küsten von Seneca, Trajan, Tiberius, Camillus, Plotina, Cicero, Terenz, Virgil, Caesar, Brutus, Scipio und Hadrian. Gegen die Aufstellung der Statuen in diesen Räumen, bemerkt ein Berichterstatter im „Magazin für die Literatur des Auslandes", ließe sich Manches erinnern. In dem einen Saale steht in der Mitte Apollo, die Nüstern von Zorn gebläht, um die Lippen spielt der göttliche Hohn über die Ohnmacht des durchbohrten Python; allein der Eindruck wird geschwächt von der daneben sitzenden Statue Agrippina's, der unseligen Mutter des Ungeheuers Nero; diese ist wieder in Mißklang mit dem fröhlichen Faun, trunken vor Lust und Jugend; mit dem weinbekränzten Bacchus, in weiblicher und idealer Schönheit selbst Antinous übertreffend; mit Merkur in seiner attischen Schlauheit und göttlichen Klugheit; mit der beschwingten Fortuna, die sich auf der Kugel wiegt, und mit der siegreichen Venus. Die mediceische Venus sollte allein in einem Raume herrschen. Ueberhaupt ist zu berücksichtigen, daß die

Meisterwerke des Alterthums für eine bestimmte Stelle bestimmt waren, und sie können auch nur, wenn an diesem ursprünglich beabsichtigten Platze aufgestellt, richtig beurtheilt werden. In einem Durchgang zwischen dem ersten und zweiten Zimmer finden wir Antinous und Adonis. Das zweite Zimmer selbst bewahrt den sterbenden Gladiator und den Laokoon, fast die einzigen Wundergebilde aus dem Alterthum, in welchen der Genius der Kunst bestrebt war, die Wirkungen der gewaltigen Gemüthsbewegungen wiederzugeben, im Gegensatz zu der Ruhe und Leidenschaftslosigkeit, welche die Idee der abstrakten Schönheit bilden. Außer den Ringern und dem tanzenden Faun haben wir hier den zarten Apollino, eine der schönsten Typen des Knabenalters, die irgend in der Skulptur vorhanden sind, nur von dem vermutheten Werke des Praxiteles, dem „Eidechsentödter", dem vollkommensten Muster abstrakter Anmuth, übertroffen — den schlafenden Amor, der, einer Taube gleich, in den warmen, weichen Flaum seiner eigenen Fittige sich gebettet hat — den lauschenden Sklaven, wahrscheinlich ein Votiv und Porträt u. A. Wir haben die schönen Typen menschlicher und göttlicher Jugend: Amor und Psyche, den jungen Bacchus, von einem Faun gefahren oder auf den sehnigen Armen Silen's in den Schlaf gewiegt — den betenden Knaben — den lotusessenden, träumenden Engel, den Genius der Ruhe — den schlafenden Hermaphroditen — den Knaben mit dem Schwan — den nektarschenkenden Ganymed — Amor zu den Füßen des ruhenden Mars — den schlafenden Endymion u. a. m. Wir haben ferner in diesen Höfen die wundervollen Typen derb ländlicher Jugend, durch die ein Zug von Ewigkeit hervorschimmert: die Faune, die bald die Najaden mit Tannenzapfen bewerfen, bald sich in den Weinkeltern roth treten. Wir haben sodann die Idealisirung der menschlichen Stärke in dem farnesischen Herkules, dieser prächtigen Unmöglichkeit, dieser Inkarnation von tausend Ammenmärchen. Weiterhin kommt das Natürliche, vom Idealen getrennt: Demosthenes mit eingekniffener Unterlippe, wie er auftrat, Philippos anzuklagen — die schönen (aber apokryphen) Phocion und Aristides — der echte Euripides — der sitzende Menander — der nackte Germanicus. Da steht Caracalla mit seinem schwarzen, böslichen Grinsen; Augustus, verschmitzten Blickes, mit schmalem, schwachem Unterkiefer, so ungleich dem breiten, vorstehenden, eisenwilligen Kinn Cäsar's und Napoleon's. Hier ist Agrippina, gemein und geil, mit gekröntem, falschem Haar, aber in nachdenkender Stellung, als wenn sie ihr Verhängniß voraussähe. — Aus dem Thierreiche bieten sich dem Beschauer: der kalydonische Eber, Hirsche von Leoparden niedergerissen, der römische Adler, der farnesische Stier, der molossische Hund. Die griechischen Pferde, so verschieden von unserem Ideal dieser Thiere, scheinen naturgetreu nachgebildet jenen dicknackigen, kurzschenkeligen Kleppern eines Gebirgslandes. Zu der römischen Abtheilung gehört noch der pompejische Hof, welcher die Nachbildung eines ganzen Hauses mit seiner Einrichtung enthält.

Nahe an einander grenzen im Kristallpalast der assyrische Hof und die dem Mittelalter geweihten Gebäude. Der assyrische Hof stellt einen von Ferguson kombinirten assyrischen Palast dar. Es ist eine aus verschiedenen Ruinen in ein Ganzes frei vereinigte Komposition, die jedoch dem Gesetz gefolgt ist, daß jeder einzelne Theil bestimmten Originalen genau entspricht und das Ganze als eine wissenschaftliche Verkörperung der Entdeckungen und Forschungen Botta's, Layard's und Rawlison's aufgefaßt werden muß. In diesen architektonischen Verhältnissen, in der Skulptur, in den Gesichtern ist eine weit höhere Stufe des Geschmacks ausgeprägt, als in der starren Großartigkeit Aegyptens. Der Mensch erkennt sich auch in Assyrien noch nicht und sucht die Göttlichkeit und Schönheit durch wunderliche Kombinationen der menschlichen und der thierischen Gestalt zu versinnlichen. Der assyrische Apollo kann einen Ochsenkopf und die Flügel des größten Raubvogels gehabt haben. Aber in den assyrischen Gesichtern bemerkt man einen individuellen Ausdruck, der in Aegypten noch fehlt, und im Baustyl

und in der Pracht der Säulen nähert man sich schon bedeutend der edlen griechischen Klarheit.

Die romantische Periode des Mittelalters ist so reichlich vertreten, daß sie nicht in eine Halle eingezwängt werden konnte. Die speziell sogenannte Halle des Mittelalters enthält zu viel englische Denkmäler. Wir begegnen hier einer mit Liebe zusammengebrachten Sammlung der alten Kunstschätze Englands. Diese Bevorzugung Englands rechtfertigt sich durch die Kunstgeschichte nicht, denn die Originalquelle der mittelalterlichen Kunst floß auf dem Festlande, namentlich in Deutschland und Frankreich, und England wurde blos durch verschiedene Seitenarme befruchtet. Die byzantinische Abtheilung enthält die Kirchenthüren von Kilpeck und von Schobdon, welche letzteren beim Abbruch der Kirche konservirt und im Park Lord Bateman's aufgestellt wurden, darüber Reliefs aus der Kathedrale von Chichester. Aufgenommen wurden ferner ein Stück Säulengang aus der Kirche St. Johann von Lateran, mit den schraubenförmigen, dem Gerstenzucker ähnlichen Säulen, ein Stück der Marienkapelle des Kölner Doms, Kirchthüren aus Hildesheim, aus der Romsey-Abtei, der Kathedrale in Tuam und aus Birkin in Yorkshire. In den Verzierungen überwiegen überall die Thiere über die menschliche Figur. Der maurische Baustyl der Mohamedaner wird in einer glänzenden Kopie der Alhambra zur Anschauung gebracht. Der Löwenbrunnen, die Halle der Abencerragen, der Saal der Gerechtigkeit stehen da wie Träume von Stein. Der gothische Hof ist Nürnberg. Die Thürme der Frauenkirche, die drei großen Skulpturwerke der Sebalduskirche, Veit Stoß' Arabeske aus der Schloßkapelle, Vischer's Krönung der Jungfrau aus Erfurt, die acht tanzenden Narren vom Rathhause in München, das Grabmal Ludwigs von Baiern und die berühmte Grablegung aus Mainz bilden den Hauptinhalt. Dann folgt ein Hof für die gothische Zeit der italienischen und französischen Kunst, ein anderer für den Styl der Wiedergeburt, ein dritter für den englischen Zweig der Renaissance, den Styl der Elisabeth, ferner eine ausschließlich der christlichen Kunst gewidmete Sammlung.

Vorläufig auf einer Galerie dehnt sich, von zwei 65 Fuß hohen Statuen bewacht, die lange Reihe moderner Skulpturen aus. Später wird dieselbe in dem mittleren Querschiff Raum finden. Von der neuern deutschen Kunst erblickt man die Hauptwerke von Rauch, Tieck, Drake, Ritschl, Wolff, Mayer, Dannecker, Wagner, Schwanthaler, Wiedemann und Brugger. Endlich wird in der reichsten Sammlung von Büsten berühmter Männer die Walhalla übertroffen und für phrenologische Studien ein unerschöpfliches Feld edler Stirnen und Schädel eröffnet. Von Landsleuten finden wir in der ersten Büstensammlung Beethoven, Blücher, Bülow, Weber, Fichte, Gluck, Goethe, Hahnemann, Haendel, Haydn, Herrmann, Hufeland, Kant, Lessing, Luther, Melanchthon, Mendelssohn, Mozart, Schiller, Schinkel, Schwanthaler, Cornelius, Humboldt und Rauch. Unter den Engländern stehen O'Connel und die Amerikaner Franklin, Washington, Adams, Webster und Calhoun.

Die zweite der Industrie gewidmete Abtheilung des Kristallpalastes ist noch im Entstehen. Es läßt sich erwarten, daß die berühmtesten Produzenten aller Länder die hier dargebotene Gelegenheit, ihre Waaren den Tausenden von Besuchern aus der ganzen Welt zu zeigen, nicht unbenutzt lassen werden. Dann entsteht jene permanente Weltausstellung, welche die Unternehmer beabsichtigt haben. England wird von dieser Realisirung des kühnen Gedankens begreiflicher Weise den größten Nutzen haben. Der englische Arbeiter hat es am bequemsten, hier seine Studien zu machen. Aber auch für die Industrie des Auslandes entstehen hier neue Bande. In diesem großen gemeinschaftlichen Mittelpunkte vereinigt, werden die Kaufleute und Produzenten der ganzen Welt sich kennen lernen, ihre Ideen austauschen und an den Fortschritten ihrer Mitbewerber lernen. Aus dieser Konzentration werden Verbesserungen der Waaren entstehen und der Konsument

aus der steigenden Vorzüglichkeit und Billigkeit Vortheile ziehen. Es erscheint uns als unmöglich, daß nicht die englischen und fremden Industriellen bald den Nutzen begreifen sollten, den es für sie haben muß, in diesem Weltbazar repräsentirt zu sein. Wie viele Tausende werden nicht für Ankündigungen in den Zeitungen ausgegeben! Hier kündigt die Waare sich selbst an, denn sie wird nicht blos von den Engländern gesehen, sondern auch von den vielen Fremden, welche England bereisen. Auch das Publikum wird bald begreifen, wie bequem und wohlfeil es ist, sich in diesem Bazar zu versehen, wo man alles vereinigt findet, was man sonst in vielen Städten und Ländern aufsuchen müßte. Die bereits gewonnenen Erfahrungen stellen der Industrie-Ausstellung das günstigste Prognostikon. Die irische Fancy-Waare aus Bogholz verkauft sich reißend, eben so macht eine Londoner Firma mit den Dresdener Malereien auf Kupfer vortreffliche Geschäfte.

Unbegreiflich ist die Nichtaufnahme der Malerei in den Plan. Allerdings lassen Bildsäulen und Ornamente sich leichter nachahmen, als Oelgemälde, allein es fehlt doch nicht an Malern, welche so geschickt kopiren, das man ihre Arbeit von dem Original kaum zu unterscheiden im Stande ist. Will der Kristallpalast ein Auszug des Universums sein, so darf er die Malerei nicht ausschließen, die bei einzelnen Völkern durch lange Zeiträume hindurch die höchste Blüthe der Kunst enthalten hat. Gewährt die Renaissance-Halle der italienischen Schule auch den anmuthigsten Kunstgenuß, so würde der Eindruck doch noch ein viel schönerer sein, wenn man neben dem Alabaster, der Bronze, den Blumen- und Fruchtgewinden auch Oelgemälde sähe. Oder es ließe sich auch, wollte man von Kopien älterer Meister absehen, eine permante Ausstellung von Gemälden lebender Künstler veranstalten.

Der Besuch findet nur an den Wochentagen statt, an Sonntagen verschließt die englische Frömmigkeit den Kristallpalast. An vier Tagen ist der Eintrittspreis ein Schilling, am Sonnabend fordert man fünf Schillinge, am Freitag eine halbe Krone. Man hat bemerkt, daß die ärmeren Besucher weit emsiger studiren, als die vornehmeren.

Alexander Hertzen, russischer Schriftsteller, wurde einem russischen Vater von einer deutschen Mutter geboren. Diese Abstammung von deutschem Blut erklärt den melancholischen Zug, der bei ihm über die satirische Ader des Romanschriftstellers wie über den Eifer des Publizisten vorherrscht. Die französischen Schriftsteller des letzten Jahrhunderts haben auch neben Hegel ihren Antheil an der Geistesbildung dieses erregten Mannes gehabt, und es ist sein Verkehr mit den Philosophen und Romanschriftstellern, welche die Vorläufer der französischen Revolution sind, dem Hertzen größtentheils die Genauigkeit und kriegerische Lebhaftigkeit seines Styls verdankt. Man denke sich alle diese widerstreitenden Elemente, deutsche Philosophie, französische Literatur, russischen Geist, im Streit um die Herrschaft über den Geist eines jungen Zöglings an der Universität Moskau, und man hat eine Idee von den mühseligen Studien und den Unruhen, unter denen Hertzen sich bildete.

Unkluger Weise in eine Welt eingeweiht, so verschieden von der, in welcher zu leben er berufen war, nahm der junge Bewunderer Hegel's und der Encyklopädisten bald die Gewohnheit zu opponiren an, von der seine Schriften Zeugniß ablegen. Ehe er an der Moskauer Hochschule, zu deren glänzendsten Zöglingen er gehörte, seine Studien noch ganz vollendet hatte, erklärte er sich zum entschiedenen Gegner der politischen Grundsätze und der überlieferten Gebräuche seines Vaterlandes. Seine unvorsichtigen Reden kamen in Folge einer Anzeige zur Kenntniß der Regierung, und der junge Student wurde mit mehreren seiner Mitschüler verhaftet. Nach einer ziemlich langen Einkerkerung sahen sich die Angeklagten zur Verbannung nach Sibirien verurtheilt. Man führte sie von Wachen umgeben vor den Militärstatthalter Moskau's, und das grausame Urtheil wurde

ihnen verkündet. Alle hörten schweigend zu, nur einer trat festen Schrittes und stolzen Blickes vor den hohen Beamten, um zu erklären, da er sich unschuldig wisse, werde es ihn glücklich machen, die Gründe seiner Verurtheilung zu erfahren. Es war Alexander Hertzen. Glücklicherweise ließ dieser kühne Schritt sein Unrecht in den Augen der Regierung nicht größer erscheinen. Im Gegentheil, die Strafe, zu der man ihn verurtheilt hatte, wurde um einen Grad herabgesetzt, und statt mitten unter den ewigen Schnee Sibiriens geschleppt zu werden, durfte er in einer der westlichen Städte des Reichs, in Perm, leben, und erhielt die Erlaubniß, dort in den Civildienst einzutreten. Später finden wir ihn in Novgorod und selbst in Petersburg, wo er verschiedene Posten der Verwaltung und Justiz bekleidete.

Dieses Leben, das auf der Universität unter dem Einflusse der philosophischen Grundsätze des achtzehnten Jahrhunderts begonnen hatte, setzte sich also fort inmitten einer Klasse der russischen Gesellschaft, welche einem in einer solchen Schule gebildeten Geiste den meisten Stoff zur Kritik darbietet. Hertzen konnte die Verwaltungsbeamten jetzt mit der durchdringenden Aufmerksamkeit beobachten, der wir die sprechend ähnlichen Bildnisse seiner Romane verdanken. Bei seinen Anstellungen kam noch ein Zug vor, der für die russische Gesellschaft charakteristisch ist. Obgleich ein Beamter der Regierung und oft mit wichtigen Geschäften beauftragt, blieb Hertzen dennoch unter polizeilicher Aufsicht und ließ es sich angelegen sein, diese Aufmerksamkeit zu verdienen. Eine so sonderbare Lage erklärt sich durch jene Mischung von Strenge und Milde, welche bei allen slawischen Völkern bemerklich ist. Sie mußte die ironische Stimmung vermehren, welche sich bei ihm mit dem Instinkt für Beobachtungen und Erzählungen vereinigte. Die peinliche Weiterbildung, welche die russische Regierung diesem Charakter auferlegte, der so wenig von Zucht wissen wollte, neigte endlich zu ihrem Schlusse. Eines Tages erfuhr Hertzen zu seinem größten Staunen, daß es ihm erlaubt sei, seine Stelle niederzulegen. Die neue Lage, in die er so unvermuthet versetzt wurde, diente wenigstens dazu, ihm die russische Gesellschaft aus einem andern Gesichtspunkte zu zeigen. In allen andern despotischen Reichen mag Jemand, dessen Meinungen der Regierung verdächtig sind, in Folge seiner persönlichen Eigenschaften noch so viel Interesse einflößen, so entfernt sich doch Jeder von ihm und hütet sich vor allem, ihm einen öffentlichen Beweis von Sympathie zu geben. Die Männer der untern Klassen Rußlands sind nicht so vorsichtig, und Hertzen hatte Gelegenheit, sich davon in dem Augenblicke zu überzeugen, als er sich anschickte, den Verwaltungsposten, der seine Anwesenheit in Novgorod nicht mehr nöthig machte, zu verlassen und sich nach Moskau zu einem seiner Freunde zu begeben. Gegen die bekannte Gewohnheit russischer Regierungsbeamten hatte sich Hertzen im Dienst nicht bereichert und erkannte zu seiner größten Verzweiflung, daß die Kosten der Reise, welche er unternehmen wollte, die Hülfsquellen, über die er verfügte, bei weitem überschritten. Man erfuhr dies in der Stadt, und am andern Morgen erschien ein Unbekannter, ein schlichter Bürger, im Auftrage seiner Mitbürger und übergab Hertzen eine ziemlich beträchtliche Summe, über die er nicht einmal einen Empfangschein annehmen wollte. Zum Glück wurde diese Unterstützung unnöthig, Hertzen konnte nach Moskau reisen, ohne zu diesem äußersten Mittel zu greifen. Er verlebte dort einige Zeit, ausschließlich mit literarischen Arbeiten beschäftigt. Dann erhielt er ohne zu große Schwierigkeit die Erlaubniß, Europa ganz nach seinem Gefallen zu bereisen.

Von dieser Epoche an hat Hertzen wechselsweise in Frankreich und England gelebt. Nachdem er in Frankreich den erschütternden Ereignissen des Jahres 1848 mit Interesse gefolgt war, bereiste er das südliche Europa. Endlich finden wir ihn seit mehreren Jahren in London, wo er eine Druckerei gegründet hat, welche dazu bestimmt ist, Brandschriften gegen Rußland in die Welt zu schleudern. Aber die politischen Hoffnungen, die er seit so vielen Jahren genährt hat,

sind gescheitert, und die Langeweile der Verbannung fängt an sich fühlbar zu machen. Man erkennt es an den Sarkasmen, die aus seiner Feder fließen, und an der Heftigkeit der revolutionären Aufrufe, die er an seine Landsleute richtet. Wir müssen jedoch hinzusetzen, daß Hertzen, obgleich er mit den erbittertsten Gegnern seines Vaterlandes gemeinschaftliche Sache macht, doch nicht in die Reihe der politischen Schriftsteller gestellt werden darf, welche seit kurzem Rußland anfeinden. Er gehorcht nur seiner Ueberzeugung, und persönlicher Eigennutz oder der Wunsch, die öffentliche Meinung irrezuleiten, sind ihm fremd. Nur mit tiefem Bedauern macht er den Agitator gegen ein Land, wo er geboren ist, wohin seine theuersten Erinnerungen ihn zurückführen und wo er noch zahlreiche und ergebene Freunde hat.

Die ersten Schriften Hertzen's datiren vom Jahre 1842. Er begann mit einer Reihe von Briefen, die unter dem Titel: Der Dilettantismus in der Wissenschaft, in einer russischen Zeitschrift erschienen. Der Verfasser unterzeichnete sie mit Iskander, einem Pseudonym, das er in Rußland für alle seine andern Erzeugnisse beibehalten hat. Hertzen macht sich in diesen Briefen als Hegelianer zum Vorfechter der modernen Wissenschaft und beleuchtet die Einwürfe aller Gegner derselben. Sehr beachtenswerth sind seine Aeußerungen über die Stellung der Russen zur Wissenschaft. „Einer der den Russen eigenthümlichen Züge", sagt er, „ist die außerordentliche Leichtigkeit, mit der sie sich die Arbeiten fremder Gelehrten aneignen. Das Wort Leichtigkeit ist vielleicht noch zu schwach; sie beweisen in dieser Beziehung eine Gewandtheit, eine Geschmeidigkeit des Geistes, welche eine der merkwürdigsten Seiten ihres Nationalcharakters bildet. Unglücklicher Weise kann dieser Vorzug einen der ernstesten Uebelstände nicht ausgleichen; sie ziehen selten Nutzen von den Studien, denen sie sich auf diese Weise hingeben. Andere mögen die glühenden Kohlen aus dem Feuer ziehen; ihnen erscheint es höchst natürlich, daß Europa seinen Schweiß und sein Blut der Erforschung der Wahrheit widmet. Europa mag die Leiden einer langen Schwangerschaft, einer schmerzhaften Geburt und eines langen Stillens tragen, was sie selbst betrifft, so werden sie gern die Frucht annehmen. Warum auch nicht? Freilich ahnen sie nicht, daß diese Frucht niemals mehr als ein angenommenes Kind, ihnen durch keine Bande des Bluts verbunden, werden kann. Eine Masse ernster Kenntnisse verbreitet sich in Wahrheit sehr rasch in Rußland, bleibt aber dort unfruchtbar, sowohl für jedes Individuum insbesondere als für das ganze Land. Man bildet sich bei uns ein, man könne die Gelehrsamkeit im Fluge haschen, wie eine Mücke; öffnen die guten Leute dann die Hand, so sehen die Einen mit Erstaunen, daß sie leer ist, während die Andern in dem Wahne schweben, sie hätten das Absolute. Wir sind alles verschlingend, und zwar nicht blos in physischer, sondern auch in moralischer Beziehung. Als die zuletzt Gekommenen nehmen wir unter dem Titel einer Erbschaft alles an, was die andern Völker uns zu vermachen so gütig sind, empfangen es aber, als ob es eine fremde Sache wäre. Es erscheint uns durchaus nicht unentbehrlich und wir denken auch keinen großen Nutzen davon zu ziehen, aber wir nehmen es nichtsdestoweniger an, um unser Recht zu beweisen und um hinter den andern Völkern nicht zurückzubleiben."

Die Beobachtungen über die russischen Sekten, welche auf ähnliche Weise mit philosophischen Betrachtungen abwechseln, machten das Glück der Briefe über den Dilettantismus in der Wissenschaft. Durch diesen ersten Erfolg ermuthigt, zögerte der junge Schriftsteller nicht, unter dem Titel „Briefe über das Studium der Natur" eine neue Reihe von Abhandlungen zu schreiben, welche im Laufe der Jahre 1845 und 1846 ebenfalls in einer Zeitschrift veröffentlicht wurden. Er entwickelt darin die wissenschaftliche Bewegung von der griechischen Welt bis auf unsere Tage und versucht zu beweisen, daß der Zwiespalt zwischen der Naturwissenschaft und der Philosophie mit jedem Tage mehr verschwinde. In diesen Briefen herrscht das Junghegelthum; wie Feuerbach und fast mit denselben

Worten macht Hertzen Hegel den Vorwurf, zu oft auf den preußischen Universitätsprofessor Rücksicht genommen und sich selbst widersprochen zu haben.

Das Publikum forderte von Hertzen Romane, Novellen, und er gab dem allgemeinen Verlangen nach. Er hat zwei größere Romane geschrieben: „Wer trägt die Schuld?" und „Der Doktor Krupof". Der erste Roman ist eine Sittenschilderung aus der Provinz und führt uns bei einem reichen Grundbesitzer von hohem Rang ein. Durch unvorhergesehene Ereignisse wird der Leser nicht überrascht. Die Handlung ist einfach, aber die meisten der Figuren, welche der Dichter vorführt, sind mit einer überraschenden Wahrheit gezeichnet und die Einzelnheiten der Sitten werden mit der größten Genauigkeit wiedergegeben. Was gewisse Angriffe auf die Ehe betrifft, welche man mit Ueberraschung bemerkt, so muß man sich, um sie zu verstehen, der Epoche erinnern, in der das Buch erschien. Der russische Dichter hatte die französischen Romane gelesen, in denen die heftigsten Angriffe auf das Familienleben vorkommen. Man darf ferner nicht vergessen, daß Hertzen Junghegelianer ist. Der Roman stellt das alte und neue Rußland neben einander, und das alte, obgleich durch einen groben Sensualisten dargestellt, erscheint als das achtbarere. Der junge Adelige, den Hertzen mit unnachahmlichem Talent schildert, ist der Typus einer ganzen sehr zahlreichen Klasse. Diese junge Aristokratie hat aus den westlichen Kulturen keineswegs das gezogen, was dieselben Heilsames enthalten, sie hat in den Apfel vom Baume der Erkenntniß nur darum gebissen, um das Gift auszusaugen, und wenn sie sich der groben Sitten ihrer Ahnen entkleidet hat, so ist es nur darum geschehen, um die fremden Gesellschaften zu kopiren und zwar in dem, was sie Häßliches und Verdorbenes haben. In diesem ersten Roman erscheint als Nebenfigur der Doktor Krupof, der der Held des zweiten Romans ist. Auch diese Schöpfung ist sehr einfach. Die Unterhaltungen des alten Doktors, seine Erinnerungen, seine Beobachtungen bilden einen Rahmen, in den einige komische und einige rührende Episoden eingesetzt werden, und der Schluß dieser humoristischen Rückschau ist, daß der Wahnsinn bei der Mehrzahl der Menschen in verstecktem Zustande vorhanden ist.

Hertzen's Romane enstanden während der Periode seiner Reisen. 1847 veröffentlichte er in Paris „Reiseerinnerungen", angenehme Erzählungen, die sich mehr seinen Romanen als seinen politischen Schriften nähern. Zwei deutsch erschienene Schriften „Vom andern Ufer" und „Briefe aus Italien und Frankreich" versetzen uns auf das Gebiet der Zeitkämpfe. Das erste Buch enthält Phantasien, das zweite erzählt von den revolutionären Unruhen in Frankreich und Italien, auf die der russische Verbannte große Hoffnungen gesetzt hatte. Die Novellen brachen zu Anfang 1848 plötzlich ab, weshalb ihnen der Verfasser, als er sie 1854 gesammelt erscheinen ließ, den Titel „Unterbrochene Erzählungen" gab. Er erzählte die Veranlassung in einer Note zu der Novelle: Die Pflicht vor allem. „Ich schickte," sagt er, „den ersten Theil dieser Novelle nach Petersburg im Anfang des Jahres 1848. Obgleich sie bereits mehrfach in einer Zeitschrift angekündigt worden war, verbot man doch die Veröffentlichung, denn in Beziehung auf die Censur hatte sich damals in Petersburg die Strenge verdoppelt. Unabhängig von dem gewöhnlichen Censurausschuß hatte die Regierung noch ein militärisches Censurbureau geschaffen, das zusammengesetzt war aus Generaladjutanten des Kaisers, Generallieutenants, Generalintendanten, Artilleriegeneralen, Generalstabsoffizieren des kaiserlichen Gefolges, Platzoffizieren, zwei Mönchen und einem tatarischen Prinzen, alles unter dem unmittelbaren Vorsitz des Marineministers. Dieser höhere Ausschuß war beauftragt, die Bücher, die Schriftsteller und sogar die gewöhnlichen Censoren zu überwachen; er ließ sich von den militärischen Reglements Peters I. und dem griechischen Monocanon leiten. Dem Geist dieser Gesetzbücher angemessen, verbot diese Censur des Belagerungszustandes unbedingt jede Veröffentlichung von Schriften von mir, wenn ich selbst die Vortheile der geheimen Polizei und des Absolutismus, oder den Nutzen der Leibeigenschaft, der körperlichen

Strafen und der Rekrutirung aus einander setzen sollte. Dieser Beschluß des hohen Ausschusses ließ mich begreifen, daß es keine Möglichkeit mehr gebe, in Rußland die Feder zu halten, und daß die Schriftsteller keinen andern Entschluß zu ergreifen hätten, als außerhalb des Landes zu schreiben."

Die ausschließlich politischen Schriften Hertzen's gehören alle seiner letzten Periode an. Sie haben ohne Ausnahme Rußland zum Gegenstande. „Die Polen verzeihen uns" ist ein glühender Aufruf zur Emancipation der Polen, „Das getaufte Eigenthum" richtet sich gegen die Leibeigenschaft. Am bedeutendsten ist die Schrift „Ueber die Entwicklung der revolutionären Ideen in Rußland." In diesem Buche bemüht sich Hertzen, den Beweis beizubringen, daß Rußland auf einem Vulkan stehe. Es läßt sich Manches gegen seine Auffassungen einwenden, vor allem, daß er nicht im Lande lebt, und daß in despotischen Ländern der Zustand der öffentlichen Meinung sich nicht ermitteln läßt. Er hütet sich auch nicht genug gegen die Wiederholung von Uebertreibungen, welche die Bosheit oder die Leichtgläubigkeit in Umlauf gesetzt hat. Nach seiner Behauptung werden in Rußland jährlich durchschnittlich 60—70 Grundherrn von ihren Leibeigenen ermordet, aber nach den Ermittelungen unparteiischer Schriftsteller beträgt die Zahl nur 16, so daß Hertzen sie mehr als verdreifacht hat. Daß er Panslavist von sozialem Glaubensbekenntniß ist, liest sich aus hundert Stellen seiner politischen Schriften heraus. Wir theilen zum Schluß eine der interessantesten dieser Stellen mit. „Der Kaiser Nikolaus", heißt es in der „Entwicklung der revolutionären Ideen in Rußland", „kann große Werke verrichten, deren Bedeutung ihm entgeht; er kann nach Gefallen den unfruchtbaren Hochmuth Frankreichs und die majestätische Klugheit Englands demüthigen; er kann die Pforte russisch und Deutschland moskowitisch machen. Wir haben nicht das geringste Mitleid mit allen diesen Invaliden. Aber er kann nicht verhindern, daß ein anderer Bund sich hinter ihm bildet, er kann nicht verhindern, daß die russische Intervention der Gnadenstoß für alle Monarchen des Festlandes, für die ganze Reaktion ist, der Anfang des furchtbaren entscheidenden sozialen Kampfs. Die kaiserliche Macht des Zaren wird diesen Kampf nicht überleben. Siegreich oder besiegt, sie gehört der Vergangenheit an; sie ist nicht russisch, sie ist entschieden deutsch, byzantinisirt deutsch, und hat mithin einen doppelten Anspruch auf Tod. Wir aber, wir, haben zwei Ansprüche auf das Leben: das sozialistische Element und die Jugend. Die jungen Menschen sterben zuweilen auch, sagte mir eines Tags in London ein höchst ausgezeichneter Mann, mit dem ich über die slawische Sprache redete. Das ist richtig, antwortete ich, aber noch viel richtiger ist, daß die Greise immer sterben."

Thomas Noon Talfourd wurde am 26. Januar 1795 zu Reading geboren. Seine Erziehung, die zu Mill-Hill in einer Dissenterschule begonnen hatte, wurde in seinem Geburtsorte unter der Leitung des bekannten Philologen Valpy vollendet. Er erhielt hier nicht allein die klassische Geschmacksrichtung, welcher er während seiner spätern Laufbahn unverbrüchlich treu geblieben ist, sondern gab auch die ersten Proben seines dichterischen Talents. Er war zum praktischen Juristen bestimmt, trat 1821 als Barrister auf und gelangte nach und nach zu einer sehr bedeutenden advokatorischen Praxis. Seine Ausgabe von Dickenson's Quarter Sessions bewährte ihn als einen tüchtigen Rechtsgelehrten. Die Würde eines „Serjeant" oder Licentiaten, welche der Beförderung zu höheren Richterwürden voranzugehen pflegt, bekleidete er von 1833 an. 1835 wählte ihn seine Vaterstadt Reading zu ihrem Vertreter im Parlament. Er zeichnete sich dort durch eine schwungvolle Beredsamkeit aus, die nicht selten in Schwulst ausartete. Von den Reden, die er als Abgeordneter hielt, hat er nur eine: „Ueber den Schutz des literarischen Eigenthums" in Druck gegeben. Die schlagende Widerlegung dieser Rede kann man in „Macaulay's Reden" (deutsche Ausgabe von Steger, Bd. 1, S. 278 fgg.) nachlesen. Daß Talfourd mit dem Antrage, den jene Rede unterstützen sollte, nicht durchdrang, verschuldete er selbst durch seine schwülstige Beredsamkeit. Um einen recht starken Ein-

druck zu machen, hatte er ausgerufen: „Wenn alles, was Sie den Männern der Literatur bewilligen wollen, in einer elenden Zugabe von vierzehn oder funfzehn Jahren besteht, so schenken Sie mir Ihre Unterstützung nicht. Eine solche Unterstützung wünsche ich nicht, ich verachte sie." Da Macaulay nur eine solche Unterstützung gewähren konnte, welche Talfourd verachtete, so blieb ihm nichts übrig, als gegen den Antrag zu sprechen, und dieser wurde in Folge dessen zurückgewiesen.

1849 wurde Talfourd zum Richter am Court of Common Pleas ernannt. In seiner richterlichen Laufbahn war er eben so von der öffentlichen Achtung umgeben, wie bei seinem Auftreten vor den Gerichtsschranken als Advokat. Auch von seinen gerichtlichen Reden hat er nur eine in den Druck gegeben, in der sich ebenfalls eine etwas schwülstige Beredsamkeit, das sicherste Kennzeichen mangelnder Energie, offenbart. Seine juristischen und politischen Studien gingen aus der Nothwendigkeit hervor, sich eine gesellschaftliche Stellung zu schaffen, dem Dienste der Musen widmete er sich aus eigenem Antrieb. 1833 erschien von ihm, anfangs nur als Manuskript gedruckt, sein Trauerspiel Jon. Dieses Erstlingswerk ist zugleich sein Meisterwerk und wurde von dem Publikum wie von der Kritik mit gleichem Beifall aufgenommen. „Auch diesem Stück", urtheilt die englische Zeitung The Critic, „fehlt es vielleicht an Leidenschaft und kräftigem Gefühl, und die Intrigue scheint für die Bühne nicht sehr geeignet, allein diese Mängel werden durch seine anderweitigen Vorzüge reichlich aufgewogen. Man findet in dem Gedichte Stellen, die zu den schönsten gehören, welche die englische Sprache aufzuweisen hat, und wenn man bedenkt, daß der Geist des Verfassers fast ununterbrochen von Berufsgeschäften in Anspruch genommen wurde, die dem Kultus der Poesie nicht nur ungünstig sind, sondern ihn geradezu auszuschließen scheinen, so kann man sein Erstaunen über diese seltene Vereinigung der höchsten Eigenschaften eines Dichters mit denen eines tiefsinnigen und praktischen Rechtsgelehrten nicht unterdrücken." Außer „Jon" gab Talfourd noch zwei Trauerspiele heraus, „The Athenian Captive" und „Glencoe" und ein Schauspiel „The Castilian". In Prosa schrieb er Lebensbeschreibungen von Karl Lamb und Mistreß Redcliffe, außerdem einen kritischen Versuch über das griechische Drama und „Vacation Rambles", wie der Titel sagt, Beschreibungen von Ausflügen, die er in juristischen Geschäftspausen nach den Alpen und dem Rhein machte. Dieses letzte Werk war sein schwächstes.

Talfourd erschien am 20. März 1854 gesund und rüstig im Gerichtssaal zu Stafford und nahm im Richterstuhle Platz. Er sprach mit gewohnter Wärme über die Pflichten gegen die Armen und Leidenden, die von den Reichen und Glücklichen so oft vernachlässigt werden, als er plötzlich, wie von seinen Gefühlen überwältigt, zurücksank. Man eilte ihm zu Hülfe, fand ihn aber schon mit dem Tode ringend, und in wenigen Minuten hatte er zu athmen aufgehört. So hatte er seinen Tod gefunden in Erfüllung des Berufs, dem er vom ersten Augenblicke an bis zuletzt treu geblieben ist, des Berufs, ein Anwalt der leidenden Klassen zu sein. Er war nicht mit einem umfassenden, Alles beherrschenden Geiste ausgestattet, aber einen Mann von liebenswürdigerem Charakter, von reinerer Herzensgüte, von wärmerer Humanität hat es nie gegeben. Diese Eigenschaften zeigte er sowohl in seinen Schriften, als in seinem persönlichen Benehmen und in seinen amtlichen Verhältnissen.

Kronstadt. Aus dem Ladoga (Eissee) fließt in der wunderschönen grünen Färbung eines Alpenstroms die Newa dem Meere zu und theilt sich eine Meile von demselben in vier Arme, große und kleine Newa, große und kleine Newka genannt, die sich wieder in eine Menge kleinerer Nebenzweige und Kanäle spalten und so einen Archipelagus von Inseln bilden, auf denen Petersburg seine Häusermassen ausbreitet. Wo diese Arme in das Meer treten, findet sich keine Befestigung, und wenn Kronstadt seinen Dienst versagte, könnte ein Feind bis an Petersburg heransegeln, freilich nur mit flach gehenden Schiffen, denn die Bai von Kronstadt, in welche die Newa seit Jahrtausenden Schlamm und Schutt hineingeführt hat, ist im Durchschnitt höchstens zwölf Fuß tief, und hat nur ein Paar durchgängig sichere,

sehr enge Fahrwasser, die blos für Schiffe von acht bis neun Fuß Tiefgang fahrbar sind. Aber Kronstadt ist ein fester Riegel, dessen Durchbrechung nicht so leicht ist. Es liegt auf einer Insel, welche das Ende der kleinen Kronstädter Bai bezeichnet und dieselbe fast zu einem innern Becken abschließt. Diese Insel hieß bei den Finnen Retusari (Ratzen-Insel) und tauschte diesen Namen gegen das russische Kotlinoi-Ostrow (Kessel-Insel) um, als Peters des Großen Soldaten 1703 von hier die Schweden vertrieben und als einzige Trophäe einen Kompagniekessel erbeuteten, den die fliehenden Feinde zurückgelassen hatten. Peter der Große erkannte, daß nur die Kesselinsel die Vertheidigungswerke seiner neuen Hauptstadt tragen könne. Die vielen Inseln, zwischen denen die Newamündungen liegen, sind gegen das Meer zu flach und sumpfig, so daß die Erbauung von Befestigungen auf ihnen mit unermeßlichen Kosten verbunden sein würde, während die Kesselinsel, obgleich auch niedrig, ein festeres Ufer hat. Sie legt sich, gerade in der Mitte der Wasserbreite, in einer Länge von neun Wersten vor die Newa-Bai, und läßt nur im Norden zwischen der karelischen und im Süden zwischen der ingrischen Küste je einen Wasserarm frei. Der nördliche Arm war schon von Natur durch Riffe und Sandbänke äußerst schwer fahrbar. Man sperrte diesen nördlichen Arm ganz, indem man Pfähle in den Grund trieb und Schiffe mit Steinen gefüllt versenkte. Um jedes Ausweichen dieser Barrikaden zu verhindern, führte man einen breiten unterseeischen Damm von der Stadt bis an die gegenüberliegende Küste nach Losi Roß und vermehrte noch in neuester Zeit diese Hindernisse durch schachbrettartig versenkte Kisten mit Steinen. So ist für die Schifffahrt nur der südliche oder ingrische Arm geblieben, der, obgleich fast sieben Werste breit, doch nur ein sehr schmales, in der Nähe der Kesselinsel vorbeistreichendes Fahrwasser hat.

Dieses Fahrwasser hat man in einen festen Panzer von Citadellen und Kriegswerken eingeschnürt. Mehrere Felsen und abgerissene Inselstücke boten sich als natürliche Grundlagen zu Forts und Citadellen dar. Noch Peter der Große begann den Bau, die spätern Regierungen vervollständigten ihn, und unter Paul I. konnte Kronstadt sich für gesichert halten. Auch der Insel folgen sich von Westen nach Osten sieben großartige Werke: 1) Petersfort, eine runde Courtine, flankirt von zwei kasemattirten Basteien; 2) die Batterie Kessel mit einer bedeckten Batterie; 3) die Batterie des Landungsplatzes, ebenfalls bedeckt; 4) der große Hafendamm vor dem Handelshafen, eine ungeheure Batterie von 70 Kanonen und 12 Mörsern; 5) Fort Mentschikoff, dem Damm gegenüber am Eingang des Kriegshafens; 6) die Batterie, welche den Kriegshafen bestreicht; 7) die Batterie am Damm des Kriegshafens an der Südostspitze der Insel. Diesen Werken gegenüber liegen im Meer auf kleinen Inseln fünf andere Forts: 1) Fort Konstantin; 2) Fort Alexander; 3) Fort St. Peter; 4) Fort Risbank; 5) Fort Kronschlott. Mehrere dieser Werke sind aus Granit oder Sandsteinen, andere aus Eichenblöcken, die meisten bombenfest, erbaut. Ueber den heutigen Zustand derselben bringt die „Preußische Wehrzeitung" folgende Notizen. Die schönste Veste Kronstadts, das Fort Mentschikoff (90 Kanonen), hat vier in Granit gebaute Stockwerke von Batterien über einander, sämmtlich mit 120pfündigen Bombenkanonen bewaffnet, mit denen man auf eine Entfernung von einer halben Stunde fast mit der Sicherheit einer Büchse schießen kann, wenigstens haben die Schießübungen nach schwimmenden Scheiben im vorigen Jahr die wunderbarsten Ergebnisse geliefert. Fort Mentschikoff steht dem Eingang in das schmale Fahrwasser zwischen Kronstadt und Kronschlott gerade gegenüber, und trifft jedes ansegelnde Schiff auf die Stirne. Rechts liegen das runde Fort Alexander (85 Geschütze), ferner Peter und Konstantin, links die Risbank und Kronschlott. Sämmtliche Batterien sind so eingerichtet, und die Mannschaft ist so eingeübt, daß grundsätzlich nie mit Lagen in die Breite und nach mehreren Zielobjekten, sondern stets mit 100, 150—200 Kugeln auf ein und dasselbe Ziel geschossen wird, das bei der Schmalheit des Fahrwassers, in welchem das ansegelnde Schiff sich halten muß, stets in sehr geringer Breite liegt. Außer

diesen hervorragenden Werken ist die ganze äußere Granitmauer von Kronstadt mit Geschützen besetzt, und sind an den seichten Stellen in gleicher Linie mit dem Wasserspiegel Strandbatterien angelegt. Dazu kommen 221 Kanonenboote. Militärstatthalter von Kronstadt ist der bekannte Erdumsegler und militärische Erzieher des Großfürsten Konstantin, Vice-Admiral Lütke; Ingenieur vom Platz der General Dähn, der Erbauer der Citadelle von Warschau; die Strandbatterien an der Südküste des finnischen Meerbusens befehligt Artilleriegeneral Arnoldi.

Daß sich in einen solchen Schlund keine Flotte hineinwagen kann, darüber ist jetzt Jedermann einig. Dagegen meint man, und namentlich das „Journal des Debats" verficht diese Ansicht, daß eine Kombination von See- und Landkräften zum Ziel führen werde. Eine Flotte nämlich, behauptet das Journal des Debats, welche ausreichend Landungstruppen und eine gehörige Anzahl platter Boote mit sich führt, könnte eine Landung an der Westspitze oder der Nordküste der Insel ausführen. Die dortigen Befestigungen könnten sich nicht gegen das Feuer einer zahlreichen flachen Flotille halten. Die Landung würde an der Nordküste bei dem Landhaus des Gouverneurs stattfinden, und man müßte sich sogleich verschanzen. Man rückt dann an die Westspitze durch die Gärten und Häuser vor, welche eine kleine Vorstadt bilden. Da die großen Forts des Kanals von den obern Etagen die Insel bestreichen, so würde man von ihren Bomben und Kugeln bedeutend zu leiden haben. Trotzdem müßte man in zwei Nächten sich verschanzen können, wenn die Flotte nur 2000 Stück Schanzkörbe und Faschinen und 3—4000 Erdsäcke an Bord hat. Es ist nun nicht unmöglich, daß die Landungstruppen sich des Forts Peter und der Batterie Kessel bemächtigen, die zugleich im Rücken und in der Kehle beschossen werden können. Im Besitz dieser Werke könnte man dann die Batterien im Meer vernichten, und zwar um so eher als die Flotte ihre ungeheuren Artilleriekräfte hier anwenden könnte. Einmal im Besitz des Eingangs, dürften sich dann Kriegsschiffe schon tief hineinwagen. Freilich nicht bis zu dem Fort Kronschlott, wo sie sicherlich zermalmt würden, aber so weit um die Belagerung zu unterstützen. Es wird vorausgesetzt, daß die Tranchée bereits geöffnet und, wofern man hinreichend mit Schanzkörben versehen ist, rasch bis zum Graben des Platzes ausgedehnt würde. Dann baut man Bresche- und Ricochette-Batterien, vorzüglich aber Batterien für Mörser und Haubitzen, um Kronstadt zu bombardiren, die Arsenale zu zerstören und die Flotte im Hafen selbst zu verbrennen. Um aber der zahlreichen Garnison des Platzes zu begegnen, und mit Berücksichtigung der Verstärkungen, die aus Petersburg eintreffen können, bedürfte man zu einer so wichtigen Leistung eine Armee von 25—30,000 Mann.

Kronstadt hat drei Häfen, den Kriegshafen, der 35 Linienschiffe zu fassen vermag, den mittleren Hafen, der für die Ausrüstung der Kriegsschiffe bestimmt ist, und den Kaufmannshafen, in dem tausend Kauffahrer Raum haben. Von der Bastion, welche den letzten Hafen im Nordwesten umgiebt, überschaut man am besten das bewegte Leben in den drei Häfen, hat gegenüber die imposanten Befestigungen von Kronschlott und auf der äußersten Spitze die Aussicht ins weite Meer. Die großen nach Petersburg bestimmten Schiffe lichten in Kronstadt einen Theil ihrer Ladung, die kleinen gehen weiter. Die Verbindung mit der Hauptstadt stellt eine Anzahl von Dampfschiffen her, welche zu bestimmten Stunden des Tages abgehen. Oft treiben sich auf dem Fahrwasser der kleinen Bai eben so viele große und kleine Schiffe umher, wie auf einem der Petersburger Plätze Wagen. Im Winter und zwar fast sechs Monate lang erstarrt der Busen zu einer festen Oberfläche und ist dann eine todte Wüstenei. Kronstadt hat eine Hauptdouane und ungeheure Docks; sonst ist alles gewöhnlich.

Unter Verantwortlichkeit des Ergänzungsblätterverlags in Meißen. — Redakteur Dr. Fr. Steger.
Druck von A. G. Cato in Meißen.

Das Recht der Niederlassung, Uebersiedlung und Verehlichung in Deutschland. Wenn es ein Recht giebt, das von den tiefeingreifendsten Folgen für den Wohlstand der Gemeinden und folglich des Staats ist, sich mit den wichtigsten sozialen und politischen Fragen der Gegenwart berührt und theilweise die schwierigsten Probleme darbietet, so ist es das Recht, sich niederzulassen, zu verehelichen und zu übersiedeln. Um hier nur eine der Schwierigkeiten hervorzuheben, kollidiren drei verschiedene Ansprüche: 1) Der Anspruch des Einzelnen, sich einen Lebensberuf zu wählen, durch die Ausübung der erlangten Kenntnisse und Fertigkeiten seine Nahrung zu finden und an eigenem Heerde Familienglück zu genießen; 2) der Anspruch der Gemeinde auf Garantien, daß neu hinzutretende Mitglieder nicht Belastungen des Gemeindevermögens herbeiführen; 3) der Anspruch des Staats, kraft seiner allgemeinen Aufgabe Normen aufzustellen, welche die Gemeinden bei der Ertheilung von Heimathsrechten zu befolgen haben. Da es sehr schwer ist, alle diese drei Ansprüche mit einander zu vereinigen, hat es die Gesetzgebung der Einzelnstaaten vorgezogen, einen der drei Ansprüche als besonders berechtigt voranzustellen und diesem die beiden andern unterzuordnen. Vorläufig abgesehen von den neuesten Bestimmungen, welche die erste der folgenden Staatsgruppen ganz in Wegfall gebracht haben, sind den angeführten drei Ansprüchen entsprechend drei Gruppen entstanden:

1) Staaten, welche dem Einzelnen volle Freiheit gewähren: Preußen, Baiern, Hannover, Kurhessen, Oldenburg, Nassau, Braunschweig.
2) Staaten, welche der Gemeinde die Entscheidung einräumen: Oesterreich, Sachsen, Weimar, neuerdings auch aus der ersten Gruppe Baiern, Hannover, Kurhessen, Nassau und Braunschweig.
3) Staaten, welche dem Aufsichtsrecht des Staats die erste Stelle geben: Würtemberg, Baden und theilweise das Großherzogthum Hessen.

Die Staaten der ersten Gruppe gingen von dem Grundsatze der nationalökonomischen Schule Baptist Say's und Adam Smith' aus, daß der einzelne Staatsangehörige seinen Vortheil am besten erkennen und wahrnehmen wird, so daß es Weisheit ist, dem Einzelnen alles zu überlassen, was auf die Einrichtung seines Lebens Bezug hat. Die meisten oben genannten Staaten gingen von diesem Grundsatze bald ab, Preußen verließ ihn am spätesten und nur theilweise. Das allgemeine preußische Landrecht forderte bei der Niederlassung nur dann die Zustimmung der Ortsobrigkeit, wenn der Aufzunehmende verarmt oder arbeitsunfähig sei und knüpfte das Recht der Verheirathung allein an die Einwilligung von Eltern oder Vormündern. Die Städteordnung von 1808 fügte dem noch bei, daß Niemand in der Art und Wahl des Gewerbes gebunden sei. Diese Grundsätze bilden noch heute die Basis, doch haben sie Beschränkungen erfahren. Die Städteordnung von 1831 fordert von jedem Bürger (d. h. von jedem, der ein Grundstück besitzen, an den Gemeindenutzungen Antheil nehmen und das Wahlrecht ausüben will) ein gewisses Vermögen, das in den kleineren Städten geringer sein darf, als in den größern. Die Gewerbefreiheit ist beschränkt worden durch die Bestimmungen von 1845 und 1849, daß, wer Lehrlinge halten und ein selbstständiges Geschäft betreiben will, in eine Innung eintreten muß. Durch die Gemeindeordnung von 1850, die aber nur theilweise zur Ausübung gekommen ist, wird das Recht der Theilnahme an Gemeindewahlen noch mehr beschränkt, wie andere Gesetze die politischen Wahlrechte in verschiedenen Abstufungen auf die Vermöglichen übertragen. Schneller als Preußen, das die Niederlassung selbst noch heute sehr erleichtert, sind die ehemaligen Bestandtheile des Königreichs Westphalen (Kurhessen, Hannover, Braunschweig u. s. w.) von den freiern Grundsätzen

abgefallen. Wir finden diese Staaten bei der zweiten Gruppe, welche den Ortsobrigkeiten das Meiste überläßt.

Nach den ältern österreichischen Gesetzen (s. Malinkowski, Handbuch für Kameralbeamte) kann sich Jeder verheirathen, wer zwanzig Jahre alt ist, einen bestimmten Erwerb nachweist und eine obrigkeitliche Erlaubniß beibringt. Zur Ergreifung eines Gewerbes ist Konzession erforderlich und es soll die Obrigkeit berücksichtigen, ob durch die Gestattung der Erlaubniß nicht bereits bestehende Gewerbe beeinträchtigt werden. Das provisorische Gemeindegesetz, dem die Verordnung vom 17. März 1851 nur eine theilweise bedingte Anwendung beilegt, bestimmt Folgendes: Gemeindeangehöriger ist derjenige, welcher durch Geburt oder durch Aufnahme in den Gemeindeverband getreten ist. Die Aufnahme erfolgt durch Beschluß der Gemeinde, bei Frauenzimmern durch Verheirathung mit einem Angehörigen der Gemeinde, oder endlich durch die Duldung eines Fremden, der nach erloschenem Heimathsschein vier Jahre in der Gemeinde gewohnt hat. Der Gemeindeangehörige hat ein Recht auf polizeilichen Schutz und auf Benutzung der Gemeindeanstalten, dagegen die Pflicht, die Gemeindelasten mit zu tragen. Baiern verlangt bei Niederlassungen oder Verehlichungen einen schuldenfreien Grundbesitz, der in Dörfern 900, in Städten bis zu 3000 Gulden Werth haben muß, oder den Besitz einer Realgerechtigkeit oder einer den Erwerb begründenden Gewerbskonzession. Geringere Leute haben genossenen Religionsunterricht, guten Ruf und Erwerbsfähigkeit nachzuweisen. Die Ortsobrigkeit ertheilt die Gewerbskonzessionen und soll dabei untersuchen, ob ein örtliches Bedürfniß vorhanden ist. Wie alle Staaten dieser Gruppe, überträgt auch Sachsen die Entscheidung den Ortsbehörden. Wer einundzwanzig Jahre alt, unbescholten und erwerbsfähig ist, kann sich verehelichen. Zur Erwerbung von Grundstücken, zur Ausübung von Gewerbsgerechtsamen und zur Ausübung einer selbstständigen Thätigkeit wird das Bürgerrecht erfordert und dieses blos denjenigen ertheilt, welche eine gesetzlich begründete Selbstständigkeit und entweder Besitz von Grundstücken innerhalb des Bezirks oder gesichertes Auskommen nachweisen. Das Heimathsrecht wird nur erworben durch ausdrückliche Ertheilung und Ansässigmachung mit einem Wohngebäude, oder durch Gewinnung des Bürgerrechts nach fünfjährigem Besitz. Ausländer, welche sich um das Heimathsrecht bewerben, sollen Unbescholtenheit und ein gewisses Vermögen (mindestens 200 Thaler) besitzen. Bei Gewerben, welche ein Betriebskapital erfordern, muß das Vorhandensein desselben nachgewiesen werden. Hannover unterscheidet zwischen Wohnrecht und Bürgerrecht. Das Wohnrecht kann Niemand versagt werden, dem die Bürgervorsteher dasselbe ertheilen wollen, wer das Wohnrecht nicht hat und das Bürgerrecht erwerben will, hat nachzuweisen, daß er aller Wahrscheinlichkeit nach seinen Unterhalt in der Stadt nachhaltig finden wird.

Als Typus der letzten Gruppe, welche die Frage durch allgemeine, die Gemeinde bindende Gesetze entscheidet, kann Würtemberg gelten. Während fast alle deutsche Staaten die Erlangung des aktiven Bürgerrechts auch bei Kindern von Bürgern von einer besondern Aufnahme, von der Prüfung der persönlichen Eigenschaften, auch wohl von der Zahlung von Eintrittsgeldern abhängig machen, erfolgt diese Erlangung in Würtemberg durch die Thatsache der Geburt und der erlangten Selbstständigkeit, ohne daß die Ortsbehörden einsprechen dürfen. Wer in Würtemberg in irgend einer Gemeinde des Königreichs das Bürgerrecht besitzt, darf in jeder andern Gemeinde ein unzünftiges Gewerbe oder die Landwirthschaft betreiben. Eine höhere Aufnahmegebühr von Ausländern fordert Würtemberg nicht. Auch darf jeder Einwohner, der einige Male Steuer gezahlt hat, das aktive Wahlrecht ausüben. Den Obrigkeiten ist ausdrücklich verboten, bei Aufnahme von Fremden die Einrede der Uebersetzung des örtlichen Bedürfnisses zu beachten. Nur bei Verehlichungsgesuchen ist diese Einrede gestattet. Würtemberg hat zugleich, und hierin liegt ein großer Fehler, um die Ansässigmachung zu erleichtern und die Anzahl der Bevölkerung so hoch als möglich hinaufzuschrauben,

die Vertheilung des Grund und Bodens auf alle mögliche Art befördert. Welche Absichten oder Beweggründe diese Regierung hierbei gehabt habe, läßt sich schwer ermessen. *) — Die Gegner gaben ihr Schuld, daß es theils geschehen sei, um die Macht des Adels mittelst Aufhebung des Grundverbandes zu brechen, theils um das Staatseinkommen zu verstärken, da der häufige Güterwechsel im ungebundenen Zustand die Taxen und Sporteln außerordentlich vermehrt und überdies jeder Zuwachs in der Bevölkerung auch eine Vermehrung der (indirekten) Auflagen mit sich bringt. Dieses System hat in Würtemberg seine bittern Früchte getragen. Es hat sich einmal ein höchst schädlicher Güterhandel auf Spekulation eingeschlichen, indem die Güter ohne alles System und ohne alle Rücksicht auf das wahre Bedürfniß zerschlagen wurden, wo gerade einer der sogenannten „Hofmezger" sich eines größern Komplexes bemächtigen konnte. Es hat sich ferner die Bevölkerung unverhältnißmäßig schnell vermehrt, allein der Zustand derselben hat sich nicht verbessert, sondern verschlimmert. Denn Würtemberg, ein an und für sich ziemlich sterilles Land, wenigstens für den Getreidebau, vermag diese Bevölkerung nicht mehr allein zu ernähren, insbesondere da die Schweiz einen Theil der Cerealien mit Gewalt an sich zieht, d. h. dieselben besser bezahlt. Um nun Getreide ohne Nachtheil einzuführen, wäre es vor Allem erforderlich, andere Artikel dagegen zu produziren und auszuführen, aber auch hierin fühlt sich Würtemberg noch nicht stark genug! Endlich ist auch in Würtemberg der Holzmangel mit jedem Jahr fühlbarer geworden — die Holzpreise betragen durchschnittlich das alterum tantum derer in Baiern — abermals ein Umstand, der auf den untern Klassen am schwersten lastet, und so sehen wir denn in Würtemberg die Folgen der Uebervölkerung seit längerer Zeit, sowohl in der Noth, die nach jeder halben Ernte regelmäßig sich einfindet, als in den fortwährenden Auswanderungen, die noch viel zahlreicher sein würden, wenn die Mittel bei der Hand wären.

Die badischen Gesetze folgen im allgemeinen den würtembergischen Normen. Der Willkür der Gemeinde sind die engsten Grenzen gesetzt, indem einerseits die Fälle, in denen wegen schlechten Leumunds ein Aufnahmegesuch abgewiesen werden soll, wie die Zahlen der Vermögenssumme, welche von den Aufzunehmenden zu verlangen ist, genau bestimmt sind, andererseits die Rücksichtsnahme auf das örtliche Bedürfniß untersagt ist. Das neueste badische Gesetz vom 15. Februar 1851 steht im Wesentlichen auf demselben Boden, vermehrt und verstärkt aber in mehreren Beziehungen die Bestimmungen, durch welche den Gemeinden die Abweisung gestattet ist. Das Großherzogthum Hessen schreibt vor, daß jeder, wer durch Geburt einem Orte angehört, die Einschreibung in das Bürgerregister verlangen kann, ohne daß er dabei Förmlichkeiten oder Leistungen zu erfüllen hätte. Die Aufnahme kann jeder ortsfremde Inländer fordern, wenn er den Ruf eines guten sittlichen Betragens hat und „nach menschlicher Ansicht sich rechtlich zu nähren im Stande ist." Seit 1837 fordert man noch einen Nachweis von Vermögensbesitz. Ausländer haben dieselben Bedingungen zu erfüllen und, je nachdem sie verheirathet oder ledig sind, das Doppelte oder die Hälfte mehr Geld nachzuweisen. Bei der Anmeldung von Ausländern hat die Behörde auch zu berücksichtigen, ob die Aufnahme derselben der Gemeinde nicht nachtheilig ist.

Obgleich bei der Vermehrung oder Verminderung der Bevölkerung eine Menge von Ursachen mitwirkend sind, giebt dieselbe doch einen Maßstab, die Vortheile oder Nachtheile der drei Systeme kennen zu lernen. Hier ergiebt sich nun das Resultat, daß diejenigen Staaten, welche die Autonomie der Gemeinde achten, ihre Bevölkerung am stärksten vermehrt haben. Im Königreich Sachsen, dessen

*) Es gab eine Zeit — noch zu Anfang dieses Jahrhunderts — wo die Wissenschaft den Satz aufstellte, daß die Vermehrung der Bevölkerung die Hauptaufgabe der Staats-Verwaltung, ja die Hauptquelle aller Glückseligkeit für ein Volk sei! Sonnenfels Polizei 2c. Herausgegeben von Mosham 1801, §. 26 fgg.

Bevölkerung die dichteste ist, hat sich die Bevölkerung von 1849 bis 1852 um 4,93 Prozent oder um 93,418 Menschen vermehrt. Auch bis 1849 fand hier die größte Zunahme statt, denn es betrug die Bevölkerung in den nachbenannten Jahren:

1834 . . .	1,596,000	Einwohner.
1837 . . .	1,652,000	"
1840 . . .	1,706,000	"
1843 . . .	1,758,000	"
1846 . . .	1,836,000	"
1849 . . .	1,894,636	"

In demselben Verhältniß hat die Zahl der Haushaltungen zugenommen, nämlich von 385,103 des Jahres 1843 auf 420,186 des Jahres 1849. Es ist ferner nicht unbeachtet zu lassen, daß die Auswanderungen aus Sachsen, so kärglich der Boden in ganzen Provinzen seine Wohlthaten zumißt, im Verhältniß zu andern Staaten geringfügig sind. Oesterreich hat sich nicht so stark vermehrt, doch ist die Zunahme in den Provinzen, wo bei der Aufnahme auf das örtliche Bedürfniß Rücksicht genommen wird, wie in Böhmen und Oesterreich unter der Ens, stärker als in den Provinzen, wo dies, wie im lombardisch-venetianischen Königreich, nicht geschieht. Es war diese Zunahme:

In den Jahren 1833 bis 1850	in Böhmen	15	Prozent.
" " " " " "	" Venedig	12	"
" " " " " "	" Mailand	14	"
" " " 1830 bis 1850	" Oesterreich unter der Ens .	19	"

Ein auffallendes Beispiel bietet ferner Baiern dar, das in seinen diesseits des Rheins gelegenen Provinzen seit 1834 die Rechte der Gemeinden anerkannt, in der Rheinpfalz dagegen die Freiheit des Einzelnen nicht beschränkt hat. Es betrug in Baiern von 1849 bis 1852:

	Die Zunahme.	Die Abnahme.
In Oberbaiern . .	19,598.	
" Niederbaiern .	4,335.	
" Oberfranken .	766.	
" Mittelfranken .	6,400.	
" Unterfranken .	8,340.	
" Schwaben . .	4,599.	
" Oberpfalz		444.
" Rheinpfalz		4894.

Ungünstigere Resultate stellen sich bei den Ländern dar, welche die Einwanderung mehr der Willkür der Einzelnen überlassen. Während Sachsen von 1849 bis 1852 um 1,64 Prozent in einem Jahre zugenommen hat, beträgt der Zuwachs in Preußen während derselben Zeit nicht ganz 1 Prozent. Den auffallendsten Gegensatz bilden die südwestlichen Staaten, welche die Regelung der Einwanderung dem Staat überlassen. In Würtemberg und Baden sehen wir keine Zunahme, sondern eine Abnahme der Bevölkerung, welche in den Jahren 1849 bis 1852 in Würtemberg 11,332, in Baden 5831 Menschen beträgt. In Hessen-Darmstadt ist wahrscheinlich das Verhältniß dasselbe, da viele Staatsangehörige, welche in den Bevölkerungslisten noch fortgeführt werden, ohne förmliche Meldung ausgewandert sind. Die Abnahme der Bevölkerung steht nicht allein, sie ist verbunden mit einem allgemeinen Sinken des Wohlstands. Nach den „Würtembergischen Jahrbüchern" betrug im Jahre 1841 das Vermögen, das sich bei Theilungen und Inventuren zeigt, 23 Millionen Gulden, und 1848 nur noch 21 Millionen. Da-

gegen nahm die Zahl der Prozesse zu um das Doppelte, in einzelnen Bezirken um das Dreifache, und die Gantungen (Konkurse), deren 1831 schon 751 vorkamen, stiegen 1848 auf 4839 und 1852 auf 8336, vermehrten sich also um das Zehnfache. In Würtemberg hat sich 1819 im Oberamt Leonberg eine Gemeinde Kornthal gebildet, die sich das Recht vorbehielt, allein über Aufnahmen zu entscheiden. Diese Gemeinde hat von 1819 bis 1852 ihre Einwohnerzahl vervierfacht, ihren Viehstand verzehnfacht. In dieser ganzen Zeit kam unter den Angehörigen der Gemeinde kein Civilstreit und keine Gantung vor.

In denjenigen Zahlen, welche die Güter- und Gewerbsverhältnisse betreffen, treten die Wirkungen der verschiedenen Gesetze noch deutlicher hervor. Ueberläßt man den Gemeinden die Entscheidung, so entsteht ein Gleichgewicht der Fabrikindustrie und der Landwirthschaft, wie zwischen den großen und kleinen Grundbesitzern. Beide Theile ziehen von diesem Gleichgewicht Nutzen, aber es wird dasselbe zerstört, wenn man die Niederlassung zu sehr erleichtert. Es wollen dann eine Menge Menschen sich eine unabhängige Stellung erwerben, kaufen sich kleine Güter, oder setzen sich als Handwerker. Wie sehr dies durch die Güterzersplitterung begünstigt wird, haben wir bei Würtemberg gesehen. Preußen hat zu wenig Fabrikarbeiter, zu viele Handwerker, und unter den letztern nimmt die Zahl der Meister zu, jene der Gesellen ab. Zugleich vermehrt sich die Zahl der Menschen, welche vorzugsweise das Proletariat bilden, auf die bedenklichste Weise, in drei Jahren um 143,860 Köpfe. Nach den Mittheilungen des statistischen Vereins für 1851 gab es:

	Handwerker.	Fabrikarbeiter.
In Preußen . .	803,658.	656,592.
„ Baden . . .	87,193.	45,543.
„ Nassau . . .	20,451.	7,496.
„ Baiern . . .	278,171.	177,805.
„ Sachsen . .	137,293.	218,955.

Es giebt also in den Ländern, welche die Autonomie der Gemeinde achten, ein Uebergewicht der Fabrikindustrie über die Handwerker, während in den Ländern, welche der Willkür des Einzelnen mehr Spielraum lassen, die Handwerker die Mehrzahl bilden. In den letztern findet man auch durchschnittlich mehr Meister als Gesellen, und dasselbe gilt von den Ländern, wo der Staat allgemeine, die Gemeinden bindende Bestimmungen erläßt. In der folgenden Uebersicht geben wir den beiden Staaten, wo die Gemeinde entscheidet, den ersten Platz. Es haben:

	Meister.		Gesellen.
Sachsen	56,642.	.	80 635.
Baiern	135,140.	.	143,031.
Preußen (1846)	498,379.	.	365,979.
Nassau *)	15,042.	.	5,389.
Baden im Verhältniß . . .	100	auf	55.
Würtemberg im Verhältniß .	100	„	25.

In Preußen ist dieses Verhältniß noch schlimmer geworden. Kamen 1846 auf 100 Meister 84 Gesellen, so zählte man 1852 auf 100 Meister nur 80 Gesellen.

Wir geben noch ein Beispiel, wie verderblich die Niederlassung wirkt, und wählen dazu einen Staat, der in vielen Beziehungen ein Musterstaat genannt

---

*) In Nassau herrschte bis 1848 Gewerbefreiheit und große Freiheit der Niederlassung.

werden kann. Eine umsichtige, mit allen Kräften für das Wohl des Volks wirkende Regierung, Fleiß und Geschick der Einwohner und ein durchschnittlich fruchtbarer Boden zeichnen Belgien vor vielen andern Ländern aus. Aber Belgien hat die französischen Einrichtungen angenommen, es gestattet die Uebersiedelung von einer Gemeinde in die andere ohne alle Bedingungen und hat vollständige Gewerbefreiheit. Dies hat die traurigsten Wirkungen geübt. Ungeachtet der eben genannten Vortheile nimmt die Bevölkerung in einem Jahre nicht um ein ganzes Prozent zu, weniger als in Oesterreich. Aber die Zahl der in den Armenlisten eingetragenen Personen steigt auf eine wahrhaft furchtbare Weise. Ein in jeder Beziehung zuverlässiges Buch: Horn, statistisches Gemälde von Belgien, giebt folgende Zahlen:

1840 . . .	401,675	Arme.
1843 . . .	443,303	"
1844 . . .	462,999	"
1845 . . .	532,713	"
1846 . . .	645,775	"
1847 . . .	691,647	"
1848 . . .	979,164	"
1849 . . .	901,456	"

Nach derselben Quelle betrug die Höhe der Darlehne, welche auf Pfand aufgenommen und mit 12 bis 15 Prozent verzinst wurden, 1850 7,775,608 Franken und erhöhte sich 1851 auf 8,938,566 Franken. Die bei den Sparkassen eingelegten Gelder stiegen zwar von 917,627 Franken im Jahre 1832 auf 52,923,302 Franken im Jahre 1845, hielten sich aber nur zwei Jahre auf dieser Höhe und sanken dann schnell auf 22 Millionen herab, ohne die Summe später beträchtlich zu überschreiten. Die Handwerker sind zahlreicher als die Fabrikarbeiter, die Meister zahlreicher als die Gesellen. Belgien hat:

Fabrikarbeiter . . .	223,986.
Handwerker . . .	471,811.
Meister	331,676.
Gesellen	140,135.

Die Ausfuhr der Rohprodukte nimmt zu, jene der Fabrikate ab, selbst ein so altes und wohlbegründetes Gewerbe wie die Leinenbereitung ist im Zurückgehen. Man hat schon davon gesprochen, mit Aufgeben der Gewerbefreiheit eine Gewerbeordnung zu erlassen, aber diese Maßregel ist einseitig. Eine Besserung seiner Zustände, welche namentlich den größern Städten eine unerträgliche Last der Armenverpflegung auflegt, kann Belgien nur erwarten, wenn es mit der Gewerbeordnung eine Städteordnung verbindet.

In den Ländern, wo man dem Einzelnen die freie Bestimmung über seine Niederlassung überläßt, zeigt sich regelmäßig eine Reihe von Erscheinungen, die uns Schübler in der „Deutschen Vierteljahrsschrift" vortrefflich schildert. In den ersten zehn Jahren, auch manchmal noch nach längerer Zeit, zeigen sich zwar überall Wirkungen der größern Freiheit, welche wohlthätige zu sein schienen und den Beobachter zu täuschen im Stande sind. Es werden eine Menge Ehen geschlossen, die sonst unterblieben, und es werden zu der ersten Einrichtung der neuen Familien eine Menge kleiner Kapitalien verwendet und in Umlauf gesetzt, welche sonst in den Banken, Sparkassen oder als Anlehen in den Händen größerer Unternehmer geblieben wären. Eine Menge Handwerker bekommen durch die vielen Niederlassungen und Verheirathungen Verdienst und Nahrung, besonders alle, welche mit Aussteuergegenständen zu thun haben. Vorzüglich steigen aber die Preise der Häuser und der Güterparzellen. Es steigert sich dadurch das in

den Häusern und Parzellen liegende Kapital und erhöht sich für die Kapitalisten die Gelegenheit, Geld scheinbar sicher und um gute Zinsen anzulegen, so daß sich bei dieser Freiheit viele Klassen der Bevölkerung, insbesondere viele kleine Handwerker, kleine Gutsbesitzer, Tagelöhner wohl befinden und auch die Kapitalisten zufrieden sind, selbst die Regierungen von der günstigen Lage des Landes sprechen können mit Hinweisung auf die mit jedem Jahre gestiegene Höhe der Summe der Häuserwerthe und der gegen Verpfändung von Grundstücken angeliehenen Kapitalien, wie das noch im Jahr 1845 in Würtemberg und Baden geschah. Doch sind die Häuser, welche Landwirthe und Gewerbetreibende besitzen, nur Lasten, nicht Nutzen bringende Vermögenstheile, Lasten, die um so mehr drücken, je mehr in Folge der vielen Niederlassungen die Werthe derselben steigen. Auch sind die Kapitalien, welche nur Kapitalisten den Landwirthen anleihen, die nicht von Unternehmern in die Geschäfte verwendet werden, nur Schulden, nicht Vermögen der Produzenten. Es zeigt daher die steigende Menge der angeliehenen Kapitalien und die Steigerung der Häuserwerthe, welche mehr als im Verhältniß zu den übrigen Werthen zunimmt, nicht eine Vermehrung des Wohlstandes, sondern die Unterwühlung, eine bedenkliche Zersetzung desselben an. Bald zeigt sich auch die Kehrseite dieser Wirkungen der neuen Freiheit. In den Städten, auch oft auf dem Lande, wächst in Folge derselben vorzugsweise die Zahl der kleinen Handwerker, der Detailhändler, der Wirthe weit über das örtliche Bedürfniß und ganz unverhältnißmäßig über die Zahl der meisten kleinen Gewerbe und der großen, mit höherer Kapazität betriebenen Landwirthschaften, während doch die Zahl der meisten kleinen Gewerbe, eben so der Taglöhner und der Zwergwirthe, wenn nicht zugleich auch die großen Gewerbe und Wirthschaften sich vermehren, eine genaue gezogene Größe hat, bei deren Ueberschreitung große Verluste und Nothstände entstehen, die nicht genug noch beachtet sind. Wenn zu 40 Meistern eines Geschäfts, dessen genügende Zahl durchaus vom örtlichen Bedürfniß abhängt, nur noch ein Meister dazu kommt über die Zahl derer, welche hinreichen, so vermindert sich der Nutzen der ältern Meister nicht etwa nur um den einundvierzigsten Theil, sondern wegen des nun eintretenden Mangels an Arbeit und Absatz bald um den fünften Theil, oft sogar um den vierten und den dritten Theil. Wegen der Gefahr dieser Verluste und wegen des gänzlichen Mangels an Schutz gegen Uebersetzung vermindert sich zugleich der Werth der Meisterrechte und der damit verbundenen Einrichtungen oft schon, ehe die Uebersetzung eingetreten ist, bald um die Hälfte und noch mehr. Von dieser Verminderung der Preise haben die Konsumenten nur im Anfang Vortheil. Bald vermindert sich auch mit dem Preis der Waare ihre Güte und werden die Konsumenten, besonders der kleinen Städte, genöthigt, wenn sie bessere Waaren und Arbeiten wollen, sich an Kaufleute und Handwerker größerer Art mit Aufwand von Mühe und Kosten zu wenden. Auf ähnliche Weise sinkt in den Dorfgemeinden mit der Ueberfüllung durch Taglöhner oder kleine Landwirthe, die zugleich Taglohnarbeiten suchen müssen, der Preis der Löhne und bald auch die Güte der Leistung, so daß die großen Landwirthe über den Mangel an guten Knechten und Dienstboten klagen, während die Mehrzahl der Taglöhner über geringen Lohn und Verdienstlosigkeit sich beschwert. Dieser Uebersetzung und der daraus entstehenden Noth kann gründlich und vollständig nur dadurch geholfen werden, daß im Verhältniß der kleinen auf den Ort beschränkten Gewerbe und im Verhältniß der vielen Taglöhner und Taglohn suchenden kleinen Landwirthe die Zahl der großen Gewerbe und der großen rationell betriebenen Landwirthschaften sich vermehrt. Aber gerade diesem einzigen Heilmittel und Ausweg steht die freie Niederlassung ohne Vermögen und Rücksicht auf das örtliche Bedürfniß am meisten entgegen. So sehr die Löhne der kleinen Taglohn suchenden Landwirthe und die Einnahmen der Handwerker und Detailhändler gesunken sind, so ist doch der Reiz, frühzeitig ein eigenes Geschäft gründen und heirathen zu dürfen, viel zu groß, besonders wegen des Rechts auf Unterstützung aus Gemeindemitteln, als daß

nicht die Mehrzahl der jungen Bürger, die sonst noch viel besser als Gesellen oder Knechte und Dienstboten einige Jahre gelebt und während des Dienstes ihre Ersparnisse und Kenntnisse vermehrt hätten, ihre Dienstzeit mit einer scheinbaren Selbstständigkeit vertauschen, sich niederlassen und verheirathen sollten. Sie schreckt auch nicht das Beispiel Vieler, welche zu früh sich niederließen und zu Grunde gingen, weil sie diese Beispiele nicht wissen, oder in ihrem Sinn deuten. Es fehlt dann in Folge dieser Freiheit den größern Landwirthen an tüchtigen, mit billigem Lohn sich begnügenden Knechten und Dienstboten, daher an dem Mittel, höhere, viele Taglöhne fordernde Kulturen, den Anbau von Handelsgewächsen, die Fruchtbarmachung öder Plätze zu unternehmen. Es fehlt den Meistern, welche Lust und Neigung hatten, ihr kleineres Gewerbe zu einem größern nach außen arbeitenden auszudehnen, an der ersten Bedingung dieser Ausdehnung, an tüchtigen, weil noch unverheirathet, billig arbeitenden Gehülfen. Es fehlt den großen Fabriken an einer hinlänglichen Zahl tüchtiger und billiger Laboranten, daher an der Hauptgrundlage einer jeden Fabrikindustrie.

Derselbe Schriftsteller entwickelt die Folgen, welche man in den Ländern bemerkt, wo die Gemeinde über die Niederlassung entscheidet. Die Bevölkerung schreitet anfangs weniger schnell voran, wie man das in Baiern und in Sachsen früher beobachtete. Aber dabei bleibt Wohlhabenheit und Solidität bei den Gewerben und Taglöhnern, und es sammeln sich durch die Beschränkung der Niederlassungen nach und nach viele Geld- und Menschenkräfte, welche den Unternehmern größerer Geschäfte zufließen und die Entwicklung derselben begünstigen. Durch die dadurch gestützte Entwicklung der größern Industrie oder Landwirthschaft vermehrt sich dann der Geldumlauf, der Absatz, die Arbeitsgelegenheit auch für die kleinen Meister und die Taglöhner. Es gedeihen die großen und die kleinen Gewerbe, und es ist wegen dieses gleichzeitigen Gedeihens die großartigste Entwicklung aller Industriezweige möglich. Das Königreich Sachsen ist bereits auf diesem Punkt angekommen, wo große und kleine Gewerbe neben einander gedeihen und neben einander die größte Vermehrung zulassen, das Königreich Baiern geht auf diesem Wege voran. Es ist daher ein gefährlicher, durch diese Länder widerlegter Irrthum, der sich in so viele Schriften eingeschlichen und, von den Regierungen theilweis angenommen, schon so viele tausend Familienväter in das Verderben gestürzt hat, daß die kleinen Gewerbe neben den großen nicht bestehen können und alles Handwerk nach und nach von der Fabrikarbeit verdrängt wird. Die größten und zahlreichsten kleinen Gewerbe gedeihen nur neben den Fabriken, insbesondere die der Maurer, Zimmerleute, Schuhmacher, Schneider, Bäcker und Metzger, die überall die Mehrzahl bilden. Ein eben so großer gefährlicher Irrthum ist aber, daß sich der Unterschied zwischen Lokalgewerbe und Kommerzialgewerbe und eine Grenze des örtlichen Bedürfnisses nicht finden lasse. Dieser Unterschied, in der Natur der Sache gegründet, ist in Baiern und Oesterreich ohne Schwierigkeit festgehalten und läßt sich leicht im einzelnen Fall ausführen, wenn man von jedem, der Befreiung aus den Schranken des Lokalgewerbs in Anspruch nimmt, Verzicht auf den Detailverkauf oder Nachweisung des Verkaufs von Waaren in größere Entfernung in bestimmter Ausdehnung verlangt.

Die sittlichen und politischen Nachtheile, welche aus der Erleichterung der Niederlassungen entstehen, möge man nicht gering anschlagen. Die Gemeinde ist ein wichtiges Mittelglied zwischen dem Staat und der Familie. Wird sie in eine Masse äußerlich verbundener Bewohner verwandelt, so entsteht Gleichgiltigkeit gegen das Wohl der Gemeinde wie gegen das Benehmen der Einzelnen, und die Gemeinde hört auf, Grundlage und Stütze der Staatsgewalt zu sein. Um allen diesen Nachtheilen zu begegnen, giebt es kein besseres Mittel, als die Freiheit der Einzelnen der Freiheit der Gemeinde unterzuordnen. Man könnte in den Gemeinden Gewerberäthe bilden, und diesen die Mitentscheidung über Aufnahme-

gesuche, auch das Aufstellen eines Lokalinstituts, übertragen. Das Statut enthielt die Bestimmungen, welches Vermögen und welche persönliche Eigenschaften ein Aufzunehmender besitzen muß, wann ein Gewerbe wegen Uebersetzung für zeitweilig geschlossen zu erklären sei u. s. w. Bei der Ertheilung des Bürgerrechts würde dann die Vorsicht eintreten, welche man gegenwärtig, sehr zum Schaden der Gemeinden, so vielfach vermißt.

Die russischen Leibeigenen. Man unterscheidet bei den russischen Bauern acht Klassen: die Odnodworzen, die Freibauern, die Bauern der Odnodworzen, die Bauern der Post, die Bauern der Forsten, die Bauern der Apanagen, die Kronbauern und die Leibeigenen des Adels. Die Odnodworzen (Einhöfner) sind freie Bauern in doppelter Beziehung, nicht blos persönlich freie wie die Kronbauern, sondern auch frei von gutsherrlichen Abgaben und Diensten. Alle Kosaken gehören zu dieser Klasse. Die Mehrzahl waren ursprünglich Soldaten, welche die Regierung zum Schutze der Grenze ansiedelte, viele sind auch aus degradirtem Adel hervorgegangen. Peter I. ließ eine große Anzahl Adeliger, welche sich weigerten Dienste zu leisten, degradiren und den Odnodworzen zuschreiben. Unter ihnen finden sich Glieder der ersten und vornehmsten Familien, z. B. der Gallizin. Sie sind gegenwärtig gänzlich verbauert, doch giebt es noch welche unter ihnen, welche selbst Leibeigene haben. Abgesehen davon, daß sie Kopfsteuer bezahlen und der Rekrutirung unterworfen sind, könnte man sie dem kleinen Adel vergleichen, wenn die Geringfügigkeit ihres Vermögens sie nicht der Willkür der Lokalbehörden und den Bedrückungen des Adels aussetzte. Seit dem polnischen Aufstande hat sich die Zahl der Odnodworzen durch die Auflösung der Schljachta (des niedern polnischen Adels) bedeutend vermehrt. Da die Schljachtitschen aller altpolnischen Länder sich tief in die Revolution eingelassen hatten, so revidirte die Regierung ihre Verhältnisse, das heißt sie forderte von jedem Einzelnen, daß er seinen Adel durch Dokumente oder sonstige staatliche Anerkenntnisse beweise. Das vermochten die allerwenigsten und wurden nun zu Odnodworzen degradirt.

Die Freibauern sind in sehr geringer Anzahl vorhanden, obgleich sie sich seit funfzehn Jahren verdoppelt haben. Sie sind nicht wirklich und durchaus frei. Um die individuelle Freiheit zu erlangen, müssen sie von dem Herrn mit einer gewissen Anzahl Land dotirt sein, oder solches selbst erworben haben. Ihr Land wird aber nicht ihr Eigenthum, sondern jenes der Gemeinde, welcher sie angehören. Die Leibeigenen der Odnodworzen vermindern sich fortwährend, da die Regierung dahin strebt, sie mit den Kronbauern zu verschmelzen. Die Bauern der Post sind verpflichtet, Pferde, Wagen und Kutscher für die Post zu stellen. Ihre Ländereien sind von jeder andern Last befreit und sie erhalten auch für jede Fahrt die im Tarif bestimmte, allerdings sehr bescheidene Summe. Auf 28 männliche Individuen müssen die Postbauern drei Pferde, einen Wagen und einen Kutscher liefern. Die Bauern der Forsten werden in den Wäldern benutzt, welche die Hölzer für die kaiserliche Marine liefern. Sie erhalten für ihre Arbeiten eine Bezahlung und sind von allen Lasten frei. Die Bauern der Apanagen gehören, wie ihr Name andeutet, zu den Apanage-Gütern der kaiserlichen Prinzen und Prinzessinnen. Diese Leibeigenen sind doppelt so hoch besteuert, als die Kronbauern, was, da beide Arten von Leibeigenen häufig durch einander wohnen, nothwendig böses Blut machen muß. Während die Abgaben der Apanage-Bauern für die Seele 34 Rubel 91 Kopeken Banko sind, betragen dieselben bei den Kronbauern nur 16 Rubel 48 Kopeken Banko für die Seele. Von den Kronbauern und den Leibeigenen des Adels sprechen wir in dem Folgenden ausführlicher. Die Zahlenverhältnisse der verschiedenen Klassen sind folgende:

Odnodworzen	1,361,833 Seelen.
Freibauern	223,000 Männer. *)
Leibeigene der Odnodworzen .	6,000 Seelen.
Postbauern	40,000 "
Forstbauern	120,000 "
Apanagebauern	800,000 "
Kronbauern	8,000,000 Männer.
Leibeigene des Adels . . .	12,000,000 "

Bei allen Kronbauern und Leibeigenen Rußlands hat sich die altslawische Einrichtung erhalten, daß nicht der Einzelne, sondern die Gemeinde die Besitzrechte übt. Die urslawische Sitte war die, daß die Gemeindeangehörigen das Feld gemeinschaftlich bestellten und den Ertrag der Ernte unter sich theilten. Diese Sitte findet sich noch in einzelnen Gemeinden Serbiens und Bosniens. Die russischen Leibeigenen haben nicht etwa gesonderte Felder, sondern bilden eine Gemeinde, und theilen das Land auf russische Weise nach der Seelenzahl, „die Loose in einer Mütze". Diese Theilung gilt nicht etwa für immer, vielmehr erneuert sie sich in sehr kurzen Fristen, nach zwei, vier, sechs Jahren. Daß an einen Boden, der so häufig verloost wird, keine Anhänglichkeit entstehen kann, und daß der Bauer sich hütet, ein Stück Land zu bessern, das vielleicht nächstes Jahr in andere Hände übergeht, braucht nicht weiter ausgeführt zu werden. Aber so nachtheilig diese Theilungen sind, so fest hängen die Russen daran. v. Haxthausen (Studien über die innern Zustände, das Volksleben und insbesondere die ländlichen Einrichtungen Rußlands) theilt ein lehrreiches Beispiel von dieser Anhänglichkeit der Russen an ihre besondere Gemeindeverfassung mit. In einem Dorfe, dessen Besitzer in Konkurs gerieth, kauften die Bauern das ganze Grundeigenthum, und wurden somit frei. Statt nun aber im Verhältniß der beigesteuerten oder beizusteuernden Quoten der Kaufgelder die Ländereien für immer unter einander zu theilen und als Privateigenthum zu besitzen, blieben sie bei der russischen Gemeindetheilung nach Seelen und brachten und bringen auch die Geldquoten nach Seelenzahl auf. In diesem Dorfe haben die Bauern sogar eine jährliche Theilung des Brachfelds eingeführt, so daß jeder danach immer nur zwei Jahre dasselbe Feld benutzt. Auch unter den deutschen Kolonien in Südrußland findet man hier und da die russische Gemeindtheilung eingeführt. Sie theilen alle drei, vier bis sechs Jahre auf jedesmaligen Gemeindebeschluß den Acker nach der Seelenzahl. Mit eigenen Schnuren von zehn Faden Länge wird alles Land vermessen und dann verlooset. Gute Ackerwirthe sind diese Deutschen aber nicht, sie vernachlässigen ihr Feld und legen sich auf Spekulation und Handel.

Bei den Kronbauern wie bei den Leibeigenen des Adels ist der Bauer Eigenthümer des Inventariums und des Mobiliars, und in diesem Besitz besteht sein Vermögen. Im Uebrigen ist die Lage der Kronbauern eine bessere. Sie sind theils auf Obrok (Geldabgabe) gesetzt, theils leisten sie Frohnden, was auch von den Leibeigenen gilt. Die Zahl der auf Obrok gesetzten und der Frohnden leistenden Kronbauern steht sich ziemlich gleich. Die Kronbauern sind keine eigentlichen Leibeigenen mehr und entrichten keine Leibeigenthumsabgaben. Der frohndende Kronbauer leistet $^2/_3$ Spanndienste und $^1/_3$ Handdienste, und muß in der Regel drei Tage in der Woche frohnden. Die Dienste sind nach Tagewerken festgesetzt, d. h. er muß so und so viel Morgen pflügen, so und so viel Morgen Roggen mähen u. s. w. Der Domänenhof gestattet jedem Bauern auf sein Ansuchen den Ueber-

---

*) Die obigen Zahlen sind sämmtlich dem Annuaire des deux Mondes entnommen. Turgeneff stimmt mit ihnen überein, nur giebt er bei den Freibauern die Zahl 80,000, und läßt es bei seinen zwölf Millionen Leibeigenen des Adels ungewiß, ob er Seelen oder Männer meint.

tritt von der Frohnde zur Geldabgabe. Außer dem Obrok oder der Frohnde zahlen die Kronbauern wie alle andern Bauern und überhaupt alle steuerpflichtigen Stände das Kopfgeld mit 95 Kopeken Silber für die männliche Seele. Außerdem giebt es einige Provinzial- und Gemeindeabgaben, die auf die Seelen vertheilt sind, so zum sogenannten Hülfskapital 14 Kopeken Silber, zur Dorfsteuer an den Domänenhof $6\frac{1}{2}$ Kopeken Silber, und eine Gemeindesteuer von 20 Kopeken Silber von jeder männlichen Seele. An der Spitze jedes Dorfs steht der von den Bauern gewählte Wibernie (Auserwählter), welcher alle Gemeindeangelegenheiten besorgt und leitet, und ein ebenfalls von ihnen gewählter Sotzki (Hundertmann), der die Polizei übt und bei großen Dörfern noch einen oder einige Gehülfen hat, Disatzki (Zehntmänner) genannt. Das Amt des Wibernie ist bloßes Ehrenamt ohne Gehalt, der Sotzki aber erhält 25 Silberrubel Entschädigung. Wenn Familienglieder, jüngere Söhne, ein Gewerbe ergreifen, Handwerker werden wollen, so gehört dazu die Erlaubniß des Domänenhofs, die aber nie versagt wird. Auch Pässe, um zu wandern und Arbeit zu suchen, werden ertheilt. Bei dem Tode des Bauern wird der Antheil desselben nicht unter die Familienglieder getheilt, sondern geht auf die ganze Familie über, aber der älteste Sohn wird als das Haupt und als der Wirth angesehen. Früher waren die Apanagebauern, für die seit längerer Zeit umsichtig Sorge getragen wurde, weniger gedrückt, als die Kronbauern, und daher stammt die Einrichtung, daß die Kronbauern um die Hälfte niedriger besteuert sind. Seit eine neue Domänenordnung die Gleichstellung der beiden Klassen eingeführt hat, ist diese Verschiedenheit der Besteuerung eine schreiende Ungerechtigkeit. Der Kronbauer ist nicht an die Scholle gebunden, sondern kann gehen, wohin er will, wenn er nur seinen Antheil an den Steuern gezahlt hat. Er kann dann arbeiten, wo er will, auch in die Städte gehen und dort ein Geschäft anfangen. Was diese Klasse drückt, ist die Masse von Beamten, die ihre Macht nur zu oft mißbrauchen. Indessen wollen die Bauern doch durchschnittlich lieber der Krone als einem Privatmann angehören, und die Fälle sind nicht selten, wo sie, wenn die Regierung Güter kaufen, aber den geforderten Preis nicht bezahlen wollte, die Differenz zwischen dem Angebot und der Forderung selbst bezahlten, nur um der Krone anzugehören. Weit schlimmer als die eigentlichen Kronbauern sind die auf den Kronpachtgütern daran, welche von den Pächtern auf meist harte Weise ausgebeutet werden. Da die Krone dieser Ausbeutung ein Ende zu machen wünscht, hat sie hier und da angefangen, die Domänen für den bisherigen Ertrag den Bauern selbst zu überlassen, jedoch vorläufig immer nur auf bestimmte Jahre (3 bis 6 Jahre), wobei ihnen ein schriftlicher Kontrakt auf dem Domänenhofe angefertigt wird. Am schlimmsten aber fahren diejenigen Kronbauern, welche den Fabriken, Minen und Hüttenwerken der Regierung zugetheilt sind (etwa 200,000), und deren Anzahl in neuerer Zeit noch durch ganze Schaaren ausgehobener Rekruten verstärkt wurde, von denen viele in Folge der veränderten Lebensweise, der harten Arbeiten und am Heimweh starben. Ein trauriger Rückschritt ist durch die Anlage der Militärkolonien entstanden. Nicht allein haben die Kronbauern, denen man die Ernährung der Kolonisten aufgebürdet hat, dadurch gegen früher weit größere Lasten erhalten, sondern sie werden auch durch die ins Kleinste gehende Aufsicht der Offiziere, der man sie unterworfen hat, in allen Bewegungen ungemein gehemmt.

Die zahlreichste Klasse der Leibeigenen ist die der Privaten. Eigentlich soll nur der Adel solche Leibeigene besitzen, aber es besitzen solche auch Leute, welche durch den Branntweinpacht reich geworden sind, oder Fabrikanten, welche ihre Bauern bei ihren Fabriken beschäftigen. Turgeneff theilt die unglaubliche Thatsache mit, daß die Leibeigenschaft in den alten Provinzen nur die eigentlichen Russen trifft, während die Leibherrn sehr oft fremden Ursprungs sind. Wir führen sein Zeugniß wörtlich an: „Nur die echten Russen sind und können Leibeigene sein, weder andere Europäer, noch die Orientalen können es werden. Da-

gegen sieht man Adelige von englischer, französischer, deutscher, italienischer, spanischer, portugiesischer, selbst tatarischer, armenischer, indischer und jüdischer Abkunft. Alle diese können Leibeigene besitzen, aber die Leibeigenen müssen echte Russen sein." (La Russie et les Russes, II, 191.) Auch diese Leibeigenen sind auf Obrok gesetzt oder frohnden. Die frohndenden haben gesetzlich nicht mehr als drei Tage in der Woche zu arbeiten, oft fordert der Herr aber mehr Arbeit und setzt seinen ungesetzlichen Willen durch. Er benutzt die Bauern nicht blos zu den Arbeiten auf seinen Gütern, sondern vermiethet sie auch an die Postunternehmer oder verwendet sie zu Arbeiten in seinen Fabriken. Dagegen hat der Herr für den leiblichen Unterhalt seiner Leibeigenen zu sorgen und ihnen eine Erziehung geben zu lassen. Diese letztere darf jedoch keine höhere sein, hat sich vielmehr auf die allernothwendigsten Kenntnisse, wie die Elementarschulen sie zu ertheilen vermögen, zu beschränken. Der Regierung gegenüber ist der Leibherr verantwortlich, daß seine Leibeigenen sich der Rekrutirung nicht entziehen. Nach dem Gesetz soll der Leibherr sich jeder persönlichen Mißhandlung enthalten, und polizeilich eine Prügelstrafe von fünf Streichen als höchstes gestattet sein. Aber freilich ist dem Leibeigenen keinerlei Klagrecht gegen seinen Herrn beigelegt. Das Betragen des letztern zu überwachen, ist die Pflicht des Adelsmarschalls. Diese dem Adelsmarschall eingeräumte Gewalt zeigt sich fast illusorisch, denn der Marschall, selbst Adeliger und meistens großer Grundbesitzer, hat ein zu gleiches Interesse mit den andern Grundbesitzern, von denen er noch überdies gewählt wird, als daß man von ihm sonderlichen Schutz für die Leibeigenen erwarten dürfte. Bei vorkommenden Fällen starker Mißhandlung beruft der Statthalter die Adelsvormundschaft, den Vicestatthalter, den Adelsmarschall und einige Beisitzer, und der Schuldige wird unter Kuratel, sein Vermögen unter Administration gesetzt. Daß dies nur eine schwache Garantie gegen Willkür ist, begreift sich leicht.

In den altrussischen Provinzen hat die Regierung so starke Rücksicht auf den Adel zu nehmen, daß sie sich wenig einmischt. Anders und besser steht es in den ehemals polnischen Provinzen, wo dem Bauern aus politischen Gründen Erleichterungen verschafft werden. In der letzten polnischen Zeit war die Willkür der dortigen Herrn eine völlig unbeschränkte; man forderte so viel Frohnden, als man wollte, nur das Interesse, die Bauern einigermaßen zu erhalten, beschränkte den Willen. Man erkannte nicht einmal die Pflicht der Ernährung des Leibeigenen an. Die Einführung der russischen Gesetzgebung und die eingetretene schärfere Aufsicht sind für den polnischen Bauer wahre Wohlthaten geworden. Ist der Leibeigene der Eigenthümer seines Inventariums und Mobiliars, so darf er doch über die Erzeugnisse des ihm anvertrauten Bodens nicht frei verfügen. In den kornreichen Gegenden Südrußlands verkaufen die Gutsherrn, wenn fruchtbare Jahre eintreten, weder ihr eigenes Korn, noch dulden sie, daß ihre Bauern ihre Vorräthe versilbern. Die Folge ist, daß in solchen Jahren große Quantitäten Getreide nicht zu Markt kommen, so daß die Märkte nicht zu sehr überführt und die Preise nicht bis auf ein Minimum herabgedrückt werden. Kommen nun Hungerjahre, so verkaufen Gutsherrn und Bauern und verdienen viel Geld. In diesem einen Falle wirkt die Beschränkung wohlthätig, in hundert andern führt sie zu Bedrückungen.

Wenn das rechtliche Verhältniß der Leibeigenen das gleiche ist, so ist doch das faktische ungemein verschieden, und merkwürdiger Weise ist es, wie Turgeneff behauptet, in den deutschen und polnischen Provinzen härter als im eigentlichen Rußland, was vielleicht daher kommt, daß die Leibeigenschaft in diesen Ländern älter ist als in Rußland, und der früher allmächtige Adel die Ketten gesetzlich fester schmiedete. Turgeneff ist überhaupt der Ansicht, daß die Behandlung der Leibeigenen in der letzten Zeit schlimmer geworden sei. „Ehemals zeichneten sich die Mitglieder des hohen Adels, welche historische Familiennamen trugen, durch die wohlwollende Art aus, wie sie ihre Leibeigenen behandelten. Ich fürchte,

daß dies jetzt minder der Fall ist; die Kinder gleichen in dieser Beziehung nicht ihren Vätern. Die Fortschritte der angeblichen Civilisation, welche in Rußland nur allzuoft in äußeren Formen besteht, haben den armen Leibeigenen keine guten Früchte getragen. Manchmal flößt selbst diese unvollständige Civilisation dem Herrn eine gewisse Verachtung gegen die unter das Joch der Sklaverei gebeugten Unglücklichen ein. Die alten Adeligen hatten Gewohnheiten und Neigungen, die allerdings minder europäisch waren als die ihrer Söhne, aber ihre patriarchalischere Lebensart stimmte besser zu ihrer Stellung als Leibherren." (II, 146.) Einer der größten Mißstände in der ländlichen Verfassung Rußlands ist die durch das Erbrecht gestattete Theilbarkeit eines Dorfes unter mehrere Erben des Dorfherrn. Das wichtigste politische Verfassungselement Rußlands, die Einheit der russischen Dorfgemeinde, wird dadurch gesprengt. Die Vermögen zersplittern sich, es entsteht ein armer und in Rußland dadurch nothwendig ungebildet bleibender Adel. Die Erfahrung lehrt, daß dies die wahren Blutegel der Bauern sind, daß eben ihre Bauern unter dem härtesten Drucke seufzen; bei der Zersplitterung der Dorfgemeinde finden diese armseligen geplagten Menschen auch nicht einmal einen Rückhalt und Schutz an der Dorfgemeinde. Es giebt natürlich auch wohldenkende Edelleute, welche ihre Gewalt über die Leibeigenen benutzen, um diese geistig und sittlich aus ihrer Verkommenheit zu heben. Mehrere dieser intelligenten Landwirthe haben ihre Leibeigenen so gut erzogen, vom Trunk entwöhnt, ihre Geschicklichkeit erweckt und geleitet und einen so großen Fleiß hervorgerufen, daß sie ohne eigenen Schaden die Frohnden um den dritten Theil haben ermäßigen können. Einige solcher Gutsherrn haben in neueren Zeiten eine Art Dorfgerichte bei ihren Bauern eingeführt, welche die Streitigkeiten derselben unter einander schlichten, auch Polizeivergehen und Vergehen gegen die Gemeinde bestrafen. Man hat bemerkt, daß die Bauern als Besitzer dieser Gerichte äußerst strenge aber gerechte Urtheile fällen. Die höheren Behörden wissen um diese sonst nicht gesetzlichen Einrichtungen, haben sich von ihrer Nützlichkeit überzeugt und ignoriren sie daher amtlich. Es sollen übrigens auch noch hin und wieder Spuren von Volksgerichten aus der ältesten Zeit sich erhalten haben.

Zu der traurigsten Verwilderung führt das Branntweintrinken, das von der Regierung und in den neurussischen Provinzen von dem Adel geflissentlich begünstigt wird. Im eigentlichen Rußland ist das Branntweinbrennen nämlich Monopol der Krone, in den übrigen Provinzen aber den Gutsbesitzern gegen eine Abgabe freigegeben. In diesen letztern setzt der Gutsherr nur zu häufig einen Branntweinwirth in ein Dorf, und dieser verkauft den Bauern greulich verfälschten Branntwein gegen Naturalien, Korn, Brod, Talg, Flachs, die er zu willkürlichen niedrigen Preisen annimmt. Im eigentlichen Rußland brauchen die Privatgutsherrn die Kabaken (Schenken) in ihren Dörfern nicht zu dulden, allein die Branntweinpächter verführen sie in der Regel, erkaufen sich das Recht von ihnen, und steht einmal ein Kabak im Dorfe, so darf er nicht wieder abgebrochen werden. Diese Begünstigung des Nationallasters des Trinkens zeigt ihre Folgen in der Erschlaffung des ganzen Volks, die besonders bei den Weißrussen bemerklich wird.

Die Leibeigenen sind an die Scholle gebunden und werden mit dem Gut verkauft. Es giebt Gutsherrn, welche über 200,000 Seelen besitzen. Unglücklicher Weise ist auch der Verkauf von Leibeigenen ohne Land gestattet, und dieses Hauptübel führt zu einem wahren Menschenhandel. Turgeneff führt nicht nur Fälle an, wo ein Gutsbesitzer sich alle Jahre eine große Anzahl Mädchen stellen ließ, die er an einen mohamedanischen Kaufmann verhandelte, sondern erklärt es auch für eine ganz gewöhnliche Erscheinung, daß Mohamedaner Leibeigene kaufen, um sie zu ihren Beischläferinnen zu machen und die Kinder derselben wieder als Sklaven einschreiben zu lassen. Die ländliche Sklaverei, so lästig sie für den Einzelnen ist, muß doch als ein weit geringeres Uebel als die Haussklaverei betrachtet wer-

den, welche aus dem Recht der Gutsherrn entsteht, seine Leibeigenen von dem Landbau herein in die Stadt und in sein Haus als Dienstboten zu versetzen. Daraus bildet sich ein Menschenhandel, der in Rußland in großem Umfange betrieben wird, so weit, daß man Leute kauft, um sie als Taglöhner und Dienstboten zu vermiethen.

In ganz Rußland gehen die Handwerker meistens aus den Leibeigenen des Adels hervor, weniger aus den Kronbauern. Freiwillig erwählt der gemeine Russe selten ein Handwerk, er zieht das umherschweifende Leben als Krämer, Hausirer, Fuhrmann vor, er wird nur Handwerker, wenn seine Eltern oder sein Herr ihn zwingen, daher die meisten Handwerker Erbleute sind. Der Edelmann sucht in der Regel unter seinen Hofleuten Knaben aus und schickt sie in die Stadt, um sie ein Handwerk lernen zu lassen. Haben sie ihre Lehrzeit beendet, so kommen sie zurück, er behält die besten, die er für seine eigenen Bedürfnisse nöthig hat, zurück, und schickt die übrigen wieder in die Städte, mit der Aufgabe, sich dort niederzulassen und ihm einen jährlichen Obrok zu zahlen. Zur Niederlassung haben sie nichts nöthig, als sich der Zunft zuschreiben zu lassen, eine Art Patentsteuer, zehn Rubel Banko, an den Stadtrath zu zahlen und ein Schild auszuhängen. Der Obrok der Handwerker ist sehr verschieden. Er schwankt in kleinen Städten zwischen 30 und 200 Rubel Banko und steigt in großen Städten, wenn der Leibeigene sich aufgeschwungen hat, zu enormen Summen. Es sind Fälle bekannt, daß gewissenlose Leibherrn durch fortgesetzte Erpressungen den Leibeigenen, der immer das Loos auf das Gut zur Frohnde zurückgeführt zu werden vor Augen hatte, zum Selbstmord getrieben haben. Ist der russische Handwerker ordentlich, so erwirbt er so viel, daß er daran denken darf, sich die Freiheit zu erwerben. Er benutzt das Wohlwollen oder eine Geldverlegenheit des Herrn und kauft sich frei, wobei gewöhnlich Stunden, ja Tage lang bis auf einen Kopeken geschachert wird. Die Loskaufsumme beträgt in der Regel zwischen 200 und 2000 Rubel Banko. Der befreite Handwerker modernisirt sich, schert sich den Bart und vertauscht den Kaftan mit dem Oberrock. Er sucht für seine Söhne eine Schulbildung, um sie wo möglich in den Tschin (den Beamtenstand) zu bringen. Wenn es irgend wie vermieden werden kann, so werden die Söhne nicht wieder Handwerker. Diese rekrutiren sich daher immer wieder aufs neue aus den Erbleuten.

Der Anfang der Leibeigenschaft, die jetzt so hart ist, reicht nicht über das Ende des sechszehnten Jahrhunderts hinauf, wo Boris Godunow die Freizügigkeit der Bauern aufhob. Peter der Große that, wohl unabsichtlich, einen zweiten bösen Schritt, indem er, um die Kopfsteuer regelmäßiger erheben zu lassen, die Leibeigenen auf dem Lande und die im Hausdienst neben einander auf die Liste bringen ließ. So schmolz die ländliche Leibeigenschaft und die Haussklaverei in Eines zusammen, und die Sache wurde dadurch wesentlich verschlimmert. Seit längerer Zeit ist die Regierung sich bewußt geworden, daß die Emanzipation der Leibeigenen die dringendste aller Reformen ist. Wenn man vor allem andern die Leibeigenschaft angreifen und vernichten muß, so ist der Grund nicht blos der, daß dies das größte Uebel ist, sondern auch weil keine heilsame Reform je mit Erfolg versucht werden kann, so lange die Leibeigenschaft besteht. In den deutschen Ostseeprovinzen hat Kaiser Alexander die Leibeigenschaft aufgehoben, aber dadurch die traurigsten Verhältnisse geschaffen. Der ehemalige Leibeigene bewirthschaftet jetzt ein überlastetes Grundstück, und gelangt er dennoch zu bessern Verhältnissen, so zwingt ihn der Adelige unter der Drohung, daß sonst der Kontrakt gekündigt werden wird, zu Mehrleistungen. In den übrigen Provinzen munterte der Kaiser zu Freilassungen auf, aber seine Diener gaben dem Gesetz über die freien Bauern eine Fassung, daß es den Leibeigenen wenig oder nichts half. „Der Grundeigenthümer", sagt Turgeneff, „welcher seinen Bauern die Freiheit gewähren wollte, mußte eine Bittschrift an den Adelsmarschall seines Bezirks einreichen, der dann

an Ort und Stelle die Bauern über ihre Absichten befragte. Dann kam die Sache an den Statthalter der Provinz, der sie dem Minister des Innern übermachte, sofort an den Senat und endlich an den Kaiser. Bei der Art, wie die Geschäfte in Rußland, und namentlich Geschäfte solcher Art, betrieben werden, wobei die guten Ansichten des Bittstellers selten erwogen und noch seltener von den öffentlichen Beamten getheilt werden, braucht es Jahre, bis alle die Formalitäten beendigt sind. Untersucht man die Einzelnheiten des Gesetzes über die freien Bauern mit Aufmerksamkeit, so kann man sich des Verdachts nicht erwehren, daß die, welche das Gesetz abfaßten, die Wirkungen der edelmüthigen Absicht, aus der es hervorging, zum voraus lähmen wollten."

Ein Ukas vom 2. April 1842 erlaubt den Gutsherren, mit den Bauern Pachtkontrakte auf Geld, Naturallieferungen oder Frohnarbeit für eine Anzahl von Jahre hinaus abzuschließen, und stellt solche Verträge unter die Garantie des Staats. Diese Bestimmung, die bei dem Adel auf eine solche Opposition gestoßen ist, daß die Regierung eine beruhigende Erklärung hat erlassen müssen, ist zum Theil auch den Bauern verdächtig. Als die Regierung für Bessarabien vorschrieb, daß die dortigen Bauern (Zaranen) mit ihren Gutsherrn schriftliche, auf freiwilliger gegenseitiger Einwilligung beruhende Verträge schließen sollten, in denen die gegenseitigen Rechte und Verpflichtungen genau und ausführlich angegeben würden, baten viele hunderte von Zaranen, zum Bürgerstande übergehen zu dürfen, worauf die Regierung, um den Landbau vor dem Untergange zu bewahren, von den schriftlichen Verträgen abstand und die Verhältnisse durch ein Gesetz regelte. Das neueste Gesetz über die Leibeigenen ist vom 15. März 1848 und gestattet ihnen die Erwerbung liegender Güter. Ob dieses Gesetz wie der Ukas von 1842 nicht zu jenen wohlgemeinten Anfängen gehören wird, welche durch die Art der Ausführung vereitelt werden, muß die Folgezeit lehren.

Man würde das Uebel an der Wurzel angreifen, wenn man verordnete, daß Niemand, der nicht Landeigenthum hat, Sklaven besitzen dürfe, wie ferner, daß es Niemand gestattet sei, seine Sklaven von dem Lande in die Stadt hereinzunehmen. Eine solche Maßregel hat auch das für sich, daß sie vergleichsweise leicht auszuführen ist, während der Aufhebung der ländlichen Leibeigenschaft große Hindernisse im Wege stehen, die nur im Lauf einer ziemlich langen Zeit beseitigt werden können. Jedenfalls aber würde durch ein gänzliches Verbot, einzelne Leute, oft völlig getrennt von ihrer Familie, zu verkaufen, die Zahl der Leibeigenen wesentlich beschränkt, die Zahl der Freien bald vermehrt, und die Frage über die Leibeigenschaft bedeutend vereinfacht, wenn es nur noch ländliche Leibeigene gäbe. Der Zustand der Leibeigenen würde dann, auch wenn keine weitern Maßregeln ergriffen würden, mit einem zum Bessern fortschreitenden ökonomischen Zustand des Landes sich gleichfalls bessern. An eine baldige Aufhebung der ländlichen Leibeigenschaft denkt keiner der Fachmänner, welche Rußland kennen. Diese machen im allgemeinen folgende drei Einwände: einmal steht die Masse der Kapitalien, welche zu der Landwirthschaft mittelst bezahlter Arbeit erfordert würden, nicht im Verhältniß zu der Ausdehnung des pflugbaren Bodens; *) zweitens würde in vielen Gegenden der Bodenertrag die Kosten nicht decken; endlich ist es in einer gewissen Anzahl Provinzen, denen die Handelsbewegung fehlt, dem Bauer leichter, seine Leistungen in Natur zu entrichten, als irgend welche Abgabe in Geld zu zahlen. Was die reine und einfache Begabung des Leibeigenen mit dem Lande, das er baut, betrifft, so ist das eine Hypothese, die man in Rußland nicht einmal zuläßt.

*) Man bezahlt in vielen Theilen Rußlands 18, in Bessarabien 24 Prozent Zinsen für Kapitalien. Allerdings hat die Regierung, um die überschüssigen Gelder ihren eigenen Kassen zuzuwenden, die Gesetzgebung über den Kredit in einem solchen Zustande gelassen, daß alle Darlehne an Private unsicher sind.

Die Folge einer solchen Maßregel würde darin bestehen, den großen Grundbesitz radikal zu Grunde zu richten. Die unter solchen Bedingungen emanzipirten Leibeigenen würden, da sie genug Land besäßen, um die eigenen Bedürfnisse zu decken, auf dem Gute ihres ehemaligen Herrn nicht arbeiten, möchte dieser auch den höchsten Lohn bieten. Man sieht also, daß die gegenwärtig in Rußland über das Eigenthum bestehende Gesetzgebung nicht rein willkürlich ist. Ehe man dem System des Obroks oder jenem der Frohnden entsagen kann, muß die Bevölkerung des Reichs, die noch immer über ein unermeßliches Gebiet viel zu dünn vertheilt ist, beträchtlich zugenommen haben, wie es ferner weit bessere Verbindungsmittel geben muß.

Vely Eddin Rifaat Pascha, der älteste Sohn des frühern Großwesirs Mustapha Naili Pascha, wurde am 12. des Monats Redscheb im Jahre 1240 der Hedschira (1825) in Kandia geboren. Sein Vater war damals Oberbefehlshaber der ägyptischen Truppen auf der Insel Kandia. In Albanien gegen das Jahr 1796 geboren, war Mustapha von seinem Landsmann Mehemed Ali früh nach Aegypten berufen worden, wo bereits drei seiner mütterlichen Oheime mit dem Range eines Pascha's oder eines Bey dienten. Nachdem er im Hedschas seine ersten Waffenthaten verrichtet, hatte er 1821 seinen Oheim Hassan Pascha, der zum Oberbefehlshaber in Kandia ernannt worden war, nach jener Insel begleitet und war zwei Jahre später bei dessen Tode sein Nachfolger geworden. Als Kandia 1841 unter die Herrschaft der Pforte zurückkehrte, wurde Mustapha Pascha wegen seiner wohlthätigen Verwaltung zum Statthalter der Insel ernannt. Vely Eddin zählte damals sechszehn Jahre. In den orientalischen Sprachen genau bewandert, mit derselben Leichtigkeit Griechisch, Italienisch und Französisch redend, in die Grundsätze der Kriegskunst durch einen europäischen Offizier eingeweiht, war der junge Mann, der sich in der Schule seines Vaters gebildet hatte, durch seine Geburt wie durch seine Talente zu den höchsten Posten bestimmt. Er wurde bald zum Oberst (Bey) ernannt. Die Unruhen, welche das nächste Jahr in Kandia ausbrachen und der glorreiche Antheil, den er an deren Bekämpfung nahm, verschafften ihm den Grad eines Brigadegenerals. In dieser Epoche durch Familienrücksichten bestimmt, die militärische Laufbahn mit bürgerlichen Funktionen zu vertauschen, diente er unmittelbar unter seinem Vater, der ihn bald in Kandia bald in Kanea als seinen Stellvertreter oder Kaimakan verwendete. Diese Unterstatthalterstelle bekleidete Vely Eddin von 1842 bis 1850. Als sein Vater gegen das Ende des Jahres 1850 nach Konstantinopel berufen wurde, ersetzte Vely Eddin ihn. Drei Monate später wurde er zum Wesir ernannt und mit der Civilverwaltung von Bosnien betraut, das eben von Omer Pascha unterworfen worden war. Er blieb nur ein Jahr auf diesem Posten und verließ ihn, um sich in der Eigenschaft eines Gesandten mit dem höchsten militärischen Titel eines Muschir nach Paris zu begeben. In Paris hat er sich während eines zweijährigen Aufenthalts die höchste Achtung zu erwerben gewußt.

Unter Verantwortlichkeit des Ergänzungsblätterverlags in Meißen. — Redakteur Dr. Fr. Steger.
Druck von A. E. Cato in Meißen.

Die Steppe. Drei große landschaftliche Erscheinungen, die Wüste, die Steppe, die Grasebene (Savanne, Prairie) nehmen mit scharf hervortretenden Zügen einen großen Theil der Erdoberfläche ein. In ihren unterscheidenden Merkmalen als niedere und höhere Vegetationsstufen auftretend, haben alle drei gewisse Eigenschaften gemein und verschwimmen daher an ihren Grenzen in einander. Der fast gänzliche Mangel an Pflanzenwuchs und der bewegliche Sandboden, die Kennzeichen der Wüste, finden sich in den furchtbarsten der asiatischen Steppen, wie eben so manche Grasebenen Amerika's in Folge ihres periodischen Absterbens der Vegetation und ihrer größern Wasserarmuth in die Steppe übergehen. Die „ausgepfählte Ebene" des Oregongebiets, ein ungeheures Tafelland zwischen dem 32° und 35° 30′ n. Br., durch das nur eine einzige ohne Gefahr des Hungertodes betretbare Straße führt, welche früher von mexikanischen Handelsleuten mit Pfählen bezeichnet wurde, stellt den Reisenden dieselben Gefahren entgegen, mit denen der Karawanenhandel in den Steppen Turkestan's zu kämpfen hat. Die Gobi (Wüste) der Mongolei hat so gut große Heere untergehen sehen, wie die afrikanische Wüste, durch die Kambyses den Weg nach der Oase des widderköpfigen Gottes suchte. Die Wüste, die Steppe, die Grasebene sind alle drei weit ausgedehnte Flächen, die bei allen durch Oasen unterbrochen werden. Alle drei haben die Erscheinung der Luftspiegelungen, die Wüste am stärksten, die Grasebene am schwächsten. In allen dreien finden wir keine ursprünglichen Völkerschaften mit festen Wohnsitzen, sondern Wanderstämme mit kriegerischen, räuberischen Gewohnheiten. Aber die Wüste ist nur in ihren Oasen kulturfähig, während die Steppe allgemein zur Viehzucht benutzt wird und dem Ackerbau an vielen Stellen günstig ist, die Grasebene aber durchschnittlich die fleißige Hand des Menschen mit reichlichen Ernten belohnt. Die untere Zone von Texas, aus lauter Grasebenen mit untermischten Waldstreifen bestehend, ernährt bereits eine zahlreiche europäische Bevölkerung, wogegen die pontische Steppe den viel älteren Kolonisationsbemühungen noch immer kärglichen Lohn spendet, und eine Befruchtung der afrikanischen Wüste höchstens von Phantasten geträumt wird.

Afrika ist das eigentliche Land der Wüste, Asien jenes der Steppe, Amerika jenes der Grasebene. Die asiatische Steppe — das Wort Step ist russisch und bedeutet eine Wüste, auch ein flaches, dürres Land — ist die Bühne der großen und kleinen Völkerwanderungeu, deren Einwirkung auf die Geschichte eine so mächtige ist. Sie unterscheidet sich von der osteuropäischen Steppe dadurch, daß sie eine ungeheure Einsenkung unter das ozeanische Niveau ist, während die letztere, mag sie gleich oft nur als meeresgleiche Fläche erscheinen, doch über den Spiegel des Meeres hervorragt. Eine Einsenkung ist auch die chinesische Gobi (Wüste), wenigstens der mittlere Theil derselben, das gefürchtete Sandmeer (Scha-mo), das mit einer Breite von 20 bis 25 deutschen Meilen viele ungezählte Tagereisen lang von Osten nach Westen läuft. Zwei Randgebirgszüge fassen südlich gegen China, nördlich gegen Sibirien, die waldleere und wasserarme Mitte der Gobi ein, die aber doch vorwiegend den Steppencharakter trägt und oft sehr weidereiche Landschaften enthält. Die ganze Gobi ist ohne feste Wohnsitze, dagegen ein reiches Land der Heerden und das freieste und größte Gebiet nomadisirender Horden, eines der am weitesten verbreiteten Völkerstämme. Eigenthümliche Futtergräser, Kräuter und Gesträuch geben den Wiederkäuern hinreichende Nahrung, auf den Bergzügen, namentlich den nördlichen, finden sich selbst sparsame Waldbäume: Fichten, Birken, Zitterpappeln, seltener Lärchen, Weißpappeln und Ulmen. Furchtbar ist die Winterkälte auf diesen Höhen, und dem Menschen um so verderblicher, als alles Holz fehlt und der trockene Viehdünger das einzige und immer spärliche Brennmaterial ist. Im Januar 1806 beobachtete Graf Golowkin einen fort-

währenden Thermometerstand unter —15° bis —30° R. und sah zweimal das Quecksilber gefrieren. Aber auch mitten im Sommer tritt zuweilen Frost mit seltenen Schneegestöbern ein, und einen großen Theil des Jahres wehen sehr durchdringend kalte Winde, zumal Nordwinde, welche den Winter weit in den Sommer hinein verlängern. In der westlichen Gobi beginnt die gute Jahreszeit erst Ende Juni und dauert nicht länger als zwei Monate, denn schon mit dem Anfang des Septembers stellen sich Nachtfröste ein. Erreichen die furchtbaren Stürme des Hochlandes die Scha-mo, so wirbeln sie die Anhäufungen beweglichen Sandes zu Wolken auf. „Der Sand der Scha-mo fließt wie ein Fluß vor dem Winde", sagen die Chinesen. Solche Sandstürme entschieden öfters in den Schlachten zwischen den Chinesen und Hunnen den Sieg gegen den Theil, welchem sie die Sandwellen ins Gesicht trieben. Diese Winde und Stürme, welche das ganze Jahr die Luftschichten der Gobi in beständiger Bewegung erhalten, hindern die Verbreitung und Vermehrung der Insekten, die in andern Steppen die größte Plage der Heerden sind. Es giebt in der Gobi, wie Timbowski versichert, gar keine Arten plagender Mücken, Bremsen und Fliegen. Da im Hochlande gewaltige Regengüsse häufig sind, können bis in die Scha-mo hinein Hausthiere und Wild gedeihen. Die Gobi ist noch die Heimath der wilden Pferde und Kamele, und die mongolischen Bewohner unterhalten zahlreiche Heerden von Pferden und Schafen, weniger von Rindern, während die Wildniß Hasen, eine Antilopen-Art, Hirsche, Zobel, Füchse, Murmelthiere, Eichhörner, Eber, auf den trockenen Steppen Rebhühner, Haselhühner, Sandhühner, Wachteln, Lerchen und in den Sümpfen oder auf den Lachen Enten, Gänse, Kraniche, Schwäne und andere Wasser- und Sumpfvögel in Menge nährt.

Von der östlichen Hälfte der Scha-mo nimmt man an, daß sie ein trockengelegter Meeresboden sei. Gewiß weiß man dies von dem bucharischen Steppenlande, das sich bis zum Aralsee und dem kaspischen Meere, 53,700 Geviertmeilen groß, hinzieht und jenseits in den Steppen und Wüsten bis Orenburg eine Fortsetzung findet. Dieses Steppenland ist die physikalische Uebergangsform von Asien nach Europa und zugleich das große Thor der Völkerwanderung von Asien nach Europa. Ein trockengelegter Meeresboden ohne Waldreichthum, ohne Ackerkrume und mit Salz geschwängert, nur der Entwicklung der Gramineen, der Dorngebüsche und Salzpflanzen günstig, nur auf sporadisch vertheilten fruchtbaren Rasenstellen zu Ansiedlungen verlockend, führte es seine Bewohner von jeher durch seine Armuth zur Ueberschreitung der Grenzen. Nach Ritter's glücklichem Ausdruck schoben sich seine Nomadenhorden mit merkwürdiger vegetativer Kraft nach allen Richtungen fort, gleich den fortwuchernden geselligen Haidegewächsen, indessen ihre östlichen und südlichen Nachbaren, Mongolen, Chinesen, Hindu, Perser in ihrer Heimath wie lokale Pflanzengeschlechter zu mehr stationären Völkern festwurzelten und sich ausbildeten. In der gegenwärtigen Zeit behauptet dieses Gelände mit seiner Fortsetzung bis Orenburg abermals seine alte Wichtigkeit. Enthält es doch den Weg, den die Russen beschreiten müssen, wenn sie die Mauer des Kaukasus umgehend den Einfluß ihrer Waffen und ihres Handels tiefer nach Asien hineintragen wollen. Aber welch ein Weg ist diese Straße von Orenburg nach Bochara! Steppen mit einer dünnen Rasennarbe und mit Oasen, deren Pflanzenwuchs einen zwergartigen Charakter hat und es höchstens zu Pappeln, Weiden und niedrigem Gebüsch bringt, wechseln mit Wüsten, deren beweglicher Sand Dünen bildet, die immerfort neue Gestalten annehmen. Von Wolken beschattet und in der Zeit der Dämmerung nehmen diese endlosen Flächen, die der kühnste Reisende mitten in einem tiefen Schweigen nicht ohne Schaudern betritt, eine tiefblaue Farbe an und bieten den Anblick eines Meeres dar. Auf zweihundert Wegestunden giebt es nicht einen Fluß, und da, wo Wasserläufe die einförmige Ebene unterbrechen, verdünsten sie im Sommer, werden von Sand aufgesogen und sind zuletzt nichts als schwache Fäden, welche sich hier und da zu Tümpeln

und Lachen ausbreiten. Und die Wüste gewinnt noch immer Raum. Einst führte der Oxus seine Gewässer dem kaspischen Meere zu, seit einem Jahrtausend mündet er in den Aralsee, dessen südlicher Theil allmälig versandet. Bis vor vierzig Jahren stand ein Arm des Jaxartes mit dem Aralsee in Verbindung, jetzt ist dieser Arm völlig ausgetrocknet. Im Sommer erreicht die Hitze einen Wärmegrad von 26° R., schon im Mai verdorrt das Gras der Steppe, und die geringste Unvorsichtigkeit läßt Grasbrände entstehen, die sich wie in den amerikanischen Grasebenen zu einem weiten wilden Feuermeer vereinigen. Mit schroffem Uebergange löst den Sommer der Winter ab, während dessen Herrschaft das Thermometer auf —30° R. fällt. Mag eine Karawane zum Durchschreiten dieser Einöde, in der nur der Kompaß den Wegweiser abgiebt, den Sommer oder den Winter wählen, immer hat sie große Gefahren zu bestehen. Im Sommer ist der Wassermangel zu fürchten, und es wüthen dann Sandstürme fast mit derselben Heftigkeit wie in der ägyptischen Wüste. Die russische Karawane, mit der Negri und Meyendorff die Steppe durchreisten, bewegte sich siebenzig Tage lang über einen dürren Boden, in den die Hitze breite und tiefe Spalten gerissen hatte. Wochen lang sahen die Reisenden nichts als eine schmutziggelbe Fläche, wo sich selten eine Heidepflanze zeigte, der Anblick eines Dornengestrüpps oder einer Wermuthpflanze eine Erquickung für das Auge war. Im Winter, wenn tiefer Schnee alles deckt, trägt die Steppe einen noch gefährlicheren Charakter. Dann nimmt die trockene Kälte, die sich abwechselnd mit Schneegestöbern einstellt, dem Schnee seinen Zusammenhang und jeder Wind treibt die unverbundenen Theilchen vor sich her. Gefürchtet sind vor allem die Schneewirbelwinde oder Burane, die man schon in Orenburg kennt und die weiter nach Bochara zu an Heftigkeit zunehmen. Diese Orkane peitschen den Schnee zu dichten Wolken auf, die den Tag verdunkeln und den Kompaß in Verwirrung bringen. Kein lebendes Wesen vermag in dem Wirbel scharfer Schnee- und Eisstückchen die Augen zu öffnen, Thiere und Menschen werden wie betäubt, irren umher und erliegen bei längerer Dauer des Unwetters dem Frost und der Erschöpfung. In solchen Schneestürmen verlor Perowsky auf seinem Zuge gegen Chiwa die Mehrzahl seiner Leute, wie früher Timur, als er China bekriegte, die Steppennatur als mächtiger anerkannte. „Die Einen seines Heeres", sagt sein Geschichtschreiber, „verloren Nasen und Ohren, den Andern fielen Hände und Füße ab. Der Himmel war nichts als eine dicke Wolke und die Erde weit und breit ein Schneehaufen."

Vom Ausflusse des Uralfs oder Jaik und vom kaspischen Meer an beginnt die europäische Steppe, die in einer Ausdehnung von 21,000 Geviertmeilen bis zum Ausflusse der Donau auf der andern Seite des schwarzen Meers, jedoch mit Ausnahme des südlichen Theils der Krim, läuft. Die beiden an die asiatische Steppe grenzenden Abtheilungen, die Salzsteppe östlich vom Don bis zum Jaik und die Schlammsteppe längs dem Kuban und Terek, sind für uns von weniger Interesse. In der Salzsteppe wechselt Sand mit salzreichem Thon, die Decke der Fruchterde ist meist dünn und bedeckt sich mehr mit Blumen, namentlich Kalipflanzen, als mit Gras. In ihr herrscht keine große Fruchtbarkeit, läßt sich aber durch Pflege hervorrufen. Die Schlammsteppe ist überall, wo nicht der Sumpf zu sehr die Oberhand hat, außerordentlich fruchtbar. Riesengroßes Schilf, bis zu dreißig Fuß emporschießend, faßt die Ufer der Flüsse ein, einige Klettenarten verschlingen sich baumartig in einander und bilden kleine Wälder von Unkraut. Westlich von der Salz- und Schlammsteppe liegt die pontische Steppe, die interessanteste von allen. Sie zerfällt in geognostischer Beziehung in drei Abtheilungen. Die eine bildet der Tertiarkalk in Bessarabien, Podolien und einem kleinen Theile von Cherson, die zweite die Kreide in den nördlichen Gouvernements Charkow, Woronesch, Tambow, einem Theile des don'schen Landes und des Gouvernements Ssaratow, die dritte der Granit in einem langen und breiten Gürtel um das asowsche und schwarze Meer. Darin von der asiatischen Steppe verschieden,

daß sie mehr als hundert Fuß über dem Meere liegt, trägt diese pontische doch ziemlich denselben Charakter. Ueber dem ganzen unermeßlichen Steppengebiet vom Pruth bis zur chinesischen Scha-mo spannt sich im Herbst derselbe eintönige Nebelhimmel, herrscht der Winter mit gleicher Strenge, verdorrt im Sommer der Pflanzenwuchs, der im Frühling überall mit derselben Kraft hervorgetreten war. Steppenbrände, Herbst- und Winterstürme, Schilfwaldungen der Flüsse, Vegetations- und Thierformen, Viehwirthschaft und Lebensweise der Bewohner sind in Asien wie in Europa ganz oder beinahe dieselben. Haben sich in der pontischen Steppe größere Unterschiede herausgebildet, so ist dies größtentheils das Verdienst und das Werk der russischen Regierung. Allerdings ist diese dadurch begünstigt worden, daß in der pontischen Steppe die Sandwüsten ganz fehlen und die Salzfelder, Salzsümpfe, Salzseen viel weniger vorkommen, als in der asiatischen Steppe.

Obgleich die Bodenunebenheiten der pontischen Steppe im Vergleich zu der großen Ausdehnung dieses Gebiets wenig hervortreten, sind sie doch nicht unbedeutend. Am stattlichsten erscheinen sie an der Küste, die eine schroffe Wand von 100 bis 150 Fuß Höhe bildet und durch Unterwaschungen Einstürze bekommen hat, wodurch vor dem Steppenrande ein niedriges Gestade und ein zerbröckeltes, abgestuftes Vorland (Obruiwi) entstanden. An der Küste bemerkt man ferner die Limans, Erweiterungen der Flußmündungen durch die wechselseitige Thätigkeit des Meerwassers und des Flußwassers, vor denen durch die Ablagerungen des süßen und salzigen Elements Dämme (Peresipps) entstanden sind. Es sind dies schmale niedrige, mit Gras bewachsene Landstreifen, durch die der Fluß sich gewöhnlich eine Verbindung mit dem Meere offen erhalten hat. Bei schwächeren Wasserströmen fehlen diese Einmündungen in das offene Meer häufig, und das Flußwasser verdünstet im Liman. Andere Unterbrechungen der Steppenmonotonie entstehen durch die Regenschluchten — Einrisse an solchen Stellen, wo der Regen regelmäßig seinen Abfluß findet — und durch die Flußthäler. Diese letztern sind sämmtlich sehr breit und haben sanfte Abhänge, zwischen denen eine in jedem Frühjahr überschwemmte, stellenweise auch das ganze Jahr sumpfige Niederung sich hinzieht. Endlich giebt es auch Schwankungen des Bodens, Meilen lange, wenig erhabene Wellenberge. „Das Ansteigen auf einem solchen endlos sich hebenden Grasgewölbe ist eine wahre Geduldprobe für den Reisenden, da das schnellste Wandern doch nicht fördert, und aus dem grünen Grasbilde vor den Augen nichts heraustaucht als Gras und wieder Gras. Man kann so oft eine Stunde lang unmerklich steigen, bis man endlich die Spitze eines Todtenhügels oder die Flügel einer Windmühle erblickt, welche die höchste Gegend der Wölbung ankündigen. Diese Schwankungen des Bodens sind zuweilen so äußerst unmerklich und schwach, daß sie durchaus gar keine Schattirung der grünen Farbe der Oberfläche veranlassen, die sich bei einem Ueberblicke der Gefilde bemerklich machen könnte, und daß es daher platterdings unmöglich ist, sie im Stillstehen wahrzunehmen. Bewegt man sich aber auf raschen Pferden durch die Steppe hin, so gewahrt man oft, daß ein Todtenhügel oder sonst ein hoher Gegenstand, den man kurz zuvor noch ganz von oben bis unten sah, allmälig verschwindet und kleiner wird, als wenn er in den Boden sänke, bis das Grasmeer ihn endlich ganz verschlingt, wovon denn natürlich kein anderer Grund denkbar ist, als daß eine langgezogene, schwach gehobene Bodenanschwellung sich unmerklich vorgeschoben hat." (Kohl, Reisen in Südrußland.)

Das Klima der pontischen Steppe ist keineswegs so milde, als die Lage zwischen dem 45° und 50° n. Br. voraussetzen läßt. Der Charakter der Steppe ist in Bezug auf das Klima im allgemeinen passiv, so daß die umliegenden Landschaften eine bestimmende Wirkung üben. Gegen Norden mit der großrussischen Hügellandschaft so eng verschwistert, daß deren Klima auch das der Steppe ist, wird die letztere durch die Karpathen gegen den Westwind abgesperrt, wogegen der

scharfe Ostwind vom Altai aus keinem Hinderniß begegnet und sich auf dem flachen Steppenboden frei tummeln kann. Das Meer übt fast keinen Einfluß, da der hohe Steppenrand eine bestimmte Grenzscheide zieht. Die eigentlichen Wintermonate, November, Dezember und Januar, haben in der Regel bedeutende Kältegrade, bis zu —30° R., so daß die pontische Steppe in dieser Beziehung mit der bucharischen wetteifert. Schnee fällt nicht viel, aber er wird gefährlich, wenn die Stürme ihn aufwirbeln. Schon das Schneejagen (Samet) wobei der Schnee flüchtig über die Ebene geführt wird, bringt Thieren und Menschen Verderben, aber wahrhaft furchtbar ist der Schneesturm (Wjuga), der gewöhlich drei Tage anhält, alle Wege verschüttet und die tiefsten Schluchten ausfüllt. Der Himmel kleidet sich während des Winters in ein Trauergewand grauer Wolken, schöne heitere Wintertage sind selten. Zuweilen, wenn der Nordost sich nicht einstellt, giebt es milde Winter. 1833 konnten die Leute in der ganzen schlechten Jahreszeit ihre Felder bestellen wie im Sommer. Im Februar und März mildert sich die Kälte, im April beginnt der Frühling, der noch durch manche winterliche Reaktion gestört wird. Dieser Steppenfrühling ist überaus schmutzig. Der schmelzende Schnee macht die ganze Erdoberfläche zu einem schwarzen Brei, von allen Abhängen, in allen Thälern und Schluchten ergießen sich Ströme schmutzigen Wassers. Mit dem Ende des Aprils beginnt die schönste Zeit und dauert bis in den Juni hinein fort. Der Boden erzeugt nun, mit dem nährenden Naß reichlich versehen, eine Masse von Gräsern, und alles kleidet sich in Grün. Monoton ist freilich auch diese lieblichste Zeit, denn nur Grün und immer Grün zeigt sich dem Auge, und die Beete von Tulpen, Hyacinthen und Resedas, die der Frühling zwischen die Gräser ausstreut, sind keineswegs so schön, als man aus den gefeierten Blumennamen schließen sollte. Die Hyacinthe der Steppe ist ein dürftiges, verkrüppeltes Gewächs, die Reseda hat keinen Duft, und allein die Tulpe behauptet auch hier ihren Ruf. Der Juni eröffnet den Reigen der wasserlosen Zeit, die bis zum Ende des August dauert. Gewitter sind während dieser Monate sehr häufig, aber nie fällt Regen aus den blitzenden Wolken. So tief diese auf die Erde herabhängen mögen, immer vertreibt sie der senkrecht von der Erde aufsteigende heiße Luftstrom, bis sie das Meer erreichen und dort ihre Schätze ausschütten. Das Thermometer zeigt im hohen Sommer +30° R. im Schatten, und diese außerordentliche Hitze dauert Wochen und es läßt sich ihr wegen der Waldlosigkeit nirgends entgehen. Selbst die Nächte bleiben heiß, und monatelang fällt kein Tropfen Thau. Das Gras verdorrt, die Steppe wird dunkler und endlich schwarz, die Flüsse verschwinden, die Teiche trocknen aus, die Quellen versiegen. In besonders trocknen Sommern, die mehr als häufig sind, stellt man Wachen an die noch ergiebigen Brunnen, und man sieht dann die Pferde zu Hunderten umherschweifen, mit weit geöffneten Nüstern nach Wasser spähend. Ausnahmsweise kommen feuchte Sommer vor (1837 und 1838), aber die Dürre bildet die Regel. Ende August treten starke Thaue auf, und hin und wieder fällt Regen. Der September entspricht mit seiner lieblichen Milde dem Mai des Frühlings. Das Grün sprießt wieder hervor, doch mit dem Ende des Monats stellt sich bereits häßliches Nebelwetter ein, das allmälig in den schrecklichen Winter hinübergeleitet.

Am meisten charakterisirt die Steppe, daß Bäume fast gänzlich fehlen, ohne menschliches Zuthun nie ein Wald entsteht. In dem Boden, der eine günstige Erdemischung hat, oder in dem Klima ist der Grund der Baumlosigkeit nicht zu suchen. In den Salzsteppen giebt es freilich Striche, welche keiner Bewaldung fähig sind, sonst existiren in den Steppen kaum Gegenden, wo nicht eine oder die andere Baumart ganz gut fortkäme. Wo der Granit die Grundlage bildet, gedeihen die Bäume mit horizontalen Wurzeln (Pappeln, Maulbeeren), auf den Kalk- und Kreidesteppen die Bäume mit tiefer Bewurzelung (Eichen, Eschen, Platanen). Daß es dennoch keine Waldungen giebt, liegt darin, daß die Bäume

von dem Graswuchs verdrängt werden. Die Unkräuter, Schilfe, Kletten, Wicken, Karden, schießen 10 bis 30 Fuß hoch empor und unterdrücken jeden Baumaufschlag. Dieselbe Wirkung hat die 5 bis 7 Fuß hohe Grasvegetation. In jedem Frühjahr treibt die ganze Pflanzenmasse mit solcher Kraft und breitet sich so schnell aus, daß jeder zwischen sie fallende Baumsame Jahre braucht, um nur die Höhe der niedrigsten Gräser zu erlangen, und schon im zartesten Alter erstickt wird, wenn es auch den kleinen Wurzeln gelungen sein sollte, sich unter den wuchernden Nebenpflanzen Nahrung zu verschaffen.

Man mag der Steppe vom Norden oder Westen nahen, immer merkt man ihre Nähe an einer allmäligen Abnahme der Belaubung des Landes. In der Ukraine, in Podolien und Kleinrußland giebt es noch herrliche Waldungen von Eichen, Buchen, Erlen, Pappeln, Ahornen und Linden, aber es ziehen sich bereits weite kahle Flächen unter die Wälder, und es mischt sich eine Menge niedriger Baumgattungen ein. Mehr nach Süden zeigen sich die meisten Bäume, selbst Buchen und Linden, nur als Gebüsche. Die südliche Ukraine und das südliche Kleinrußland sind wahre Buschländer. Noch weiterhin wächst die Steppe zu immer größeren Flächen, und die Gebüsche bilden Oasen. Zuletzt, in der Steppe selbst, findet man nur noch einzelne Bäume, höchstens drei bei einander, welche wie verlorene Posten in der Einöde stehen. Es sind dies wilde Birnen und Aepfel, dürftig belaubt, von verkrüppeltem Wuchs und mit Früchten, die blos einem Steppenbewohner genießbar erscheinen. An geschützten Stellen vereinigen sich die Dorngebüsche, Schlehen, Hagebutten, Brombeeren, zu lichten Gebüschen von 100 bis 200 Fuß Durchmesser. An den Flüssen fehlt das Buschwerk deutscher Ströme gänzlich, und statt desselben ziehen sich Schilfwaldungen an den Ufern hin. An allen Stellen, wo der Fluß ruhiger fließt, sich in Arme theilt und häufig aus seinen Ufern tritt, siedeln sich, oft in einer Breite von mehr als einer Meile, Schilfe an und bilden Rohr an Rohr gedrängt Dickichte, in denen von wilden Thieren getretene Pfade umherlaufen. In diesen Schilfwäldern konzentrirt sich das lebhafteste Thierleben. Im Sommer haben hier die Vögel, welche bei uns im Walde bauen, ihre Nester, die sie in völliger Sicherheit an drei Schilfrohre hängen. Wasservögel hausen in Schaaren von 300 bis 400 im Schilf, und natürlich werden Raubvögel von der bequemen Beute in Menge angelockt. Im Winter beherbergt das Schilf alles Thierleben der Steppe, denn es ziehen sich in dasselbe auch die Vierfüßer zurück, die auf der hohen Fläche in den Schneestürmen umkommen würden. Auch für die Menschen ist das Schilf von der höchsten Wichtigkeit, denn es liefert ihnen das Brennmaterial, das Dach des Hauses, den Zaun des Gartens.

Unter dem Unkraut ist das weitverbreitetste die Distel, welche in einigen Arten zu einer bewunderungswürdigen Größe, Entwicklung und Verzweigung gelangt, auf vielen Bodenstellen in Masse neben einander aufschießt und förmliche Distelgehölze bildet. Merkwürdig ist die Windhexe, die auf dürren strahlenförmig auslaufenden Zweigen Kugeln bildet. Im Herbst trocknen diese Kugeln so aus, daß sie federleicht werden. Der Wind treibt sie dann über die Steppe, läßt sie bald weite Sprünge machen und entführt sie zuweilen hoch in die Luft. Der mannshohe Wermuth, die Königskerze, „das Steppenlicht", der wilde Klee, aus dessen harten Stengeln Brennmaterial genommen wird, die Schafgarbe, der wilde Hanf u. a. m. wachsen alle in seltener Ueppigkeit. Wo der Boden locker ist oder locker gemacht wird, stellen alle diese Unkräuter sich ein und sie sind daher die steten Begleiter der menschlichen Wohnungen. Unter den Gräsern giebt es mehrere, welche dem Menschen unmittelbar nutzbar sind. Zu dieser Klasse gehören der wilde Knoblauch, der wilde Sellerie, der wilde Kümmel, verschiedene Pflanzen, die als Thee verbraucht oder zu der Kräutersuppe verwendet werden, mehrere Pilze u. a. m. Als Pferdefutter ist das Seidenkraut (Spila pinnala, Bocksbart) nützlich, ein echtes Steppengras mit zierlichen auf den Samenkörnern stehenden

Federn, das nur da gedeiht, wo seit langen Jahren kein Pflug gegangen ist. Alles in allem rechnet man 500 Arten von Steppengewächsen, darunter viele Salzkräuter, häßliche Gewächse, namentlich in der Nähe der Limans häufig. Alle Gewächse derselben Art halten eng zusammen. „Der Steppenteppich," bemerkt Kohl, „ist äußerst grob gewebt, ohne alle übersehbare, bunte und wohlgefällige Mischung. Der Reisende wird es daher nirgends inne, daß die Steppe so viele Pflanzenarten nährt, da er gewöhnlich nur drei bis vier von ihnen im Besitze des Bodens findet, oft sogar nur eine. Ein paar Werste weit sieht er nichts als Wermuth und Wermuth, wieder ein paar Werste nichts als Wicken, eine halbe Meile nichts als Königskerzen, eine andere halbe Meile nur Steinklee, eine Station lang nur nickendes Seidenkraut, tausend Millionen nickende Häupter, dann wieder eines Mittagsschlafes Länge Salbei und Lavendel, einen Horizontkreis voll Tulpen, ein Resedabeet von zwei Meilen im Umkreise, ganze Thäler mit Kümmel und Krausemünze, unbegränzte Bergrücken mit Windhexe und sechs Tagereisen nur vertrocknete Grashalme. So ungefähr ist die Vegetation der Steppe vertheilt, so unerfreulich, so anmuthlos."

Nicht selten geräth der Pflanzenwuchs der Steppe in Brand. Diese Feuer entstehen theils durch Nachlässigkeit oder Bosheit, theils werden sie planmäßig angestiftet, um das Ungeziefer los zu werden oder das Feld für frischen Wiesenwuchs zu düngen. Man kennt Beispiele, daß Steppenbrände eine Ausdehnung von hundert Wersten gewonnen und in diesem Umkreise alles zerstört haben, auch die Dörfer. Die planmäßigen Brände macht man gewöhnlich im ersten Frühjahr nach dem Wegschmelzen des Schnees. Man umzieht dabei die Gegend, welche gebrannt werden soll, mit mehreren tiefen Furchen und erreicht fast immer, daß die Flammen diese Grenze nicht überschreiten. Entsteht dadurch ein größerer Brand, so ist es sehr schwer, dem Fortschreiten Einhalt zu thun. Manche Gutsbesitzer brennen jedes vierte oder fünfte Jahr. Für Menschen, die nicht in die Unkrautwälder gerathen, und für große Thiere entsteht keine Gefahr. Es läßt sich durch einen Steppenbrand hindurchjagen, da das Feuer an lichteren Stellen immer nur eine schmale Linie bildet und wenig Gluth im Rasen zurückläßt, so daß man ganz sicher dicht hinter der vorschreitenden Linie reiten kann. Auch die Schilfwälder werden jedes Jahr in Brand gesteckt, obgleich die Regierung dies unter der härtesten Strafe (Verbannung nach Sibirien) verbietet. Man thut dies aus zwei Gründen, einmal um dem jungen Schilf Platz zu machen, dann auch um die Wölfe zu vertilgen, die im Frühling ihr Winterlager noch nicht verlassen haben. Beide Zwecke werden erreicht, der letzte nur unvollständig, aber man tödtet zugleich eine Menge nützliche Thiere, die im Schilf hausen, und vernichtet viel nutzbares Schilf. In jedem Frühjahr wiederholen sich die Schilfbrände am Dniestr und Dniepr mit der Regelmäßigkeit der Jahreszeiten.

Die Vierfüßer der Steppe, deren es nur sehr wenige Arten giebt, sind sämmtlich Höhlenbewohner. Der Steppe ganz eigenthümlich gehört der Erdhase (Sußlik, Cytillus vulgaris) an. Einem jungen Feldhasen ganz ähnlich, nur daß der Schwanz länger und die Ohren kürzer sind, gräbt sich das Sußlik Höhlen, die zuerst schräg hinabgehen, dann zu dem Neste aufwärtssteigen und außer diesem noch eine Vorrathskammer haben. Vor diesen Höhlen sitzen und spielen die sehr geselligen Thiere, richten sich, wenn sie etwas Verdächtiges bemerken, ruckweise empor, „als wenn man die einzelnen Theile eines Perspektives durch starke elastische Federn hervorschießen ließe," verschwinden bei dem Erscheinen eines Feindes blitzschnell in ihre Höhlen und sind nach dem Aufhören der Gefahr gleich wieder da, um ihre Spiele fortzusetzen. Das Sußlik ist der verbreitetste Vierfüßer der Steppe und muß sich für die Menschen wie für eine Menge von Thieren zur Nahrung hergeben. Er schadet den Feldern, kann aber in dieser Beziehung für harmlos gelten im Vergleich zu den Mäusen, deren Vermehrung in manchen Jahren eine so unerhörte ist, daß der Landwirth, um sich von ihnen zu befreien,

seine Getreidehaufen und Heuschober auf dem Felde, in denen die verderblichen Nager hausen, anzündet. Der Wolf der Steppe, der niedriger und länger als der Wolf der Wälder ist, gräbt sich Höhlen. Dasselbe thut sein Feind, der Steppenhund, ein dem Wolfe sehr ähnliches Thier von einer schmutzig graubraunen Farbe. Im Winter schließt sich der Steppenhund dem Menschen an, in der guten Jahreszeit lebt er in der Steppe, wo die Jagd ihn ernährt, macht aber den Gärten, deren Baumfrüchte er sehr liebt und kletternd zu erreichen weiß, häufige Besuche. Auch die Katze wird gewöhnlich im Sommer wild und wandert auf die Steppe hinaus.

Die fleischfressenden Vögel überwiegen in der Steppe vor denen, welche sich von Körnern nähren. Adler, Geier, Habichte, der silberweiße Falke, der schöne milchblaue Falco cyaneus, der prächtige Falco rufus, dessen Gefieder mit allen Schattirungen zwischen Braun, Feuerroth und Goldgelb geschmückt ist, kommen überall vor. Auffallend ist, daß auch die Eule, die in der baumlosen Steppe am Tage sehr unbehaglich leben muß, sich einstellt, wenn auch nicht so zahlreich, wie in dem bewaldeten Steppenrande. Winters sieht man die Trappen in großen Heerden umherstreifen. Die Art, wie man diese schweren Vögel jagt, ist dieselbe wie bei uns: man beschleicht sie. Bei Rauchfrost, der die Flügel der Trappe mit Eiskristallen überzieht und unbrauchbar macht, erlegt man sie mit Peitschenhieben in großer Zahl. Sie werden dann in gefrorenem Zustande von Odessa nach Moskau und Petersburg geschickt. Auch das Birkhuhn läßt sich in der Steppe sehen, Kibitze, Staare, Dohlen, in den Schilfwäldern Wasservögel der größeren Arten finden wir in Menge. Außer der Nachtigall, die im Schilfe nistet, lebt in der Grasebene nur ein einziger Singvogel, die Lerche. Der schönste aller Vögel ist die Jungfrau von Numidien, mit feinem, angenehm gefärbten und zartschattirtem Gefieder, mit schlankem Schwanenhalse und mit zwei Federlocken hinter den Ohren der Stolz der Steppe, in der sie bei mondhellen Nächten schaarenweise förmliche Tänze ausführen soll. Außer den ursprünglichen Steppenbewohnern giebt es einzelne Arten, die dem Menschen nachgezogen sind. Dahin gehören unter andern die Spechte, die sich erst seit zehn Jahren in der Umgegend von Odessa eingefunden haben.

Amphibien sollte man in der Steppe nicht vermuthen, und doch leben sie dort in großer Anzahl. Kröten erscheinen nach jedem Regen in so erstaunlich großer Zahl, daß die Bewohner der Steppe, deutsche wie russische, einmüthig behaupten, es regne Kröten. Unter den Eidechsen giebt es einige, die für giftig gehalten werden und deren Biß wirklich schwer heilt. Es sind reizbare Thiere, die sich wüthend auf alles werfen, was sie stört. Ungleich zahlreicher noch sind die Schlangen. Die deutschen Kolonisten verfolgen und tödten die Schlangen, und die Zahl derselben hat daher in der Nähe der deutschen Dörfer bedeutend abgenommen, während die Russen sie selbst in ihren Hütten ungestört lassen, weil sie glauben, daß unter den Schlangen eine Blutrache bestehe. Die größte Länge und Dicke erreicht die Coluber tralalis, vor der schon Reiter die Flucht ergriffen haben. Daß diese Schlange junge Pferde und Rinder angreift, geht aus beglaubigten Erzählungen hervor. Die Schilfwälder der Flüsse, namentlich des Dniestr, sind die Hauptsitze der Schlangen. Schildkröten, und zuweilen große, kommen nicht wenige vor. Das gefürchtetste Insekt ist die Heuschrecke, von der zwei Arten existiren, die kleine (Gryllus migratorius) und die große (G. vastator). Im Herbst legt das weibliche Thier seine Eier, die, obgleich sie nur einen bis anderthalb Zoll tief unter der Oberfläche liegen, von der Kälte nicht zerstört werden und im Frühling bei den ersten warmen Tagen auskriechen. Anfangs ohne Flügel, nähren sich die jungen Insekten in der Nachbarschaft, beginnen dann zu wandern und verbinden sich mit andern Haufen. Endlich entsteht ein zahlloses Heer, das immer in gerader Linie fortwandert, keinem Hinderniß ausweicht, über die Dörfer wegkriecht und die tiefen Regenschluchten mit seinen Leibern füllt.

Diese Züge der jungen flügellosen Heuschrecken werden noch mehr gefürchtet, als jene der alten, denn die jungen Thiere lassen sich, da sie keine Flügel haben, nicht aufscheuchen, und überdies fallen ihre Wanderungen in die Zeit des zartesten Pflanzenwuchses. Man tödet sie mit sogenannten Dornschleifen, Dornbüschen, die an einen langen Balken befestigt, mit Steinen beschwert und über die Felder gezogen werden. Nach vier bis fünf Wochen haben die jungen Heuschrecken ausgebildete Flügel und beginnen nun ihre Flüge. Sie ziehen gewöhnlich hoch in der Luft und lassen sich durch Lärm und angezündete Feuer von dem Niederlassen auf einem Felde abhalten. Sieht man einen Schwarm, so begiebt sich die ganze Bevölkerung mit Trommeln, Kesseln, Flinten und brennenden Strohbüscheln, die auf langen Stangen getragen werden, auf das Feld und folgt den Insekten bis an die Grenze der Feldmark. Lassen sie sich doch nieder, so sucht man sie mit Feuer und Rauch zu vernichten. Wo das Meer oder Limane in der Nähe sind, bemüht man sich, den Zug in das Wasser zu treiben, und wenn dann vom Lande ein starker Wind weht, so kommen die Thiere millionenweise um. Wo ein Schwarm sich niedergelassen hat, wird alles kahl gefressen, die Blätter der Obstbäume, die Zwiebelgewächse, so weit sie über die Erde hervorstehen, das Gras, das reifende Korn, der Mais, das Schilf, alles verschwindet. Dieser Schaden wird durch nichts ersetzt, denn die Excremente der Heuschrecken düngen nicht, sondern sind so scharf, daß sie die letzten Reste des Pflanzenwuchses vollends vernichten. Ungeheuer ist die Gier der Heuschrecken. Das russische Sprüchwort sagt: „Die Heuschrecke hat ein Gebiß wie das Pferd, einen Hunger wie der Wolf und eine Verdauungskraft, wie kein zweites Thier auf Erden.“ Eben so ungeheuer ist die Masse, in der sie auftreten. Flüge von mehreren Millionen gelten für klein. Man hat gesehen, daß die Heuschrecken eine Strecke einer Geviertwerst Thier an Thier, an vielen Stellen zwei bis drei über einander, dicht bedeckten, was nach einem mäßigen Anschlage eine Zahl von 600 Millionen giebt. Mehrmals ist ein solches Heuschreckenheer auf Odessa gefallen und hat Straßen, öffentliche Plätze und Dächer überzogen, die Fenster und Thüren wie ein Hagelschlag erschüttert und durch massenweises Hineinfallen in die Schornsteine die Feuer erstickt. Als die deutschen Kolonisten 1812 in die Steppe kamen, waren so lange keine Heuschreckenschwärme erschienen, daß nur die ältesten Leute sich großer Verwüstungen erinnerten. 1824 traten die Thiere plötzlich auf, versetzten namentlich 1828 und 1829 alles in Schrecken und wiederholten bis 1833 ihre Zerstörungen alljährlich im größten Maßstabe. Seit 1834 sind sie nicht wieder in großen Heeren erschienen, wozu die Deutschen viel beigetragen haben mögen, einmal durch das Umpflügen der Felder im Winter, wodurch die Eier auf die Oberfläche gebracht und durch den Frost vernichtet werden, dann durch planmäßige Verfolgungen der flügellosen Züge, welche noch keine Eier haben und deshalb keine Brut hinterlassen.

Das wilde Pferd, das in der Gobi, in der Kirgisensteppe und am Aralsee in ungebundener Freiheit sich tummelt, kommt in der pontischen Steppe nicht mehr vor. Man will sogar bezweifeln, ob es dort jemals gelebt habe. Jetzt hat man drei Hauptklassen von Pferden, die Haus- und Arbeitspferde, die Pferde der Gestüte, welche beide Arten nichts besonderes darbieten, nicht einmal einheimisch, sondern deutscher, russischer und arabischer Zucht sind, und endlich die Pferde der halbwilden Tabunen (Zuchtheerden). Die Tabunenpferde bilden eine eigene Race, die stark, wild, böse und tückisch ist. Ohne Aufsicht ist die Heerde nicht, bei jeder befindet sich ein Pferdehirt (Tabuntschik) mit zwei oder drei Knechten. Die Besoldung des Hirten ist bedeutend, denn er erhält für jedes Pferd fünf bis sechs Rubel und hat daher, da die Heerde zwischen 800 und 1000 Stück stark zu sein pflegt, jährlich seine 4000 bis 6000 Rubel. Aber er muß jedes verloren gehende Thier ersetzen, seine Knechte bezahlen und seine eigenen Reitpferde unterhalten. Da die Viehdiebstähle sehr gewöhnlich sind, so

kann es sich ereignen, daß der Pferdehirt mit einem Male 2000 bis 3000 Rubel Ersatz zu zahlen hat. Die Pferdehirte bilden ein von allen andern Menschen abweichendes Centaurengeschlecht, das vielleicht nur in den Gauchos der Pampas seines Gleichen findet. Sie hausen Tag und Nacht auf ihren Pferden, auf denen sie alle Verrichtungen des menschlichen Lebens vollziehen und haben höchst selten Ruhe, da es nicht wenig Mühe macht, tausend Pferde in Ordnung zu halten. Ihre Kleidung besteht aus Fellen. Kalbfell bedeckt die Beine, Pferdefell den Leib, Lammfell den Kopf, und über das Ganze wird ein aus brauner Schafwolle gewebter Mantel geworfen, an dem eine Kapuze hängt, die bei schlechtem Wetter über den Kopf geworfen blos für Augen, Nase und Mund Oeffnungen läßt. Die Waffen des Pferdehirten bestehen in einer langen, aus Lederstreifen geflochtenen Peitsche mit kurzem Stiel, aus einer Schlinge, mit der er die halbwilden Pferde einfängt, und aus einer drei bis vier Fuß langen, vorn mit einem dicken eisernen Knopfe versehenen Keule. Die Tabuntschicks sind immer die rohesten Wagehälse und bilden über die ganze Steppe von den Karpathen bis zur Wolga ein Netz verschworener Schelme. Die Pferde leben in den sechs Monaten der guten Jahreszeit Tag und Nacht im Freien, im Winter werden sie aber nur am Tage ausgetrieben und verbringen die Nacht zwischen Zäunen, selten durch ein Wetterdach gegen Schnee und Sturm geschützt. Im Winter magern sie immer ab, denn nie ist für ausreichende Wintervorräthe gesorgt. In schlimmen Jahren, wie 1833 eines war, werden die Heerden durch den Hunger decimirt, so daß zuweilen kaum die Hälfte am Leben bleibt. In einer Heerde von 1000 Pferden giebt es gewöhnlich 15 bis 20 Hengste, zwischen 400 bis 500 Zuchtstuten und 500 bis 600 junge Thiere und Walachen. Immer übt ein Hengst die Herrschaft, und immer giebt es ein paar ausgestoßene, welche nebenher weiden müssen. Streit entsteht sehr häufig, und wenn zwei Tabunen sich begegnen, was die Hirten trotz aller Sorgfalt nicht immer vermeiden können, entspinnt sich eine förmliche Schlacht. Auch mit den Wölfen liefern sich die wilden Pferde Gefechte, jedoch selten, da der Wolf seine Schwäche erkennend sich heranzuschleichen sucht und nur wenn er in großen Schaaren vereinigt ist zuweilen offene Angriffe wagt. Die angegriffenen Pferde drängen sich dann Junge und Stuten in einen Haufen zusammen, den die Hengste umkreisen, und rücken den Wölfen entgegen. Irrig ist die gewöhnliche Ansicht, daß die Pferde mit den Köpfen nach innen einen Kreis bildeten und die Wölfe mit den Hinterfüßen abwehrten. Sie springen vielmehr mit den Vorderhufen auf ihren Feind ein und gebrauchen zugleich das Gebiß. In diesen großen Gefechten siegen die Pferde ohne Ausnahme, und der Hirt, der mit seiner Wolfskeule keinen Wurf verfehlt, braucht ihnen nicht zur Hülfe zu kommen. Um so zahlreichere Verluste entstehen durch Ueberfälle von Wölfen auf junge Thiere. Wie im Winter durch den Hunger, leiden die Tabunen im Sommer durch den Durst. Den Tag über fressen sie dann keinen Halm und stehen regungslos auf der hohen Steppe, wo doch wenigstens einiger Luftzug ist. Im Herbst entstehen neue Gefahren durch die plötzlich eintretenden Nebel und mehr noch durch die Schneestürme, bei denen die Pferde so in Schrecken gerathen, daß sie, wenn der Hirt sie nicht aufzuhalten versteht, blind über die Steppe rennen und in die tiefen Regenschluchten stürzen.

Die Pferdezucht nimmt in der pontischen Steppe mit der größeren Urbarmachung des Landes ab. Giebt es auch noch große Grundbesitzer, die Orlow, Potocki, Rasumowski, Skarschinski, Malachowski, Woronzow, welche bis zu zehn Tabunen, also 10,000 Pferde, besitzen, so legt man in neuerer Zeit doch allgemein auf die Schafzucht das größere Gewicht. Man hat Heerden bis zu 60,000 Stück und zieht Thiere mit feinerer Wolle, deren Stamm vorzüglich Sachsen geliefert hat. Das einheimische Schaf, hier walachisches Schaf genannt, ist das große langhaarige Steppenschaf mit einem Fettschwanze, der bis zu 20 Pfund Talg enthält. Auch die Schafheerde wandert, aber langsamer als die Pferde-

heerde, denn sie macht des Tags nur ein paar Werste. An guten Weidestellen schlagen die Hirten Tage lang ein Lager auf, an dürftigeren verbringen sie nur eine Nacht. Der Hirt fährt in einem tatarischen Wagen, der den Reisewagen der Tataren sehr ähnlich ist und wie dieser mit Ochsen bespannt wird. Die großen zottigen Hunde, von denen immer zehn bis funfzehn die Heerde begleiten, sind zum Schutze gegen die Wölfe da und so wild, daß ein Reisender, der sich der Schafheerde unvorsichtig nähern würde, große Gefahr liefe, zerrissen zu werden. Zum Leiten der Schafe taugen diese Hunde nicht, zu diesem Zwecke hält man Ziegen. Außer der Wolle gewinnt man von den Schafen Käse, der so bereitet wird, daß man die geronnene Milch, nachdem das Wasser abgelaufen ist, in Ziegenschläuche einpreßt. Da diese Schläuche das Haar nach innen haben und da man zwischen jede Lage geronnene Milch eine Lage Salz streut, so erhält der Käse einen eigenthümlichen Geschmack und wird sehr scharf. Das pontische Hornvieh ist eine diesen Steppen eigenthümliche Rinderrace, groß, hochbeinig, mit langen Ohren und durchweg weiß oder silbergrau. Es vereinigt sich, von dem Hausvieh abgesehen, in halbwilden Heerden von 100 bis 800 Stück, die mit den Pferdeheerden die gleichen Schicksale haben, gleich diesen im Sommer vom Durst leiden, im Winter hungern und von Schneestürmen verfolgt werden. Den letztern widersteht der ruhige Ochse indessen besser als das leidenschaftliche Pferd, läßt sich von ihnen nicht in Abgründe jagen und geht dem Sturm sogar entgegen. Der Wolf greift den Ochsen noch seltener als das Pferd an und zieht, wenn er es thut, gewöhnlich den kürzeren.

Die Viehwirthschaft, die auch in der pontischen Steppe noch immer die Hauptsache ist, giebt zu einem großartigen Handel Veranlassung. Die Pferde werden meistens in der Heerde selbst zu wohlfeilen Preisen verkauft, seltener auf den Viehmärkten. Treibt man sie auf einen Markt, wobei sie immer ganz fessellos bleiben, so drängen sie sich in den Dörfern dicht zusammen, weil das ungewohnte menschliche Treiben sie scheu macht. Von den Schafen ist nicht blos die Wolle wichtig, sondern auch der Talg. Bei den Rindern bildet dieser einen Handelsartikel, der viel bedeutender ist, als die Häute und das Horn. Man kann annehmen, daß der dritte Theil des Petersburger Ausfuhrhandels aus Talg besteht, und daß das übrige Rußland zu den 40 Millionen Rubeln Talg, welche die russische Hauptstadt verschickt, noch 30 Millionen Rubel liefert. Diese 70 Millionen Rubel repräsentiren eine jährliche Talgerzeugung von 250 Millionen Pfund, und vier Fünftheile davon gehen nach Europa in die Seifenfabriken und Lichtziehereien. Seit unvordenklichen Zeiten sind in der pontischen Steppe die Großrussen die Besitzer der Ssalganen oder Talgsiedereien. Sie pachten Wiesen, wobei ein Silbergroschen für den Morgen der Pachtpreis zu sein pflegt, und mästen hier während des Sommers die zu Hunderten und Tausenden gekauften Ochsen. Herrscht einmal große Dürre, so werden die Ochsen nicht fett, und der Talgsieder verliert so ungeheure Summen, daß er gewöhnlich in Gant geräth. Ist der Sommer gut gewesen, so werden die Thiere im Herbst nach und nach den Schlachthöfen zugetrieben. In diesen befinden sich Stallungen, Brunnen, Schlachträume, Kessel zum Sieden des Fleisches, Einrichtungen zum Einsalzen und Trocknen der Häute, Talgpressen, Komptoire und Wohnungen für die Arbeiter. Jedes Gehöft nimmt auf einmal hundert Ochsen auf, und zwanzig bis dreißig werden zu gleicher Zeit geschlachtet.. Nachdem die Haut abgezogen und eingesalzen, werden aus Rücken und Lenden drei bis vier Pud (zu 40 Pfund) Fleisch herausgeschnitten und auf dem Markte als Speise verkauft. Das übrige Fleisch wird zerhauen und wandert gemeinschaftlich mit den aufgeschlagenen Knochen und Hirnschalen in den Siedekessel, wo der Talg ausgekocht und abgeschöpft wird. Dieses erste abgeschöpfte Fett bildet die erste, ganz reine und weiße Sorte, die zweite gewinnt man, indem man stärker heizt und das Fleisch noch mehr zerkochen läßt. Die beiden Sorten kommen allein in den Welthandel, und zwar

werden sie entweder in Tonnen oder in zugenähten Ochsenhäuten verschickt. Die dritte, fast schwarze Sorte erhält der Talgsieder durch das Auspressen der Fleisch- und Knochenmasse des Kessels. Diese nehmen die Bauern und Seifensieder der Umgegend. Von allen drei Talgsorten zusammen giebt ein Ochse durchschnittlich 7 bis 8 Pud, von denen jedes mit 11 bis 15 Rubeln bezahlt wird. Außerdem gewinnt der Talgsieder an den Häuten und Hörnern, sogar an dem ausgekochten Fleische, das er fuderweise an Schweinemäster verkauft. Nicht alle Ochsen werden in den Talgsiedereien verwerthet, ein großer Theil wandert auch lebendig auf Viehmärkte. Auf zwei großen Verkehrsstraßen gehen die Thiere, die einen nach Moskau und Petersburg, die andern nach Wien und Mähren.

In der ganzen ungeheuren Ausdehnung der Steppen von den Karpathen bis über die Gobi hinaus sind gewisse Kulturarten und Fabrikate dieselben. So weit die tatarische, kirgisische und mongolische Sprache geredet wird, giebt es Gurken- und Melonengärten, die überall mit dem Namen der Baschtans bezeichnet werden. In allen Steppen wird der dicke Kuhfilz bereitet, geht die haarige Burka aus brauner Wolle als gesuchteste Waare von Hand zu Hand. Ueberall endlich ist die Peitschenfabrikation gebräuchlich. Die Peitsche der Steppe, die den tatarischen Namen Nagaika trägt, ist ein dickes, kurzes, von Lederstreifchen so künstlich geflochtenes Instrument, daß man weder Anfang noch Ende erkennt. Der Stiel ist sehr kurz, bei den Reichen mit Silberdraht umwunden, die Peitsche selbst ist hart und elastisch, und es lassen sich mit ihr böse Wunden beibringen. Der Kosak erschlägt mit der Nagaika den Wolf, der Kirgise den Leoparden, und oft liefern sich die wilden Völker der Steppe förmliche Peitschenschlachten.

Von je her Durchgangspunkte und Tummelplätze der wildesten Horden, haben die Steppen erst unter dem russischen Szepter den Einfluß der Kultur empfunden. Bis zu der Gründung der moskowitischen Herrschaft gleicht ein Tag dem andern, mit Rußlands Uebergewicht hebt die Geschichte an. Die russische Politik ist am pontischen Küstenrande dieselbe wie an den Ufern des Aralsees, wenn auch noch nicht überall dieselben Resultate gewonnen worden sind, wie nördlich und westlich vom schwarzen Meer. Die Bändigung und Sittigung der Nomadenvölker geht ununterbrochen vorwärts, langsam und sicher. Bekehrungseifer entwickelt man nur bei den Heiden, die Mohamedaner läßt man gewähren, überredet sie aber, ihre Kinder in Schulen zu geben und schickt sie ihnen als gute griechische Christen zurück. Tritt ein neues Nomadenvolk in den Kreis des russischen Einflusses, so beginnt man damit, ihm gewisse Grenzen zu stecken, die es mit seinem Vieh nicht überschreiten darf. Brechen unter den Stämmen Streitigkeiten aus, was immer geschieht, so nimmt sich Rußland der schwächeren Partei an und giebt ihr im Innern feste Wohnsitze. Einzelne Mitglieder der andern Stämme werden nach Rußland gelockt und dort ausgebildet, an die Vornehmen vertheilt man Orden und Kreuze. Besonders wirksam sind die in die Steppe vorgeschobenen Behörden, die immer einen festen Wohnplatz mit einer Kirche, einer Schule, einem Spittel u. s. w. haben. Jeder Angestellte bekommt eine große Strecke Landes zugewiesen, mit der Bedingung, dasselbe zu bebauen, und unter derselben Bedingung erhalten die Nomaden freigebigst Land zugetheilt. Alle, welche sich einstellen, werden in der Bienenzucht, in der Gartenkunst und im Ackerbau unterrichtet. Jede Abtheilung Soldaten, die in der Steppe vorrückt, hat eine Schmiede bei sich, damit der Gebrauch des Eisens, ohne den eine seßhafte Lebensart kaum denkbar ist, sich mehr und mehr ausbreite.

Die Zukunft der Steppe ist versprechender geworden, seit Rußland die Kosaken sich unterworfen hat. Der Kosak ist ein sonderbarer Apostel der Kultur, aber er ist einer. Zugleich Soldat und Kaufmann, dem russischen Kaiser eben so ergeben als auf seinen eigenen Vortheil bedacht, dringt er zu den fernsten Völkern vor und macht sich auf kriegerischen wie auf friedlichen Missionen gleich

nützlich. Er kämpft mit den Nomaden und er treibt Handel mit ihnen, in beidem gleich glücklich. Nur der Kosak besitzt das Talent, in den furchtbaren asiatischen Steppen auszudauern. Man hat Beispiele, daß Kosaken zu zweien und dreien mitten im Winter die ganze Strecke von Chiwa bis Orenburg durchjagten, um der Sklaverei zu entrinnen, und daß sie in größeren Abtheilungen Monate lang in der Schneewüste bei 15° und 30° Kälte ohne Obdach umherziehen, um räuberische Kirgisen zu züchtigen. Witkewitsch, ein in Orenburg erzogener Pole, der bei den Intriguen in Herat eine hervorragende Rolle spielte, ritt im November 1835, nur von drei Kirgisen begleitet, von Orenburg nach Bochara, verweilte dort drei Wochen und war schon im April in seinem Quartier zurück. Er hatte binnen fünf Wintermonaten eine Strecke von mehr als tausend Wegstunden zurückgelegt. General Berg zog im Winter von 1825 mit einigen hundert uralischen Kosaken an den Aral-See, um den geraden Weg von Orenburg nach Chiwa aufzufinden. Oft hatte er bei —25° R. nicht einmal Feuer, und die gemeinen Soldaten waren ohne Zelte. Was dem Kosaken ihr Civilisationsgeschäft ungemein erleichtert, ist die Gewandtheit, mit der er sich in die Sitten und Gebräuche fremder Nationen findet. Er redet die Sprache derselben, nimmt ihre Gewohnheiten, selbst ihre Tracht an und zieht sie mit diesem Entgegenkommen leichter zu sich herüber.

In den pontischen Steppen hat Rußland seine Aufgabe in so weit gelöst, als es ihm gelungen ist, das Nomadenleben bis auf einige ganz schwache Reste zu verdrängen. Dennoch ist noch sehr viel zu thun, wenn die pontische Steppe zu der Bedeutung erhoben werden soll, die sie erlangen kann. Nur die Küste hat sich stark entwickelt, ins Innere ist die Kultur noch sehr wenig eingedrungen. Die zwölf Küstenstädte, die zum Theil ganz neu, zum Theil aus unbedeutenden Orten emporgewachsen sind, haben eine Bevölkerung von nahebei 300,000 Köpfen. In den meisten überwiegen die ausländischen Elemente an Zahl, in allen an Bedeutung. Man findet in diesen Städten Leute aller Nationen und aller Glaubensbekenntnisse. Der große Handel ist meist in den Händen der Deutschen, Griechen und Italiener. Alle diese Städte verdanken ihre Blüthe aber nur dem Handel, und eigentlich nur dem auswärtigen. Das Handwerksleben tritt weit in den Hintergrund, ein Fabrikleben hat sich bis jetzt nicht entwickelt. Die vorhandenen Fabriken, bei denen die schwache Zahl der Arbeiter auffällt — zu Odessa in einer Fabrik durchschnittlich sieben — genügen nur den gröbern Bedürfnissen des Lebens. Auf das Innere haben selbst die reichsten der Seestädte wenig Einfluß. Odessa zum Beispiel beherrscht sein binnenländisches Handelsgebiet so wenig, daß die Steppe bis auf geringe Entfernung von der pontischen Stadt ihren Bedarf von St. Petersburg bezieht. Auch führen diese Seestädte wohl Rohprodukte aus, aber wenig Fabrikate ein, und die Rohprodukte kommen größtentheils aus dem tiefen Innern. Die Steppe erzeugt wohl von Produkten der Viehzucht einen Ueberfluß, aber nicht von Produkten des Ackerbaues. Das in ihr gezogene Korn reicht eben hin, die vorhandene Bevölkerung zu ernähren.

Die Landwirthschaft ist der Hebel, welcher die Steppe allein emporbringen kann, und die Landwirthschaft befindet sich im traurigsten Zustande. Der Ackerbau ist an vielen Punkten ein vagabundirender. Im Frühjahr gehen die Leute in die Steppe hinaus, bestellen an passenden Stellen einen Platz mit Korn und gehen dann nach Hause, um zur Zeit der Ernte zurückzukehren und das gewonnene Korn heimzuführen. Vom Gemüsebau ist fast gar keine Rede, Obstzucht giebt es wenig. Die Regierung hat sehr viel gethan, die Landwirthschaft zu heben, scheitert aber mit allen ihren Bemühungen an der Indolenz der Einwohner. Sie theilt Ländereien, Geldbelohnungen, Orden aus, und alles ohne sichtlichen Erfolg. Am wirksamsten hat sich das Hineinziehen deutscher Kolonisten gezeigt, und von diesen Leuten hat Rußland auch zu erwarten, daß sie nach und nach die Wälder pflanzen werden, von denen die Zukunft der Steppe mehr wie von allem

andern abhängt. Die Russen taugen nicht zur Bewaldung, sie pflegen keinen Baum und zerstören vielmehr die wenigen, welche es giebt. Bei den deutschen Mennonitendörfern findet man bereits Wäldchen, während bei den Dörfern der Eingeborenen nur Unkrautwälder stehen. Gäbe die russische Regierung den Mennoniten Arbeitskräfte, die sie in ihren Militärkolonien im Ueberfluß besitzt, so ließe sich für die Bewaldung viel hoffen. Dann verschwände das größte Hinderniß, das sich in dem Wäldermangel der fortschreitenden Kultur entgegenstellt. Wären die Steppen im Großen bewaldet, so würde das Klima ein anderes sein, würden sich Quellen und Seen bilden; der Boden hätte nachhaltig Feuchtigkeit, und wäre der Bebauung und Bevölkerung in einem Grade fähig, von dem man jetzt noch kaum eine Ahnung hat.

Wir können die Steppe nicht verlassen, ohne zum Schluß ihrer eigenthümlichen Denkmale zu gedenken. „Wenn der Reisende die Steppe betreten hat, und nun bald jedes menschliche Leben um sich her erloschen sieht, und nichts mehr erblickt, wie über sich den Himmel und um sich her einen unbegrenzten grünen flach ausgebreiteten Teppich, so taucht alsdann bald hier bald dort ein kleiner regelmäßiger runder Hügel vor ihm auf. Dann erheben sich auch wohl rechts oder links leichte Höhenzüge, und auf ihnen ebenfalls, meist, wie es scheint, in bestimmten Entfernungen aus einander liegend, etwas größere regelmäßig-konische Hügel. Hin und wieder erblickt man dann auf ihnen plump gehauene steinerne Bildsäulen, 5 bis 8 Fuß hoch, die gespenstisch in die öde Stille hinabschauen. Bald sind diese Hügel in großer Zahl zusammen, einen unermeßlichen Kirchhof bildend, bald ziehen sich, wie gesagt, nur einzelne größere in Linien auf den Höhen her, bald verschwinden sie ganz aus dem Gesichtskreis, oder es taucht nur hin und wieder ein einzelner vor uns auf.“ (Harthausen.) Man nennt diese künstlichen Hügel Kurgane oder Mohillen. Sie unterscheiden sich von den im übrigen Europa vorkommenden Hügeln dadurch, daß sie höher und regelmäßiger sind, auch theilweise eine mythologische und religiöse Bedeutung haben. Mohillen und Steinbilder haben eine ungeheure Verbreitung, denn sie gehen im Norden bis zum Gouvernement Kursk, kommen im Süden bis in Daghestan vor und ziehen sich östlich vom kaspischen Meere und vom Aralsee tief nach Sibirien und China hinein. Von den Mohillen der letztgenannten Gebiete weiß man wenig, der genau bekannte Umkreis, in dem sie vorkommen, umfaßt mehr als 30,000 Geviertmeilen. Die Zahl der Hügel ist völlig unzählbar, aber auch der Steinsäulen sind viele Tausende. Die Mehrzahl der Steinbilder hat mongolische Physiognomien und mongolischen Kopfputz. Einige stellen weibliche, andere männliche Figuren dar, die entweder sitzen oder stehen. Alle Steinbilder, die man bis jetzt beachtet hat, sind mit dem Gesichte nach Osten gekehrt. Alle halten mit den Händen vor dem Unterleibe irgend einen Gegenstand, welcher von den Reisenden bald für dieses, bald für jenes angesehen worden ist; wahrscheinlich ist es eine Schale. Der untere Theil der Bilder ist meist nur vorn mit Beinen und Füßen hautreliefartig angedeutet, die hintere Seite ist plumper viereckiger Stein, der oft mehrere Fuß tief in die Erde hineinreicht. Harthausen beschreibt ein Steinbild, das in der Gegend von Charkow auf einem zwanzig Fuß hohen Kurgan stand. „Dies Steinbild war mehrere Fuß tief in die Erde gesenkt, und ragte etwa 5 Fuß hoch darüber hervor. Es stand nicht in der Mitte des Hügels, sondern etwas östlich. Die Figur ist eine männliche, nackt, nur auf dem Kopfe lag eine runde eng anschließende Kappe, die hinten wie ein Tuch auf die halbe Schulter herabfiel, jedoch ganz ohne die Spur einer Zierrath, nur um den Hals war ein Halsband leicht angedeutet. Beide Arme und Hände hielten unten vor dem Bauch einen Gegenstand, meiner Meinung nach offenbar ein Gefäß, kein Buch oder Brett. Unter dem Halse auf der Mitte der Brust, und unten nahe über der Erde zwischen den Beinen sind zwei kleine runde Löcher, etwa ein Zoll tief zu bemerken, die in den Stein eingebohrt scheinen. Besonders kam es mir kurios

vor, daß deutliche Spuren davon zeugten, die Figur sei roth angestrichen, oder mit einer Art rothem Lack überzogen gewesen. Ueber den Augen, auf den Backen, den Schultern, der Brust waren handbreite Stellen Farbe ganz deutlich zu erkennen, wenn man mit dem Finger stark rieb. Es erschien dann eine schöne hochrothe Farbe, die kittartig sehr fest saß, und Messerrücken dick war. Das Gesicht dieser Figur hatte nichts Mongolisches, der Kopf war spitz und das Gesicht unten sehr breit, ich möchte eher sagen, daß ein finnischer Typus im Charakter des Gesichts und Kopfes lag. Die ganze Steinarbeit war äußerst plump und roh. — Der Kurgan liegt auf der Feldmark des Dorfs Rogan, dem Fürsten Schafgowskoi gehörig, nicht weit vom Dorfe Petschenegi. (Ein Name, der an ein uraltes Volk erinnert.)" Drei andere sah er in Terpenie, wohin sie von einem Kurgan gebracht worden waren. Alle drei hatten durchaus denselben Charakter. Das größte stand in der Mitte, und maß $7\frac{1}{2}$ Fuß, das rechts $6\frac{1}{2}$ Fuß, das links $5\frac{1}{2}$ Fuß. Es waren drei stehende weibliche Figuren, nackt bis zum Leibe, mit starken hängenden Brüsten, Leib und Beine waren bis zur Wade mit einem Rocke bedeckt, der bei der einen Figur geschlossen, bei einer andern geöffnet und blos über einander geschlagen erschien. Auf dem Kopfe war ein eigenthümlicher haubenartiger Kopfputz, der hinten allerhand Zierrathen, drei zusammenfallende Flechten u. s. w. hatte, um den Hals war ein Halsschmuck und ein kragenartiger Umhang, in den Ohren hingen große runde Ringe. Unter der Brust der einen war ein viereckiger, unter der Brust der andern ein dreieckiger seltsamer Zierrath, wahrscheinlich ein Amulet vorstellend, angebracht. Die Hände hielten vor dem Leibe Gefäße; das der einen Figur war sehr groß, fast einen Fuß lang, einen halben breit, das der andern war kaum den vierten Theil so groß, und zierlicher in der Form. Die Beine von den Waden an, und die Füße waren hautreliefartig, aber ganz deutlich herausgearbeitet, von der dritten Figur steckten sie jedoch mit der ganzen Unterlage zur Hälfte in der Erde. Die Physiognomie war unverkennbar mongolisch, der Kopfputz ist dem der jetzigen gemeinen Kalmückinnen sehr ähnlich.

Aus der Verschiedenheit der Steinbilder läßt sich der Schluß ziehen, daß die Mohillen nicht von einem und demselben Volke herrühren. Daß die Mongolen viele gebaut haben, ist wohl gewiß, wer aber die Erbauer der andern und ältesten Kurgane sind, darüber schweben wir völlig im Dunkel. Auch die Bestimmung ist nicht bei allen dieselbe. Einige sind Grabgewölbe, andere sind es nicht. Nach den Beobachtungen eines deutschen Kolonisten sind die einzelnen Kurgane Gräber, aber die in Linien auf Höhenzügen liegenden enthalten nie Gegenstände, welche auf ein dort stattgefundenes Begräbniß Bezug haben. „Diese größten und höchsten Kurgane (sagt Schlatter in seinen Reisen zu den Nogai-Tataren) befinden sich meist auf den höchsten Stellen der Steppe. Sie stehen auf der allmälig sich wölbenden, oft fast unmerklichen Erhöhung des Bodens, so daß, wenn man auf einen solchen Hügel zu geht, und das Auge eine horizontale Fläche vor sich zu haben glaubt, man doch gewiß sein kann, daß der Boden sich allmälig nach dem Grabhügel zu erhebt, und von dort sich wieder abwärts senkt. Auf den Höhen an dem Punkte, wo mehrere Abdachungen nach verschiedenen Richtungen ausgehen, stehen oft mehrere dieser Kurgane zusammen. Der Landesbewohner hat an ihnen bestimmte Zeichen, nach welchen er sich in der Steppe orientiren kann. Sie zeichnen sich durch verschiedene Größe und Gestalt von einander aus, und es werden ihnen auch Namen beigelegt, z. B. Kara Mohille = die schwarze Mohille, Kock äiger = Schimmelhengst u. s. w." Es lassen sich künstliche etwas erhöhte Wege erkennen, welche von einem Kurgan zum andern laufen. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß die Steinbilder aus Steinen bestehen, die in der Gegend gar nicht vorkommen und in einzelnen Fällen hundert Meilen weit hergeholt werden mußten. Ja selbst die Erde, welche zum Bau verwendet wurde, holte man oft aus weiter Ferner herbei. Als ein deutscher Kolonist, dadurch überrascht,

daß in der Nähe der Kurgane keine Gruben und Vertiefungen vorkommen, die sich doch finden müßten, wenn die Erde aus der Nähe genommen wäre, mehrere Kurgane öffnete, fand er Erdarten, die 60 Werste entfernt gegraben sein mußten. Auch die Schichtung war merkwürdig, denn es folgte sich regelmäßig, meistens in einer Dicke von zwei Fuß, eine Lage Sand, eine Lage Thon, eine Lage Humusboden u. s. w.

Welche Bestimmung die hohen, keine Grabgewölbe enthaltenden Kurgane hatten, darüber lassen sich nur Vermuthungen aufstellen. Sie haben eine religiöse, vielleicht auch eine politische Bedeutung gehabt, oder vielleicht sind sie Landmarken gewesen, die in der monotonen Steppe allerdings ein Bedürfniß sind. Tott (Nachrichten von den Türken und Tataren) berichtet, daß die Türken noch im vorigen Jahrhundert die Gewohnheit hatten, durch kleine von Erde aufgeworfene Hügel, die einander im Gesicht standen, den Weg zu bezeichnen, den die Armee genommen hatte oder nehmen sollte. Von Mosdok am Terek am Fuße des Kaukasus bis nach Petigorsk laufen längs der Straße dreißig Meilen weit in einer Linie Hügel an Hügel. Die Steinbilder, die einst oben standen, sind zum Theil zerstört. Die Tataren haben davon die Sage, vor Tausenden von Jahren wären die Deutschen (Germanski) von hier aus über den Kaukasus und dann über das Asowsche Meer gezogen und hätten diese Hügel als Denkzeichen aufgeworfen, um dereinst den Rückweg finden zu können. Bis auf solche Sagen ist unter den Völkern der Steppe jede Erinnerung an die ehemalige Bedeutung der Kurgane, die in dem ebenen Lande doch so merkbar hervortreten, gänzlich verschwunden.

In den Kurganen, welche Gräber enthalten, findet man regelmäßig nur eine Leiche, das Gesicht gegen Osten gewendet, daneben denn auch andere Gegenstände, irdene Krüge, Waffen, eine Art Streitaxt, Wetzsteine, Messerklingen, Pfeilspitzen, alles sehr roh gearbeitet. In einem stand eine Urne, gefüllt mit Vogelknochen, Thonkugeln und Käfern von Thon gebildet. Sollten diese Käfer auf einen Zusammenhang mit Aegypten hinweisen, wo der Scarabäus so häufig die Mumien begleitet? Bei Nikolajew grub man einen Kurgan auf, der einfach von Sand aufgeschüttet war und weiter nichts enthielt, nicht einmal Kohlen oder Knochen. Als man aber auf den Grund kam, fand man vier runde Kreise von aufgerichteten, zwei bis drei Fuß hohen Steinen. In der Mitte war ein kreisförmiger Raum, in welchem fünf Steine zusammenlagen. Das Ganze erinnert offenbar an die Steinkreise oder sogenannten Hünenringe in der Altmarkt und im Lüneburgischen. In den sibirischen Gräbern ist man zuweilen auf einen großen Goldreichthum gestoßen. In einem fand man einen Leichnam, der ganz in Goldblech gehüllt war und glaubte deshalb das Grab Dschingis Khan's entdeckt zu haben. Einen ähnlichen Goldreichthum enthalten die griechischen Gräber von Kertsch, die von den Kolonisten wahrscheinlich in bereits vorhandenen Kurganen angelegt wurden.

Unter Verantwortlichkeit des Ergänzungsblätterverlags in Meißen. — Redakteur Dr. Fr. Steger.
Druck von A. E. Gato in Meißen.

Spanien (neueste Geschichte). Der letzte große Erfolg, den Ludwig Philipp's Diplomatie errungen hat, ist für Spanien ein unheilvoller gewesen. Die berufenen Doppelehen — Donna Isabella mit ihrem Vetter Don Francisco de Assis, ihre Schwester Donna Luisa mit dem Herzog von Montpensier — waren das gemeinschaftliche Werk des französischen Königs und der Königin Mutter Marie Christine. Die letztere begünstigte den Plan, der für das Glück ihrer Tochter verderblich werden mußte, um sich die unbedingte Herrschaft zu sichern, Ludwig Philipp wollte dadurch seinen Stamm auf den spanischen Thron bringen, wozu allerdings Aussicht vorhanden war, da die Aerzte erklärt hatten, daß die kränkliche Donna Isabella kaum auf Nachkommenschaft rechnen dürfe. In der Periode jener Heirathen war die Partei der Moderados (Gemäßigten), in der sich eine Unterpartei von eigentlich Konstitutionellen (Puritanos) gebildet hatte, am Ruder, herrschte jedoch mittelst untergeordneter Persönlichkeiten, da ihr Führer, Narvaez, Herzog von Valencia, von der um ihre Alleinherrschaft besorgten Königin beseitigt worden war. Die ränkevolle Marie Christine sah sich indessen in ihren Hoffnungen getäuscht. Ein schöner junger Mann, der zu der Partei des Fortschritts (Progressisten) gehörte, General Serrano, setzte sich bei der Königin Isabella in Gunst und stürzte durch seinen persönlichen Einfluß das Ministerium. Die neue Verwaltung, in welche die Puritanos Pacheco und Salamanca eintraten, näherte sich den Progessisten. Dies beunruhigte die Königin Mutter in dem Grade, daß sie Narvaez aus Frankreich zurückrief, weil er allein die Energie besaß, ohne die dem Skandal kein Ende gemacht werden konnte. Narvaez kehrte zurück, bestimmte Serrano, die Stelle eines Generalkapitäns von Granada anzunehmen und sich vom Hofe zu entfernen, zwang die Minister zum Rücktritt und bildete ein neues Ministerium, in dem er sich den Vorsitz gab. Seine diesmalige Verwaltung kann mit manchem Akt seines früheren Lebens aussöhnen. Er berief seinen Feind Espartero zurück, machte mit Olozaga und andern progressistischen Häuptern seinen Frieden, mäßigte den Parteienkampf durch seine Milde und gründete einen Zustand der Ruhe, der es ihm möglich machte, den Einfluß des Auslandes abzuwehren.

So wirksam war seine zugleich kraftvolle und versöhnende Haltung, daß das Revolutionsjahr 1848 in Spanien verhältnißmäßig ruhig vorüberging. Es kamen allerdings Aufstände vor, die aber größtentheils im Entstehen unterdrückt wurden. Dreimal erhoben sich die Progressisten, am 27. März und am 7. Mai in Madrid, am 13. Mai in Sevilla. Keiner dieser Aufstände hielt sich bis in den nächsten Tag hinein. An dem ersten Aufstande in Madrid sollten Olozaga und Salamanca Antheil genommen haben. Es war ein bloßer Verdacht, Beweise fehlten, dennoch verurtheilte Narvaez Olozaga zur Deportation und dachte Salamanca dasselbe Schicksal zu. Beide entkamen, Salamanca nach Frankreich, Olozaga auf dem Transport in Cordova. Bei dem Aufstande von Sevilla glaubte man eine fördernde Thätigkeit des englischen Gesandten Sir Henry Bulwer zu erkennen. Bulwer hatte schon kurz vorher durch anmaßende Rathschläge über die innere Politik Anstoß gegeben und wurde jetzt aus Spanien verwiesen. Längere Zeit nahm die Bekämpfung eines karlistischen Aufstands in Anspruch. Cabrera kehrte nach Katalonien zurück, um den Bürgerkrieg, der seit acht Jahren erloschen war, wieder zu entzünden, und der Kronprätendent, Graf von Montemolin, zeigte sich selbst an der Grenze, wo er jedoch von zwei französischen Gensd'armen verhaftet wurde. Die karlistische Sache litt nicht wenig durch dieses Schauspiel eines Prinzen, der eine Zeit europäischer Revolutionen wählte, um das einzige Land, das unberührt geblieben war, in

den Wirbel hineinzureißen. Wenn Cabrera sich auf längere Zeit halten konnte, als die Aufrührer von Madrid und Sevilla, so hatte er doch in Wahrheit eben so wenig Wurzeln im Lande wie sie, und der General Manuel de la Concha vollzog gewissermaßen ein Urtheil der öffentlichen Meinung, als er den karlistischen General Anfangs 1849 über die Grenze trieb. Kaum war dies geschehen, so kehrten in Folge der Amnestie, welche die Regierung ganz allgemein für politische Verbrechen ertheilt hatte, die namhaftesten karlistischen Generale nach Spanien zurück und unterwarfen sich der Regierung. Diese bahnte nun eine Reform der materiellen Verhältnisse an, indem sie das übermäßige Prohibitivsystem durch Herabsetzung des Tarifs beschränkte. In früheren Zeiten hatten die katalonischen Fabrikanten auf solche Maßregeln durch Aufstände geantwortet, jetzt genügte eine Heerschau, die Concha in Barcelona über seine 10,000 Mann Truppen hielt, die Ruhe zu erhalten. Nach der Unterdrückung des Karlisten-Aufstandes und der Veröffentlichung des ermäßigten Tarifs stand Narvaez auf der Höhe seiner Macht. Sehr günstig für ihn wirkte insbesondere die Theilnahme der spanischen Truppen an der Wiedereinsetzung des Papstes. Spanien hätte diese Aufgabe am liebsten allein erfüllt, und es waren in diesem Sinne in Gaeta Eröffnungen gemacht worden, die indessen nicht zum Ziel führen konnten, da man bereits die Mitwirkung Frankreichs angenommen hatte. Spielten nun auch die 10,000 Spanier, die unter General Cordova landeten, eine untergeordnete Rolle, so hatte die Expedition für Spanien doch ein sehr großes Interesse. Es schmeichelte dem Nationalstolz, die spanische Fahne in Italien, wo sie einst so stolz geflattert hatte, wieder erscheinen zu sehen. Außerdem war die Theilnahme an der Einsetzung des Papstes das sichtliche Zeichen einer Art von diplomatischer Wiedergeburt und des Wiedereintritts Spaniens in die großen europäischen Verhandlungen. Auch ein unmittelbares und praktisches Interesse knüpfte sich an die Expedition: der päpstliche Stuhl wurde geneigter, ein Konkordat abzuschließen und auf die Bedingungen einzugehen, welche Spanien nach der Einziehung so vieler geistlicher Güter gewähren konnte.

Nachdem Narvaez mit dem Präsidenten der französischen Republik die freundlichsten Beziehungen angeknüpft hatte, stellte er das Einvernehmen mit England wieder her. Der König der Belgier machte den Vermittler. Zwei diplomatische Noten, die eine vom Marquis von Pidal, Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Madrid, die andere von Lord Palmerston erlassen, machten dem Streit ein Ende. Die spanische Note gab die Versicherung, „daß Spanien bei den Maßregeln, die es unter bedrohlichen Umständen ergriffen, nicht im geringsten die Absicht gehabt habe, Großbrittannien die leiseste Beleidigung zuzufügen oder seine Würde zu verletzen." Der ehemalige spanische Gesandte, Isturiz, kehrte nach London zurück, Sir Henry Bulwer dagegen wurde nach Washington geschickt und in Madrid durch Lord Howden ersetzt, der 1834 für die Sache der Königin Isabella die Waffen ergriffen hatte. Mit dieser Beilegung schien alles entfernt zu sein, was Narvaez in seiner Stellung bedrohen konnte. Ein gutes Einvernehmen mit den Nachbarmächten, tiefe Ruhe im Lande, welche bessere Lage könnte ein Minister sich wünschen! Dennoch war seine Rolle ausgespielt, man fand ihn unbequem, weil er gewissen Plänen im Wege stand. Die Palastintrigue, die gegen ihn angesponnen wurde, ging theils von dem neapolitanischen Hofe, theils von der Königin Mutter, theils von dem königlichen Gemahl aus. Man gab von Neapel Winke, wie gelegen die Zeit sei, das absolutistische Regiment herzustellen, und der Palast ging auf den Plan bereitwillig ein. Die absolutistisch-klerikale Kamarilla Don Francisco's, sein Beichtvater, eine im Geruch der Heiligkeit stehende Nonne und andere Fromme mehr waren die Werkzeuge. Sie beschuldigten Narvaez, daß er die Königin den Progressisten ausliefern wolle, und vermochten die ängstliche Königin zur Entlassung des Generals. Die neuen Ernennungen, die auf lauter unbekannte und unfähige

Männer fielen, erregten indessen im Lande einen solchen Unwillen, daß Narvaez zurückgerufen wurde. Die Intriguen spielten fort, er setzte ihnen seine gewohnte Energie entgegen. Als der König drohte, nach Aranjuez zu gehen und dort getrennt von seiner Gemahlin zu leben, ließ Narvaez seine Gemächer mit Hellebardirern besetzen und hinderte ihn auf diese Weise an der Abreise. Man erweckte dem General darauf Feinde in den Kortes, durch die er so in die Enge getrieben wurde, daß er die Vertreter der Nation, nachdem sie ihn zur Forthebung der Steuer ermächtigt hatten, vertagte und bald darauf auflöste. Die neuen Kortes enthielten fast nur Anhänger des Ministeriums, die Opposition schrumpfte auf vierzehn Mitglieder zusammen. Die öffentliche Meinung fiel eben wegen dieser starken Regierungsmehrheit von Narvaez ab, da man wußte, daß er auf die Wahlen mit den verwerflichsten Mitteln eingewirkt hatte. Die Königin Mutter, welche in dieser Stimmung ein günstiges Moment für ihre Pläne erkannte, gewann den Finanzminister Bravo Murillo, gegen seinen Amtsgenossen aufzutreten. Bravo Murillo forderte Reformen in der Verwaltung und Sparsamkeit, und schied, da er nicht durchdrang, aus dem Ministerium. Man machte nun Narvaez den kleinen Krieg und plagte ihn so lange mit Neckereien, bis er seine Entlassung einreichte (11. Januar 1851). Unmittelbar darauf verließ er Madrid und begab sich nach Frankreich.

Bravo Murillo bildete am 15. Januar ein neues Kabinet. Dieser Mann stammt aus Estramadura und hat in seiner frühern Laufbahn den Ruf des ersten spanischen Rechtsgelehrten erworben. Früher ein Anhänger der Verfassung, verlor er durch die Berührung mit dem Hofe diese Vorliebe, welche ihm bis dahin die Unterstützung der Konstitutionellen verschafft hatte. Er selbst übernahm die Präsidentschaft und die Finanzen, Bertran de Lis das Aeußere, Arteta das Innere, Negrete Handel und Unterricht, Gonzalez Romero die Justiz, Mirafol das Militärwesen, Bustillos die Marine. Dieses Ministerium erließ ein vielversprechendes Programm, ließ aber seine erste Sorge die sein, die Beamten der früheren Regierung zu verfolgen. Unter solchen Umständen ließ sich mit den vorhandenen Kortes nicht regieren, und Murillo verfügte die Auflösung derselben (7. April). Bei den Neuwahlen übertrafen die Einschüchterungen der Regierung alles, was man bisher dieser Art in Spanien gekannt hatte, und doch war das Resultat kein sehr günstiges, indem die zweite Kammer eine ziemliche Anzahl von Progressisten und Puritanos in sich aufnahm. Das Hauptgeschäft der Sitzung war die Regulirung der spanischen Staatsschuld. Es bestand dieselbe aus drei Bestandtheilen: aus der eigentlichen Staatsschuld, aus der sogenannten Schuld des Schatzes und aus der schwebenden Schuld. Bravo Murillo's Gesetz bestimmte für alle Staatsschulden denselben Zinsfuß von 3 Prozent, verzinste aber einen Theil vorläufig nur mit 1 Prozent, doch so, daß von zwei zu zwei Jahren ¼ Prozent mehr bezahlt werden sollte, bis die Verzinsung mit dem Jahre 1870 die Höhe von 3 Prozent erreichte. Wurde durch diese Bestimmung den Staatsgläubigern ein Nachtheil zugefügt, so darf doch auch nicht vergessen werden, daß die spanischen Staatsschulden größtentheils unter den drückendsten Bedingungen entstanden sind, daß die Regierung von den Darleihern nie bekommen hat, was sie in den Staatsschuldscheinen empfangen zu haben bekennt. In der konstitutionellen Epoche von 1820 bis 1823 entstand eine Schuldenmasse von zwei Milliarden Realen, aber in den spanischen Schatz flossen nur 500 Millionen. Ferdinand VII. vermehrte die Schuld noch um 1700 Millionen, von denen er in Wirklichkeit 700 erhielt. Die Schuld des Schatzes wurde liquidirt und die Gläubiger, zu einem großen Theil Beamte und Offiziere, denen ihre Gehalte nicht bezahlt worden waren, bekamen dreiprozentige Obligationen. Die schwebende Schuld im Betrage von 340 Millionen Realen konsoldirte man nicht und traf nur die Verfügung, daß jährlich ein Maximum nicht überschritten werden dürfe.

Spanien übernahm durch Murillo's Gesetz die Zahlung von 290 Millionen Realen jährlicher Zinsen.

Am 15. Oktober 1851 veröffentlichte die offizielle Zeitung von Madrid das von Castillo y Ayensa mit dem päpstlichen Stuhl vereinbarte Konkordat. Die sechsundvierzig Artikel desselben verfügen über die Güter, die Verfassung der Kirche und über die Rechte der Geistlichen. Die verkauften Güter, etwa ein Drittheil des Ganzen kehren nicht wieder in den Besitz der Kirche zurück, und es wird den Käufern der ruhige Genuß ihres Eigenthums ausdrücklich garantirt. Die nicht verkauften Güter werden den Kirchen und Klöstern zurückgegeben, aber der Staat verkauft dieselben für die Geistlichkeit und zahlt dieser die erlangten Summen in dreiprozentigen ewigen Renten. Von den Mönchsorden werden diejenigen bestätigt, welche mit einem beschaulichen Leben milde Zwecke oder den Unterricht der Jugend verbinden, außerdem noch die Orden Philipp's von Neri und St. Vincent's de Paula. In den Verfassungsbestimmungen tritt das löbliche Bestreben hervor, die alten Verwicklungen der verschiedenen Jurisdiktionen und Privilegien zu beseitigen. Die katholische Religion wird in Spanien und dessen Niederlassungen als die herrschende anerkannt und es soll neben ihr keine andere geduldet werden. Das Konkordat zieht aus diesem Grundsatze mehrere wichtige Folgerungen. „Der Unterricht auf den Hochschulen, Kollegien, Seminarien, öffentlichen und Privatschulen wird in jedem Punkte mit der Lehre der katholischen Religion übereinstimmend sein, und damit dies erreicht werde, soll keinerlei Hinderniß entgegengesetzt werden der Thätigkeit der Bischöfe und der andern Diöcesanbehörden, welche kraft ihres Amts berufen sind, über der Reinheit des Glaubens und der Sitten und über der religiösen Erziehung der Jugend zu wachen." (Art. 2.) „Die Regierung wird den Bischöfen ihre Hülfe leihen in allen den Fällen, wo dieselben Unterstützung verlangen werden, und namentlich dann, wenn sie sich irgend einem Unternehmen widersetzen wollen, welches die Natur hat, den Geist der Gläubigen zu verderben, ihre Sitten zu vergiften, oder wenn es sich darum handeln wird, die Veröffentlichung, Einführung und Verbreitung schädlicher und schlechter Bücher zu verhindern." (Art. 3.)

Das Konkordat erfuhr eine starke Opposition, welche jedoch keine andere Folge hatte, als daß die Maßregeln gegen die Presse strenger gemacht wurden. Am 5. Dezember erfuhr man in der spanischen Hauptstadt durch den Telegraphen den Staatsstreich Ludwig Bonaparte's vom 2. Dezember 1851. Nicht ohne Grund entstand die Befürchtung, daß das Glück des Napoleoniden zur Nachahmung seiner Handlung reizen werde. Vier Tage später vertagte Bravo Murillo die Kortes (das Auflösungsdekret wurde ihnen nachgeschickt), und hinderte mit Waffengewalt eine Versammlung der Abgeordneten. Am 20. Dezember erfolgte die glückliche Entbindung der Königin von einer Tochter, ein Ereigniß, welches das monarchische Spanien in einen Taumel von Begeisterung versetzte. Man erwartete, daß der Plan eines Staatsstreichs jetzt um so fester wurzeln werde, als zwei neue Ereignisse hinzukamen. Das erste war eine Art von Militäraufstand, der in den ersten Tagen des Januars 1852 in einem der Quartiere der Hauptstadt ausbrach. Die Soldaten rebellirten, weil sie die erwartete Herabsetzung ihrer Dienstzeit nicht erlangten, aber man schob ihnen politische Motive unter und strafte sie mit grausamer Strenge. Das zweite Ereigniß war ein in Spanien unerhörtes: ein Mordanfall auf die Königin. Nach einem alten Gebrauche hatte sich die Königin zu Unserer lieben Frau von Atocha begeben, um für ihre glückliche Entbindung zu danken. Der 2. Februar 1852 war der für diese Ceremonie gewählte Tag. Ganz Madrid hatte sich festlich geschmückt, alle Zugänge und selbst das Innere des Palastes waren mit Menschen gefüllt. In dem Augenblicke, als Isabella II. mit ihrem prächtigen Gefolge die königliche Kapelle verließ, machte sich ein Mensch durch die Menge Bahn, bog vor der Königin das Knie, als habe er eine Bittschrift zu überreichen, und stieß ihr im nächsten Moment

einen Dolch in die rechte Seite. Glücklicherweise wurde die Waffe vom Kleide aufgehalten und abgelenkt. Die Königin war indessen verwundet worden, und man fürchtete anfangs, daß der Dolch vergiftet gewesen sei. Der Mörder war ein Priester und hieß Manuel Martin Merino. Er zählte dreiundsechszig Jahre, war aus Arnedo gebürtig und lebte seit zehn Jahren, mit einem kalten und unversöhnlichen Fanatismus vor sich hinbrütend, in Madrid. In seinem Prozeß, der rasch dem unvermeidlichen Ende zugeführt wurde, zeigte er eine kalte Unempfindlichkeit. Mit dem Priester, der ihn besuchte, erörterte er die literarischen Vorzüge der Bibel, der Römer Tacitus und Livius, als er vor einer feierlichen Versammlung von Bischöfen und Würdenträgern des priesterlichen Charakters entkleidet wurde, klagte er, daß man ihm das Haar zu tief abschneide, denn es sei kalt und er werde den Schnupfen bekommen. In seinen letzten Augenblicken richtete er jedoch an die Königin einen Brief, in dem er, sie um Verzeihung bittend und erklärend, daß er keine Mitschuldigen habe, seine kalte Unempfindlichkeit etwas ablegte. Am 7. Februar wurde er auf einem Esel zum Richtplatze geführt und erdrosselt. Wie um den mystischen und tragischen Charakter des Ereignisses noch zu bestärken, ließ die Regierung seine Ueberreste verbrennen.

Das Attentot Merino's hatte nichts Politisches, wenigstens in dem Sinne nicht, daß es sich irgend einer Partei hätte zur Last legen lassen. Dennoch machte sich die Regierung fast zu ihrem ersten Geschäft, die Presse neuen und strengeren Gesetzen zu unterwerfen. Am 2. April erschien ein vollständiger Kodex über alle Arten von Veröffentlichungen und über die Tagespresse insbesondere. Dieses Gesetz legt jedem Buchhändler die Verpflichtung auf, jedes Buch, ehe er es in Umlauf setzt, der Verwaltungsbehörde vorzulegen. Diese giebt das Werk entweder frei, oder trägt beim Gericht auf Vernichtung an. Der periodischen Presse wird durch ein Ganzes von Verfügungen der freie Gang gehemmt. Um Herausgeber einer politischen oder religiösen Zeitung sein zu können, muß man fünfundzwanzig Jahre alt, im Besitz aller bürglichen und politischen Rechte sein, ein Jahr lang am Ort der Zeitung gewohnt haben und in Madrid 2000, in den Provinzen ersten Rangs 1000, im übrigen Spanien 500 Realen direkte Steuer zahlen. Die Kaution, welche entrichtet werden muß, beträgt in Madrid 120,000, in den Provinzen 80,000 und 40,000 Realen. Der Preßvergehen giebt es sehr viele; sie theilen sich ein in Vergehen gegen den König und die königliche Familie, gegen die Sicherheit des Staats, gegen die öffentliche Ordnung, gegen die Gesellschaft, gegen die Religion oder die öffentliche Moral, gegen die Behörden, gegen die fremden Souveräns, gegen die Privaten — und diese allgemeinen Abtheilungen haben noch sehr zahlreiche Unterklassen. Was das Strafmaß betrifft, so steigt es in gewissen Fällen bis zu sechs Jahren Gefängniß und 60,000 Realen Geldstrafe und sinkt nicht tiefer herab, als auf zwei Monate Gefängniß und 500 Realen Geldstrafe. Bei Verbrechen gegen den Staat und die Religion erkennt das Obergericht als einzige Instanz. Außer den Gerichten haben aber auch die Verwaltungsbehörden einzuschreiten. Der Statthalter der Provinz kann wegen einer Menge von Preßvergehen Strafen bis 1000 Realen verhängen. Die Regierung hat das Recht, eine Zeitung, die der gesellschaftlichen Ordnung gefährlich ist, auf Zeit oder gänzlich zu unterdrücken. Alle diese Bestimmungen hemmten die freie Thätigkeit der Zeitungen in einem solchen Grade, daß die besten und gelesensten Madrider Blätter ihr Erscheinen einstellten. Erschienen im Herbst mehrere derselben — Nacion, Heraldo, Epoca und Constitucional — auch wieder, so beschränkten sie sich doch gewöhnlich auf die nackte Erzählung der Thatsachen. Wagten sie einmal eine Opposition, so wurden sie bald durch wiederholte Geldstrafen davon abgeschreckt.

So entwickelten sich die Reaktionstendenzen mehr und mehr. Die Rednerbühne war stumm, die Presse stand unter einem Gesetz, das ihr Stillschweigen auferlegte, das Kabinet befand sich dem Lande allein gegenüber. Es regierte

durch königliche Dekrete, reorganisirte die allgemeine Verwaltung des Landes, regelte verschiedene aus alten englischen und französischen Krediten stammende Schulden, veränderte die Gesetze über die Fremden, ertheilte Konzessionen zu Eisenbahnen. Thatsächlich war die Verfassung bereits beseitigt, denn nur wenn die Kortes einmal berufen wurden, um sogleich wieder aufgelöst zu werden, erinnerte man sich ihrer, aber sie sollte auch aus den Gesetzen verschwinden. Im ganzen Sommer und Herbst von 1852 ließen die Minister die Nation auf den beabsichtigten Staatsstreich vorbereiten. Unter den Gründen, welche sie für sich anführten, befand sich einer von höchst eigenthümlicher Art, der nämlich, daß die Verfassung seit der Revision von 1845 niemals gehalten worden sei. In der That hatten alle auf einander folgenden Minister die Kortes in wichtigen Fragen umgangen, und namentlich war ein Budget entweder gar nicht vorgelegt worden, oder so spät, daß die Ausgaben bewilligt wurden, nachdem sie längst gemacht worden waren. Außer diesem Grunde wurde geltend gemacht, daß die Krone der Freiheit des Handelns entbehre, daß die zweite Kammer nicht so viel Vertreter der ländlichen Interessen enthalte, als Spanien, ein Land des Ackerbaues, zu fordern berechtigt sei, daß der Senat ohne ein erbliches Recht seiner Mitglieder seinen Beruf einer unabhängigen und erhaltenden Körperschaft nicht erfülle, daß der Adel seit der Revolution vieler der Rechte beraubt worden sei, ohne welche eine Aristokratie nicht zu denken sei. Die Verfassungsfreunde, unter denen alle Führer der konstitutionellen Partei, Martinez de la Rosa, Narvaez, Mon, Pidal, der Herzog von Sotomayor waren, konnten gegen diese Gründe bessere Gegengründe aufstellen. Stößt man die konstitutionelle und parlamentarische Ordnung um, sagten sie, so entfernt man die Monarchie Isabellens von ihrem Ursprunge, von ihrem Lebenselement, von dem, was Spanien während eines siebenjährigen Erbfolgekriegs an sie geknüpft hat, so bereitet man dem reinen Absolutismus und dessen wahrem Vertreter, dem Grafen von Montemolin, die Wege. Verfassungsveränderungen empfehlen sich um so weniger, als Spanien unter der gegenwärtigen Verfassung die schlimmsten Jahre ruhig durchlaufen hat. Die Verfassung verändern heißt das Land aufs neue in Aufregung bringen, es für seine theuersten Güter besorgt machen, ohne daß die Monarchie davon Vortheil hat. Man ahmt die französischen Vorgänge thörichter Weise nach, und doch besteht zwischen der Lage beider Länder keine Analogie. Dies war es, was besonders Mendizabal in einem offenen Briefe hervorhob, in dem er sagte: „Vergleicht die Lage Frankreichs und jene der benachbarten Republik. Giebt es in der Monarchie Isabellens II. irgend einen ernsthaften Streit, den ausgenommen, den der Absolutismus erregt? Giebt es eine tobende Demokratie, welche uns mit dem nahen Triumph der Anarchie bedroht? Haben wir einen 24. Februar gehabt, daß man als erratum einen 2. Dezember nachschickt? Zum Glück nein; das spanische Volk achtet die Gesetze und die Behörden, es ist zufrieden mit der Monarchie, die sein Lebensathem ist, und mit der Repräsentativverfassung, welche ihm als durchaus vernünftig erscheint. Jede Störung der Einrichtungen, welche das Symbol des Throns und der Freiheit sind, würde in Spanien einen gerade entgegengesetzten Eindruck hervorrufen, als der 2. Dezember in Frankreich gemacht hat. Will man den öffentlichen Frieden opfern, um mit Institutionen, welche bis dahin genügt haben, eine mehr als problematische Verbesserung vorzunehmen?"

Am 5. November wurden die Kortes auf den 1. Dezember einberufen. Die Spannung war allgemein, man nahm als gewiß an, daß die Minister sich mit einem Theil der gemäßigten Partei verständigen und sodann ihr Projekt der Verfassungsrevision vorlegen würden. Als die Kortes an dem vorher bestimmten Tage zusammentraten, eröffnete sich im Kongreß (zweiten Kammer) sofort ein Streit über die Ernennung des Präsidenten. Der Kandidat des Ministeriums war Santjago Tejada, die vereinigten Parteien der Opposition stellten Mar-

tinez de la Rosa auf. Dieser letztere wurde mit 121 gegen 107 Stimmen ernannt. Martinez de la Rosa dankte mit den Worten, daß seine Ernennung wohl nur die Anerkennung enthalte, daß er Institutionen, in denen er die festester Stützen der Prärogativen des Throns und der Rechte des Volks erkenne, stets vertheidigt habe und zu vertheidigen fortfahren werde. Er bestätigte diese Worte durch eine Handlung, indem er seine Entlassung als Vicepräsident des Staatsraths einreichte. Das Kabinet erkannte an dieser Wahl, welche Aufnahme seine Politik finden werde und löste schon nächsten Tags die Kortes auf. Der parlamentarischen Aufregung folgte nun die Aufregung des Landes. Um dem Ministerium in den neuen, auf den 1. März 1853 berufenen Kortes die Spitze bieten zu können, vereinigten sich die Oppositionsparteien, brachten ihre Anstrengungen in Einklang, errichteten Ausschüsse und Versammlungen von Wählern. Am 10. Dezember erschienen gleichzeitig zwei Manifeste, das eine unterzeichnet von den namhaftesten Progressisten, von San Miguel, Infante, Olozaga, Mendizabal, Joaquin Maria Lopez, Escosura, Domenech, das andere ausgehend von allen Schattirungen der alten gemäßigten Partei von Mon bis auf Pacheco und Rios Rosas. Die erste Unterschrift des zweiten Programms war die des Herzogs von Valencia. Das Ministerium beeilte sich, die Ausschüsse aufzulösen, die Versammlungen der Wähler zu verbieten, den Umlauf der Manifeste zu verhindern und Narvaez zu verweisen. Die Verbannung des Herzogs erhielt die Maske einer Sendung nach Wien, um die dortigen neuen Militäreinrichtungen zu studiren. Der Verbannte gehorchte dem ministeriellen Befehl in so fern, als er Spanien verließ. In Bayonne machte er Halt.

Nach der diesmaligen Auflösung der Kortes wurden endlich die Verfassungspläne veröffentlicht, deren geahnte Existenz Spanien so lange in Angst und Aufregung erhalten hatte. Es waren nicht weniger als neun Entwürfe und sie bezogen sich auf die Verfassung des Staats, auf die Organisation des Senats, auf die Deputirtenwahlen, auf die innere Ordnung der beiden gesetzgebenden Körper, auf die Beziehungen derselben, auf die Sicherheit der Person, auf die Sicherheit des Eigenthums, auf die öffentliche Ordnung, auf die Grandezza und die Adelstitel des Königreichs. Der hauptsächlichste Charakter des Verfassungsentwurfs besteht darin, daß er außerordentlich vereinfacht und von jeder Erklärung von Rechten, von allen allgemeinen Formeln entkleidet ist. Er enthält nur zweiundvierzig Artikel, welche die verschiedenen Punkte der politischen Organisation umfassen, die Attribute des Königs und der Kortes, die Thronfolge, die Regentschaft und die Vormundschaft regeln. Wie in der alten Verfassung wird die katholische Religion zur Staatsreligion erklärt; neu ist, daß allein der König und der Papst berechtigt sein sollen, die Beziehungen des Staats und der Kirche durch Konkordate mit Gesetzeskraft zu regeln. Alle Artikel über die Zulassung sämmtlicher Bürger zu den Staatsämtern, über das Petitionsrecht, über die Preßfreiheit sind verschwunden. Nach der Verfassung von 1845 kann Niemand verhaftet oder in seiner Wohnung verfolgt werden, wenn nicht einer der Fälle vorliegt, welche das Gesetz bestimmt. Diese Bestimmung wurde aus der Verfassung entfernt, jedoch in das Gesetz über die persönliche Sicherheit aufgenommen. Derselbe Fall war es mit der Garantie des Eigenthums, indem der spezielle Entwurf bestimmte, daß niemals Vermögenseinziehung eintreten dürfe. Nach der alten Verfassung sollten die Kortes jedes Jahr das Budget berathen. Nach dem Entwurf ist das Budget permanent, aber es kann nichts darin verändert, keine Auflage eingeführt oder aufgehoben werden, ohne daß die Kortes, welche auch die Rechnungen über Einnahmen und Ausgaben prüfen, ihre Genehmigung ertheilen. Der Artikel, welche den Kammern das Recht beilegte, jährlich die Stärke des Heers zu bestimmen, wurde beseitigt. In dringenden Fällen kann der König mit Bewilligung des Staatsraths, die nachträgliche Genehmigung der Kortes vorbehalten, Maßregeln ergreifen. Den Senat wandelte der betreffende Entwurf ganz um: diese Körper-

schaft, die in der alten Verfassung der französischen Pairie nachgebildet war, sollte fortanbestehen aus erblichen Senatoren, aus Senatoren kraft eigenen Rechts und aus von der Krone auf Lebenszeit ernannten Senatoren. Die Klasse der erblichen Senatoren begriff alle spanischen Granden, welche mindestens 30,000 Realen Steuern bezahlten. Die Senatoren kraft eigenen Rechts waren der Prinz von Asturien und die spanischen Infanten, die Kardinale, die Generalkapitäne, der Patriarch beider Indien, die Erzbischöfe, die sechs ältesten Bischöfe, die zehn ältesten Generallieutenants. Die lebenslänglichen Senatoren sollte die Krone unter den verdientesten Männern auswählen. Unterstützt wurde diese Wiederherstellung der erblichen Pairie durch ein Gesetz, welches die Majorate ins Leben zurückrief und die Hierarchie der titulos des Königreichs ordnete. Der Kongreß wurde nicht minder umgeschmolzen, und zwar sowohl in seiner Bildung, als in seinen Attributen, als in der Organisation seiner Arbeiten. Das Wahlgesetz führte die Zahl der Abgeordneten von 349 auf 171 zurück. Es verlangte von dem Volksvertreter ein Alter von dreißig Jahren (früher fünfundzwanzig), 3600 Realen direkter Steuern (früher 1000), oder nur 2000, wenn 580 von Grundeigenthum bezahlt würden. Der König sollte Präsidenten und Vicepräsidenten ernennen, die Sitzungen hatten bei verschlossenen Thüren stattzufinden, ausgenommen im Fall einer königlichen Sitzung, bei der Eröffnung der Kortes und wenn der Senat als Gerichtshof fungirte. Uebrigens wurde den Senatoren wie den Abgeordneten das Recht der Initiative bewahrt. Die Minister wohnen den Sitzungen beider gesetzgebenden Körper bei. Die Adresse, welche die Antwort auf die Thronrede zu geben bestimmt ist, gelangt zur Abstimmung, nachdem eine Rede für und eine gegen sie gehalten worden ist.

Diese Entwürfe, für die das Urbild in den oktroyirten Gesetzen Ludwig Bonaparte's zu suchen ist, entstellten die Repräsentativverfassung in mehreren wesentlichen Punkten. Indem das Ministerium sie veröffentlichte, untersagte es jede Erörterung derselben, damit die Lebhaftigkeit der Leidenschaften einem unparteiischen Studium dieser Dokumente nicht schade. Bravo Murillo beherrschte anscheinend die Situation, und doch stürzte er plötzlich. Das Gewicht innerer Schwierigkeiten, das sich nicht blos im Kabinet, sondern auch im Palast mit jedem Augenblick vergrößerte, drückte ihn nieder. Es war ihm eben so gut unmöglich, vorwärts zu gehen, als zurückzutreten. Sein Kabinet hatte eine Dauer von zwei Jahren weniger einem Monat. Am 14. Januar 1851 trat es an das Ruder, am 14. Dezember 1852 war es zu Ende. In diesem Zwischenraume waren zahlreiche Veränderungen in ihm eingetreten. Das Ministerium des Innern hatten geführt Arteta, Bertran de Lis, Ordonez, Christobal Bordiu, das Auswärtige Bertran de Lis, der Marquis von Miraflores und dann wieder Bertran de Lis, das Kriegswesen die Generale Mirasol, Lesundi, Ezpeleta, Lara, die Marine die Generale Bustillo, Armero, Doral, Vigodet und Ezpelata, das Ministerium der öffentlichen Arbeiten Negrete, Arteta und Reynoso. Nur die Finanzen und die Präsidentschaft waren immer in den Händen Bravo Murillo's geblieben, wie auch die allgemeine politische Tendenz des Ministeriums von allen Personalveränderungen nicht berührt worden war.

Das neue Ministerium bildete Roncali, Graf von Alcoy. Es traten mit ihm ein Alejander Llorente für das Innere, Federico Vahey für die Justiz, Gabriel Aristizabal Reutt für die Finanzen, General Lara für den Krieg, General Graf Meresal für die Marine und provisorisch für die öffentlichen Arbeiten. Llorente ging bald darauf zu den Finanzen über und wurde durch Antonio Llenavides ersetzt. Einige der neuen Minister hatten bereits in dem alten Kabinet Plätze gehabt, andere hatten dasselbe unterstützt, und eine Veränderung der bisherigen politischen Richtung ließ sich daher nicht erwarten. Dennoch athmete Spanien auf, denn es fühlte, daß das neue Ministerium mit

einer Aufschiebung der Krisis gleichbedeutend sei. So war es wirklich: das Ministerium Roncali hatte die Aufgabe, im allgemeinen die Tendenz beizubehalten, aber an den Punkten, wo eine zu große Empfindlichkeit bemerklich geworden war, den Druck etwas nachzulassen und gegen gewisse Personen eine größere Milde zu beobachten. Kaum zur Herrschaft gelangt, stellte es Martinez de la Rosa an die Spitze des Staatsraths und hob das Verbot gegen die Umlaufschreiben der beiden Wahlausschüsse auf. Es milderte auch das Gesetz über die Presse, doch zeigte sich gerade hier, daß seine Politik von der Murillo's nicht abweiche, denn die Bedrückungen, welche der Presse keine freie Bewegung erlaubten, blieben, und was abgeändert wurde, das waren nur einige Bestimmungen, in denen das frühere Gesetz ohne Noth besonders quälerisch gewesen war. Eine Reform der Verfassung erklärte dieses Ministerium wie das frühere für räthlich, zeitgemäß, selbst nothwendig, und stützte diese Meinung mit dem Hauptgrunde, den Murillo angeführt hatte. Ein Rundschreiben vom 17. Dezember sagte in dieser Beziehung: „Die Erfahrung aller früheren Ministerien, welche das Land in den letzten sieben Jahren regiert haben und die aus Personen von den verschiedensten Meinungen und Parteien bestanden, die wiederholten Gelegenheiten, wo diese Ministerien ungeachtet ihres lebhaften Wunsches, die Gesetze unverletzt zu erhalten, sich von dem Wortlaut derselben entfernt haben, weil das gebieterische Gesetz des öffentlichen Wohls dies von ihnen forderte, sind zugleich der Beweis und die Folge der Nothwendigkeit, die Grundgesetze in einzelnen Punkten zu ändern, um sie mit der wirklichen Lage des Landes in Einklang zu setzen." Der Reformplan, den das neue Ministerium seinerseits vorlegte, entfernte sich nicht wesentlich von jenem Murillo's, mit der Ausnahme jedoch, daß das Wahlrecht der Verfassung von 1845 beibehalten wurde. Die Berathung des Budgets sollte wie früher stattfinden, aber nur die nicht permanenten Gegenstände umfassen.

Die Frage der Verfassungsreform wurde das Schlachtfeld, auf dem die Parteien bei den Korteswahlen sich begegneten. Die Progressisten und derjenige starke Theil der Gemäßigten, welcher nach dem Sturze Murillo's in seiner Opposition gegen die Regierung beharrte, machten gemeinschaftliche Sache. Beide unterstützten sich gegenseitig, so daß Konservative die progressistischen, Progressisten die konservativen Kandidaten empfahlen. In Madrid wurden Mendizabal, Mon, Gomez de la Serna und Rios Rosas von der Koalition aufgestellt. Die Regierung war ihrerseits nicht unthätig und verbot namentlich jede Versammlung von Wählern. Das Gesammtresultat ergab für die Regierung eine nicht unbeträchtliche Mehrheit, aber es blieben trotzdem sowohl im Kongreß als im Senat kräftige und gefährliche Elemente der Opposition. Die Kortes wurden am 1. März 1853 eröffnet. Im Senat warf sich die Koalition auf zwei Punkte; die Angelegenheit des Generals Narvaez und die Eisenbahnen. Narvaez hatte von Bayonne an die Königin geschrieben und ihr ehrerbietige, wenn auch energische Vorstellungen über ihre Politik gemacht. Dieser Brief, den die Gemäßigten heimlich in Umlauf gesetzt hatten, war die Veranlassung geworden, daß Narvaez unter scharfem Tadel die Weisung erhalten hatte, seine Reise nach Wien fortzusetzen. Narvaez hatte sich darauf unmittelbar an den Senat, dessen Mitglied er war, gewendet und das Einschreiten dieser Körperschaft in Anspruch genommen. In dieser Frage wurde die Opposition, und zwar hauptsächlich durch die Stimmen der neuen von der Regierung ernannten Senatoren, geschlagen, erlangte aber doch 71 gegen 79 Stimmen. Es kam nun die Reihe an die Eisenbahnen. Nachdem die Regierung die Verkehrsmittel lange vernachlässigt und außer einigen unbedeutenden Linien in Katalonien und von Madrid nach Aranjuez nichts für Eisenbahnen gethan hatte, projektirte sie plötzlich ein großes Netz. Vier Linien, alle in Madrid mündend, sollten gebaut werden durch die Mancha, durch Altkastilien, nach Andalusien und Aragon, Linien zweiten Ranges Sevilla mit dem Meer und mit Portugal, Kastilien mit dem Ozean und mit Irun, Saragossa mit Navarra

und Katalonien verbinden, alle aber durch Seitenbahnen mit einander in Verkehr treten. Um die Geldmittel zu schaffen, gab die Regierung sechsprozentige Papiere aus und ließ mit denselben die schmachvollsten Operationen treiben. Diese Einrichtung rief eine Spekulationswuth hervor, bei der die Eisenbahnen nicht vorwärts kamen. General Manuel de la Concha nannte im Senat, die Personen, welche sich bei dem Handel am meisten betheiligt und bereichert hatten. Es waren der Bankier Salamanca, der Herzog von Rianzares, Gemahl der Königin Mutter, und Marie Christine selbst. Er versprach, nächsten Tags noch weitere Enthüllungen zu machen und auch den verfassungswidrigen Einfluß nachzuweisen, den der Herzog und seine Gattin auf die Regierung übten. Den nächsten Tag (8. April) vertagte die Regierung die Kortes und schickte ihnen das Auflösungsdekret nach.

Das Ministerium Roncali befand sich genau in derselben Lage wie das Ministerium Murillo. Ohne offene Feinde, denen eine Rednerbühne und eine Presse zur Verfügung gestanden hätte, verzehrte es sich an innern Schwierigkeiten. Wie die Verlegenheit dieselbe war, so war es auch die Krisis. Die Minister traten ab und es folgten ihnen der General Francisco Lersundi als Präsident und Kriegsminister, Bermudez de Castro für die Finanzen, Egaña, ein erklärter Absolutist und Vertrauter Marien Christinens, für das Innere, Doral, ein junger Seeoffizier, für die Marine, Gorantes interimistisch für die Justiz, Calderon de la Barca für das Auswärtige. Welchen Charakter hatte dieses Ministerium? Es that nach dem Ministerium Roncali dasselbe, was dieses nach dem Ministerium Bravo Murillo gethan hatte, das heißt es spannte die bis zum Zerreißen angestrengten Saiten etwas herab und bezeichnete auf dem abschüssigen Wege, den man seit dem Sturze des Herzogs von Valencia eingeschlagen hatte, einen neuen Haltpunkt. Die Presse namentlich durfte aufs neue einmal frischen Athem schöpfen, aber auf der andern Seite nahm das nichtssagende Programm, welches die Minister am 16. April 1853 veröffentlichten, von den drohenden Plänen gegen die Verfassung nichts zurück. Daß unter den Ministern keineswegs Einigkeit herrschte, bewiesen die häufigen Rücktritte einzelner Minister. Bermudez de Castro übergab die Finanzen an Luis Pastor, einen Schwager und Geschäftsgenossen desselben Salamanca, der wegen der Eisenbahnkonzessionen allgemein angegriffen wurde, Moyano, der das Handelsministerium übernommen hatte, machte Collantes Platz, Doral erhielt seine Entlassung, weil ihm Unregelmäßigkeiten in dem Kohlentransport nach den Philippinen vorgeworfen wurden, oder er trat aus, wie seine eigene Darstellung lautet, weil man ihm nicht erlaubte, sich vor den zusammenberufenen Kortes zu rechtfertigen. Auch Lersundi bestand auf einer Berufung der Kortes, die Egaña verweigerte, weil er ohne Nationalvertretung und ohne Verfassung regieren wollte, und dieser Zwiespalt entschied die Auflösung auch dieses Ministeriums. Inzwischen hatte die Königin Mutter eine Reise nach Paris gemacht, angeblich um zwischen dem französischen Kaiser und einer ihrer Töchter zweiter Ehe eine Heirath zu Stande zu bringen. In Wahrheit dürfte der Zweck ein anderer gewesen sein. Marie Christine ist stets der Ansicht gewesen, daß sie sich ohne französischen Einfluß nicht halten könne. Dieser Ueberzeugung entsprang ihr inniges Bündniß mit Ludwig Philipp, der seinerseits, hierin den Traditionen der bourbonischen Politik treu, ein großes Gewicht auf Spanien legte, weil dieses Land bei möglichen Verwicklungen Frankreich den Rücken deckt. Die Februarrevolution hatte diese vertrauten Beziehungen unterbrochen, aber der Staatsstreich vom 2. Dezember ließ die Königin Mutter neue Hoffnungen fassen, und so reiste sie nach Paris, wo sie überdies die besten Belehrungen schöpfen konnte, wie sie ihren seit zwei Jahren erwogenen Staatsstreich einrichten könne.

Die Seele des neuen Ministeriums war Sartorius, Graf von San Luis, der Sohn eines deutschen Offiziers aus den Rheinlanden, der in Spanien eine

Anstellung gefunden hatte. Er übernahm Vorsitz und Inneres, Domenech die Finanzen, General Blaser den Krieg, Gerona die Justiz, Calderon de la Barca das Auswärtige, Graf von Molins die Marine, Collantes die öffentlichen Bauten. Zwei der Minister waren Mitglieder des vorigen Ministeriums gewesen, von San Luis und Molins nahm man an, daß sie sich der Partei der Gemäßigten zurechneten, welche den General Narvaez als ihr Haupt verehrte. Wirklich erfolgte die Rückberufung dieses Generals, ohne daß jedoch die Restituirung desselben eine vollständige gewesen wäre, denn man bedeutete ihn, daß eine stille Zurückgezogenheit in seinem andalusischen Geburtsort Loja ihm besonders zusagen werde. Die Einberufung der Kortes, von der das frühere Ministerium Umgang genommen hatte, erfolgte auf den 19. November. Da die neuen Wahlen wie gewöhnlich durch kräftigste Nachhülfe der Regierung eine gehorsame Kongreßmehrheit geliefert hatten, flüchtete sich die Opposition wie früher in den Senat. Hier saßen viele wohlunterrichtete Männer, von denen die Frage über die Eisenbahnkonzession wieder aufgenommen wurde. Von diesem Angriffspunkte würde man sich weiter auf den Einfluß der Königin Mutter verbreitet und auch die Spekulationen und Geschäfte des Herzogs von Rianzares auf der Insel Cuba, über die der General Concha als ehemaliger Generalkapitän des schönen Eilandes genauen Aufschluß ertheilen konnte, nicht unerwähnt gelassen haben. Um diese gefährlichen Debatten abzuschneiden, stellte das Ministerium den Antrag, die Eisenbahnfrage, in der es selbst die Initiative ergreifen wolle, fallen zu lassen. An dem Tage (9. Dezember), an dem dieser eigene Antrag der Regierung von dieser selbst zur Abstimmung gebracht wurde, fehlten sonderbarer Weise viele Anhänger des Ministeriums, so daß die Opposition, die alle ihre Mitglieder vollzählig beisammen und selbst die nicht in Madrid anwesenden herbeigerufen hatte, mit 105 gegen 67 Stimmen siegte. Am nächsten Tage wurden die Kortes, nachdem sie zwanzig Tage vereinigt gewesen waren, auf unbestimmte Zeit vertagt.

Die Minister hatten im Kongreß betheuert, die Regierung habe die Entwürfe der vorigen Minister hinsichtlich einer Verfassungsrevision gänzlich zurückgenommen. Diese Versicherung durfte man als wahr hinnehmen. Die früheren Entwürfe waren allerdings zurückgenommen, aber sie waren, was die Minister nicht sagten, durch andere ersetzt worden. Seit der Rückkehr der Königin Mutter war eine Annährung an französische Maximen eingetreten. Nicht das Wahlrecht durch aristokratische Normen beschränken wollte man mehr, sondern im Gegentheil dem Kongreß eine „breitere Grundlage" geben und den Senat als den demokratischen Grundsätzen widerstreitend ausmerzen. Waren die unabhängigen Senatoren beseitigt, so ließ sich mit Hülfe des Beamtenmechanismus unter erzwungenem Schweigen der Presse jederzeit ein gefügiger Kongreß erlangen. Dieser Plan bestand, wenn nicht früher, doch jedenfalls seit dem Anfang des Jahres 1854, allein das Experiment war ein gefährliches, und Niemand getraute sich, es anzufassen. Die Minister temporisirten, Willkür, Unentschiedenheit und Spaltung blieben nach wie vor die an den höchsten Gewalten bemerkbaren Erscheinungen.

Unter Generalen der gemäßigten Partei waren Verabredungen getroffen worden, Reaktionsversuche der Regierung, mit gewaffneter Hand unternommen, auf eben dieselbe Weise zu unterdrücken. Die Regierung wurde von dieser Verständigung auf unbestimmte Art unterrichtet und verwies vier der berühmtesten Feldherrn, Manuel und Jose Concha, O'Donnell und Armero theils nach den Balearen oder Kanarien, theils nach einem entfernten Winkel Spaniens. O'Donnell entging der Verweisung, indem er in Madrid ein Versteck fand, Jose Concha flüchtete nach Frankreich. Er hatte auf seiner Flucht Saragossa berührt, und in dieser Stadt brach am 22. Februar 1854 ein Aufstand aus. Die Regierung hatte seit der Durchreise des Generals durch Saragossa gegen die Treue des dort garnisonirenden Regiments Cordova Verdacht geschöpft. Dieses erhielt daher Befehl, nach Pamplona abzugehen und sollte am 20. Februar die Stadt

verlassen, als es sich um halb zwölf Uhr des Morgens, seinen Befehlshaber, den Brigadier Juan Jose de Horre an der Spitze, empörte. Es besetzte das Fort der Aljaferia, wo es kasernirt war, und seine Zugänge, so wie die steinerne Brücke über den Ebro, und theilte unter alle Civilpersonen mit denen es in Berührung kommen konnte, Waffen und Munition aus, worauf diese eine Anzahl höherer Offiziere und Beamten in ihren Wohnungen verhafteten. Unterdessen hatte sich der Generalkapitän an die Spitze des übrigen Theils der Garnison gestellt, und gegen Abend kam es zum Kampf. Der Brigadier Horre rückte mit einer halben Kompagnie seines Regiments auf den Platz de la Peo in der Absicht, es zu einem allgemeinen Pronunciamiento zu bringen, wurde jedoch von dem Grenadier-Regiment unter dem Brigadier Marquis von Santjago mit einer Gewehrsalve empfangen, die ihn sogleich todt zu Boden streckte. Er soll drei Kugeln, sein Pferd vierzehn erhalten haben. Hierauf scheint noch ein erbitterter Kampf stattgefunden zu haben, da der offizielle Bericht des Kriegsministers Blaser selbst sagt, daß die Rebellen in allen ihren Positionen angegriffen und dabei das Regiment Cordova niedergemacht (destrozado) wurde, worauf endlich um sieben Uhr der Aufstand besiegt war. Mehrere der Anführer wurden noch dicht an der französischen Grenze ergriffen und auf der Stelle erschossen, gegen alle betheiligt gewesenen Militärs und Civilpersonen nach der ganzen Strenge des Gesetzes verfahren. Allein damit war die Regierung noch nicht zufrieden. Sie ergriff auch allgemeine Maßregeln, erklärte ganz Spanien in Belagerungszustand, stellte eine Razzia gegen die Redakteure der Oppositionsblätter, gegen mißliebige Kortesmitglieder und Generale an und verurtheilte eine Menge von Personen, ohne daß eine Untersuchung ihrer Schuld vorangegangen wäre, zur Deportation oder zur Verweisung an entlegene Punkte Spaniens.

Hatte bisher keine Verschwörung bestanden, so bildete sie sich jetzt, zunächst und vielleicht ausschließlich unter Generalen und andern angesehenen Männern der gemäßigten Partei. O'Donnell leitete von seinem Madrider Versteck aus, in dem die ewig suchende Hand der Regierung ihn nie entdeckte, die Eröffnungen an die Parteimitglieder. Die meisten sagten ihre Hülfe zu, nur Narvaez antwortete ausweichend, wie man sagt, weil er sich nicht entscheiden konnte, ob er auf die Seite des Aufstandes treten oder nach dem Ausbruch desselben der Königin Mutter seinen Degen anbieten solle. Die verschworenen Generale warteten ihre Zeit ab. Eine unerhörte Preissteigerung der Lebensmittel, welche der Königin Mutter zugeschrieben wurde, hatte die Stimmung schon sehr schlimm gemacht, als die Minister in ihrer Finanznoth sich gezwungen sahen, ein Zwangsanlehen auszuschreiben. Dieser Moment wurde benutzt.

Die Generale O'Donnell, Dulce, Mesina, Ros d'Olano und Echague waren die Leiter. Der Aufstand brach am 28. Juni bei Tagesanbruch aus. Am Abend vorher hatte der General Dulce, Generaldirektor der Kavallerie, vom Generalkapitän von Madrid, General Lara, die Erlaubniß erbeten, alle in Madrid liegenden Kavallerie-Regimenter Revue passiren zu lassen. Die Erlaubniß wurde ihm ertheilt, da ihn sein Amt zur Vornahme der Truppenschau verpflichtete. Am 28. früh vier Uhr versammelten sich die Kavalleriekorps auf einer großen Weide vor Madrid, Campo de Guardias genannt. Um diese Zeit erschien General O'Donnell, welcher die Truppen haranguirte und sich darauf gegen Alcala begab, wo er er ein anderes beträchtliches Reiterkorps treffen sollte. Es gelang auch dem General, Infanterie vom dritten Linienregiment zum Uebergang zu vermögen. Der Oberst dieses Regiments schloß sich dem General O'Donnell an. Man kann nicht behaupten, die Regierung sei von dem Aufstand überrascht worden. Man wußte schon einige Tage vorher, daß ein Komplott gesponnen werde. In der Nacht vom 27. zum 28. wurde der Kriegsminister General Blaser benachrichtigt: in der Kavalleriekaserne zeige sich eine ungewöhnliche Bewegung. Sogleich schickte er den Militärgouverneur General Quesada dorthin, der ihm zurückmeldete, die

Truppen rüsteten sich nur auf die von General Dulce angesagte Truppenschau. Der Generalkapitän Lara erhielt dieselbe Nachricht mit Enthüllungen über den Anschlag, beachtete sie aber nicht, weil er entweder dem General Dulce zu viel traute oder der Anzeige mißtraute. Am andern Morgen um sechs Uhr schickte er erst einen Adjutanten zu General Dulce, um die Truppenschau abzubestellen. Es war längst zu spät. Die Regierung verlor im ersten Augenblicke völlig die Besinnung. Man mißtraute der Infanterie, die in Madrid lag, um so mehr als bereits ein Theil davon zu dem Aufstand gestoßen war. So geschah im Anfang nichts. Die Insurgenten besaßen Zeit sich zu sammeln, ihre Kräfte zu überschauen, sie zu organisiren und sich zu verständigen. Man ließ sie anfangs nur von einem Detaschement von 50 Gensd'armen und 20 Stadtwachen beobachten. Durch den Anführer dieser Abtheilung, Brigadier Santjago, erhielt man die Nachricht, daß O'Donnell an der Spitze des Aufstandes stehe, daß die Truppen in Canillejas sechs Stunden gewartet, ob nicht die Garnison von Madrid sich ihnen anschließen werde, und daß sie dann nach Alcala de Henares aufgebrochen waren. Ein Angriff, den die treugebliebenen Truppen endlich bei Vivalcaro machten, wurde zurückgewiesen, doch fiel dabei ein Oberst der Aufständischen, Garrigo, in die Hände der Regierung. Seine Waffengefährten mußten ihn nach allen früheren Erfahrungen verloren geben, aber man begnadigte ihn in Madrid. Von Alcala de Henares richteten die verschworenen Generale einen Brief an die Königin. Er enthält folgende Klagen gegen die Regierung: kein Artikel der Verfassung werde mehr beobachtet, die Presse sei geknebelt, der Schweiß des Volks vermöge nicht den Geldburst der Minister zu befriedigen, alles sei käuflich geworden, keine Konzession für Eisenbahnen werde ertheilt, kein Beschluß mehr ausgefertigt, ohne daß die Minister vorher abgefunden worden, die Generale, welche im Dienst des Vaterlandes ergraut, schmachteten im unverdienten Exil. Was die Unterzeichneten wollten, sei Aufrechthaltung des Throns und der Verfassung, und was sie begehren: Entlassung der Minister und Einstellung des Zwangsanlehens. Dieselben Anklagen und dieselben nicht unbescheidenen Forderungen wiederholten sich in einer Proklamation der Leiter des Aufstandes von demselben Orte. Sie trägt das Datum des 1. Juli und lautet: „Eine verderbte Regierung, welche die Gesetze verletzt und die Ehre des Landes befleckt, erliegt jetzt unter der Wucht des Abscheues der Nation. Die ehrenwerthen Männer aller Parteien verwerfen sie, und das Volk, entrüstet über ihre Ungerechtigkeiten, behält ihr eine exemplarische Strafe vor. Die Zeit ihrer schmählichen Herrschaft reicht nicht aus, um nach ihr ihre Verbrechen zu bemessen; sie hat die Verfassung des Staats verletzt, alle Rechte der Bürger mit Füßen getreten, alle Gefühle des Anstands verhöhnt, die Volksvertretung verachtet, die Tribüne geschlossen, die Presse geknebelt, den Schatz geplündert, die Gewissen bestochen, und im Lande die höchste Verwirrung gesäet. Jene Generale, welche der Königin den Thron verschafft, um darauf konstitutionell zu regieren, die in politischen Kämpfen erfahrenen Männer, und die unabhängigen Journalisten sind verfolgt, abgesetzt oder selbst geächtet worden. Ein Haufen Abenteurer hat sich den Zweck vorgesetzt, Spanien als sein Erbe auszubeuten, und in Einem Tage die Errungenschaft von funfzig Jahren der edelsten Opfer und heldenmüthiger Thaten zu vernichten. Nachdem die Regierung dem Volk ungeheure Summen abgepreßt, welche die Kortes nicht gut geheißen, hat sie sogar eine neue Steuer auferlegt, welche Hunger und Elend in den Provinzen verbreitet. Ihr Benehmen ist ohne Beispiel noch Entschuldigung. Die Revolution geht hier nicht aus der Masse hervor, nicht aus dem Volk: sie entspringt aus der Regierungsgewalt, die sich außerhalb des Gesetzes stellt. Es handelt sich hier nicht um einen Personenwechsel, nicht um eine Parteirevolution, es handelt sich um die brüderliche Einigung aller Liberalen, aller redlichen Männer, welche das Ziel vor Augen haben die skandalösen Plünderungen unmöglich zu machen, die wir bisher erlebt. Pa-

triotismus, Einigkeit und Vertrauen, dies sind die drei Elemente, durch welche die Nation, die Freiheit und der Thron gerettet werden; so werdet ihr für immer das traurige Vermächtniß der Schmach beseitigen, die ihr sonst euern Kindern hinterlassen würdet. Nur ein energischer Akt kann dieser Herrschaft der Willkür und der Immoralität ein Ende machen; dies erwartet das Land von euch, und darum Bürger zu den Waffen: entweder jetzt oder niemals!"

O'Donnell schlug den Weg nach Andalusien ein. Auf der Straße dahin vereinigte sich Serrano, der in Remonte-Geschäften reiste, mit ihm. Der einstige Günstling Espartero's, der seiner Ueberzeugung treu geblieben ist, machte den General der Gemäßigten aufmerksam, welche unendliche Fortschritte die progressistische Meinung während der Mißregierung der letzten Jahre gemacht habe, so daß der Aufstand nur dann Hoffnung auf Erfolg habe, wenn er ein entschiedenes Programm aufstelle. O'Donnell erkannte das Gewicht dieser Gründe an und erließ in Manzanares zwei neue Proklamationen, eine an die Spanier, die zweite an die Einwohner von Madrid. In der ersten wurde kundgegeben, was am Tage des Siegs geschehen werde. „Wir wollen," erklärt O'Donnell, „die Erhaltung des Throns, aber ohne Kamarilla, welche ihn entehrt; wir wollen die strenge Ausführung der Grundgesetze, vor allen Dingen mit einem verbesserten Wahl- und Preßgesetz; wir wollen durch genaue Sparsamkeit die Verminderung der Abgaben erzielen; wir wollen, daß man in den Civil- und Militärstellen die Rechte der Anciennetät und des Verdienstes achte; wir wollen die Gemeinden der Centralisation entreißen, welche sie vernichtet, und ihnen die zur Entfaltung ihres Gedeihens erforderliche lokale Selbstständigkeit geben; wir wollen endlich, als eine Bürgschaft für alle diese Güter, die Nationalmiliz auf dauerhaften Grundlagen einrichten. Das sind unsere Absichten; wir legen sie offen dar, ohne sie der Nation aufdringen zu wollen. Die Regierungsjunten, welche sich in den freien Provinzen zu bilden haben werden, die allgemeinen Kortes, welche unverzüglich zusammentreten müssen, die ganze Nation endlich wird die definitiven Grundlagen der liberalen Regeneration, welche unser Ziel ist, bestimmen." Etwas präciser war das „Ziel" in der zweiten Proklamation an die Einwohner von Madrid bezeichnet. Diese Proklamation nennt als solches: „Rückkehr zu der Verfassung von 1837, Aufrechthaltung der Königin Isabella II., ewige Verbannung der Königin Mutter und die Rückgängigmachung der Zwangssteuer."

Die Proklamation vom 1. Juli hatte auf das Volk wie auf die Truppen keinen Eindruck gemacht. O'Donnell setzte seinen Marsch auf Andalusien fort, jedes Blutvergießen vermeidend, General Blaser folgte ihm mit den Regierungstruppen auf dem Fuße, und die Bevölkerung sah dem allen unthätig zu. Ganz anders gestaltete sich die Lage der Dinge, als O'Donnell sich offen dem Progressistenthum in die Arme warf und ein Programm aufstellte, wie es Espartero nicht entschiedener hätte abfassen können. Man wird sich erinnern, daß die Verfassung von 1837 die etwas geänderte Kortesverfassung von 1812 ist, daß die Freiheit der Gemeinden der Stein war, der Marie Christine früher zum Fall brachte, und daß Espartero die Nationalmiliz zur Hauptstütze des Reichs machen wollte. O'Donnell adoptirte in allen diesen Punkten das progressistische Glaubensbekenntniß, und von diesem Augenblicke an kam die Bewegung in Gang, folgte Pronunciamiento auf Pronunciamiento. Auf allen Seiten brach der Aufstand los, im Norden und im Süden, im Westen und im Osten. Valladolid gab als erste große Stadt das Beispiel, dem ein Ort nach dem andern, wie im Wetteifer, sich nicht überholen zu lassen, nachfolgte. Die Regierungstruppen fielen zugleich immer zahlreicher ab, anfangs einzeln, dann in Schwadronen und Kompagnien, endlich regimenterweise. Wie in der Februarrevolution war die Gensd'armerie die einzige Truppe, welche sich als treu erwies. Große Entscheidungen wurden durch die Aufstände von Barcelona und Saragossa herbeigeführt. In der erstgenannten Stadt ergriffen zwei Infanteriebataillone der Regimenter Navarra und Guadala-

rara die Initiative. Die Bevölkerung machte mit ihnen gemeinschaftliche Sache und schon gewann die Bewegung einen republikanischen Charakter, als der Generalkapitän Larocha durch seinen rechtzeitigen Beitritt das Umschlagen in ein Extrem noch verhinderte. Der Aufstand von Saragossa wurde dadurch wichtig, daß die dortigen Leiter als Junta del Gobierno von Aragonien sich für den Mittelpunkt der Nationalbewegung erklärten und Espartero mit der militärischen Diktatur bekleideten, zum Generalissimus aller nationalen Armeen Spaniens ausriefen. Der Siegesherzog eilte sogleich von Logrono herbei, und damit war der Sieg des progressistischen Elements im Aufstande eine vollendete Thatsache. Die benachbarten Provinzen erkannten die Junta von Saragossa an, und aus allen brachen Truppen auf, aus San Sebastian, Vittoria und Burgos General Zabala mit den dortigen Besatzungen und vielen Freiwilligen, um sich an Espartero's „Armee des Centrums" anzuschließen.

Alle diese Bewegungen drängten sich in den kurzen Zeitraum von etwa vierzehn Tagen zusammen. Die offizielle Gaceta von Madrid ignorirte sie alle, nach ihren pomphaften Verkündigungen gab es keine Rebellion, als unter den verrätherischen, mit O'Donnell entwichenen Truppen, und diese Ungetreuen verfolgte General Blaser, um sie demnächst zu vernichten. Der Graf San Luis verheimlichte der Königin geflissentlich alle eintreffenden bösen Nachrichten und entblößte gleichzeitig Madrid von allen Truppen bis auf 2000 Mann. Am 17. Juli verbreitete sich, obgleich das Ministerium sie zu verhehlen suchte, die Nachricht, daß in Valladolid der General Nogueras, ein tapferer Greis von siebenzig Jahren, sich an die Spitze der Garnison und Nationalmiliz gestellt, und daß in Barcelona der Generalkapitän Larocha selbst mit der Besatzung sich pronunzirt habe. Aehnliches verlautete aus Zamora, Burgos und andern bedeutenden Städten, und damit traf die Kunde zusammen, daß auf den Feldern von Martos, diesseits von Jaen, O'Donnell die Truppen des Kriegsministers vollständig geschlagen habe, dieser selbst verwundet in Gefangenschaft gerathen und ein großer Theil seiner Soldaten zu O'Donnell übergegangen sei. In Folge von alle dem brach Nachts um acht Uhr der Aufstand in Madrid aus; aber die Bewegung war sichtlich verfrüht, und die Führer, die sie insgeheim vorbereiteten, wurden vom Ausbruch überrascht; denn trotz ihrer Bemühungen war es ihnen unmöglich, eine kompakte Streitmacht zu organisiren. Haufen von 40, 50, 80 Mann höchstens zogen ohne einen bestimmten Zweck durch die Straßen; man sah, es war den eben erst des Drucks entledigten Leuten zunächst nur darum zu thun, ihrem Gefühl Luft zu machen, und der allgemeine Charakter von ganz Madrid in dieser Nacht war Freude und Jubel. Ueberall hörte man den Ruf: „Es lebe die Konstitution von 1837! Es lebe die Freiheit! Es lebe die Einigung aller Spanier! Es lebe die Königin! Hoch O'Donnell und Dulce! Nieder mit den Verräthern! Nieder mit den Räubern! Tod dem Sartorius!" Gegen neun Uhr bildete sich eine größere Gruppe um das Haus, in welchem Sartorius und Esteban Collantes (der Minister der öffentlichen Arbeiten) gewohnt: das Volk schlug das Thor ein, und zündete mitten in der Straße ein großes Freudenfeuer an, indem man durch die Fenster Hausrath aller Art, Wein, Geld, kurz alles, was man fand und was nicht nied- und nagelfest war, herabwarf. Und von alle dem eignete sich Niemand was zu, mit Ausnahme der Cigarren, die man unter den dort stehenden Soldaten und Civilpersonen vertheilte. Im Theater del Principe zerstörte man unter wüthendem Beifallsgeschrei die Steintafel zu Ehren des Erbauers dieses Schauspielhauses, des Grafen San Luis. Die Volksmenge wälzte sich nach dem Gouvernementshaus (Gobierno Civil), wo man sich aller vorfindlichen Flinten bemächtigte, aber keinen Menschen mehr antraf; denn der Gobernador, Graf von Quinto, war, wie sämmtliche Minister, Salamanca und die Königin Mutter, schon vor zwei Stunden unsichtbar geworden, und so seiner Pflicht als Corregidor und Gouverneur der Hauptstadt entlaufen, was dazu beitrug,

die öffentliche Gährung zu steigern. Als die Menge vom Gobierno wegzog, trat der ehrwürdige fünfundsiebenzigjährige General San Miguel auf den Balkon des Stadthauses, und sprach, indem plötzlich allgemeine Stille eintrat, die Worte: „Spanier! ihr kennt mich, und ich kenne euch. Vertrauen also, Einigung und Mäßigung!“ Von der Plaza de la Villa ergoß sich das Volk in verschiedenen Richtungen, die einen begaben sich nach der Puerta del Sol und bemächtigten sich ohne Widerstand des Posthauses, welches dann die Leute vom Civil (paisanos) vertrauensvoll den Truppen überließen. Mittlerweile hatten sich neue Volksschaaren der Bewegung angeschlossen, und waren nach dem Artilleriepark (Zeughaus) geströmt, um sich mit Waffen zu versorgen; die Läden der Waffenschmiede, wie das bei solchen Gelegenheiten geht, wurden erbrochen und alle Waffen, die man fand mit fortgenommen. Die Häuser der Generale Blaser und Vistahermosa, so wie das des Bankier Salamanca wurden rein ausgeplündert, indem man Kleinodien, prächtige Gemälde, Silberzeug, Bankscheine und andere Werthpapiere, sammt den Kästen, die sie enthielten, auf die Straße warf und verbrannte. Es war Mitternacht, die Stadt ohne Autorität, das Volk berauscht und in Unordnung, die Besatzung schwankend, der Palast und seine Umgebungen nach vorn von Artillerie, im Innern von Hellebardieren und Wachen besetzt, als plötzlich die Truppen auf das Volk Feuer geben. Da kennt dieses blind von Wein und Zorn, keine Grenzen mehr: man schlägt sich sofort an der Puerta del Sol, auf der Plaza Major, in der ganzen Umgegend des Palastes der Königin Christine. Das Volk war in den Palast eingedrungen, schleuderte Mobilien und alles, was man fand, durch die Fenster, und ließ sich Champagner, Rheinwein u. s. w. schmecken, ward aber zuletzt vom Militär heraus und zurückgedrängt, worauf es in den nahegelegenen, sehr engen Straßen de la Nola, de Jacometrezo und de la Luna Barrikaden aufwarf. Dort konzentrirte sich der Kampf.

Daß die Königin die Entlassung des Grafen San Luis angenommen hatte, „höchst befriedigt über seine Loyalität und die hervorragenden Dienste, die er der Krone erwiesen habe,“ erfuhren nicht einmal die Behörden, geschweige denn das kämpfende Volk. Nun dauerte bis zur Ernennung neuer Minister während sechszehn Stunden ein vollständiger Zustand der Anarchie. Als endlich ein Ministerium unter dem Vorsitze des Herzogs von Rivas gebildet worden war, versäumte man das Nöthigste und Nächstliegende und ließ die Civil- und Militärgouverneure ohne Anweisungen, so daß sie nach bestem Wissen und auf eigene Verantwortung handelten. Die Aufständischen, die am 18. früh noch nicht 1500 Köpfe zählten, hatten daher Muße, sich zu sammeln. Sie schwollen bis auf 6000, meist Bürger, die sich rasch der Stadt bemächtigten und hinter Barrikaden festsetzten. In einem Drittel der Stadt gab es kein Pflaster mehr. Wie immer mußten die Privatwagen als Grundlage der Barrikaden dienen, die, 200 an der Zahl, an mehreren Orten bis zu den Dächern der Häuser hinaufstiegen. Das Gefecht wüthete am hitzigsten an dem königlichen Palaste und an dem Palast der Königin Christine. Das Gewehrfeuer schwieg keinen Augenblick, und auf beiden Seiten war der Verlust sehr groß, größer jedoch auf Seiten der Truppen, da die Aufständischen aus ihrem Versteck schossen und nach jeder Salve wieder zurückwichen, während die Truppen in Linie zum Feuer aufgestellt wurden, und selbst mit ihrer Artillerie nicht viel ausrichten konnten. Am 19. Juli nun erschienen drei angesehene Bürger in der Regierung, und baten im Namen der Aufständischen um Aufnahme des O'Donnell'schen Programms und Verkündigung der Verfassung von 1837. Die neuen Minister verlangten eine Frist, um sich zu entscheiden, und schlugen inzwischen eine Waffenruhe vor, die gern bewilligt wurde. Allein der Befehl gelangte nicht an alle Truppentheile, und einige entfernte Posten, so wie die Artillerie in Atocha eröffneten unvermuthet wieder das Feuer.

Unter Verantwortlichkeit des Ergänzungsblätterverlags in Meißen. — Redakteur Dr. Fr. Steger.
Druck von A. E. Gato in Meißen.

Spanien (neueste Geschichte). Natürlich brach die Wuth über diesen „Verrath" furchtbar aus. Die Minister erschraken bei dieser neuen Wendung und fertigten unverzüglich einen Obersten mit dem Befehl an die Artillerie ab, daß sie unter allen Umständen das Feuer einzustellen habe. Die Progressistas aber nahmen diese Gelegenheit wahr. Eine Deputation von ihnen begab sich zu der Regierung und erklärte dieser, das Volk mißtraue allen Waffenstillständen, die Aufregung sei furchtbar, der königliche Palast werde bald das Objekt des Angriffs werden, dann ständen unerhörte Dinge zu fürchten. Die Minister entschlossen sich, auf diese Meldung abzudanken und begaben sich zur Königin, um ihr zu rathen, daß sie Espartero beriefe. Jede Minute wurde zum Tag, das Geschick des Landes stand auf dem Spiel. Der Entschluß der Königin war kurz, und innerhalb einer Stunde schon war das königliche Dekret mit der Berufung des Herzogs von Victoria ausgefertigt, gedruckt und in Madrid verbreitet. Inzwischen hatte sich schon in der Stadt bis zur Ankunft Espartero's eine provisorische Regierung gebildet. Diese „Heils- und Vertheidigungsjunta der Stadt Madrid" setzte sogleich die städtische Behörde von 1843 wieder ein und ließ durch diese die Nationalgarde reorganisiren. San Miguel übernahm das Militärkommando von Neukastilien. Der Kampf hatte sogleich ein Ende genommen, so wie Parlamentäre mit weißen Fahnen in den Straßen die Berufung des Siegesherzogs verkündigten. Nichts desto weniger hielten die Führer des Aufstandes aus Mißtrauen in die gemachten Versprechungen es für gerathen, bis zu Espartero's Ankunft, und zur Bewaffnung der Nationalgarde die Barrikaden besetzt zu halten. Die Truppen kehrten in ihre Kasernen zurück, und abgesehen von einigen Kanonen am Thor von Alcala schien die Stadt ganz in der Gewalt der Revolution zu sein. Am 20. um vier Uhr Nachmittags ergaben sich 200 die „Gubernacion" (Ministerium des Innern) besetzt haltende Grenadiere, von Hunger und Durst gequält und von allerei Einflüsterungen bearbeitet, dem Volk, und zogen Arm in Arm mit den Aufständischen unter dem Ruf: Es lebe Espartero! Es lebe die Verfassung! davon. Am folgenden Tage (21.) war schon O'Donnell in der Hauptstadt erwartet. Blaser's Truppen hatten sich, den am 20. eingetroffenen Nachrichten zufolge, mit den Aufständischen vereinigt; der verunglückte Staatsstreichs-Kriegsminister hatte die portugiesische Grenze gesucht. Wie lebhaft am 19. der Revolutionszustand gewesen sein muß, geht aus einer Proklamation der Junta der „Madrider Stadtviertel" hervor, worin dieselbe das Volk auffordert, sich mit Steinen, Möbeln, heißem Wasser und dergleichen Recht zu verschaffen; Rivas sammt den drei Progressisten seines Ministeriums werden darin „Verräther" titulirt.

Der ruhigere Theil der Bevölkerung harrte Espartero's Ankunft wie einer Erlösung entgegen. Jede Nacht wurde Illumination befohlen, und keinen Augenblick ruhte die Trommel, die Pfeife, der Ruf der Patrouillen, das Werda der Waffen. Alle Leidenschaften waren wachgerufen, und wenn ängstliche Gemüther auch die Gefahr übertrieben, so war es doch gewiß, daß eine republikanische Partei thätig war, deren ausländische Bestandtheile in Spanien den Hebel gefunden zu haben glaubten, mit dem sich das monarchische Europa aus den Fugen heben lasse. Mit Bangigkeit fragten sich die meisten, ob es möglich sein werde, daß die progressistische und die gemäßigte Partei zusammengehen könne. Diese Angst wenigstens wurde beschwichtigt durch das Bekanntwerden des von Espartero ernannten Ministeriums. Der Siegesherzog selbst figurirte auf der Liste als Präsident und neben ihm standen die Namen O'Donnell, Don Jose Alonso, Don Francisco Lujan, Don Francisco Santa Cruz, Don Jose Manuel Mollaro, Allende y Salazar, Don Joaquin Pacheco,

theils Gemäßigte, theils Progressisten. Schon etwas beruhigter, aber immer noch von hohen Barrikaden und bewaffneten Banden von Stierkämpfern umgeben, bereitete man alles zum feierlichsten Empfange des Helden des Tags. Am 29. Juli um acht Uhr Morgens langte Espartero, von Saragossa kommend, beim Thore von Alcala an. Eine dichte Menschenmenge war in der gleichnamigen langen Straße, die quer durch die Stadt hindurch nach dem königlichen Palast führt, versammelt, um ihn zu erwarten. Die Fenster waren mit Damen besetzt. Eine Anzahl Bürger waren Espartero entgegengegangen, namentlich auch Nationalgardisten zu Fuß und zu Pferde mit einer improvisirten Uniform, die aus einer Art anliegender Blouse und einer Militärmütze, mit grünem Band verziert, bestand, das die herrschende Devise: „Die Verfassung oder den Tod!" trug. Diese bildeten vorn, eine Abtheilung Linientruppen hinten, die Escorte. Der General San Miguel ritt neben Espartero's Wagen her. Der Zug, der durch die jetzt Calle del Duque de la Victoria heißende Straße seinen Eingang nahm, bestand außer der genannten Begleitung aus vier oder fünf Wagen, in denen hohe Offiziere mit Ordensbändern bedeckt, eine Deputation der Junta und eine Deputation des Ayuntamiento saßen. Letzteres hatte seine Hellebardiere und seine Alguazils in ihren charakteristischen Trachten geschickt. Mit Mühe nur kam der Zug durch die sich freudig hinzudrängende Menge hindurch. Ueberall erschollen begeisterte Hoch auf den Mann, von dessen Kommen man sich eben so wohl Freiheit wie Ordnung versprach, von den Balkonen und Fenstern regnete es Blumen, Damen warfen ihre Tücher mit bedruckten Zetteln herunter, Tauben mit grünen Bändern wurden in die Luft gelassen, und Espartero, aufrecht im Wagen stehend, dankte mit sichtlicher Rührung durch Ausstrecken der Hände, die er dann wieder zurück auf sein Herz führte. Augenzeugen schildern ihn als einen Mann von schönem und edlem Aeußern, in dessen Zügen männliche Energie sich mit einem seltenen Ausdruck von Gradheit und Güte einigt. Seit der Regentschaft ist er etwas stärker geworden. Um ein Viertel vor neun Uhr langte der Zug im Schloßhofe an, und Espartero stieg sofort inmitten der ihn umdrängenden Menge zur Königin hinauf. Als nach einer Viertelstunde die Läden des großen Balkons, wo das Volk die Königin mit Espartero erscheinen zu sehen hoffte, unerbittlich verschlossen blieben, mischten sich einige: Al balcon unter die Viva! aber es verstrich noch eine halbe Stunde bis endlich die Königin auf dem Balkon ihrer Privatgemächer, Espartero wieder in seinem Wagen erschien. Das Publikum empfing die Königin mit Hutschwenken und dem Ruf: Viva la reina! Viva la reina constitucional! Espartero stimmte ein, indem er aufrecht in seinem Wagen stand, das Gesicht der Königin zugewendet und wie das Publikum den Hut schwenkend. Die Königin, die sehr vergnügt und zufrieden aussah, antwortete dem Publikum und Espartero mit ihrem Taschentuche, was auch der links von ihr stehende König that. Während dieser lange anhaltenden Szene beugte sie sich mehrmals zu ihrem Gemahl, wie um ihm ihre Eindrücke mitzutheilen, grüßte dann noch einmal und verschwand von der Terrasse. Die offizielle Gaceta berichtet noch über den Empfang des Siegesherzogs im Palast, daß der König und die Königin ihm bis zur Thüre ihrer Gemächer entgegengingen und auf der Schwelle selbst der Handkuß stattfand. Auf den Wunsch Espartero's die Prinzessin von Asturien zu sehen, die gerade schlief, führten der König und die Königin ihn selbst zu deren Gemach. O'Donnell zog, von Ros de Olano begleitet, um sechs Uhr Abends ein. Er hatte der Deputation der Junta, die ihn zu Tembleque traf, geantwortet: sein Schwert gehöre der Sache der Freiheit; da aber die Königin den Siegesherzog in ihren Rath berufen habe, so sei es seine Pflicht der Organisation, die dieser der Regierung geben wolle, kein Hinderniß in den Weg zu legen; sein Ehrgeiz sei befriedigt, der erste gewesen zu sein, um sein Vaterland von der es bedrückenden Tyrannei zu befreien, und später in den Kortes dieselbe Sache vertheidigen zu können, die er stets auf den Schlacht-

feldern vertheidigt habe. Espartero, von diesem bescheidenen und zurückhaltenden Benehmen in Kenntniß gesetzt, ließ ihn sofort durch eine zweite Deputation abholen und begleitete ihn am Abend zur Königin, von wo er sich um zehn Uhr inmitten populärer Demonstrationen zu Fuß in den Palast der Generaldirektion der Infanterie verfügte.

Der Einzug Espartero's ist, und hoffentlich nicht blos für jetzt, die Schlußszene des Drama's der spanischen Revolution. Seit Jahren vorausgesehen und prophezeiet, ist diese Revolution gleichwohl plötzlich eingetreten. Seit drei Jahren war sie provocirt worden von Ministern, die doppelt strafbar waren, einmal weil sie die Verfassung verletzten und als nicht vorhanden betrachteten, und dann weil sie auf halbem Wege stehen blieben und nicht den Muth hatten, das auszuführen, was sie eigentlich wollten, eben dadurch aber die Revolution herauf beschworen, die sie, wie ihre ewige Versicherung an die Königin lautete, verhindern wollten. Ein verhängnißvolles Geschick ließ unaufhörlich Minister auf Minister degenerirend folgen. Die finanziellen Hülfsquellen wurden mehr und mehr erschöpft, und während das Vermögen einzelner Privaten in Aergerniß gebender Weise auf den Trümmern des öffentlichen Vermögens emporgewachsen war, kannte die Verschleuderung keine Grenzen mehr, wurde der Kredit vernichtet. So mußte denn freilich eine Revolution entstehen, in der republikanische und sozialistische Elemente hervortraten, ja in der sogar, was mehr als alles sagen will, eine Partei von einer Vereinigung der iberischen Halbinsel unter Dom Pedro von Portugal sprach. Diese Vereinigung ist ein Phantom, der gegenseitige Nationalhaß der Portugiesen und Spanier macht sie unmöglich, aber der Gedanke an sie giebt den Beweis, daß die schlechten Rathgeber der Königin die altspanische Anhänglichkeit an die Dynastie erschüttert haben.

Die englische Polizei. Die englischen Polizeieinrichtungen der Gegenwart haben in diesem Jahrhundert, und zwar gegen das Ende der zwanziger Jahre, ihren Ursprung genommen. Gab es auch früher in großen Städten Straßenwächter, und an Hafenplätzen Strom- und Strandwächter, und ordnete man auch auf dem Lande gelegentlich Streifen an, wie sie eben so in Deutschland bis in dieses Jahrhundert hinein üblich gewesen sind, so kannte man doch eine Polizei als eigentliche Behörde nicht. Selbst die Hauptstadt bot noch vor hundert Jahren dem nächtlichen Wanderer einen sehr geringen Schutz dar. Es war ein Wagstück, den Weg von Kensington nach der Altstadt allein zu machen. Im Hydepark läutete jeden Abend zweimal, um sieben und um neun Uhr, eine Glocke, damit alle, welche nach der Altstadt gehen wollten, sich zu einer Karawane versammelten, die stark genug sei, um im Nothfall einen Angriff der Straßenräuber, der bekannten „romantischen" highwaymen, abzuschlagen. War die Karawane klein, so erfolgte nicht selten ein Angriff, oder es überfielen auch wohl Zechbrüder die friedlichen Wanderer und verschafften sich den Genuß einer Prügelei im Großen. Im Jahre 1750 wurde Georg II. in einer sternhellen Nacht auf der Rückkehr von der Jagd angefallen und ausgeplündert. Dieses Attentat bewirkte die Errichtung einer berittenen Schutzwache, und die Romantik des Straßenräuberwesens hatte damit ein Ende, wenn auch London fortfuhr, die unsicherste Stadt der Welt zu sein. Nächtliche Einbrüche und Ermordungen, große Diebstähle und Taschendiebereien, Unfuge von Betrunkenen, die zum Theil den hohen Ständen zuzählten, Prügeleien aus Geschmack an der Sache selbst oder aus Rache und grauenvolle Unzuchtszenen kamen noch immer sehr zahlreich vor, und noch in dem dritten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts gab es in London Gegenden und Straßen, in die sich Wohlgekleidete weder des Nachts noch bei Tage hineinwagten. Trotzdem wollte die Volksmeinung keine Polizei, weil man befürchtete, daß dieses Institut die Scheidewand zwischen der bevormundenden Aufsicht des Staats und der Freiheit des politisch mündigen Bürgers fallen lassen möchte. So hoch hielt man den Grundsatz, daß es Sache des freien Bürgers selbst sei, für Ordnung

und Sicherheit im wechselseitigen Verkehr zu sorgen, und daß der Staat nur eine hülfeleistende Thätigkeit darzubringen habe, daß man lieber die größten Unannehmlichkeiten trug, als den Gedanken eines regelmäßigen Polizeisystems aufkommen ließ.

Gegen das Ende der zwanziger Jahre — irre ich nicht, so war es das Jahr 1829 — in einer Zeit, da politische und religiöse Zerwürfnisse, Geheimbündnerei und Sittenlosigkeit Leben und Eigenthum in Irland aufs höchste gefährdeten, richtete Sir Robert Peel in Dublin eine Polizei ein. Es war ein Versuch, den er machte, und dieser Versuch gelang in einem so hohen Grade, daß die Vorurtheile gegen die Polizei allmälig schwanden und die Dubliner Einrichtungen Nachahmung fanden. Die größern Städte führten diese alle ein, auf dem Lande errichtete man berittene policemen, unsern Gensdarmen vergleichbar, denen man als Waffe einen Säbel und in gefährlichen Zeiten außerdem noch Pistolen gab. Dieses Polizeisystem ist kein gleichförmiges, aber es hat gewisse gemeinschaftliche Grundzüge, die man aller Orten festgehalten hat. Die wichtigsten Theile der Verwaltung haben sich die Municipalbehörden selbst vorbehalten, und sie bilden auch die Polizeigerichte. Die Diener wählt man aus der Klasse der unbescholtenen Bürgerssöhne, ohne daß auf ihre politische Meinung die geringste Rücksicht genommen würde. London hat Radikale, Chartisten, Republikaner zu Konstablern, und alle dortigen policemen sind die eifrigsten Kannegießer, alle halten sich allein oder mit ein paar Berufsgenossen gemeinschaftlich eines jener Wochenblätter, unter denen die radikale Meinung so vorwiegend vertreten ist. Aber der englische Polizeimann hat auch mit dem Fach, in dem die Hauptthätigkeit des französischen Gensdarmen besteht, nicht das mindeste zu thun. Die Politik geht ihn nichts an, die politischen Bewegungen im kleinen und großen fallen nicht in seinen Kreis, er befaßt sich weder mit der Ueberwachung der Fremden und Einheimischen, der Schenken und Klubs, noch mit der Kontrole der Vereine, Zeitungen und Korrespondenzen. Die englische Polizei ist blos Sicherheitsbehörde und hat blos die gemeinen Verbrechen im Auge zu halten, dann auch in ihren Unterabtheilungen das Strom-, Hafen-, Eisenbahn- und Straßenwesen zu beaufsichtigen, für die Reinlichkeit der Straßen, die Wegsamkeit der Passage, die Unterbringung hülflos Betrunkener, verlorener Kinder u. dgl. m. zu sorgen. Wie umfangreich trotz dieser Beschränkung auf gemeine Verbrechen die Amtsthätigkeit der englischen Polizei sein muß, läßt sich aus der Kriminalstatistik schließen. Im Jahre 1851 wurden in England und Wales 27,960 Personen verhaftet oder unter Bürgschaft auf freiem Fuß prozessirt. Davon wurden 21,579 verurtheilt, 6350 freigesprochen. 70 wurden wegen Kapitalverbrechen verurtheilt, davon aber nur zehn hingerichtet, bei 52 die Todesstrafe in lebensländliche Deportation, bei sieben in eine geringere Strafe verwandelt, einer von der Königin ganz begnadigt. Im ganzen wurden 124 Verbrecher auf Lebenszeit, 2702 auf kürzere Zeit deportirt. Unter den Angeklagten waren 22,366 männliche, 5569 weibliche. Im Jahre 1850 wurden in England und Wales 26,813 Menschen vor das Kriminalgericht gestellt, im Jahre 1849 27,816. Die Zahl der im Jahre 1851 in Schottland Angeklagten war 2892 Männer und 1109 Weiber, davon wurde nur einer hingerichtet, 15 auf Lebenszeit, 487 auf kürzere Perioden deportirt. Im ganzen kamen 3070 Verurtheilungen, 907 Freisprechungen vor. Zu diesen Kriminalfällen kommen dann die Polizeivergehen. In London werden jährlich im Durchschnitt 60,000 Menschen eingesperrt, aber nur 5000 wegen eigentlicher Verbrechen vor die Geschworenen gestellt. Alle übrigen haben Polizeivergehen begangen und zwar die Hälfte im Zustande der Trunkenheit. Wollte man diejenigen Vergehungen, welche mittelbar ihre Veranlassung in der Trunkenheit haben, mit in die Rechnung bringen, so würde sich ein Verhältniß von wenigstens fünfundsiebenzig Prozent ergeben. Als den Schenken befohlen wurde, an Sonnabenden nicht über Mitternacht

hinaus feil zu halten, trat eine sehr auffällige Verminderung der Polizeivergehen ein.

Die Londoner Polizei ist das Muster für die ganze Monarchie. Sie steht unter dem Minister des Innern, der oberste Polizeiausschuß hat die unmittelbare Leitung. Die Kosten belaufen sich auf vier Millionen Gulden C.-M. jährlich. Unter einer Hauptstation stehen vierundzwanzig Unterstationen, deren Personal gebildet wird von:

Oberaufsehern	19.
Aufsehern	124.
Sergeanten	585.
Konstablern	4797.
Summa:	5525.

Dies ist die offene, uniformirte Polizei, neben der es eine geheime, nicht uniformirte giebt, auf die wir später zurückkommen. Der Polizeimann trägt sich fein und anständig, bürgerlich und doch anders wie gewöhnliche Leute. Seine Tracht bilden dunkelblaue Beinkleider, ein Frack von derselben Farbe, ein Kragenaufschlag, in den eine Nummer und ein Wappen eingestickt sind, ein runder Hut, dessen Deckel aus Wachsleinwand besteht, und weite weiße Handschuhe. In schlechtem Wetter trägt er einen Ueberwurf von Wachstaffet über die Schultern, Nachts einen langen grauen Mantel. Am Tage ist seine Waffe ein kurzer keulenartiger, mit dem Wappen seines Amts verzierter Stab, den er in der Tasche trägt. Dieser Stab wird in der neuesten Zeit aus Gutta Percha verfertigt, wodurch er an Leichtigkeit und Dauerhaftigkeit gewinnt. Des Nachts trägt der Konstabler unter seinem Rocke einen Hirschfänger, der ihn in den verrufenen Gegenden am Strande auch am Tage nicht verläßt. Stab und Hirschfänger gehören beide zu jener Klasse der kurzen Waffen, welche sich im Handgemenge stets vortrefflich bewährt.

Bei seinem Amtsantritt hat jeder Konstabler die Verfassung zu beschwören und seinen Eid dahin zu erstrecken, daß er den Frieden aufrecht erhalten, Räubereien und andere Verbrechen verhindern und die Störer des Friedens verhaften will. Nach dem Gesetz ist es ihm gestattet, auf seine eigene Verantwortung hin, ohne daß er durch einen Verhaftsbefehl ermächtigt zu sein brauchte, Jeden zu verhaften, der sich eines Kriminalverbrechens oder Verraths (treason or felony) schuldig gemacht hat, und den Verhafteten sofort vor den Friedensrichter zu führen. Auch ist ihm erlaubt, Jeden zu verhaften, den er in einem Zweikampf oder einer Schlägerei begriffen antrifft. Ist der Kampf vorüber, so ist es Sache des Verletzten einen Verhaftsbefehl zu erwirken. Nach der englischen Rechtssitte, die Regierung und deren Organe die Rolle des Privatklägers nicht übernehmen zu lassen, gilt dasselbe bei allen Beschädigungen, welche aus Vergehen (offence less than a felony) hervorgegangen sind.

In vielen Fällen, wo Hemmungen oder Störungen entstehen, ist dem Konstabler Verhaftung auf öffentlicher Straße nachgesehen. Diese Fälle treten ein, wenn Jemand ein Pferd füttert, beschlägt, zum Verkauf ausbietet, oder einen Wagen ausbessert und dadurch die Nachbarn oder die Vorübergehenden beunruhigt; wenn Jemand ein junges Pferd einfährt, einen Hund auf Menschen oder Thiere hetzt, einen Menschen absichtlich erschreckt, ein Pferd scheu macht; wenn Jemand Thiere absichtlich oder durch fahrlässiges Fahren beschädigt, oder Vieh ohne Erlaubniß durch die Straßen treibt, wenn ein Reiter sein Thier einen schnellen Gang gehen läßt, ein Kutscher zu rasch fährt oder sich so weit von seinem Wagen entfernt, daß er ihn nicht mehr in seiner Gewalt hat; wenn Jemand auf dem Fußpfade fährt oder reitet, ein Faß, Rad und dergleichen auf dem Fußwege fortrollt, seinen Wagen oder Karren länger als nöthig stehen läßt, die Fuhrordnung

nicht beachtet; wenn Jemand einen Zettel an eine Mauer heftet, dieselbe sonst beschädigt oder verunreinigt, Bäume, Sträucher und Bänke in öffentlichen Anlagen beschädigt; wenn ein Freudenmädchen sich unanständig benimmt. Ferner soll der Konstabler alle verhaften, welche unschickliche und schamlose Bilder und Zeitungen feilbieten, dergleichen Lieder singen oder Schauspiele aufführen, über welche die Nachbarschaft Klage zu führen hat; welche durch lärmende drohende Auftritte die Ruhe stören, Trompete blasen oder mit andern lärmenden Instrumenten das Publikum zum Ankauf von Waaren anlocken; welche ein Gewehr abfeuern oder Steine werfen, durch die Jemand beschädigt werden kann; welche ein Freudenfeuer anzünden oder Feuerwerke abbrennen; welche aus Muthwillen an Hausklingeln ziehen, an Hausthüren pochen oder Straßenlampen auslöschen; welche Rutschbahnen auf dem Eise machen, wodurch Personen gefährdet werden können.

Jeder Konstabler hat seine bestimmte Station, auf der er gewöhnlich Jahre lang bleibt. Er lernt dadurch alle Geschäfte und Verhältnisse, alle Familien und Insassen seines Viertels genau kennen und verdankt dem freundschaftlichen Verkehr, den er mit dem ganzen weiblichen Dienstpersonal unterhält, manche schätzenswerthe Kunde. Auf seiner Station hat er außer der Beachtung der oben aufgezählten Polizeikontraventionen noch manche Geschäfte zu besorgen. Er unterrichtet die Fremden, die sich verirrt haben, über den rechten Weg, ertheilt Nachweise und Adressen, ist der Schutzgeist der Kinder, die sich in dem Verkehrsgewühl nicht zurechtfinden, rettet Betrunkene aus dem Fahrwege u. s. w. u. s. w. Auf wichtigen Stationen wächst seine Thätigkeit ins Unendliche, namentlich an den Eisenbahnplätzen und auf den großen Kreuzwegen. Wo Hunderte von schweren und leichten Wagen, von Omnibus, Droschken, Milchwagen, Equipagen in einem einzigen Strom sich fortbewegen, steht der Polizeimann, das allein Unbewegliche in der tosenden Bewegung, in der Mitte, theilt und beherrscht die Wagenfluth. Oft geschieht, was Max Schlesinger so lebendig schildert: „Bei Temple Bar ein gordischer Knoten von Fuhrwerken aller Art. Drei Wagen sind in einander gefahren. Ein Gaul ist auf dem feuchten Pflaster ausgeglitten und gestürzt, die Passage für eine Minute gehemmt; das will bei Temple Bar viel sagen. Man kann ganz Fleetstreet hinab nicht mehr vorwärts kommen. Aber da sehen Sie auch schon ein halbes Dutzend Constables bei der Hand. Der eine ordnet die gegen die City fahrenden Wagen links zu einer Linie. Der zweite hilft die in einander gerannten Pferde auseinander zu bringen. Der dritte hat sich an die Mündung der nächsten Seitenstraße hingestellt, damit kein neues Gespann von dort in das Chaos einlenke. Zwei andere aber sind um das gefallene Pferd beschäftigt, lösen die Widerhaltskette, schnallen die Stränge auf, helfen dem Gaul auf die Beine, sind dem Fuhrmann beim Wiedereinspannen behülflich, haben sich ganz mit Koth beschmutzt und müssen überdies noch von Mr. Browne da mit dem breiten Quäkerhut den Vorwurf hören, daß sie sich sehr ungeschickt benommen hätten und gar nicht verständen, mit Pferden umzugehen. In der nächsten Minute ist alles im regelrechten Gang. Die Menschenmasse verläuft sich nach allen Seiten. Die beiden Constables gehen in den nächsten Laden, und der Ladenjunge macht sich ein Vergnügen daraus, ihnen ihre beschmutzten Kleider abzubürsten."

In den seltensten Fällen läßt der Polizeimann es an Freundlichkeit und Zuvorkommenheit fehlen. Daß er bei der durch sein Berufsgeschäft bedingten häufigen Berührung mit dem abgehärtetsten verrufensten Gesindel nichts von dessen Rohheit annimmt, mag viel mit von seiner Kenntniß kommen, daß seine Vorgesetzten ihm keine Ungebührlichkeit nachsehen. Mißhandlungen, die er sich zu Schulden kommen ließe, würden unfehlbar mit Entlassung geahndet werden, Grobheiten erhielten Verweise und im Wiederholungsfall ebenfalls Absetzung zur Strafe. So wenig wie vor seinen Vorgesetzten ist er vor Gericht privilegirt. Er steht als Kläger dem Beklagten, den er selbst verhaftet hat, in jeder Beziehung gleich. Beide müssen ihre Aussage beschwören, für die Aussagen beider

werden Zeugen vernommen, und hat der Polizeimann einmal Unrecht, so wird er bestraft, als hätte er als Privatmann gefehlt. Diese Unparteilichkeit der Behörden und der Richter nimmt der englischen Polizei die Last des Hasses ab,*) mit der wohl kontinentale Sicherheitsbehörden belastet zu sein pflegen. Das Publikum sieht in ihr keinen zu allem berechtigten Gegner und erleichtert ihr wo möglich ihre Aufgabe. Dies geschieht selbst dann, wenn der Polizeimann mit Feinden, meistens Betrunkenen, im körperlichen Kampfe ist, wobei sein Stock ihm keinen unverhältnißmäßigen Vortheil gewährt. In den verrufenen Gegenden Londons darf er allerdings auf keine Hülfe des Publikums rechnen, sondern hat das Gegentheil zu gewärtigen. In diesen Gegenden, wo auch der Hirschfänger angelegt wird, beziehen in der Regel zwei Konstabler gemeinschaftlich die Wache und versehen sich mit hölzernen Schnurren, um Hülfe herbeizurufen.

Jede der vierundzwanzig Polizeistationen Londons ist ein Hauptquartier, von dem die Expeditionen ausgehen. Alle stehen unter sich und mit der Hauptstation (Scotland Yard) in fortwährender Verbindung, so daß man in jedem Augenblick überall weiß, was Wichtiges vorgefallen ist. Von Station zu Station laufen die Befehle und Meldungen, werden die Steckbriefe frisch von der Feder weg mitgetheilt. Eine besondere von einem Polizeibeamten herausgegebene Zeitung, die „Police Gazette“ dient noch überdies dazu, die Polizeibeamten auf dem Laufenden zu erhalten. Vor dem Thore der Station hält ein Polizeimann Wache, durch das Thor gelangt man auf eine lange enge Flur, die zu der Wachtstube führt. In dieser ist ein besonderer mit einem niedrigen Holzgitterwerk eingefriedigter Raum für die Gefangenen bestimmt, und es befindet sich in ihr auch das Fenster, vor das die Kläger treten, welche den in der Stube daneben befindlichen Inspektoren Mittheilungen zu machen haben. Diese Inspektorenstube ist eine gewöhnliche Amtsstube mit dem gebräuchlichen Apparat von Aktenschränken, Schreibtischen u. dgl. Sie ist das Schreibzimmer und Anmeldebureau der Polizeistation. Gegen neun Uhr des Abends läßt einer der Inspektoren die zum Nachtdienst bestimmte Mannschaft auf dem kleinen viereckigen Hofe antreten. Je nach der Wichtigkeit der Station erscheinen 70 bis 100 Polizeimänner, militärisch in sechs Sektionen, mit einem Sergeanten an der Spitze einer jeden, geordnet. Ist das Namensverzeichniß verlesen, so theilt der Inspektor zur Warnung die Strafen mit, welche im Laufe des Tags gegen die Polizeimänner wegen Trunkenheit, Nachlässigkeit u. dgl. vollzogen worden sind. Ist dies geschehen, so theilt der Inspektor Namen, Alter, Adresse und Personenbeschreibung aller der Individuen mit, welche in den letzten vierundzwanzig Stunden in einem Umkreise von drei deutschen Meilen um London als Vermißte angezeigt wurden. Ihre Haare, Augen, Kleidungsstücke, Schuhe, Hüte und sonstige Kleidungsstücke werden aufs genaueste beschrieben. Mit gleicher Genauigkeit werden sodann alle verlorene oder im Laufe des letzten Tags gestohlenen Gegenstände aufgezählt. Diesen Mittheilungen folgt eine genaue Besichtigung, ob jeder Mann außer seinen Waffen (Stock und hier und da, nach der Gegend, Hirschfänger) mit der wohlgeschlossenen, ausgezeichnet reflektirenden Blendlaterne, die jeder im Dienste Nachts am Gurt befestigt haben muß, versehen ist. Zuletzt wird die Mannschaft in kurzen abgebrochenen Sätzen mit ihren besondern Instruktionen versehen. Unter diesen fehlt nie die Anweisung, auf leere Häuser ein wachsames Auge zu haben. Nun marschirt die Mannschaft

*) Bei der großen Londoner Industrie-Ausstellung gerieth ein Polizeimann, der die Anordnungen der Obrigkeit aufrecht erhielt, mit einer Gesellschaft vornehmer Herrn in Streit. Einer derselben verging sich thätlich an ihm und wurde dafür bestraft. Dies würde auch auf dem Festlande geschehen sein, aber in England geschah noch mehr: das gesammte Publikum und die ganze Presse nehmen für die beleidigte Polizeigewalt Partei. Ein einziges solches Beispiel zeigt die verschiedenartige Stellung, welche der Polizei von der öffentlichen Meinung hier und dort angewiesen wird, schlagender, als eine lange Abhandlung zu thun vermöchte.

in Kolonnen ab, die Sergeanten an der Spitze. Es ist strenger Befehl, daß jede Kolonne auf ihrem Marsche Mann hinter Mann marschiren muß, damit nicht etwa durch paarweises Gehen der Verkehr auf den Fußwegen gehemmt werde.

Auf der Polizeistation bleiben außer den Inspektoren Polizeimänner in hinreichender Anzahl als Reserve zurück. Von neun Uhr Abends bis fünf Uhr Morgens haben diese Lokale einen zahlreichen Besuch, um fünf Uhr wird es endlich etwas stiller. Es kann sein, daß die Geschäfte in einer Nacht alles umfassen, was bei der Polizei vorkommen kann. Es werden dienstliche Befehle und Meldungen gemacht, Steckbriefe laufen ein, die Wachmannschaft verlangt Verstärkung, es kommen Gefangenentransporte, Verwundete, Betrunkene werden eingebracht, ein Obdachloser verlangt für die Nacht Unterkunft, Familienangehörige stellen dringende Anfragen, Bestohlene erstatten persönlich Anzeige, am Fenster des Inspektors erscheinen Kläger, die ihren Gegner gleich mitbringen. Solche Kläger, nach frischer That Rache fordernd, sind sehr bekannte Besuche, in einer einzigen Polizeistation haben sich ihrer im Jahre 1850 siebentausendundachtzehn gemeldet. Die Inspektoren haben jede Anmeldung mit aufmerksamer Höflichkeit anzunehmen, mit Geduld die unbedeutendsten Details anzuhören und aus ihnen den Kern jedes Klagfalls herauszulösen, die erforderlichen Anordnungen zu treffen, alle Fälle zu registriren und dem Hauptquartier zuzufertigen. Gegen Morgen können sie sich endlich einige Ruhe gönnen.

Wenn die Polizei ihrem eigentlichen Zwecke, der Schutz des sittlichen Menschen gegen Verbrechen und Laster zu sein, entspricht, so ist sie die segensreichste und wohlthätigste Staatsanstalt. In England ist sie dies wirklich, und zwar ist sie es nicht blos wegen der vortrefflichen Einrichtung des Dienstes, sondern auch wegen des rechtlichen, intelligenten und humanen Verfahrens, das sie ihren Dienern zur Pflicht macht. Durch jeden dieser beiden Vorzüge erreicht sie große Vortheile. Die Einrichtung des Dienstes läßt ihr kein wichtiges oder auch nur ungewöhnliches Ereigniß verborgen bleiben und führt sie rasch zu Resultaten. Es ist keine Fabel und keine Großsprecherei, wenn die Engländer behaupten, daß in dem ungeheuren London Diebstähle verhältnißmäßig seltener unentdeckt bleiben, als in den großen Städten des Festlandes. Die Humanität der Polizei setzt sie in freundlichen Verkehr mit dem Publikum und verschafft ihr dessen Hülfe.

So vortrefflich wie die Londoner Polizei ist würde sie doch ihrer Aufgabe nicht gerecht werden, wenn nicht neben der öffentlichen Polizei eine geheime (detective police) bestände. London ist eine Zwischenstation des verworfensten Gesindels Europa's und Amerika's und nährt eine selbstgezogene Brut, die in feuchten Kellergewölben, in schmutzigen Häuserwinkeln, an dem ewig düstern Strande der Themse nistet. Der Londoner Verbrecher, der vielleicht nie ein grünes Feld gesehen hat, bildet eine Zunft, die sich aus sich selbst ergänzt. Die Kinder stehlen, ältere Genossen führen sie weiter auf dem Pfade des Lasters, bis sie endlich die Höhe des wahren Londoner burglar erreichen, der bei seinen nächtlichen Einbrüchen alles niedermacht, was ihm in den Weg kommt. Diese Menschen würden London zu einer großen Räuberhöhle machen, wenn die geheime Polizei nicht wäre. Die erfahrensten Verbrecher, die dem uniformirten Polizeimann stets entgehen würden, sind das Wild des geheimen Polizeimanns. Dieser hat darum das mühseligere Geschäft. Mancher, der in den Winkelgassen oder am Strande den Spuren eines verübten Verbrechens nachging, ist nicht wieder zum Vorschein gekommen. Er ist das Opfer eines entlassenen oder aus den Strafkolonien zurückgekehrten Verbrechers geworden, den er vor Jahren der Justiz überliefert hatte. Es scheint auch, als ob die Londoner Räuber die Politik hätten, von Zeit zu Zeit einen geheimen Polizeimann zu ermorden, um dessen Genossen bei der Ausübung ihres Berufs scheuer zu machen. Mit mouchards des Festlandes darf man diese englischen Diener der geheimen Polizei nicht ver-

wechseln. Wenn jene ehemalige Hehler und Diebe sind, vielleicht damals die verworfensten ihres Geschlechts, sind die Engländer rechtliche Männer, welche die schwere Verantwortlichkeit ihres Berufs kennen. Daher schreckt in England kein Gebildeter vor der Berührung mit dem geheimen Polizeimann zurück und leistet vielmehr demselben, wenn er sich bei der Verfolgung einer Unthat als solchen zu erkennen giebt, hilfreiche Hand.

Polizeigerichte besitzt London mehrere, unter denen das im Mansionhouse das vornehmste ist. Die Art des Verfahrens ist von der bei uns üblichen wesentlich verschieden. Wissen wir doch, wie in der Heimath die armen Teufel von Bettlern und kleineren Dieben wie Hunde ein und ausgetrieben worden, froh wenn sie nur den kräftigen Schimpfworten des Polizeioffizianten entkommen waren, unbekümmert, wie lange der gewaltige Machtspruch der in die Rechte eines Richters eingreifenden Polizeibehörde sie festhalten wollte. Anders im Lande der herrschenden Aristokratie. Oeffentlich ist auch hier die Verhandlung und menschlich, selbst öffentlich bei solchen Vergehen, wo die Thäter der gerichtlichen Kompetenz anheimfallen. So ist schon die Voruntersuchung nicht hinter Riegel verschoben, und selbst die leisesten Verdachtsgründe werden dem Verdächtigen rückhaltslos vorgehalten. Ist so der englische Staat großmüthig genug, der Individualität vielleicht mehr als ihr volles Recht einzuräumen, so weiß er ja doch, daß ihm die Mittel gegeben sind, seine Großmuth der Gesellschaft gegenüber vertreten zu können. Er ist so vernünftig, den Angeklagten, wenn einmal haltbare Verdachtsgründe gegen ihn vorgebracht sind, nicht eher laufen zu lassen, als bis sie gehoben sind. Wegen unverschuldeter Haft, die in diesem Stadium der Procedur mit keinen ehrenrührigen Folgen verknüpft ist, steht ihm nach Umständen eine Entschädigungsklage offen. Das Verfahren selbst nun ist mit wenigen Worten folgendes: entweder das angeschuldigte Verbrechen gehört zur Kompetenz der polizeilichen Entscheidung, dann wird der Prozeß sogleich mündlich abgemacht, oder aber die polizeiliche Thätigkeit dient nur zur Grundlage für die richterliche, dann nimmt der Sekretär des Polizeigerichts, der richterliche Eigenschaften haben muß — vorausgesetzt, daß die Verdachtsgründe haltbar sind — die Verhandlung kurz zu Protokoll, und sucht durch zweckmäßige öffentliche Fragestellung so viel Wahrscheinlichkeit zu ergründen, daß das Polizeigericht beschließen kann, den Fall den ordentlichen Gerichten zur weiteren Verhandlung zu übergeben. Ein rechtsgelehrter Beistand ist jedoch in solchen Fällen vor der Polizei schon zugelassen, und eigenthümlich ist, daß hier die Advokaten inquiriren, die Sekretäre protokolliren. Der Lordmayor ist Vorsitzender und Richter, der rechtskundige Sekretär und ein Sheriff, der die Parteien und Zeugen vereidigt, sind Beisitzer. Weiter umgeben die Polizeigewalt ehrenwerthe unparteiische Männer aus dem Volke, welche die verschiedenen Akte der ganzen Procedur vor sich entrollt sehen dürfen, um so Zeuge zu sein von der gerechtigkeitliebenden Machtvollkommenheit der verwaltenden Behörde. Einige ältliche Schreibersnaturen wissen sich einen geeigneten Platz zu erkiesen, um das Resultat der Verhandlungen der öffentlichen Beurtheilung in den Zeitungsblättern anheimzugeben. Sind die Zeugen vernommen, und ist der Angeschuldigte aufgefordert worden, auf die Anklage zu antworten, so wird, im Fall der Verurtheilung, die Strafe sofort auf Antrag des Sekretärs vom Lordmayor öffentlich ausgesprochen und auf der Stelle vollzogen; wird der Angeschuldigte freigesprochen, so wird er alsbald entlassen. Die Art der Verhandlung ist einfach und befriedigend, und das Summarische im Verfahren gereicht dem Angeklagten keineswegs zum Nachtheil, weil er darauf rechnen darf, daß das Polizeigericht aus Furcht vor der Oeffentlichkeit es nicht wagen wird, auf bloße Anzeigen hin, ein verurtheilendes Erkenntniß auszusprechen. Ist nun aber gleich das Verfahren vor den Polizeigerichten eine öffentliches, so hat doch auf der andern Seite der praktische Sinn der englischen Regierung dem Andrang des gewöhnlichen Publikums eine Art Schranke gesetzt. Abgesehen davon, daß der Raum im Polizeigebäude ein

beschränkter ist, so sieht auch der Engländer darin keine Verkümmerung des Rechts der Oeffentlichkeit der Verwaltungspflege, daß es nicht allen und jeden gestattet ist, nach Belieben ein und auszulaufen. Von der Störung der Verhandlung, die dadurch stattfinden müßte, abgesehen, dünkt es dem Britten angemessen, nur solchen den Zutritt zu gestatten, die durch ein anständiges Aeußere den Ort zu respektiren wissen. Der Lump, der Gauner, oder, wie der Engländer sagt, überhaupt der „mob“ hat mit der Kontrole der öffentlichen Verwaltungsangelegenheiten nichts zu thun, konsequenterweise ist ihm auch der Zutritt, wenn nicht unmöglich gemacht, so doch immerhin erschwert.

Ist das Polizeiwesen diejenige innere staatliche Einrichtung, auf welche stolz zu sein England das meiste Recht hat, so läßt sich doch noch ein Mangel bemerken: die Härte der Strafen. Deutsche Polizeigesetze und englische Polizeiverwaltung vereinigt würden ein Ganzes bilden, das den strengsten Forderungen genügte.

Christian Ferdinand Schulze, aus einer alten Predigerfamilie entsprossen, die fast hundert Jahre lang im Besitz des Pfarramts zu Markkleeberg bei Leipzig gewesen ist, wurde am 17. Januar 1774 in Leipzig geboren. Schon im achten Jahre verlor er seinen Vater und vier Jahre nachher auch seine Mutter. Durch Döring, der bald darauf als Gymnasialdirektor nach Gotha ging, zum Studium der Theologie ermuntert, bildete er sich auf dem Gymnasium zu Naumburg und Gotha aus und bezog 1792 die Leipziger Universität. Daniel Beck ertheilte ihm den trefflichsten Unterricht in den historischen, archäologischen, exegetischen und philologischen Wissenschaften, bei Hindenburg, Cäsar, Platner und Heydenreich hörte er mathematische und philosophische Kollegia, bei Meißner und Wolf Exegese und Dogmatik, bei Rosenmüller Kirchengeschichte. An dem eigentlichen Studentenleben betheiligte er sich nicht, bestand 1796 das Kandidatenexamen in Dresden und habilitirte sich im nächsten Jahre als Privatdozent in Leipzig. Er las dort über Seneca und über Gegenstände aus der Psychologie, Moral und Religion. Nicht lange jedoch verfolgte er die akademische Laufbahn, gehorchte vielmehr schon 1798 einem Rufe an das Pädagogium zu Halle und ging von da 1800 an das Gymnasium in Gotha. Von nun an bis an das Ende seines Lebens, über funfzig Jahre, blieb er in Gotha und wirkte volle achtundvierzig Jahre als Professor. Bis in sein hohes Greisenalter war er ein Muster von Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit in Erfüllung seiner Berufspflichten; vielseitig und gründlich gebildet begann er sein Lehramt und hat unermüdet an seiner Fortbildung gearbeitet; klar und gediegen war seine Lehre und nicht darauf berechnet, nur ein gewisses Pensum zu vollenden, sondern die Schätze des Wissens durch praktische Anwendung und Wiederholung zum bleibenden Eigenthum seiner Schüler zu machen; sein religiöser Sinn, sein sittlicher Ernst, seine väterliche Liebe, sein warmer Eifer gewannen ihm die Herzen der Schüler und wirkten anregend und stärkend auf sie ein. Die Lehrfächer, in denen er am Gymnasium zu Gotha zu unterrichten hatte, waren: Religion, die er vom Antritt seines Amtes bis zum Abgange von der Schule vortrug — Geschichte, die seit dem Jahre 1819, wo Galletti in Ruhestand versetzt worden war, sein Hauptfach wurde — lateinische Sprache, die er sowohl elementarisch in den Unterklassen, als auch bei der Erklärung römischer Klassiker (namentlich des Tacitus und des Horaz) in den Oberklassen betrieb — deutsche Sprache, namentlich Stylistik (in Prima) — römische Alterthümer — Mythologie der Griechen und Römer u. s. w. Bei seinem Religionsunterricht bewährte sich an ihm ein Kernspruch des klassischen Alterthums, den er oft im Munde führte: „pectus est, quod disertos facit“ (das Herz ists, was den Redner beredt macht). Denn eindringlich und ergreifend waren die Worte des Lebens, die er verkündigte; sie kamen vom Herzen, darum gingen sie zum Herzen; seine Religionsstunden waren Erbauungsstunden. Aber nicht blos, wenn er Religion zu lehren hatte, sprach er religiös, sondern auch seine übrigen

Lehrstunden durchwehte ein religiöser Geist. Am meisten gab sich dies bei seinem Geschichtsunterricht kund. Er begnügte sich nicht damit, den reichen Stoff der Geschichte in guter Ordnung mitzutheilen und auf den Pragmatismus in derselben aufmerksam zu machen; er wies auch auf das Walten Gottes bei den Geschicken der Menschheit hin und zeigte, wie die Betrachtung der Weltgeschichte den aufmerksamen Beobachter im Glauben und zur Tugend stärken müsse. Und wie beim Geschichtsunterricht, so wirkte er auf Religion und Sittlichkeit namentlich auch bei den deutschen Stylübungen hin, bei denen besonders die Sorgfalt und Genauigkeit zu rühmen ist, mit welcher er die Korrekturen besorgte. In jeder Schulwoche hat er bis zuletzt stets pünktlich diese Korrekturen besorgt, wie anstrengend und ermüdend sie auch sind und wie störend sie ihm auch oft bei seinen schriftstellerischen Arbeiten sein mußten. Und je mehr er selbst im deutschen Styl sich ausgebildet und zum Musterschriftsteller sich vervollkommnet hatte, desto genauer und sorgfältiger war er auch beim Korrigiren deutscher Arbeiten. 1848 wurde er von Krankheit und Altersschwäche genöthigt, sein Amt niederzulegen, und am 2. Dezember 1850 rief ihn der Tod ab.

Christian Ferdinand Schulze ist auch ein fleißiger und tüchtiger Schriftsteller gewesen. Die erste Schrift, welche von ihm in Druck erschien, war die Dissertation, durch deren Vertheidigung er sich habilitirte. Sie führt den Titel: Prolegomena ad Senecae libellum de vita beata und ist zu Leipzig erschienen im Jahre 1797. Darauf lieferte er zu der von Döring herausgegebenen „Anleitung zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische" den deutschen Text, an welchem er schon in Halle arbeitete. Der erste Theil dieses Buchs erschien 1800, der zweite 1805; jener erlebte bis 1846 zwölf, dieser bis 1825 fünf Auflagen. Als vorbereitendes Elementarbuch zu dieser „Anleitung" schrieb er 1801 die „Vorübungen zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische", die nicht nur auf dem Gymnasium zu Gotha mit großem Nutzen gebraucht wurden, sondern auch in so weiten Kreisen Beifall und Eingang fanden, daß sie bis zum Jahre 1846 in elf Auflagen erschienen. Großen Beifall fand auch noch ein anderes Schulbuch, das von ihm 1803 erschien und bis 1840 vier Auflagen erlebte, nämlich „die Hauptlehren des Christenthums, ein Leitfaden bei dem frühern Religionsunterrichte", das er sowohl bei dem öffentlichen, als auch bei dem Privatunterrichte zu Grunde legte. Neben diesen Schulbüchern erschienen von seiner Hand drei Werke, die sich auf das römische Alterthum bezogen: „Kampf der Demokratie und Aristokratie in Rom, oder Geschichte der Römer von Vertreibung des Tarquin bis zur Erwählung des ersten plebejischen Konsuls" (1802) — „Flavius Stilicho, ein Wallenstein der Vorwelt" (1805, zweite Auflage 1809) — „Von den Volksversammlungen der Römer" (1815). Seit dem Jahre 1815 wendete er seine schriftstellerische Thätigkeit ausschließlich der Geschichte zu. Vor Allem ist hier zu nennen sein „Historischer Bildersaal, oder Denkwürdigkeiten aus der neuern Geschichte" — in zehn Bänden (1815 bis 1832). Zweiundzwanzig Jahre lang hat er an diesem Werke gearbeitet, und je gewissenhafter er im Aufsuchen und Darstellen der historischen Wahrheit war, desto größer war auch bei dieser Arbeit die Mühe und Sorgfalt, die er auf das Quellenstudium und auf die Durchforschung der Vorarbeiten verwendete — je eifriger er in Allem, was er sprach und schrieb, nach Klarheit und logischer Ordnung strebte, desto unverdrossener beschäftigte er sich mit der Anordnung des reichen Stoffes, die er oft erst nach mehrfachen mühevollen Versuchen feststellte — je strenger er auf Reinheit und Richtigkeit der Sprache, so wie auf wohlgefälligen Ausdruck hielt, desto genauer war er auch hier in der Wahl des Ausdrucks, desto mehr beschäftigte ihn auch hier die Form der Darstellung, die er oft durchkorrigirte, oft gänzlich umarbeitete, ehe er sie dem Drucke überließ. Darum hat aber auch sein Bildersaal als ein gediegenes Geschichtswerk große Anerkennung gefunden und wohl würde es auch eine noch größere Verbreitung erhalten haben, wenn nicht der hohe

Preis des Werks so Manchen vom Ankaufe desselben abschreckte. In enger Verbindung mit diesem Werke steht „Die moralische Bilderbibel“ von Kaspar Friedrich Lossius, die er in der zweiten Auflage (fünf Bände, 1821—1824) völlig umgearbeitet herausgab und so einrichtete, daß in ihr die alte Geschichte bis auf Jesu Zeiten genau nach dem Plane des Bildersaales dargestellt ist und mit diesem ein Ganzes bildet. Andere Geschichtswerke, die er neben und nach dieser größern Arbeit herausgab, sind: „Die Kreuzzüge oder Schilderungen der wichtigsten Begebenheiten aus den Zeiten derselben“ (1820) — „Von der Entstehung und Einrichtung der evangelischen Brüdergemeinde“ (1822) — „Geschichte der alten Welt oder Darstellnng der wichtigsten Begebenheiten von den ältesten Zeiten bis zur Stiftung des Christenthums“ (1824) — „Geschichte des Gymnasiums zu Gotha“ (1824) — „Elisabeth, Herzogin zu Sachsen und Landgräfin zu Thüringen“ (1832) — „Die Auswanderung der evangelisch gesinnten Salzburger“ (1838) — „Uebersicht der Geschichte des Großherzogthums Baden“ (1842). Außerdem lieferte er in einzelnen Monographien und gedruckten Reden noch manche andere Beiträge zur Geschichte. So schrieb er 1841 „Ueber die Benutzung der Geschichte, ein Nachtrag zum historischen Bildersaal“ — 1830: „Ueber die Entstehung der augsburgischen Konfession und die Fortdauer der evangelischen Kirche“ — 1831: „Ueber die Entwicklungsepochen in der Geschichte der Menschheit“ — 1839: „Erinnerungen an das Jahr 1789“ — 1840: „Wechselwirkung zwischen der Buchdruckerkunst und der Fortbildung der Menschheit“ — 1846: „Ueber die verschiedenartige Auffassung historischer Charaktere und Begebenheiten“. Noch weit mehr Abhandlungen historischen und politischen Inhalts finden sich von seiner Hand in den „Jahrbüchern der Geschichte und Politik“, die anfangs Pölitz herausgab, jetzt von Bülau fortgeführt werden; einige auch in der Allgemeinen Schulzeitung, in dem Allgemeinen Anzeiger der Deutschen, in der Zeitung des allgemeinen deutschen Lehrervereins u. s. w. Besonders verdient noch die Gothaische Chronik erwähnt zu werden, die er vom 26. November 1826 bis zum 31. August 1850 jährlich in dem Gothaischen Historienkalender geliefert hat. Ueberdies besorgte er fast neun Jahre lang (1803—1811) die Redaktion der Nationalzeitung der Deutschen.

Don Ramon Maria Narvaez, Herzog von Valencia, wurde am 5. August 1800 zu Loja in Andalusien geboren. Er begann seine kriegerische Laufbahn nach 1815 als Kadet in den wallonischen Garden, von denen er in das zweite Fußregiment der königlichen Garde überging. Die konstitutionelle Regierung, deren Wiederherstellung seinen politischen Ansichten entsprach, machte ihn zum Offizier, und er vertheidigte sie mit den Waffen in der Hand, als sie am 7. Juli 1822 von einem Theil der königlichen Garden angegriffen wurde. Einige Monate später ging er nach Katalonien ab, um unter dem Oberbefehl Mina's die Glaubensarmee zu bekämpfen, und erhielt bei dem Angriff auf Castellfollit eine schwere Wunde. Als 1823 der Absolutismus unter französischer Beihülfe wiederhergestellt worden war, kehrte Narvaez nach seinem heimischen Loja zurück, um seine kriegerische Beschäftigung nicht eher wieder aufzunehmen, als im Jahre 1834 nach dem Tode Ferdinands VII. und in dem Augenblicke, als der karlistische Aufstand gegen das Königthum Isabellens II. ausbrach. Er war damals Hauptmann. Von den ersten Kriegsereignissen an machte sich Narvaez durch seine soldatische Tüchtigkeit und seine Energie bemerklich. Er zeichnete sich in der Schlacht von Mendigoria unter dem Befehl des Generals Cordova aus, wurde bei dem Sturm auf die Linien von Arlaban verwundet und stieg von Kampf zu Kampf auf der militärischen Stufenleiter rasch empor. Im Jahre 1836 war er bereits Brigadegeneral. In dieser Eigenschaft wurde er beauftragt, den Karlistengeneral Gomez zu verfolgen, dem es gelungen war, mit einer kleinen Armee zwischen den Heerhaufen der Christinos durchzuschlüpfen und tief in Andalusien einzudringen. Narvaez hatte das Glück, Gomez zu erreichen

und ihm bei Majaceite am 25. November 1836 eine vollständige Niederlage beizubringen. Da er erreicht hatte, was noch jedem christinischen General mißlungen war, so verschaffte ihm diese Waffenthat eine ungemeine Volksbeliebtheit. Unter dem Eindruck dieses Erfolgs wurde Narvaez beauftragt, in Andalusien eine Reservearmee zu bilden und die Mancha, die den Verwüstungen von Aufrührerbanden unterworfen war, zu beruhigen. Er erfüllte diese Mission mit einem seltenen militärischen und politischen Talent, so daß er sich unter den Kapazitäten Spaniens auf den ersten Rang stellte. Auch ernannte ihn das Ministerium Ofalia zum Generalkapitän von Altkastilien und zum Oberbefehlshaber einer neuen Reservearmee von vierzigtausend Mann, aber bereits entstand zwischen ihm und Espartero, dem Befehlshaber der Nordarmee, jene Nebenbuhlerschaft, welche später so große Verhältnisse angenommen hat. Narvaez wurde im Monat November 1838 gezwungen, sein Kommando niederzulegen und sich nach Andalusien zurückzuziehen. Espartero hatte dies verlangt, weil Narvaez mit Unterstützung der Jovellanos — einer geheimen Gesellschaft, meistens aus jungen Männern der höhern Stände bestehend und nach einem festen, von der gemäßigten Ansicht nicht sehr verschiedenen Programm handelnd — nach der Diktatur strebe. Kaum war Narvaez entlassen, als er sich in Sevilla mit dem General Cordova zu einem Aufstande vereinigte. Am 14. November 1838 machte Sevilla unter ihrer Leitung sein Pronunciamiento und errichtete am nächsten Tage eine Regierungsjunta, in der die beiden Generale den Vorsitz führten. Aber dieser Aufstand, den eine schwankende Mittelpartei erregte, war so wenig den Moderados als den Exaltados genehm. Als sich daher der Befehlshaber von Cadix, General Cleonard, gegen die Bewegung erklärte, zogen die Truppen ab, die sich anfänglich der Junta von Sevilla unterworfen hatten, und bald darauf löste sich diese selbst auf. Für Narvaez und Cordova aber endete ihr nicht blos unkluger, sondern auch unpatriotischer, weil in einer Zeit großer Bedrängniß unternommener Versuch damit, daß sie im Auslande eine Zuflucht suchen mußten. Narvaez verweilte anfangs mehrere Monate in Gibraltar, wo er die Ueberzeugung gewann, daß seine Partei von England nichts zu erwarten habe, und ging dann nach Frankreich.

Am Hofe Ludwig Philipps wurden die Pläne geschmiedet, welche endlich Espartero's Sturz herbeiführten. Narvaez war der Arm des Komplotts, dessen Kopf Marie Christine war. Fast unmittelbar nach seiner Vermählung mit einer Tochter des Grafen Tascher in Paris rief der Aufstand von 1843 ihn aus den Armen seiner jungen Gemahlin hinweg. Ehe er in Valencia den Boden seiner Heimath wieder betrat, sandte er den General Pezuela mit einer Erklärung, die außer ihm zwölf Generale unterzeichnet hatten, an die Junta der Stadt. „Unsere Brust", sagten die Unterzeichner, „bedeckt mit Narben, diente sieben Jahre lang der Freiheit unsers Vaterlandes zum Bollwerk, der königlichen Waise zum Schild. Wir wurden verbannt durch den Haß eines Mannes, durch die stupide Selbstsucht einer Koterie. In diesem Augenblick, wo ganz Spanien für ein loyales Ministerium, das Verzeihen und Vergessen verkündete, sich erhebt, konnten da unsere Degen in der Scheide bleiben? Nein, hier sind sie, wäre es auch nur aus Dankbarkeit, hier sind unsere Degen, hier ist unser Leben. Valencia wird nicht fallen, so lange ein Athemzug in uns ist. Ohne Ehrgeiz bieten wir unsere Dienste an. Wir sind bereit, gehorsam und unterwürfig mitten unter den Haufen des Volks, wenn es nöthig ist in den Reihen des gemeinen Soldaten zu dienen." Die Junta von Valencia wußte einen solchen Kämpfer besser zu würdigen, als daß sie ihm das Gewehr des gemeinen Soldaten gegeben hätte; sie gab ihm den Kommandostab des Feldherrn. Bis zu seiner Ankunft hatten unter den Truppen Zwistigkeiten und offene Meutereien geherrscht, von dem Augenblicke an, als er den Befehl übernahm, stellte sich der Gehorsam her. Als er neun Bataillone und einige Schwadronen vereinigt hatte, brach er gegen seinen persönlichen

Gegner auf. So glühend war sein Rachedurst, daß eine schwere Verletzung, die er bei dem Ausmarsche aus Valencia durch einen Sturz mit dem Pferde bekam, ihn nicht einen Augenblick aufhielt. Er fuhr im Wagen der Schlacht entgegen. Durch die Entsetzung von Teruel, welche auf die Insurrektion ermuthigend, auf die Regierungstruppen entmuthigend wirkte, erfocht er einen wichtigen Vortheil. Doch erfocht er diesen Vortheil weniger, als er ihn erkaufte, denn der Entsatz der Festung wurde durch den Uebergang von drei Bataillonen und einer Schwadron zu den Insurgenten entschieden. Von Teruel ging sein Marsch auf Saragossa, aber es war eine Demonstration, deren Zweck, die esparteristischen Generale zu beschäftigen, nicht sobald erreicht war, als Narvaez auf Madrid losging, vor dessen Mauern er am 15. Juli erschien. Die Haltung der Bevölkerung, die ihre Widerstandsmittel häufte, die Umgebungen der Stadt befestigte, vor den Thoren und offenen Orten Schanzen aufwarf und auf den Anhöhen Batterien errichtete, machte einen Angriff unthunlich. Narvaez zog sich nach Torrejon de Ardoz zurück, wo bald darauf die Regierungstruppen unter Seoane und Zurbano eintrafen. Nach einem viertelstündigen Gefecht der beiderseitigen Vortruppen sprengte Narvaez mitten zwischen die Kämpfenden, hielt eine energische Anrede und bewog dadurch das gesammte feindliche Heer zum Uebertritt. Er erschien dann zum zweiten Male vor Madrid, wo sich nicht mehr als viertausend Linientruppen befanden, auf die nach dem Vorgange von Torrejon de Ardoz nicht mehr gezählt werden konnte. Die frühere Hitze war verraucht; nachdem Narvaez die Stadt aufgefordert und erklärt hatte, er werde, wenn man ihn dazu zwinge, nicht zögern, „gemeines und verrätherisches Blut zu vergießen", öffnete Madrid seine Thore. Der weitere Marsch Narvaez' hatte nicht das gewünschte Resultat: Espartero konnte sich ungefährdet nach England einschiffen, und Narvaez kam nicht in die Gefahr, durch Erfüllung seines in Paris gegebenen Ehrenworts, „Espartero wie einen gemeinen Verbrecher erschießen zu wollen", seinen Namen und seine Ehre auf ewig zu brandmarken. Die wilde Heftigkeit aller seiner Reden und Proklamationen aus jener Zeit läßt keinen Zweifel zu, daß er an seinem Todfeinde ein Verbrechen begangen haben würde.

Von der Epoche von 1843 datirt die politische Laufbahn des Generals. Hatte er den Ausschlag für den Kampf gegeben, so diktirte er nach dem Siege in Madrid das Gesetz. Keiner der auf einander folgenden Minister, weder Lopez, noch Olozaga, noch Bravo war der wahre Leiter der spanischen Angelegenheiten, sondern Narvaez, der darum die Macht hatte, weil er über das Heer gebieten konnte, das durch ihn allein seinen rückständigen Sold zu erlangen hoffte. Oeffentlich oder geheim gab er das Gesetz in Madrid, und der Instinkt des Parteihasses fühlte das so gut heraus, daß der einzige Mordanschlag, der in jener Zeit stattfand, gegen ihn gerichtet wurde. Er begab sich am 5. November 1843 um acht Uhr im Wagen nach dem Cirkustheater, wo man das Ballet Gisela aufführte, welcher Vorstellung die Königin beiwohnte. Als der Wagen an die Ecke der Mondstraße kam, gaben Leute, die unter den Pfeilern der Kirche St. Martin standen, zugleich auf ihn Feuer, im Augenblicke, wo er in die Straße del Desengano einlenkte. Der Wagen fuhr im Trabe fort, als zwanzig Schritte von da noch mehrere Flinten- und Musketonschüsse auf den General abgefeuert wurden. Die Mörder, welche alle lange Mäntel und große spanische Hüte trugen, nahmen die Flucht — einige durch die Mondstraße, in der das Hotel des Generals liegt, während sich die andern in der Straße del Horno zerstreuten. Keiner wurde gefangen. Einige Augenblicke, nachdem zum zweiten Male gefeuert worden war, ließ der General den Wagen halten. Der bei ihm befindliche Adjutant wurde von einer Kugel am Hinterkopfe getroffen; man brachte ihn in ein benachbartes Haus, zweifelte aber an seinem Aufkommen. Ein Freund des Generals, Bermudez Castro, ein ausgezeichneter Geschichtschreiber und Literator, der im Wagen an seiner Seite war, erhielt eine

leichte Wunde an der Stirne. Der General wurde nicht getroffen, der Wagen aber von Kugeln durchlöchert, die ganz nahe abgeschossen wurden, da die Straßen auf den Punkten, wo der Anschlag ausgeführt wurde, sehr enge sind. Der General verlor nicht einen Augenblick seine Kaltblütigkeit; er begab sich mit Bermudez Castro zu Fuße nach dem nächsten Infanterieposten, der in dem Kloster San Basilio in der Straße del Desengano aufgestellt ist, und schickte von da einen Sergeanten ab, um die Königin und die Minister, die sich im Theater befanden, von dem Vorgefallenen zu unterrichten. Einige Augenblicke nachher verfügte er sich in die Kasernen des Regiments der Prinzessin, das er unter die Waffen treten ließ; in allen Richtungen wurden Patrouillen ausgesendet, allein die Stadt blieb ruhig. Um neun Uhr ging der General ins Theater, um seine Freunde durch seine Gegenwart zu beruhigen; er wohnte in seiner Loge der ganzen Vorstellung bei; auf seinem Kleide und seinen Handschuhen bemerkte man Blutspuren.

Zum Granden und Herzog von Valencia erhoben, trat Narvaez im Monat Mai 1844 an die Spitze des Ministeriums und blieb auf diesem Posten bis zu Anfang von 1846. Ein zweites Mal war er vom 4. Oktober 1847 bis zum 10. Januar 1851 Conseilpräsident. Seine Thätigkeit während dieses zweiten Ministeriums wurde in dem Artikel: Spanien, besprochen, wie dort auch von dem Gebrauch gesprochen wurde, den die Opposition von seiner Verbannung gegen das Ministerium machte. Die neuen Machthaber scheinen ihn in Loja nicht gern zu sehen, Narvaez hat auf vier Monate Urlaub genommen und geht nach Frankreich.

Narvaez ist der spanische Murat. Ein gewandter und kecker Reitergeneral, liebt er die Gefahr und sucht sie auf. Wie Murat, pflegt Narvaez, wenn die Schlacht angeht, sich in seine glänzendste Uniform zu werfen, sich mit Orden zu bedecken, einen hohen Federbusch zu tragen und ein weißes Pferd zu besteigen, damit er von den Soldaten besser bemerkt werde und durch seine Erscheinung ihren Muth anfeuere. Aber Murat war nicht grausam, und Narvaez ist es in einem hohen Grade. Er hat diese Eigenschaft sowohl gegen die Karlisten bewiesen, die er in der Mancha zu Hunderten niedermachen ließ, als nach 1843 gegen die Progressisten, denen er nie einen Soldatenaufstand verzieh, „weil der Aufruhr das gemeinste und fluchwürdigste Verbrechen sei, das ein Soldat begehen könne." Allerdings hat er selbst dieses gemeine und fluchwürdige Verbrechen zweimal begangen, 1838 in Sevilla, 1843 in Valencia. Als Politiker hat er, um ein Wort seiner Gegner zu wiederholen, mehr Umsicht und Geschicklichkeit verrathen, als ihm irgend Jemand in Spanien zugetraut hätte. Die Verfassung hat er, wenn er in der Opposition war, ungleich mehr geliebt, als wenn er im Amt war. Man hat aus ihm bald einen Monk, bald einen Bonaparte hervorgehen zu sehen erwartet, und er ist keines von beiden geworden. Diese Erwartungen haben in sofern einen guten Grund, als Narvaez in der That den Diktator gern spielen möchte. Durch die Jovellanos, lauter Männer, die nie Nebenbuhler werden konnten, suchte er sich zu heben, und als er zur Gewalt gekommen war, schuf er sich innerhalb der gemäßigten Partei einen engern Kreis, in dem er Niemand zuließ, der seinem Ehrgeiz Schmerzen machte. Narvaez und Marie Christine zogen sich an, wie List und Kraft sich anziehen, und wie es in solchen Verhältnissen stets geschieht, verabschiedete die List die Kraft, wenn sie ihrer nicht mehr bedurfte.

Maximilian Alexander Freiherr von Wimpffen wurde am 19. Februar 1770 zu Münster in Westphalen geboren. Er gehörte dem sogenannten Georgs-Aste der in Oesterreich, Preußen, Würtemberg, Frankreich und Dänemark weitverzweigten Familie der Grafen und Freiherren von Wimpffen an, deren Adelsbrief von 1373, so wie das Freiherrn-Diplom von 1658 her datirt. Die Adeligen des Hochstifts Münster drängten sich vor wie nach Aufhebung des deut-

schen Reichsverbandes mit Vorliebe zu den glorreichen Fahnen des katholischen Erzhauses Oesterreich, und so finden wir auch den jungen Freiherrn frühzeitig unter den Kriegern des kaiserlichen Heers. Mit bedeutenden theoretischen Kenntnissen ausgestattet, wählte er den Dienst des Generalstabs. Schon im Jahre 1800 wurde der Hauptmann Wimpffen Major im Generalstab der italienischen Armee, und machte die Campagne als Flügeladjutant im k. k. Hauptquartier mit. Im folgenden Jahre wurde er Oberstlieutenant beim 20. Infanterie-Regiment Baron Kray, wurde bald darauf zum 60. Infanterie-Regiment Graf Gyulai übersetzt und rückte in diesem Regiment, bei Gelegenheit des großen Avancements, welches dem Feldzug von 1805 vorausging, zum zweiten Obersten vor. Bald darauf wählte der Erzherzog-Generalissimus den vielfach unterrichteten Offizier zum Generaladjutanten, und stellte ihn im Hofkriegsrath der ersten Sektion an die Spitze, welche damals den Titel der General-Militär-Direktion führte. In dieser Eigenschaft wurde er in den Plan des großen Feldzugs von 1809 eingeweiht, und war bei den gewaltigen Rüstungen in energischer Weise thätig. Noch vor Ausbruch des Feldzugs wurde er Generalmajor außer der Tour. In den beiden großen Schlachtberichten des Erzherzogs ist sein Name auf das rühmlichste erwähnt. Sein Verdienst wurde von dem Kaiser mit dem Kommandeurkreuz des Maria Theresien-Ordens belohnt. Zu dieser Zeit trat Wimpffen auch vor das große Publikum mit einer Broschüre, die eine damals vielfach ventilirte Frage erörtern sollte. Sie führte den Titel: „Warum benutzten die Oesterreicher den Sieg von Aspern nicht zu einer offensiven Operation auf das rechte Donau-Ufer? Welche Ursachen bewogen den österreichischen Feldherrn zu dem Waffenstillstand von Znaim, und war er vortheilhaft für Oesterreichs Interesse?" Sie erschien anonym mit der Ortsangabe: Deutschland 1809.

In der kurzen Friedensepoche war Generalmajor Wimpffen Brigadier in Siebenbürgen, wurde beim Ausbruch des großen Kriegs von 1813 Feldmarschall-Lieutenant und der Armee zugetheilt. Nach dem ersten Pariser Frieden ernannte ihn der Kaiser zum Militärkommandanten in Troppau, und verlieh ihm 1815 das neu errichtete Infanterie-Regiment Nr. 13. Als General Frimont im Jahre 1820 zur Bekämpfung der neapolitanischen Armee nach Unteritalien rückte, wurde Feldmarschall-Lieutenant Wimpffen bestimmt, ihn provisorisch als Kommandant der venetianischen Provinzen mit dem Sitze in Padua zu ersetzen; in dieser Eigenschaft erhielt er 1821 die geheime Rathswürde. 1824 erfolgte seine Ernennung zum Chef des gesammten Generalquartiermeisterstabs der Armee. Diese Stelle bekleidete er bis 1830, wo ihn das Vertrauen des Monarchen in eine andere hohe Stellung berief. Er wurde kommandirender General in Nieder- und Ober-Oesterreich. Als die Last der Jahre ihn 1844 nöthigte, um seine Enthebung vom aktiven Dienst zu bitten, wurde ihm die Freude zu Theil, das so treu verwaltete Amt an den Erstgebornen seines alten erlauchten Feldherrn übergeben zu können, welch letzterer dem General bis ans Lebensende mit unwandelbarer Huld und herablassender Freundschaft gewogen blieb. Er vertauschte den thätigen Dienst mit einer sogenannten Friedensanstellung, dem Ehrenposten als Kapitän der ersten Arcieren-Leibgarde. Diese Ernennung begleitete die Verleihung des Feldmarschallstabs. Das letzte Zeichen der Huld seines Monarchen wurde ihm erst bei Gelegenheit der kaiserlichen Hochzeit, wo der Kaiser Franz Joseph dem Veteranen das goldene Vließ verlieh. Nach längerer Krankheit entschlief er am Morgen des 29. August 1854 in dem hohen Alter von 85 Jahren. Mit ihm stirbt einer der letzten Feldhauptleute des unvergeßlichen Helden von Aspern. (Lloyd.)

Unter Verantwortlichkeit des Ergänzungsblätterverlags in Meißen. — Redakteur Dr. Fr. Steger.
Druck von A. E. Gato in Meißen.

Inhalt: Die Nahrungsmittel S. 209—223. — Franz Joseph Fürst von Dietrichstein S. 223—224.

Die Nahrungsmittel. Das Essen und Trinken hat als materieller Theil unsers Daseins den Wissenschaften und den Denkern lange Zeit der näheren Betrachtung unwürdig geschienen. Bis auf die neuere Zeit hat man wohl in gastronomischen Schriften oder in Kuriositäten-Sammlungen angemerkt, welche Liebhabereien in den Speisen und Getränken dieser oder jener historischer Charakter gehabt habe, aber man hat nie näher nachgefragt, welchen Einfluß die Vorliebe Karls V. für Fische, die Friedrichs des Großen für übermäßig reizende Gewürze, die Voltaire's für den reichlichen Genuß starken Kaffee's auf das Leben und die Arbeiten dieser großen Männer gehabt habe. Und doch besteht ein solcher Einfluß der Nahrungsmittel wirklich, er besteht nicht blos bei Individuen, nein er besteht auch bei ganzen Völkern. Der Kartoffeln essende Irländer, der von Reis lebende Hindu, der Negersklave der Tropen, der die Banane zur Basis seiner Nahrung hat, sie alle sind schwächer als der von Rindfleisch gekräftigte Engländer. Wie verschieden ferner ist in demselben Volk, derselben Stadt der Arme, der sich dürftig nährt, von dem Reichen, der unter den seinem Körper am meisten zusprechenden Stoffen die Wahl hat, wie verschieden an Kraft, wie verschieden, wenn die Armuth durch Generationen sich fortgesetzt hat, an Schönheit und Anmuth der Körperbildung! Je größer dieser Einfluß der Nahrungsmittel auf den Körper und mittelbar auf den Geist ist, um so dankbarer haben wir die Forschungen hinzunehmen, welche von den Naturforschern neuerdings über das Verhältniß zum Körper und dessen Stoffwechsel angestellt worden sind. Wir freuen uns dieses Fortschritts um so mehr, als es die Namen von zwei Deutschen sind, die wir an die Spitze der neuesten Bemühungen zu stellen haben, die Namen Justus Liebig und Jakob Moleschott. Liebig suchte die Entstehung der Gebilde des Körpers aus den Bestandtheilen der Nahrungsmittel, die Umwandlung, welche die letztern bei ihrem Uebergang in die ersteren erleiden, den Antheil, welchen die Nahrung an den Lebensfunktionen, z. B. der Respiration hat, den Zusammenhang zwischen dem Stoffwechsel und der Krafterzeugung u. s. w. nach chemischen Grundsätzen zu erklären. Spezieller als Liebig machte sich Moleschott die Physiologie der Nahrungsmittel zur eigentlichen Aufgabe, berichtigte Einseitigkeiten seines Vorgängers und machte neue Beobachtungen und Entdeckungen. Von Liebig's Schriften gehören hierher: Die organische Chemie (1839); die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Agrikultur und Physiologie (1840); die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Physiologie und Pathologie (1842); chemische Untersuchung über das Fleisch und seine Zubereitung zum Nahrungsmittel (1847). Moleschott schrieb: Die Physiologie der Nahrungsmittel (1850) und: Die Lehre der Nahrungsmittel (1850). Diese beiden Moleschott'schen Schriften erschöpfen alles, was nach dem jetzigen Standpunkte der Wissenschaft über die Nahrungsmittel gesagt werden kann, und die letzte ist zugleich ein Muster populärer Darstellung. Außer diesen beiden haben über unsern Gegenstand geschrieben: Tiedemann: Nahrungsbedürfniß, Nahrungstrieb und Nahrungsmittel des Menschen (1836, zweite ganz umgearbeitete Auflage 1850); Knapp: die Nahrungsmittel in ihren chemischen und technischen Beziehungen; Frerichs: die Verdauung; Scherer, Bardeleben, Gosse, Lehmann, Vierordt, Scharling, der Holländer Mulder, der englisch schreibende Pereira, die Franzosen Barral, Abbadie, Bouchardat und Boussingault. Von diesen Schriftstellern ist es vorzugsweise Moleschott, dem unsere Darstellung folgt.

In dem menschlichen Körper findet ein beständiger Kreislauf statt. Was wir an Nahrungsmitteln in uns aufnehmen, gelangt ins Blut, geht aus diesem in die Werkzeuge des Körpers über, erleidet dort bestimmte Veränderungen, kehrt in das Blut zurück und wird schließlich ausgeschieden und nach außen entleert.

So entsteht ein fortwährender Stoffwechsel, der den Körper durch allmälige Umwandlung seiner kleinsten Theile nach einer bestimmten Zeit — man sagt gewöhnlich, nach sieben Jahren — zu einem ganz andern, gleichsam neuen macht. Die Nahrungsmittel zu der ersten Veränderung, welche sie erleiden, zur Blutbildung, zu führen, helfen verschiedene flüssige Mischungen, welche selbst aus dem Blute gebildet werden: Speichel, Magensaft, Galle, Bauchspeichel und Schleim. Um zu verstehen, wie diese Veränderungen erfolgen, muß man die Bestandtheile der Lebensmittel ins Auge fassen. Man kennt drei Gruppen von Nahrungsstoffen, d. h. einfachen Bestandtheilen der Nahrungsmittel, welche das Wesentliche aller Getränke und Speisen ausmachen. Diese Gruppen sind:

1) Die anorganischen, d. h. ohne alle mittelbare oder unmittelbare Hülfe lebender Wesen entstehbaren,
2) Die organischen stickstofffreien,
3) Die organischen stickstoffhaltigen Nahrungsstoffe.

Die anorganischen Nahrungsstoffe — Kalium, Natrium, Calcium, Magnesium, Aluminium, Silicium, Eisen, Mangan, Fluor und Chlor, zuweilen auch Phosphor, Schwefel und Sauerstoff, die aber eben so oft als organisch auftreten — sind Chlorverbindungen und Salze der Alkalien, welche in Wasser gelöst werden können, ferner Erdsalze und ein Metallsalz, das phosphorsaure Eisenoxyd, welche beinahe sämmtlich in Wasser schwer oder gar nicht löslich sind. Die organischen stickstofffreien Nahrungsstoffe sind zum Theil fertige Fette, aus Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff zusammengesetzt, zum Theil Verbindungen von Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff, welche sich in Fette verwandeln können. Moleschott bezeichnet diese zweite Gruppe deshalb als Fettbildner. Unter den letztern sind die wichtigsten die stärkmehlartigen Körper: Stärkmehl (Kartoffelstärke), Gummi und Zucker. Die fertigen Fette enthalten immer dieselbe Menge Sauerstoff, während der Gehalt an Kohlenstoff und Wasserstoff wechselt, jedoch so, daß in verschiedenen Fetten die Mengen des Wasserstoffs und Kohlenstoffs unter sich gleich sind. Bei den Fettbildnern sind Wasserstoff und Sauerstoff in gleicher Menge vorhanden, mit Ausnahme des Zuckers, der mehr Wasserstoff und Sauerstoff als die übrigen enthält. Die Fette sind in Wasser löslich, bringt man sie aber mit Alkalien zusammen, so scheidet sich das sogenannte Oelsüß aus und der bei weitem größere Theil bildet mit dem Alkali eine Seife. Unter den organischen stickstoffhaltigen Nahrungsstoffen spielen die eiweißartigen Körper die größte Rolle. Alle enthalten fast die gleichen Mengen Stickstoff, Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff, der Schwefelgehalt ist bei den einzelnen verschieden, bei den meisten kommt auch Phosphor in abweichenden Mengen vor. Die meisten sind im frischen Zustande löslich in Wasser (geronnenes Pflanzeneiweiß, Pflanzenleim und der Faserstoff des Bluts gar nicht), alle aber in einer Kalilösung bei etwas erhöhter Wärme.

Diese Nahrungsstoffe nun löst der Verdauungsprozeß auf und verwandelt sie in die Bestandtheile des Bluts. Bei dieser Verwandlung, die durch den Speichel und die andern obengenannten Flüssigkeiten bewirkt wird, ist das Wasser sehr thätig. Diese Flüssigkeiten enthalten eine große Menge Wasser von $+37^{0}$ C., welches das Kochsalz und das Chlorkalium unserer Nahrungsmittel, ferner die phosphorsauren, schwefelsauren und kohlensauren Alkalien mit Leichtigkeit auflöst. Dasselbe Geschäft verrichtet mit den Erdsalzen die im Magensaft und im Schleime des Dünndarms enthaltene freie Säure, die auch das dem Blut durchaus unentbehrliche Eisen in lösliche Form überführt. Die Verdauungsflüssigkeiten verwandeln ferner das Stärkmehl in Gummi, den Gummi in Zucker, den Zucker in zwei Uebergängen — Milchsäure und Buttersäure — in Fett. Auf die eiweißartigen Körper wirken alle in den Flüssigkeiten des Verdauungskanals enthaltenen Stoffe lösend. Diese Wirkungen der Verdauungssäfte und der wurmförmigen, reibenden

Bewegungen des Magens und Darms machen die Speisen schon im Magen zu einem dickflüssigen Brei, der im Dünndarm noch mehr verflüssigt den Speisesaft darstellt, ein Gemenge von gelösten Chlorverbindungen und Salzen, von nicht ganz in Fett verwandeltem Zucker, von verseiften Fetten und löslichem Eiweiß. Dieser Saft hat eine milchicht weiße Färbung, die er dem in ihm befindlichen Fett verdankt, und wird von den Speisesaftgefäßen, zum Theil auch von den Blutgefäßen des Darms aufgenommen. In den Speisesaftgefäßen bildet sich bereits der Faserstoff des Blus, und es entwickelt sich die rothe Farbe, die durch Eisen entsteht. Durch die Speiseröhre fließt der Speisesaft dem Blute zu.

Das Blut ist eine Lösung von Salzen, eiweißartigen Körpern, Fett und Seifen, geschwängert mit Sauerstoff, Kohlensäure und Stickstoff. Der Faserstoff und der in Blutkörperchen enthaltene Farbstoff bilden den rothen Kuchen, der bei Aderlässen als Bodensatz unter einer gelblichen Flüssigkeit erscheint. Die Mengenverhältnisse der Bestandtheile des Bluts sind so, daß tausend Theile Menschenblut enthalten:

Faserstoff	2.
Blutkörperchen	131.
Eiweiß	71.
Chlorverbindungen u. Salze	5.
Fett	2.
Wasser	789.
Summa:	1000.

Das viele Wasser, welches im Blut enthalten ist, vermittelt in den Haargefäßen, diesen feinsten Verästelungen der Blutgefäße, das Durchschwitzen gelöster Blutbestandtheile, des sogenannten Nahrungssaftes, der die festen Theile unsers Körpers entstehen läßt. Das Wasser schwitzt selbst mit durch, und es enthalten alle festen Theile Wasser, nach Liebig und Siebold durchschnittlich 75 Prozent. Salze schwitzen aus den Haargefäßen immer mit durch, und es findet sich in allen Geweben eine Menge der anorganischen Bestandtheile des Bluts. Die Knochen enthalten vorwiegend phosphorsauren Kalk, die Knorpel Kochsalz, die Muskeln Chlorkalium, die Zähne Fluorcalcium, die Knochen dieses und kohlensauren Kalk. Auch das Eiweiß des Bluts gelangt in fast alle Gewebe und bildet in den Muskeln den Faserstoff, in der Wand der Blutgefäße den Käsestoff, in veränderter Gestalt als Hornstoff die Haut, die Nägel, die Haare und den Ueberzug der Schleimhäute der Luftröhre und anderer innerer Theile, wie ferner die im Körper vertheilten elastischen Fasern und den Leim der Knochen und Bindegewebe. Die Fette verändern sich ebenfalls in dem Augenblicke, wie sie die Haargefäße verlassen, um sich unter der Haut, in dem Gekröse, in der weiblichen Brust und andern Theilen anzusetzen. Im Gehirn findet sich das Gallenfett des Bluts unverändert wieder, und auch der Phosphor dieses edelsten Theils stammt aus dem phosphorhaltigen Fett des Bluts. Die Milchsäure, die das Blut sehr rasch verläßt, findet sich im Muskelgewebe wieder.

Nicht alle Stoffe, welche mit Beihülfe des Wassers aus den Haargefäßen ausschwitzen, werden zu festen Körpern. Ein Theil wird von den Drüsen angesammelt, um entweder die Fortpflanzung, oder die Verdauung möglich zu machen. Man nennt diese Flüssigkeiten Absonderungen und theilt die zur Verdauung behülflichen ein in Speichel, Magensaft, Galle, Bauchspeichel und Schleim. Der Speichel des Mundes enthält eine eiweißartige Verbindung, Alkalien, Fette und sämmtliche anorganischen Bestandtheile des Bluts. Das Alkali herrscht vor, im Schleime des Mundes dagegen die Säure. Im Magen findet man ebenfalls einen eiweißartigen Stoff, der wegen des hochwichtigen Einflusses, den er auf die Lösung der eiweißartigen Körper ausübt, der Verdauungsstoff genannt wird, ferner

eine freie Säure, dieselbe Milchsäure, welche ein eigenthümlicher Bestandtheil des Muskelfleisches ist, dann noch Kochsalz, Kalk, Eisenoxyd und Phosphorsäure. In der Galle treten zwei eigenthümliche Säuren hervor, Gallensäure, aus den vier Grundstoffen bestehend, und geschwefelte Gallensäure, welche neben Stickstoff, Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff noch Schwefel enthält. Ihre gelblich grüne Farbe verdankt die Galle stickstoffhaltigen Farbstoffen, ihre alkalische Beschaffenheit dem phosphorsauren Natron. Der Bauchspeichel hat noch nicht genügend untersucht werden können, doch weiß man, daß er eine stark eiweißreiche Flüssigkeit von alkalischer Beschaffenheit ist. Mit allen Verdauungsflüssigkeiten mischt sich Schleim, sauer in Mund, Magen und Dünndarm, alkalisch in dem untern weitern Theile des Darms.

Die organischen Stoffe unsers Körpers haben die Grundeigenschaft, daß sie in ihrer Zusammensetzung sehr wenig beharrlich sind. Der Stoffwechsel ist in beständiger Thätigkeit, ausgebend und einnehmend. Nichts ist zerstörender als der Sauerstoff, dem weder die Eiweißstoffe noch die Fette widerstehen. Durch die Lungen gelangt der Sauerstoff, unsere Lebensluft, in die Adern, welche das Blut nach dem Herzen zurückführen, zum Theil auch in die Schlagadern, und dringt durch die Haargefäße in die Gewebe ein. Hier schon beginnt der Prozeß der Zersetzung und Ausscheidung. Von den Zwischengliedern dieses Prozesses wissen wir wenig, aber die letzten Ergebnisse sind die bekannten Ausscheidungen unsers Körpers. Die Eiweißstoffe verwandeln sich zum Theil in Kohlensäure und Wasser, noch leichter thun dies die Fette, und die Lungen sind es, welche dieses Wasser und diese Kohlensäure ausathmen. Es ist dies ein förmlicher Verbrennungsprozeß, denn jede Verbrennung beruht ja auf einer Verbindung anderer Grundstoffe mit Sauerstoff. Hauptsächlich wegen dieser Verbrennung übertrifft die Wärme des menschlichen Körpers, $+37^{0}$ C., beständig jene der umgebenden Luft.

Durch das Ausathmen geht etwa der dritte Theil des Sauerstoffs und der Nahrungsmittel verloren, welche wir einnehmen. Ungefähr ein zweites Drittheil entfernt sich mittelst des Harns. Dieser nimmt den bedeutenderen Theil der Eiweißstoffe mit sich, der nicht aus den Lungen ausathmet, und enthält wahrscheinlich nur solche Ausscheidungen, welche von diesen Stoffen abstammen. Das letzte Drittheil der ausscheidenden Theile fällt zum Theil auf den Stuhlgang. Es ist eine weit verbreitete Meinung, daß in diesem nur die unbrauchbaren Speiseüberreste enthalten seien, doch ist dies nicht ausschließlich der Fall. Allerdings bilden die absolut oder bedingt unlöslichen Bestandtheile der Speisen den größten Theil, allein es kommen zu ihnen auch Absonderungen des Bluts, namentlich Salze der Alkalien, und Theile der Verdauungsflüssigkeiten. Als letztes hochwichtiges Werkzeug der Ausscheidung arbeitet die Haut. Sie nimmt Sauerstoff ein und sondert Kohlensäure, Schweiß und Hautfett aus. In dem Schweiß findet sich außer den regelmäßig abgestoßenen Schuppen der Haut, vorwiegend Essigsäure, neben der flüchtige fette Säuren, Kochsalz, Chlorkalium und Alkalien vorkommen. Bei dem Hautfett spielen Fett und Salze die Hauptrolle. Unbedeutender ist die Schleimausscheidung, welche durch die Nase, den Mund u. s. w. erfolgt, am unbedeutendsten jene der Thränen, welche von einer sehr verdünnten Kochsalzlösung gebildet werden.

So viel dem Körper durch die Ausscheidungen entzogen wird, so viel soll ihm durch die Nahrungsmittel wieder zugeführt werden. Stärkmehl, Fett, Eiweiß und anorganische Stoffe ersetzen die Einbuße, die wir durch das Entweichen von Salzen, Wasser, Kohlensäure und Harnstoff erleiden. Um diesen Tauschhandel dreht sich der Stoffwechsel. Vermindern sich die Ausscheidungen, so nimmt die Nahrungsbedürftigkeit ab, aber es ist nicht umgekehrt, daß wenn wir an den Nahrungsmitteln abbrechen, die Ausscheidungen abnähmen. Die Thätigkeit der Lungen, der Haut, der Blase, des Darmkanals dauert fort, wenn wir auch gar nichts an Speise und Trank zu uns nehmen. Namentlich setzt der Sauerstoff,

den die Lungen dem darbenden Körper zuzuschicken fortfahren, seine Angriffe fort. Dann verschwindet zuerst das Fett, es folgen die eiweißreichsten Werkzeuge, Muskeln, Herz, Milz und Leber, dann die Haut, die Lungen, Knochen und Knorpel, zuletzt von allen Nerven und Hirn, die doch beinahe ausschließlich aus Fett und Eiweiß bestehen. Das Blut verarmt, die Wärme des Körpers sinkt, zuletzt tritt der Tod ein. Im Durchschnitt wird der Mensch kaum vierzehn Tage leben können, doch sind Fälle bekannt, daß Leute, welche sich des Wassertrinkens nicht enthielten, trotz absoluten Hungers viel länger, bis zu zwei Monaten, gelebt haben. Der Durst übt seine furchtbaren Wirkungen viel früher, und dies ist natürlich, da wir ungleich mehr Wasser als feste Nahrung im Haushalt unsers Körpers verbrauchen und eben so ungleich mehr ausscheiden. Abgesehen von der bedeutenden Wassermenge, welche im Harn fortgeführt wird, verlieren wir täglich durch Haut und Lungen mehr als die Hälfte des gesammten Gewichts der Nahrungsmittel als Wasser.

Am einfachsten wird man die Frage der Ernährung auffassen, wenn man sagt: es muß dem Körper alles zugeführt werden, woraus seine verschiedenen Gebilde bestehen. Aus diesem Vordersatze ergiebt sich als nothwendige Folgerung, daß die Nahrung eine mannigfaltige sein muß, weil die Bestandtheile des Körpers mannigfaltig sind. Die Knochen enthalten phosphorsauren Kalk, die Muskeln Eiweiß, das Gehirn Fett u. s. w., und alle diese Bestandtheile sind dem Stoffwechsel unterworfen, werden ausgeschieden und wollen ersetzt sein. Etwas anderes wäre es, wenn die Grundstoffe sich in andere verwandeln ließen, wenn aus den anorganischen Nahrungsstoffen stickstofffreie organische, aus diesen stickstoffhaltige würden. Dann könnten wir uns mit einem Nahrungsstoffe begnügen und dem Körper es überlassen, die monotone Speise seinen verschiedenen Bedürfnissen anzubequemen. Allein eine solche Verwandlung findet nicht statt, und deshalb müssen wir unsere Nahrung aus den drei Gruppen der organischen und anorganischen Stoffe mischen.

Sind Stoffe aus jeder dieser drei Gruppen gleich unentbehrlich, so werden sie doch in verschiedener Menge erfordert. Die Mischung des Bluts giebt den besten Anhalt. Dasselbe enthält mehr Eiweiß als Salze, mehr Salze als Fett, und dieses selbe Verhältniß soll auch in dem Nahrungsmittel obwalten. Ein Nahrungsmittel, welches der Zusammensetzung des Bluts entspricht, ist am verdaulichsten, das heißt es wird am leichtesten in Blutbestandtheile umgewandelt. Es wird aber noch das Dritte erfordert, daß das Nahrungsmittel in den Verdauungssäften leicht löslich sei. So sind lösliches Eiweiß und Faserstoff beide im Blut enthalten, aber das Eiweiß löst sich leichter in den Verdauungssäften und verdient daher vor dem Faserstoff den Vorzug. Auf der andern Seite ist Fett, in nicht zu großen Mengen genossen, leichter verdaulich als Gummi. Das Fett gehört ja zu den wesentlichen Bestandtheilen des Bluts und ist mithin zur Aufnahme in dasselbe fertig, während der Gummi zuvor erst die Verwandlungen in Zucker, Milchsäure, Buttersäure und Fett durchmachen muß. Wir nennen die Nahrungsmittel die nahrhaftesten, welche die verdaulichsten, die meisten und die richtigst gemischten Nahrungsstoffe enthalten. Die Verdaulichkeit bezeichnet die Schnelligkeit, mit welcher die Nahrungsstoffe einer Speise sich in Bestandtheile des Bluts verwandeln, die Nahrhaftigkeit aber die Menge der Stoffe, welche eine Speise dem Blut zuführt. Nach diesen Vorbemerkungen gehen wir nun zu den einzelnen Nahrungsmitteln über.

1) Fleisch und Eier. Das Fleisch, das wir genießen, kommt hauptsächlich von Pflanzenfressern, namentlich von Wiederkäuern und Vielhufern. Das Fleisch dieser beiden Klassen ist ziemlich ähnlich zusammengesetzt, so daß wir blos auf eine Art näher einzugehen brauchen. Wir wählen das Ochsenfleisch. Dieses enthält alle drei Gruppen der Nahrungsstoffe und eignet sich darum so vorzüglich zum Lebensmittel. Die stickstoffhaltigen Bestandtheile bilden das Eiweiß, das in den Fleischfasern, in dem Nahrungssaft, der die festen Theile des Ochsenfleisches um-

giebt, und in dem Blute, das die zahlreichen Blutgefäße füllt, vorhanden ist. Auch der Leim, der die feinen Muskelfasern umgiebt, wird in unserm Körper zu Eiweiß. Die stickstofffreien Bestandtheile bestehen aus Fetten, namentlich aus Talgstoff und aus Milchsäure. Die eigenthümlichen anorganischen Bestandtheile sind Chlorkalium und phosphorsaures Kali. Der Wassergehalt ist so bedeutend, daß er durchschnittlich mehr als drei Viertheile des ganzen Ochsenfleisches beträgt. Dies gilt vom rohen Fleische, durch das Kochen und Braten entstehen Veränderungen, welche die Verdaulichkeit des Ochsenfleisches erhöhen. Unsere Hausfrauen wissen, daß Fleisch, das mit kaltem Wasser angesetzt wird, eine vortreffliche Brühe giebt, während das Fleisch, wenn es in kochendes Wasser gelegt wird, seine Säfte behält. Liebig erklärt diese altbekannten Erscheinungen. Legt man das Fleisch in kochendes Wasser, so bildet das in der Siedhitze gerinnende Eiweiß des Saftes um die Fleischfaser eine äußere schwer durchdringliche Hülle, welche die Einwirkung des Wassers auf das Fleisch hindert. Das letztere wird mithin nur sehr wenig ausgelaugt: es behält seine Kraft. Handelt es sich in der Haushaltung um das Fleisch selbst, nicht um die Brühe, so soll man das Fleisch in kochendes Wasser thun. Will man dagegen eine möglichst kräftige Brühe, so setzt man das Fleisch mit kaltem Wasser an. Dann gehen nämlich die löslichen Stoffe, ehe es zum Gerinnen des Eiweißes gekommen ist, reichlich in das Wasser über, und man erhält eine schmackhafte kräftige Brühe. Bei dem Braten bildet sich gleichfalls eine Hülle geronnener Eiweißkörper, welche den Saft nicht ausfließen läßt. Ein Theil der Fette wird ersetzt, und es entsteht in Folge der Hitze ein neuer wichtiger Stoff, die Essigsäure, welche die Lösung der eiweißartigen Bestandtheile erleichtert. Das Fleisch wird dadurch verdaulicher, der Essig macht das Fleisch kurz, sagt man in der Volkssprache. Zur größern Verdaulichkeit des gebratenen Fleisches trägt noch das bei, daß das ausschmelzende Fett mit alkalischen Blutsaft in Verbindung kommt und dadurch löslich wird.

Das Fleisch der Schafe und Rehe stimmt am genauesten mit dem Ochsenfleisch überein, nur ist das Fett der Schafe noch reicher an Talgstoff, also noch härter. Schweinefleisch enthält mehr Fett, dagegen weniger Eiweiß als Ochsenfleisch, und ist sowohl weniger nahrhaft, als schwerer verdaulich, das letztere darum, weil die Verdauungsflüssigkeiten viel Fett nicht zu lösen im Stande sind. Die wilden Thiere haben weniger Fett und mehr Fleischstoff als die Hausthiere. In derselben Thiergattung ist das Fleisch junger Thiere ärmer an Faserstoff, aber reicher an löslichem Eiweiß, leimgebenden Fasern und Wasser, als jenes der ältern, und aus diesem Grunde zarter. Das Fleisch von Tauben und Hühnern ist verdaulicher als Kalbfleisch, dieses wieder verdaulicher, als die Muskeln von Ochsen, Hämmeln und Rehen. Der Reichthum an Fett ist die Ursache, warum Schweine und Gänse zu den schwerverdaulichsten Speisen gehören. Wir mästen diese Thiere mit lauter Fettbildnern, Rüben, Kartoffeln, Mais u. s. w., wodurch die Menge des Fleischstoffs abnimmt, jene des Fetts zunimmt. Das Wildpret ist mager, hat aber viel Fleischstoff, dem es auch seinen Wohlgeschmack verdankt. Im Hause gefütterte Hasen, Kaninchen, Rebhühner verlieren den Wildpretgeschmack, weil sie an Fett zunehmen. Sonderbarer Weise entsteht durch das Entmannen der Thiere, das doch auch die Fettbildung begünstigt, ein größerer Wohlgeschmack, was die Chemie noch nicht erklärt hat. Da das an eiweißartigen Körpern reichste Fleisch auch das nahrhafteste ist, so sind Tauben und Hühner nahrhafter als Ochsen oder Rehe. Daß die letztern nahrhafter als Kälber sind, obgleich Kälber mehr lösliches Eiweiß enthalten, kommt theils von ihrem größern Gehalt an Eiweiß überhaupt (das durch das Kochen und Braten löslich wird), theils von ihrem bedeutenderen Reichthum an Faserstoffen. Schweinefleisch ist weniger nahrhaft als Ochsenfleisch, weil es unverdaulicher und zugleich ärmer an Eiweiß ist, Kalbfleisch eiweißreicher, also nahrhafter als Fisch, der zugleich wegen seines Gehalts an phosphorhaltigem Fett schwerer verdaulich ist.

Die Eingeweide der Thiere, Leber, Hirn, Nieren, Bröschen (Kalbsmilch), kommen in ihren Bestandtheilen dem Fleisch sehr nahe. Alle enthalten viel lösliches Eiweiß, insbesondere die Bröschen. Lange hat man sich hinsichtlich der Nahrhaftigkeit der Knochen geirrt. Schon in der englischen Restauration wollte man die Rumford'schen Suppen einführen, ging aber davon ab, weil Spötter Karl II. Hunde zulaufen ließen mit Bittschriften um den Hals, daß man ihnen ihre Speise lassen möge. Die französische Revolution führte diese Suppen ein, doch blieben sie nicht lange im Gebrauch, da die Erfahrung lehrte, daß sie zu schwer verdaulich und zu wenig nahrhaft seien. Die noch jetzt hier und da vorkommenden Bouillontafeln, aus Knochen bereitet, enthalten nichts als Leim, beschweren den Körper und geben wenig Kraft. Will man Bouillontafeln bereiten, so lasse man Fleischbrühe gallertartig einkochen.

Fleisch ist am besten geeignet, die verlorenen Theile unserer Muskeln zu ersetzen und kräftige Muskeln zu erzeugen. Alle fleischessenden Völkerschaften zeichnen sich durch derben Muskelbau und feurige Bewegungen aus. „Fleisch macht Fleisch", sagt das Sprüchwort mit Recht. Fische essende Völker sind weniger kräftig, denn in den Fischen findet sich kaum mehr als $^3/_4$ des Faserstoffsgehalts von Vögeln und Säugethieren, und der Wassergehalt des Fischfleisches steigt auf $^4/_5$ und höher. Am nächsten kommt dem Fleisch das Ei. Dotter und Eiweiß bestehen hauptsächlich aus eiweißartigen Körpern, sie haben Fett und besitzen auch die Salze und Chlorverbindungen des Bluts. Weichgesottene Eier werden leichter gelöst als hartgesottene. Da aber das gelöste Eiweiß in der Säure des Magensafts gerinnt und hinterher wieder gelöst wird, so thut das Hartkochen, wenn man es nicht übertreibt, der Verdaulichkeit der Eier keinen wesentlichen Eintrag.

2) Brod und Kuchen. Alle Getreidearten enthalten einen eiweißartigen Körper, wegen seiner klebrigen Beschaffenheit Kleber genannt, Fettbildner (Gummi und Stärkemehl), fertiges Fett und die anorganischen Bestandtheile des menschlichen Körpers mit vorherrschenden phosphorsauren Alkalien und Erden. Der Klebergehalt bedingt die Nahrhaftigkeit der einzelnen Getreidearten im Verhältniß zu einander, denn an Fettbildnern haben alle Ueberfluß, am meisten der Mais, der aus diesem Grunde so häufig zum Mästen benutzt wird. Nach dem Klebergehalt reihen sich die Getreidearten, mit der nahrhaftesten angefangen, wie folgt: Weizen, Roggen, Hafer, Gerste, Reis, Mais. In dem letzten findet man kaum den siebenten Theil des Klebergehalts im Weizen. Durch das Mahlen des Getreides entfernen wir gerade die kleberhaltigsten Theile des Getreidekorns, die sogenannte Kleie. Mit dieser füttern wir die Thiere, und es scheint demnach, als ob wir eine große Verschwendung begingen. Dem ist jedoch nicht so. Die in der Kleie enthaltenen Nahrungsstoffe haben einen festen Zusammenhang und werden durch eine Schicht von Zellenstoff, welche sie bedeckt, der Auflösung durch die Verdauungssäfte entzogen. Es gehören die kräftigsten Verdauungswerkzeuge dazu, um Kleienbrod zu verdauen. Häufig verläßt die Kleie in unverdautem Zustande den Körper, und es ist daher gerathen, diesen Nahrungsstoff den Wiederkäuern zu überlassen.

Das Brod ist fester als das Fleisch, sein Wassergehalt erreicht noch nicht den dritten Theil seines Gewichts. Es ist aber nicht so verdaulich, schon wegen des Klebers, der sich in den Verdauungsflüssigkeiten schwerer löst als die Muskelfaser. Das Fleisch ist nahrhafter, weil es mehr eiweißartige Bestandtheile enthält, auf der andern Seite ist das Brod für das Fett, das dem Blut durch die Ausscheidungen entzogen wird, eine viel ergiebigere Quelle als das Fleisch. Dies bedingen die im Mehl enthaltenen Fettbildner. Da das Blut nur eine geringe Menge Fett in sich trägt, bleibt trotz der Fettmenge des Brods der Vorzug größerer Nahrhaftigkeit dem Fleisch. Der Kuchen enthält neben Mehl Eier, Fett, Zucker, verschiedene Würzen, auch wohl Obst. Er ist schwer verdaulich, was man mit Unrecht dem Zucker zuschreibt, denn diese Eigenschaft wird bedingt durch die den Verdauungskräften nicht angemessene Menge von fettigen Zuthaten. Die

Eidotter, in denen vorzugsweise das Fett der Eier zu suchen ist, die Butter und die öligen Mandeln machen den Kuchen um so unverdaulicher, je reichlicher sie demselben um des Wohlgeschmacks willen beigemischt werden.

3) Erbsen, Bohnen und Linsen. In der ersten Gruppe, welche die nahrhaftesten Lebensmittel vereinigt, nehmen die Hülsenfrüchte neben Brod und Fleisch eine vorzügliche Stelle ein. Allen ist ein eiweißartiger Stoff, der sogenannte Erbsenstoff, gemeinsam, und dieser übertrifft sowohl den Klebergehalt des Brodes, als den im Fleisch enthaltenen Faserstoff beträchtlich. Bohnen, Erbsen und Linsen besitzen ferner Fettbildner, viel Stärkmehl, eine nicht unansehnliche Menge Gummi und zuweilen etwas Zucker. In allen sind endlich alle Chlorverbindungen und Salze des Bluts vorhanden. Der Wassergehalt beträgt bei ihnen wenig mehr als den sechsten Theil des Gewichts, Fettbildner und Salze sind bei ihnen reichlicher vertreten als im Fleisch, im Gehalt an eiweißhaltigen Körpern könn'n sie das Fleisch um die Hälfte übertreffen. Da sie Blut und Fleisch reichlich bilden, kann der Arme durch sie das Fleisch ersetzen. Der Phosphorgehalt des Erbsenstoffes ist beträchtlich, und ohne phosphorhaltiges Fett kann das Gehirn nicht bestehen.

In der Verdaulichkeit stehen die Hülsenfrüchte zwischen Fleisch und Brod in der Mitte. Sie enthalten in dem Zellenstoff, der in Wasser unlöslich ist, einen schwer verdaulichen Bestandtheil, aber die Zubereitung kann hier viel thun. Drückt man die Hülsenfrüchte, nachdem das Kochen die Schalen gesprengt hat, durch einen Haarsieb, so entfernt man die Theile, welche den Körper am meisten bedrücken. Man sollte Hülsenfrüchte auch nie in Brunnenwasser kochen, da dieses Kalktheile enthält und den Erbsenstoff zu einem harten Körper macht. Im Regenwasser, das weniger Kalk enthält, bleiben die Hülsenfrüchte weich. Im Regenwasser wird ein erheblicher Theil des Erbsenstoffs gelöst, und man sollte daher die Hülsenfrüchte als Suppe genießen.

4) Die Gemüse. Die Volksmeinung rühmt dem Gemüse nach, daß es eine „blutverdünnende Speise" sei, und empfiehlt es als Begleiter des Fleisches. In der That ist der bürgerliche Tisch, der Gemüse und Fleisch vereinigt, eine sehr glückliche Zusammensetzung. Wollte man allein von Gemüsen leben, wie es gegenwärtig eine Sekte von Gemüseessern will, so würde man bald in den Zustand von Muskelschwäche verfallen, den wir bei den von Kräutern lebenden Völkern wahrnehmen, und auch dem Gehirn zu wenig Stoff zuführen. Was die Gemüse zu so geeigneten Begleitern des Fleisches macht, das sind die in ihnen enthaltenen Säuren, welche, von Chlorverbindungen und Salzen unterstützt, das lösliche Eiweiß des Fleisches in Lösung erhalten, mithin das Fleisch in Stand setzen, durch Verdauung in die Bestandtheile des Körpers überzugehen. Gewisse Gemüse enthalten diese Säuren in besonders reichlichem Maße. Zu diesen gehört das Sauerkraut, bei dem die Gährung Milchsäure und Buttersäure erzeugt. Manche Kohlarten werden aber schwer verdaulich durch den Zellstoff, den sie, am reichlichsten im Strunke, enthalten. Viel Nahrungsstoff darf man in den Gemüsen nicht suchen. Die Kohl- und Krautarten, der Spinat und Sauerampfer, der Salat und Hopfen, der Portulak und Spargel haben so viel Wasser, daß dasselbe neun Zehntheile ihres Gewichts ausmacht. In allen besteht ein verhältnißmäßig kleiner Theil des Gewichts aus Fettbildnern, und der Eiweißgehalt macht kaum $^1/_{200}$ aus. In Weißkraut und Spargeln, Salat und Rosenkohl herrscht das Kali bedeutend vor, im Spinat hält demselben das Natron das Gleichgewicht. Im Salat hat man Spuren von Mangan entdeckt, in den Spargeln eine eigenthümliche stickstoffhaltige Spargelsäure, welche harntreibend wirkt.

5) Kartoffeln und Rüben. Alle die hierher gehörigen Nahrungsmittel, zu denen außer den Kartoffeln und Rüben die Schwarzwurzeln, Lauche, Sellerie, Schalotten, Zwiebeln, Knoblauche, Radieschen und Rettige gehören, stehen in der Klasse der Wurzeln. In allen sind viele Fettbildner erhalten, die den fünften bis

vierten Theil des Gewichts ausmachen, aber sehr wenig Eiweiß, etwa $1/_{100}$, selten $2/_{100}$. Die Kartoffeln zeichnen sich durch ihrem Gehalt an Stärkmehl aus, die gelben und rothen Rüben wie die Schwarzwurzeln durch Zuckerreichthum, die weißen Rüben, Schalotten, Zwiebeln, Rettige durch die sogenannte Pflanzengallerte, die ebenfalls ein Fettbildner ist. Mehrere Wurzeln haben ein scharf in den Geschmack oder Geruch fallendes flüchtiges Oel, das im Körper auf mehrfache Art anregend wirkt. Die organischen Säuren der Gemüse kommen in den Kartoffeln und andern Wurzeln stärker oder geringer vor, die Kartoffeln enthalten auch alle anorganischen Grundstoffe unsers Körpers mit Ausnahme eines einzigen. Kartoffeln und Rüben sind nahrhafter und verdaulicher als die Gemüse, Kartoffeln und Mohrrüben zeichnen sich in beiden Beziehungen aus, die Mohrrübe namentlich durch ihre Verdaulichkeit. Mit Fleisch, Brod und Hülsenfrüchten können aber Kartoffeln und Rüben, was die Nahrhaftigkeit betrifft, nicht entfernt einen Vergleich aushalten. Es wäre ein großes Glück, wenn man die Kartoffeln, deren Verdienst von der Unkenntniß so häufig überschätzt wird, ausschließlich zur Viehmast verwenden könnte. Die Kartoffel kann mittelst ihrer Fettbildner das Blut und die Gewebe mit Fett überfüllen, aber sie kann das Blut nur ärmlich mit Eiweiß versorgen, den Muskeln keinen Faserstoff und keine Kraft liefern. Ein Armer, der sich nur mit Kartoffeln nährt, büßt endlich die Kraft ein, die er braucht, um sich aus seinem Zustande emporzuraffen. Ganze Bevölkerungen können am Ende nur die leichteste Arbeit verrichten. Als 1847 zu Anfang der Theuerung Landwirthe der sächsischen Ebene Kartoffelesser des Erzgebirges zu sich nahmen, mußten sie ihre Pfleglinge längere Zeit mit Fleisch und Brod nähren, ehe dieselben zu den gewöhnlichsten Verrichtungen des Ackerbaues geschickt wurden. Reis und Mais, die gehaltlosesten Nahrungsmittel aus der Gruppe der nahrhaften Speisen, sind nicht nur eiweißhaltiger als die Kartoffeln, sondern übertreffen diese auch an Stärkmehlgehalt beinahe um das Vierfache.

6) Das Obst. In der Nahrhaftigkeit stehen unsere Obstarten zwischen dem Gemüse und den Wurzeln in der Mitte. Dennoch verdienen sie vor den Kartoffeln in sofern den Vorzug, als die üble Eigenschaft, das Blut mit Fett zu überladen, ihnen fehlt. Die Obstarten enthalten wenig Eiweißstoff, mehr Zellstoff und Pflanzengallerte, Gummi und Zucker, und behaupten im Wassergehalt zwischen Gemüsen und Wurzeln die Mitte. Durch die verschiedensten Säuren, die von Salzen unterstützt werden, wirken sie lösend auf die Eiweißstoffe, also die Verdauung befördernd. Sie verdünnen das Blut, sagt man mit Recht. Im reifen Obst ist noch mehr Säure, als im unreifen, allein sie wird durch den größeren Zuckergehalt gemildert. Kocht man das Obst, so bildet sich erst eigentlich die Pflanzengallerte aus, welche die andern Säuren abstumpft und die Verdauungskanäle gegen die Einwirkung derselben schützt. Mandeln, Nüsse und Kastanien gehören in chemischer Beziehung nicht zum Obst. Sie enthalten sehr wenig Wasser, die Kastanien viel Stärkmehl, die Mandeln und Nüsse viel Oel, und nähern sich entschieden der Klasse der nahrhaften Speisen.

7) Das Wasser. Der Sprachgebrauch sträubt sich dagegen, das Wasser unter die Nahrungsmittel aufzunehmen, und doch ist es das unentbehrlichste von allen. Ohne Wasser wäre weder Verdauung noch Blutbildung, weder Ernährung noch Absonderung möglich. Es ist das Mittel, alle gelösten Stoffe in Bewegung zu erhalten, und den Werkzeugen die nothwendige Feuchtigkeit zuzuführen. Damit erschöpft sich seine Wichtigkeit noch nicht einmal, denn seine Bestandtheile Wasserstoff und Sauerstoff gehen in die Zusammensetzung vieler Nahrungsstoffe ein, indem sich diese in Bestandtheile des Bluts verwandeln. Ohne Wasser kann aus Stärkmehl oder Gummi kein Zucker werden, ohne die Ausscheidung von Sauerstoff aus Zucker kein Fett. Zu den wesentlichen Bestandtheilen des Wassers treten Salze, die es in seiner Arbeit unterstützen. Obst und Gemüse brauchen wir nicht durch Wasser flüssig zu machen, aber von diesen Nahrungsmitteln können wir

nicht leben. Fleisch, Brod und Hülsenfrüchte enthalten nicht so viel Wasser, daß sie dem Blut seine gehörige Mischung erhalten könnten. Die Natur zwingt uns, durch Wassertrinken dem Bedürfniß abzuhelfen, indem sie die nahrhaftesten Speisen den meisten Durst erzeugen läßt.

8) Die Milch. „Die Milch ist Speise und Trank, eine Quelle des Eiweißes und der Fette, des Zuckers und der Salze, mit einem Worte das Nahrungsmittel der Nahrungsmittel," dieses Lob ertheilt Moleschott der Milch. Ihren Inhalt bilden Käsestoff, der zu den eiweißartigen Körpern gehört, Butter, also ein fertiges Fett, Milchzucker, der ein Fettbildner ist, die wichtigsten Blutsalze, und ein Wassergehalt, größer als er im Blut, Brod und Fleisch vorkommt. Diese Zusammensetzung erklärt uns, daß die Milch während eines ganzen Lebensabschnitts die Blutmischung allein zu erhalten vermag, und daß Greise, deren Körperzustand im höchsten Grade geschwächt ist, zu diesem primitiven Lebensmittel zurückkehren. Zu ihren nährenden Eigenschaften stellt sich als gleich werthvolle Eigenschaft ihre leichte Verdaulichkeit. Ihr Käsestoff gehört zu den löslichsten Eiweißkörpern, ihr Milchzucker ist nach dem Traubenzucker der verdaulichste aller Fettbildner und wird im Körper um so leichter verarbeitet, als Butter und Käsestoff, die ihn begleiten, seine Verwandlung in Fett erleichtern. Dieses Lob der Verdaulichkeit gilt jedoch nicht unbedingt, indem Kuhmilch wegen ihres größern Buttergehalts schwachen Verdauungswerkzeugen Schwierigkeiten macht. Nicht in allen Fällen wird dieser Nachtheil durch das Abrahmen beseitigt. Für Kranke verdient Eselsmilch, da sie reich an Zucker und arm an Fett ist, unbedingt den Vorzug. Buttermilch enthält noch immer eine Spur von Butter und beinahe allen Milchzucker, den Käsestoff und die Salze, von denen nur wenig in die Butter übergeht.

9) Kaffee, Thee und Chokolade. In ihren übrigen Bestandtheilen verschieden, haben Kaffee und Thee zwei ähnliche organische Säuren und ganz dieselbe stickstoffhaltige Basis, die man wegen dieser völligen Uebereinstimmung bald Theestoff und bald Kaffeestoff nennt. Der Kakaostoff, der die Basis der Chokolade ausmacht, ist noch reicher an Stickstoff als der Theestoff. Vermöge ihres sehr reichlichen Eiweißgehalts ist die Chokolade nahrhafter als die beiden andern Getränke, aber wegen ihres Fettes auch schwerer verdaulich. Man hat auch Thee und Kaffee früher nahrhaft genannt, jedoch mit Unrecht, denn der in ihnen enthaltene Theestoff entleert rasch durch die Blase, und das geringe Eiweiß, welches der Thee, der wenige Erbsenstoff, den der Kaffee enthält, treten in den Aufgüssen, die von uns allein getrunken werden, noch dürftiger auf. Dadurch, daß sie die Absonderung der lösenden Säfte vermehren, fördern Thee und Kaffee die Verdauung. Ihre Hauptwirkung besteht indessen in der Erregung, die sie den Nerven und dem Hirn mittheilen. Der Thee ruft ein Gefühl von Wohlbehagen und Munterkeit hervor, stimmt zum Nachdenken und hält die Aufmerksamkeit bei einem bestimmten Gegenstande fest. Im Uebermaß genossen, erweckt er Eingenommenheit des Kopfes, Unruhe, Schlaflosigkeit, welche Zustände dem in ihm enthaltenen flüchtigen Oel zuzuschreiben sind. Der Kaffee, der das Denkvermögen ebenfalls erregt, äußert seine Wirkung doch mehr auf die Einbildungskraft, die durch ihn eine viel größere Lebhaftigkeit erhält. Die Gedanken und die Vorstellungen drängen sich, die Wünsche werden glühender, und trotz der gesteigerten sinnlichen Wahrnehmung und Beobachtung ist eine ruhige Prüfung schwer. Trinkt man zu viel Kaffee, so entsteht ein Rausch, der mit Schlaflosigkeit verbunden ist. Um dieser Folgen willen hat man den Kaffee in früheren Zeiten häufig verboten. Die Cichorie, die man so häufig als Ersatz des Kaffee's benutzt, enthält keinen der eigenthümlichen Bestandtheile desselben, wohl aber reichlich Fettbildner und kommt an Nahrungsgehalt etwa dem Zuckerwasser gleich.

10) Bier, Wein und Branntwein. In allen gegohrenen Getränken ist Weingeist oder wasserhaltiger Alkohol der berauschende Stoff. Alkohol entsteht nur aus Zucker oder Zuckerbildnern, und deshalb kann man aus allem, was viel

Zucker enthält, ein berauschendes Getränk machen. Die Völker haben dies immer gewußt, ehe es eine Chemie gab, hat man aus Stutenmilch, Honig, Palmensaft geistige Getränke bereitet. Darum kann auch die Kartoffel Weingeist geben, weil ihr Stärkmehl durch Säuren in Traubenzucker übergeht. Nur dieser ist unmittelbar gährungsfähig, alle andern Zuckerarten sind es mittelbar. Die Hefe, ein eiweißartiger Körper, erregt die Gährung, ist diese vollendet, so geht der Zucker in Alkohol und Kohlensäure auf. Die Menge des Alkohols ist in den einzelnen sehr verschieden. Bei Bier ist derselbe $^{1}/_{100}$, bei Ale $^{8}/_{100}$, bei Wein $^{7}/_{100}$ bis $^{26}/_{100}$, bei dem stärksten Branntwein $^{52}/_{100}$ des ganzen Inhalts. Was die Nahrhaftigkeit betrifft, so steht gutes Bier etwa dem Obst gleich, Wein dem Zuckerwasser, Branntwein nicht einmal diesem. Alle geistigen Getränke dienen aber dem Körper in einem gewissen Sinne, weil sie die Absonderung der Verdauungssäfte vermehren und die Lösung der Nahrung fördern. Es ist daher ganz richtig, wenn man zu schwer verdaulichen Speisen Branntwein trinkt, oder wenn man sagt, „der Branntwein reizt den Magen." Bei solennen Mittagsessen dürfte der Wein nicht fehlen, ohne daß der Körper seine Abwesenheit nachtheilig empfände. Im Uebermaß genossen, erzeugen die geistigen Getränke eine Verhärtung des Magens, welche die Verdauung und mit ihr die Blutbildung hindert. Noch eine andere Wirkung haben Vierordt und Scharling nachgewiesen, und Moleschott sie in seiner „Lehre der Nahrungsmittel für das Volk" vortrefflich geschildert. Er sagt in diesem werthvollen Buche: „Der Alkohol, der Hauptstoff des Branntweins und der wichtigste Bestandtheil in Bier und Wein, verwandelt sich nicht in einen wesentlichen Bestandtheil des Bluts. Deshalb kann er nicht unmittelbaren Ersatz bewirken und den Namen eines Nahrungsstoffes verdient er allerdings nicht. In das Blut gelangt er dennoch. Durch Sauerstoff, den wir einathmen, wird er im Blut zu Essigsäure und Wasser, und endlich zu Wasser und Kohlensäure verbrannt. Der Sauerstoff aber, der den Alkohol zersetzt, wird den Eiweißkörpern und den Fetten des Bluts entzogen. Indem er selbst leichter brennbar ist, schützt der Alkohol die Bestandtheile des Bluts vor der Verbrennung. Und wenn nun außerdem Versuche und Beobachtungen beweisen, daß alkoholische Getränke die Menge der Kohlensäure, die wir ausathmen, überhaupt vermindern — offenbar weil ein großer Theil des eingeathmeten Sauerstoffs den Wasserstoff des Alkohols in Wasser verwandelt — dann müssen wir aus doppelten Gründen überzeugt sein, daß der Alkohol die Verbrennung der Blutbestandtheile mäßigt und somit die erste Ursache des Bedürfnisses nach Ersatz. Wer wenig hat, muß wenig geben, wenn er so viel übrig behalten will, wie ein Anderer, der Reichthum mit Freigebigkeit verbindet. Der Alkohol ist eine Sparbüchse, wenn man den Ausdruck verstehen will. Wer wenig ißt und mäßig Alkohol trinkt, behält so viel im Blut und in den Geweben, wie Jemand, der im entsprechenden Verhältniß mehr ißt, ohne Bier, Wein oder Branntwein zu trinken. Daraus folgt, daß es grausam ist, den Taglöhner, der sich im Schweiße seines Angesichts ein spärliches Mahl verdient, des Mittels zu berauben, durch welches seine dürftige Nahrung lange vorhält. Oder soll man den Gebrauch abschaffen, weil er den Mißbrauch möglich macht? Dann suche man den Vorwurf zu entkräften, daß man den Menschen sittlich erniedrigt, wenn man fordert, daß er dem Genuß entsage, um nicht dem thierischen Triebe zu erliegen. Der Mönch, der das Gelübde der Keuschheit fordert, widerstreitet dem echt Menschlichen nicht schlimmer, als der Arzt, der den Branntwein abschafft, weil es Trunkenbolde giebt. Göthe hat der neuen Weltanschauung die schöne Losung gegeben: gedenke zu leben! Wer die Abschaffung des Branntweins predigt, versetzt uns in das verstümmelte Christenthum des Mittelalters zurück, das mit dem Wahlspruch: gedenke zu sterben! die schönsten Blüthen der Menschheit erstickte." Der Kreislauf des Bluts wird von allen geistigen Getränken beschleunigt, von Branntwein am meisten, von Bier am wenigsten. Das Gehirn, in das der Alkohol mit dem Blute eindringt, erleidet seine

Einwirkung vor allen andern Werkzeugen. Wie der Rausch wirkt und wie Gewohnheitstrinker zuletzt in Säuferwahnsinn enden, ist zu bekannt, als daß wir diese Erscheinungen näher zu schildern brauchten.

11) Die Würzen. a) Das Kochsalz. Alle Gewebe des menschlichen Körpers enthalten Kochsalz und das Blut wie die Knorpel können ohne eine beträchtliche Menge desselben ihre regelmäßige Mischung nicht behaupten. Aber die thierischen Speisen haben außer in den Knorpeln und im Blut, die von uns nicht benutzt werden, wenig Kochsalz, und die pflanzlichen Speisen in der Regel noch weniger. Dadurch wird das Kochsalz ein unentbehrlicher Zusatz unserer Speisen. Um salzhaltiger Quellen willen haben sich die Völker seit den ältesten Zeiten befehdet, um Salzwerke sind noch in den gebildeteren Zeiten folgenschwere Streitigkeiten entstanden, und noch aus den neuesten Zeiten ließe sich ein Beispiel anführen, daß ein Staat, dem die Hälfte eines andern zugesprochen wurde, seinen Antheil so wählte, daß dieser alle Salzwerke des Theilungsstaats umfaßte. Da Salz so viele Bestandtheile unsers Körpers mit unentbehrlichen Elementen versieht, ist es sehr nahrhaft. Eben so groß ist seine Verdaulichkeit, denn es löst sich in Wasser außerordentlich leicht auf; es fördert ferner die Verdaulichkeit von schwer löslichen Fetten und eiweißartigen Körpern. Daß das Salz konservirt, ist bekannt, aber der Laie irrt sich leicht hinsichtlich des Grundes, der kein anderer ist, als daß das Salz aus den Stoffen das am meisten der Fäulniß ausgesetzte Wasser an sich zieht. Da dem Wasser wichtige Nahrungsstoffe, Eiweiß, Fleischstoff, Milchsäure und Salze, nachfolgen, so verliert eingesalzenes Fleisch einen Theil seiner Nahrhaftigkeit. Dafür wird es verdaulicher. Schon darum müssen wir viel Salz essen, weil das Blut durch die Ausleerungen das Kochsalz verliert.

b) Die Butter und das Baumöl. Nicht ganz besteht die Butter aus reinem Fett, sondern nur zu $^4/_5$ bis $^6/_7$; der übrige Inhalt besteht in Wasser, Käsestoff und Milchzucker. Baumöl, eben so Mandelöl, besteht rein aus Fett, und läßt sich daher viel länger als Butter aufbewahren, welche letztere durch den Käsestoff leicht zersetzt oder ranzig wird. Baumöl und Butter sind nicht leicht verdaulich, weil sie allein vom Bauchspeichel, den es im Körper in geringer Menge giebt, aufgelöst werden. Allein sie sind den Seifen des Bluts so ähnlich, daß sie leicht in dasselbe übergehen, und dies ersetzt ihre Schwerlöslichkeit. Beide haben außerdem die vortreffliche Eigenschaft, daß sie Fettbildner (Stärkmehl, Zucker), mit denen sie vermischt werden, leichter in Fett übergehen lassen, verdaulicher machen. Brod mit Butter, Kartoffeln mit Fett, Salat mit Oel genossen, bekommen weit besser, als ohne diesen Zusatz. Die Norddeutschen mögen immerhin bei ihrem Butterbrod bleiben, der Wohlgeschmack ihrer Speise hat sie so richtig geleitet, als wenn sie bei der Wahl derselben einen Chemiker zu Rath gezogen hätten.

c) Der Käse. Im Käse findet man außer dem Käsestoff Butter und die Salze wie einen Theil des Milchzuckers der Milch. Käsestoff und Butter werden aber zum Theil zersetzt. Aus dem erstern bildet sich das Käseweiß, ein stickstoffhaltiger Körper und eine ölartige Säure, aus der Butter entwickelt sich eine Buttersäure. Diese Zersetzungsprodukte bedingen die Schwerverdaulichkeit, die der Käse an sich hat. Dennoch ist diese Nahrung eine wohlthätige, weil sie die Verdauungsdrüsen zu großer Thätigkeit reizt und weil der Käsestoff die Umwandlung des Stärkmehls und Zuckers in Fett erleichtert. Der Süddeutsche und der Schweizer, die ihr Brod statt mit Butter mit Käse essen, handeln nach den richtigsten chemischen Grundsätzen.

d) Der Essig. Die lösende Einwirkung des Essigs auf die Fleischfaser haben wir bereits erwähnt und müssen noch hinzusetzen, daß diese Würze auch die eiweißartigen Körper löst, Zellstoff und Stärkmehl in Zucker verwandelt, dagegen aber Erbsenstoff in den ungelösten Zustand überführt. Fische, die viel lösliches Eiweiß enthalten, soll man mit Essig genießen, Hülsenfrüchte, in denen der

Erbsenstoff vorwiegt, nicht. Auf das Blut übt der Essig eine lösende, verdünnende Wirkung. Darum schadet der starke Essiggenuß, dem sich häufig junge Mädchen hingeben, um interessant (blaß) und mager zu werden. Was im Essig wirkt, ist die Essigsäure (Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff), neben der eine kleine Menge Eiweiß und Zucker, Gummi und andere organische Stoffe vorkommen.

e) Der Zucker. Man gewinnt den Zucker aus einer Menge von Gewächsen, unter denen das Zuckerrohr, der Zuckerahorn und die Runkelrübe den ersten Platz behaupten. Honig ist ein natürlicher Zucker (richtiger eine Vereinigung von drei Zuckerarten), der wenig andere Bestandtheile, nämlich Wachs und wahrscheinlich etwas Milchsäure, enthält. Sehr mit Unrecht steht der Zucker in schlechtem Ruf. Er soll unverdaulich sein, die Zähne verderben. Von beiden ist das Gegentheil wahr. Durch den Speichel und andere Verdauungssäfte in Milchsäure verwandelt, hilft der Zucker zur Verdauung. Er befördert durch Auflösung des in den Nahrungsmitteln enthaltenen phosphorsauren Kalks die Zufuhr des Kalks in die Zähne. Allerdings macht er in hohlen Zähnen Schmerzen, weil er die Nerven erregt.

f) Die Spezereien. In der Reihe der die Verdauung fördernden Mittel, wozu, wie wir gesehen haben, alle Würzen gehören, stehen die Spezereien — Senf, Kümmel, Pfeffer, spanischer Pfeffer, Zimmt, Nägelchen, Muskatnuß und Safran — unten an. Allerdings fördern sie die Auflösung der Speisen durch Reizung der Verdauungsdrüsen, erhitzen aber zugleich, erwecken die Leidenschaft und verscheuchen den Schlaf. Ihr wesentlicher Bestandtheil ist ein stark riechendes und scharf oder würzig schmeckendes flüssiges Oel. Die Völker der heißen Länder, die von den Gewürzen einen übermäßigen Gebrauch machen, sind tückisch, jähzornig, grausam. Es läßt sich aus der Geschichte nachweisen, daß alle Eroberer Hindostans in der zweiten Generation dieselben Eigenschaften angenommen haben. Mag das Klima seinen Antheil an dieser Erscheinung haben, der Hauptgrund liegt in dem alles Maß überschreitenden Genuß von Gewürzen, der doch kein Bedürfniß sein kann, da Tausende von Europäern ohne ihn auskommen. Geistige Getränke würden den mohamedanischen Malaien weit weniger schaden, als die scharfen Würzen, die sie mit dem Betelkauen tagtäglich in sich aufnehmen.

An die Darstellung der Wirkung, welche die einzelnen Nahrungsmittel bezeichnet, haben wir einige Worte über die zweckmäßigste Diät anzuschließen. Wir pflegen drei Mahlzeiten zu uns zu nehmen, das Frühstück, das Mittagsessen und das Abendessen, und diese Eintheilung ist vernünftig. Zwischen dem Abendessen und dem Frühstück verstreicht eine so lange Zeit, daß der Stoffwechsel das Blut arm gemacht hat, und eine neue Zufuhr von Nahrungsstoffen räthlich wird. Dieses erste Mahl soll den Magen nicht überladen, sondern nur beschäftigen. Diesen Zweck erfüllen Thee und Kaffee, die zugleich das Denkvermögen und die Einbildungskraft anregen, mit Brod oder Butterbrod genossen. Das Mittagsessen ist das Hauptmahl des Tags. Man setzt sich zu sehr verschiedenen Stunden zu Tisch, und es kommt auf die Zeit nichts an, vorausgesetzt, daß, wenn die Mittagsstunde eine späte ist, ein zweites Frühstück vorangegangen ist. Welche Zusammensetzung das Mittagsessen haben muß, diese Frage können sich unsere Leser nach dem, was wir über die Nahrungsmittel bemerkt haben, selbst beantworten. Die Hauptmahlzeit des Tags ist vorzugsweise dazu bestimmt, dem Körper alle die Stoffe zuzuführen, deren er bedarf. Unsere Kochbücher verletzen diese Regel vielfach. Suppe, Fleisch und Gemüse passen ausgezeichnet zu einander, eben so Braten und Salat, Erbsensuppe und Fisch mit Kartoffeln, Fleischsuppe und Hülsenfrüchte, Fisch und als zweites Gericht Mehlspeisen, aber nicht Suppe und Mehlspeisen, oder eine magere Suppe und Fisch mit Kartoffeln. Heinrichs IV. Wunsch, daß jeder Arme sein Huhn im Topfe haben möge, kann leider nicht in Erfüllung gehen, doch jeder Bemittelte sollte täglich Fleisch essen. Mit allen schwer verdau-

lichen Mehlspeisen verbinde man Obst. Am verwerflichsten ist die so oft von der Nothwendigkeit gebotene Gewohnheit, Mittags nichts als Kartoffeln zu essen. Fehlt das Fleisch, so esse man wo möglich Suppen von Hülsenfrüchten. Wasser bei Tisch zu trinken, ist vernünftig, vorausgesetzt, daß man nicht so viel trinkt, um die Nahrungssäfte zu verdünnen. Daß Bier und Wein die Verdauungswerkzeuge reizen und das Mahl länger vorhalten lassen, haben wir bereits gesagt. Unbedingt schädlich ist der Genuß von ganz kaltem Wasser oder Eis, denn in der Kälte, welche sie hervorbringen, gestehen der Leim und die Fette, deren Verdauung im flüssigen Zustande viel leichter erfolgt. Weil die Wärme flüssig erhält, ist auch ein warmes Mittagsmahl einem kalten bei weitem vorzuziehen. Ißt man zwei bis drei Stunden vor dem Schlafengehen, so ist die Verdauung bereits erfolgt, wenn man sich zur Ruhe legt, und Schlaf und Verdauung können sich gegenseitig nicht stören. Leicht verdauliche Speisen verdienen bei diesem letzten Essen des Tags den Vorzug. Viel geistige Getränke nach dem Abendessen zu sich zu nehmen, ist in Deutschland sehr üblich. Gerade vor dem Schlafengehen sollte man diese Reizmittel mäßig genießen, denn da der Mensch im Schlaf weniger Kohlensäure aushaucht, als während des Wachens, überhaupt der Stoffwechsel langsamer vor sich geht, so bleibt das Blut überladen. Ein geistreicher Arzt nennt den Schlaf starker Biertrinker eine lange Ohnmacht. Die Wirkung zeigt sich noch am nächsten Morgen durch Kopfschmerzen und allgemeine geistige Verstimmung.

Verschiedenheit des Alters und der Körperbeschaffenheit bringt in diese allgemeinen Regeln manche Abänderung. Frauen haben einen minder lebhaften Stoffwechsel und brauchen daher sowohl wenigere als minder kräftige Nahrung. So lange der Mensch wächst, ißt er stärker, als nachdem er zum Stillstand gelangt ist. Bei Arbeitern sind die schwer verdaulichen Lebensmitteln weit besser am Platze, als bei Männern, die eine sitzende Lebensart führen. Heftige, leidenschaftliche Naturen sollen Wildpret, schweres Brod, zu viel Hülsenfrüchte, viel Bier, Wein, Kaffee und Thee so wie Gewürze vermeiden und statt der hitzigen Getränke Obst und Limonade wählen. Bei Phlegmatikern dagegen muß eine nahrhafte thierische Kost von kräftigen Gewürzen, starkem Bier und Wein unterstützt werden. Leute, welche sich zum Fettwerden neigen, haben alle Speisen zu scheuen, in denen Fettbildner enthalten sind, namentlich stärkmehlreiche und zuckerhaltige Wurzeln. Gut ausgebackenes Brod und mageres Fleisch, vermischt mit jungen Gemüsen und den verdaulichen zuckerreichen Arten von Wurzelwerk sind eine geeignete Kost für Denker und Dichter, die auch gewürzte Speisen und erregende Getränke gebrauchen, aber nicht mißbrauchen mögen.

Wie viel Nahrungsmittel der Mensch täglich zu sich nehmen soll, richtet sich nach der Menge des Stoffverlustes, den er erleidet. Da der Körper der sicherste Anzeiger seiner Bedürfnisse ist, kann man sich in der Praxis damit helfen, daß man sich vom Hunger leiten läßt, wobei man nur zu beachten hat, daß man den Hunger nie ganz vollständig stillen darf, am wenigsten in dem Grade, um gegen die eben genossene Speise einen Widerwillen zu bekommen. Die Wissenschaft kann die Frage nach der Menge der täglich einzunehmenden Nahrungsmittel nicht allgemein beantworten, da die Ausscheidungen, nach denen sich alles richtet, von einer Menge von Ursachen bestimmt werden und daher bei den einzelnen Menschen sehr verschieden sind. Unter Umständen kann der Mensch täglich bis zu $^1/_{14}$ des Gewichts seines ganzen Körpers verlieren. Nach Barral's schönen Beobachtungen braucht aber nicht der ganze Verlust durch Nahrungsmittel ersetzt zu werden, denn den vierten Theil desselben deckt der Sauerstoff, den wir mit der Luft einathmen. Drei Viertheile des Verlusts in entsprechender Mischung dem Körper gereicht, erhalten die Kraft desselben. Mulder theilt in seinem Buche: „Die Ernährung in ihrem Zusammenhange mit dem Volksgeist" die Nahrung mit, welche der niederländische Soldat im Frieden und im Kriege erhält, und mit den von ihm gege-

benen Mengen können wir die vergleichen, welche Barral als Bedürfniß seines eigenen Körpers bestimmte. In Friedenszeiten erhält der niederländische Soldat täglich:

Brod	0,499	Kilogramm.
Fleisch	0,125	"
Kartoffeln . . .	0,850	"
Gemüse . . .	0,250	"
	1,724	Kilogramm.

In Kriegszeiten erhöht sich die Arbeit, es entsteht ein Bedürfniß nach einer reichlicheren Menge kräftiger Speisen, und dem entsprechend erhält der niederländische Soldat:

Brod	0,75	Kilogramm.
Fleisch	0,25	"
Reis oder Grütze .	0,6	"
	1,06	Kilogramm.

In der Kriegsnahrung sind 116, in der Friedensnahrung nicht mehr als 60 Gramm Eiweiß enthalten. Barral nahm im Sommer 0,543, im Winter 0,756 Kilogramm feste Stoffe zu sich, von denen in der Kriegsnahrung des holländischen Soldaten 0,62 enthalten waren, was etwa in der Mitte zwischen der Winter- und Sommernahrung des französischen, neunundzwanzig Jahre alten Naturforschers steht.

Barral's Beispiel führt uns auf den letzten Punkt, den wir zu besprechen haben, auf die Verschiedenheit, die zwischen der Nahrungsbedürftigkeit unsers Körpers im Winter und im Sommer besteht. Je weiter man nach dem Nordpol kommt, um so stärkere Esser findet man, je mehr man sich den Tropen nähert, um so mehr sieht man die Eßlust abnehmen. An uns selbst können wir beobachten, daß wir im Winter reichlichere und stofflichere Nahrung brauchen, als im Sommer. Der Grund liegt darin, daß wir im Winter mehr Kohlensäure aushauchen und mehr Harn ausscheiden, als im Sommer. Allerdings ist die Hautthätigkeit im Sommer größer als im Winter, entzieht aber doch dem Körper während der heißen Jahreszeit bei weitem nicht so viele Stoffe, als jene beiden Ausscheidungen während der kalten Jahreszeit. Ueberdies wird durch die Erschlaffung, die der Schweiß erzeugt, die Verdauung träger gemacht, der Stoffwechsel verzögert. Im Sommer genieße man leicht verdauliche Speisen, Früchte und Salat, junge Gemüse, Wurzeln, Geflügel und Kalbfleisch und beschleunige den verzögerten Blutumlauf durch verdünnende Getränke, Himbeeressig, Johannisbeersaft u. dgl. Ein Uebermaß an geistigen Getränken vermeide man im Sommer auf das sorgfältigste. Im Winter befriedige man das erhöhte Bedürfniß durch nahrhaftere, wenn auch schwer verdauliche Speisen. Die gesteigerte Verdauungskraft bewältigt Hülsenfrüchte, fettes Schweinefleisch u. dgl. viel leichter, als im Sommer. Im Winter verträgt man auch besser geistige Getränke, welche, wie wir oben gesehen haben, die Zersetzung in unserm Körper mäßigen. Je weiter nach Norden, nimmt der Gebrauch der fetten Speisen und der geistigen Getränke immer mehr zu. Im Winter nehmen wir mehr Sauerstoff auf, der die Fette „verbrennt", und der genossene Alkohol wird zu einer neuen Quelle der Wärmeentwicklung.

Franz Joseph Fürst von Dietrichstein, aus einem altberühmten, um das Vaterland seit Jahrhunderten hochverdienten Geschlecht entsprossen, das eine lange Reihe von Kriegern, Staatsmännern und Kirchenfürsten in seiner Mitte zählt, betrat im Jahr 1785, kurz vor erreichtem 18. Lebensjahr, die militärische Laufbahn als Unterlieutenant im Infanterie-Regiment Lacy. Die seltenen Geistesgaben, die Charaktertüchtigkeit des edlen Jünglings zogen bald die Aufmerksamkeit des unver-

geßlichen Kaisers Joseph II., der Feldherren Lacy und Laudon auf ihn. In rascher Folge zu den höhern Dienststufen emporsteigend, ward er im Jahre 1788 Hauptmann im Generalstab im Gefolge des Feldmarschalls Lacy, 1789 des Feldmarschalls Laudon, im selben Jahre auch Major im Geniekorps, und schon im Jahre 1790 Oberstlieutenant und Flügeladjutant des Feldmarschalls Laudon. Als im Jahre 1792 der Krieg gegen Frankreich ausbrach, nahm der Fürst ruhmvollen Antheil an den Waffenthaten des österreichischen Heers. Nach der Einnahme von Valenciennes, dem denkwürdigen Ergebnisse seiner umsichtigen Führung und aufopfernden Tapferkeit, ward er, ohne darum eingeschritten zu sein, zum Theresien-Ordens-Ritter ernannt. Er ist der zweit-älteste jetzt lebende Ritter dieses Ordens, der nur die Brust des Tapfersten unter den Tapfern schmückt. Im Jahre 1797 ward Fürst Dietrichstein als Generalmajor zur Bewillkommnung nach der Thronbesteigung Kaiser Pauls I. nach St. Petersburg gesandt. In den nächstfolgenden Jahren ward er in Wien und im Auslande zu verschiedenen wichtigen diplomatischen Dienstleistungen verwendet, schloß im Jahre 1800 am 15. Juli den Parsdorfer Waffenstillstand ab, und nahm im Jahre 1801, nach dem Frieden von Luneville, seine Entlassung aus dem öffentlichen Dienst. Im Jahre 1809 zum Obersthofmeister des Erzherzogs Franz von Modena und zum geheimen Rath ernannt, stellte er sich in dieser drangvollen Epoche dem Vaterland wieder zur Verfügung, und fungirte dann als bevollmächtigter Hofkommissär in Galizien. Bald nach dem in diesem Jahre abgeschlossenen Wiener Frieden zog er sich bleibend in das Privatleben zurück. Mit dem Lorbeer des Kriegers geschmückt, als treuer Diener seines Monarchen erprobt, trat Fürst Dietrichstein nicht zu unthätiger Ruhe in den Stand des Privatmanns. Eine neue Aera beginnt in seinem Leben, nicht minder ruhmvoll und segensreich fürs Vaterland, bezeichnet durch die edelsten und schönsten Thaten des Friedens. Seine großen Glücksgüter wurden fortan für ihn das Mittel, die Anforderungen eines hochgebildeten Geistes, die Regungen der warmfühlenden Menschenliebe zu befriedigen. Allen Prunk und unnützen Aufwand für seine Person verschmähend, ward er und ist er seit einem halben Jahrhundert der freigebige Förderer vaterländischer Kunst, der größte Wohlthäter der leidenden Menschheit. Je größer und allgemeiner in bedrängten Zeiten drückende Noth auftritt, desto größer und allgemeiner offenbart sich sein unerschöpflicher Drang des Wohlthuns. Wenn Krieg, verheerende Elemente und Krankheiten wüthen, und massenhaftes Elend hervorrufen, bedarf es keiner andern Aufforderung für das edle Herz des Fürsten Dietrichstein. Der erste in schneller Hülfe und großartiger Unterstützung, steht seine Name stets obenan, wo es sich um Linderung menschlichen Elends handelt. Seit einer langen Reihe von Jahren in Wien bleibend ansässig, hat der Fürst zunächst den humanitären Anstalten der Haupt- und Residenzstadt, der reichsten Unterstützung der hiesigen Armen seine Großmuth zugewandt. Er ist der Vater und größte Wohlthäter der nothleidenden Bevölkerung Wiens. — So schilderte der Wiener Gemeinderath und Magistrat das Leben des Fürsten, als er dem dreiundachtzigjährigen Greis im Jahre 1850 das Ehrenbürgerrecht der Stadt Wien ertheilte. Wir haben diesem Bilde nichts zuzufügen, als daß die Bildung des Fürsten eine Mischung altfranzösischer und einer sehr gründlichen klassischen war, daß er Französisch, Englisch, Italienisch mit gleicher Fertigkeit schrieb und doch durch und durch deutsch blieb. Im Juli 1854 wurde er vom Tode abgerufen, nachdem er den Abend vorher noch heiter mit einem Freunde verbracht hatte.

Unter Verantwortlichkeit des Ergänzungsblätterverlags in Meißen. — Redakteur Dr. Fr. Steger.
Druck von A. E. Gato in Meißen.

Die Krim. Mit den unermeßlichen Ebenen im Norden des schwarzen Meers durch die Landenge von Perekop zusammenhängend, hat die Krim das Schicksal der Steppe, der Tummelplatz der wilden Eroberer aus dem Osten zu sein, getheilt. Die Kämpfe und Schicksale dieser Horden haben kein Interesse für uns. Diese ersten Bewohner der Krim sind spurlos verschwunden, und eben so haben die griechischen Kolonien der Küste außer durch einige Ruinen und Grabmäler kein Andenken hinterlassen. Der Zusammenhang mit der Gegenwart wird erst durch das Tatarenreich eröffnet, das hier im dreizehnten Jahrhundert gegründet wurde. Die Tataren, über die seit dem Anfange des funfzehnten Jahrhunderts die von Dschingis Khan abstammende Familie der Gerai herrschte, hielten die Ebenen der Krim und die angrenzenden Steppen besetzt, die Südküste war in den Händen der von Kaffa oder Theodosia vorgedrungenen Genuesen. Zweiundzwanzig Jahre nach der Eroberung von Konstantinopel, am 1. Juni 1475, erschien eine große türkische Flotte von 482 Segeln vor Kaffa, bewältigte die Stadt und nahm nach und nach alle genuesischen Kolonien ein. Die Khane der Tataren wurden nun zu türkischen Vasallen. Der merkwürdigste dieser Fürsten ist Devlet-Gerai, der in der Zeit Peters des Großen regierte. In Konstantinopel hoch angesehen und ein eifriger Muselmann, rieth er nach dem Frieden, den der bestochene Großwesir Baltadschi Mehemed am Pruth abgeschlossen hatte, zu einem neuen Kriege. Als die Berathungen beendet waren, wollte Devlet zu Pferde steigen, um nach der Krim zurückzukehren, als er auf einmal mit einem Fuße im Steigbügel anhielt. „Was mag den Devlet-Gerai aufhalten?" fragte der Sultan. „Ich erwarte", antwortete der Khan, „daß Du mir den Kopf des Baltadschi Mehemed schickst." Er erhielt den Kopf und die Köpfe des Reis Effendi und des Janitscharen-Aga's dazu.

Devlet-Gerai war noch der Herr eines großen Gebiets. Sein Khanat reichte bis zu der Donau, wo die unmittelbaren Besitzungen des Großherrn begannen, bis an Polen und Kleinrußland und endete östlich erst am Kaukasus. Er konnte 200,000 Mann ins Feld stellen, ohne sein Land zu entblößen. Ein solches Heer kostete wenig, denn der Adel schlug sich auf seine Kosten, und die Unterthanen nährten sich selbst bis zur ersten Gelegenheit zur Plünderung; dann waren alle ihre Auslagen ersetzt, und oft noch mehr. Steuern erhob der Khan nicht, außer beim Ausbruch eines Kriegs, wo jeder Kreis einen zweispännigen mit Getreide beladenen Wagen stellen mußte. Seine Einnahme bestand in dem Tribut, den die Moldau und Walachei entrichtete, in dem Ertrage der Salzwerke und Zölle, hauptsächlich aber in der Kriegsbeute. Alle Fürsten des Geschlechts der Gerai zeichneten sich durch ihre Wohlthätigkeit aus, so daß keiner von ihnen reich wurde. Auch die Pforte gab dem Khan einen Geldbeitrag zu seiner Hofhaltung, nach unserm Gelde jährlich 86,200 Thaler. Der Sultan durfte den Khan absetzen, nicht aber ihn am Leben strafen, und mußte den Nachfolger in der Familie Gerai wählen. Die Krim war ein unverletzliches Asyl für Jedermann; jede Bitte, die ein Khan dem Sultan vortrüge, sollte gewährt werden. Nicht die Pforte, wohl aber der Adel beschränkte die Macht der Tatarenfürsten. Die Güter waren in Lehen getheilt, welche dem Adel gehörten, die Verwaltung der Halbinsel erfolgte nach achtundvierzig Kreisen oder Kadiliks. Die Bildung der Krimbewohner erhob sich weit über jene der Völker im Norden. Der Ackerbau wurde verständig betrieben, der öffentliche Unterricht durch zahlreiche Elementarschulen gefördert. Ein selbstständiges Gemeindewesen verbreitete eine gewisse Bildung, welcher ferner der Handel, mit dem sich die Tataren als Schüler der Genuesen bekannt gemacht hatten, günstig war.

Nachdem die Krim seit der türkischen Eroberung über zweihundert Jahre

keinen Feind gesehen hatte, betrat 1736 Münnich mit einem russischen Heere den friedlichen Boden. Die 100,000 Russen erstürmten die befestigte Landenge von Perekop und drangen bis Simpheropol vor, mußten aber dann umkehren, weil die heiße Jahreszeit Fieber erzeugte. Die Tataren folgten nach und drangen verwüstend bis Kleinrußland. Im nächsten Jahre war die Landenge, welche der Khan in Person vertheidigte, nicht zu bezwingen, doch verschafften sich die Russen Eingang in das Land, indem sie von der Meerenge von Yenitschi nach der Landzunge von Arabat übersetzten. Es war ein reiner Verwüstungszug, bei dem die Krim so mitgenommen wurde, daß ein russisches Heer, welches im nächsten Feldzuge planmäßig vordrang, sich nicht zu halten vermochte. 1740 wurde ein Friedensvertrag abgeschlossen, und es folgte eine achtundzwanzigjährige Friedenszeit, während der innere Unruhen, Ränke von Russen und Türken und Thronentsetzungen den Untergang des Reiches vorbereiteten. Bei dem Ausbruche eines neuen türkisch-russischen Kriegs drangen die Russen von zwei Seiten, über Perekop und Arabat, in die Krim ein und verjagten den Khan. Der Fürst, den sie einsetzten, Sahim Gerai, stellte sich unter den Schutz Katharinens II., und die Pforte erkannte in dem Vertrage von Kutschuk Kainardschi (17. Juli 1774) die Unabhängigkeit der Krim an. Katharina betrachtete das Land von diesem Augenblicke an als ihr Eigenthum und legte Handelskolonien von Juden und Armeniern an. Da die Tataren dem „unabhängigen" Khan durch Aufstände hart zusetzten, so legte er seine Würde nieder, worauf die Krim durch den Vertrag vom 10. Juni 1783 dem russischen Reiche vollständig einverleibt wurde. 1787 besuchte die Kaiserin ihre neue Besitzung und wurde von Potemkin auf die bekannte Weise betrogen. Um der Kaiserin das Bild eines Wohlstandes, der nicht vorhanden war, vorzugaukeln, ließ der allmächtige Günstling Städte und Dörfer, auf Leinwand gemalt, in der Ferne aufstellen und vertheilte am Wege Menschen und Heerden. Nachts wurden die Dörfer weiter transportirt, Menschen und Thiere zogen mit, und so sah die Kaiserin auf der ganzen Reise immer dieselben Dekorationen und Staffagen. Potemkin erhielt den Beinamen des Tauriers.

In der ersten Zeit der russischen Herrschaft nahmen Wohlhabenheit und Volksmenge bedeutend ab. Die meisten von denen, welche der Krieg, die Unruhen und die Pest verschont hatten, wanderten aus. Der Adel gab das Beispiel mit dieser Auswanderung, deren Ziel gewöhnlich Kleinasien war, seine Lehnsleute folgten ihm. Am Ende des vorigen Jahrhunderts war die Bevölkerung auf höchstens 60,000 Menschen herabgesunken, hob sich nun aber wieder durch Ansiedlungen und theilweise Rückkehr der Ausgewanderten. Bei der Einverleibung hatte die Regierung alles Grundeigenthum im Besitz genommen, das der Pforte, dem Khan oder den Ausgewanderten zugehört hatte, oder durch die Pest herrenlos geworden war. Fast alle diese Besitzungen verschenkte Katharine an russische Große, die aber ihr Eigenthum wenig achteten und häufig genug zu Spottpreisen verschleuderten. Durch die russischen Grundherrn entstanden Verwicklungen. Die Tataren hatten keine eigentliche Leibeigenschaft gekannt, sondern nur eine Verpflichtung der Gutsunterthanen zu Frohnden. Die Russen behandelten die Landbauer ihrer Güter so lange als Leibeigene, bis Kaiser Alexander diese Verhältnisse ordnete. Nach den Gesetzen, die er gegeben hat, muß jeder Frohnpflichtige männlichen Geschlechts sechs bis zwölf Tage im Jahr für den Gutsherrn frohnden, den Zehnten von Feld- und Gartenfrüchten, den Dreißigsten vom Geflügel abliefern. Keiner darf seinen Ort verlassen, sein Land verkaufen, es sei denn, der Gutsherr habe seine Einwilligung ertheilt. Die Regierung nimmt von diesen frohnpflichtigen Leuten nichts als das allgemeine mäßige Kopfgeld.

Fünf Sechstheile der Krim sind Steppenland, der ganze westliche und nördliche Theil besteht aus Ebenen und zeigt bei sehr abweichenden geognostischen und klimatischen Verhältnissen ein vom taurischen Gebirgsstrich sehr abweichendes organisches Leben. Dieser Gebirgsstrich sondert die Südküste von dem übrigen Lande

völlig ab. Die Hauptkette der krim'schen Berge endet oben in einer Hochebene, von den Tataren Jaila (Gebirgswiese) genannt, welcher Name auf das ganze Gebirge übergegangen ist. Parrot hält den Tschadir-Dagh (Zeltberg) für den höchsten Gipfel, aber genaue trigonometrische Messungen haben nachgewiesen, daß der Kemal-Ayerek und mehrere andere Berge höher sind. Der Hauptkamm läuft einförmig wie eine Mauer fort und bietet von der Küste gesehen den Anblick eines Zeltdachs dar. Erreicht man aber die Hochebene, so gewahrt man, daß sich auf ihr noch Gipfel von 300 bis 500 Fuß Höhe emporheben, die in ihrer Form mit den Kurganen der Steppe eine merkwürdige Aehnlichkeit haben. Nach der Küste fällt die Jaila so schroff ab, daß sie an vielen Punkten unersteiglich ist, vom Norden her kann man sogar zu Pferde auf den Gipfel gelangen. Die Basis besteht aus Thonschiefer, einem quellenarmen Stein, der bis zu 600 Fuß über den Meeresspiegel ansteigt. Auf ihm lagert ein bituminöser Kalkstein, dessen Gehalt an Erdpech ein so bedeutender ist, daß sich bei der geringsten Reibung ein höchst widerwärtiger Geruch entwickelt. Auf den Kalkstein folgt Jurakalk. Das ganze Gebirge ist arm an Wäldern. Diese beginnen überall erst auf einer gewissen Höhe, wo der Wasserdunst der Luft sich häufiger verdichtet und wo die Nachtheile der Quellenarmuth durch reichlicheren Thau und geringere Hitze einigermaßen aufgewogen werden. Deutliche Spuren verrathen, daß die Jaila früher ausgedehnte Wälder besaß, jetzt verschwinden die geringen Ueberreste immer mehr. Allenthalben wird der Thonschiefer und Jurakalk des Gebirgs von plutonischen Steinen durchsetzt, unter denen der Diorit am massenhaftesten auftritt. Der Aju-Dagh (Bärenberg), dessen wunderlich phantastische Form von der mauerartigen Bildung der Jaila bedeutend absticht, besteht ganz aus Diorit. Geschliffen übertrifft dieser Stein, in dem Hornblende und Labrador ausgezeichnet krystallinisch vorkommen, an Schönheit den Granit. An der Küste erreichen die Gebirge ihre bedeutendste Höhe, nach dem Innern zu nehmen sie gradweise an Erhebung ab. Durch Längenthäler von der Jaila getrennt, gehören diese Binnengebirge zu der Kreideformation. Sie haben ausgedehntere Hochebenen, eine unregelmäßigere Verkettung, mehr Querthäler, eine auffallend starke Zerklüftung, steilere und häufig überhängende Felswände. An einem Punkte und nur an diesem, bei Karagatsch, wird die Kreide von Basaltfelsen durchsetzt. Die merkwürdigsten Versteinerungen von Mollusken, darunter zwei riesenhafte Austernarten, finden sich in diesen Bergen häufig. Auch die Kreideformation hat wenige Wälder, dagegen eine große Mannigfaltigkeit von niederen Pflanzen. Je weiter man nach Norden kommt, um so kleiner und unansehnlicher werden die Kreideberge. Unvermittelt erfolgt der Uebergang vom Gebirg zur Fläche der Steppe nirgends. Die Berge verkleinern sich zu Hügeln, die Hügel zu wellenförmigen Erhöhungen, die Anhöhen versinken in der ebenen Steppe. Zwanzig Werste südlich von Simpheropol ist das Land völlig flach und kahl und behält bis zur Landenge von Perekop diesen Charakter bei. Eben so ist der nach Westen gestreckte Theil, die Chersonesus Trachea der Alten, völlig flach mit einer unmerklichen Senkung nach dem Meeresspiegel hinab.

Die Gebirgskette, die das Seeufer der Krim von Balaklawa bis nach Feodosia umsäumt, ist eine ungemeine Wohlthat, denn ihrer schützenden Wand allein verdankt man, daß hier die meisten Gewächse des viel südlicher gelegenen Anatoliens fortkommen. Auf dem südlichen Abhang der Jaila erscheint in Höhen von 600 bis 3000 Fuß die taurische Fichte, welche weit weniger Kälte ertragen zu können scheint, als unsere nordischen Nadelhölzer, am nördlichen Abfall verschwindet sie und wird durch die Buche ersetzt. Nur an den südlichen Abhängen zeigt sich der wunderschöne Erdbeerbaum, der seinen Stamm und seine Aeste mit einer feuerrothen Rinde bekleidet. Er paßt in die übrige Vegetation so wenig, daß man annehmen muß, er sei von Anatolien oder den griechischen Inseln mit Zugvögeln eingewandert, die seinen Samen im Magen trugen. Auf der Südküste gedeihen der Wein, die Olive, der Lorbeer, die Granate, die Cypresse. Die

Hitze des Sommers wird durch die Nähe des Meeres und der Gebirge gemildert, im Winter hemmt die von Osten nach Westen streichende Kette der Jaila den Zutritt der Nordwinde. Selten steigt die Wärme im Juli und August über + 24° R., was im Norden auf der Steppe viel häufiger vorkommt. Im Januar und Februar tritt allerdings zuweilen eine empfindliche Kälte ein, und es kommen Jahre vor, 1828 war ein solches, wo das Quecksilber auf 12° unter den Gefrierpunkt fällt. Ein solcher Frost ist indessen auf der Südküste eine eben so seltene Erscheinung, als er schnell vorüberzugehen pflegt. Unerklärt ist es, daß die Olivenbäume, welche in der Provence gewöhnlich schon bei fünf Grad Kälte bedeutend leiden und bei sieben Grad erfrieren, in der Krim eine Kälte von zwölf Grad aushalten, ohne zu Grunde zu gehen. Im Krongarten von Nikita stehen Olivenbäume, deren dickstämmiger Wuchs beweist, daß sie vielen Wintern der Krim Widerstand geleistet haben. Auf der Nordseite des Gebirges erreicht die Kälte eine bedeutendere Höhe. Im Januar 1828 beobachtete man in Simpheropol eine Kälte von 28 Grad. Nach Graf Anatol Demidoff (Reise nach dem südlichen Rußland und der Krim) war die mittlere Jahrestemperatur in den Jahren 1826, 1827 und 1830 zu Nikita + 10,04 und in Simpheropol + 8,35, so daß mithin ein Unterschied von 1,69 zu Gunsten der Südküste bestand. Die Temperatur von Simpheropol kennen wir aufs genaueste aus den zwölfjährigen Beobachtungen des Professors Steven. In Graden von Réaumur erhielt der gelehrte Naturforscher Abends um zehn Uhr als mittlere Temperatur:

Im Januar . . .	— 1,02.
„ Februar . . .	— 0,06.
„ März	+ 3,14.
„ April	+ 6,97.
„ Mai	+ 10,67.
„ Juni	+ 13,72.
„ Juli	+ 14,68.
„ August . . .	+ 12,92.
„ September . .	+ 9,09.
„ Oktober . . .	+ 4,99.
„ November . .	+ 2,02.
„ Dezember . .	+ 0,37.

In der Pflanzenwelt sind die taurische Fichte und der Erdbeerbaum hervorragende Erscheinungen. Der Erdbeerbaum wächst zwischen Felsen, an denen er sich mit Aesten und Wurzeln festhält, die taurische Fichte sammelt um ihren Stamm und ihre Wurzeln ein feuchtes Erdreich, das von den Gärtnern wegen seiner Fruchtbarkeit sehr geschätzt wird. Die Eiche der Halbinsel (Q. pubescus) weicht von der unsrigen bedeutend ab. Sie ist klein und trägt außerordentlich zierliche Blätter. Dagegen erhebt sich der Wachholderstrauch zu einem schönen stattlichen Baume. Wilde Feigen und Therebinten machen sich den Platz zwischen den Felsen streitig, den kriechenden Kapernstrauch trifft man überall. Der Krim eigenthümlich ist der Pyramiden-Apfelbaum. Der Epheu scheint hier seine Heimath zu haben, denn er wächst zu mächtigen Stämmen an und entfaltet an vielen schlangenartigen Aesten, die sich weit umherspannen, eine große Blättermasse. Auf allen Punkten der Südküste finden sich die Korneliuskirsche und mehrere Arten von Haselsträuchern, die so ergiebig sind, daß ihre Früchte einen nicht unbedeutenden Handelsartikel ausmachen. Die geographische Beschaffenheit der weit in das Meer vorspringenden taurischen Halbinsel ist der Verbreitung der Thiere mit leichter Ortsbewegung höchst günstig. Darum ist die Zahl der Zugvögel, welche die Krim besuchen, eine ungeheure. Schwalben und Kraniche können den Weg über das schwarze Meer in wenigen Stunden zurücklegen. Selbst die Wachtel, die den Flug nur bei günstigem Winde wagt, soll trotz der Kürze ihrer Flügel und der

Schwere ihres Leibs den Weg von Anatolien nach der Krim in fünf Stunden machen. In der Steppe kommen Trappen in Heerden von vierzig bis funfzig Stück vor. An Schnepfen und Wachteln sehr reich, ist die Südküste an allem andern Wild arm. Rehe kommen selten, Hirsche und Wildschweine gar nicht vor. Die Zahl der Wölfe hat sich in den letzten Jahrzehnten außerordentlich vermindert, und die noch übrig gebliebenen Thiere sind so feig und furchtsam, daß sie überall selbst vor unbewaffneten Menschen die Flucht ergreifen und am Tage in Wäldern und Höhlen sich verstecken. Der Wolf der Krim frißt kein Schweinefleisch und heißt darum bei den Russen ein Mohamedaner.

Die tatarische Urbevölkerung der Krim wird in Bergtataren und Steppentataren eingetheilt. Alle beide vereinigen mit großer Redlichkeit und Worttreue, mit Mildthätigkeit gegen Unglückliche, mit der liebevollsten Anhänglichkeit gegen Familienglieder und Freunde, mit einem frommen harmlosen heitern Sinn Arbeitsscheu und Indolenz. Weder die große Geldliebe, die dem Tataren in hohem Grade eigen ist, noch das Beispiel der so rührigen Deutschen, deren steigender Wohlstand ihnen nicht entgeht, konnten bis jetzt die eingefleischte Neigung der Tataren zu bequemer Ruhe bedeutend erschüttern. Ihre morgenländische Tracht haben sie ganz beibehalten, aber den frühern fanatischen Haß hat der Verkehr mit christlichen Kolonisten ganz verdrängt. Unter allen mohamedanischen Völkern des Ostens sind die Tataren das einzige, bei dem trotz großer Anhänglichkeit an die Religion keine Spur von Fanatismus wahrzunehmen ist. Christen besuchen die Moscheen während der nächtlichen Gebete zur Zeit des Ramazan, wohnen dem wunderlichen Gottesdienst der Derwische bei, besichtigen die Gräber der Khane wie andere heilige Orte und begegnen überall freundlich grüßenden Mienen. Moritz Wagner, der die Bergtataren genauer als andere Reisende beobachtete, nennt sie gastfreundlich und liebenswürdig im Umgang. Er schätzt ihre Zahl auf etwa 20,000 Köpfe. Sie wohnen nach seiner Darstellung in Dörfern, die auf den Abhängen des Gebirgs oder in Thälern und Schluchten oft eine recht malerische Lage haben und durch ihre eigenthümliche Bauart von den Dörfern der russischen Kronbauern, der deutschen und bulgarischen Kolonisten sich unterscheiden. Der Rücken eines Berges dient gewöhnlich für die eine Wand des Häuschens; Pfähle, deren Zwischenräume mit Steinen, Lehm oder Koth ausgefüllt sind, bilden die drei übrigen Wände. Das Dach ist mit Erde, Rasen oder Schilf überdeckt, ganz platt und dient zum Trocknen der Früchte, der Wäsche und zu andern häuslichen Verrichtungen. Im Innern finden sich zwei Gemächer, die sehr armselig ausgestattet aber doch immer mit Decken und Teppichen sorgfältig belegt sind. Die Tataren dieser Gegend zeigen in ihrer Gesichtsbildung sehr selten eine Spur von mongolischer Abkunft. Sie haben regelmäßige, etwas breite Gesichter ohne hervorragende Backenknochen und ohne schiefstehende Augen wie die Nogaier. Sie sind meist von mittlerer Größe, öfters auch darunter, von untersetzter Statur und derbem Knochenbau. Hohe Gestalten fehlen ganz, magere Individuen sind selten. Im Ganzen scheinen diese Tataren mit den Türken weit größere Aehnlichkeit zu haben als mit den fanatischen Nogaiern jenseits der perekop'schen Landenge oder selbst mit den nördlichen Steppenbewohnern der Krim. Diese Tataren der Südküste sind vielleicht die Nachkommen des turkomanischen Bestandtheils jener Mongolenhorden, welche unter Batu-Khan die Krim eroberten; ein großer Theil der Turkomanen war damals von den Mongolen unterworfen und gleich andern Völkern gezwungen der Fahne des Ueberwinders zu folgen. Der Umstand, daß der tatarische Dialekt, der in der südlichen Krim gesprochen wird, vom türkischen unendlich weniger verschieden ist als die Sprache der Steppentataren, zeugt, so wie die Gesichtsbildung des Volks, für diese Ansicht. Doch ist es auch nicht unwahrscheinlich, daß manche griechische und armenische Renegaten sich vordem mit dieser tatarischen Gebirgsbevölkerung vermischt haben mögen. Einige Forscher, unter ihnen der gelehrte Staatsrath Steven in Simpheropol, sind sogar der Meinung, daß fast die Gesammtbevölke-

rung der Südküste von solchen Renegaten abstamme. Pallas führt unter andern Gründen an, daß diese Tataren von den Steppenbewohnern als unechte Abkömmlinge ihres Volks noch heute mit dem verächtlichen Namen Tat belegt werden. Daß die Sprache dieser Südbewohner von der türkischen so wenig verschieden, wollen jene Forscher aus dem häufigen Verkehr zwischen den Häfen der Krim und der Türkei erklären — eine Annahme, die allerdings manche Wahrscheinlichkeit für sich hat. Dagegen müßte die Sprache dieser Bergbevölkerung, wenn letztere in Masse aus Renegaten zusammengesetzt wäre, gewiß sehr viele griechische und armenische Bestandtheile enthalten. Auch müßte von griechischen und armenischen Sitten, Gebräuchen und Charakterzügen doch etwas auf diese Renegaten übergegangen sein, was nach Moritz Wagner's Wahrnehmung durchaus nicht der Fall ist. Die Steppentataren haben die reine mongolische Gesichtsbildung und stehen den Gebirgstataren auch in sittlicher Beziehung nach.

Die Russen der Südküste sind mit Ausnahme weniger Beamten, einiger Gutsbesitzer, Kaufleute und freien Arbeiter größtentheils Leibeigene von russischen Großen. In der Zeit, als man sich von der Fruchtbarkeit der Südküste noch die übertriebensten Vorstellungen machte, kauften viele reiche Russen große Grundstücke an und ließen sie durch ihre Leibeigenen fruchtbar machen. Auch jetzt noch, nachdem man die eigentliche Beschaffenheit des Landes kennen gelernt hat, werden viele Güter an der Südküste von gebildeten Großen, die sich der schönen Natur erfreuen wollen, angekauft und eingerichtet. Der Kaiser besitzt Unter-Oreanda, Graf Witt Ober-Oreanda, Graf Narischkin Mischkor, Graf Potocki Livadia, Fürst Woronzow Alupka. Da man den ästhetischen Werth des Bodens bezahlt, so werden für besonders romantische Punkte oft ungeheure Summen gegeben. Nördlich vom Gebirge hat die Deßjätine (zwei sächsische Acker) Land einen Werth von zehn bis funfzehn Rubeln, an der Südküste bezahlt man für sie 500 bis 1000, ja 5000 bis 6000 Rubel. Man stattet diese Landsitze auf das verschwenderischste aus, baut Prachtgebäude und legt großartige Parks an. Es herrscht hier der unsinnigste Luxus, der sich bis auf die Verwalter und Diener erstreckt. Die russischen Leibeigenen sind kenntlich an ihren langen Bärten, an ihren langen herabhängenden Haaren, an ihren Röcken von Schafleder. In dem abhängigen und gedrückten Zustande dieser armen Menschen liegt die Ursache mancher Laster, welche dem freien Kronbauern fremd sind. Sie veruntreuen und stehlen, um ihrer Leidenschaft für berauschende Getränke fröhnden zu können.

Die deutschen Kolonisten der Krim wurden berufen, um für die andern Unterthanen des Reichs Muster und Anregung zu sein. Es giebt in der Halbinsel gegenwärtig neun deutsche Ortschaften: Neusatz, wo der Sitz des Inspektors ist, und Friedenthal, beide zwanzig Werste von Simpheropol entfernt; Kronenthal, zwischen Simpheropol und Sebastopol gelegen, Heilbronn und Zürichthal, nahe an der Straße von Karasu-Bazar nach Feodosia. Die vier erstgenannten sind von Würtembergern und Elsäßern, Zürichthal ist von Schweizern bewohnt. Gemischter ist die Bevölkerung der Dörfer Rosenthal, Herzenburg, Sudagh und Ottus, wo sich Auswanderer von beinahe sämmtlichen kleinen süddeutschen Staaten zusammengefunden haben. Fast alle diese Kolonien wurden in den Jahren 1804 und 1805 gegründet und zählen jetzt über 4000 Bewohner. An Wohlstand und Trefflichkeit der landwirthschaftlichen Einrichtungen können sich diese Ansiedlungen mit den blühenden Kolonien der deutschen Mennoniten an der Moloschna und mit denen der Brüdergemeinden an der Wolga allerdings nicht messen, aber sie fingen hier auch unter weniger günstigen Verhältnissen an, sie brachten kein baares Geld mit wie die Mennoniten und fanden in der Krim einen viel weniger fruchtbaren Boden, als jene in den gesegneten Steppen an den Ufern des Milchflusses. Doch haben die Kolonisten sich auch hier jetzt von den schweren Jahren, welche mancherlei Unfälle, besonders die siebenjährigen Verheerungen der furchtbaren Heuschrecken, über sie gebracht hatten, recht gut erholt und leben in ganz leiblicher Lage. Die

Kolonisten in Neusatz, Rosenthal und Friedenthal, die ersten, welche nach der Krim gekommen, erhielten jeder 22 Deßjätinen Landes und die ärmeren einen Vorschuß, bestehend aus zwei Kühen, zwei Ochsen, zwei Pferden, Ackergeräth und einer kleinen Summe Geldes, welches alles den Kolonien als später abzutragende Schuld vorgestreckt wurde. Zur Zeit der Gründung dieser Kolonien war das bewilligte Land für die Bedürfnisse der Ausgewanderten hinreichend. Seitdem hat sich aber die Bevölkerung mehr als verdoppelt, und nun ist der Mangel an Land bereits so fühlbar, daß viele Bauernfamilien nach andern Gegenden der Krim sich übersiedeln. Nach so mancherlei Kulturversuchen haben diese Ansiedler erkannt, daß für ihren Boden der Kartoffelbau am einträglichsten sei. Daher bauen sie jetzt vorzugsweise diese wohlthätige Frucht, die selbst an der Tafel russischer Fürsten ihre Liebhaber findet. In Neusatz wohnt auch der Kartoffelinspektor Besler, der reichste deutsche Bauer dieser Kolonie, welcher den Kartoffelbau bei den Tataren leitet und beaufsichtigt, und dafür von der Krone einen Gehalt von 400 Rubeln empfängt. Die Kolonisten von Kronenthal wurden mit Land besser dotirt; jeder erhielt 60 Deßjätinen, und doch ist diese Kolonie ärmer, weil der dortige Boden weder für Getreide noch für Kartoffelbau sich eignet. Die Bauern von Kronenthal bauen größtentheils Wein, der in bedeutender Quantität erzeugt wird, aber wenig Absatz findet. Viele beschäftigen sich auch mit Schafzucht und es giebt dort einen Kolonisten, der 2000 Schafe und 20,000 Rebenstöcke besitzt. Zürichthal ist von allen Kolonien der Krim vielleicht die reichste; auf seinem Gebiet und auf dem der Kolonie Heilbronn gedeiht Getreide am besten. Man schildert die Zürichthaler Bewohner nicht nur als die wohlhabendsten, sondern auch als die sittlichsten; nirgends sind Vergehen seltener als dort. Jedes der größeren deutschen Dörfer in Südrußland besitzt eine Kirche oder Bethaus und eine Schule, wo die Kinder nur ihre Muttersprache lesen und schreiben lernen. Fast alle jüngeren Dorfbewohner sprechen jedoch auch das Russische oder Tatarische, das sie im Verkehr mit ihren Nachbarn erlernt haben. Die meisten Ansiedler gehören der protestantischen Kirche an; nur Rosenthal ist eine rein katholische Gemeinde. In Kronenthal ist die Bevölkerung gemischt und Katholiken und Protestanten besitzen dort ein gemeinschaftliches Bethaus. Ueberhaupt herrscht unter den verschiedenen Konfessionen hier die größte Toleranz; Geistliche wie Weltliche vertragen sich aufs beste, und es sind Beispiele vorgekommen, daß sich protestantische Paare, die in entlegenen Gegenden wohnten, in Abwesenheit ihres Pfarrers von katholischen Geistlichen trauen ließen. Fast überall hört man unter den Deutschen nur Aeußerungen der Zufriedenheit mit ihrer Lage, und sie haben wohl auch Ursache hierzu. Denn sie genießen manche Vorrechte vor den übrigen Unterthanen des Reichs; sie haben weniger Abgaben, keine Konskription, eigene Gerichte. Außer den Kolonien leben in der Krim noch viele Deutsche in den Städten und auf den Adelsgütern als Gärtner, Verwalter, Lehrer oder Aerzte. Fast alle stehen in pekuniärer Beziehung sehr gut und führen Jahr aus Jahr ein ein lustiges Leben. Ein Gärtner wird außer freier Station mit 2000 bis 2500 Rubel besoldet.

Neben den Tataren, Deutschen und Russen bewohnen die Krim Armenier, Griechen und Juden. Von den Griechen wurde halbwegs zwischen Simpheropol und Baktischerai eine Kolonie gegründet, die zur Zeit des griechischen Aufstandes entstand. Kleinasiatische Griechen, der Mehrzahl nach aus der Gegend von Sinope, deren Leben von den Türken bedroht wurde, flüchteten nach der Krim und erhielten von der russischen Regierung Land angewiesen. Die Juden gehören meistens der merkwürdigen Sekte der Karaiten (Karaim, Karäer) an, die nach der Behauptung der andern Juden im Jahre 750 n. Chr. entstanden, nach ihrer eigen Darstellung aber aus den verlorenen zehn Stämmen hervorgegangen ist. Die Karaiten verwerfen den Talmud und kennen keinen Haß gegen das Christenthum. Nach der Krim sind sie vor länger als tausend Jahren gekommen und haben einen Theil der Chazaren zu ihrem Glauben bekehrt. Die älteste karaitische

Grabschrift ist von dem Jahre 767. Die wohlhabendsten von ihnen wohnen in der etwa 800 Köpfe zählenden Karaiten-Gemeinde von Koslow oder Eupatoria. Ihre merkwürdigste Niederlassung ist das über Baktischerai liegende Tschuffutkaleh (Judenstadt). Kohl sagt über diesen Ort: „Wenn die Biber aus Stein und auf Felsenhöhen bauten, so würde ich mir etwa eine Biberstadt so denken. Auch die Cyklopen müssen ungefähr solche Städte gebaut haben, wenn diese nur nicht zu groß wären. Der Weg wird kurz vor dem Thore der Stadt so steil, daß die Pferde mit Mühe auf den äußersten Spitzen der Füße hinaufklettern müssen. Das Thor gleicht dem einer Burg des Mittelalters und zu beiden Seiten desselben, über und neben einander, gähnen den Ankömmling zahlreiche finstere Höhlen an, ganz wie die Höhlen der gottlosen Einaugen des Odysseus, die nicht Jupiter und der Menschen Rechte kannten. Sie dienen den Karaiten zur Bergung ihres Viehes bei Nacht und bei Unwetter. Die Wohnhäuser sind klein, niedrig, ohne Fenster, mit platten Dächern versehen, alle aus großen Steinstücken aufgeführt. Da die Straßen dabei zwischen diesen Steinhäusern ganz schmal eingeengt sind und man immer auf den nackt hervorguckenden Felsen reitet, da ferner auch die Höfe mit großen Mauern eingefaßt sind, in welche man durch enge Steinthüren hineinschlüpft, so sieht Alles so aus, als beständen es nur aus mit Kunst nachgebildeten und auf der Oberfläche des Felsens zusammengesetzten Höhlen. Kein Baum, kein Strauch, ja nicht einmal ein einziger Grashalm wächst in den Straßen oder Höfen dieses merkwürdigen Felsennestes, um mit seinem grünen Lichte die graue Steinfarbe ein wenig anmuthig zu nüanciren. Die kleinen Straßen, eng, tief und krumm, wie sie sind, irren planlos hier und dort herum und verzweigen sich, als wenn Bäche über den Kopf des Felsens hinweggegangen wären und sie als ihre Betten zurückgelassen hätten." Die Tracht der Karaiten ist genau die der Tataren, und bei den Frauen viel prächtiger. Ihre sittliche Haltung ist eine ausgezeichnete, gröbere Verbrechen kommen unter ihnen gar nicht vor.

Die Bevölkerung der taurischen Halbinsel giebt Demidoff, der aus den neuesten und sichersten Quellen schöpfte, für das Jahr 1837 in folgenden Zahlen.

Kreis.	Edelleute.	Priester. Mullahs.	Priester. Griechen.	Bauern. Tataren.	Bauern. Kolonisten.	Fremde Kolonisten.	Summe.
Simpheropol	365	1540	6	27,444	1572	1128	32,055.
Eupatoria	557	1255	—	17,503	174	—	19,489.
Theodosia	78	1037	14	21,321	959	1755	25,164.
Perekop	123	1536	—	24,410	146	—	26,215.
Im ganzen:	1123	5368	20	90,678	2851	2883	102,923.

Dazu rechnet man nach ungefährer Schätzung die Einwohner
weiblichen Geschlechts mit . . . . 82,843.
Die Karaiten . . . . 1,383.
" rabbinischen Juden . . . . 325.
" Griechen und Armenier . . . . 2,589.

So daß die ganze Bevölkerung der Krim 1837 war 190,063.

Die Krim ist ein unregelmäßiges Viereck, das seine Ecken den vier Himmelsgegenden zukehrt und durch seine nördliche Spitze, die Landenge von Perekop, mit den weiten Steppenländern Neurußlands zusammenhängt. Die Südspitze tritt dem Kap Indieh bei Sinope ziemlich gegenüber weit in das Meer vor, weshalb das nahe Sebastopol sich so gut zur Bewachung des Pontus eignet, das Ostende bildet, indem es das große Becken des Asow'schen Meers gleichsam abschließt, eine nur von einem schmalen Wasserstreifen unterbrochene Brücke zu den kaukasischen

Völkern. Nur das flache Westende, die Landzunge von Eupatoria, streckt sich bedeutungslos in den Golf von Odessa hinaus. Die Nordküste wird von dem Seeverkehr abgeschnitten durch die Landzunge von Zenike oder Arabat, die gleich einer der preußischen Nehrungen lang vor dem Lande hinzieht, den Siwasch oder das faule Meer von dem Asow'schen Meer scheidend. Sie ist 15½ Meilen lang und an vielen Stellen nur eine Stunde breit, von dem Festlande im Norden aber durch eine enge Seestraße geschieden. Sie wird vielfach von Reisenden benutzt und ist mit Wirthshäusern versorgt, die aber gewöhnliche Branntweinschenken sind. Die Häfen beginnen an der Ostküste mit Jenikale, wo aber nur ein geringer Verkehr ist, während das nahe Kertsch, dessen Hafen bis nahe an den Strand eine hinreichende Tiefe hat, von zahlreichen Schiffen besucht wird. Der Hafen von Feodosia ist sehr geräumig, funfzehn Faden tief und gewährt den Schiffen Schutz gegen die herrschenden Winde. Die Südküste bildet eine fast ununterbrochene Gestadelinie und hat nur zwei gute Häfen, Jalta und Balaklawa. Jalta ist, da es in der Mitte zwischen Odessa und der kaukasischen Küste liegt, zum Stationsplatz für die Dampfschiffe gemacht worden, hat indessen den Nachtheil, daß seine Bucht dem Südost ausgesetzt ist und nach Stürmen noch lange ein aufgeregtes Wasser besitzt. Unvergleichlich ist die Bucht von Balaklawa, einem Landsee ähnlich, so dicht umschließen und schützen hohe Berge den Hafen. Von Sebastopol sprechen wir bei Erwähnung der einzelnen Hauptorte ausführlicher. Koslow oder Eupatoria ist durch Odessa und Sebastopol völlig in den Schatten gestellt worden. Obgleich sein Hafen schlecht geschützt und oft gefährlich ist, wurde er doch in der tatarischen Zeit, in der Eupatoria mit Baktschischerai wetteiferte, stark benutzt. Die Küste, die sich von hier in verschiedenen Bogen und Vorsprüngen nördlich bis ans todte Meer und die Landenge zieht, ist öde und ohne größere Ansiedlung. Zwei Hauptstraßen durchschneiden die Krim, Simpheropol liegt auf dem Knotenpunkte derselben. Die eine läuft von Osten nach Westen von Kertsch nach Sebastopol, die zweite von Norden nach Süden von Perekop über das Gebirge nach Aluschta. Diese letztere, die gegen zwanzig Meilen weit über die niedere Steppe nach dem Gebirge führt, bildet die Landverbindung mit dem Norden und ist stets von Wagenzügen belebt. Ihre Fortsetzung von Simpheropol nach der Südküste enthält mehrere Engpässe, die in früheren Zeiten die Zeugen von blutigen Gefechten gewesen sind. Die Flüsse, dieses herrliche Verbindungsmittel anderer Länder, tragen in der Krim zur Erleichterung des Verkehrs nichts bei. Alle, selbst der größte unter ihnen, der Salgir, sind unbedeutend und versiegen in der Sommerhitze ganz oder zum größten Theil.

Daß die Krim, die von Nord nach Süd eine Ausdehnung von 25, von Ost nach West von 40 Meilen hat, nur mit 190,000 Menschen bevölkert ist, liefert uns den besten Beweis, wie sehr man früher ihre Erzeugungsfähigkeit überschätzt hat. Die Ausfuhr der Krim und der Einfluß, den die Kultur derselben auf den pontischen Handel übte, waren bisher nicht von Bedeutung. An Getreide erzeugt sie selbst in guten Jahren nicht so viel, als der eigene Bedarf ausmacht, und muß sich über die Landenge Korn zuführen lassen. Aber die guten Jahre kommen nicht oft, die Mißernten sind wegen des Regenmangels so häufig, daß man durchschnittlich auf zehn Jahre nur eine ergiebige Kornernte rechnet. Pallas meinte, daß man Baumwolle, Oel und alle Erzeugnisse Griechenlands im großen gewinnen könne, aber das war ein Irrthum, wovon die Gutsbesitzer der Krim sich gründlich überzeugt haben. Südgewächse, die, wie Orangen und Citronen, nur eine sehr geringe Kälte vertragen können, werden selbst an der Küste nie gedeihen, eben so wenig Pflanzen, welche eines feuchten Bodens bedürfen. Auch ist die Erde arm; der schwere Lehm- und Kalkboden der Krim liefert durchschnittlich nur das Fünffache der Aussaat, während die Ebenen nördlich vom Asow'schen Meer das Zehnfache ergeben. Für den Weinbau ist namentlich durch den Fürsten Woronzow unendlich viel gethan worden. Man hat Reben und Winzer aus den besten

Weinländern kommen lassen und große Strecken der Südküste mit Reben bepflanzt. Dieser Wein der Krim wird in Rußland viel getrunken, kann aber den Transport nicht gut vertragen und schlägt leicht um. Alle Rebsorten verlieren nach und nach ihren ursprünglichen Charakter und erhalten denselben Geschmack. Den einzigen Unterschied begründen die geognostischen Verhältnisse. Man kennt in der Krim nicht mehr als zwei Arten Wein: leichten und schweren. Nur auf dunkelfarbigem Boden, der die Wärme lange zurückhält, bekommt der Wein der Südküste das Feuer, das ihn auszeichnet. Die Weinberge bei Sudagh, die meistens auf hellfarbigem Jurakalk stehen, und besonders die Rebpflanzungen auf den weißen Kreidehügeln an der Alma und Katsch liefern einen viel schwächeren Wein, dafür aber eine reichlichere Lese. Der auf Thonschiefer gewonnene starke Wein von Livadia und Alupka wird mit sieben bis acht Rubeln für den Wedro bezahlt, während der schwache Wein von der Alma kaum für einen Rubel Käufer findet.

Auf der Steppe wird eine bedeutende Viehzucht getrieben. Im Jahre 1836 gründete eine Petersburger Gesellschaft in Tschota, das auf dem halben Wege zwischen Karasu-bazar und dem faulen Meere liegt, ein großes Etablissement für Schafzucht. Es wurde ein Kapital von 770,000 Rubel Banco in Aktien zusammengebracht und in der Nähe des Karasu ein Länderkomplex von 16,000 Ackern angekauft. Die Merinoschafe wurden theils aus Schlesien, theils aus den Gegenden jenseits der Landenge verschrieben. 1841 hatte man 15,000 Schafe, von da an sank die Zucht mit jedem Jahre tiefer, und jetzt giebt man dem gemeinen tatarischen Schaf den Vorzug. Dieses bedarf weniger Pflege, scharrt im Winter sein Futter selbst unter dem Schnee hervor und liefert mehr Wolle. Die tatarische Wolle ist zwar von schlechter Qualität, aber auch keiner Schwankung der Preise unterworfen; sie wird sämmtlich ins Ausland ausgeführt. Wichtig ist die Fischerei, die von Gesellschaften betrieben wird. Außer dem Häring, der nur bis an die Donaumündung geht, besuchen die bekanntesten der europäischen Handelsfische die Küsten der Krim. Die Russen unterscheiden nur zwei Klassen von Fischen, „rothe und weiße." Roth werden die im schwarzen Meer so häufigen schönen Störarten genannt, als weiß bezeichnet man die kleineren Fischarten, unter denen die Makrele die wichtigste ist. Im Herbst, wo die Makrele am fettesten ist, bezahlt man das Tausend mit vierzig bis funfzig Rubeln, im Sommer mit funfzehn bis zwanzig.

Städte, die wegen ihrer Alterthümer, oder wegen ihrer politischen und Handelsbedeutung von Interesse sind, besitzt die Krim mehrere. Sebastopol, auf das die Expedition alle Augen gelenkt hat, soll uns zuerst beschäftigen, jedoch nur die Stadt, denn die Verhältnisse des Hafens sind allgemein bekannt und auch von uns bereits dargestellt worden. (Bd. 9, S. 633 fgg.) Scott, der unlängst in London ein Book on the Crimea veröffentlicht hat, entwirft von Sebastopol eine Schilderung, welcher das Folgende entnommen ist. „Die Stadt Sebastopol liegt auf der Landspitze zwischen dem Handels- und dem Kriegshafen, welche sich vom Wasserrand allmälig bis zur Höhe von 200 Fuß erhebt. Die Stadt ist mehr als eine englische Meile lang, und ihre größte Breite beträgt ungefähr drei Viertelmeilen; auf der Südseite münden die Straßen in die offene Steppe. Als wir sie besuchten, war sie auf der Landseite theilweise von einer Mauer mit Schießscharten umgeben, welche einer von den ersten russischen Ingenieurs für ganz nutzlos erklärt hatte. Seitdem sollen Pläne zur vollständigen Befestigung des Platzes in dieser Richtung der Regierung vorgelegt worden sein; ob dieses Werk ausgeführt worden, wissen wir nicht, sind jedoch überzeugt, daß jetzt ein Belagerungsheer dort starke Fortifikationen finden wird. Wahrscheinlich jedoch sind sie in der Eile aufgeführt, und werden hiernach nicht stark genug sein, um dem fortgesetzten Feuer schweren Geschützes Widerstand zu leisten. Zudem, wenn diese Festungswerke nicht sehr ausgedehnt sind, so lassen sie sich wohl von so vielen Punkten aus beherrschen, daß sie schweren Kanonen von großer Tragweite mit

ziemlicher Sicherheit unterliegen müssen. Keine der Seebatterien leistet für die Vertheidigung der Landseite auch nur den geringsten Dienst. Ja, in dem großen Fort „St. Nikolaus" ist keine einzige Kanone landwärts gerichtet, und das würde auch ganz unnütz sein, da jener Theil des Hügels, auf dem die Stadt liegt, sich hinter dem Fort 200 Fuß erhebt. In der That, alle Festungswerke und Batterien südlich und nördlich von der großen Bai sind von höherem Terrain im Rücken beherrscht. Die Straßen sind in Parallellinien von Nord nach Süd angelegt, und durch andere vom Osten nach Westen laufende durchschnitten; die aus Kalkstein erbauten Häuser haben ein solides Aussehen. Die öffentlichen Gebäude sind schön. Die vom Kaiser zum Gebrauch der See- und Landoffiziere bestimmte Bibliothek ist von griechischer Architektur, und im Innern elegant eingerichtet. Die Bücher, die sie enthält, sind zumeist auf das Militär- und nautische Fach und die einschlägigen Hülfswissenschaften beschränkt; außerdem ist noch die Geschichtschreibung und die Unterhaltungsliteratur einigermaßen vertreten. Das Klubhaus ist von außen hübsch, im Innern komfortabel; es enthält einen großen Tanzsaal und Billardzimmer, welche den Hauptanziehungspunkt zu bilden scheinen; aber vergebens sah man sich nach Lesezimmern mit Journalen und Zeitschriften um, wie man sie in so reichlicher Auswahl in den Klubs von England findet. Die Stadt hat viele stattliche Kirchen, und am Kriegshafen einen schönen steinernen Quai, wohin man von der Stadt aus durch eine Säulenhalle gelangt. Sebastopol rühmt sich auch eines italienischen Opernhauses; aber der Gesang war zur Zeit unseres Besuchs mittelmäßig, und die Einrichtung des Hauses schlecht. Die Ostseite der Stadt ist so steil, daß man die Masten der Schiffe im Hafen nicht eher sieht, als bis man ganz nahe herankommt. Von einigen Punkten des Orts genießt man sehr schöne Aussichten, und seine Lage ist überhaupt angenehm. Eine Militärbande spielt jeden Donnerstag Abends in den öffentlichen Gärten, wo sich dann die Fashionables der Stadt zahlreich zu versammeln pflegen. Da Sebastopol ausschließlich als eine militärische und maritime Position betrachtet wird, so giebt es da keinen Handel; die ganze Einfuhr zur See beschränkt sich auf den Kriegsbedarf und die Lebensmittel für die Einwohnerschaft und die Besatzung. Auf der Ostseite des Kriegshafens, der Stadt gegenüber, zieht sich eine Reihe von Gebäuden hin, Kasernen, Vorrathshäuser und ein großes Hospital für Seeleute, welches wir besichtigten. Die Krankensäle sind gut eingerichtet, aber überfüllt, und für die Lüftung ist sehr schlecht gesorgt. Das geschieht aber vielleicht aus Gesundheitsrücksichten; denn der Russe ist von Kind auf mit schlechten Gerüchen dergestalt vertraut, daß die Aerzte es vielleicht als eine Wohlthat für einen kranken Matrosen betrachten, wenn er nach einer Seereise im Spital wieder die verdorbene Luft einathmen kann, an die er in seiner Heimath je und allzeit gewohnt war. Sebastopol hat kein Werft; die Schiffe der Pontusflotte werden alle zu Nikolajew am Bug gebaut; gerade so wie St. Petersburg der Schiffsbauplatz für Kronstadt ist. Hingegen alle Reparaturen werden in Sebastopol vorgenommen, und dazu liegt das Material aller Art massenhaft im See-Arsenal. Die Quaien sind gut und stark aus Kalkstein mit Graniteinfassung gebaut, und zwar unter Aufsicht eines englischen Maurermeisters. Dem östlichen Quai entlang waren zehn große Magazinhäuser im Bau begriffen, und fünf davon beinahe fertig. Aber alle andern Werke in Sebastopol sinken zur Unbedeutenheit herab im Vergleich mit denen, welche der Engländer Oberst Upton projektirt und, unter unermeßlichen Schwierigkeiten, ausgeführt hat. Sie bestehen in einem großen Ausrüstungs-Bassin, in welches sich fünf trockene Docks öffnen, drei am Ende und je eines an beiden Seiten des Eingangskanals. Da hier die Fluth fehlt, so liegen diese Docks über dem Niveau des Meers, und die Schiffe werden vermittelst Schleußen darein geschwemmt, deren drei, jede mit einer Steigung von zehn Fuß, vorhanden sind. Um das Bassin und aus diesem den Kanal zu füllen, wird das Wasser elf englische Meilen weit hergeleitet, durch einen schönen steinernen Aquädukt, in welchen

das schwarze Meer jenseits von Inkjerman einströmt. An einer Stelle geht diese Wasserleitung durch einen 900 Fuß langen Tunnel, und an andern Stellen ruht sie auf hohen Bogenreihen. Es ist ein staunenerregendes Werk, das nur mit gewaltigen Geldopfern und nach schweren Unfällen während des Baues zu Stande gebracht wurde. Falls ein Feind in diesen Ausrüstungshafen eindränge, könnten die daneben auf dem halb abgetragenen, senkrecht ausgemauerten Berg stehenden Kasernen als eine furchtbare Position von Schützen mit der Minié-Büchse behauptet werden. Auch ein paar Linienschiffe im Bassin, mit ihren Breitseiten vor den Eingang gelegt, könnten als furchtbare Batterien benutzt werden. So würde bei einem bloßen See-Angriff auf Sebastopol jeder Zoll mit Erfolg vertheidigt werden. Das See-Arsenal von Sebastopol, wenn es erst vollendet ist, wird in Europa kaum eines seines gleichen haben. Die Straßen der Stadt, wie sich's denken läßt, wimmeln von Soldaten und Matrosen; überhaupt wohnt niemand in der Stadt, der nicht mit dem einen oder andern Dienst in Verbindung steht, und Nichtrussen vertreibt man die Lust, sich da anzusiedeln, oder es ist ihnen geradezu verboten. Die Juden waren einmal ganz ausgewiesen, in neuerer Zeit haben einige zurückkehren dürfen. Ein Fremder, sagte man uns, dürfe sich nicht über 24 Stunden in Sebastopol aufhalten; indessen legte man uns während eines zehntägigen Aufenthalts nichts in den Weg, obgleich wir alles Sehenswürdige der Stadt und Festung genau in Augenschein nahmen."

Ein großes historisches Interesse knüpft sich an Kertsch, das alte von Milesiern gegründete Pantikapäon, die Königsstadt des großen Mithridates Eupator. An den König, der Rom stürzen wollte, erinnert der die Stadt überragende Mithridatesberg, von dem der Blick die Meerenge und den Golf beherrscht. Die Stadt und die Umgegend sind die reichsten Fundorte griechischer Antiken, welche allerdings nicht der Zeit des reinsten Geschmacks angehören, aber doch, da sie an Dingen, wie Goldgefäßen, Zierrathen, Masken, die wir aus der klassischen Zeit wenig besitzen, sehr reichhaltig sind, für die Kunstgeschichte Bedeutung haben. Reiner in Form und Zeichnung sind die hetrurischen Vasen, die man in Kertsch ebenfalls häufig findet. Neun Zehntheile der Alterthümer werden von den Findern eingeschmolzen, oder wandern nach Petersburg, aber der Rest bleibt noch immer so groß, daß ein Besuch in dem historischen Museum zu Kertsch ein sehr lohnender ist. Das Andenken an die Genuesen lebt in Feodosia fort, besonders in der untern Stadt, wo eine mit dem Meere gleichlaufende Straße mit Bogengängen und Malereien den echt italienischen Charakter des Mittelalters trägt. Die schönsten Zierden Feodosia's, eine Moschee, nach dem Plane der Sophienkirche Konstantinopels erbaut, und Marmorbäder hat die russische Regierung niederreißen lassen — um während eines strengen Winters den Armen Beschäftigung zu geben. In der genuesischen Zeit hatte Feodosia 100,000 Einwohner. Ueber der genuesischen Stadt erhebt sich in Terassen die russische, und über dieser steigen die tatarischen Vorstädte empor. Auf der Grenzscheide zwischen Gebirge und Steppe liegt Simpheropol, die jetzige Hauptstadt der Krim. An die alte tatarische Stadt Anetschet (weiße Moschee), die außer der weißen Moschee mit zierlichem Minaret nur ärmliche Bauwerke enthält, schließt sich die moderne Stadt der Russen mit langen und breiten Straßen, in denen hohe Häuser mit Säulenreihen und eisernen Dächern stehen. 1837 bestand die Einwohnerschaft Simpheropols aus 8000 Menschen (3000 Tataren, 1700 Russen, 900 Zigeunern, außerdem Deutsche, Armenier, Griechen, Bulgaren und Juden), seitdem hat sich die Volksmenge noch gehoben. Auf dem Markte, der durch Kameele, Büffel und die eigenthümlichen tatarischen Wagen ein orientalisches Gepräge erhält, bieten acht verschiedene Nationen ihre Waaren feil. Simpheropol ist nicht gesund, wozu die Nachbarschaft der Salzseen von Sak das meiste beiträgt. Von der Stadt aus bemerkt man auf einem Felsenscheitel die Ruinen einer alten Stadt und kann weit über das Gebirge die Spuren einer Mauer verfolgen. Wer die Erbauer der

Stadt und der Mauer gewesen sind, weiß Niemand. Eigenthümlich ist die Lage von Baktschiserai (Gartenpalast). In einer langen Straße zieht sich die Tatarenstadt über zwei Werste weit in einem engen Kalksteinthale hin, dessen Felsenwände die Häuser überragen. Baktschiserai ist den Tataren zum ausschließlichen Wohnsitz angewiesen und noch mit andern Privilegien beschenkt worden. Der Palast der Khane, der an einem freien Platze liegt und von einem Wassergraben umgeben ist, trennt die Stadt in zwei Hälften. Das Gebäude sticht gewaltig von allen übrigen ab, obgleich es nicht großartig genannt werden kann. Es ist einstöckig, im ersten Stock sind die in der roth und weiß bemalten Mauer befindlichen Fenster eng vergittert, und über den hervorspringenden Dächern erheben sich eine Anzahl wie kleine Minarets aussehende Aufbaue, auf denen wie auf jenen der Halbmond glänzt. Der schönste Schmuck des Gebäudes ist die zur Linken angebaute große Moschee und die Khanengräber dahinter, die beide mit hübschen Minarets verziert sind. Man tritt in einen weiten mit Rasen bedeckten Hof, den links die Moschee und die Gräber, rechts ein sich längs dem Palast hinziehender Garten und im Hintergrunde eine hohe Mauer abschließt, in der ein Brunnen maurischer Architektur angebracht ist. Der Eindruck den hier schon der langgestreckte Palast hervorbringt, ist sehr anmuthig. Die ganze hier und da durch Erker unterbrochene Wand ist bunt bemalt. Die überbauten Dächer mit den runden Ecken passen gut zum Ganzen, und die schlanken Säulchen, die theils den Anbau eines Saales, theils hervortretende Erker, von denen wieder einer unten vergittert ist, tragen, sind sauber gearbeitet. Die Fenster oben haben verschiedene Formen, bald sind sie europäisch, bald vergittert orientalisch. Durch einen kurzen Gang tritt man in ein matt erhelltes Höfchen mitten im Gebäude. An den Wänden rieselt das Wasser aus hervorstehenden Marmorbecken zu beiden Seiten einer Thür zur Erde nieder. Die Fontaine heißt die goldene, und fließt vor den Thüren des ehemaligen Divan, in den man von hier aus tritt. Es ist ein hoher matt erleuchteter Saal mit Gitterfenstern nach dem Garten und einigen dergleichen in der Höhe nach dem Innern des Gebäudes zu. Teppiche, niedrige Sitze ringsum. Nicht weit von hier trifft man auf dem Gang auf schwere eiserne Gitterthüren, die in Gefängnisse führen, und wendet man sich rechts, auf den Gegensatz, einen luftigen sonnigen Empfangsaal, mit Lüstern, schwellenden Kissen und der nur noch langsam springenden Fontaine in der Mitte, um welche rings der Boden mit eingeflochtenen Binsenteppichen belegt ist. Das ganze Schloß ist in gutem Stande, da es der Kaiser vor einer Reihe von Jahren vollständig wieder herstellen ließ, und was an der Einrichtung fehlte, wurde in Konstantinopel gekauft. Man unterscheidet aber doch die alten Stücke, die Ecktischchen und Schränkchen, die mit Perlmutter ausgelegt sind, in denen hier und da ein Stückchen erblindete, bald von den neuen. Die gestickten Seidenvorhänge der Thüren, die Ueberzüge der langen Sophas sind kostbare Arbeiten. In den Straßen von Baktschiserai ist alles aufgestapelt, was tatarische Kunst und Industrie hervorzubringen vermag. Die Fortsetzung des Thals enthält Villen reicher Tataren und viele Gartenanlagen, bei denen die Sorgfalt, mit der die Bewässerungsarbeiten vorgenommen werden, den angenehmsten Eindruck macht.

Eupatoria wird von den Russen gewöhnlich Koslow genannt. Es ist der Hauptsitz der Karaimen. In der Nähe befinden sich kleine flache schlammige Seen, die zu Schlammbädern häufig benutzt werden. Eine weitgewölbte Moscheenkuppel mit daneben aufsteigendem Minaret fällt beim ersten Anblick der Stadt in die Augen. Im Hintergrunde steigen noch mehrere verschiedenartig geformte Minarets mit grünem Dach und dem Halbmond darauf in die Höhe. Der Hauptmoschee gegenüber, dicht am Meeresufer, steht eine griechische Kirche, und rechts draußen vor der Stadt bewegen eine große Menge Windmühlen lustig ihre Flügel. Sogleich der erste Blick in die Stadt zeigt orientalisches Leben. Wo man um die große Moschee herum nach der Stadt einbiegt, befindet man sich augenblicklich vor

einem tatarischen Kaffeehause, hinter dem sich ein Bazar für Lederarbeiten ausbreitet. Oben auf dem Balkon sitzen die rauchenden Tataren mit untergeschlagenen Beinen. Die kleinen, krummen Gäßchen der Stadt tragen ganz den orientalischen Charakter, wie er aus den Bildern und Beschreibungen bekannt ist. Von den Häuschen ist oft nichts als die kleine unscheinbare Thür, das weit vorspringende Dach — bei andern wieder in der Höhe einige kleine vergitterte Fensterchen zu sehen, die aber auch von innen noch verwahrt sind. Das Dach tritt weit über die Straße herüber, ist durchgängig mit den so malerischen runden Ziegeln gedeckt, und gewährt den Fußgängern Schatten und Schutz. Schrecklich verstümmelte und kaum mit Lumpen bedeckte Bettler und Bettlerinnen mischen sich unter die einherschreitenden Karaimen und Tataren, und fallen über die Fremden mit lauten Klagen und wilden Handbewegungen her. Die Karaimen schreiten mit ihren langen blauen Talaren stolz einher, man glaubt zu erkennen, daß sie die Reichen des Ortes sind. Biegt man nun rechts in eine breitere, schmutzige Straße, so ist man von lautem orientalischen Leben umringt. Es ist der Bazar. Nicht aber solch ein Bazar, wie ihn Konstantinopel oder Kairo bietet; nicht die glänzenden Läden mit kostbaren Stoffen, die man dort finden soll. Hier ist alles einfach. Rechts und links ziehen sich bis zu einem hohen steinernen Thore, offene Verkaufsbuden, welche durch Läden des Nachts zu verschließen sind.

Die Krim ist das Land der Fieber, jedoch mehr für die Fremden, als für die Tataren. Für solche, welche des Klimas nicht gewohnt sind, ist der Genuß von Früchten gefährlich. Ein Fisch, der Platwa, ruft so gewiß Fieber hervor, daß der Verkauf desselben polizeilich verboten ist. Wechselfieber, Gallenfieber und Nervenfieber sind die herrschenden Krankheiten der Europäer, während die Tataren besonders an Wassersucht, Gicht und Blattern leiden. Oft liegen alle Bewohner von Landhäusern an Fiebern darnieder und werden von denselben sogar in andere Länder begleitet. Dieses häufige Auftreten von Krankheiten, welche die Kraft aufs höchste schwächen, vermindert den ohnehin nicht großen Werth der Krim noch mehr. Sie ist ein pittoresker Erholungsort für Große, erzeugt gute Früchte und guten Wein und ist vor allen Dingen eine unübertreffliche Station für eine Flotte, die zum Beherrschen des schwarzen Meers bestimmt ist. Einen andern Werth hat die Krim nicht.

Christoph von Schmid ward am 15. August 1768, als der Sohn eines Deutschordens-Beamten, in Dinkelsbühl geboren. In seiner Jugend mehrfach mit Nahrungssorgen kämpfend, vollendete er seine Studien in der katholischen Theologie unter der Leitung seines Gönners und nachmaligen Freundes, des edlen Sailer, später Bischofs in Regensburg. Im August 1791 zum Priester geweiht, war er einige Zeit Pfarrgehülfe und dann Schulbeneficiat in Thannhausen an der Mindel. Während er in seinem Amt segensreich arbeitete, entfalteten sich hier die ersten Blüthen seiner schriftstellerischen Thätigkeit. Zuerst gab er 1801 seine allbekannte „Biblische Geschichte für Kinder" heraus, wodurch er zuerst die Aufmerksamkeit des größern Publikums auf sich lenkte. Diesem glänzenden Versuch und dem für die ersten Leseübungen ausgezeichneten „ersten Unterricht von Gott" folgte 1810 „Genofeva", 1806 die „Ostereier", 1821 bis 1826 seine reichhaltigen „Erzählungen für Kinder" und eine Menge anderer werthvoller Schriften. Im Jahre 1816 verließ Christoph von Schmid sein ihm zur zweiten Heimath gewordenes Thannhausen, und übernahm die ihm von dem Grafen von Stadion verliehene Pfarrei Oberstadion im Königreich Würtemberg. Entschlossen lehnte er den Ruf als Professor der Moral- und Pastoral-Theologie an die Universität Tübingen ab. Eben so wenig war er zur Annahme des Direktoriums des Klerikal-Seminars in Rottenburg zu bewegen. Christoph von Schmid's ganze Natur war zu harmlos, zu kindlich begeistert für eine Welt natürlicher Sittenreinheit und allseitiger religiöser Verträglichkeit geblieben, als daß er sich der Gefahr hätte aussetzen mögen durch Annahme eines öffentlichen Lehramts in konfessionelle Par-

teistreitigkeiten verwickelt zu werden, die seinem mildgesinnten und edlen Gemüth eben so fern lagen als es voll Glaubenswärme und Menschenliebe war. In Anerkennung seiner Verdienste und Leistungen für die Jugendbildung beförderte ihn der König von Baiern im Jahre 1826 zum Domkapitular zu Augsburg, als welcher er am 24. Mai 1827 installirt wurde. Bei Errichtung der Kreisscholarchate in Baiern im Jahre 1832 wurde er zum ersten Mitglied des Kreisscholarchates des ehemaligen Oberdonaukreises ernannt, und im Jahre 1837 von dem König durch Verleihung des Civil-Verdienstordens der baierischen Krone ausgezeichnet. Im Jahre 1841 feierte er sein funfzigjähriges Priesterjubiläum, und zwar auf den Wunsch der Bürgerschaft in seiner Vaterstadt Dinkelsbühl, die alles aufbot, den Jubelgreis feierlich in ihren Mauern zu empfangen. Nicht minder festlich beging die Stadt Augsburg im Jahre 1847 seinen achtzigsten Geburtstag. Eine sinnige Zugabe des Festes waren plastische Darstellungen von Szenen aus den Schriften Schmid's durch allerliebste Kinder in entsprechenden Trachten. Eine eigens geprägte goldene Denkmünze zeigte auf dem Avers das Profilporträt des Jugendschriftstellers, auf dem Revers einen Engel, der auf einer Felsenplatte knieend, mit der einen Hand ein Tusch vor den Abgrund haltend und mit der andern eine Natter abwehrend, zwei schlafende Kinder vor doppelter Gefahr beschützt. Das Jahr darauf beehrte ihn die Universität Prag, auf Veranlassung ihrer fünfhundertjährigen Jubelfeier mit dem Diplom der theologischen Doktorswürde, und im Jahre 1850 schmückte der König Maximilian von Baiern die Brust des verdienten Mannes mit dem Komthurkreuze des Verdienstordens vom heiligen Michael. Von 1840 bis 1846 gab er seine „Gesammelten Schriften" als Originalausgabe von letzter Hand mit Einschluß der biblischen Geschichte in 24 Bändchen heraus. Im Jahre 1853 erschien seine letzte, unvollendet gebliebene Schrift „Erinnerungen aus meinem Leben" in zwei Bändchen, von denen das zweite vorzugsweise Erinnerungen an seinen Lehrer Sailer enthält. Christoph v. Schmid blieb bis in sein hohes Alter körperlich gesund und rüstig, doch wurde sein spätester Lebensabend ein ziemlich trüber. Der Verlust theurer Familienglieder, eines Bruders und zweier Schwestern, erschütterte sein Gemüth, der Körper wurde von Altersgebrechen und mannigfachen Leiden heimgesucht. Er konnte schon seine Wohnung nicht mehr verlassen, als ihm die sämmtlichen Bischöfe Baierns bei ihrer Anwesenheit in Augsburg die Ehre eines Besuchs erwiesen. Wenige Wochen darauf lag der fromme Greis, von der Cholera ergriffen, auf dem Sterbebett und hauchte am 3. September 1854 sein Leben aus.

Schmid benutzte zur Abfassung seiner Jugendschriften jede Stunde, die er neben seinen vielen Amtsgeschäften erübrigen konnte. Von Morgens vier Uhr, sowohl im Winter als im Sommer, saß er an seinem Arbeitstischchen in seinem traulichen Studirzimmer. Er sagte oft: „Nur die Zeit von Morgens vier bis acht Uhr gehört vom Tage mir, darum muß ich sie benutzen." Seine Jugendschriften sind in die meisten lebenden Sprachen Europa's übersetzt worden und haben überall, vorzüglich in Nordamerika, England, Frankreich und Italien die günstigste Aufnahme gefunden. Man kann sagen, daß sie sich im Palast und in der Hütte heimisch gemacht haben. Sie trifft nicht der Vorwurf, der sich gegen andere Jugendschriften richten läßt, daß sie von allen möglichen Sentimentalitäten und Weichlichkeiten, Familienkomödien und Heucheleien überfließen. Die Erzählungen sind schlicht und einfach, die Kinderherzen sprechen so, wie der Dichter sie im Leben, in der Wohnstube der Eltern, in Dorf und Flur, auf dem Spielplatz und in der Schule belauscht hat, es schwatzt in ihnen keine vorschnelle Altklugheit, wohl aber bricht nicht selten in drolligen Einfällen die ursprüngliche Frische des kindlichen Verstandes zu Tage. Den Hauptbeweis für die Trefflichkeit dieser Schriften liefert ihr Publikum, die Kinderwelt, die in allen Ländern keine schönere Gabe kennt, als „Heinrich von Eichenfels", „Genofeva", „das Johanniskäferchen". Schmid ist dem allgemeinen Loose guter Schriftsteller nicht entgangen: er hat viele

Nachahmer gefunden, und darunter manche schlechte, die unter anderm daran kenntlich sind, daß sie ihre matten Geschichten am liebsten nach recht berühmten oder romantisch benamten Orten verlegen, nach Famagusta, der Alhambra u. dgl. Für ihre Sünden kann unser Autor natürlich nicht haftbar gemacht werden. Hören wir lieber wie er selbst, in dem Vorwort zu der Gesammtausgabe seiner Schriften von letzter Hand, über deren Entstehung in anspruchsloser Weise berichtet. „Ursprünglich", sagt er, „waren diese Schriften ganz und gar nicht für den Druck bestimmt. Schon vor etlich und vierzig Jahren wurde dem Verfasser eine zahlreiche Schule zur Leitung und Aufsicht anvertraut; er fand es jedoch für nöthig, viele Jahre hindurch selbst Schule zu halten. Da war er denn darauf bedacht, die Lehren, die er in dem Religionsunterricht vorgetragen hatte, auch außer den dazu bestimmten Stunden in Beispielen anschaulich zu machen, nach der uralten Bemerkung: Worte bewegen, Beispiele reißen hin. Den Stoff zu diesen geschichtlichen Beispielen nahm er theils aus den Erzählungen, die er in seiner Kindheit aus dem Munde seines geliebten seligen Vaters gehört, und sonst nirgends gelesen hatte, theils von Begebenheiten, die er selbst erlebt hat, oder als zu seiner Zeit wirklich geschehen erzählen hörte; daher denn viele aus dem letzten Kriege vorkommen. Die vorzüglichsten aber sind aus dem christlichen Alterthume genommen, und blos neu erzählt. Die Art, wie diese Erzählungen entstanden, trug wohl das meiste dazu bei, daß sie so allgemeinen Anklang fanden. Sie wurden nicht für ein unbekanntes Publikum und gleichsam auf den Kauf gemacht, sondern für Kinder verfaßt, in deren Mitte der Verfasser lebte. Er ward in seiner Stellung mit deren Gedankenkreis und mit ihrer Sprache vertraut. Er schrieb ganz unbefangen, ohne daran zu denken, was gelehrte Kunstrichter dazu sagen würden; er war nur darauf bedacht, nicht die gewöhnliche breite Büchersprache, sondern die Sprache der Kinder zu reden. Er konnte sich mit Augen überzeugen, was auf den Verstand und das Herz, sowohl der zarteren als der reiferen Jugend einwirkte, oder was sie gleichgiltig ließ. So gingen diese Erzählungen aus dem Leben hervor, und wieder in das Leben über." Ein besonderer Vorzug der Schmid'schen Schriften, und zwar kein geringer — ein Vorzug, der dazu beigetragen hat, ihnen in protestantischen Ländern eine beinahe gleich große Verbreitung, wie in katholischen zu verschaffen — ist ihr gänzliches Sichfernhalten von aller religiösen Parteiung, ja ihre kaum leise konfessionelle Färbung, wie oft auch in dem Stofflichen dieser Geschichten ein unwillkürlicher Anlaß dazu liegen mochte. Es wurde schon oben bemerkt, daß die milde und glaubenswarme Seele dieses Menschen- und Kinderfreundes jedem konfessionellen Parteigezänke von Natur aus fremd ist. Die Menschen, die in seinen Erzählungen redend, handelnd und leidend eingeführt sind, scheinen, wenn auch in moderne Verhältnisse gestellt, immer in der schönen unentzweiten Welt des frühesten Christenthums zu wandeln; Schmid's christliches Dogma ist die Liebe. In dieser Eigenschaft seiner Schriften liegt wohl ein Grundsatz ausgesprochen, der unter allen konfessionell gemischten Bevölkerungen in Bezug auf Jugenderziehung die vollste Beherzigung verdient — der Grundsatz, daß Befestigung der Gemüther in der höheren Einheit der Christenheit der Einführung in ihre Zweiheiten lange vorausgehen soll.

Unter Verantwortlichkeit des Ergänzungsblätterverlags in Meißen. — Redakteur Dr. Fr. Steger.
Druck von A. C. Gato in Meißen.

Die Landheere der europäischen Großmächte. Wir befinden uns in einem Kriege, der mit langer Dauer und vermehrter Ausdehnung droht. Wie vieles auf die Kriegsereignisse auch Einfluß haben mag, wie entscheidend auch die Kulturzustände, die materiellen Hülfsmittel, die Bodenverhältnisse der einzelnen Staaten auch mitsprechen, sind doch äußere Stärke und innerer Gehalt der Landheere an erster Stelle zu beachten. In einer solchen Zeit gewinnt ein Vergleich der Streitkräfte, über welche die europäischen Großstaaten zu verfügen haben, doppelt an Interesse. Da in diesem Aufsatze das Neueste beigebracht wird, ergänzt und berichtigt derselbe zugleich, was in früheren Jahrgängen der „Ergänzungsblätter" über die Landheere der einzelnen Staaten enthalten ist. Bei einigen Heeren, namentlich bei dem österreichischen, sind inzwischen so bedeutende Veränderungen eingetreten, daß alle frühern Angaben für antiquirt gelten müssen. Werden Wiederholungen nicht immer zu vermeiden sein, so wollen wir doch hauptsächlich den Geist der verschiedenen Armeen berücksichtigen. Wegen seiner jetzigen Stellung zum Krieg werden wir auch Schweden den Großmächten zuzählen und beginnen mit Rußland, als dem Staate, dessen Landmacht die stärksten Zahlenverhältnisse von allen darbietet.

Die russische Landarmee zerfällt in die drei Abtheilungen der Garde, der Linie und der unregelmäßigen Truppen. Die Garde ist die Elite und die Lehrmeisterin des ganzen Heers. Ihre Mannschaften, ihr Material, ihre Pferde werden im ganzen Reiche ausgesucht, und aus der Garde geht der weit größte Theil der Stabsoffiziere der Linie hervor. Der russische Gardeoffizier steht zwei Grade höher, als sein Kamerad von der Linie, und rückt um so rascher vor, als er nach den Grenzen, wo es Krieg giebt, befehligt zu werden pflegt. Neue Erfindungen und Verbesserungen werden in der Garde geprüft, um von da, wenn sie sich bewährt haben, in das übrige Heer überzugehen. Aus gebildeten Offizieren und tadellos eingeübten Soldaten bestehend, bietet die Garde den nach Petersburg kommenden Fremden das glänzendste militärische Schauspiel dar und läßt leicht das Urtheil über das russische Heerwesen zu günstig ausfallen. Der ganze Bestand erreicht etwa 50,000 Mann. Das Fußvolk besteht aus 37 Bataillonen mit einem Bataillon Sappeurs, die Reiterei aus vier Regimentern Kuirassiere, 2 Uhlanen, 2 Husaren, 2 Kosaken, 1 Grenadiere, 1 Dragoner, 2 Kosakendivisionen, 1 Schwadron Tataren, $\frac{1}{2}$ Schwadron Gensdarmen, zusammen 60 Schwadronen regelmäßiger und $17\frac{1}{2}$ Schwadronen unregelmäßiger Reiterei nebst einer Division reitender Gardepioniere. Die Artillerie — drei Fußbrigaden und zwei Abtheilungen reitende Artillerie — hat 72 Geschütze der Fuß- und 44 der reitenden Artillerie, ziemlich zur Hälfte Sechspfünder und Zwölfpfünder.

Die Linie zerfällt wieder in zwei Hauptheile, in die sogenannte Operationsarmee und in die zu lokalen Zwecken bestimmten Truppen. Die Operationsarmee hat außer ihren Feldbataillonen noch für jedes Regiment Depotbataillone zur Aufnahme von Rekruten und von alten Soldaten, welche aus dem Urlaub einberufen werden. Die einzelnen Theile der Operationsarmee sind:

I. Das Grenadierkorps. Dasselbe zählt an Fußvolk 27 Grenadier- und 9 Karabinierbataillone, 1 Grenadier-Schützenbataillon und 1 Sappeurbataillon, im ganzen also 38 Bataillone. An Reiterei enthält es 16 Schwadronen Uhlanen und 16 Schwadronen Husaren, also zusammen 32 Schwadronen, an Artillerie 112 Geschütze, zu $\frac{1}{6}$ reitende, zu $\frac{5}{6}$ Fußartillerie, darunter 48 Zwölfpfünder und 64 Sechspfünder.

II. Die sechs Infanteriekorps, welche zusammen 294 Bataillone Fußvolk und 6 Bataillone Sappeurs enthalten, ferner an Reiterei 162 Schwadronen, zur Hälfte Uhlanen und Husaren, und an Artillerie 576 Geschütze der Fuß-, 96 der reitenden Artillerie, darunter 480 Sechspfünder und 192 Zwölfpfünder.

III. Die Reitereikorps. Die beiden Reservereitereikorps enthalten zusammen 48 Schwadronen Uhlanen und eben so viele Husaren, das Dragonerkorps besteht aus 80 Schwadronen Dragonern und 2 Schwadronen Pionieren, die Artillerie aber aus 24 schweren und 72 leichten Geschützen.

Dies sind die Truppen, welche Rußland in einem europäischen Kriege verwenden kann. Es existiren aber noch zwei Reserven — die zweite im Frieden nur auf dem Papier — und diese eingerechnet stellt sich die Sollstärke der russischen Operationsarmee einschließlich der Garden wie folgt:

368 Bataillone Fußvolk und Sappeure .	383,600 Mann.	
460 regelmäßige Schwadronen . . .	87,400 „	
Artillerie		996 Geschütze.
Erste Reserve	100,000 Mann,	192 „
Zweite Reserve	115,000 „	280 „
	686,000 Mann,	1468 Geschütze.

Den zweiten Theil des regelmäßigen Heeres, die Truppen zu besondern lokalen Zwecken, berechnet man auf 290,000 Mann. Es gehören zu ihnen das kaukasische Korps — 138 Bataillone Fußvolk, 14 Schwadronen Dragoner, 180 Geschütze — 12 Bataillone finnländischen Linienfußvolks, 10 Bataillone orenburgischen Fußvolks, 12 Bataillone sibirischen Fußvolks, 552 Kompagnien Veteraneninfanterie, die in den Bezirks- und Etappestädten Dienste thun, 138 Kompagnien Invaliden, 115 Kompagnien Veteranen der Artillerie zur Bedienung der Geschütze in den Festungen. Zu der letzten unregelmäßigen Abtheilung des Heers tragen bei die halbwilden Völker des Reichs. Die Stärke der Kosaken allein veranschlagen russische Schriftsteller zu 116,200 Mann.

Wie viel dieser Massen, die zusammen 1,150,000 Streiter betragen, Rußland im Fall eines Kriegs an oder über die Grenze schicken könne, ist eine Frage, welche besonders in der neuesten Zeit die Militärschriftsteller stark beschäftigt. So viel ist gewiß, daß bei weitem nicht alles, was auf den Papieren steht, unter den Fahnen versammelt ist, daß von dem wirklichen Bestande vieles durch Krankheiten, die unter der russischen Armee stärker als in jedem andern Heer wüthen, in Wegfall gebracht wird, und daß die ungeheure Ausdehnung des Reichs eine schnelle Zusammenziehung eines großen Heeres nicht gestattet. In der letztern Beziehung erinnere man sich nur an den langen Marsch des Korps Osten-Sacken zum Kriegsschauplatz an der Donau! Die oben angegebene Stärke von 686,000 Mann mit 1468 Kanonen als wirklich vorhanden angenommen, würde dieselbe doch nur Kräfte repräsentiren, welche erst in langen Zeiträumen herangeführt und zur Geltung gebracht werden können. Sie bilden also im günstigsten Falle strategische, aber niemals taktische Reserven der vorhandenen russischen Offensivkräfte. Für die Kriege sind aber nur taktische Reserven von Gewicht, weil die taktischen Erfolge alle andern mitbedingen. Es ist die höchste Annahme, daß für einen Krieg mit dem Ausland 380,000 Mann Fußvolk, 70,000 Mann regelmäßiger Reiterei, einige 30,000 Mann Kosaken und etwa 1000 bespannte Geschütze verfügbar seien.

Was die militärische Tüchtigkeit der russischen Armee betrifft, so wird dieselbe nach den Erfahrungen des jetzigen Kriegs häufig so unterschätzt, wie sie früher überschätzt wurde. Es ist wahr, die Russen haben auf dem europäischen Kriegsschauplatze nicht einen einzigen Sieg davongetragen, und sind dagegen mehrmals vor befestigten Plätzen und im freien Felde geschlagen worden. Allein man vergesse nicht, daß noch keine große regelrechte Schlacht, in deren Schlagen die eigentliche Stärke der Russen liegt, vorgefallen ist. Der Russe dient funfzehn Jahre, nach deren Verlauf Beurlaubung eintritt und kann in dieser langen Zeit den Gebrauch seiner Waffe vollkommen kennen lernen. Es darf uns daher nicht

wundern, daß das russische Fußvolk auf dem Paradeplatze jedes andere Militär der Welt übertrifft. Die strenge Disziplin und Subordination des Heeres sind Vorzüge, deren Werth im Kriege von Niemand bestritten werden wird. In dem ewigen Hinundherziehen der russischen Regimenter — namentlich die in Polen stationirten sind Jahr aus Jahr ein in unaufhörlicher Bewegung — bildet sich ferner eine große Marschfertigkeit aus, die doch aber keine eigentliche Abhärtung zu sein scheint, wie die furchtbare Ausdehnung der Krankenlisten beweist. Auf der andern Seite fehlt es den meisten der Volksstämme, aus denen das russische Heer rekrutirt wird, an wahrem kriegerischen Muth. Die Letten, Esthen und Finnen sind feig zu nennen, die Polen, sonst die besten Soldaten der russischen Armee, desertiren, wo sie können, die eigentlichen Russen schlagen sich nur in Masse gut, wo der feste Zusammenhalt des Ganzen den Einzelnen maschinenartig wirken läßt. Ihr Angriff ist langsam und träge, im Bajonnetgefecht gereicht ihnen ihre körperliche Schwäche, eine Folge der schlechten Verpflegung, zum Nachtheil. In allen taktischen Bewegungen schwerfällig, verstehen sich die Fußsoldaten schlecht auf das Plänkeln und zielen nicht gut, wozu die Beschaffenheit der mit einem Steinschloß versehenen Flinte beiträgt. Die Subalternoffiziere der Linie bilden in allem, was Bildung, Sittlichkeit und Ehrgefühl betrifft, mit den Offizieren anderer Heere den traurigsten Kontrast. Ist es wahr, was viele Reisende übereinstimmend erzählen, daß körperliche Mißhandlungen russischer Offiziere durch Vorgesetzte nicht zu den Seltenheiten gehören, und daß häufig Offiziere, die wegen schimpflicher Handlungen degradirt werden, später wieder zu den Epauletten gelangen, so muß der Geist des Offizierskorps ein trauriger sein. In der That hört man jeden Augenblick von Veruntreuungen und Unterschleifen aller Art, durch die den armen Soldaten das Wenige, was sie vorschriftsmäßig erhalten sollen, verkümmert wird. Wollte man die Generale und Obersten zusammenzählen, die in der Regierungszeit des jetzigen Kaisers kassirt worden sind, so würde man zu einer Ziffer von mehreren Hundert gelangen. Die Besoldung der Offiziere ist aber auch eine so geringe, daß insbesondere die höhern Grade mit ihrem Solde nicht auskommen können. Abgesehen von einem Zuschuß an Lebensmitteln erhält in Rußland:

Ein Generallieutenant	1205	Thaler	jährlich.
" Generalmajor	905	"	"
" Oberst	542—605	"	"
" Oberstlieutenant	453	"	"
" Major	362	"	"
" Hauptmann	332	"	"
" Premierlieutenant . . .	257	"	"
" Secondelieutenant . . .	226	"	"

Die russische Reiterei, sowohl die leichte als die schwere, zeichnet sich durch ihre vorzüglichen Pferde aus. Die Uebungen, durch die lange Dienstzeit nicht wenig unterstützt, gehen gut von statten, namentlich exerziren die Kuirassiere, deren erstes Glied kurze Lanzen führt, tadellos. Kleinrußland und Polen liefern den größten Theil der russischen Reiter. Wie gut die Polen die Lanze zu handhaben wissen, ist bekannt, der Gebrauch des Säbels soll, und am meisten bei der leichten Reiterei, ein mittelmäßiger sein. Auf der Parade macht der russische Reiter eine gute Figur, wenn auch seiner Haltung etwas mehr Ungezwungenheit zu wünschen wäre, dagegen ist seine Führung hart und ungelenk, und ein rasches Herumwerfen des Pferdes im Gefecht lernt er nie. Im Angriff ist er wie der Fußsoldat nicht feurig genug, deutscher kecker Reitermuth ist in Rußland eine ungekannte Eigenschaft. Die Artillerie dürfte die schlechteste Waffe des russischen Heeres sein. Nimmt man die vorzügliche Bespannung aus, so bleibt alles hinter selbst mäßigen Anforderungen zurück. Die wissenschaftliche Bildung der Offiziere ist eine höchst

ungenügende, die Mannschaft schießt schlecht. Eine Batterie in gehöriger Entfernung gut aufzustellen, nach Bedürfniß mit der Placirung der Geschütze zu wechseln, immer auf den Punkt zu wirken, wo die Kugeln den größten Schaden thun, diese Eigenschaften erlernen sich nicht durch maschinenmäßige Dressur.

Das russische Heer steht unter einer diktatorischen Gewalt, deren Befehle auf jedem Punkte, wo eine russische Heerabtheilung versammelt ist, den unbedingtesten Gehorsam finden. Ist diese Einheit der obersten Leitung ein außerordentlicher Vortheil, so ist es doch auch ein eben so bedeutender Nachtheil, daß diese von den Grenzen weit entfernte Leitung nicht blos den allgemeinen Kriegsplan entwirft, sondern auch in einzelne Operationen eingreift. Dies letztere scheint in dem jetzigen russisch-türkischen Kriege häufig geschehen zu sein. Jede Einsprache gegen taktisch verfehlte Operationen ist verstummt, wenn das Zauberwort: „Es ist Befehl!" sich hat hören lassen. Ausländische Militärs werfen den russischen Generalen an der Donau Mangel an Genialität vor. Wie könnte Genialität sich zeigen, wenn der Oberfeldherr an hundert Fäden hängt, die in einem Petersburger Kabinet nach dem Rath von Karten, Plänen und Berichten gezogen werden! Rußland fehlen telegraphische Drähte, es fehlt ihm ein Netz von Eisenbahnen, das ihm weit mehr nützen würde, als eine neue Aushebung von 100,000 Mann. Seine Stellung in dem zu einer Festung umgeschaffenen Polen ist vortrefflich, und zwar um so mehr, als wohl Preußen in Königsberg und Posen Festungen ersten Rangs besitzt, Galizien dagegen eines Hauptwaffenplatzes zur Zeit noch entbehrt und zwischen Posen und Lemberg eine weite Lücke offen bleibt.

Unter den Kriegsgegnern Rußlands überwiegt Frankreich mit seiner Landmacht bedeutend. Das Fußvolk zählt 75 Regimenter der Linie, 25 der leichten Infanterie, außerdem 20 Jägerbataillone. Jedes Regiment besteht aus zwei Bataillonen zu acht und einem Bataillon zu sieben Kompagnien. Da aber jedes Regiment beim Ausmarsch eine Kompagnie im Depot zurückläßt, sinkt die Kriegsstärke auf 20 Kompagnien für jedes Regiment herab. Jede dieser Kompagnien hat einen Hauptmann, einen Oberlieutenant, einen Unterlieutenant, vierzehn Unteroffiziere, drei Spielleute, hundert Soldaten. Auf den Kriegsfuß gebracht, nach Einberufung aller Beurlaubten und mit Hinzurechnung des Stabs hat ein französisches Regiment in zwanzig Kompagnien 2700 Mann. Dies giebt der französischen Armee eine Stärke von 270,000 Mann, den zurückbleibenden Depots von 60—70,000 Mann. Allerdings stehen für gewöhnlich sieben bis acht Regimenter in Algier, die aber in kurzer Zeit zurückberufen werden können. Die 60 oder 70,000 Mann der Depots bilden im Verein mit der Nationalgarde und der zahlreichen Gensdarmerie eine Reserve, aus der sich jeder Verlust der Operationsarmee ergänzen läßt.

Die französische Organisation giebt jedem Bataillon zwei Elitenkompagnien. Die auf dem rechten Flügel führt den Namen der Grenadiere, die auf dem linken Flügel den der Voltigeurs. Beide tragen als Auszeichnung wollene Epaulettes und sind die eingeübtesten tüchtigsten Leute des Bataillons. Sie erhalten auch bessere Löhnung und stehen höher im Rang, als die Soldaten der Kompagnien des Centrums. Ein wirklicher Unterschied zwischen den leichten und den Linienregimentern besteht nicht, obgleich beide etwas abweichend uniformirt sind. Von den zwanzig Jägerbataillonen enthält jedes zehn Kompagnien zu je hundert Mann, alle mithin 20,000 Mann, die Offiziere nicht gerechnet. Da jedes Bataillon zwei Kompagnien im Depot zurückläßt, so reduzirt sich die Kriegsstärke auf 18,000 Mann. Führt die übrige Infanterie ein sehr gutes Perkussionsgewehr, so haben die Jäger leichte und kurze Büchsen mit einem Bajonnet. Zu der Elitetruppe der Jäger hat der Kaiser noch die Garde gefügt, 20,000 Menschen, 3000 Pferde und 30 Geschütze.

Die französische Reiterei wird eingetheilt in schwere oder Reserve- (Kuirassiere und Karabiniere), Linien- (Dragoner und Lanzenträger) und leichte Reiterei (Jäger, Husaren, Guiden).

1) Die Reservereiterei zählt 10 Kuirassiere- und 2 Karabinierregimenter. Auf dem Kriegsfuß soll jedes schwere Reiterregiment in sechs Schwadronen, die Offiziere eingerechnet, 1050 enthalten. Da aber auch bei der Reiterei Depots zurückbleiben, kann man die wahre Kriegsstärke der französischen schweren Reiterei auf nicht mehr als 10,000 Mann veranschlagen.

2) Die Linienreiterei enthält 12 Dragoner- und 8 Lanzenreiterregimenter, zusammen 120 Schwadronen stark. Jede Schwadron enthält 20 bis 25 Pferde mehr, als bei der schweren Reiterei, die Gesammtstärke beträgt daher für das Regiment 1150 Pferde und, die Depots abgerechnet, für die Dragoner 13,800, für die Lanzenreiter 9200 Pferde.

3) In der leichten Reiterei dienen zwölf Regimenter Jäger, acht Husaren und eins Guiden, welches letztere sehr stark ist. In ihrer Organisation und Stärke den Linienregimentern der Reiterei ganz gleich, enthalten die 60 Schwadronen der Jäger und die 40 der Husaren, die Depots abgerechnet, 20,000 Mann. Zählt man alle Depots dieser drei Reitergattungen zusammen und fügt man die berittene Gensdarmerie hinzu, so erhält man eine französische Reiterreserve von 26—27,000 Mann. Nicht gerechnet sind dabei die vier Kompagnien Veteranen-Reiterei, deren Anzahl wir nicht kennen.

Artillerieregimenter hat Frankreich vierzehn. Alle zusammen haben 32 reitende, 168 fahrende und 24 Fuß- oder Festungsbatterien. Auf dem Kriegsfuß enthält jede Batterie sechs Geschütze und 200 Mann Bedienung und Offiziere. Da die Fußbatterien theils Depots bilden, theils ihre Mannschaften für den Festungsdienst abgeben müssen, kann Frankreich für den Krieg verwenden:

32 reitende Batterien	mit 192 Geschützen	und 6,400 Mann	und 8,320 Pferden.
168 fahrende „	„ 1008 „	„ 33,600 „	„ 33,600 „
200 Batterien.	1200 Geschütze.	40,000 Mann.	41,920 Pferde.

Das Pontonnierregiment, das gewöhnlich als funfzehntes Artillerieregiment aufgeführt wird, hat zwölf Kompagnien mit zusammen 1600 Mann. Der Train besteht aus 40 Kompagnien oder 5000 Mann mit 7600 Pferden. An die Artillerie schließen sich 13 Kompagnien Arbeiter. Das Genie enthält in drei Regimentern, sechs Bataillonen und achtundvierzig Kompagnien 8000 Sappeurs und Mineurs, von denen 7000 mit in den Krieg ziehen. Die Reserve aller dieser Waffen kann veranschlagt werden auf 4800 Artilleristen der Fußbatterien, 13 Kompagnien Arbeiter der Artillerie, die alle zurückbleiben, 1000 Sappeurs und Mineurs der Genietruppen, 1 Kompagnie Veteranen und 2 Kompagnien Arbeiter der Genietruppen.

Besondere Truppenkörper besitzt Frankreich nur in Algier, wo sie in der Regel ausschließlich verwendet werden, obgleich sie, wie die jüngste Erfahrung beweist, auch auf einem entfernten Kriegstheater sehr brauchbar sind. Das französische Fußvolk in Algier enthält:

6 Bataillone Fremdenlegion, ganz auf dem Fuße der französischen Linie.
4 Regimenter Zuaven, in denen viele Eingeborene dienen.
3 Bataillone eingeborener Schützen.
3 Bataillone leichten afrikanischen Fußvolks.
3 Strafbataillone.

Zusammen 27,000 Mann.

Alle diese Soldaten sind abgehärtet, an den Krieg gewöhnt und werden von tüchtigen europäischen Offizieren befehligt. Die Reiterei bilden die Jäger von Afrika, vier Regimenter von je sechs Schwadronen, deren jede 170 bis 180 Pferde stark ist, so daß die Gesammtstärke 4080 bis 4200 Mann beträgt, und die Spahis, ebenfalls 4000 Mann stark. Unter den Jägern von Afrika dienen blos Europäer,

bei den Spahis sind Offiziere und Unteroffiziere aus Europäern, die Mannschaften größtentheils aus Eingeborenen zusammengesetzt. Den Dienst der Artillerie versehen in Algier die französischen Artillerieregimenter.

Stellen wir die auf dem europäischen Kriegsschauplatze verwendbaren Truppen Frankreichs übersichtlich zusammen, so erhalten wir folgende Zahlen:

Garde	20,000	Mann, 3000 Pferde, 30 Geschütze.
100 Linienregimenter zu 3 Bataillonen	270,000	" ohne die Depots.
20 Bataillone Jäger	18,000	" " " "
Schwere Reiterei, 12 Regimenter . .	10,000	" " " "
Linienreiterei, 20 " . .	22,000	" " " "
Leichte Reiterei, 20 " . .	22,000	" " " " und ohne die Guiden.
Artillerie, . . 14 " . .	40,000	Soldaten mit 1200 Geschützen.
Genietruppen	7,600	"
Pontonniers	1,600	"
Train	5,000	"
Zusammen	416,200	Mann.

Diese Stärke erreicht an Zahl nicht ganz jene des österreichischen Heers. Zieht man aber in Erwägung, daß die österreichischen Truppen über ein weites, nicht überall mit guten Verbindungsmitteln ausgestattetes Gebiet verbreitet sind, während die Franzosen dichter neben einander lagern und Dank der auf die Spitze getriebenen Centralisation leicht konzentrirt werden können, so wird man die Kriegsmacht Frankreichs jener Oesterreichs mindestens gleich achten. Daß diese Kriegsmacht bei einem Kriege, der das Nationalgefühl aufregte, sehr bedeutend vermehrt und in Folge der günstigen Beschaffenheit der französischen Grenzen sehr stark im Auslande verwendet werden könnte, brauchen wir nicht weiter auszuführen.

Die französische Armee besitzt vor allen andern Heeren eigenthümliche Vorzüge. Der Franzose ist kriegerisch und hat ein eben so starkes Ehrgefühl als Nationalitätsbewußtsein. Unter den gemeinen Soldaten ist das Duell gäng und gäbe, und unter Umständen darf sich der Unteroffizier nicht weigern, dem Soldaten Genugthuung zu geben, wie der Stabsoffizier dem Subalternen Rede zu stehen hat. So grundverschieden der Normanne von dem Auvergnaten, der Provençale von dem Bretagner ist, fühlen sich doch alle als Franzosen, und selbst der Baske und der Elsasser haben sich dieses Nationalgefühl angeeignet. Das französische Heer enthält alle politische Meinungen in sich, und bei Revolutionen macht sich dies sattsam geltend, aber dem Auslande gegenüber steht die Armee wie ein Mann. Nirgends ist die Kluft zwischen dem Offizierstand und den untern Graden so gering, wie in Frankreich. Das Wort Napoleons, daß jeder Soldat den Marschallsstab in der Tasche trage, schwebt noch heute dem französischen Soldaten vor und spornt ihn zu großen Leistungen an. An allgemeiner Bildung (Schulbildung) wird der französische Soldat hinter dem deutschen zurückstehen, aber er übertrifft diesen an kriegerischem Instinkt, und seine Obern wecken seine Intelligenz, indem sie ihm nicht blos Befehle geben, sondern auch die Gründe mittheilen. Ein Soldat, dem jeden Augenblick gezeigt wird, welche Stelle er im Ganzen einnimmt und wie seine unbedeutende Leistung zu großen Erfolgen beiträgt, wird sich gehoben fühlen und sich ganz anders anstrengen, als ein anderer Soldat, der zur Maschine wird, weil man ihn immer als solche behandelt. Von den belehrenden Ansprachen, die in der französischen Armee gebräuchlich sind, geben wir ein allerneuestes Beispiel. Als der Kaiser den Oberbefehl über das Lager von Boulogne übernommen hatte, richtete er am 2. September 1854 an die Truppen folgenden Tagsbefehl: „Die Bildung von Lagern ist die beste Lehrschule für den Krieg, weil sie das treueste Abbild desselben ist; aber sie würde nicht allen nützen,

wenn man nicht jedem den Grund der auszuführenden Bewegungen anschaulich machte. Eine zahlreiche Armee ist genöthigt, sich abzutheilen, um leben zu können, damit sie nicht die Hülfsquellen einer Gegend erschöpft, und gleichwohl muß sie sich schnell auf einem Schlachtfeld vereinigen können. Hierhin liegt eine der ersten Schwierigkeiten für eine große Ansammlung. „„Jede Armee — sagte der Kaiser — deren verschiedene Theile sich nicht binnen vierundzwanzig Stunden auf einem gegebenen Punkt vereinigen können, ist eine schlecht aufgestellte Armee.““ Die unserige nimmt ein Dreieck ein, dessen Spitze St. Omer ist, und dessen Grundlinie sich von Ambleteuse bis Montreuil erstreckt. Dieses Dreieck hat eine Grundlinie von acht Stunden auf eine Höhe von zwölf, und alle Truppen können sich binnen vierundzwanzig Stunden auf jeden Punkt des Dreiecks konzentriren. Diese Bewegungen werden sich mit Leichtigkeit bewerkstelligen, wenn der Soldat ans Marschiren gewöhnt ist, wenn er seine Lebensmittel und Munition bequem trägt, wenn jeder Korpsbefehlshaber unterwegs die strengste Disziplin aufrecht erhält, wenn die einzelnen Kolonnen, die auf verschiedenen Straßen marschiren, das Terrain gut rekognoszirt haben und unaufhörlich mit einander in Verbindung bleiben, endlich wenn keine Waffengattung troß des außerordentlichen Hemmnisses vieler Pferde und Wagen die andern in ihrem Marsch behindert. Nachdem die Truppen einmal auf dem bezeichneten Punkt angelangt sind, muß man Vorposten vorschieben, sich militärisch decken und bivouakiren. Dies ist es, was ihr zu leisten berufen seid. Ohne von den Gefechten und taktischen Manövern zu sprechen, seht ihr also, wie in der Kriegskunst sich alles verknüpft, und wie sehr das einfachste Detail zum Gesammterfolg mitwirken muß.“

Die französische Armee besitzt ausgezeichnete Generalstabsoffiziere, die auf einer für diesen Zweck besonders bestimmten höhern Schule ausgebildet werden. Im ganzen Offiziersstande ist eine tüchtige Intelligenz verbreitet, zu der außer dem Ehrgeiz, der vorherrschenden französischen Leidenschaft, die ungemeine Lebendigkeit des Offiziers viel beiträgt. Der französische Offizier ist in einer fortwährenden Bewegung, gönnt sich keine geistige Ruhe und bezieht alles auf sich und seinen Stand. Unter den einzelnen Waffen gilt die Artillerie, für die seit Napoleon unablässig gesorgt worden ist, für die beste. Offiziere und Soldaten besitzen die für ihren Stand erforderlichen Kenntnisse und sind durchgängig ausgesucht tüchtige und durch Größe, Stärke und Gewandtheit des Körpers ausgezeichnete Leute. Die im Durchschnitt unansehnlichen und plumpen Pferde sollen stark und ausdauernd sein. Die Reiterei wird von Kennern am wenigsten gelobt. Der Franzose hat keine Liebe für sein Thier und pflegt daher dasselbe nicht gut. Wie in den napoleonischen Kriegen, so verräth sich noch heute in Algier ein Lager französischer Reiterei schon von weitem durch den üblen Geruch seiner wundgedrückten Pferde. Auf der andern Seite ist der französische Reiter im Gebrauch der blanken Waffe sehr gewandt, was am meisten bei den Kuirassieren, die mit ihren langen Pallaschen auf den Stoß eingeübt sind, gelten soll. Die Jäger von Afrika haben vortreffliche orientalische Thiere, in der europäischen Armee sind die schweren Reiter am besten, die Dragoner und Lanzenreiter am schlechtesten beritten. Daß der französische Reiter unter tüchtigen Generalen ein gefährlicher Feind ist, lehrt die Kriegsgeschichte. Das Fußvolk nimmt sich auf der Parade nicht so gut aus, wie gut eingeübte deutsche Soldaten. Trotzdem ist es vollkommen manövrirfähig, schnell und gewandt. Sein stark eingeprägtes Eigenwesen macht den französischen Soldaten zu einem vorzüglichen Plänkler. Nur schießt die Linie nicht so gut, als bei uns gewöhnlich. Die Jäger haben bei der Belagerung von Rom und bei Bomarsund außerordentliche Dienste gethan. Sehr zweckmäßig auf das praktische Bedürfniß und die Bequemlichkeit des Mannes berechnet ist alles, was zu der Ausrüstung, Bewaffnung und Uniformirung gehört. Daß die früheren bei der Verwaltung und Verpflegung bemerkbar gewordenen Mängel abgeschafft seien, dürfte aus dem Verstummen der noch in Algier gehörten Klagen wie aus der

jetzt im Orient so wohl gelungenen Organisation hervorgehen. Die Dienstzeit des französischen Soldaten beträgt sechs Jahre, von denen er fünf fast ununterbrochen bei seinem Heerkörper verlebt. Die Hälfte der Offiziere und Unteroffiziere kennt den Krieg, da die Regierung von 1830 an mit den in Algier beschäftigten Regimentern beständig gewechselt hat.

England hat wie Frankreich seine Truppen fast immer in Kriegen beschäftigt. Die englische Armee hat an verschiedenen Truppen:

1) Garde.			
a) Reiterei (Kuirassiere) . .	1,308	Mann in 3 Regimentern.	
b) Fußvolk	5,260	„ „ 3 „	
2) Linientruppen.			
a) Reiterei.			
Schwere Dragoner . .	2,833	„ „ 7 „	
Leichte Dragoner u. Husaren	4,257	„ „ 11 „	
b) Fußvolk	84,866	„ „ 99 „	
3) Artillerie.			
a) 12 Bataillone zu 8 Batterien	11,299	„	mit 576 Geschützen.
b) 7 Schwadronen reitender Artillerie	646	„	„ 42 „
4) Genie.			
a) Ingenieuroffiziere . . .	280	„	
b) Mineurs und Sappeurs .	2,185	„	
	112,934	Mann.	618 Geschütze.

Die im Solde der ostindischen Gesellschaft stehenden Truppen und die Kolonialkorps in Kanada, Malta, Ceylon, Neufundland, Südafrika und Helena sind in diese Zahlen nicht mit einbegriffen.

Diese Zahlen allein beweisen, daß das englische Heer der Flotte gegenüber in untergeordneten Verhältnissen erscheint. In der That hat England, seit seine schwimmende Kriegsmacht zu ihren gegenwärtigen Dimensionen herangewachsen ist, diesem wichtigsten Theile seiner Vertheidigungsmittel seine größte Aufmerksamkeit geschenkt und an den Kontinentalkriegen vorzugsweise durch Zahlung von Subsidien Antheil genommen. Daß ein Land von den unermeßlichen Hülfsmitteln Englands, mit dieser Steuerkraft, diesem vorzüglichen Material, diesen strotzenden Arsenalen, diesen für die Welt arbeitenden Waffenfabriken, diesen Massen der ersten Pferde der Welt, diesem Bevölkerungsreichthum, sein Heer auf das stärkste vermehren könnte, bedarf keines näheren Beweises. In den napoleonischen Kriegen ist England mit etwa 90,000 Mann im Felde erschienen, und eine solche Anzahl von Streitern könnte die Insel jedenfalls auch heute für einen auswärtigen Krieg entbehren. Die Heereseinrichtungen sind so ziemlich dieselben geblieben, wie sie bei Waterloo waren. Der Herzog von Wellington, der fast abgöttisch verehrt wurde, erhielt alles so viel wie möglich auf dem alten Standpunkte. Nur die Artillerie, die seinem Einfluß mehr entzogen war, konnte Verbesserungen einführen, das übrige Heer blieb hinter den europäischen Waffengefährten weit zurück. Mit der Einführung von Perkussionsschlössern nahm man unbegreiflich lange Anstand, der Säbel der Reiterei blieb so kurz und ohne Handdeckung, wie er bei Waterloo gewesen war, bis man ihn endlich zur Zeit der Ausschiffung der englischen Hülfstruppen in Varna um zwei Zoll verlängerte und zugleich die Hand des Reiters durch einen nach dem Muster des hochschottischen Claymore geformten Griff besser schützte. Aber noch immer hat das englische Fußvolk sein unbequemes eng anliegendes Kollet, das im Orient bereits Schlagflüsse und Ohnmachten herbeigeführt hat. Im übrigen ist die eigentliche Ausrüstung der Mannschaft so zweckmäßig als möglich. So sind z. B. die Waffen durchgehends mit

einem wetterfarbenen Anstrich versehen, wodurch der Soldat im Felde viel Zeit des Putzens seiner Waffe erspart, und die anmarschirenden Kolonnen sich nicht schon auf Meilenweite durch das weithin sichtbare Glitzern der Gewehre dem Feinde anmelden. Die englischen Schießwaffen sind ferner um $1\frac{1}{2}$ bis 2 Pfund leichter als die anderer Armeen, eben so trägt die schwere Infanterie statt des Säbels das Bajonnet, und sieht sich auch darum um vier Pfund erleichtert, wie denn auch das Gepäck selbst von kleineren Dimensionen ist. Den Capot trägt die Mannschaft flach zusammengelegt auf der Tornisterklappe, eben so auf dem obern Theil desselben eine zusammengerollte wollene Lagerdecke. So nothwendig solche für den Mann im Felde, namentlich bei starken klimatischen Wechseln zwischen Tag und Nacht, ist, so vermehrt dieselbe dennoch wieder das Gepäck um mindestens acht Pfund. Fast die meisten europäischen Armeen seufzen unter einer zu schweren Gepäcklast, ein Umstand, aus dem sich an den Tagen des Gefechts die Differenz zwischen der Sollstärke und dem wirklich ausrückenden Etat richtiger motiviren läßt, als manche zu glauben gesonnen sind. Die Truppe, welche bei sonst gleichen Eigenschaften das leichteste Gepäck trägt, wird — weil sie ausdauernder und marschfähiger ist — sich auch besser schlagen und vollzähliger sein, als eine andere unter ihrem Gepäck seufzende. Besonders zweckmäßig uniformirt sind die leichten Bataillone der Schützen. Statt der rothen englischen Uniform mit ihren vielen weißen Abzeichen und dem weißen Lederwerk sind dieselben vom Kopf bis zu Fuß in Schwarz gekleidet, ohne dem Auge des Feindes irgend ein weithin sichtbares äußeres Abzeichen zu verrathen. Die schottischen Regimenter tragen ihre echte Nationaltracht, nämlich den Kild — eine von den Hüften bis zum Knie reichende Art faltiger Weiberrock aus gestreiftem dunklem Zeug — unter dem die kräftigen Schenkelformen dieser Söhne des Hochlandes offenherzig zu Tage treten. Den untern Theil des Beines umschließt die kurze Gamasche, aus hellem, gewürfeltem Zeug bestehend.

Während Preußen eine allgemeine Wehrpflicht eingeführt hat, Oesterreich und Frankreich die waffenfähige Mannschaft losen lassen, Rußland zwangsweise aushebt, hat England das System der Werbungen beibehalten. Der Soldat kann sich auf verschiedene Dienstzeiten anwerben lassen, bei dem Fußvolk auf 7, 14 oder 21 Jahre, bei der Reiterei auf 10, 16 oder 24, bei der Artillerie auf 12, 16 oder 21. Er erhält ein hohes Handgeld und einen Sold, der dreimal so viel beträgt, als der Sold des russischen Soldaten. Auch die Kost ist ausgezeichnet zu nennen und besteht aus lauter kräftigen Nahrungsmitteln von bester Qualität, Rindfleisch, Weizenbrod, Porter u. s. w. Im Felde zeigt der englische Soldat den ruhigen, unerschütterlichen Muth seines Volks, den eine wohlgepflegte Körperkraft begleitet. „Der Franzose schlägt sich, um zu manövriren, der Engländer manövrirt, um sich zu schlagen", dieses Wort, das aber nur vom Bajonnetgefecht gilt, bezeichnet den Unterschied zwischen Engländern und Franzosen. In dem Bajonnetangriff einer englischen Linie entfaltet sich eine nachhaltige Kraft, welcher nichts so leicht Widerstand leistet. Natürlich ist der geworbene englische Soldat, den übrigens die Abhärtung der untern Stände auszuzeichnen pflegt, nicht der sittlichste und muß daher unter einer scharfen Zucht gehalten werden. Es wird im englischen Heer gepeitscht, jedoch nicht nach der Willkür des einzelnen Offiziers, sondern nach vorgängigem Urtheil eines vollständig besetzten Kriegsgerichts. Bei den in England selbst stehenden Truppen wird die Peitschenstrafe übrigens immer mehr durch Gefängnißstrafe ersetzt. Sollte das jetzige Zusammendienen mit französischen Truppen nicht zur völligen Abschaffung führen? Kann sich der englische Soldat, obgleich er angeworben wird, mit dem Soldaten jedes europäischen Heeres messen, so darf der englische Offizier, obgleich er seine Stelle kauft, den Vergleich mit andern Offizieren eben so wenig scheuen. Wissenschaftliche Bildung ist bei der Artillerie und beim Geniewesen ausreichend vorhanden. Den übrigen Offizieren mag die höhere Ausbildung für ihren Beruf größtentheils abgehen,

aber sie ersetzen diesen Mangel durch praktisches Geschick. Untadelhafte Ehrenhaftigkeit, Anständigkeit und Tapferkeit muß jeder englische Offizier besitzen, der sich unter seinen Kameraden auf die Dauer halten will. Der Sold ist höher, als in allen andern Ländern; bei dem Oberlieutenant beträgt derselbe zum Beispiel 879 Thaler.

Die österreichische Armee hat seit 1848 eine wahre Umwandlung erfahren. Der Hofkriegsrath, die Verzweiflung früherer österreichischer Feldherrn, hat aufgehört, und die Armee steht jetzt unter dem Oberbefehl des Kaisers, der seine Befehle unmittelbar an die Armeekommandanten abgehen läßt. An die geistige Ausbildung der Offiziere werden gegenwärtig viel höhere Anforderungen gemacht, Schnelligkeit und Einfachheit aller Bewegungen ist an die Stelle früherer Schwerfälligkeiten getreten. Wie einfach die Einrichtungen geworden sind, zeigen die Zusammensetzungen des Korps des Generalstabs der Armee und des Generalstabs der Armee von Italien. Das Korps des Generalstabs der Armee hat 1 Generalquartiermeister, 2 Generalmajors, 13 Obersten, 13 Oberstlieutenants, 20 Majors und 81 Hauptleute. Der französische Generalstab ist weit zahlreicher. Feldmarschall Radetzky hat in einem Generalstab für 100,000 Mann nur 1 Chef, 1 Unterchef, 4 bis 5 Hauptleute und 7 bis 8 schreibende Unteroffiziere. Die Uniformirung und Bewaffnung vieler einzelnen Abtheilungen ist mit Berücksichtigung der praktisch bewährten Erfindungen sehr verbessert worden. Die sieben Chevauxlegers-Regimenter sind ganz in Wegfall gekommen, sechs sind in Uhlanenregimenter verwandelt, aus einem ist ein Dragonerregiment geworden. Zu den Uhlanenregimentern ist noch ein ganz neues gekommen, aus vier Grenzregimentern sind eben so viele Linienregimenter, aus den Szekler Grenzhusaren Linienhusaren geworden. Die Jägerabtheilungen haben eine Vermehrung von 13 Bataillonen erhalten, die Grenadierdivisionen der einzelnen Regimenter sind aufgelöst und es hat statt ihrer jedes Bataillon eine Grenadierkompagnie erhalten. Die Bespannung der Geschütze zählt nicht mehr zum Fuhrwesen, sondern zu der eigentlichen Artillerie, die Sappeurs und Mineurs bilden mit bedeutender Verstärkung zwei Genieregimenter, als besondere Abtheilung tritt ein Flotillenkorps hinzu. Neu sind ferner die 16 Regimenter Gensdarmerie. Von besonderer Bedeutung ist die Abschaffung der früheren Landwehrbataillone und das statt derselben eingeführte neue Reservesystem, das den Staat um 100—120,000 Krieger bereichert, die noch an die Truppe gewöhnt sind, in derselben Waffe, der sie angehörten, fortdienen und deren Bekleidung und Ausrüstung bereit liegt. Die Einrichtung von Depotbataillonen und Depotschwadronen, die mit dem Jahre 1852 eingetreten ist, enthält eine weitere Vermehrung der Kriegsstärke.

Die letzte Organisation der österreichischen Armee datirt von 1852. Danach hat das Heer:

1) Fußvolk.

62 Infanterieregimenter zu 4 Bataillonen	316,944	Mann.
25 Bataillone Jäger	23,650	„
17 aktive Bataillone Grenzer	17,000	„
1 Tyroler Jägerregiment	6,000	„
1 Regiment Pioniere	4,000	„
Die Mannschaft der Donauflotille . .	1,200	„
4 Garnisonsbataillone	4,000	„
2 Cordonsbataillone in der Bukovina.		
3 Sanitätsbataillone.		
6 Strafkompagnien	1,200	„
Summe des Fußvolks:	373,994	Mann.

2) Reiterei.

8 Kuirassierregimenter .	7,776 Mann.	7,200 Pferde.
8 Dragonerregimenter .	7,776 „	7,200 „
12 Uhlanenregimenter .	18,720 „	17,280 „
12 Husarenregimenter .	18,720 „	17,280 „
Summe der Reiterei:	52,992 Mann.	48,966 Pferde.

3) Artillerie.

5 Regimenter Artillerie	13,815 Mann.	792 Geschütze.	
Das Raketeurkorps .	4,053 „	180 „	
14 Zeugdistrikte . .	3,000 „		
8 Festungsbataillone .	3,000 „		
2 Regimenter v. Genie	5,000 „		
Fuhrwesen	6,000 „	. . . .	8000 Pferde.
	35,068 Mann.	972 Geschütze.	

Zu diesem Heere rechne man die 120,000 Mann der Reserve und die Grenzerbataillone, die nicht unter den aktiven aufgezählt sind, ferner die 52,824 Mann der Depots für die Fußregimenter, die 3834 der Jägerdepots, die 2085 Mann und 3289 Pferde der Depots für die schwere Reiterei, die 3956 Mann und 3289 Pferde der Depots für die leichte Reiterei, endlich die 16,000 Gensdarmen, und man erhält eine sehr achtbare Stärke. Auf den vollen Kriegsfuß gebracht, hat diese stattliche Armee im Jahre 1851 in runder Zahl 600,000 Mann betragen. Allerdings kann Oesterreich nicht diesen vollen Bestand über seine Grenzen führen, aber man schätzt nicht zu hoch, wenn man annimmt, daß die österreichische Operationsarmee der französischen an Zahl nicht allzu sehr nachstehen wird. Die Konzentrirung, die trotzdem viel schwieriger bleibt als in Frankreich, wird durch die Eisenbahnen erleichtert, welche jetzt schon die Monarchie in den Hauptrichtungen durchschneiden.

Wie alle Nationalitäten des Reichs, so tragen alle Stände ihr Kontingent zu dem Heere bei. Die sämmtlichen Offiziere der österreichischen Armee, 15,082 an der Zahl, theilten sich 1853 in Bezug ihrer Rangstufen ein wie folgt: 20 Erzherzoge, 5 Herzoge, 2 Landgrafen, 24 Prinzen, 46 Fürsten, 586 Grafen, 908 Freiherren, 568 Ritter, 2712 Adelige und 10,210 Bürgerliche. Die Rekrutirung der Armee geschieht nach Kreisen oder Provinzen. Die böhmischen oder deutschen Länder liefern die Kuirassiere und Dragoner, die Uhlanen sind größtentheils Polen, die Husaren ausschließlich Ungarn. Die Feldjägerbataillone ergänzen sich aus besonders tauglichen Leuten der ganzen Monarchie. Macht die Verschiedenheit der Nationalität es möglich, jeden Volksstamm in der seiner Eigenthümlichkeit anpassenden Waffe zu verwenden, so hat sie auch wieder ihre Nachtheile. Unter den Truppen entstehen Eifersüchteleien, ein Offizier kann nicht so leicht von einem Regiment in das andere versetzt werden. Aber diese so bunt zusammengesetzte Armee hat doch einen innern Halt, der sie 1848 und 1849 über alle Revolutionsstürme hat siegen lassen. Viel thut auch die neue Einrichtung, daß möglichst viel deutsche Offiziere zu den nichtdeutschen und umgekehrt möglichst viele nichtdeutsche Offiziere zu den deutschen Truppenkörpern geschickt werden. Die Leistungsfähigkeit des Fußvolks im Marschiren ist erstaunlich. Nach der Schlacht bei Szöreg (5. August 1849) machte die österreichische Armee am 6. etwa fünf, am 7. sechs, am 8. sieben deutsche Meilen, stellte sich am 9. nach einem Marsch von drei bis vier Meilen zur Schlacht von Temeswar und rückte nach derselben weiter vor, so daß die Mehrzahl der Truppen erst um Mitternacht zur Ruhe kam. Welches europäische Heer vermöchte unter gleich schwierigen Umständen mehr zu leisten? Die österreichische Artillerie wie die Reiterei genießt in Europa einen alten wohlverdienten Ruf. Der ungarische Husar hat für alle Länder zum Muster gedient. Der Stock ist

fast ganz abgeschafft und wird mit großer Beschränkung nur noch gegen Unverbesserliche und bei niedrigen Verbrechern angewendet. Die Dauer der Dienstzeit ist acht Jahre, der Reservepflichtigkeit zwei Jahre.

Preußen, der jüngste und kleinste aller Großstaaten, hat glücklich die Aufgabe gelöst, mit möglichster Schonung seiner Kräfte ein möglichst starkes Heer aufzustellen. Die Stärke ist:

1) Fußvolk.

5 Garde- und 40 Linienregimenter . .	135,000 Mann.
10 Bataillone Jäger	10,000 "
45 Regimenter Landwehr u. 10 Bataillone Reserve-Jäger	140,000 "
	285,000 Mann.

2) Reiterei.

38 Reiterregimenter Garde und Linie . .	30,400 Mann.
34 Regimenter Landwehrreiteri	30,400 "
	60,800 Mann.

3) Artillerie.

1 Garde- u. 8 Linienregimenter	13,500 Mann	mit 576 Kan. Fuß-	u. 216 Kan. reit. Art.
9 Regimenter Landwehr ersten Aufgebots	13,500 "	" 576 "	" " 216 " " "
Ingenieure u. Pionier, Garde, Linie und Landwehr . .	9,000 "		
	36,000 Mann.*)	1152 Kan. Fuß-	u. 532 Kan. reit. Art.

Die Reserve 45,000 Mann Ersatzbataillone der Fußregimenter und 135,000 Mann Landwehr zweiten Aufgebots, 7600 Mann der Reiterdepots, 16,000 Mann der Bedienung der Feldgeschütze. In der vollen Kriegsstärke ergeben sich daraus für Preußen mit Einrechnung aller Reserven 600,000 Mann. 500,000 Mann sollen zu Anfang 1851 wirklich versammelt gewesen sein, ob aber Preußen außerhalb seiner Grenzen mehr als 300,000 verwenden könnte, möchten wir bezweifeln.

Preußen hat seit 1815 unter allen Staaten am wenigsten Krieg gehabt; die Feldzüge in Schleswig-Holstein und Baden, die Kämpfe in Posen sind kaum zu rechnen. Auch in der preußischen Armee sind seit 1848 Verbesserungen eingetreten. Die Einrichtung, die ganze Landwehrreiterei Lanzen führen zu lassen, ist als unzweckmäßig erkannt und aufgegeben worden. Jetzt hat jedes Reiterregiment der Linie ein Landwehrregiment derselben Gattung bei sich. Eben so haben die eigenen Landwehrbrigaden aufgehört, und es bildet jedes Regiment der Linie mit dem zu ihm gehörenden Regiment der Landwehr eine Brigade. Die Hauptleute der Linie sind so vermehrt worden, daß bei einer Einberufung der Landwehr fast alle Kompagnien derselben von Hauptleuten der Linie befehligt werden können. Alle diese Einrichtungen haben den Zweck, die Verbindung der Landwehr mit der Linie zu einer innigeren zu machen. Obgleich das preußische Heer seit 1815 auf keine große Probe gestellt worden ist, steht es doch in hoher Achtung. In keinem Heer werden an den Offiziersstand so große Anforderungen gestellt und erfüllt, als in dem preußischen. Die allgemeine Wehrpflicht, die erst mit dem vierzigsten Jahre aufhört, erhält den kriegerischen Geist, den eine große Vergangenheit hervorgerufen hat. Die allgemeine Bildung des Volks hält das preußische Heer auf einem Niveau, das im Durchschnitt höher ist als in andern Staaten. Preußen kann aus seinen Soldaten jederzeit eine genügende Anzahl Unteroffiziere ziehen, wie es aus dem ganzen Volke zahlreiche Reserven schöpfen kann. Wohlversehene Zeughäuser und

*) Dazu 10,000 Mann Fuhrwesen, Munitionsmannschaft u. s. w.

Magazine, Eisenbahnen zur Verbindung der einzelnen Landestheile, Festungen, die jetzt auch nach längerer Versäumniß die Ostgrenze decken — alle diese Momente, von denen die Wehrkraft eines Staats in so hohem Grade abhängig ist, sind für Preußen günstig.

Das sind die Heermassen der Großmächte. Rechnet man sie zusammen, so gelangt man zu der Ziffer von mehr als zwei Millionen vollständig ausgerüsteter Streiter, die, wenn sie in das Feld ziehen, noch Reserven und Depots zu fortwährender Ergänzung im Rücken behalten. Da die übrigen europäischen Staaten zusammen über etwa 900,000 Mann verfügen, so ergiebt sich, daß Europa in diesem Augenblicke etwa drei Millionen Soldaten hat. Von Schweden, das unter den kleineren Mächten die wichtigste Stellung hat, geben wir die Truppenzahl. Schweden hatte 1850:

1) Fußvolk.

2 Regimenter Garden	1,788 Mann.
1 Bataillon Grenadiere (Leibwache) . .	516 "
1. Regiment der Leibgrenadiere . . .	1,270 "
2. " " " . . .	1,024 "
Grenadiere von Smaland	519 "
Jäger von Nordbottnien	392 "
" " Westbottnien	459 "
" " Jemtland	665 "
" " Wermland	660 "
4 Regimenter Linie von Westgothland ꝛc. .	3,718 "
2 " " " Skanska . . .	1,756 "
11 " " " Sudermannland ꝛc.	13,183 "
	25,945 Mann.

2) Reiterei.

Garde	465 Mann.
Leibdragoner	526 "
Leibhusaren	520 "
Husaren von Smaland	520 "
" " Skanska	1025 "
Dragoner " "	1025 "
1 Regiment Prinz-Husaren	681 "
Jäger von Jemtland	102 "
	4864 Mann.

3) Artillerie.

Regiment Swea . .	1138 Mann	mit 48 Geschützen.
" Goetha . .	1148 "	" 48 "
" Wenda . .	874 "	" 32 "
	3190 Mann.	128 Geschütze.

Die Reserve beträgt 9499 Mann, die Stärke der Miliz 93,205.

Leopold O'Donnell, Graf von Lucena. Die Familie des Marschalls O'Donnell hat seit länger als einem Jahrhundert in Spanien und Oesterreich in hohen Ehren gestanden. Die O'Donnells waren ursprünglich Auswanderer aus Irland, und ihre Geschichte bietet manchen romantischen Zug dar. In den Annalen von Irland nehmen sie eine hervorragende Stelle ein, und in der Periode von Elisabeth bis auf Jakob II. erscheinen sie auch gelegentlich in der englischen Geschichte. Sie waren früher Eigenthümer eines großen Theils der Grafschaft Tyrconnel in Irland, und die Großthaten der „O'Donnells von Tyrconnel" lieferten den Stoff zu mancher Romanze und Legende. Unter der Regierung der Königin Elisabeth nahm das Haupt der Familie an den politischen Unruhen den thätig-

sten Antheil. Dann kamen die englischen Bürgerkriege, in denen sein Nachfolger in den Titeln und Besitzungen der Tyrconnels mit unwandelbarer Treue für die Stuarts focht. Als die Schlacht am Boynefluß die Hoffnungen Jakobs II. und seiner Anhänger für immer vernichtete, flüchtete der O'Donnell jener Zeit mit seiner Familie nach Oesterreich, wo er den Titel eines Grafen von Tyrconnel annahm. In den Kriegsannalen Oesterreichs glänzt der Name O'Donnell mit hoher Auszeichnung. In der Schlacht von Piacenza (1746) erfocht Graf O'Donnell von Tyrconnel seinen Grad als General. Zehn Jahre später nahm er an dem Feldzuge in Böhmen Theil und wurde wegen seiner Dienste in der Schlacht von Lowositz zum Feldmarschallieutenant ernannt. In der Schlacht von Kollin befehligte er die Reiterei und stieg bald danach zum General der Reiterei auf. Im Jahre 1768 zum Generalstatthalter von Siebenbürgen erhoben, starb er zwei Jahre später in Wien. Ein anderes Mitglied der Familie, Franz Graf O'Donnell, bekleidete 1809 den Posten eines österreichischen Finanzministers. Das gegenwärtige Haupt des österreichischen Zweigs der O'Donnells ist der mit Christine, einer Tochter des Fürsten von Ligne, vermählte Graf O'Donnell von Tyrconnel, Feldmarschallieutenant der Armee. Ein neues unvergeßliches Verdienst erwarben sich die O'Donnells um Oesterreich, als der Oberst und Adjutant O'Donnell am 18. Februar 1853 seinen ritterlichen Kaiser gegen freche Mörderhände vertheidigen half. Kein schöneres Ehrengeschenk besitzen die O'Donnells von Tyrconnel, als die Gabe der Erzherzogin Sophie an den Obersten O'Donnell, jenen Ring mit blutgetränkten Haaren des Kaisers, welcher die Umschrift hat: „Gott vergelte es Dir!"

Ueber die Zeit, in der ein Zweig der österreichischen O'Donnells nach Spanien ging, fehlen genaue Nachrichten. Zu Rang und Ehren gelangten diese Einwanderer auch in Spanien. Um die Zeit etwa, als der österreichische O'Donnell Statthalter von Siebenbürgen wurde, trat der spanische O'Donnell in die Armee ein, in der er zunächst den Garden angehörte. Im Jahre 1795 focht er mit Erfolg und Auszeichnung gegen die Franzosen und erlangte während des großen Unabhängigkeitskriegs durch eine Schlacht, die er gegen einen der Feldherrn Napoleons bei Abisbal gewann, den Generalsgrad. Für diesen Sieg erhielt er auch den Titel eines Grafen Abisbal, unter dem er in der neuesten Geschichte auf eine Weise bekannt geworden ist, die gegen den Ruhm der österreichischen O'Donnells auf die unvortheilhafteste Art absticht. Er war hinlänglich Spanier geworden, um der politischen Intrigue Geschmack abzugewinnen, die in den unruhigen und wechselvollen Zeiten in voller Blüthe stand. 1811 wurde er der damals herrschenden Partei der Liberalen so verdächtig, daß die Kortes ihn ins Gefängniß werfen ließen. Dies war ein Empfehlungsbrief an Ferdinand VII., 1814 war das Glück des Grafen wieder im Steigen. Zum Generalkapitän von Andalusien und 1818 zum Statthalter von Kadiz ernannt, wurde er für das Oberkommando des Heers bestimmt, das sich auf der Insel Leon versammelte, um gegen die spanischen Kolonien in Südamerika verwendet zu werden. In diesem Heere verschworen sich viele Offiziere für Wiederherstellung der Verfassung von 1812, unter ihnen auch der Graf Abisbal. Bald aber erhielt er Nachricht, daß die Regierung Argwohn geschöpft habe, und machte den Verräther. Indem er die meuterischen Offiziere verhaftete, sorgte er gleichwohl durch Vernichtung aller Papiere dafür, daß nichts entdeckt werde. Ferdinand VII. belohnte ihn mit der Generalkapitanerie der Mancha, aber die Revolution siegte, und Graf Abisbal erklärte sich sofort für sie. Nachdem er so traurige Beweise von Zweideutigkeit gegeben hatte, betrauten die Kortes ihn dennoch mit dem Oberbefehl über die Reservearmee, welche zur Deckung von Madrid bestimmt war. Die Franzosen rückten ein, die konstitutionelle Sache war bedroht, die Wahrscheinlichkeit des Siegs für den Absolutismus. Der Graf Abisbal hatte dies nicht sobald erkannt, als er Unterhandlungen anknüpfte und die Uebergabe Madrids an den Herzog von Angouleme anbot. Ehe er diesen neuen Verrath ausführen konnte, empörten sich seine Truppen und setzten ihn zu Villaviciosa gefangen. Die fran-

zösischen Truppen befreiten ihn nach kurzer Zeit, und er ging nun nach Frankreich, um der Rache Ferdinands VII. zu entgehen. Erst 1834 kehrte er nach Spanien zurück und starb fast unmittelbar darauf aus Schreck über den Tod eines seiner Söhne, den Zumalacarreguy hatte erschießen lassen. Dieser Graf Abisbal ist der Vater unseres O'Donnell's. Einer seiner Brüder, Heinrich Karl Graf von O'Donnell, starb 1830 als Generalkapitän von Altkastilien, und ein Sohn dieses Mannes, Karl, der Oberst eines Regiments von Freiwilligen in der karlistischen Armee gewesen war, trat nach dem Vertrage von Bergara als General in die Armee der Christinos ein. Diesen Grafen Karl O'Donnell brachte das Schicksal in persönlichen Konflikt mit seinem Vetter, dem gegenwärtigen Marschall. Dies geschah 1841, als Leopold O'Donnell in Pampeluna einen Aufstand für Marie Christine erregte, der von Karl O'Donnell niedergeschlagen wurde. Der letztere blieb Espartero treu und begleitete ihn nach England in die Verbannung.

Leopold O'Donnell, Graf von Lucena, Marschall von Spanien und Kriegsminister im Ministerium Espartero's, ist der jüngere Sohn von Joseph Heinrich O'Donnell, Grafen von Abisbal, dessen Laufbahn wir oben geschildert haben. Er wurde, wenn wir nicht irren, 1809 geboren. In früher Jugend, als Ferdinand VII. noch auf dem Throne saß, trat er in die Armee ein. Mit neunzehn Jahren war er Hauptmann, mit fünfundzwanzig Jahren Oberst. Als der Tod Ferdinands VII. das Signal zum Bürgerkriege gab, stellte sich Leopold O'Donnell auf die Seite der unschuldigen Isabella und wurde demnach Christino. Er focht auf dieser Seite während des ganzen Kriegs, mehrmals gegen seine eigenen Brüder, welche ihre Degen Don Karlos geweiht hatten. Nach der Beendigung des Kriegs erhielt er, dreißig Jahre alt, den Grad eines Divisionsgenerals. Da er Cabrera zur Aufhebung der Belagerung von Lucena gezwungen hatte, wurde er zum Grafen von Lucena ernannt. Er hatte sich der Sache der Königin-Regentin sehr speziell verbunden und blieb seiner Gönnerin auch im Unglück treu. Er, ein Mann von aristokratischer, fast fürstlicher Abstammung, konnte nicht mit günstigen Blicken auf das unerhörte Glück Espartero's sehen, der ihm für einen Mann von geringer Herkunft, von zweifelhafter Gesinnung und von mäßigen militärischen Talenten galt. Diesem persönlichen Widerwillen, mit dem sich eine eben so starke Ueberzeugung von den Ansprüchen Marien Christinens auf seine Treue verband, muß die Stellung beigemessen werden, welche er einnahm, als der Schluß des Bürgerkriegs zu Intriguen gegen die Königin-Regentin führte. Früher, noch während des Kriegs, war O'Donnell eine kurze Zeit Chef des Generalstabs der Nordarmee, an deren Spitze Espartero stand, gewesen. Er war indessen von diesem Posten bald zu dem Kommando der Armee des Centrums versetzt worden, und er und diese Armee galten den damaligen Machthabern für eine Art von Gegengewicht gegen Espartero und sein Heer. Die persönlichen Beleidigungen, denen Christine vor der Niederlegung der Regentschaft ausgesetzt war, empörten ihn auf das tiefste, und er leistete ihr in Valencia, wo ein Achselträger sich der aufgehenden Sonne Espartero's zugewendet haben würde, wichtige Dienste, indem er sie mit seinem Einflusse beschützte und ihr Entkommen aus Spanien sicherte. Von Marien Christinen mit dem Orden Karls III. beschenkt, legte er sein Kommando nieder und verließ, als Espartero zum Regenten ernannt wurde, Spanien ganz.

Die Regentschaft Espartero's wurde durch Aufstände beunruhigt, die von Marien Christinen erdacht und von O'Donnell und andern Generalen ausgeführt wurden. Espartero und die Kortes benutzten die Sitzung von 1841 zu Arbeiten der Gesetzgebung, ohne die Gefahren, welche von Frankreich drohten, zu kennen oder zu beachten. Die Vertagung des Parlaments war kaum erfolgt, als die Verschworenen ihr Werk begannen. An mehreren Punkten pronunzirten die Truppen gegen Espartero: General Borso in Saragossa, General Piquero in Vittoria, General Larocha in Bilbao, General Oribe in Altkastilien, die Generale Concha und Diego Leon in Madrid, O'Donnell in Pampeluna. Daß der letztere von seinem Vetter besiegt wurde, haben wir schon erzählt. Glücklicher als mehrere seiner Genossen, welche ergriffen und

erschossen wurden, entkam O'Donnell nach Frankreich, wo er eine Gelegenheit zu neuer Beschäftigung seines rastlosen Unternehmungsgeistes abwartete. Diese kam bald genug und sah O'Donnell unter den Generalen, welche die thätigsten gegen Espartero waren.

Als an die Getreuen Marien Christinens die Belohnungen ausgetheilt wurden, fiel auf O'Donnell's Antheil die Generalkapitanerie von Cuba, die einträglichste aller der Stellen, welche die spanische Regierung zu vergeben hat. Er erwarb auf der Königin der Antillen ein sehr beträchtliches Vermögen, nicht immer mit den besten Mitteln, wie die Engländer behaupten, denn er soll den Sklavenhandel ermuntert und mit den Sklavenhändlern insgeheim getheilt haben. Als er nach Spanien zurückkehrte, trat er in den Senat ein und schloß sich der Opposition gegen Bravo Murillo an. Unter dem Ministerium Narvaez nahm er den Posten eines Generaldirektors des Fußvolks an, den er bis 1851 behielt. Die zunehmenden Skandale am Hofe machten ihn, der immer für einen Christino und Afrancesado gegolten hatte, zu einem Moderado und Puritano. Sie erfüllten ihn mit dem tiefsten Unwillen, aber wenn Andere ihren Haß gegen die Königin persönlich richteten, betrachtete er diese immer nur als Opfer und ging nie so weit, das einzige Hülfsmittel in einem Dynastiewechsel zu suchen. Sein militärischer Ruf machte ihn in Verbindung seiner Stellung als einen der Führer der politischen Opposition zu einer Person von großer Bedeutung. Lange vor dem Ausbruch der letzten Revolution war er der Leiter einer Verschwörung, deren Zweck auf den Sturz des Ministeriums mittelst einer Militärrevolution gerichtet war. Wenn Espartero Regent gewesen war, weshalb sollte da O'Donnell nicht erster Minister werden? Die Regierung wurde mit diesen Intriguen bekannt, oder vielleicht folgerte sie aus ihrem eigenen Benehmen, daß eine Verschwörung bestehen und O'Donnell das Haupt der Unzufriedenen sein müsse. Sei dem wie ihm wolle, im Juni 1854 wurde ein Befehl ausgefertigt, O'Donnell zu verhaften. Er entkam indessen und hielt sich anfangs in Madrid, dann in Canaligo, einem eine Meile von Madrid entfernten Dorfe, versteckt. Es wurden alle möglichen Anstrengungen gemacht, sein Versteck zu entdecken. Zwei Generale, Orlando und Messina, von denen man glaubte, daß sie ihm zu einem Asyl verholfen hätten, sollten verhaftet werden. Messina war so glücklich, zu entkommen, aber Orlando wurde nach Galizien geschickt. Auch die Gräfin O'Donnell, seine Gemahlin, entkam der gegen sie angeordneten Verhaftung und konnte durch die eifrigsten Nachforschungen nicht aufgefunden werden. Wie dann der Aufstand ausbrach und durch die Vereinigung O'Donnell's mit den Progressisten siegte, haben wir bereits in dem Artikel Spanien erzählt.

Wir schließen einige Notizen über die nächsten Verwandten O'Donnell's an. Daß sein Vetter Espartero treu blieb und gegen Leopold O'Donnell in Pampeluna kämpfte, wissen wir bereits. Dies war nicht der einzige Fall, daß die Familie entgegengesetzten Fahnen folgte. Während des ganzen Bürgerkriegs, den Leopold als Christino mitmachte, waren seine drei Brüder Juan, Carlos und Enrique, bei Don Karlos als Offiziere Zumalacarreguy's. Seine eigene Mutter, die Gräfin Abisbal, befand sich im feindlichen Heerlager. In derselben Zeit, als ihr Sohn die Provinz Guipuzcoa für Isabella behauptete, bekleidete sie bei der Prinzessin von Beira, der zweiten Gemahlin des Prätendenten, den Posten einer Ehrendame. Das Schicksal seiner Brüder war ein verschiedenes. Juan wurde in Pampeluna in einem Gefecht der Karlisten mit den Christinos und Nationalgarden getödtet. Carlos, der zweite Bruder, gerieth in Katalonien in Gefangenschaft und erwartete in Barcelona seine Auswechslung, die ihm nach dem bekannten, von Lord Elliot vermittelten Vertrage nicht verweigert werden konnte. Allein bei einem Volksaufstande riß der Pöbel ihn aus seinem Gefängnisse, ermordete ihn auf die brutalste Weise und schleifte seine Leiche durch die Straßen. Was Enrique, den jüngsten der Brüder, betrifft, so trat er nach dem Vertrage von Bergara in die christinische Armee ein und erhielt denselben Grad, den er bei den Karlisten bekleidet hatte. Sein Name kommt nicht wieder vor.

Unter Verantwortlichkeit des Ergänzungsblätterverlags in Meißen. — Redakteur Dr. Fr. Steger.
Druck von A. G. Cato in Meißen.

Inhalt: Die nordamerikanische Expedition nach Japan S. 257—272.

Die nordamerikanische Expedition nach Japan. Das letzte der großen östlichen Reiche ist jetzt auch dem allgemeinen Verkehr und der Völkerbewegung erschlossen worden. Seit der großen Christenverfolgung im Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts hatte sich Japan gegen alle Fremden abgesperrt, mit Ausnahme der Holländer und Chinesen, denen nur ein sehr beschränkter Handel gestattet wurde. Die Chinesen durften jährlich in zwölf Dschunken für etwas mehr als eine Million Gulden Waaren ausführen, den Holländern waren 750,000 Gulden und zwei Schiffe gestattet. Die letztern wurden blos in Nangasaki zugelassen, aber nicht in der Stadt selbst, sondern auf Desima, einer künstlichen Insel von 240 Fuß Breite und 200 Fuß Länge, wo sie von den Japanern mit der peinlichsten Aufmerksamkeit beaufsichtigt wurden. Mehrmals machten die andern europäischen Nationen erfolglose Versuche, Zutritt zu erlangen. Unter Katharina II. führte ein russisches Fahrzeug Schiffbrüchige aus Japan in ihre Heimath zurück. Die Behörden nahmen diese Leute an, und Rußland glaubte nun zu seiner Nachbarschaft noch ein zweites Anrecht auf freundschaftliche Verbindungen erhalten zu haben. 1804 kam eine russische Gesandtschaft nach Nangasaki, scheiterte aber gänzlich, obgleich sie von den Holländern empfohlen wurde. Der Admiral Resanoff glaubte wegen dieser Zurückweisung Rache nehmen zu müssen und besetzte mehrere der japanischen Kurilen. Vier Jahre später verschafften sich die Japaner Genugthuung, indem sie den Kapitän Golownin und mehrere andere Offiziere einer russischen Fregatte, welche an ihren nördlichen Küsten Aufnahmen gemacht hatte, gefangen setzten. Die russische Regierung mußte die auf den Kurilen geschehene Landung als ohne ihr Wissen erfolgt tadeln, und nach dieser Demüthigung ließen die Japaner ihre Gefangenen frei. Einen weitern Versuch machte Rußland nicht, überzeugt, daß der Siogun sein Wort, daß er jede russische Landung unabänderlich zurückweisen wolle, halten werde.

England glaubte zur Zeit der großen napoleonischen Kriege, nachdem es Java und dessen Nebenländer besetzt hatte, in die holländischen Rechte eintreten zu können. Aber sein Präsident wurde in Nangasaki zurückgewiesen. Die Unterstützung, welche der holländische Präsident bei den Japanern fand, machte es ihm möglich, sich ohne alle Verbindung mit dem Mutterlande Jahre lang zu behaupten. Auch die russische List, Schiffbrüchige zurückzuführen, wurde von den Engländern ohne Erfolg versucht. 1837 erprobten die Nordamerikaner ihr Glück. Der „Morrison", ein nordamerikanisches Schiff, führte sieben Japaner, die an der chinesischen Küste gestrandet waren, in die Bucht von Jeddo. Die Japaner waren zu Jeddo im Christenthum unterrichtet worden, und es befanden sich bei ihnen zwei Glaubensboten. Sie wurden nicht angenommen; der Morrison mußte, ehe er sie an das Land zu setzen vermochte, vor dem schweren Geschütz der japanischen Strandbatterien die Flucht ergreifen. Um in Zukunft jede Annäherung aus „menschenfreundlichen" Motiven abzuschneiden, ließ der Siogun 1843 durch die holländischen Behörden allen seefahrenden Nationen bekannt machen, daß Japan nur solche Schiffbrüchige aufnehmen könne, welche von holländischen Schiffen gebracht würden.

Als China von den Engländern besiegt worden war, schrieb König Wilhelm II. dem Siogun, er möge den Europäern freiwillig einige Häfen öffnen, damit er dem Schicksal China's entgehe. Erst nach zwei Jahren antwortete der Monarch (1846). Gerade die Ereignisse in China, schrieb er dem König, enthielten den besten Beweis, daß ein Reich keines dauernden Friedens genießen könne, wenn es nicht die Fremden fernhalte. Hätte China den Engländern nicht gestattet, sich in großer Anzahl in Canton niederzulassen und dort Wurzel zu schlagen, so würden keine

Streitigkeiten entstanden, oder die Engländer zu schwach gewesen sein, in dem ungleichen Kampfe zu bestehen. „Holland", schloß der Siogun, „hat durch gute Dienste das Recht erworben, mit uns zu handeln, und soll dieses Recht behalten. Aber ich werde mich hüten, dieses Privilegium auf irgend ein anderes Volk auszudehnen, denn es ist viel leichter, einen Damm in unverletztem Zustande zu erhalten, als, wenn einmal Oeffnungen entstanden sind, das Größerwerden derselben zu verhindern."

In demselben Jahre kamen fast gleichzeitig zwei fremde Geschwader an die Küste, ein französisches und ein nordamerikanisches. Der französische Admiral Cecille lief mit mehreren Kriegsschiffen in den Hafen von Nangasaki ein. Er hatte, wie französischer Seits behauptet wird, nicht den Auftrag, einen Handelsvertrag vorzuschlagen, und sollte nur die französische Flagge und Flotte zeigen. Als er seinen Zweck, die Neugier der Japaner lebhaft zu erregen, erreicht hatte, zog er sich auf die inständigen Bitten der Behörden zurück. Die Amerikaner bezweckten mehr, als eine solche Schaustellung. Kommodore Biddle segelte mit seinen beiden Schiffen „Kolumbus" und „Vicennes" geraden Wegs in die Bucht von Jeddo hinein. Als er dort am 20. Juli erschien, kam der Hafenbeamte mit einem holländischredenden Dolmetscher an Bord, um nach dem Begehren der Fremden zu fragen. Der Kommodore antwortete: „Die Vereinigten Staaten wünschen in Erfahrung zu bringen, ob nicht auch Japan, wie China es gethan hat, seine Küsten dem auswärtigen Verkehr öffnen wird. Ist dem so, dann gedenkt Amerika einen Handel- und Freundschaftsvertrag, ähnlich wie mit China geschehen ist, abzuschließen." Es erfolgte eine Ablehnung in den höflichsten Formen. Die amerikanischen Schiffe blieben, von einem dreifachen Schiffsgürtel umzogen, sieben Tage lang im Hafen von Jeddo. Dann erklärte der Siogun: „Japan wird keine neue Häfen eröffnen, keinen Handelsvertrag abschließen", und richtete an die Schiffe die Aufforderung, zu gehen und nicht wieder zu kommen.

Kommodore Biddle ging, aber inzwischen erlebte Kalifornien seinen beispiellosen Aufschwung, der nordamerikanische Handel im stillen Meer entwickelte sich in reißendem Fortschritt, es wurde eine Dampfschifffahrtslinie nach Honolulu eröffnet, eine Verbindung mittelst dreier Linien von San Francisco nach Kanton vorbereitet. Japan wurde durch dieses alles wichtiger denn früher, die Vereinigten Staaten vermehrten ihre Kriegsschiffe im stillen Meer, eine neue Expedition wurde beschlossen. Kommodore Perry erhielt den Auftrag, „eine hydographische Musterung der indischen, chinesischen und japanischen Küsten vorzunehmen." Man gab ihm zwei der größten Dampffregatten, Mississippi und Susquehanna, außerdem zwei Dampfsloops Plymouth und Saratoga und zwei Transportschiffe Supply und Caprice. In Verbindung mit den Schiffen der Station im stillen Meer, Princeton, St. Marys, Perry bildete diese Flotte das stärkste Geschwader, welches die Union je nach dem Osten geschickt hat. Sie führte Geschütze vom schwersten Kaliber, Paixhanskanonen, die jetzt so beliebt sind, wenn es gilt, Lehren im Völkerrecht zu ertheilen. Kommodore Perry nahm ein Schreiben des Präsidenten Fillmore an den Siogun mit. Dieses Schreiben war im friedfertigsten Ton abgefaßt und lautete: „Ich sende Euch diesen Brief mit einem von mir selbst ernannten Boten, einem Offizier hohen Rangs in seinem Vaterlande, der kein Religions-Missionär ist. Er kommt auf meinen Befehl, um Euch meinen Gruß und meine guten Wünsche zu überbringen, und Freundschaft und Handel zwischen den beiden Ländern zu fördern. Ihr wißt, daß die Vereinigten Staaten sich von Meer zu Meer ausbreiten; daß die großen Länder Oregon und Kalifornien Theile der Vereinigten Staaten sind, und daß von diesen an Gold, Silber und Edelsteinen reichen Ländern unsere Dampfschiffe in weniger als zwanzig Tagen an die Küsten eures glücklichen Landes gelangen können. Viele unserer Schiffe werden fortan in jedem Jahr, einige vielleicht in jeder Woche, zwischen Kalifornien und China fahren;

diese Schiffe müssen längs der Küste Eures Reichs segeln, und Winde und Stürme verursachen vielleicht ihr Scheitern an Euern Gestaden: da verlangen und erwarten wir von Eurer Freundschaft und Größe eine gütige Behandlung unserer Landsleute und Schutz für unser Eigenthum. Wir wünschen, daß unserem Volke gestattet werde, mit Eurem Volke Handel zu treiben; aber wir werden unsern Leuten nicht erlauben, irgend ein Gesetz Eures Reichs zu verletzen. Unser Zweck ist freundlicher Handelsverkehr, und sonst nichts. Die Japanesen haben vielleicht Erzeugnisse, die wir gern kaufen würden, und wir haben Erzeugnisse, die Euerm Volke zusagen mögen. Euer Reich enthält einen großen Ueberfluß an Kohlen; dies ist ein Artikel, den unsere Dampfschiffe auf der Fahrt von Kalifornien nach China sehr nöthig haben. Es würde sie freuen, wenn ein Hafen Eures Reichs zu einer Niederlage von Kohlen bestimmt würde, wo sie solche jederzeit kaufen könnten. In vielen andern Hinsichten würde der Handel zwischen Euerm Reich und unserm Lande beiden Theilen vortheilhaft sein. Bedenken wir wohl, welche Interessen aus jenen neuerlichen Ereignissen entspringen können, die unsere zwei Länder einander so nahe gebracht haben, und welche Vorhaben freundlichen Verkehrs dies den Herzen derjenigen einflößen sollte, welche die beiden Länder regieren." Perry erhielt die Anweisung, diesen Brief nach Jeddo zu überbringen und sich von so vielen Schiffen begleiten zu lassen, als zu diesem Zwecke füglich verwendet werden könnten. Er wurde darauf aufmerksam gemacht, daß einer der östlichen Häfen von Nipon der geeignetste Ort sein werde, wo die amerikanischen Schiffe sich mit Steinkohlen versorgen könnten. Sollte die japanische Regierung bei ihrem Ausschließungssystem beharren, so lasse sie sich vielleicht bewegen, die Kohlen mit ihren eigenen Schiffen nach einer benachbarten leicht zugänglichen Insel zu bringen, wo die Dampfboote ihren Bedarf laden und so den Verkehr mit irgend einer großen Anzahl der Landeseingeborenen vermeiden könnten. Es wurde Perry Vollmacht mitgegeben zum Abschluß eines Vertrags, in dem die japanische Regierung sich verbinde, amerikanische Seeleute und amerikanisches Eigenthum, das etwa an ihre Küsten geworfen würde, zu schützen, und den amerikanischen Schiffen das Recht zu gewähren, daß sie in einen oder mehrere Häfen von Japan einlaufen und dort ihre Waaren durch Tausch oder Verkauf absetzen dürften, ohne übermäßigen Hafenabgaben unterworfen zu sein.

Am 2. Dezember 1852 gab Kommodore Perry das Signal: „Alles fertig zum Absegeln", und die Schiffe liefen die Bai von Norfolk hinab, bei Hampton wieder in die Chesapeak-Bai, und passirten Mittags Kap Henry in Virginien. Gegen Sonnenuntergang verloren sie die weißen Dünen aus dem Gesicht und nahmen für lange Zeit Abschied von dem nordamerikanischen Boden. Der Kurs war Ostsüdost, ein starker Nordweststurm trieb die Dampfer vorwärts, dann kamen sie in die Passatwinde und warfen am 13. Dezember in der Bucht von Funchal auf Madeira Anker, wo sie Kohlen und Vorräthe einnahmen. Am 17. bei Tagesanbruch kamen sie in Sicht der Insel Palma, sahen später den Pik von Teneriffa in großer Entfernung sein ehrwürdiges Haupt über die Wolken erheben und befanden sich bei Sonnenuntergang auf der Höhe der Insel Ferro. Am Weihnachtstage versammelte der Kommodore alle Offiziere zu einem gemeinschaftlichen Mahle, den letzten Tag des Jahres wurde ein Ball, natürlich ohne Damen, veranstaltet. Am Neujahrstage befand man sich gerade unter dem Aequator. Nach jeder Richtung hin zwölf Meilen Meer, der Horizont etwa sechsunddreißig Meilen, bei trübem Wetter weniger, Windstille, eine Hitze zum Umkommen, die Atmosphäre dunstig, schwer, von Zeit zu Zeit ein Regenschauer, der aber ebenfalls warm war — so zeigte sich die Linie. Die sonst gebräuchliche Taufe fand nicht statt. Am 10. Januar 1853 um Mittag legte man unter den kahlen nackten Felsen der Jamesbai von St. Helena an. Die Offiziere hatten gerade so viel Zeit, das Grab Napoleons zu besuchen; noch an demselben Abend wurden die Anker wieder gehoben.

Am 24. Januar 1853 mit Tagesanbruch zeigte sich die Südwestküste von Afrika. Der Wärmemesser wies auf 84° F., Kormorans und große Möven in ganzen Schaaren zeigten sich, auf den weißen Sanddünen der Küste, hinter denen sich Hügel mit Gestrüpp bedeckt erheben, standen Pinguins. Wasser sah man keines. Mit Einbruch der Nacht wurde die Tafelbai erreicht. Webb, einer der Offiziere, maß den Tafelberg trigonometrisch und fand ihn 3560 Fuß hoch. Im Hafen lagen über sechszig große Schiffe, dazwischen aber wimmelte eine Unzahl von Fischerbooten, bemannt mit Malaien oder Chinesen, außer denen die Fischerboote und andere kleine Fahrzeuge von vorzüglicher Gattung die Szene belebten. Am nächsten Nachmittag begannen weiße Wolken den Gipfel des Tafelbergs zu decken, und es erhob sich ein gefährlicher Sturm, dem die Schiffe mannhaften Widerstand leisteten. Am 2. Februar wurde der Hafen mit einer ganzen Menagerie von eßbaren Thieren verlassen, am Abend das Kap umschifft. Am 9. März wurde mit Einbruch der Nacht der Leuchtthurm von Point de Galle auf der Südspitze von Ceylon sichtbar. Um Mitternacht kam der Lootse an Bord in einem der eigenthümlichen Boote jener Gegenden. Das ganze Fahrzeug besteht aus einem hohlen Baumstamm, etwa funfzehn bis achtzehn Zoll breit, darauf sind als Borde der Höhe nach zwei dünne Bretter befestigt, um das Hereinschlagen der Wellen zu verhüten. Das Umschlagen wird jedoch durch eine eben so einfache als praktische Vorrichtung vermieden. Es gehen nämlich vorn und hinten zwei sechs bis acht Fuß lange Stangen rechtwinkelig vom Schiffchen aus, an deren Ende wiederum ein sechs bis acht Zoll langer Balken diagonal mit dem Fahrzeug befestigt ist. Dieser Balken kann weder untersinken, noch aus dem Wasser gehoben werden, und macht das kleine Boot sicherer als ein anderes, das nach allen Regeln der Schiffsbaukunst gebaut ist. Als die Expedition Ceylon verließ, fand sie derartige Fischerboote sogar bis zur Entfernung von zwölf bis sechszehn deutschen Meilen im offenen Meer.

Von Ceylon ging die Fahrt auf Singapur. Die Straße von Malakka wird gegen das südöstliche Ende immer enger, so daß die Reisenden auf der einen Seite Küste, auf der andern kleine Inseln hatten. Sie begegneten hier sieben jener amerikanischen Klippschiffe, welche durch ihr schnelles Segeln die Besorgniß der Engländer so stark erregen, während im Hafen von Singapur nur ein einziges unter einer Masse chinesischer Dschunken lag. Die weitere Fahrt führte in den chinesischen Archipel, Inseln, deren Granitmassen die schönsten Formationen zeigen, und zwischen denen Tausende von Dschunken aller Größen und Formen, theils Fischerei, theils Küstenhandel treibend, weithin das Wasser bedecken. Am 8. April, nach einer Fahrt, die von Neuyork aus hundertsechsunddreißig Tage gedauert hatte, wurde Hongkong und damit der Punkt erreicht, wo die Unternehmung eigentlich begann, denn es war hier der Sammelplatz für die Schiffe. Die Vereinigung derselben wurde jedoch erst in Schanghai vollständig bewirkt. Nachdem die Schiffe in Wu-Schang an der Mündung des Yang-tsche-kiang Kohlen eingenommen hatten, steuerten sie auf die Liu-kiu zu. Auffallend waren in jenem Theile der chinesischen See die eigenthümlichen atmosphärischen Erscheinungen, vorzüglich ein dichter ganz weißer Nebel, der oft Tage lang das Meer bedeckte, so daß man kaum vom einen Ende des Schiffs zum andern sehen konnte, zuweilen aber auch dreißig bis vierzig Fuß über dem Wasser schwebte, so daß man wohl die Rümpfe, aber nicht die Masten der andern Fahrzeuge wahrnahm. Auch ein Typhon (Südoststurm) fehlte nicht, der die Schiffe derb schüttelte, ihnen aber nichts anhaben konnte. Am 26. Mai sah man Land und beschäftigte sich den ganzen Tag damit, die Waffen in Stand zu setzen. Am Nachmittag war große Uebung mit den Geschützen, eine Generalprobe für das Spiel, das vielleicht blutig wurde. Das erste Land war eine Insel, etwa zwei deutsche Meilen im Durchmesser, deren südwestliche Spitze von senkrecht aus dem Meer emporsteigenden Felsen gebildet war. Die andern Seiten flachten sich ziemlich sanft in üppig grünenden Feldern ab, die von schönen

Baumgruppen unterbrochen waren und einen höchst anmuthigen Anblick gewährten. Die Schiffe kamen im Lauf des Tags wohl an zwanzig solchen Inselchen vorüber, aber doch nie nahe genug, um hinsichtlich ihrer Bewohner etwas unterscheiden zu können. Gegen Abend fielen in der Bucht von Napa die Anker.

Die Liu-kiu (Lieu-khieu, Lu-tschu) liegen ungefähr unter gleichem Längengrade mit Nangasaki, jedoch fünf Grade südlicher. Sie sind Japan nur tributpflichtig und stehen unter einem eigenen Herrscher, der zur Zeit des amerikanischen Besuchs ein Minderjähriger war. Am 29. Mai machte der Vormund des Fürsten, ein ehrwürdiger Greis, dem Flaggenschiffe einen Besuch. Sein Gefolge bestand größtentheils aus alten Männern mit langen Bärten, welche ihr Haar von allen Seiten hinaufgekämmt und auf dem Scheitel in einen zierlichen Knoten, durch den zwei Nadeln gesteckt waren, geflochten hatten. Sie trugen einen langen Kaftan mit sehr weiten Aermeln von dünnem Stoff, um den Leib seidene Gürtel, in denen der Fächer, der Tabaksbeutel und eine kurze Pfeife mit metallenem Kopf von der Größe eines Fingerhuts getragen wurden. Alle hatten ihre Schuhe in den Booten gelassen und gingen auf dem Schiffe in ihren baumwollenen Strümpfen, an denen die große Zehe von den übrigen durch eine Abtheilung getrennt war. Als der Gruß abgefeuert wurde, fielen einige von ihnen vor Schreck fast zur Erde. Am nächsten Tage ging eine zwölf Mann starke Expedition ins Innere der Insel ab. Man landete in Napa, einer Stadt von zwanzigtausend Einwohnern. Die Straßen fand man in sehr gutem Stand, rechts und links mit acht bis zehn Fuß hohen Mauern cyklopischer Bauart eingefaßt, hinter denen die Häuser stehen. Diese sind durchgängig aus Holz und in sehr einfacher Grundform erbaut. Sie enthalten eine oder auch einige Vorhallen, hinter denen die Wohngemächer liegen. Hölzerne Schieber, die nach Belieben eingesetzt oder weggenommen werden können, bilden die Scheidewände. Bei schlechtem Wetter setzt man statt der obern Schieber Fenster von geöltem Papier ein. Der Fußboden der Zimmer ist mit weichen schönen Matten belegt, die sechs bis sieben Fuß lang, drei Fuß breit und zwei Zoll dick sind. Vor den meisten Häusern liegen Hofplätze, welche gewöhnlich einige Buxbaumhecken und nett gehaltene Blumenbeete einschließen. In Napa lebt ein Glaubensbote, Dr. Betelheimer aus Pesth, der noch keinen einzigen Proselyten gemacht hat und sich als Arzt beschäftigt.

Napa ist von Schudy, der Hauptstadt der Insel, etwas mehr als eine halbe deutsche Meile entfernt. Den Weg bildet eine mit Sandsteinblöcken vortrefflich gepflasterte Straße, neben der Reisfelder liegen, von Hügeln unterbrochen, die von Pinien gekrönt werden. Die Hauptstadt liegt an einem Hügel, den ein Schloß krönt, und ist in etwas großartigerem Styl erbaut, als Napa. Auf dem weitern Marsche konnte man den Anbau des Landes beobachten, der noch sorgfältiger ist, als in China. Zwischen den Hügeln ziehen sich Reisfelder hin, in Terrassen über einander emporsteigend. Das Wasser, welches von dem obern abläuft, befruchtet das untere, und so wird dem lehmigen Boden eine reiche Ernte abgenöthigt. Diese Kultur nahm weiter nach Norden ab, wo nur die Küste bebaut war, während die Hügel und Berge des Innern ihren Baumwuchs, darunter besonders Kiefern, majestätisch wie die Cedern des Libanon, behalten hatten. In ihren geologischen Formen zeigte die Insel anfangs Sandstein, mehr nach Norden zu Thonschiefer, später Granit, Gneis und Quarz. Rings um die Küsten ziehen sich Korallenriffe, an den Meeresufern liegen Korallen und Muscheln in mannigfaltigster Form und Farbe umher. An mehreren Punkten zeigten sich Spuren einer uralten, längst untergegangenen Bevölkerung, Gräber und eine Schloßruine. Die Gräber waren in die Seiten von Felsen hineingemeißelt, enthielten ein ziemlich geräumiges Gemach und in der Wand, dem Eingang gegenüber, einen in den Felsen gehauenen Sitz. Mit den Gräbern der jetzigen Einwohner haben sie keine Aehnlichkeit. Die lebende Generation sieht auf sie mit Verachtung herab, weil sie „Gräber der Männer des Teufels" sind. Das Schloß

war ein altes gewaltiges Gebäude, dessen Mauern an mancher Stelle noch siebenzig Fuß hoch und von ungeheurer Dicke waren. Die Grundform zeigte deutlich, daß diejenigen Mauertheile, welche bei andern Befestigungen vorzuspringen pflegen, einwärtsgebogen waren. Die ungewöhnlich flache Wölbung der Thore war von mächtigen Quadern aufgeführt. Das Schloß lag auf einer Felsenhöhe von dreihundert Fuß, in einem durch die Biegung eines Flusses gebildeten Winkel. Nach der Landseite zu waren noch die Ueberreste von drei Ringmauern sichtbar, nach der Flußseite hin, wo die Felswand Schutz genug darbot, befand sich nur eine einzige Mauer. Im innersten Raum erhob sich ein achtzehn Fuß langer und zwölf Fuß breiter Stein mit chinesischen Schriftzügen, neben dem auf kleinen Stäben Ueberreste von Räucherwerk staken. Dies und der schmale betretene Fußweg, der zu dem Steine lief, war ein Beweis, daß dieser interessante Ueberrest einer alten Zeit von einem Theile der Bevölkerung noch besucht und verehrt werde.

Auf ihrer ganzen Reise wurden die Amerikaner mit der größten Freundlichkeit aufgenommen. Am 6. Juni machte der Kommodore mit mehreren Offizieren dem Regenten der Liu-kiu seinen offiziellen Besuch. In geringer Entfernung vom Thor der Hauptstadt war eine Art Festhalle zum Empfang der Amerikaner hergerichtet worden. Die Halle hatte drei Abtheilungen; in der mittelsten standen die Tische für den Regenten und die höheren amerikanischen Offiziere. Die Tische waren mit einer großen Menge kleiner Teller bedeckt, auf denen sich unbeschreibliche Speisen befanden. Das eigentliche Mahl bestand aus zwölf Suppen und war wegen dieser großen Anzahl der Hauptgerichte ein königliches Mahl. Die Suppen waren aus verschiedenen Sorten. Fleisch, Fisch, Gemüse und Eierklößchen zusammengesetzt; zu einer Suppe, der geschmackhaftesten von allen, hatte Hundefleisch das Material hergegeben. Die Eingeborenen aßen die Suppen mit kleinen Ebenholzstäben, die sie zwischen Daumen und dritten Finger nahmen und mit dem Zeigefinger sehr geschickt lenkten. Die Fleischstückchen und Eierklößchen spießten sie mit spitzen Weidenstäbchen an. Später, als die Schiffe noch einmal nach einem Ausfluge die Liu-kiu berührten, erwiederte der Regent den Besuch. Er hatte inzwischen seine Würde niedergelegt, oder war, was das wahrscheinlichere ist, wegen seiner Freundlichkeit gegen die Fremden abgesetzt worden. Die europäischen Gerichte behagten ihm und seinen Begleitern sehr, die Weine, mit Ausnahme des Champagners, mundeten ihnen nicht, um so besser aber die süßen Liköre, besonders der Maraschino.

Jener Ausflug galt den Bonin-Inseln, welche unter dem 27° nördlicher Breite und ziemlich in gleichem Längengrade mit Jeddo liegen. Man landete an der Bucht von Port Lloyd, einer tiefen geräumigen Bai, rings von schroffen, höchst malerischen Felsen umgeben, die nur eine mäßig breite Einfahrt offen lassen. In der Mitte erhebt sich ein mächtiger Felskegel, der durch einige Batterien uneinnehmbar gemacht werden könnte. Der Hintergrund der Bai ist von hohen, dicht bewaldeten Hügeln geschlossen. Die Höhen der Insel bis beinahe an die Spitze deckt ein herrlicher fetter Pflanzenboden, oben steht verwitterter Granit mit Adern von Eisen durchzogen, zu Tage. Auf der größten Insel der Gruppe leben gegenwärtig etwa funfzig Menschen, zum Theil zurückgebliebene Matrosen von den Walfischfängern, zum Theil Männer und Frauen von den Sandwichsinseln. Das Land ist gut, Wasser in Ueberfluß vorhanden, eben so Zuckerrohr, Kartoffeln, Bohnen, Citronen, Tabak u. s. w. Die Schweine und Ziegen, welche von Schiffen ausgesetzt worden sind, haben sich im wilden Zustande außerordentlich vermehrt. Die vielen kleinen Baien wimmeln von Fischen, und das Gestade wird häufig von Schildkröten besucht, die im Mondschein ihre Eier in den Sand legen. Die Bai von Port Lloyd ist von hoher landschaftlicher Schönheit. Das schöne tiefblaue Wasser der Bucht bildet den lieblichsten Kontrast mit den üppig bewaldeten Hügeln, den weißen Sandstreifen am Ufer entlang und

den schöngeformten rothgrauen Granitmassen, in denen sich die Meeresfluth mehrere grottenartige Durchgänge ausgewaschen hat, deren hochgewölbte Bogen, beleuchtet vom Reflex der Mittagssonne, an majestätische gothische Dome erinnern. Der ganze Strand ist mit den schönsten bunten Muscheln bedeckt, und in der kühlen Tiefe haben Milliarden von Korallenthierchen eine steinerne Vegetation gebildet, deren reich gefärbte Korallenäste sich in geheimnißvoller Schönheit unter der azurblauen Fluth verbergen zu wollen scheinen.

Am 2. Juli wurde die wichtigste entscheidende Fahrt nach Jeddo angetreten. Ein dichter Nebel lag auf dem Meer, und die Sonne machte sich nur langsam Bahn. Zuweilen wurde eine japanische Dschunke sichtbar, suchte aber sogleich das Weite, so wie die Schiffe herankamen. Am Morgen des 8. zeigten sich die kleinen zerstreuten Inseln südwestlich von der Bai von Jeddo, und drei Stunden später traten die Gebirge der Küste in den Gesichtskreis. Man schätzte die Höhe dieser schönen Berge, die in steilen Felswänden gegen die Küste abfallen, auf 6000 Fuß. Sie sind zum Theil bewaldet, wo ein weniger steiler Abhang die Kultur möglich macht, ziehen sich Felder und Wiesen entlang. Ueber sie ragt in einer Entfernung von vielleicht acht deutschen Meilen der abgestumpfte Kegel des Vulkans Fusi-Yama empor. Als man den Eingang der äußern Bucht erreichte, änderte sich das Landschaftsbild. Die nächsten Höhen sind von mäßig ansteigendem Hügelland gebildet, hinter dem jedoch höhere Gebirge aufsteigen. Diese Hügel verlaufen sich an mehreren Stellen in malerisch geformte Klippen, die ein üppiger Pflanzenwuchs und einzelne Gruppen schöner großer Kiefern bedecken. An andern Stellen flachen sich die Hügel zu kleinen Ebenen und Wiesenthälern ab, in denen Dörfer und Städte liegen. Anfangs sechs bis acht deutsche Meilen breit, verengert sich die Bai weiterhin bis auf zwei Meilen. Hier liegt auf einem westlichen Vorsprunge Uraga, eine Stadt von ungefähr 10,000 Einwohnern. Die Stadt Jeddo ist von Uraga noch sechs bis sieben Meilen entfernt. Von Uraga bis zum Ende des Vorgebirgs erstreckt sich eine ununterbrochene Reihe von Dörfern. Die Häuser sind aus Holz erbaut, mit spitzigen Dächern, einige im chinesischen Styl zugespitzt, andere viereckig und pyramidal. Einige wenige waren weiß angestrichen, die meisten jedoch unbemalt und verwittert. An geeigneten Küstenpunkten waren Befestigungen aufgeworfen, Erdwerke von halbkreisförmiger Gestalt, so daß sie kein Kreuzfeuer unterhalten konnten, und im Rücken wie in den Flanken ungeschützt. Die 120 Schießscharten dieser Befestigungen waren nicht zum vierten Theil mit Geschützen besetzt, Neunpfündern, welche das Feuer der weittragenden Schiffskanonen nicht wirksam hätten erwidern können. In den meisten Batterien waren hinter den Schießscharten Wände von schwarzem Segeltuch ausgespannt, die man auch an andern Küstenstellen bemerkte. Vielleicht war der Zweck dieser Wände, das Innere der Befestigungen zu verbergen, wahrscheinlicher sollten sie aber den Soldaten zum Schutz gegen feindliches Kleingewehrfeuer dienen.

Als die Amerikaner in die Bai einliefen, feuerte eine der japanischen Batterien einen Signalschuß ab, der in verschiedenen Entfernungen wiederholt wurde. Nahe am Lande stellten sich die Schiffe in Schlachtordnung, schon früher war alles zum Gefecht klar gemacht worden. Nicht lange, und es zeigten sich zahlreiche Boote, in denen Beamte waren. Dem einen der letzteren wurde der Zutritt an Bord gestattet und der Zweck des Besuchs mitgetheilt. Als er das Schiff verlassen hatte, wurden Anstalten getroffen, die Amerikaner, wie früher wohl geschehen war, mit Reihen von Booten einzuschließen. Der Kommodore erklärte aber drohend, daß er ein solches seerechtswidriges Verfahren nicht dulden werde, und die Boote entfernten sich darauf, nachdem die Beamten sich hatten versprechen lassen, daß Niemand an das Land gehen werde. Am andern Tage kam der Oberbefehlshaber der japanischen Truppen, und diesem wurde mitgetheilt, daß die Flotte bis Jeddo gehen werde, um dort das Sendschreiben der amerikanischen Re-

gierung an die gehörige Autorität gelangen zu lassen. Der Offizier wollte Vorstellungen machen, als aber darauf nicht geachtet wurde, bat er um eine viertägige Frist, damit er Antwort von Jeddo einholen könne. Alle Japaner benahmen sich auf die höflichste und anständigste Weise. Bei den Personen der höheren Stände bemerkte man nur einen leichten Anflug von hinterasiatischer Gesichtsbildung, und auch bei den niederen Klassen trat diese nicht auf eine unangenehme Weise hervor. Am auffallendsten war die verhältnißmäßige Kürze des Oberleibs im Vergleich zu dem Unterkörper, und dieses Mißverhältniß wurde durch die tiefgetragenen Gürtel noch mehr hervorgehoben. Die Kleidung war ziemlich dieselbe, wie auf den Liu-kiu. In dem Gürtel staken ein langes zweihändiges Schwert und ein kürzeres, welche jedoch die Träger sehr zu belästigen schienen. Die Sandalen waren aus Reisstroh gefertigt, und zwischen der großen Zehe gingen zwei aus Stroh zierlich geflochtene Bänder über den Fuß nach der rechten und linken Seite des Schuhs. Die Haare waren größtentheils geschoren bis auf ein kurzes Zöpfchen auf dem Wirbel, das bis auf den obern Stirnrand platt niedergelegt war. Bärte sah man keine, bei den Civilbeamten auch keine Kopfbedeckungen, deren Zweck, gegen die Sonne zu schützen, hier der Fächer erfüllte. Die Soldaten trugen breite lackirte Hüte, deren vorzüglicher Lack in der Sonne mit Metallglanz funkelte. Bei den Offizieren war der Hut mit einem bunten oder goldenen Wappen geschmückt, und eben solche Wappen waren an den schwarzen Oberkleidern der Civilbeamten auf den Schultern, der Brust, dem Rücken und dem Saum eingestickt.

Beide Theile, die Amerikaner wie die Japaner, sicherten sich durch Vorsichtsmaßregeln gegen mögliche Ueberfälle. Nachts leuchtete die ganze Küste von Wachtfeuern, und die zahlreichen Dörfer und Landschaften am Strande glichen Schwärmen von Leuchtkäfern. Die Amerikaner ihrerseits verdreifachten die Zahl ihrer Schildwachen und ließen, wenn die Dunkelheit eingetreten war, kein Boot auf Flintenschußweite an ihre Schiffe heran. Die Frist, welche den Japanern bewilligt worden war, verwendete man zu einer nautischen Vermessung der Bai. Zuerst schickte man Boote, jedes mit sechszehn wohlbewaffneten Matrosen bemannt. Mehrmals wollten japanische Boote den Weg verlegen, dann griff aber die Hälfte der Mannschaft, indem sie die Ruder fallen ließ, zu den Musketen, und diese Demonstration genügte immer. Einmal ging die Fregatte Mississippi mit. Jetzt stießen von beiden Ufern fast dreihundert Boote ab und versuchten sich in eine Art von Schlachtordnung zu stellen. Allein die Fregatte verfolgte ruhig ihren Weg, und als sie so nahe war, daß die Japaner Gefahr liefen, in den Grund gebohrt zu werden, gab sie das Warnungszeichen mit der Dampfpfeife. Der Erfolg war der erwünschte; die Japaner ergriffen vor dem schrillen Pfeifen schleunigst die Flucht. Man kam auf dieser Fahrt so weit, daß man im Hintergrunde der Bai eine große Stadt sah, welche der Lage nach Jeddo sein mußte. Das Resultat der Vermessungen war, daß die Sandbänke und Korallenriffe, welche die Bai unsicher machen sollten, nicht vorhanden seien.

Inzwischen gelangte an den Kommodore die Botschaft, daß am 12. Juli von Jeddo zwei kaiserliche Bevollmächtigte eintreffen würden, um das Schreiben des Präsidenten der Union in Empfang zu nehmen. Als Ort der Zusammenkunft wurde eine kleine Bucht bei dem Städtchen Gari-Hama unterhalb Uraga bestimmt. An dem bestimmten Tage warfen mehrere der Schiffe vor der Bucht Anker, um nöthigenfalls den Schutz ihrer Kanonen darbieten zu können. Den Kommodore begleiteten funfzehn Boote mit vierhundert Mann. Die Seiten der Bucht besetzten anderthalbhundert japanische Boote. Am Ufer waren zwei schöne Zelte errichtet, neben denen in militärischer Ordnung 150 Japaner standen, deren Bewaffnung Bajonnetgewehre mit Feuerschlössern bildeten. Rechts und links von den Zelten zogen sich in einer Länge von $^2/_5$ Meilen schwarze bis acht Fuß hohe Tücher hin, vor denen vielleicht 5000 Soldaten in Gruppen vertheilt waren.

Die meisten dieser Truppen waren mit Speeren und Luntenflinten, einige mit Bogen und Pfeilen, alle aber mit den landesüblichen zwei Schwertern bewaffnet. Die Offiziere saßen unter ihren Feldzeichen auf niedrigen Stühlen, hinter den Linien wurden mehrere Pferde gehalten, Thiere von kleinem Schlag, jedoch kräftig und wohlgebaut, mit kurz abgeschorenen Mähnen. Ihre Schweife waren in Beutel von buntem Stoff gesteckt oder mit Stücken bunten Zeugs umwunden, das Geschirr war sehr buntfarbig und reich mit Gold und Silber geziert. Die Japaner trugen dieses Mal alle die Hofkleidung: eine Art von sehr weitem Beinkleid von schwerem schwarzen Seidenstoff, bis zum Knöchel reichend, durch Streifen von Seidenzeug gehalten; eine enganliegende seidene Aermelweste, die in den Bund der Beinkleider gesteckt wird; über das Ganze ein Gewand, ähnlich dem Meßgewand der katholischen Priester. Dieses Gewand war bei den höheren Offizieren von einem brokatartigen Gewebe aus Gold, Silber und farbiger Seide, bei den niederen Offizieren dagegen aus einer Art rothem Tuch, bei einigen auch gelb, überall mit Gold- und Silbertressen umsäumt und auf Brust und Schultern mit Wappen gestickt.

Gleich nachdem der Kommodore den Fuß ans Land gesetzt hatte, empfing ihn der Statthalter von Uraga, um ihn nach den Zelten zu führen. Hier war aus langen Streifen von weißem und schwarzem Baumwollenzeug eine Art Vorhof gebildet. Alle Japaner blieben außerhalb desselben, auch der Kommodore nahm nur seine Offiziere mit. Zunächst diesem mit Matten belegten Vorhof befand sich das eine um einige Stufen erhöhte Zelt. Hier saßen auf erhöhten Sitzen die beiden kaiserlichen Bevollmächtigten, Toda, Prinz von Idsu, und Ido, Prinz von Iuamy. Neben ihnen kniete ein Beamter, der Statthalter von Uraga und der Dolmetscher knieten ebenfalls nieder, um während der ganzen Versammlung in dieser Lage zu verharren. Für den Kommodore und die beiden ältesten Kapitäne hatte man den Sitzen der Prinzen gegenüber drei gleich hohe Stühle aufgestellt. Man wußte schon, daß die Amerikaner jene demüthigenden Ceremonien, welchen die europäischen Gesandten sich in Japan stets gefügt haben, nicht dulden würden. Den Einwendungen der Japaner gegen dieses oder jenes, die durch das Argument: „Es ist gegen den Befehl unserer Regierung, der wir gehorchen müssen", gestützt werden sollten, hatten die Amerikaner stets die Antwort entgegengesetzt: „Und es ist der Befehl unserer Regierung, der wir gehorchen müssen, daß wir so handeln, und da wir gewohnt sind, in der ganzen Welt so zu handeln, so müssen wir es auch hier thun." Präsident Fillmore hatte dem Kommodore den gemessensten Befehl ertheilt, sich keiner Demüthigung zu unterwerfen und alle Japaner mit keinen andern Höflichkeitsformen zu empfangen und zu begrüßen, als sie in den Vereinigten Staaten an alle Personen von demselben Rang gerichtet werden würden.

Nachdem die Japaner die kaiserliche Vollmacht vorgewiesen hatten, überreichte man ihnen die diplomatische Beglaubigung des Kommodore wie den Brief des Präsidenten, beide mit dem Siegel der Vereinigten Staaten in einer goldenen Kapsel versehen. Die Bevollmächtigten empfingen beides und legten die Schriften unter vielen Ceremonien in eine Kiste, welche verschlossen und mit einer dicken seidenen Schnur umwunden wurde. Nachdem dies geschehen war und nachdem man die üblichen Höflichkeiten gewechselt hatte, sprach sich der Kommodore noch dahin aus, daß er, da der Inhalt seiner Botschaft ohne Zweifel eine reifliche Berathung finde, jetzt absegeln und im Frühjahr zurückkehren werde. Dies war den Japanern wieder neu, denn frühere Gesandte hatten Monate lang in halber Gefangenschaft den Moment erharrt, in dem der japanische Stolz sich zu einer Antwort herablassen werde. Perry und die Seinen verließen darauf das Zelt und schifften sich in guter Ordnung in den Booten ein. Während dies geschah, hatte sich die Musik vereinigt und ließ zum ersten Male auf der japanischen Küste unter obligater Trommelbegleitung den Yankee doodle ertönen. Der Statthalter

von Uraga gab mit andern Beamten das Geleit auf die Schiffe. Man zeigte ihnen die schweren Geschütze mit Perkussionsschlössern, die Maschinen, die sechsschüssigen Pistolen, und sie betrachteten alles mit der größten Aufmerksamkeit. Mit den geographischen Karten waren sie wohl bekannt und deuteten mit den Fingern auf die Stellen, wo England, die Vereinigten Staaten, Holland liegen. Auch die neuesten Weltbegebenheiten kannten sie und fragten, ob Mexiko ganz erobert worden sei, ob die große Bahn von Neuyork nach Francisco schon existire u. a. m.

Vor der Abfahrt beschenkte man sich gegenseitig. Die Japaner brachten Goldbrokat und andere kostbare Stoffe, lackirte Geräthschaften aller Art, Fächer, Getränke und Lebensmittel. Kommodore Perry erwiderte mit Weinen, feinen Bäckereien u. s. w., doch wurden verschiedene kostbare Waffen, die er mit übersandte, höflich abgelehnt. Zwei Tage vergingen noch unter neuen Vermessungen in der Bai, bei denen der Verkehr mit den Japanern immer freundlicher wurde. Der Statthalter von Uraga machte mehrere Besuche, und mehrmals legte die Mannschaft der Vermessungsboote bei Japanern an, rauchte mit ihnen, gab und empfing kleine Geschenke. Am 15. Juli 1853 steuerten die Schiffe aus der Bucht hinaus nach den Liu-kiu zurück, die am 25. erreicht wurden. Einige Tage nach der Ankunft gab der neue Regent in Schudy ein Fest, das weniger ceremoniös als das frühere war und bei dem auch amerikanischer Seits das Geleit von Marinesoldaten wegfiel. Der Kommodore erklärte bei dieser Gelegenheit, da die Einwohner jetzt genug von den friedlichen Absichten der Amerikaner unterrichtet seien, so möchten sie ihre Gäste nicht mehr mit Aufpassern umgeben. Die Amerikaner wünschten ferner, ihre Lebensmittel und sonstigen Bedürfnisse selbst einzukaufen, mit einem Worte einen freien Verkehr herzustellen. Dazu wollte man sich nicht gleich verstehen, gab aber endlich eine bejahende Antwort. Mit gleichen Schwierigkeiten kämpfte der amerikanische Antrag, zur Unterbringung der überflüssigen Kohlen ein Magazin errichten zu dürfen. Die Japaner machten Einwendungen, endlich fügten sie sich. Am 31. Juli wurde der Markt eröffnet. Die Amerikaner kauften die seidenen und wollenen Stoffe, die lackirten Waaren, Fächer und allerlei Geräthschaften stark, ihr Geld, auf den Liu-kiu eine seltene Erscheinung, war sehr willkommen. Es herrschte das beste Einvernehmen mit den gutmüthigen Insulanern, als die Schiffe, nachdem sie ihre Vorräthe an frischem Fleisch und Gemüse erneuert hatten, absegelten.

Den Herbst verbrachte man in Makao und Hongkong, wo noch mehrere Schiffe zu der Flotte stießen, so daß diese jetzt zehn Fahrzeuge mit 138 Kanonen — theils Zweiunddreißigpfünder, theils Paixhans von 68 und 120 Pfund — und 2600 Mann zählte. Der Kommodore nahm die neu angekommene Dampffregatte Powhattan zum Flaggenschiff. Am 13. Januar 1854 verließen die Dampffregatten die Rhede von Hongkong; die Kriegssloops waren bereits früher abgegangen. Am 15. umsegelten sie die Südspitze von Formosa und beobachteten an zwei Stellen kleine Vulkane. Der „Southampton" hatte bei seiner letzten Reise nach den Liu-kiu in kurzer Entfernung von Formosa einen unterseeischen Vulkan entdeckt. Große Massen von Rauch entstiegen dem Meere, und das Wasser war bei vollkommen ruhigem Wetter in gewaltiger Bewegung. Die „Macedonia", welche einige Zeit später dieselbe Stelle berührte, wurde mehrere Stunden lang auf dem Verdeck und in ihrem ganzen Takelwerk mit weißer Asche bestreut. Am 20. wurde Napa auf Liu-kiu erreicht. Während der Abwesenheit der Flotte hatte einer der auf der Station zurückgebliebenen Offiziere, Lieutenant Whiting, eine sehr genaue Küstenvermessung vorgenommen und stattete nun Bericht ab. Er hatte nach Norden hin einen andern, weit bessern Hafen und sogar Anzeichen von Steinkohlen gefunden. Dieser Punkt wurde untersucht, und der Bericht des Offiziers bestätigte sich in jeder Beziehung. Die Eingeborenen hatten ihre frühere Scheu ganz überwunden. Man lief nicht mehr davon, wenn Ame-

rikaner kamen, Thüren und Fenster blieben offen, und selbst die Frauen verließen ihre Plätze nicht. Viele gaben sich Mühe, Wörter der englischen Sprache aufzufassen, die Straßenjugend hatte sich das „how do you do" gut einstudirt.

Am 1. Februar 1854 stachen die Segelschiffe in See, am 7. folgten die Dampfer. Diesmal wurde östlich von den Liu-kiu gesteuert, wobei man das seltene Schauspiel eines Zugs von mindestens dreihundert Walfischen hatte. Die Thiere trieben sich spielend umher und bliesen oft kaum funfzig Schritte vom Schiff entfernt ihre Wasserstrahlen empor. Am 11. mit Tagesanbruch kamen die Inselgruppen südlich von der Bai von Jeddo in Sicht. Die erste Insel hatte an der Südspitze einen Vulkan von 4 bis 500 Fuß Höhe, dessen Krater ganz mit gelber Asche oder Schwefel bedeckt war. Der scharfe Wind, der den ganzen Tag geweht hatte, wurde am folgenden Tage zum Sturm. Die Natur war im gewaltigsten Aufruhr, der Sturm trieb dichte Nebelmassen vor sich her, so daß man kaum hundert Schritte weit vor sich sehen konnte, ein feiner Regen von Eisnadeln schnitt ins Gesicht und gestattete kaum, die Augen zu öffnen. Dazu war ein Tosen und Lärmen in der Luft, als ob gewaltige metallene Pauken oder Gongs geschlagen würden. Die Lage der Segelschiffe war kritisch, doch begegnete keinem ein Unglück. Am Morgen war der dritte Theil des Horizonts eine Schneemasse, und über diesen weißen Bergreihen zeigte der Vulkan Fusi-Yama seine von schwarzen Lavaflächen unterbrochenen Schneefelder. Um Mittag umschiffte man die Sagami-Spitze, ging dem vorjährigen Ankergrund vorbei und ließ drei Meilen weiter in einer geräumigen Bucht, wo die Schiffe einen halben Mond gegen die Küste bildeten, die Anker fallen. Die Japaner baten, daß man auf den alten Platz zurückkehren möge, aber Perry antwortete: „Ich pflege niemals einen Schritt zurückzugehen."

Zwischen diesen und den ersten amerikanischen Besuch fällt das Erscheinen eines russischen Schiffs, des Kujas Menschikoff der russisch-amerikanischen Handelsgesellschaft. Die Russen wollten schiffbrüchige Japaner nebst einem Schreiben mit gewissen Forderungen — welcher Art diese waren, verschweigt der Bericht des Kapitäns Lindenberg — den Beamten von Jeddo übergeben. Die verunglückten Unterthanen wurden nicht aufgenommen und die Russen schimpflicher Weise abgewiesen. Die Konferenzen, welche von den Nordamerikanern und Japanern gepflogen wurden, nahmen dagegen den günstigsten Verlauf. Zwischendurch setzte Kommodore Perry seine nautische Vermessung fort, die von den Japanern nicht gestört wurde, aber in Folge des kalten stürmischen Wetters große Schwierigkeiten hatte. Am 21. Februar sollte die entscheidende Zusammenkunft stattfinden, aber es sprang ein so starker Nordweststurm auf, daß die Amerikaner, nachdem sie sich in vergeblichen Anstrengungen erschöpft hatten, unter der Lee-Seite des Landes vor Anker gingen. Die japanische Gesandtschaft, welche mit an Bord war, hatte den Befehl, noch an diesem Tage zu Wasser nach Uraga zu kommen, und gehorchte, obgleich das Fahren durch die Brandung mit Lebensgefahr verbunden war. Der Sturm dauerte heftig fort, so daß die „Vandalia" vier Anker auswerfen mußte, und ein kalter eisiger Regen schoß herab, „wie Enterpiken mit den Spitzen nach unten". Der 22. Februar war der Geburtstag Washington's. Von allen Masten des Geschwaders wehte die große Nationalflagge, unter dem Donner der Geschütze, welche das Andenken des großen Helden feierten, begaben sich die Amerikaner zur Zusammenkunft. Militärische Begleitung nahm man dieses Mal nicht mit, auch die Waffen der Unterhändler wurden weggelassen, um den Japanern volles Vertrauen zu zeigen. Die Offiziere trugen nichts als ihre Dienstsäbel.

Zwischen den ersten Häusern der Stadt Uraga waren für die Unterhandlung mehrere Gebäude errichtet worden. Das Ganze war mit der unvermeidlichen Zeltwand von schwarzem und weißem Stoff umgeben, vor der eine neugierige Volksmenge sich drängte. In einem Vorhof war zuerst eine Art von Wachthaus, an der zweiten Thür dieser Vorhalle stand wieder eine Wache. Aus dieser Halle kam

man in einen großen Saal, an dessen Ende ein kleiner Theil mit Säulen umgeben und mit einem violettseidenen Baldachin überdeckt war. Die Länge des Saals betrug funfzig Schritte, die Breite fünfundzwanzig, die Höhe zwölf bis vierzehn Fuß. Auf der linken Seite waren Sitze für die Amerikaner aufgeschlagen, mit Tischen davor von gleicher Höhe, gegenüber Sitze für die kaiserlichen Bevollmächtigten ohne Tische. In der Mitte dieses mit neuen fein geflochtenen Strohmatten belegten Saals standen acht große metallene Kohlenbecken, jedes auf einem Gestell von schwarzlackirtem Holz mit vergoldetem Metallbeschlag. Die Becken waren mit einer weißlichen Substanz (gepulvertem Bimsstein oder Kalk) gefüllt, und auf diesem brannte ein erwärmendes Kohlenfeuer. Diese Vorrichtung, so wie die ganze Einrichtung des Saals, so einfach diese auch war, hatte etwas außerordentlich Freundliches. Längs den beiden Seiten liefen Galerien, die mit Fenstern von geöltem Papier versehen waren. In diesen Galerien erblickte man etwa zweihundert Japaner, nach der Landessitte knieend und auf ihren Fersen sitzend. Als die Amerikaner Platz genommen hatten, traten die drei kaiserlichen Bevollmächtigten ein und ließen sich gegenüber auf ihren Sitzen nieder. Nach einigen gegenseitigen Höflichkeiten kam man zum Zweck der Unterhandlung. Die Japaner wünschten sämmtliche Geschäfte in Uraga abzumachen, Kommodore Perry bestand aber darauf, daß man eine seinem jetzigen Ankerplatz gegenüber liegende Stadt wähle. Die Japaner hörten seine Erörterungen sehr aufmerksam an und versprachen die Antwort für den nächsten Tag. Die Bevollmächtigten zogen sich darauf zurück, und Yezaimon, Statthalter von Uraga, machte den freundlichen Wirth. Man trug Erfrischungen auf, bestehend aus Thee, Kuchen, feinen Zuckerbäckereien und Orangen. Der Thee kam in blau und weißen Porzellantassen, die sich auf einem lackirten hölzernen Untersetzer befanden. Alle Bäckereien, so wie die Orangen, lagen auf lackirten Tellern von vorzüglich schöner Arbeit und mit einer ungemein kunstvoll in Relief ausgeführten Vergoldung geschmückt. Für je zwei Gäste waren zwei silberne Kannen da, ungefähr anderthalb Flaschen enthaltend; in der einen war Saki, in der andern Miri, ein sehr wohlschmeckendes Getränk, ebenfalls aus Reis bereitet, aber im Geschmack unserm Muskatellerwein ähnlich. Man wurde immer vertraulicher mit einander. Die amerikanischen Uniformen, Säbel, alle Kleinigkeiten wurden neugierig betrachtet, und man zeigte dagegen bereitwillig japanische Merkwürdigkeiten, ja sogar die entblößten Schwerter, welche man in Japan sehr sorgfältig in der Scheide hält, durften untersucht werden. Diese Waffen waren von vorzüglich feinem bläulichen Stahl und so scharf, daß man Stücke Papier auf der hohen Kante damit durchschneiden konnte. Auch das amerikanische Geld wurde geprüft, japanisches kam keines zum Vorschein. Eine Taschenkarte der Vereinigten Staaten fand viel Beachtung, und es knüpften sich daran Fragen nach Klima, Erzeugnissen und Aehnlichem. Daß Jedermann in Kalifornien frei Gold holen könne, erschien den Japanern fast unglaublich. Sie selbst zeigten ein japanisches Buch mit Holzschnitten, einen sehr zierlichen Quadranten, eine Luntenflinte mit schönem Rohr und goldenem Beschläg, eine ganz kleine Pistole mit Luntenschloß von nur zwei Zoll Länge und ein Tuch mit Flaggen. Zuletzt wurden die Japaner so fröhlich und vertraulich, daß mehrere vornehme junge Leute die Mützen der Amerikaner aufsetzten, sich in die Mäntel derselben hüllten, auf und abspazierten und sich über diese Mummerei höchlich ergötzten.

Am andern Morgen überbrachte der Statthalter Yezaimon die Antwort der Bevollmächtigten: Das Gesetz, welches den Japanern erlaube, mit den Holländern und Chinesen zu verkehren, sei nun auch auf die Amerikaner ausgedehnt worden, und man erwarte nur Kommodore Perry's Ankunft in Uraga, um die näheren Bedingungen zu verabreden. Wieder weigerte sich Perry, zurückzugehen, und da er fest blieb, gaben die Japaner nach. Ein freies Stück Feld östlich von Conegaba, einer beträchtlichen Stadt, vor welcher die Amerikaner lagen, wurde als

Ort der Zusammenkunft ausersehen. Die dazu bereits in Uraga benutzten Gebäude wurden abgebrochen und bei Conegaba wieder aufgerichtet. Conegaba (Kanagawa) liegt sechs deutsche Meilen von Jeddo entfernt und wird auch von Kämpfer erwähnt.

Am 2. März 1854 waren alle Vorbereitungen beendet. In einer stattlichen Reihe von Booten gingen 600 Matrosen und Marinesoldaten an das Land, wo sie sich im Viereck aufstellten. Lustige Melodien erklangen, Kanonenschüsse begrüßten die japanische Flagge, welche der Powhattan aufhißte, und die Flaggen der Bevollmächtigten. Die Empfangshalle war noch festlicher ausgeschmückt, als in Uraga, und hatte an ihrem hintersten Ende noch eine besondere Abtheilung für den Kommodore und die Bevollmächtigten. Diese begaben sich mit dem Dolmetscher dorthin, worauf der Eingang mit violettseidenen Gardinen geschlossen wurde. Die andern Amerikaner blieben zurück und genossen die dargereichten Erfrischungen. Unter den Schüsseln figurirte auch eine mit fein geriebenem Rettig, statt des Brodes wurde eine Art süßer Käse, in dünne Scheiben geschnitten, umhergereicht. Da die Konferenz sehr lange dauerte, zerstreuten sich die Offiziere mit ihren Gastgebern in die Felder. Um vier Uhr Nachmittags war alles an Bord zurück. Die Vorschläge der Vereinigten Staaten waren von den Bevollmächtigten gebilligt worden.

Man übergab nun die für den Kaiser bestimmten Sachen. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß fast alle diese Gegenstände Gaben der Erfinder oder Verfertiger waren, so daß die Regierung blos einige Ergänzungen hinzuzufügen gebraucht hatte. Vier Tage bedurfte man zur Aufstellung der Geschenke. Erst am 12. waren sie alle geordnet, zum Erstaunen und Wunder der selbst aus fernen Gegenden herbeiströmenden Bevölkerung. Für den Kaiser hatte man unter andern folgende, die Kulturweise und den Kulturstandpunkt des Westens bezeichnende Gegenstände mitgebracht: eine Eisenbahn mit einer Dampfmaschine; einen elektrischen Telegraphen; ein Brandungs- und Lebensrettungsboot; eine Druckerpresse; eine Lorgnette; ein vollständiges Exemplar von Audubons amerikanischer Ornithologie, prachtvoll gebunden; Abbildungen der Indianer Amerika's; geographische Karten der einzelnen Staaten der Union; Ackerbaugeräthe mit den neuesten Verbesserungen; ein ganzes Stück Tuch; ein Ballen Baumwolle; einen Ofen; Flinten, Pistolen und Säbel. Champagner, allerlei geistige Getränke, besonders amerikanischen Whisky. Der Kaiserin sandten die Amerikaner folgende Sachen: ein Teleskop; eine Lorgnette in einem vergoldeten Gehäuse; einen vergoldeten Toilettentisch mit allem Zubehör; eine rothe Sammetkleidung; ein schillerndes geblümtes Seidenkleid; einen prachtvollen Mantel; Audubons Werke mit Stahlstichen; ein Porzellanservice; eine Standuhr; einen Ofen fürs Empfangzimmer; eine Kiste herrlicher Weine; eine Pomadenschatulle; Seife verschiedenster Gattungen und Farben in einem vergoldeten Kästchen. Dem kaiserlichen Dolmetscher gab man Exemplare von Websters englischem Wörterbuch, und den andern Beamten je nach ihrem Range Bücher, Flinten, Pistolen, Degen, Weine, Kleidungen, Landkarten, Oefen, Uhren und allerlei liebliche und stärkende Getränke, welche sie sich trefflich schmecken ließen. „Die Schiffsuhrmacher brauchen sich nicht mehr", so sprachen die Japaner, „um unsere Uhren zu bemühen. Wir haben in Jeddo Leute genug, die dies Handwerk verstehen." Mehrere fragten nach Ericssons calorischer Maschine. „Wir haben davon gehört, glauben aber nicht, daß ein großer praktischer Nutzen hieraus erwachsen könne." Die einen Kreis umschließende Eisenbahn beträgt 300 Ellen, und die Dampfmaschine kann in einer Schnelle von 9 bis 10 deutschen Meilen in der Stunde gefahren werden. Anfänglich zeigten die Japaner einige Scheu sich in den Wagen zu setzen; kaum hatte man aber die Runde gemacht, so stritten sie sich, unter Scherzen und Gelächter, um Plätze. Der Telegraph hat aber in weit höherm Grad ihre Verwunderung und ihr Erstaunen hervorgerufen.

Der 31. März 1854 war der in der Geschichte Ostasiens ewig denkwürdige

Tag, an dem der Vertrag abgeschlossen wurde. Derselbe lautet wörtlich: Die Vereinigten Staaten Amerika's und das Reich Japan wünschen eine feste, dauernde und redliche Freundschaft zwischen beiden Nationen zu begründen, und haben beschlossen, die Normen, welche künftig im Verkehr zwischen den beiden Ländern gegenseitig beobachtet werden sollen, mittelst eines Vertrags oder einer allgemeinen Uebereinkunft zum Frieden und zur Freundschaft in einer klaren bestimmten Weise festzusetzen. Zu dem Ende hat der Präsident der Vereinigten Staaten seinen Abgeordneten Matchew Calbraith Perry, den außerordentlichen Gesandten der Vereinigten Staaten zu Japan, mit unbedingten Vollmachten versehen. Aehnliche Vollmachten hat der erhabene Herrscher Japans seinen Abgeordneten gegeben, dem Hayaski, mit dem Titel Daigaku no Kami (d. h. Staatskanzler), dem Ido, Fürsten von Tsussima (der Inselgruppe zwischen Korea und Japan), dem Idzuma, Fürsten von Mimasaka (im Südwesten der Insel Nibbon) und dem Adono, zweitem Assessoren im Finanzministerium. Diese erwähnten Abgeordneten sind, nachdem sie ihre Vollmacht gegenseitig ausgewechselt hatten, über folgende Punkte übereingekommen. 1) Zwischen den Vereinigten Staaten Amerika's einerseits und dem Reiche Japan anderseits, so wie zwischen ihren Völkern wird, ohne Ausnahme von Personen und Oertlichkeiten, ein vollkommener, bleibender und allgemeiner Friede stattfinden, so wie eine redliche herzliche Freundschaft. 2) Die Japaner gewähren den amerikanischen Schiffen Zutritt zu dem Hafen Simoda im Fürstenthume Idsu und zum Hafen Hakodade im Fürstenthume Matsmai. So lange die Japaner diese Länder besitzen, können die amerikanischen Schiffe hier Holz, Wasser, Lebensmittel, Kohlen und alles andere einnehmen, was sie bedürfen sollten. Die Eröffnung des ersten Hafens findet statt gleich nach der Unterzeichnung des Vertrags; der zweite wird an demselben Tage des folgenden japanischen Jahres eröffnet werden. Japanische Beamte werden die Preise festsetzen, wofür die verlangten Gegenstände geliefert werden. Die Zahlung geschieht in Gold- oder Silbermünze. 3) Wenn immer amerikanische Schiffe auf die japanische Küste geworfen und dort Schiffbruch erleiden würden, so sollen ihnen die japanischen Schiffe alle mögliche Hülfe leisten und die Mannschaft nach Simoda oder Hakodade bringen. Hier werden sie ihren, zu dem Endzweck dort aufgestellten Mitbürgern übergeben. Alle aus dem Schiffbruche geretteten Gegenstände werden ebenfalls herausgegeben. Die Unkosten für die Rettung oder den Unterhalt der Amerikaner oder der Japaner, welche nach den Küsten der einen oder der andern Nationen verschlagen werden, werden nicht zurückerstattet. 4) Die Schiffbrüchigen und die andern Bürger der Vereinigten Staaten werden so frei sein wie in andern Ländern. Sie dürfen nicht ins Gefängniß geschickt, sollen aber gerechten Gesetzen unterworfen werden. 5) Die schiffbrüchigen Leute und die andern Bürger der Vereinigten Staaten, welche ihren zeitlichen Aufenthalt zu Simoda und Hakodade nehmen, werden keine solche Hindernisse, keine Einsperrung, wie die Holländer und Chinesen in Nangasaki zu ertragen haben. Sie dürfen allenthalben in Simoda, wo es ihnen immer belieben sollte, herumgehen, innerhalb eines Umkreises von sieben japanischen Meilen,*) dessen Mittelpunkt eine kleine Insel ist im Hafen Simoda. Diese Insel ist auf der hier beigefügten Karte verzeichnet. Die Amerikaner können auch zu Hakodade allenthalben frei herumgehen, innerhalb der Grenzen, welche bestimmt werden, sobald ihre Schiffe diesen Hafen besuchen. 6) Wenn andere Waaren für nothwendig erachtet werden, oder wenn es nothwendig ist, sich über irgend eine andere Sache zu verständigen, so wird man von beiden Seiten mit großer Sorgfalt verfahren, um eine Uebereinkunft zu erzielen.

---

*) Von der gewöhnlichen Ri oder japanischen Meile gehen jetzt $21^2/_3$ auf den Grad des Aequators. Es giebt aber in jenem Lande, wie in China selbst, wovon man dieses Längenmaß ebenfalls genommen hat, verschiedenerlei Meilen. Doch ist hier wahrscheinlich die gewöhnliche Meile angenommen.

7) Man ist übereingekommen, daß die amerikanischen Schiffe, welche sich nach den geöffneten Häfen begeben, Gold und Silber verwechseln können und auch Waaren gegen Waaren; doch müssen sie sich den Normen fügen, welche zu dem Endzweck von der Regierung Japans aufgestellt werden. Alle Waaren, welche die Amerikaner eingeführt aber nicht vertauscht haben, dürfen sie wieder mitnehmen. 8) Das Holz, das Wasser, die Lebensmittel, die Kohlen und andere nothwendige Gegenstände können nur mittelst japanischer, hierzu eigens aufgestellter Beamten und in keiner andern Weise erworben werden. 9) Man ist übereingekommen, daß wenn in Zukunft die japanische Regierung einer oder mehreren Nationen Sonderrechte und Vortheile einräumt, welche den Vereinigten Staaten und ihren Bürgern nicht gewährt sind, diese Sonderrechte und Vortheile auch den Vereinigten Staaten und ihren Bürgern gewährt werden sollen, ohne Widerspruch, ohne Zögerung. 10) Die Schiffe der Vereinigten Staaten können, wenn sie die Noth nicht hierzu treibt, nach keinen andern Häfen kommen als nach Simoda und Hakodade. 11) Die Regierung der Vereinigten Staaten wird, nach Verlauf von achtzehn Monaten, von der Unterzeichnung des Vertrags gerechnet, Konsuln oder Agenten in Simoda ernennen, wenn nämlich die beiden Regierungen diese Einrichtung für nothwendig erachten sollten. 12) Die Vereinigten Staaten Amerika's und Japan, so wie die Bürger und Unterthanen der beiden Mächte sind verpflichtet, den gegenwärtigen abgeschlossenen und gehörig unterzeichneten Vertrag genau und getreulich zu beobachten. Der Vertrag wird von dem Präsidenten der Vereinigten Staaten gebilligt und ratifizirt werden, nach Berathung und Zustimmung des Senats, so wie durch den erhabenen Fürsten Japans. Die ratifizirten Verträge werden achtzehn Monate nach ihrer Unterzeichnung, oder auch früher, wenn es möglich ist, ausgewechselt werden. Zur Beglaubigung haben wir die obengenannten Bevollmächtigten der Vereinigten Staaten Amerika's und des Reiches Japan den Vertrag unterzeichnet und mit unsern Siegeln versehen. So geschehen zu Conegaba am 31. März des Jahres unseres Herrn Jesu Christ 1854, und im siebenten Jahre der Periode Kayel, am dritten Tage des dritten Monats. *)

Zur größten Bestürzung der Japaner faßte Perry den Entschluß, ganz nahe an Jeddo heranzusegeln. Als die Bevollmächtigten zuerst davon hörten, waren sie ganz außer sich. Sie machten Vorstellungen über Vorstellungen. Auf die letzte Erklärung des Kommodore's, daß er nur bis in Sicht von Jeddo gehen werde, konnten sie endlich nur mit der Bitte antworten, zu bedenken, daß, wenn die Flotte wirklich unter den Mauern von Jeddo vor Anker gehe, ihnen nichts übrig bleibe, als sich den Tod zu geben. Als am 8. April Vormittags die Anker gelichtet wurden und die stattliche Flotte die Bucht hinaufzufahren begann, nahmen die verstörten Gesichter der Japaner einen wahrhaft verzweifelten Ausdruck an. „O nein, nein," sagten sie, „die Schiffe werden nicht in Jeddo ankern, Kommodore Perry's Herz ist gut, er ist großmüthig und wird unsern Tod nicht wollen." Um zehn Uhr Vormittags kam man in Sicht von Jeddo. Die weißen Häuser erstreckten sich beinahe in einem Halbkreise an dem Ufer, das gegen das obere Ende der Bai ganz flach wurde. Zur Linken lehnte sich eine Vorstadt an eine niedrige Hügelkette von etwa 150 Fuß Höhe. Dem Ufer zunächst stand ein

---

*) Professor Neumann erklärt dieses japanische Datum so: Das bürgerliche oder Mondjahr aller Völker des chinesischen Kultursystems sollte eigentlich am Tage beginnen, wo sie den Frühlingsanfang feiern, den 5. Februar. Man wählt aber in regelmäßigen Jahren, wo kein Schaltmonat stattfindet, den Neumond von Litschun oder Frühlingsbeginn. Der Neumond fiel auf Sonntag den 29. Januar, womit in China und Japan, in Korea und Anam, in den Ländern der Mandschu und der Mongolen das neue Jahr und seine Festlichkeiten begonnen haben. Der erste Monat enthielt 29, der zweite 30 Tage, der 31. März war also ganz richtig der dritte Tag des dritten Monats. Neben dem Cyklus von 60 Jahren haben die Japaner auch die Jahrestitulaturen — Nin o im Japanischen und Nien hao im Chinesischen — aus dem Mittelreich erhalten.

hohes thurmartiges Gebäude, von den Japanern als Leuchthurm bezeichnet, nur aus Holz erbaut und von der Form einer abgestumpften vierseitigen Pyramide. Der untere Theil dieses Gebäudes zeigte nichts als das nackte Balkengerüst, und nur der obere Theil war mit Brettern bekleidet. In der Ferne über den Häusern der Stadt wurde ein Hügel mit ziemlich großen Gebäuden und Mauerwerken sichtbar, die Residenz des Kaisers. Eine halbe Stunde verweilten die Schiffe, dann machten sie zur unaussprechlichen Herzenserleichterung der Japaner Kehrt.

In der nächsten Zeit wurde die Provinz Idsu und der Hafen von Simoda untersucht. Ueber diese Fahrten hat ein deutscher Maler, Wilhelm Heine, der die Expedition begleitete, in der „Allgemeinen Zeitung" einen interessanten Bericht erstattet. Die ganze Provinz Idsu besteht aus einer von Norden nach Süden ins Meer sich erstreckenden Halbinsel, ist durchgängig mit hohen majestätischen Gebirgen bedeckt, und an vielen Stellen der Küste steigen Felswände von 1000 Fuß und darüber senkrecht aus der See. Oft werden Flächen vom Tafelland sichtbar, mehrere tausend Fuß über dem Meer sich hinziehend, und wiederum überragt von noch höhern graus und wild aussehenden Gebirgskämmen. An andern Stellen öffnen sich dagegen auch wieder liebliche grüne Thäler, durch welche muntere Bäche und Flüsse dem Meere zu hüpfen, und Städte und Dörfer liegen gleich Perlenschnüren in dem grünen Sammet der Wiesen und Felder. Zahlreiche Fischerboote sind fortwährend thätig, Jagd auf die Bewohner der blauen Fluth zu machen, und große, wunderlich geformte Dschunken mit ihren schweren Masten und plumpen Segeln führen Handelsgüter von einem Hafen zum andern. An der äußersten Südspitze dieser Halbinsel und nahe dem Kap Idsu liegt der Hafen von Simoda. Ein geräumiges Bassin ist, mit Ausnahme der Einfahrt, von allen Seiten mit mehreren hundert Fuß hohem Hügelland umgeben, und die Steilheit der Ufer erlaubt selbst den größten Schiffen innerhalb Büchsenschußweite vom Lande zu ankern. Am nordwestlichen Ende dieses Hafenbeckens öffnet sich ein Thal, etwas mehr als eine englische Meile breit, und an der Mündung eines muntern Flüßchens liegt die kleine Stadt Simoda, von ungefähr tausend Häusern; etwas weiter nördlich vom Ufer ein zweites Städtchen, Cor-Saky, von 500 Häusern. Das Städtchen Simoda, obschon im Vergleich mit Jeddo, Ossacca, Miako, Nangasaki u. a. nur ein unbedeutender Platz, bietet dennoch viel merkwürdiges und jedenfalls noch neues dar. Alle Straßen sind rechtwinkelig angelegt, jedes Ende derselben mit einem Gitter versehen, das des Nachts verschlossen wird, so daß von einer nächtlichen Straßenkommunikation hier keine Rede sein kann. In der Mitte der Straße läuft ein sechs Fuß breiter und einen halben Fuß erhöhter gut gepflasterter Weg für Fußgänger; die daran stoßenden Häuser, meist nur ein Stockwerk hoch, haben durchgängig eine Art von Veranda nach der Straße hin; bei Kaufleuten stößt hieran das Verkaufslokal, die ganze Fronte des Hauses einnehmend. Bei blos bürgerlichen Wohnungen dagegen ist erst eine Art Vorsaal, etwas wenig höher als der Boden der Straße gelegen, und daneben ein um etwa zwei Fuß erhöhtes Gemach, in welchem vorkommende Besuche oder unbedeutende Geschäfte abgefertigt werden. Der Vorsaal hat nur einen Estrich, das andere Gemach ist jedoch, so wie japanische Zimmer, mit mehr oder weniger hübschen Matten belegt, je nach den Vermögensumständen des Bewohners. Das beste oder Staatszimmer, in welchem auch die neuesten Matten liegen, befindet sich durchgängig auf der Rückseite des Hauses, und hat gewöhnlich die Aussicht in einen Hof, oder bei wohlhabenden Leuten auch auf einen niedlichen Garten, in welchem wohl auch manchmal ein kleiner Fischweiher mit Goldfischchen befindlich ist. Die Küche befindet sich gewöhnlich in einem besondern Seitengebäude, oder bei kleinern Häusern doch wenigstens in der entlegensten Ecke.

Unter Verantwortlichkeit des Ergänzungsblätterverlags in Meißen. — Redakteur Dr. Fr. Steger.
Druck von A. E. Cato in Meißen.

Die nordamerikanische Expedition nach Japan. Kaufleute und Bauern haben besondere Vorrathshäuser, welche, im Gegensatz zu den hölzernen ungemalten Wohnhäusern, entweder mit einem weißen feuerfesten Mörtel überzogen oder theilweise aus Steinen erbaut sind, auch Ziegeldächer haben, während die Wohnhäuser meist nur mit Stroh gedeckt sind. Thüren und Fenster nach unsern Begriffen, und wie man sie selbst in China hat, existiren hier nicht, und eben so sind auch die Scheidewände von ganz anderer Konstruktion. Alle diese sind aus Schiebern gemacht, desgleichen Thüren und Fenster, die, oben und unten in einem Falz laufend, nach Belieben, rechts oder links geschoben werden können, so daß man, alle Scheidewände zur Seite rückend, mehrere Gemächer in eines vereinigen, ja sogar die ganze äußere Seite des Hauses beliebig öffnen oder schließen kann. Für die Außenseite der Wände sind diese Schieber von dünnem Holzwerk gefertigt, stellenweise mit Papier überzogen, das hier die Stelle des bei uns üblichen Glases vertritt; in der Nacht oder bei kalter Witterung wird noch eine zweite Schicht solcher Schieber, aus stärkeren Planken bestehend, darüber angebracht. Des Abends werden die Zimmer mit großen Laternen beleuchtet, die aus leichten Holzrahmen, mit geöltem Papier überzogen, bestehen, worin ein flacher, mit Fett gefüllter Napf mit einem Papierdocht aufgehängt ist. Wie sich von selbst denken läßt, ist diese leichte Struktur der Häuser sehr leicht der Feuersgefahr ausgesetzt, und in der That vergingen auch während des Aufenthalts der Amerikaner in der Bai von Jeddo wenige Nächte, ohne daß der Himmel an einer oder mehreren Stellen zugleich von Feuersbrünsten geröthet war. Die Japaner suchen diesem Uebel durch große Wachsamkeit und Gegenanstalten verschiedener Art zuvorzukommen; selbst in dem kleinsten Dorfe befindet sich eine Art von Wachthaus, in welchem Feuereimer, Leitern, Feuerhaken und sogar auf sehr einfache Art aus Holz gefertigte Feuerspritzen aufbewahrt werden, die allerdings noch sehr mangelhaft und ungenügend sind. In größeren Ortschaften und Städten sind natürlich auch mehrere solche Stationen vorhanden, und auch eine bestimmte Anzahl Wächter stets zur Hand, um auf ein gegebenes Signal zu Hülfe zu eilen. In den Häusern wie auf den Straßen herrscht eine große Reinlichkeit, und selbst letztere werden alltäglich wenigstens einmal gefegt; eben so pflegen die Bewohner alltäglich zu baden. Wohlhabendere haben das Bad im Hause, Aermere besuchen öffentliche Badeanstalten, alle aber baden sehr warm, oder richtiger gesagt heiß, wodurch ihre Haut sehr spröde und rauh wird. Am Fuße der Hügel und noch zwischen den letzten Häusern der Stadt befinden sich acht ziemlich große Tempel, die neben den für den Gottesdienst bestimmten Gebäuden noch andere zum Gebrauche der Priester, so wie für Reisende von Auszeichnung, die man hier meist in Tempeln eingequartirt, enthalten. Der für den Gottesdienst bestimmte eigentliche Tempel enthält eine geräumige Halle, deren Hauptaltar in seiner Ausrüstung sehr den Altären der Chinesen und derer in Indo-China gleicht; besonders sind Vasen mit Lotosblumen, so wie Rauchbecken und Kandelaber vorherrschend. Zur Linken des Altars steht ein niedriges Tischchen, darauf zwei bronzene Glocken von schönem vollen Ton, die kleinere eine Quinte höher als die größere gestimmt, und zu jedem dieser Becken ist ein besonderer Schlägel. Links neben diesem Tischchen steht ein niedriges Lesepult, worauf drei Bücher, die Gebete enthalten. Rechts daneben befindet sich eine, etwa anderthalb Fuß im Durchmesser enthaltende hohle hölzerne Kugel mit einem Einschnitt, einer riesenhaften Schlittenschelle gleichend, welche gewöhnlich sehr schön roth lackirt und mit goldenen Verzierungen versehen ist. Der pontifizirende Priester kniet bei Sonnenaufgang und Sonnenuntergang, die beiden Hauptzeiten für die Verrichtung der Andacht, vor diesem Tischchen, schlägt zuerst an das größere Becken, und während dies noch fortklingt, beginnt

er im näselnden Tone Gebete abzulesen, wozu er auf der hölzernen Kugel den Takt angiebt, und gelegentlich auch einmal das kleinere Metallbecken dazwischen tönen läßt. Die Andächtigen knieen vor dem Altar und reiben fortwährend eine Art von Rosenkranz zwischen ihren gefalteten Händen. Bevor sie den Tempel verlassen, werfen sie entweder eine kleine Geldgabe in den Opferkasten oder bringen solche dem Priester selbst in Gestalt von Reis, Fischen oder sonstigen Lebensmitteln dar. Auffallend ist es, daß dabei nichts von den abergläubischen Ceremonien und Wahrsagerstückchen der Chinesen zu bemerken war, sondern der Gottesdienst lediglich aus wirklichen Gebeten zu bestehen schien.

In den Tempeln hängen ganze Reihen von Zöpfen, welche Japaner in Folge eines Gelübdes sich abgeschnitten haben. Ein anderer Schmuck der heiligen Gebäude sind allegorische Bilder und andere Malereien. Eines der Gemälde, welche die Amerikaner sahen, stellte die japanische Legende vom Teufel dar, welcher nur von Frauenherzen lebte und dadurch so gefährlich wurde, daß drei tapfere Prinzen ihn zu tödten beschlossen. Gott, der ihnen als Einsiedler erschien, gab ihnen ein Gefäß mit Saki, eine alte Frau, die an einem Flusse wusch, zeigte den Eingang zur Hölle. Die Prinzen gaben ein Gelag, machten den Teufel mit Saki betrunken und schnitten ihm den Kopf ab. Die aufwartenden Teufelchen waren auf dem Gemälde alle mit grünen Leibern und rothen Haaren dargestellt. An den meisten Kapellen hängt eine große kupferne Schelle mit einem Strohseil daran; das Läuten gilt einem Gebet gleich. Die Priester tragen von einem kreppartigen Stoff, der eine schwarze, braune, grüne, gelbe, auch rosenrothe Farbe hat, lange faltenreiche Gewänder. Bei gottesdienstlichen Verrichtungen hängt eine Stola von der linken Schulter zur rechten Hüfte nieder, bei einem sah man eine Kopfbedeckung, die mit einer Bischofsmütze große Aehnlichkeit hatte. Trunk, Völlerei und das bekannte unnatürliche Laster des Orients sollen bei ihnen sehr gebräuchlich sein. Zuweilen zeigten sich Bettelnonnen, schwarze Schleier über den plattgeschorenen Kopf tragend, und man sagte den Amerikanern, daß diese Frauen im Lande umherzögen, sich für Geld den Männern hingäben und den Erlös ihrer Wanderungen ihrem Kloster zurückbrächten. Ein Eremit, den man sah, trug einen Rosenkranz, den er beim Beten rieb, und einen mit japanischen Charakteren bemalten hölzernen Kasten zur Aufnahme von milden Gaben.

Die Kleidung der Frauen besteht aus einem bis auf die Wade reichenden Kaftan, der auf der Vorderseite offen ist und dessen über einander geschlagene Enden durch einen breiten Gürtel gehalten werden. Dieser Gürtel, der sehr tief auf den Hüften und oft sogar noch unterhalb derselben getragen wird, ist das Hauptkleidungsstück der Frauen. Kostbare Verzierungen, mit denen der ausschweifendste Luxus getrieben wird, bedecken ihn; er ist einen Fuß breit und endet auf dem Rücken in einer ungeheuren Schleife. Die weiten Aermel des Kaftans reichen bis zum Handgelenk und sind gewöhnlich weiß. Auf den Haarputz wird eine Sorgfalt verwendet, welche die sehr weichen und meist schwarzen Haare der Japanerinnen wohl verdienen. Das Haar wird von allen Seiten des Kopfes nach der Mitte des Scheitels emporgekämmt und dort in einen Knoten geschlungen. Mehrere kleine Kämme und Nadeln von mehr oder minder kostbarem Stoff befestigen das Haar, über das bei festlichen Gelegenheiten ein Netz von glänzender Farbe gebreitet wird. Die Japanerinnen sind hübsch, manchen würden sogar in Europa für schön gelten, aber sie entstellen sich durch eine Malerei, die von vielen sehr weit getrieben wird. Allgemein ist für das ganze Gesicht eine weiße und für die Lippen eine Karminschminke im Gebrauch. Verheirathete Frauen rupfen sich auch die Augenbraunen aus und färben ihre Zähne schwarz. Der für den letzten Zweck dienende Stoff ist eine sehr starke Beize.*) Ein amerikanischer Schiffs-

---

*) Nach Thunberg besteht die Farbe aus Eisenfeilspänen, Saki und Urin.

junge, der sich färbte, hatte acht Tage lang einen dick aufgeschwollenen Mund und richtete sein Zahnfleisch dergestalt zu Grunde, daß er fast alle Zähne verlor.

Von den berüchtigten Theehäusern der Japaner sah man in Simoda nichts, wohl aber bemerkte man bei den Frauen niederen Standes einen gänzlichen Mangel an Schamhaftigkeit. In den öffentlichen Badehäusern badeten alle Alter und Geschlechter in paradiesischem Kleide unter einander. Auch wenn Amerikaner eintraten, legte man sich keinen Zwang an, höchstens, daß eins oder das andere Mädchen, von plumpen Scherzen dazu getrieben, die Stellung der mediceischen Venus annahm. Diese Schamlosigkeit wird durch die Kleidung, den oben erwähnten Kaftan, hervorgerufen oder wenigstens befördert. Bei ruhiger Haltung bedeckt der Kaftan den Körper nothdürftig, aber bei schnellerem Gehen wird der ganze Busen und selbst ein Theil der Beine sichtbar. Die anständigen Frauen der höheren Klassen machen deshalb ganz kleine Schritte, und junge schamhafte Mädchen raffen wohl alle Kleidungsstücke zwischen den Knieen zusammen, was sie zwingt, beim Gehen mit jedem Fuß einen Halbkreis zu beschreiben. Ganz unanmuthig wird diese Gangart durch die drei bis vier Zoll hohen Brettchen, die unter den Sandalen getragen werden und dem Auftreten etwas Wackeliges geben.

Nachdem die nautischen Vermessungen der Bucht von Simoda beendet waren, lichtete man die Anker, um Hakodade, dem zweiten der den Amerikanern eingeräumten Häfen, einen Besuch zu machen. Am 16. Mai 1854 umsegelten die Schiffe das Vorgebirge Toriwi-Saki, die nordöstliche Spitze der Insel Nipon, und traten in die Straße von Sangar, welche Nipon von der Insel Jezo trennt. Dieses Vorgebirge endet in einer Gruppe verstreuter Felsen und Riffe, die theils unter dem Wasser versteckt sind, theils sichtbar in Zacken über dem Spiegel hervorragen. Eine starke Strömung von einer deutschen Meile in der Stunde, die an den beiden Ufern in entgegengesetzten Richtungen läuft, und starke Nebel machen diese Straße sehr gefährlich. Am 17. kam die Flotte in einen solchen Nebel, welcher die größte Vorsicht nöthig machte, doch klärte sich das Wetter auf und man sah nun bald den gewaltigen Felsen, der sich über der Bai von Hakodade erhebt.

Die nordamerikanischen Offiziere, welche Gibraltar kannten, erklärten Hakodade für eine Doublette jenes unvergleichlichen Hafens. „Die geräumige und herrliche Bucht," sagt Lieutenant Maury, welcher die Aufnahme besorgte, „ist in Betreff ihrer Zugänglichkeit und Sicherheit eine der herrlichsten auf Erden." Sie liegt nördlich der Sangarstraße, halbwegs zwischen dem Vorgebirge (Saki) Sirija und der Stadt Matsmai. *) Die größte Ausdehnung beträgt in der Breite über anderthalb deutsche Meilen, der Eingang öffnet sich in einer Länge von einer halben Meile, und die Tiefe ist so, daß die größten Schiffe überall auf eine Viertelstunde ans Land herantreten können. Den vortrefflichen Ankergrund bildet ein zäher Schlamm, Felsenriffe und Untiefen haben die sorgfältigen Messungen der Nordamerikaner nirgends gefunden. Schwere Seen können kaum vorkommen, da der Eingang des Hafens rechtwinkelig auf die Straße von Sangar stößt und die weiteste Entfernung des gegenüberliegenden Landes nicht mehr als fünf bis sechs deutsche Meilen beträgt. Ueberdies wird der Eingang beschützt durch eine von Norden nach Süden laufende Sandbank und gegen Südost von einer kleinen Landenge, an deren Ende der an Gibraltar erinnernde Felsen seine Massen in die Luft emporsteigen läßt.

Man war in der Mitte des Mai, und doch bedeckte die meisten Berge und selbst die niedrigen Hügel noch Schnee. Fünf Ströme oder Bäche ergossen von

*) Die astronomische Ortsbestimmung ergab 41° 49′ 22″ nördlicher Breite und 140° 47′ 45″ östlicher Länge mit 4′ 30″ westlicher Abweichung.

verschiedenen Richtungen her ihr klares Wasser in die Bucht. An den Mündungen dieser Einflüsse waren Fischer beschäftigt, ihre Vorbereitungen für den nun beginnenden Lachsfang zu treffen. Sie hatten große Kessel mit Oefen aufgestellt, in denen sie eine gewisse Gattung Sauerweide mit Wasser abkochten und dann die Netze in diesen Abguß warfen, wodurch dieselben dunkel gefärbt und zugleich gegen das Verfaulen geschützt wurden. Die kaiserlichen Bevollmächtigten waren von Jeddo noch nicht eingetroffen, und die Einwohner, von den neuesten Vorgängen noch nicht unterrichtet, verriethen Angst und Schrecken. Viele ergriffen, als die vielen großen Schiffe erschienen, die Flucht und nahmen ihre besten Sachen mit sich fort. Das Räthsel löste sich später. In der Nähe war der russische Kapitän Golownin gefangen worden, und Admiral Ricord hatte darauf einen Versuch gemacht, die Stadt mit Bomben zu bewerfen. 1849 war die Mannschaft eines amerikanischen Schiffes, das ein Sturm ans Land getrieben hatte, in Matsmai ins Gefängniß gesetzt worden, und die Japaner glaubten nun, daß die fremden Schiffe für diese Beleidigungen Rache nehmen wollten. Als der Statthalter an Bord kam, klärte sich das Mißverständniß auf, doch wirkte der Schrecken noch ein paar Tage nach. Die ersten Male fanden die Amerikaner, wenn sie ans Land gingen, alle Häuser der Dörfer verschlossen und die meisten Thüren sorgfältig zugenagelt. An manchen Thüren war ein Bildniß des Teufels mit Hörnern und einer großen Ofengabel angeklebt. Die einzigen lebenden Wesen, die sich sehen ließen, waren Soldaten, die zur Bewachung der Dörfer zurückgeblieben waren, und Hunde, welche die bewaffnete Macht in diesem Geschäft unterstützten. Auch von den Dschunken, die bei der Ankunft der Amerikaner zahlreich vor Anker lagen, hatten die meisten die Flucht ergriffen, aber es waren doch etwa zweihundert geblieben.

Die Stadt Hakodade lehnt sich an den erwähnten Felsen. Die beiden Hauptstraßen laufen, die eine etwa dreißig Fuß über die andere erhaben, mit dem Strande gleich, Querstraßen ziehen sich den Berg aufwärts. Hakodade mag zwischen 4 bis 5000 Häuser und etwa 20,000 Einwohner haben. Die Häuser, alle geräumig und gut gebaut, erinnern auf das lebhafteste an die Schweiz. Gleiche Bedürfnisse erzeugen überall gleiche Gewohnheiten. Das flache Dach ist mit Schindeln gedeckt und durch lange Stangen und schwere Steine gegen die Einwirkung des Sturms gesichert. Am obern Stockwerk laufen rings um das ganze Haus überragende, weit ausladende Galerien. Vor der Thür erhebt sich ein Vorhaus mit einem eigenen, ebenfalls weit vorspringenden Giebel, der wie die Säulen, auf denen er ruht, mit geschmackvollem Schnitzwerk geziert ist. Damit alles an die Schweiz erinnere, befinden sich auf den Höhen Ziehbrunnen, an deren langer Stange der Eimer hängt, und über der Stadt wird ein Wald als Schutz gegen die Lavinen gepflegt. Alle Häuser sind zweistöckig, die der Hauptstraßen haben zu ebener Erde gewöhnlich einen Verkaufsladen. Die Waaren, welche die Amerikaner in diesen kauften, waren eben so billig als von ausgezeichneter Qualität. Unter den musikalischen Instrumenten befand sich eine Zither, bald mit drei bald mit fünf Darmsaiten, deren oberer Kastendeckel gleich den Banjos der Neger in Nordamerika aus Pergament bestand. Eine Flöte von Bambusrohr mit Löchern ohne Klappen war sehr einfach gebaut, aber sowohl das Mundloch als die Fingerlöcher waren so groß, daß die nordamerikanischen Musiker das Instrument nicht spielen konnten. Ein drittes Instrument, der Tyroler Zither ähnlich, nur viel länger und mit fünf Metallsaiten, wurde mit einem zwischen Daumen und Zeigefinger gehaltenen Hölzchen gespielt. Taschenuhren, die man in der Bai von Jeddo bei mehreren höheren Beamten gesehen hatte, gab es in Hakodade keine, dagegen viele, zum Theil sehr künstliche Wanduhren. Die meisten Japaner hatten Sonnenuhren, welche die Zeit sehr richtig angaben; manche trugen in einem Kästchen von Metall, das in den Gürtel gesteckt wurde, Schreibzeug, Sonnenuhr, Kompaß, einen kleinen Maßstab und zuweilen sogar einen kleinen Quadranten.

Vier große Haupttempel erheben ihre Dächer über die andern Häuser von

Hakodade, außerdem giebt es noch eine Menge kleiner Tempel oder Kapellen. Der eine der Haupttempel, der geräumigste von allen, hält zwischen 250 und 300 Fuß ins Geviert. Er ist ganz bedeckt mit schönen Holzarbeiten in Hautrelief. Unter den Verzierungen wiederholen sich am häufigsten Kraniche und Schildkröten, welche in Japan die Embleme der Schönheit und der glücklichen Zukunft sind. An den Ausladungen der Dächer sind häufig Eber und Drachen angebracht, an andern Gebäudetheilen Hasen, Stiere und Pferde. Im Innern standen fünf Altäre, ein Hauptaltar und vier kleinere. Sie hatten in manchen Beziehungen mit den Altären katholischer Kirchen Aehnlichkeit, sogar ein Tabernakel fehlte auf ihnen nicht, und unter diesem stand eine in Holz geschnitzte weibliche Figur mit einem Schleier über dem Kopfe, ähnlich wie die heilige Elisabeth dargestellt wird. In einem der Tempel, der den Naturgottheiten gewidmet sein mochte, thronte rechts vom Portal der Donnergott, von rothen züngelnden Blitzen umgeben, links der japanische Aeolus, die Winde in einem Sack auf der Schulter tragend. Als zwei stürmische Tage eintraten, sagten zwei japanische Priester in diesem Tempel fortwährend Gebete her.

Der Felsen, an dem Hakodade hinauf gebaut ist, hat eine Höhe von beinahe funfzehnhundert Fuß. Er muß eine gewisse Heiligkeit besitzen, denn seinen Gipfel nimmt ein zwölf Fuß hohes Gnadenbild des Buddha ein, und auf dem Wege zur Spitze, der in Zickzack läuft, sind neben hölzernen Portalen mehrfach kleine Gnadenbilder aufgestellt, so daß das Ganze unsern Leidensstationen gleicht. Dieser Weg führt zu drei Tempeln, die an der Seite des Berges, der letzte noch fünfhundert Fuß unter dem Gipfel, erbaut sind. Der Buddha oben ist in knieender Stellung und schlafend abgebildet. Außer diesen Heiligenthümern befinden sich auf dem Felsen nach der Seeseite zu Wachthäuser von Matten errichtet. Zum Schutz des innern Hafens dient eine Batterie mit einem Magazin und mit Kasernen. Zwei Kanonen waren in der Batterie aufgestellt, von dem Kaliber eine Ueberzeugung zu gewinnen war unmöglich, so sorgfältig hatten die Japaner ihre Geschütze durch Hüllen und Ueberbauungen verdeckt. Von dem Gipfel des Berges beherrscht das Auge einen weiten Umkreis von Meer und Land. Die Stadt am Fuße bildet den Vorgrund, gegen Norden liegt die Bai von Hakodade, dahinter erschließt sich ein geräumiges Thal, auf drei Seiten von Gebirgen eingefaßt, weiter südlich liegt die Bai von Sangar mit ihren schroffen Ufern, und jenseits der Straße oder Meerenge von Sangar, die den Süden und Westen einnimmt, erblickt man die Hügel von Nipon, welche sich wiederum hinter einer Spitze der Insel Jezo verlieren, die mit hohen schneebedeckten Bergen gekrönt ist.

Die Umgebung von Hakodade bildet eine theils steinige, theils zu Wiesenland benutzte Ebene. Die Tiefe der Ebene bis zu den Gebirgen, welche sie im Hintergrunde schließen, wechselt von einer bis zu zwei deutschen Meilen. Der Gebirgsstock zieht sich halbmondförmig um die Bai herum, seine Höhen erheben sich von 1200 bis 3000 Fuß; im Osten sind die Abhänge steil, im Westen flachen sie sich ab, indem sie dem Ufer näher treten. An den fünf Flüssen, von denen nur einer, der Kamida, genannt wird, liegen zahlreiche Ortschaften, umgeben von Feldern und Küchengärten. An den Mündungen der Flüsse haben sich Fischerdörfer gebildet. Der Fischfang scheint zu den Hauptnahrungsquellen zu gehören. Im Frühjahr erscheint der Lachs in großen Mengen, um die Flüsse aufwärts zu gehen und dort zu laichen. Die Fischzüge der Amerikaner waren in der Regel sehr ergiebig. Oft fing man prachtvolle Lachse, die bis zu funfzehn Pfund wogen, eines Tages sogar bis zu dreißig Eimer Fische, darunter allein dreiundzwanzig Stück schöner Lachse. In den Waldungen, welche die Gebirge bedecken, werden in Meilern viele Kohlen gebrannt, und schmale Pfade dienen als Wege für die Saumthiere, welche Holz und Kohlen in die Ebenen hinunterschaffen. Oben hören diese Pfade jedoch auf, und ein fast undurchdringliches Dickicht macht das weitere Vordringen sehr schwierig. In den Gebirgen halten sich Bären auf, von denen

aber keiner geschossen wurde. Im übrigen lieferte das Jagdglück manche interessante Ausbeute. Der Fuchs dieser Gegend ist röthlichgelb, etwas größer als der deutsche Fuchs, und hält im Bau und in der Kopfbildung die Mitte zwischen dem südamerikanischen Coyota und dem Rothfuchs. Neu waren den Amerikanern mehrere Vogelarten: eine sehr schöne Gattung von Wildenten mit einem langen goldgrünen Kamm und mit fünf grau und weiß gesprenkelten Federn, die sich bogenförmig über jeden Flügel krümmen; eine Art von Taucher, dem Tupan ähnlich, mit einem großen hornartigen Auswuchs über der Nase; eine kleine Gattung allerliebster Rebhühner; Schnepfen von ungewöhnlicher Größe und vor allem eine ganz besondere Art kleiner Wasserschnepfe, kaum vier Zoll lang, mit weißer Brust, braunem Hals, schwarzem Kopf und silbergrauen Flügeln, vielleicht der kleinste Vogel mit Schwimmhäuten, den es giebt.

Die Bewohner von Hakodade sind durchgängig von kleinem Wuchs, oft kaum fünf Fuß hoch. Die großen unter den amerikanischen Offizieren und Matrosen erregten allgemeines Aufsehen und wurden sichtlich mehr geachtet, als die kleineren. Die Hautfarbe der Bewohner von Jezo war weißer, als jene der Bevölkerung des südlicheren Nipon. Alle hatten eine große Herrschaft über sich und zeigten äußerlich die besten Sitten. Mehrere der Vornehmeren waren wirkliche Muster feingebildeter und wohlgezogener Männer und benahmen sich sowohl als Gäste wie als Wirthe mit einer herzgewinnenden Liebenswürdigkeit. Es schien überall ein nicht unbedeutender Wohlstand zu herrschen. In einem Dorfe am Fuße der Gebirge, das die Amerikaner auf einem ihrer Jagdausflüge berührten, wurden sie von dem Ortsvorsteher mit Reiskuchen, eingemachtem Rettig, vorzüglich geräuchertem Lachs in dünnen Scheiben, Thee und Konfekt bewirthet. Die Gesetze sind streng, namentlich der Diebstahl wird mit den härtesten Strafen, unter Umständen mit dem Tode bestraft. Auch die Handhabung der Gesetze ist eine strenge. Man sieht viele Wächter und Polizeidiener, welche in großem Ansehen stehen. Bei gewöhnlichen Gelegenheiten führen sie einen Stab, der mit der Keule der englischen und amerikanischen Konstabler Aehnlichkeit hat. Er besteht aus Eisen, ist zwölf bis funfzehn Zoll lang und einen Zoll dick. Zum Schutz der Hand ist unten ein aufwärts gekrümmter Haken angebracht, zur Befestigung der Waffe am Handgelenk dient eine am Stock befestigte starke seidene Schnur. Für Nothfälle tragen die Wächter und Polizeidiener im Gürtel die üblichen zwei Schwerter, von denen sie aber nur auf Befehl ihres Kommandanten Gebrauch machen dürfen. Sie sind militärisch organisirt und beweisen bei Tumulten und Volksaufläufen eine große Gewandtheit. Zu den guten Einrichtungen gehören die Löschanstalten. In den verschiedenen Theilen von Hakodade sind Standquartiere für Löschmannschaften eingerichtet, und an jeder Straßenecke ist ein zwei Zoll starkes Brett befestigt, an welches die Wächter, deren jede Straße mehrere hat, bei einem ausbrechenden Feuer mit ihrem eisernen Stock anschlagen und so das Lärmzeichen geben. Der erste Befehlshaber einer Löschgesellschaft, welcher an Ort und Stelle anlangt, pflanzt seine Fahne auf und erwirbt dadurch das Recht, das Feuer allein zu löschen. Nur auf sein ausdrückliches Verlangen darf ihm eine andere Gesellschaft Hülfe leisten, und dieses Verlangen wird sehr selten gestellt, denn die Japaner sind sehr eifersüchtig auf die Ehre, ein Feuer allein bewältigt zu haben.

Zur Herstellung eines freundschaftlichen Verhältnisses zwischen Japanern und Amerikanern trug die vortreffliche Schiffsmusik sehr viel bei. Die Japaner sind leidenschaftliche Liebhaber, wenn auch nicht eben große Kenner der Musik. Die Vorträge der gut geschulten Musikchöre wie die Gesänge der Neger unter der Schiffsmannschaft erregten ihnen gleiches Behagen. Mochte die eine oder die andere Produktion stattfinden, immer liefen sie in Menge herbei und riefen ein Mal über das andere: „Kussi, Kussi!" was bei ihnen ein Zeichen des höchsten leiblichen wie geistigen Wohlbehagens ist. Ihre Gastfreiheit äußerte sich darin, daß nie Jemand, welchem Stande er auch angehörte, vermocht werden konnte, eine

Bezahlung in Geld anzunehmen. Selbst Kupfermünzen, die man unter die Kinder der Dörfer vertheilte, fand man bei der Rückkehr im Boot wieder. Pulver und Blei, Knöpfe und andere Kleinigkeiten wurden als Geschenke angenommen.

Die letzten Tage des Aufenthalts der Amerikaner in Hakodade waren alle neblig. Diese Nebel sind im Mai, Juni und Juli sehr häufig und werden fast durchgängig von Ostwinden angemeldet oder begleitet. Aus der Lokalität schlossen die Amerikaner auf ein gesundes Klima, und die vielen alten Leute, welche man sah, bestärkten diese Voraussetzung. Man verließ nun Hakodade, nachdem das Lootsenwesen und Anderes geordnet war, und war am 7. Juni Mittags wieder in Simoda zurück. Hatte man schon früher in ungünstiger Jahreszeit, als es häufig reifte, der landschaftlichen Schönheit sich erfreut, so war man jetzt entzückt davon. Die ganze Landschaft gleicht sehr den Salzburger Alpen, nur daß statt der dortigen Wiesen und Matten hier ein buschiger Grasboden ist, auf dem hier und da Felsstücke zerstreut sind. Zwischen diesen wächst eine Beere, die gesuchte Nahrung des Fasans. Der gemeine japanische Fasan ist ein starkes Thier, der eine Schwere bis zu acht Pfund erreicht. Er ist silbergrau, Hals, Brust und Schenkel schimmern von einem goldigen Dunkelgrün, der obere Theil der Schulter ist goldbraun, und um das Auge zieht sich ein grellrother Fleck. Der Goldfasan oder Simmering ist ein herrliches Thier, dessen schimmerndes Gefieder nur mit goldig durchleuchtender Kochenille verglichen werden kann. Was diese Gegend vor Salzburg voraus hat, das ist das dunkelblaue Meer mit seinen vielen Inselgruppen, unter denen namentlich Ohosima hervorsticht. Diese ganze Insel ist wie Usima vulkanisch, und der höchste Gipfel derselben ist ein kesselartiger Krater, aus dem beständig weißer Rauch in dicken Wolken emporquillt. Die ganze Linie des Gebirgs (so schildert sie Wilhelm Heine) sieht schwarz und verbrannt aus, in südlicher Richtung erstreckt sich ein Lavastrom bis ins Meer herab, dessen Risse und Klüfte mit rothgrauer Asche gefüllt sind. Die übrigen Hänge des Gebirges sind jedoch mit frisch grünender Vegetation bedeckt, und zwei oder drei Städtchen mittlerer Größe liegen malerisch auf schroffen Klippen, halb zwischen hohen Bäumen versteckt.

In Simoda fand man wieder kaiserliche Bevollmächtigte vor, mit denen die letzten über den Verkehr zu treffenden Bestimmungen geordnet wurden. Die Japaner machten hin und wieder noch Schwierigkeiten, um schließlich alles zu bewilligen, was gefordert wurde. Schiffbrüchige Amerikaner sollen Hülfe finden, auf welchen Punkt des japanischen Gestades sie auch geworfen werden. Japanische Lootsen bringen die Schiffe in den Häfen, welche dem Handel geöffnet sind, sicher vor Anker, wofür eine mäßige Bezahlung geleistet wird. Holz, Wasser, Lebensmittel aller Art und Kohlen in genügender Menge werden gegen Bezahlung in Geld oder Waaren verabfolgt, und in einem Umkreise von zehn Seemeilen der Städte Simoda und Hakodade können sich Amerikaner in der Umgegend ergehen. Am 15. Juni war der letzte offizielle Besuch des Kommodore bei den kaiserlichen Bevollmächtigten, und es fand das vorletzte jener Feste statt, welche wir bereits beschrieben haben. Den Schluß machte ein kleines Feldmanöver der Amerikaner, bei dem die Schnelligkeit und Genauigkeit, womit das Geschütz feuerte und das Fußvolk seine Bewegungen ausführte, den Beifall und die Bewunderung der Japaner in hohem Grade erregten. Einige Tage später war noch ein Abschiedsfest am Bord des amerikanischen Flaggenschiffs. Am 24. Juni gingen die Schiffe auf die Rhede hinaus, wo sie nachmals Anker warfen. Hier statteten die japanischen Freunde den letzten Besuch ab und tauschten mit ihren Gästen Geschenke aus.*)

---

*) Gohara-Isabura, ein Offizier des Statthalters, sandte seinem Freunde W. Heine eine schöne Tabakspfeife mit Tabaksbeutel nebst einem sehr zierlich gearbeiteten und mit Perlmutter

Am 25. blies ein scharfer Sturm aus Südwest, der den Schiffen die Abfahrt nicht gestattete. Am folgenden Tage verließen die Amerikaner die Küste, die ihnen so unerwartet zu einer gastlichen geworden war.

Zum dritten Male wurden die Liu-kiu besucht. So oft Kommodore Perry für den Verkehr mit diesen Inseln Erleichterungen zu erlangen bemüht gewesen war, hatten die Japaner geantwortet, daß sie über Liu-kiu keine Oberherrlichkeit in Anspruch nähmen. Kommodore Perry lud daher bei seiner Rückkehr den Regenten Scho Fuping zu einem Vertrage ein, der auch am 11. Juli 1854 (im 4. Jahre, 6. Monat, 17. Tage des chinesischen Kaisers Hienfong) in der Stadthalle zu Napa abgeschlossen wurde. Dieser Vertrag räumt den Amerikanern noch größere Rechte ein, als der mit Japan geschlossene. Alle Bürger der Vereinigten Staaten, welche nach den Liu-kiu kommen, sollen freundlich empfangen werden. Alles, was sie verlangen, muß ihnen von den Beamten wie von der Bevölkerung um einen billigen Preis abgelassen werden. Die Amerikaner dürfen auf den Inseln gehen, wohin sie wollen, und es dürfen ihnen keine Beamte oder Spähler folgen. Sollte ein Amerikaner rechtswidrig handeln, so wird er verhaftet und seinen eigenen Behörden übergeben. Zu Tumai wird den Fremden ein Begräbnißplatz überlassen; die Gräber und Grabmonumente dürfen keine Beschädigung erfahren. Die übrigen in Napa getroffenen Vorkehrungen hinsichtlich der Lootsengelder u. s. w. gleichen ganz den in Japan selbst vereinbarten Bestimmungen. Am 22. Juli war Kommodore Perry in Hongkong zurück, die Expedition hatte ihr Ende erreicht.

Die amerikanische Fahrt nach Japan ist das wichtigste Ereigniß unter den Reisen der neuesten Zeit. Die englische Expedition nach Centralafrika erregt ein größeres wissenschaftliches Interesse und fesselt uns mehr wegen der persönlichen Theilnahme, die wir den kühnen Reisenden Barth und Vogel widmen, aber an kulturhistorischer und praktischer Wichtigkeit steht sie der nordamerikanischen Expedition nach Japan nach. Die Reise in Centralafrika füllt eine geographische Lücke aus, die nach Japan setzt das letzte Glied ein, welches in der großen Kette des Weltverkehrs noch fehlte. Der Austausch der Ideen im großen gewinnt ein neues fruchtbares Feld. Die Japaner studiren bereits die Erfindungen des Westens, machen sich mit Eisenbahnen und elektrischen Telegraphen bekannt, uns schließt sich eine terra incognita auf, der wir nicht blos Waaren für den Marktverkehr, sondern auch manches geistig zu verwerthende Gut entnehmen können und werden. Im ganzen nordöstlichen Asien bahnt sich ein vollkommener Umschwung an. Matsmai handelt mit den Kurilen, mit Kamtschatka; diesen Verkehr werden die Amerikaner erweitern, die Amurgegenden, Kamtschatka, Sibirien in ihren Einfluß hineinzuziehen suchen. Durch den Vertrag mit Japan wird die große um die Erde laufende Dampfschifffahrtslinie vervollständigt. Ist zwischen Schanghai, Hakodade, Honolulu und San Francisco eine regelmäßige Dampfschifffahrt eingerichtet, womit die Amerikaner nicht zögern werden, so können wir in Deutschland

---

eingelegten Theekästchen. Dabei lag eine Probe japanischer Poesie, welche Heine frei übersetzt hat, wie folgt:

Wenn durch der Kiefern Wipfel Abendwinde säuseln
Und aus der goldnen Pfeife sich die blauen Wölkchen kräuseln,
Dann nimm der gelben Blätter einige in Deine Hand
Und brau im irdnen Topf den würzgen Labetrank.
Gleich nach dem ersten Zug wird Dir das Herz dann leicht,
Du rufst dem Diener, der den zweiten schnell Dir reicht;
Ein Wohlgeschmack erfüllt den Mund, die Brust wird weit
Und in die Seele zieht Zufriedenheit.
O würzig Blatt, das uns Erlabung spendet,
Bring in Erinn'rung mich, der diese Gaben sendet.

Briefe und Zeitungen aus Japan und dem russischen nordöstlichen Asien in 70 bis 75 Tagen erhalten. Für den Walfischfänger und andere Schiffe, welche in den gefährlichen Meeren Japan's zu thun haben, eröffnen sich sichere Zufluchtsstätten. Die Zahl der erstern ist groß; 176 nordamerikanische Walfischjäger besuchten in einem Jahre die Straße von Sangar, und diese große Zahl erweckte den Japanern eine Furcht vor den Nordamerikanern, welche den Abschluß des Vertrags nicht wenig begünstigte.

Die Einführung des letzten geschlossenen Reichs in die Weltgeschichte und Weltbewegung ist ohne Demüthigung, aber auch ohne Gewalt bewirkt worden. Kommodore Perry's Benehmen blieb immer gleich fest und gemäßigt. „Wir kommen nicht", erklärte er den kaiserlichen Bevollmächtigten, „um Gnaden entgegenzunehmen, sondern um Gnaden auszutheilen. Ihr seht, wir haben die Mittel in Händen, uns anzueignen, was wir wollen, Euch zu behandeln, wie uns gefällt. Wir sind aber menschenfreundlicher Gesinnung und lassen uns gern herab. Wir wollen Euch so behandeln, als wäret Ihr an Macht und Würde ebenbürtig, wir wollen einen Vertrag mit Euch schließen." Daß diese Ansicht und Grundlage, von der Perry ausging und an der er unverrückt festhielt, zum Ziele führte, ist für künftige Fälle lehrreich. Die europäischen Mächte, die mit ihren Demüthigungen nie etwas erreicht haben, wissen jetzt durch das Beispiel der Nordamerikaner, wie man mit barbarischen und halbbarbarischen Völkern umzugehen hat.

Paul Tschitschagow, russischer Admiral, wurde 1762 geboren und trat 1782 unter Katharina II. in den Seedienst. Schon bei seinen ersten Seeschlachten gegen die Schweden bei Oeland und Reval, die in das Jahr 1789 fallen, zeigte er eine solche Tapferkeit, daß er mit einem Ehrendegen beschenkt und zum Schiffskapitän ernannt wurde. Als Katharine gestorben war, hielt Kaiser Paul I. eine Heerschau über seine Flotte im finnischen Meerbusen, bei der er übrigens nichts sah, da ein starker Anfall von Seekrankheit ihn nöthigte, vom Lande und aus der Ferne zu beobachten. Nach dieser sonderbaren Heerschau wurden Ehren vertheilt, und zwar, wie es die Art des Kaisers mit sich brachte, die größten an die untauglichsten, die kleinsten an die tüchtigsten Offiziere. Auf Tschitschagow's Antheil fiel ein St. Annen-Orden dritter Klasse, eine winzige Dekoration, die man damals an den Degengriff zu heften pflegte. Diese Behandlung kränkte ihn in dem Grade, daß er „wegen geschwächter Gesundheit" seine Entlassung einreichte. Der Kaiser nahm das Gesuch nicht an, ohne zuvor seinen Leibarzt beauftragt zu haben, sich nach dem Gesundheitszustande des Kapitäns zu erkundigen. Zum Glück berichtete der Arzt, wie Tschitschagow wünschte, und dieser erhielt nun seine Entlassung, jedoch „in Anbetracht seiner Jugend" ohne Pension. Wenige Jahre später, als die Expedition gegen den Helder in Vorschlag kam, wurde Tschitschagow zum Marineminister Kuschelew beschieden, wo er die Eröffnung empfing, daß er zum Gegenadmiral ernannt worden sei. Er wollte sich weigern, indem er von seiner Kränklichkeit und der erlittenen Beleidigung sprach, aber der Minister schnitt jede Erörterung ab mit den Worten: „Der Kaiser hat das Recht, zu thun, was ihm beliebt." Am andern Tage hatte sich Tschitschagow zur Audienz in den Palast Pawlowski zu begeben. Die anwesenden Generale und Admirale statteten ihm ihre Glückwünsche ab, Kuschelew sagte ihm im Vorbeigehen: „Seit unserer gestrigen Unterredung habe ich Se. Majestät nicht gesehen." Unmittelbar darauf wurde der Gegenadmiral in das Audienzzimmer berufen und fand den Kaiser wüthend. „Sie sind also nicht zufrieden, Herr?" schrie Paul I. „Sie wollen mir nicht dienen? Sie sind ein Jakobiner. Sie wollen in englische Dienste treten! Schweigen Sie! Keine Antwort. Wir werden Sie anders lehren! Man bringe ihn auf die Petersburger Festung! Nein, halt, nehmt ihm den Degen ab, reißt ihm die Ehrenzeichen von dem Leibe, auch die Uniform, er ist nicht werth, irgend etwas zu tragen, was zur Uniform gehört." Der Großwürdenträger beeilte sich,

den Befehl zu erfüllen, und Tschitschagow mußte den sauern Weg durch die Vorzimmer zu seinem Schlitten im Hemd und in Unterhosen zurücklegen. Der Festungskommandant Lapuchin hatte die Weisung, seinen Gefangenen in ein Geheimgefängniß zu werfen, ließ ihm aber die Auswahl unter den besten Zellen. Kaum war Tschitschagow in einer derselben eingerichtet, so kam der Befehl, ihm das schlechteste Gefängniß zu geben. Gleichzeitig erschien aber auch Pahlen, der Militärgouverneur von Petersburg, um die böse Sache zu schlichten. Als Tschitschagow auf eine Frage, die nicht anders beantwortet werden konnte, entgegnet hatte: „Wenn der Kaiser mir die Frage so gestellt hätte, ob ich dienen oder auf die Festung wandern wolle, so würde ich den Dienst angenommen haben;" hinterbrachte Pahlen die Antwort so, als ob der Gefangene bereue und den Dienst sehnlich wünsche. Der Kaiser war sofort befriedigt. Tschitschagow mußte, obgleich er am Fieber litt, aus dem Bett aufstehen, über die Newa setzen, seine Kleider, die aus dem Palast Pawlowski herbeigeholt wurden, anziehen und sich dem Kaiser vorstellen. Dieser empfing ihn auf die Art, daß er die Hand des Admirals ergriff, sie auf sein Herz legte und sagte: „Ich weiß, Sie sind ein Jakobiner, aber denken Sie, ich hätte eine rothe Mütze auf dem Kopf, und dienen Sie mir mit Eifer." „Ich weiß", antwortete der Admiral, „daß Ew. Majestät eine Kaiserkrone trägt, und ich werde mich mit der ganzen Treue eines Mannes betragen, der diese Ueberzeugung hegt. *)"

Die Expedition nach dem Helder, bei der Tschitschagow den Oberbefehl führte, verlief unglücklich, und die russische Flotte zeigte sich so untüchtig, daß die Engländer nicht undeutlich zu verstehen gaben, sie möchten einer so lästigen Hülfe überhoben sein. Als Tschitschagow im Jahre 1802 zum Marineminister ernannt wurde, hatte er Gelegenheit, die Mängel abzustellen, die so fühlbar geworden waren. Die Reformen, welche er jetzt eintreten ließ, machen ihn zu dem wahren Schöpfer der russischen Marine. Er wurde von diesem Posten abberufen, um den Oberbefehl der russischen Armee in den Donaufürstenthümern zu übernehmen. Er betrieb zugleich die Organisation dieser Länder in einer so ausgezeichneten Weise, daß die Russen zum ersten Male dort beliebt wurden. Sein Werk war nur halb vollbracht, als er den Auftrag erhielt, den Rückzug der französischen Armee aus Rußland abzuschneiden. Mit dem Heere unter Tormassow, mit den Divisionen Wittgenstein, Ertel, Roth und Sacken bildete er eine so furchtbare Macht, daß die Beresina, wo er das fliehende, halb aufgelöste und furchtbar entmuthigte feindliche Heer erreichte, das Grab aller Franzosen hätte werden müssen. Dennoch entschlüpfte Napoleon, weil Tschitschagow von seinen Unterfeldherrn, meist persönlichen Feinden, schlecht unterstützt wurde. Diese Vorgänge sind noch nicht genug aufgehellt, eben so fehlen noch Einzelangaben über die Feindseligkeiten, denen Tschitschagow von dem Augenblicke an ausgesetzt war, als er das Marineministerium übernahm. Wir wissen nur, daß der Kaiser Alexander ihm persönlich gewogen blieb, daß aber die Umgebungen dieses eben so großmüthigen als schwachen Fürsten ihre Ränke so lange fortsetzten, bis Tschitschagow im höchsten Unmuthe sein Vaterland zu verlassen beschloß.

1814 erhielt Tschitschagow Erlaubniß, mit einem unbestimmten Urlaub ins Ausland zu gehen. Er lebte von da bis zu seinem Tode abwechselnd in Frankreich und England. Dem letztern Lande gab er den Vorzug, weil seine im Jahre 1811 gestorbene Frau, eine Tochter des Marine-Kommissärs Proby, eine Engländerin war. Seine drei Töchter verheirathete er aber an Franzosen, an den Baron Dubouzet, den Baron St. Martin und den Grafen de Crouy. Er blieb mit Kaiser Alexander in dem besten Vernehmen und erhielt von demselben zahlreiche

*) Diese für Paul I. sehr charakteristische Anekdote erzählt der Verfasser des 1846 in London erschienenen Werkes: Eastern Europe and the Emperor Nicholas.

Beweise von Achtung und Freundschaft. Im Jahre 1825, bei dem Regierungsantritte des Kaisers Nikolaus I., schrieb der Admiral an den neuen Herrscher und fragte an, ob in seiner persönlichen Stellung eine Aenderung eintreten müsse. Dieser antwortete, daß er Alexanders Gesinnung theile und dessen Willen achte. Aber im Jahre 1834 wurde allen im Auslande lebenden Russen durch einen Ukas befohlen, bei Strafe der Einziehung ihrer Güter in ihr Vaterland zurückzukehren. Tschitschagow war eben in Italien und kehrte nicht zurück, weil er dem Kaiser nicht das Recht zuerkannte, auf diese Weise in die individuelle Freiheit seiner Unterthanen einzugreifen. Zur Strafe traf ihn die Einziehung seiner Güter und seiner Pension, was für den übrigens fast vermögenslosen Mann ein harter Schlag war. Das Gefühl, daß ihm ein Unrecht widerfahren sei, war nach dreizehn Jahren noch so lebhaft in ihm, daß er in seinem letzten Willen schrieb: „Nach den Willkürmaßregeln, durch die der Kaiser Nikolaus den russischen Adel seiner Privilegien, seiner Eigenthumsrechte und seiner individuellen Freiheit und mich insbesondere der meinen Diensten gebührenden gesetzlichen Pension und der an meine verschiedenen Dekorationen geknüpften Gehalte beraubt hat, habe ich mein Unterthanenverhältniß zu ihm zerrissen, und, um in den Besitz meiner Menschenrechte zurückzutreten, mich einer Nation beigesellt, welche die vernünftige Freiheit zu bewahren weiß, indem ich mich als englischer Unterthan naturalisiren ließ. Daher darf man keiner russischen Behörde erlauben, sich in das zu mischen, was mich anging, doch empfehle ich meinen Töchtern, meine Abzeichen des Alexander Newski-, des St. Wladimir-, des St. Annen- und des St. Georgsordens zurückzugeben.“ So war Tschitschagow mit der politischen Ordnung in seinem Vaterlande zerfallen und hatte alle Bande mit demselben zerrissen. Er lebte nach jenem Ukas noch funfzehn Jahre und starb am 17. September 1849 in Paris bei einer seiner Töchter, der Baronin Dubouzet.

Ueber seinen Nachlaß ist ein Prozeß entstanden, der zu Anfang des Jahres 1854 bei dem Pariser Civilgericht zwischen den Erben verhandelt worden ist. Es handelte sich dabei außer Waffen und Papieren namentlich um sechsunddreißig eigenhändige Briefe russischer Herrscher, von denen die meisten von Kaiser Alexander herrührten. Die Baronin Dubouzet hatte diese Briefe an den Kaiser Nikolaus zurückgeschickt, der auf diese Schreiben großes Gewicht gelegt haben muß, wie sein eigenhändiger Dank beweist. Diese Zuschrift ist aus Petersburg vom 2. März 1850 datirt und lautet: „Ich habe, Madame, aus den Händen des Herrn X. die von meinem vielgeliebten Bruder an weiland Admiral Tschitschagow gerichteten Briefe empfangen, welche Sie so gut waren mir, dem letzten Willen des Verstorbenen gemäß, zuzustellen. Es gereicht mir zum Vergnügen, Ihnen meine Erkenntlichkeit zu bezeugen für die Genauigkeit, mit der Sie sich des Ihnen vermachten geheiligten Auftrags entledigt haben. Der Wunsch, den Sie mir ausdrücken, in Ihrer Familie einen dieser Briefe aufzubewahren, geht von einem zu rechtmäßigen und ehrenhaften Gefühl aus, als daß ich mich nicht beeilen sollte, es zu berücksichtigen. Mit ganz besonderer Befriedigung übermache ich Ihnen die drei beifolgenden Briefe, die bestimmt sind, in Ihrer Familie die Erinnerung an das Wohlwollen und die Achtung zu verewigen, die der Kaiser Alexander für Ihren Vater hegte. Ich ergreife gern die Gelegenheit, Madame, Sie der lebhaften Theilnahme zu versichern, die Sie mir stets einflößen werden.“ Die Baronin wurde wegen dieser Herausgabe von den übrigen Erben belangt, denn diese behaupteten, daß man die Briefe als Pfand für Erlangung der eingezogenen Güter habe benutzen können. Da die Baronin einen mündlichen Auftrag des Verstorbenen vorschützte, erkannte das Gericht die Auslieferung als gerechtfertigt an, verfügte aber die Ueberantwortung des übrigen Nachlasses an die andern Erben. Diese Entscheidung läßt hoffen, daß wir durch die Veröffentlichung der Denkwürdigkeiten des Admirals, mit deren Abfassung derselbe sich bis auf seine letzten Tage beschäftigt hat, einen werthvollen Beitrag für die Zeitgeschichte erhalten werden. Das Foreign Quaterly

Review hat 1841 Bruchstücke dieser Denkwürdigkeiten veröffentlicht. Jedenfalls werden wir aus ihnen die nähere Bekanntschaft mit einem hohen Charakter gewinnen. Das war der Admiral, namentlich zeichneten ihn Kraft des Entschlusses und Klarheit des Geistes in einem hohen Grade aus. „Er trieb den Freimuth bis zur Unklugheit", sagt eine seiner Töchter von ihm, „die Uneigennützigkeit bis zu einer Höhe, daß er von einem Betrüger geprellt wurde, die Bescheidenheit bis zur Vernachlässigung seines Ruhms, die Geringschätzung der Würden bis zur Verachtung der Weltvorurtheile."

Prosper Mérimée ist im Jahre 1804 in Paris geboren. Er studirte die Rechtswissenschaft und ließ sich als Advokat einschreiben, führte aber nie einen Prozeß. Unter der Julimonarchie erhielt er durch die Empfehlung des Grafen Argout, der sein Verwandter ist, mehrere höhere Stellen, die er versah, weil es ihm bequem war, als Beamter zu leben. Die Gelegenheit, die ihm durch diese Aemter und durch seine politischen Verbindungen mit dem Tiersparti geboten war, sich zu heben, vernachlässigte er. Sein Ehrgeiz erstreckte sich nie auf das Staatsleben, Mérimée strebte nach literarischer Auszeichnung, und diese ist ihm in vollem Maße zu Theil geworden. Sein Erstlingswerk: „Theater der Clara Gozul, spanische Komödie", erschien 1825, als der Verfasser einundzwanzig Jahre zählte. Er verschwieg wegen seiner Jugend seinen Namen und ließ das Buch als eine Uebersetzung aus dem Spanischen, von Joseph l'Estrange besorgt, erscheinen, wodurch er die Kritik vollständig irre führte. Dasselbe war der Fall mit seiner „Guzla", einer Auswahl illyrischer Poesien, die er in Dalmatien und Bosnien gesammelt haben wollte. Goethe verrieth, daß die Guzla keine Uebersetzung sei, aber unser Patriarch würde vielleicht auch getäuscht worden sein, wenn er nicht von dem Verfasser selbst das Geheimniß erfahren hätte. Mit offenem Visir zeigte sich Mérimée in seinen Erzählungen, die er noch in der Zeit der Restauration begann. In diesen finden wir nicht eine Spur von jenen Lehren, welche die poetische Schule der Zeit vortrug. Er hatte vor jener Schule einen außerordentlichen Vortheil voraus. Er verstand so gut die Sprache Virgils und Homers, wie jene Shakspeare's und Calderons, und der innige Verkehr, den er vom Anfang an mit dem Alterthum unterhalten hatte, bewahrte ihn vor der Geschmacklosigkeit, die Klassiker zu verachten. Auch die Apotheose des Mittelalters konnte seinen Geist nicht verführen. Die Romantiker lobten etwas, was sie nicht verstanden, aber er hatte das Mittelalter in seinen Originalmonumenten studirt. Obgleich er seine Leser nie von Spitzbögen und Rundbögen unterhalten hat, war er doch nicht blos mit gothischem und romanischem Styl vertraut, sondern auch mit Gregor von Tours, Eginhard, Froissard, Philipp von Commines. Vergleicht man Mérimée weiter mit den Romantikern, so findet man einen zweiten tieferen Unterschied. Bei Viktor Hugo und seiner Schule ist die Dekoration, die Tracht alles, hat der Dichter einen Lokalton getroffen, so ist seine Aufgabe erfüllt. Die menschliche Wahrheit wird unnütz, die Sorge für das Aeußere enthebt der Analyse der Gefühle. Mérimée geht immer von der Wahrheit und Wirklichkeit aus, und er ist darin so ängstlich, daß er sich nicht erlaubt, eine Erzählung ganz aus seiner Phantasie zu schaffen. Seine reiche Bücherkenntniß, seine Reisen in Spanien, Italien, England, im Orient, müssen ihm den Grundstoff liefern. Er arbeitet stets nach einem Modell, aber er bildet die Wirklichkeit um und erneuert sie.

Diejenige seiner ersten Erzählungen, welche ihm einen Rang unter den ersten Schriftstellern verschafft hat, ist Mateo Folcone. In zwanzig Seiten erzählt diese Novelle, deren Schauplatz Korsika ist, die Geschichte eines Vaters, der sein Kind für einen Verrath mit dem Tode züchtigt. Die Maxime der Alten: „Nichts zu viel", wird hier auf das strengste durchgeführt, jeder Zug trifft, alle Ereignisse stehen am rechten Ort und verketten sich mit innerer Nothwendigkeit. Mateo Folcone wurde durch eine schwächere Arbeit, „die etrurische Vase" in Schatten gestellt. Eine witzige Episode, die Darstellung eines eitlen Reisenden von seinen

Unterredungen mit dem Pascha von Aegypten, und die von Geist sprühende Vorrede entzückten das Publikum, so daß Mérimée jetzt Modeschriftsteller wurde. Seine Freunde fürchteten, daß dieser Erfolg ihn mißleiten werde, aber sie beruhigten sich bald. Er kehrte zur Wahrheit und Einfachheit zurück, sein „Tamango", seine „Triktrak-Partie" ließen in keiner Beziehung etwas zu wünschen übrig. Wir wollen es nicht unternehmen, die andern Erzählungen Mérimée's einzeln zu beurtheilen; eine solche flüchtige und summarische Schau würde für den Leser ken Interesse darbieten. Wir erwähnen zwei, welche die meisten Einwürfe erfahren haben: „Arsene Guillot" und „Carmen". In beiden hat der Dichter ein Gebiet betreten, auf das junge Mädchen ihm nicht folgen dürfen. Eine Apologie des Lasters hat er indessen in keiner der beiden Erzählungen versucht. Trotz des Schmutzes, durch den Arsene Guillot gegangen ist, interessirt und rührt sie uns, weil sie mit einer wahren, tiefen Liebe geliebt hat, und weil sie durch herbe Leiden geläutert worden ist. Carmen ist halb eine psychologische, halb eine ethnographische Studie; Mérimée hat in dieser Zigeunerin ein Räthsel der Seelenkunde und die Sitten eines geheimnißvollen Volks geschildert. Sonderbarer Weise beginnt dieses Gemälde mit archäologischen Forschungen über das Schlachtfeld von Munda. Nach ihnen beginnt erst die Erzählung, der man mit athemlosem Interesse folgt. Carmen ist eine Dirne ohne Glauben und Gesetz, die vor keinem Verbrechen zurücktritt; wenn sie ihre Hände nicht selbst ins Blut taucht, so führt sie doch die ihr bezeichneten Schlachtopfer bis dicht vor die Mündung des tödtlichen Rohrs oder des Dolchs. Es liegt also in ihr nichts, was eine lebhafte Sympathie erweckte, aber diese wilde und ungezähmte Natur hält die Aufmerksamkeit gespannt und unsere Augen verlassen sie nicht einen Augenblick. Als sie zwanzigmal den Strick verdient hat, stirbt sie mit so viel Adel und Ergebung, daß wir in der grausamen und treulosen Zigeunerin ein Herz ahnen, das der größten Handlungen, der heldenmäßigsten Aufopferung fähig gewesen wäre, aber durch das Elend und ansteckendes Beispiel in einen Abgrund hinabgezogen wurde.

Als die Romane Walter Scotts in der höchsten Gunst standen, schrieb Mérimée die „Chronik der Zeit Karls IX." Er war zu geschmackvoll, um mit „Ivanhoe" wetteifern zu wollen, und schrieb keinen geschichtlichen Roman in der gewöhnlichen Bedeutung des Worts. Karl IX. tritt in einem einzigen Kapitel auf und die meisten der handelnden Personen sind Geschöpfe der Phantasie. Nicht einmal ein Roman im wahren Sinne des Worts ist die „Chronik", sondern eine Reihenfolge von Kapiteln, die abwechselnd geistvoll und rührend sind. Wenn der Leser seine Aufmerksamkeit auf das Liebespaar (Mergy und Diana von Turgis) richtet, so wird er durch die Masse von Nebenfiguren gestört, und wenn er auch keinen Augenblick Langeweile hat, so entgeht er doch nicht immer der Ungeduld. Gern gäbe er die Hälfte dieser Galerie dahin, um die Erzählung einen schnelleren Gang nehmen zu sehen. In Betreff der Komposition verdient daher die Chronik keine sehr hohe Stelle, was ihr aber trotzdem einen hohen Rang sichert, ist, daß alle Kapitel mit der größten Sorgfalt geschrieben sind, und daß alle Personen, in welcher Gruppe sie auch stehen mögen, von Leben strotzen. Sündigt der Dichter in Beziehung auf den Plan, und scheinen die verschiedenen Theile seines Buchs wie vom Zufall zusammengefügt zu sein, so daß sie ihre Stellen ohne großen Nachtheil für den Leser vertauschen könnten, so giebt es dafür nicht eine einzige Seite, die sich nicht für sich betrachtet durch den Accent der Wahrheit empföhle. Die Chronik entfaltet eine eben so tiefe Kenntniß des sechszehnten Jahrhunderts als der Leidenschaft, man findet in ihr lokale und vorübergehende Wahrheit mit ewiger Wahrheit vereinigt. Ein elf Jahre später erschienener Roman, „Colomba", ist das Gegentheil der Chronik. Wie dort alles zerfahren ist, so drängen sich hier die einzelnen Theile zu einer wohlgefügten Erzählung an einander. Wir erhalten die Geschichte einer korsischen Vendetta, Colomba ist eine Betrogene, die ihren Bruder drängt, die ihr widerfahrene Schmach zu rächen. Was in dem so ein-

fachen Roman am meisten zu bewundern, ist die Einheit, welche zwischen den einzelnen Theilen herrscht. Es giebt keine schmarotzende Episode. Von dem Moment, wo Colomba auftritt, bis zu dem Augenblick, wo ihr die heiß ersehnte Rache zu Theil wird, schreitet die Handlung raschen Schrittes vorwärts, und der Leser hat stets das Ziel vor Augen, welches der Dichter verfolgt. Die Personen werden von einem gebieterischen Gefühl beherrscht und scheinen nicht anders reden zu können, als sie reden. Handlung und Sprache, alles trägt bei ihnen den Stempel der Nothwendigkeit, und in diesem Sinne kann man Colomba ein antikes Kunstwerk nennen.

„Das Theater Clara Gozuls" hatte die Hoffnung erregen können, daß Prosper Mérimée der Wiederhersteller der spanischen Bühne werden würde. Seine spätern Stücke „Ines Mendo" und „Die Spanier in Dänemark" haben diese Erwartung nicht gerechtfertigt. In beiden treten vortreffliche Eigenschaften zu Tage, Energie ohne Phrase, eine gemäßigte Kraft, gut entworfene Charaktere, eine geschickt berechnete Handlung, eine rasche Entwicklung. Aber es sind von dem dramatischen Dichter Bedingungen zu erfüllen, um die der Romandichter sich nicht zu kümmern hat. Der erstere soll seine Wahrheit hier und da übertreiben und der Menge denselben Gedanken unter verschiedenen Formen darbieten. Diese beiden Bedingungen sind in jenen Stücken vernachlässigt. Auch „die Familie Carvajal", ein Gemälde von einer erschreckenden Wahrheit, erfüllt die Anforderungen der Szene nicht. Die „Jacquerie" ist eine Studie, deren Zweck war, eine von Froissart gelassene Lücke der französischen Geschichte auszufüllen. Es sind lose oder gar nicht verbundene Szenen, und der Mißgriff Mérimée's findet höchstens darin seine Entschuldigung, daß eine Zeit lang in Frankreich der allgemeine Glaube herrschte, um ein historisches Drama zu schreiben, bedürfe es weiter nichts, als Comines, l'Estoile oder Saint-Simon geschickt zu beschneiden. Noch drei andere Theaterstücke Mérimée's haben als geistreiche Skizzen Beifall gefunden. Schade nur, daß das beste von allen, „die beiden Erbschaften", lauter Porträts und Beziehungen aus dem wirklichen Leben enthält, wodurch es dem Uneingeweihten ungenießbar wird. Die Lampen der Bühne hat von sämmtlichen Stücken nicht eines gesehen, und man erkennt daraus, wie sehr man irrt, wenn man meint, blos in Deutschland gäbe es Schriftsteller, welche von vorn herein auf allen Bühneneffekt verzichteten, und wie falsch die Folgerungen sind, die man aus dieser Voraussetzung zieht.

Unter dem Namen „historische Szenen" hat Mérimée einen Theil der russischen Geschichte behandelt, welcher auch auf unsern Schiller Anziehungskraft übte. Der erste Theil dieses Gemäldes verdient die größten Lobsprüche. Die ersten Jahre des falschen Demetrius, seine ersten Prüfungen, seine ersten Lügen, seine ersten Erfolge haben dem Dichter Gelegenheit geboten, sein Talent von einer neuen Seite zu zeigen. Das Leben der saporogischen Kosaken wird mit einer Kenntniß und rauhen Wahrheit geschildert, daß zuerst unsere Neugier, dann unsere Theilnahme erwacht. Wir werden in eine neue Welt versetzt, deren grobe Leidenschaften uns scheinbar zurückstoßen sollten und doch uns rühren. So lange der falsche Demetrius mit den Saporogern zu thun hat, folgen wir ihm mit einer Theilnahme, in die sich Staunen mischt. So wie er den Fuß nach Polen setzt, verschwindet der Zauber. Nach einem der größten Meister würdigen Gemälde erhalten wir ein in Wasserfarben ausgeführtes Bild, das mit kokettem Pinsel entworfen ist. Ist der erste Theil männlich, so wird der zweite kindisch, der Dichter nimmt Abschied und macht dem Schöngeist Platz. Mérimée wird frivol, geziert, spielt mit bunten Steinen und seidenen Lappen.

Auf die russische Geschichte kommt unser Schriftsteller in einem zweiten rein historischen Werke „Die falschen Demetrius" zurück. Die Natur seines Talents mußte ihn, sollte man meinen, für die eigentliche Geschichtschreibung außerordentlich befähigen. Seine sich gleichbleibende Liebe für das Bestimmte, für die Wirk-

lichkeit, die beständige Nüchternheit seines Styls bezeichneten ihm die Geschichte als ein Ziel, das sich leicht erreichen lasse. Dennoch hat er nicht gehalten, was er versprach, und sogar sein charakteristisches Talent vergessen. Er hat nach und nach Rußland, Spanien, das alte Italien behandelt und immer die Darstellung der Gelehrsamkeit geopfert. Seine „Geschichte der falschen Demetrius" wiegt den ersten Theil der „historischen Szenen" nicht auf. Sein Streben nach Genauigkeit und Zuverlässigkeit beschränkt ihn auf zu enge Grenzen. Bald läßt das Buch kalt, bald erregt es Abscheu. Mérimée erzählt die furchtbarsten Plünderungs- und Blutszenen mit derselben Unempfindlichkeit, welche uns bei Sueton so unangenehm berührt. Dieser römische Schriftsteller ist sein Muster, und Gleichgültigkeit und Unparteilichkeit gelten ihm für gleichbedeutend. Dieselben Lobsprüche und Ausstellungen, wie bei diesem Werke, lassen sich bei der „Geschichte Peter des Gerechten" machen. Auch hier findet sich dasselbe Geschick, dieselbe Gluth für historische Forschungen, aber auch dieselbe erkünstelte Verachtung gegen Laster und Tugend. Seine Studien über die römische Geschichte, seine „Bürgerkriege" und seine „Verschwörung des Catilina" weisen ihm einen sehr hohen Rang unter den Gelehrten unserer Zeit an. Um diese beiden Studien schreiben zu können, hat er aus allen Quellen der Belehrung geschöpft, die griechischen und lateinischen Autoren wie die alten Münzen zu Rath gezogen. In diesen beiden Werken ist die Gleichgültigkeit des Geschichtschreibers nicht so durchgehend, wie in den oben genannten. Das sittliche Gefühl bricht sich Bahn, zwar nicht so oft, als man wünschen möchte, aber doch deutlich genug, daß man sieht, wie der Verfasser an dem, was er erzählt, Antheil nimmt. Der stärkste Fehler dieser letzten Werke ist die Vermischung der Noten mit dem Text. Der neue Historiker Catilina's, der die Erzählung des Sallust in mehr als einem Punkte berichtigt, verweist seine Belege nicht an das Ende des Werks, sondern mengt Erzählung und Erörterung unter einander.

Die letzte Seite von Mérimée's Thätigkeit zeigt ihn uns als scharfsinnigen Kritiker. Was er über Cervantes, Byron, Ticknor, Grote geschrieben hat, verräth ein seltenes Talent der Analyse. Was man ihm bei seinen Aufsätzen dieser Art mit Recht vorwerfen kann, ist die zu große Gedrängtheit, in der er seine Gedanken, dem Urtheil des Lesers zu viel überlassend, mittheilt. Auch seine Arbeiten über die russische Literatur sind lobend zu erwähnen. Er hat Puschkin's Piquedame, Zigeuner und Husar, von Gozol aber den Generalinspektor und die todten Seelen übersetzt. Unter den Vorzügen, welche ihn von andern Uebersetzern unterscheiden, ist auch der aufzuführen, daß er sein Original nicht mit übertriebener Vorliebe betrachtet. So erkennt er zum Beispiel bereitwillig an, daß der „Generalinspektor" der Kindheit der dramatischen Kunst angehört.

Friedrich Grach, geboren 1812 in Trier, auf dessen Gymnasium er seine erste Bildung erhielt, trat 1829 in die achte Artilleriebrigade zu Koblenz und 1835, nachdem er auf der Brigadeschule seine Kenntnisse vervollständigt hatte, in die Artillerie zu Berlin. 1841 wurde er als Lehrer für die türkische Artillerie nach Konstantinopel geschickt und bald darauf unter Ernennung zum Offizier aus den preußischen Diensten ganz verabschiedet. Als Major bildete er ein türkisches Regiment aus, dessen Batterien bei Tortokan, Tschetate, Matschin, Tultscha, Isaktscha sich ausgezeichnet haben. Eine Kompagnie Grach's spielte bei der Belagerung von Silistria in der Arab Tabia eine Hauptrolle. Er selbst wurde im August 1853 nach Silistria befehligt und während der Belagerung mit der Spezialleitung der Artillerie, so wie mit sämmtlichen Vertheidigungsmaßregeln betraut. Bald war die ganze Leitung der Vertheidigung in seinen Händen, und schon nach kurzer Zeit hielt man sich verpflichtet, ihn zum Obersten zu ernennen und mit dem Orden Medschidie zu schmücken. Schon früher hatte ihm Sultan Abdul-Medschid den Orden oder Nischan Iftichar in Brillanten gegeben. — Mussa Pascha, der Gouverneur Silistria's, obwohl selbst einer der besten Artillerie-Offiziere der Türkei, überließ sich ganz der Leitung des ihm beigegebenen

Instrukteurs; er gab keinen Befehl, er traf keine Anordnung, ohne erst den Rath Grach's eingeholt zu haben. Schon nach den ersten Tagen der Belagerung mußte Grach seine Station an Stambul-Tabia aufgeben und sich in der Stube des Pascha's an Stambul-Kapu einquartieren, um immer mit seinem Rathe bei der Hand zu sein, und um der Besatzung die tröstliche Sicherheit zu geben, daß jeder Befehl von ihm ausging, denn ihm vertraute sie unbedingt. Mussa Pascha schloß jeden Bericht an Omer Pascha mit den Worten: „Alles dieses ist mit Zustimmung des Miralai Grach geschehen." Als Mussa Pascha fiel und durch Rifat Pascha ersetzt wurde, wollte dieser selbstständig kommandiren; er war gegen den allzu populären Grach ziemlich kalt und ließ ihn sein Feldbett wieder in die Stambul-Tabia tragen. Bald aber sah er sich gezwungen, den Miralai zu bitten, sein Bett wieder nach Stambul-Kapu zu bringen, und es stellte sich das Verhältniß wieder her, wie es zu Mussa's Zeiten gewesen war. Durch seine Ausdauer, seinen heitern Muth, durch den Reichthum an Auskunftsmitteln, die ihm in jedem schwierigen Falle, in jeder Verlegenheit zu Gebote standen, durch die Strenge, mit der er das immer neu zerstörte Material immer neu herstellte und in gutem Stande erhielt, und vorzugsweise durch die kluge Voraussicht, mit welcher er die Pläne des Feindes errieth und zu Schanden machte, erwarb er sich das unbegrenzte Vertrauen des Soldaten sowohl, wie des Bürgers. Das Vorurtheil gegen den Giaur hörte auf. „Der ist ein besserer Muselmann als wir", hieß es, und die Bürger drängten sich an ihn, um ihm ihre Verehrung, ihre Dankbarkeit auszudrücken. Wie groß das Vertrauen in Grach gewesen, beweist der Umstand, daß er immer, wenn parlamentirt wurde, als Parlamentär abgeordnet wurde; wie wenigen Giaurn würden Türken das Amt anvertrauen, über ihre Interessen mit Giaurn zu unterhandeln! Die Bewunderung der Soldaten, besonders der Artilleristen, wurde noch gesteigert durch mehrere neue Versuche in der artilleristischen Kunst, die vollkommen gelangen und sich als sehr nützlich und ausgiebig erwiesen. Mit Freude sah es auch der Soldat, wie seine Batterien, welche zum Schweigen gebracht waren, durch Grach's Vorsorge nach sehr kurzer Zeit wieder sprachen, während die russischen, die dasselbe Schicksal hatten, vier, fünf, auch sechs Mal so lange in ihrer Stummheit verharrten. In den letzten Zeiten, als die Arab-Tabia schon ganz herunter war, wurden die Lafetten jede Nacht gänzlich zerstört; mit jedem Morgen ruhten die Geschütze auf neuen Lafetten. Solche Präcision und Ordnung war den Türken etwas Unerhörtes und ist wohl auch anderswo selten.

Nach der Aufhebung der Belagerung von Silistria nahm Grach einen mehrmonatlichen Urlaub, und um noch im Hauptquartier Omer Pascha's thätig zu sein, wählte er für einige Zeit Rustschuk zum Aufenthalt. Hier lernte er ein wackeres Mädchen kennen, und schon war der Tag seiner Vermählung festgesetzt, als er plötzlich erkrankte. Die treue Pflege der Braut entfernte die Gefahr, aber ein Choleraanfall trat hinzu, und am 25. August 1854 hörte der heldenmüthige Vertheidiger von Silistria zu athmen auf.

Unter Verantwortlichkeit des Ergänzungsblätterverlags in Meißen. — Redakteur Dr. Fr. Steger.
Druck von A. C. Cato in Meißen.

Justus Freiherr von Liebig. „Wie ein Samenkorn von einer reifen Frucht trennte sich vor sechszig Jahren die Chemie als selbstständige Wissenschaft von der Physik; mit Cavendish, Priestley fängt ihre neue Zeitrechnung an. Die Medizin, die Pharmazie, die Technik hatten den Boden vorbereitet, auf welchem das Samenkorn sich entwickeln, auf welchem es gedeihen sollte. Ihre Grundlage ist, wie man weiß, eine dem Anschein nach sehr einfache Ansicht über die Verbrennung. Wir wissen jetzt was sich daraus entwickelt, welche Wohlthaten, welchen Segen sie verbreitet hat. Seit der Entdeckung des Sauerstoffs hat die civilisirte Welt eine Umwälzung in Sitten und Gewohnheiten erfahren. Die Kenntniß der Zusammensetzung der Atmosphäre, der festen Erdrinde, des Wassers, ihr Einfluß auf das Leben der Pflanzen und Thiere knüpfte sich an diese Entdeckung. Der vortheilhafte Betrieb zahlloser Fabriken und Gewerbe, die Gewinnung von Metallen steht damit in der engsten Verbindung. Man kann sagen, daß der materielle Wohlstand der Staaten um das Mehrfache dadurch seit jener Zeit erhöht worden ist, daß das Vermögen eines jeden Einzelnen damit zugenommen hat. Eine jede einzelne Entdeckung in der Chemie hat ähnliche Wirkungen in ihrem Gefolge, eine jede Anwendung ihrer Gesetze ist fähig, nach irgend einer Richtung hin dem Staat Nutzen zu bringen, seine Kraft, seine Wohlfahrt zu erhöhen. Ohne ein genaues Studium der Chemie und Physik werden die Physiologie und Medizin in ihren wichtigsten Aufgaben, in der Erforschung der Gesetze des Lebens und der Hebung und Beseitigung von anomalen Zuständen im Organismus, kein Licht erhalten. Ohne Kenntniß der chemischen Kräfte kann die Natur der Lebenskraft nicht ergründet werden; der wissenschaftliche Arzt wird dann erst von der Chemie Hülfe erwarten können, wenn er im Stande sein wird, dem Chemiker regelrechte Fragen zu stellen. Die Industrie hat aus der Kenntniß der Chemie unübersehbare Vortheile gezogen; die Mineralogie ist seit der Zeit, wo sie auf die Zusammensetzung der Mineralien und das Verhalten ihrer Bestandtheile Rücksicht nahm, zu einer neuen Wissenschaft geworden; es ist unmöglich, Fortschritte in der Geologie zu erwarten, wenn nicht mehr als bisher, und zwar in gleicher Weise wie in der Mineralogie, die chemische Beschaffenheit und Zusammensetzung der Felsarten in Rechnung genommen wird. Die Chemie ist die Grundlage der Agrikultur: ohne die Bestandtheile des Bodens, der Nahrungsmittel der Gewächse zu kennen, kann an eine wissenschaftliche Begründung derselben nie gedacht werden. Ohne Kenntniß der Chemie muß der Staatsmann dem eigentlichen Leben im Staat, seiner organischen Entwicklung und Vervollkommnung fremd bleiben, ohne sie kann sein Blick nicht geschärft, sein Geist nicht geweckt werden für das, was dem Land und der menschlichen Gesellschaft wahrhaft nützlich oder schädlich ist; die höchsten materiellen Interessen, die gesteigerte und vortheilhaftere Hervorbringung von Nahrung für Menschen und Thiere, die Erhaltung und Wiederherstellung der Gesundheit, sie sind aufs engste geknüpft an die Verbreitung und das Studium der Naturwissenschaften, und insbesondere an das der Chemie; ohne die Kenntniß der Naturgesetze und der Naturerscheinungen scheitert der menschliche Geist in dem Versuch, sich eine Vorstellung über die Güte und unergründliche Weisheit des Schöpfers zu schaffen; denn alles, was die reichste Phantasie, die höchste Geistesbildung an Bildern nur zu ersinnen vermag, erscheint, gegen die Wirklichkeit gehalten, wie eine schillernde inhaltlose Seifenblase." Diese Worte sind von Liebig selbst; er hat sie in seinen „Chemischen Briefen" ausgesprochen. Wir glaubten unsern lebensgeschichtlichen Umriß des größten Chemikers nicht besser einleiten zu können, als mit seinem eigenen Urtheil über die Wissenschaft, der er sein Leben geweiht hat.

Justus Liebig ist am 8. Mai 1803 in Darmstadt geboren. Sein Vater,

der dort ein Handelsgeschäft mit Material- und Farbewaaren betrieb, stellte oft Versuche zur Bereitung von Farben und chemischen Produkten an und ließ den Sohn, dessen Neigung sich früh nach dieser Seite richtete, an diesen Arbeiten theilnehmen. Die reiche Auswahl chemischer Werke, welche die Darmstädter Hofbibliothek besaß, gab dem jungen strebenden Geiste neue Nahrung. Die Gymnasialstudien wurden freilich vernachlässigt, dafür gab es aber keinen chemischen Versuch, den Liebig nicht nach Maßgabe seiner Mittel wiederholt hätte, und auf der Hofbibliothek existirte kein chemisches Werk, kein Band eines chemischen Journals, mit dessen Inhalt er nicht vertraut gewesen wäre. Da er sich aus des Vaters Geschäft mit Leichtigkeit alles verschaffen konnte, was er zu seinen verschiedenen Experimenten nöthig hatte, erlangte er in der Kunst, Versuche anzustellen, schon als Knabe eine große Gewandtheit. Er schärfte sein Beobachtungstalent für alles empirisch Wahrzunehmende und machte sich, durch die glückliche Gabe eines vortrefflichen Gedächtnisses unterstützt, eine große Menge chemischer Erfahrungen ganz zu eigen. Der Vater erlaubte, daß der Sohn sich ganz der Chemie widmen durfte. In der damaligen Zeit gab es kaum einen andern Zugang zu dieser Wissenschaft, als das Laboratorium einer Apotheke, und so trat Liebig im Jahre 1818 bei einem Apotheker zu Heppenheim als Lehrling ein. Nach zehnmonatlicher Lehrzeit erkannte er, daß sein Sinn für wissenschaftliches Studium der Scheidekunst hier so gut wie keine Nahrung finden könne. Er verließ die Apotheke und kehrte nach Darmstadt zurück, um sich für den Besuch einer Hochschule vorzubereiten. Nach einem halben Jahre ging er nach Bonn und von da nach Erlangen. Sein eiserner Fleiß machte es ihm möglich, neben seiner eigenen Wissenschaft andere Fächer zu betreiben und zugleich die Sprachstudien nachzuholen, die er auf dem Gymnasium versäumt hatte. Der Naturphilosophie Schelling's gab er sich eine Zeit lang mit großem Eifer hin, verließ dieses Feld aber, als er die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß die glänzende Doktrin ihm nicht halten könne, was sie versprach, und daß sie ihn von seinem eigentlichen Fach abziehe. Seine Studien umfaßten von nun an die Naturwissenschaften, besonders die theoretische Chemie, für die er in Kastner einen tüchtigen Lehrer hatte. Sich selbstständig in der Chemie auszubilden, erlaubte ihm der Zustand der deutschen Hochschulen in jener Zeit nicht. Um so ehrenvoller für ihn ist, daß er seinen Namen durch Arbeiten des Verhaltens des Knallsilbers zu Alkalien und über die Bereitung mehrerer Verbindungen, welche das Material zu Farben hergeben, geachtet machte. Die Bekanntschaft mit den Fortschritten seiner Wissenschaft erhielt er sich durch eifriges Studium aller neuen Werke und Zeitschriften wie durch Erörterungen darüber in Vereinen, die er in Bonn und in Erlangen unter den Studenten für Chemie und Physik stiftete. Für seine Ausbildung sowohl im weiteren Kreise als insbesondere in den Naturwissenschaften wirkte sehr anregend der Umgang mit ausgezeichneten Männern, die er in Erlangen kennen lernte. Unter diesen war Graf Platen, der Dichter des „romantischen Oedipus" und der „verhängnißvollen Gabel", mit dem er nach der Studienzeit noch einen lebhaften Briefwechsel unterhielt, der Botaniker Bischof, Engelhard, später Professor der technischen Chemie in Nürnberg, u. a. m.

Ein Reisestipendium des Großherzogs Ludwig I. setzte Liebig in den Stand, zur Fortsetzung seiner Studien auf zwei Jahre nach Paris zu gehen. In der französischen Hauptstadt lernte er G. Rose, Runge, Mitscherlich kennen, hörte die Vorlesungen von Dulong, Thenard, Gay-Lussac und erwarb sich die mathematischen Kenntnisse, deren bisherige Vernachlässigung ihm empfindlich zu werden begann. Indem er für sich die Verbindungen der Knallsäure weiter untersuchte, gelangte er zu so schönen Resultaten, daß er seine Arbeiten der Akademie der Wissenschaften vorzulegen wagen durfte. Diese Arbeiten erregten die Aufmerksamkeit und das Wohlwollen Alexander's von Humboldt und auf seine Empfehlung erlaubte Gay-Lussac unserm Liebig den Zutritt zu seinem Labo-

ratorium, das selbst den vielversprechendsten Jüngern der Wissenschaft verschlossen blieb. Liebig wurde der erste Schüler Gay-Lussac's, der ihn mit seinen vorzüglichen Untersuchungsmethoden und Verfahrungsweisen bekannt machte und ihm bei der Vollendung seiner Arbeiten über die Knallsäure half. Seit Humboldt's Empfehlungen ihn unterstützten, konnte Liebig auch alle die Hülfsmittel, welche Paris ihm darbot, im weitesten Umfange benutzen. 1824 verließ er Paris, auf das reichste mit Kenntnissen und praktischen Kenntnissen ausgestattet. Er war durch Humboldt bestimmt worden, sich dem Lehrfache zu widmen. Durch seinen Gönner wurden die Hindernisse beseitigt, welche seiner Niederlassung in seinem engern Vaterlande im Wege standen. Er hatte nämlich die Gesetze nicht beachtet, welche fordern, daß jeder, wer als Universitätslehrer auftreten will, die Landesuniversität besucht und von ihr den Doktorgrad erhalten haben muß. Nachdem er in Gießen eine Prüfung bestanden hatte, wurde seine Erlanger Doktorwürde anerkannt und er selbst zum außerordentlichen Professor der Chemie in Gießen ernannt. Er betrat einundzwanzig Jahre alt den Lehrstuhl (1824), zwei Jahre später erlangte er bereits eine ordentliche Professur.

Von 1824 bis 1852 lehrte Liebig in Gießen. Sein Ruf wurde während dieser Zeit ein europäischer, Arbeiten, die wir später ausführlicher erörtern werden, verschafften ihm den ersten Platz unter den Chemikern der Zeit. Ist nach Johnson's bekanntem Ausspruch in dem berühmten Briefe an Lord Chesterfield ein Beschützer gewöhnlich eine Person, „welche kalt und ruhig einem Manne zusieht, so lange er mit den Wellen kämpft und erst dann, wenn er das Ufer erreicht hat, ihn mit seiner Hülfe belästigt", so fand Liebig glücklicherweise für ihn und noch glücklicher für die Wissenschaft einen Beschützer ganz anderer Art, dessen hoher freundlicher Sinn den Genius in ihm erkannte, ihm die hülfreiche Hand reichte in schwieriger Zeit und keinen niederdrückenden Charakter der Unterstützung zugesellte, welche er zu leisten fortfuhr, nachdem die unmittelbare Schwierigkeit überwunden war. Das unter Liebig's Leitung stehende chemische Laboratorium wurde besonders seit 1839, in welchem Jahre es eine bedeutende Erweiterung erfuhr, der Gegenstand allgemeinster Aufmerksamkeit und das Muster für viele ähnliche Anstalten. Schüler aller Nationen wanderten nach Gießen, um sich unter der Leitung des großen Chemikers auszubilden, und von Gießen wurden Lehrer der Chemie nach fremden Ländern berufen. In seinem Laboratorium, das sich an der Südseite der Stadt Gießen hinzog, unterstützten ihn nicht weniger als drei Assistenten. Jeden Morgen von elf bis zwölf Uhr hielt er, unterstützt von einem der beiden öffentlichen Assistenten, seine von praktischen Darlegungen begleitete Vorlesung. In den übrigen Tagesstunden überwachte der Meister die Arbeiten seiner Schüler in den verschiedenen Laboratorien, oder er zog sich in sein Studirzimmer zurück, an welches sein Privatlaboratorium stößt, wo sein von ihm besoldeter Privatassistent, ein junger Mann aus Gießen, für ihn beschäftigt war, und wo er in solchen Stunden selbst arbeitete. So geräumig auch die ganze Anstalt war, konnte sie doch nicht alle Schüler beherbergen. Liebig erbaute daher in der Nähe aus eigenen Mitteln ein stattliches Haus, dessen Räume zum Theil als Filiallaboratorium dienten, dem ein früherer Privatassistent, Dr. Will, vorstand, und worin Anfänger ihre Bildung empfingen. Seit 1845 diente Liebig's Zwecken noch ein anderes Besitzthum. Im Osten der Stadt Gießen erhebt sich eine Anhöhe. Hier überließ der Gemeinderath dem Manne, dem die Blüthe der Stadt so viel verdankte, am Abhange der Anhöhe ein Areal von etwa funfzehn Morgen des unfruchtbarsten Sandbodens, das zum Garten umgeschaffen wurde und vorzugsweise zu Versuchen benutzt wurde, welche die Agrikulturchemie zu fördern bestimmt waren.

Liebig's Theilnahme für die Ausbreitung der chemischen Studien und für die Art, wie seine Wissenschaft in den verschiedenen Ländern gepflegt wird, fand besondere Anregung durch wiederholte Reisen in Deutschland, nach Frankreich und England, welche ihn mit den ausgezeichnetsten Forschern in den Naturwissenschaften

in nähere Berührung brachten. In England besonders war er ein hochgeehrter Gast. Er hatte die Genugthung, daß in dem praktischen Geist der Engländer das Samenkorn seiner Entdeckungen auf dem Gebiete seiner Wissenschaft üppig wucherte und reiche Früchte zu tragen verspricht. Man umgab ihn in England mit Huldigungen aller Art, man veranstaltete Feste, man drängte sich um seine Schritte. Es würde kein Interesse darbieten, wollten wir diese englischen Feste einzeln aufzählen, und wir verweilen daher nur bei einem derselben, welches die Stadt Glasgow am 11. Oktober 1844 gab. Das Festmahl fand in der großen Handelshalle statt; die angesehensten Männer Glasgows, darunter die Universitätsprofessoren für Chemie und sonstige Zweige der Naturwissenschaft, nahmen daran Theil, und Graf Eglintoun, bekannt als wohlwollender Grundherr und Förderer der nationalen Landwirthschaft, führte den Vorsitz. In welcher Achtung Liebig in England steht, zeigt uns die Rede, mit welcher der Graf sein Hoch auf den Gast begleitete. Er sagte unter anderm: „Ich kann Herrn Professor Liebig versichern, nicht allein von Seiten derjenigen, welche diese zahlreiche und hochansehnliche Versammlung bilden, nicht allein von Seiten der Bewohner Glasgows und der Männer der Wissenschaft und der Landwirthschaft, welche mit ihrer Gegenwart dieses Fest schmücken, sondern auch von Seiten jedes unternehmenden und patriotisch fühlenden Mannes in diesem Lande kann ich ihm versichern, daß Schottland keinem Lande in der Bewunderung seiner Talente und in Dankbarkeit für die von ihm empfangene Bildung nachsteht, und daß Schottland keinem in dem Streben nachstehen wird, von seinen Belehrungen dadurch Nutzen zu ziehen, daß es die mächtige Wissenschaft anwendet und das ausführt, was sie lehrt. (Allgemeiner Beifall.) Es ist in der That unmöglich vorauszusehen, zu welchem Grade der Vollkommenheit die Wissenschaft der Chemie gebracht werden kann unter der Leitung Dr. Liebigs und derjenigen, auf welche sein Mantel fallen mag. Die universelle Anwendung, deren die Chemie fähig ist, die Wohlthaten, welche sie gewährt, die beinahe übermenschlichen Kräfte, mit welchen sie uns bewaffnet, die Fruchtbarkeit, welche sie der Erde verleiht, beweisen, daß sie, so wie die nützlichste, so auch die wundervollste Wissenschaft ist, welche der menschliche Geist entdeckt hat; sie stellt den, der ihr leitender Geist ist, auf die höchste Stelle unter denen, welche man die Wohlthäter des Menschengeschlechts nennen kann." Graf Eglintoun schloß seine begeisterte Rede mit folgenden Worten: „Ich kann dem Professor Liebig versichern — ich weiß, daß ich Aller Gefühle ausspreche — daß er nicht mehr verehrt ist von denen, mit denen er täglich umgeht, daß er nicht mehr verehrt in Gießen ist, als bei uns; denn ob wir gleich mit seinem Vaterlande und mit seiner Sprache nicht vertraut sind, so sind wir es doch mit seinem Rufe."

Durch ein achtundzwanzigjähriges Wirken zollte Liebig den Dank, den er seinem engern Vaterlande schuldete, in reichem Maße. Man ehrte ihn durch Erhebung in den Freiherrnstand, durch Verleihung des Komthurkreuzes des hessischen Ordens, durch möglichste Erfüllung seiner Wünsche für seine Anstalten. Als sein Ruf viele Schüler aus allen Weltgegenden herbeizog, erhöhte die Regierung seine Besoldung bis zu 3500 rheinischen Gulden und wies ihm zu Reagentien u. s. w. jährlich 1900 Gulden an. Er selbst ehrte sich dadurch, daß er einen glänzenden Ruf nach dem andern ablehnte, ohne dabei, was sonst gewöhnlich ist, sein eigenes Interesse zu wahren, indem er nur Wünsche für den Flor der Hochschule, welcher er angehörte, und besonders für die Hebung der einzelnen Zweige der Naturwissenschaften laut werden ließ. Freilich konnten diese nicht in ihrem ganzen Umfange berücksichtigt werden, da die beschränkten Kräfte des kleinen Landes nicht ausreichten. Die Naturwissenschaften wurden in Gießen innerhalb der philosophischen Fakultät durch vier ordentliche und sieben außerordentliche Professoren vertreten. Die erstern waren mit 6400, die letztern mit 3100 Gulden besoldet, und die letztern hatten eine Reihe von Jahren Vorlesungen gehalten, ohne vom Staat entschädigt zu werden.

Alle diese Lehrer entfalteten eine rastlose und folgenreiche, experimentelle und literarische Thätigkeit, wodurch sie den großen Ruf der Gießener Hochschule begründeten. Der Lohn von Seiten des Staats erschien äußerst gering, wenn man diese Leistungen in Anschlag brachte, und es bewährte sich hier gerade der Genius Liebig's, der mit wenigen Mitteln viel zu schaffen und eine strebsame, begabte Jugend um sich zu versammeln und mit sich zu verbinden verstand. Durch die Schüler, die er heranzog, fanden seine jüngeren Amtsgenossen Zuhörer für die Vorträge, durch welche sie das Schaffen des Meisters allseitig ergänzten, und ihr freundschaftliches Zusammenwirken war ein Band, das sie auch um äußerer, anderwärts gebotener Vortheile willen nicht lösen mochten. Inzwischen machte sich aber mehr und mehr die unbegreifliche Ansicht geltend, für die Wissenschaft Liebigs und die ihr verwandten Zweige sei nach den Verhältnissen des Großherzogthums schon zu viel gethan worden. Seitdem Linde und Jaup der Leitung der Universitätsangelegenheiten nicht mehr vorstanden, geschah von Regierungswegen für die Naturwissenschaft nicht das geringste weiter. Man klagte, daß für die sieben naturwissenschaftlichen Institute Gießens, das chemische Laboratorium, das technisch-chemische Institut, das physikalische Kabinet, den botanischen Garten, die mineralogischen, geologischen, zoologischen Sammlungen jährlich 5200 Gulden verwendet werden müßten. Liebig hatte, wie wir erwähnten, bis dahin die glänzendsten Berufungen abgelehnt, um an dem Orte seines Auftretens etwas Dauerndes schaffen zu können. Als er 1851 für Heidelberg gewonnen werden sollte, da verlangte er von dem Ministerium nichts für sich, sondern erbat eine Besserstellung einiger Institute und einiger Lehrer; dann wolle er bleiben. Aber es wurde hierüber nicht einmal den Kammern Mittheilung gemacht, und der Stadtrath von Gießen, der anfangs hülfreiche Hand leisten wollte, zog diese zurück, als er die Gefahr des Verlustes für den Augenblick beseitigt meinte.

Die Vernachlässigung der Naturwissenschaften in Gießen gab Liebig das unzweifelhafteste Recht, einen ehrenvollen Ruf nach München anzunehmen. In München war von einem die Wissenschaft begünstigenden Könige bereits viel geschehen, dessen ein Mann von Liebigs Sinn sich erfreuen konnte, und für ihn persönlich wurde in der Arcisstraße ein großartiges Laboratorium hergerichtet. Im Winterhalbjahr von 1852 zu 1853 eröffnete er an der Münchener Hochschule seine Vorlesungen über die Experimentalchemie. Auf dem Katheder, der Schelling eine mehr glänzende als dauernde Berühmtheit verschafft hatte, erklärte er sich gegen die deutsche Naturphilosophie und setzte den Unterschied der jetzigen Naturforschung von den philosophischen Schulen aus einander. Nicht ohne eine gewisse Schärfe sagte er den versammelten Hunderten seiner Zuhörer: „Glauben Sie mir, glauben Sie einer bald dreißigjährigen Erfahrung und einer genauen Kenntniß der Geschichte der Naturwissenschaften: wenn es einem Naturforscher gelang, das Leben durch seine Forschungen zu bereichern, so beruhte dies lediglich auf einer Untersuchungsmethode, von welcher behauptet werden kann, daß von ihr die außerordentlichen Fortschritte bedingt und hervorgerufen sind, welche die Gewerbe, die Industrie, die Mechanik, die Naturwissenschaften in den letzten funfzig Jahren gemacht haben. Es sind dies die Wege der Erkenntniß und Forschung, die wir Franz Bacon und Galilei verdanken, welche eine falsche Philosophie Jahrhunderte lang aus der Medizin und den Naturwissenschaften verdrängt hatte, die aber jetzt durch ihre Siege im Interesse der Menschheit immer mehr Boden gewinnen. Die deutsche Naturphilosophie, wir sehen auf sie zurück wie auf einen abgestorbenen Baum, der das schönste Laub, die prächtigsten Blüthen, aber keine Früchte trug. Mit einem unendlichen Aufwand von Geist und Scharfsinn schuf man nur Bilder, aber auch die glänzendsten Farben sind, wie Goethe in seiner Farbenlehre behauptete, nur getrübtes Licht. Wir aber wollen und suchen das reine Licht, und dies ist die Wahrheit. Seit Jahrtausenden beschäftigt man sich mit der Erklärung der Naturerscheinungen, aber die Erklärung der philosophischen Schulen, von Ari-

stoteles an bis auf die heutige Zeit, haben mit den unsrigen nichts mehr gemein. Die Ursache des Falls eines Körpers, sagt Aristoteles, ist die Schwere; die Schwere ist aber das in dem Körper liegende Streben zur Bewegung abwärts (das Streben, zu fallen). Ein Stein fällt weil er schwer ist, d. h. weil er ein Bestreben hat, sich abwärts zu bewegen, d. h. weil er fällt. Das Opium bringt Schlaf hervor weil es ein Körper ist, dem eine schlafmachende Eigenschaft zukommt, d. h. weil es Schlaf macht. Die kaustischen Eigenschaften des gebrannten Kalks rührten von einem Ding Kaustikum her. Der saure Geschmack der Säuren beruhte auf dem Gehalt von dem acidum universale. Dem, was man sah in der Wirkung, unterlegte man ein Wort, und dieses Wort nannte man die Ursache und erklärte die Wirkung damit. Ein Ding gab dem Gold die Farbe, ein Ding gab ihm Unveränderlichkeit, man suchte dem Quecksilber, um es in Silber zu verwandeln, das Ding zu entziehen, was es flüssig machte, ein Ding machte die Körper hart, ein Ding (der Spiritus rector.) gab den Körpern ihren Geruch, ein Ding Phlogiston war die Ursache der Brennbarkeit. Indem man die unzähligen Wirkungen, die man wahrnahm, eben so vielen verborgenen Qualitäten oder Dingen zuschrieb, war Erforschung der eigentlichen Ursache ein Ziel gesetzt; man wußte ja alles, worauf es ankam. Die Rolle der Erklärung spielte ein Wort, die Rolle der Wahrheit nahm der blinde Glaube, ein gedankenloses Nachbeten ganz unbewiesener Ansichten ein. Die Erklärungen der heutigen Naturforscher sind von denen der früheren Zeit unendlich verschieden, die jetzige Naturforschung legt auf die scharfsinnigsten Erfindungen des Geistes kein Gewicht; sie betrachtet als ihre Aufgabe eine Erkenntniß, welche nur erworben wird durch unermüdliche Arbeit und Anstrengung. Wenn der Naturforscher unserer Zeit eine Naturerscheinung, das Brennen eines Lichts, das Wachsen einer Pflanze, das Gefrieren des Wassers, das Bleichen einer Farbe, das Rosten des Eisens erklären will, so stellt er die Frage nicht an sich selbst, an seinen Geist, sondern an die Erscheinung, an den Zustand selbst. Der heutige Naturforscher, wenn er eine Erscheinung erklären will, fragt: was geht dieser Erscheinung voraus, was ist es, was darauf folgt? Was vorausgeht nennt er Ursache oder Bedingung, was ihr folgt nennt er Wirkung oder Effekt. Der heutige Naturforscher erklärt, indem er die Ursachen aufsucht, welche der Erscheinung vorhergegangen sind: die sinnlich wahrnehmbaren Ursachen nennt er Bedingungen; die Ursachen, welche durch die Sinne nicht weiter wahrgenommen werden, nennt er Kräfte. Nach dieser Methode ist die Ursache des Schnupfens nicht die Entzündung der Schleimhaut der Nase, denn dies ist nur eine Definition des Worts Schnupfen; die Erklärung des Fiebers umfaßt in ihrem Sinn nicht ein Bild, eine Beschreibung des Fieberzustandes oder der Fiebersymptome, sondern man will wissen, welchen Antheil die Luft, welchen Antheil das Blut an der Erzeugung der thierischen Wärme nehmen. Wenn die Ursachen einer Erscheinung unbekannt oder unerforscht sind, so läßt der Naturforscher die Frage offen. Wenn er Eisen im Blut, Kalk in den Knochen der Thiere findet, ohne zu wissen, wo sie herkommen, so sagt er nicht, sie seien durch den Lebensprozeß erzeugt; wenn er den Ursprung mikroskopischer Thiere, wo sie hergekommen, nicht darzulegen vermag, so sagt er nicht sie seien von selbst entstanden; wenn er Personen todt und verbrannt in einem verschlossenen Zimmer findet, und nicht ermitteln kann, wie dies zugegangen, so sagt er nicht, sie seien von selbst ins Brennen gerathen. Diese Art von Schlüssen oder Erklärungen hält er für Selbstbetrug oder Verschleierung der Unwissenheit: weil Erklärung klar machen heißt, wozu Licht oder Einsicht gehört, und weil auf der vollkommensten Unbekanntschaft mit einem Vorgang eine Erklärung dieses Vorgangs nicht beruhen kann." Er verwahrte sich aber auch gegen die Annahme, nur das im Auge zu haben, was man im gewöhnlichen Sinn das Praktische nennt, mit den Worten: „Unser Hauptzweck ist nicht die Nützlichkeit, sondern die Wissenschaft; die Wissenschaft ist immer nützlich, denn jede Art von Kenntnissen erhöht unsere Kräfte, die geistigen oder

die körperlichen. Wir studiren eine Naturerscheinung ohne nach ihrem Nutzen zu fragen; nicht jede ist im Leben anwendbar und nützlich. Der Regenbogen, der in seiner überirdischen Schönheit tröstliche Empfindungen in jedes Menschen Brust erweckt, bringt dem Menschen keinen direkten Nutzen, er ist eben so gut Gegenstand der Naturforschung als wie die Aufsuchung eines Mittels, um das Seewasser trinkbar zu machen, oder um die Butter vor dem Ranzigwerden zu schützen."

Liebig hat außer seiner Studentenschaft in München ein sehr zahlreiches und dankbares Publikum gefunden. Im Winter von 1853 hielt er unter anderm über die Natur der Flamme, über Kohlenstoff und Kohlensäure Vorträge vor einem Kreise, in dem Mitglieder des königlichen Hauses, Diplomaten und Minister mit Notabeln aus Kunst und Wissenschaft, so wie Herren mit Damen und Personen aus allen Ständen unter einander in bunter Reihe gemischt waren. In demselben Winter hörte seinen Kursus über Physik und Chemie aus allen Schullehrerseminarien des Königreichs je ein Lehrer, der dann nach seiner Zurückkunft in das Seminar die Früchte seines Kollegienbesuchs durch einen entsprechenden Unterricht der ihm untergebenen Zöglinge in den Zweigen dieser Wissenschaft zur Geltung bringen sollte. Bei einer seiner Vorlesungen ereignete sich ein unglücklicher, jedoch in seinen Folgen ohne Bedeutung vorübergegangener Vorfall. Auf den Wunsch der Königin Marie, der Königin Therese und des Königs Ludwig hielt Liebig am 9. April 1853 eine chemische Vorlesung, welcher noch der Prinz und die Prinzessin Luitpold, die Prinzessinnen Helene und Elise, die Prinzessin von Altenburg und einige vom Hofe geladene Personen beiwohnten. Bei der Darstellung des schönen und gefahrlosen Versuches, der Verbrennung von Schwefelkohlenstoff-Dampf in Stickoxydgas, den Berzelius in seinem Handbuch I. S. 523 beschrieben hat und welchen Liebig in jedem Semester seiner Vorträge zu machen gewohnt ist, gab ihm sein Assistent bei der Wiederholung des Versuches, um denselben zum zweiten Male zu zeigen, nachdem er das erste Mal wohlgelungen war, eine Flasche mit Sauerstoffgas, die zu einer Phosphorverbrennung bestimmt war, anstatt einer zweiten Flasche mit Stickoxydgas in die Hand. Nach Einbringung des Schwefelkohlenstoffs und Anzünden erfolgte, wie jeder Kundige sich denken kann, eine Explosion, durch welche das Glasgefäß in tausend Stücke zerschmettert wurde, mit einem Knalle, gleich einem Pistolenschuß. Im ersten Augenblick überraschte dieses unerwartete Ereigniß alle Anwesenden, da, wie man wohl voraussetzen kann, jedes auch nur entfernt gefährlich scheinende Experiment aus diesem Kreise verbannt sein mußte; der Versuch selbst ging in einem Nebenzimmer vor sich, so daß der Vorgang für die Zuschauer nur durch die Thüröffnung sichtbar war; demungeachtet wurden durch die Heftigkeit der Explosion und die umhergeschleuderten Glasstücke einige Verwundungen herbeigeführt. Die Königin Therese bemerkte zuerst eine starke Blutung, welche von einer zolllangen Wunde auf ihrer Wange herrührte; Prinz Luitpold war durch ein Glasstück am Scheitel, die Gräfin Luxburg am Schlüsselbein und die Gräfin Sandizell am Kopfe leicht verwundet. Die Fassung sämmtlicher höchsten Herrschaften bei diesem unglücklichen Vorfall war bewunderungswürdig. Der König Ludwig war voll Besonnenheit und wie wenn gar nichts ungewöhnliches vorgefallen wäre. Als Liebig der Königin Marie und der Königin Therese aus einander setzte, wie durch einen Mißgriff seines Assistenten der Vorfall gekommen sei, war das erste Wort beider Majestäten: „Sagen Sie ihm nichts darüber." Prinz Luitpold ließ sich, nachdem die Blutung gestillt war, den ganzen Vorgang in größter Gemüthsruhe aus einander setzen. Liebig, welcher in nächster Nähe stand, wurde an seiner linken Hand und verschiedenen Theilen des Körpers leicht verwundet; es scheint, als ob er sein Leben nur einer metallenen Dose verdankt, welche die Gewalt eines großen Glassplitters brach, der Tuch und was darunter lag, quer über der großen Schenkelpulsader, durchschnitten hatte und auf der Dose liegen geblieben war.

Die wissenschaftliche Thätigkeit Liebigs ist eine sehr umfassende. Seine Arbeiten erstrecken sich auf die verschiedenartigsten Zweige der Chemie. Der unorganische Theil verdankt ihm viele einzelne Untersuchungen, doch sind seine Leistungen in der organischen Chemie die ungleich wichtigeren. Er besitzt, wie Kopp (Geschichte der Chemie, 1, 430) hervorhebt, das seltene Vermögen, zugleich mit anhaltender Ausdauer die mannigfaltigsten und umfassendsten Experimentaluntersuchungen ausgeführt zu haben, und auch mit scharfsinniger Kombinationsgabe aus dem empirisch Erkannten das Gemeinsame herauszufinden und zu theoretischen Ansichten zu vereinigen, deren Geltung dann über das Gebiet hinausragte, dessen experimentelles Studium den ersten Anstoß dazu bot. So haben viele theoretische Arbeiten Liebigs, welche zunächst aus Untersuchungen in der organischen Chemie hervorgingen, auch für die unorganische Chemie die größte Wichtigkeit erlangt, so haben seine theoretischen Erklärungen von Erscheinungen, welche ganz der wissenschaftlichen Chemie angehören, über Thatsachen Aufschluß geboten, welche zu der angewandten Chemie nur in deren weitester Ausdehnung gerechnet werden können.

Die organische Analyse beschäftigte ihn seit 1823, in welchem Jahre er mit Gay-Lussac die bisherigen Methoden verbesserte. Es ist bekannt, wie außerordentlich schwierig diese Analyse früher war, wie nur die größten Chemiker mit Erfolg in ihr sich versuchten, und wie sehr die großartigen, schwer zu behandelnden Apparate die Arbeiten erschwerten. 1830 nach mehrfachen Versuchen stellte Liebig einen Apparat her, der dieser Analyse einen früher unbekannten Grad von Leichtigkeit und Zuverlässigkeit gab, so daß nun jeder Chemiker durch Anstellung von Elementar-Analysen an der Ausbildung der organischen Chemie mitarbeiten kann. Wie zweckmäßig dieser Apparat ist, wird bewiesen durch die große Anzahl quantitativer Zusammensetzungen, die seit seiner Einführung erlangt worden sind. Sein Apparat ist weit verbreitet, wenn auch noch immer einzelne Chemiker die allgemeine Anwendbarkeit oder den Gebrauch desselben in einzelnen Fällen bezweifeln wollen.

Eine größere Anzahl organischer Säuren hat kein Chemiker in ihrer Elementarkonstitution ermittelt, als Liebig. Von seiner Untersuchung der Knallsäure war bereits die Rede. Außerdem untersuchte er die Kohlenstickstoffsäure, die Apfelsäure, Chinasäure, Rocellsäure, Milchsäure, Apfelsäure, Mekonsäure, Asparaginsäure, Harnsäure, Mandelsäure, Ameisensäure, entdeckte und anlysirte die Hippursäure und die Oenanthsäure. Seine Arbeit über die Konstitution der organischen Säuren (1838) wimmelt von neuen Thatsachen, aus denen wichtige theoretische Ansichten abgeleitet werden. Was theils Dumas, theils Davy aufgestellt hatten, wurde von Liebig für alle Zeiten gegen jeden Widerspruch befestigt. Namentlich führte er die Lehre von den mehrbasischen Säuren durch. Von 1831 bis 1835 erweiterte er die Kenntniß der Verbindungen, welche aus dem Alkohol sich ableiten, klärte die Theorie der Aetherbildung durch Versuche auf und stellte über die verschiedenen Zuckerarten und deren Umwandlung Untersuchungen an. Seine Entwicklung der Theorie von den organischen Radikalen gehört zu seinen wichtigsten Arbeiten. Er lehrte, die Eigenthümlichkeit der organischen Verbindungen beruhe nur darauf, daß in ihnen zerlegbare Substanzen gerade so sich verhalten, wie in den unorganischen die Elemente.

Außer der Chemie im engern Sinn beschäftigte sich Liebig auch mit solchen Erscheinungen, welche andern Wissenschaften als abgesonderte Gegenstände zugetheilt sind. Nachdem man bereits aus Mulder's und Wöhler's Arbeiten große Erwartungen von der Anwendung der Chemie auf Physiologie und Medizin geschöpft hatte, erleuchtete Liebig's Genie mit einem Male diese dunkeln Gebiete und schuf sichere Ausgangspunkte, von denen die Wissenschaft mit größerer Sicherheit vordringen wird. Jetzt ist die naturwissenschaftliche Methode in der Medizin zur Geltung gelangt, und die Arzneikunde hat reichliche Gelegenheit zu wahrhaft exakten Forschungen erhalten. Liebig ist endlich auch der wahre Schöpfer der

Agrikulturchemie geworden. Die Humustheorie, überhaupt die Ernährung der Pflanzen durch organische Stoffe, hat er verworfen. Die Ernährung der Pflanze geht vor sich durch nichtorganische Stoffe, unter welchen der Phosphorsäure und dem Ammoniak der erste Rang einzuräumen ist. In dem heftigen Streit, der über seine Ansichten entstanden, ist ihm der Sieg geblieben. Die öffentliche Meinung hat sich für ihn erklärt, und es ist ein Umschwung eingetreten, der fürderhin keine andere als eine wissenschaftliche Landwirthschaft möglich macht. Der große praktische Nutzen der Agrikulturchemie beruht nach Liebig's eigener Darstellung in den „chemischen Briefen" auf Folgendem: „Die Landwirthschaft ist eine Kunst und eine Wissenschaft. Die wissenschaftliche Grundlage derselben umfaßt die Kenntniß aller Bedingungen des Lebens der Vegetabilien, des Ursprungs ihrer Elemente und die Quellen ihrer Nahrung. Aus dieser Kenntniß entwickeln sich bestimmte Regeln für die Ausübung der Kunst, Grundsätze der Nothwendigkeit oder Nützlichkeit aller mechanischen Operationen des Feldbaues, welche das Gedeihen der Gewächse vorbereiten und befördern und die auf sie einwirkenden schädlichen Einflüsse beseitigen. Keine in der Ausübung der Kunst gemachte Erfahrung kann in Widerspruch stehen mit den wissenschaftlichen Prinzipien, eben weil diese aus allen Beobachtungen zusammengenommen abgeleitet, nur ein günstiger Ausdruck dafür sind. Die Theorie kann keiner Erfahrung widersprechen, weil sie nichts anderes ist, als die Zurückführung einer Reihe von Erscheinungen auf ihre letzten Ursachen. Ein Feld, auf dem wir eine Anzahl von Jahren hinter einander die nämliche Pflanze kultiviren, wird in drei, ein anderes in sieben, ein anderes in zwanzig, ein anderes erst in hundert Jahren unfruchtbar für die nämliche Pflanze. Das eine Feld trägt Weizen, keine Erbsen, es trägt Rüben aber keinen Tabak, ein drittes giebt reichliche Ernten von Rüben aber keinen Klee. Was ist der Grund, daß der Acker nach und nach für eine und dieselbe Pflanze seine Fruchtbarkeit verliert? Was ist der Grund, daß die eine Pflanzengattung darauf gedeiht, daß die andere darauf fehlschlägt? Diese Frage stellt die Wissenschaft. Welche Mittel sind nothwendig, um dem Acker seine Fruchtbarkeit für eine und dieselbe Pflanze zu erhalten? Um ihn für zwei, für drei, für alle Kulturpflanzen fruchtbar zu machen? Diese letzteren Fragen stellt sich die Kunst; sie sind aber nicht lösbar durch die Kunst. Wenn der Landwirth, ohne durch ein richtiges wissenschaftliches Prinzip geleitet zu sein, sich Versuchen hingiebt, um einen Acker für eine Pflanze fruchtbar zu machen, die er sonst nicht trägt, so ist die Aussicht auf Erfolg nur gering. Tausende von Landwirthen stellen ähnliche Versuche nach mannigfaltigen Richtungen an, deren Resultat zuletzt eine Anzahl von praktischen Erfahrungen umfaßt, welche zusammen eine Methode der Kultur bilden, wodurch der gesuchte Zweck für eine gewisse Gegend erreicht wird. Allein die nämliche Methode schlägt häufig für den nächsten Nachbar schon fehl; sie hört auf für eine zweite und dritte Gegend vortheilhaft zu sein. Welche Masse von Kapital und Kraft geht in diesen Experimenten verloren! Wie ganz anders, wie viel sicherer ist der Weg, den die Wissenschaft befolgt; er setzt uns nicht der Gefahr des Mißlingens aus, und gewährt uns alle Bürgschaften des Gewinns. Ist die Ursache des Fehlschlagens, die Ursache der Unfruchtbarkeit des Bodens für eine, für zwei, für die dritte Pflanze ermittelt, so ergeben sich die Mittel zur Beseitigung von selbst. Die bestimmtesten Beobachtungen beweisen, daß die Kulturmethoden je nach der geognostischen Beschaffenheit des Bodens von einander abweichen. Denken wir uns in dem Basalt, Grauwacke, Porphyr, Sandstein, Kalk eine gewisse Anzahl chemischer Verbindungen in wechselnden Verhältnissen enthalten, welche für die Pflanzen zu ihrem Gedeihen unentbehrlich, der fruchtbare Boden ihnen darbieten muß, so erklärt sich die Verschiedenheit der Kulturmethoden auf eine höchst einfache Weise, denn es ist klar, daß der Gehalt der Ackererde an diesen so wichtigen Bestandtheilen in eben dem Grade, wie die Zusammensetzung der Felsarten, durch deren Verwitterung sie entstanden ist, wechseln muß. Die Weizenpflauze, der Klee, die Rüben bedürfen gewisser Bestand-

theil aus dem Boden; sie gedeihen nicht in einer Erde, in welcher sie fehlen. Die Wissenschaft lehrt uns aus der Untersuchung ihrer Asche diese Bestandtheile kennen, und wenn uns die Analyse eines Bodens zeigt, daß sie darin fehlen, so ist die Ursache seiner Unfruchtbarkeit ermittelt. Die Beiseitigung dieser Unfruchtbarkeit ist damit aber gegeben. Die Empirie schreibt allen Erfolg der Kunst den mechanischen Operationen des Feldbaues zu; sie legt ihnen den höchsten Werth bei, ohne danach zu fragen, auf welchen Ursachen ihr Nutzen beruht, und doch ist diese Kenntniß von der höchsten Wichtigkeit, weil sie die Verwendung der Kraft und des Kapitals auf die vortheilhafteste Weise regelt und jeder Verschwendung derselben vorbeugt. Ist es denkbar, daß der Durchgang der Pflugschar, der Egge durch die Erde, daß die Berührung des Eisens dem Boden wie durch einen Zauber Fruchtbarkeit ertheilt? Niemand wird diese Meinung hegen, und dennoch ist diese Frage in der Agrikultur noch nicht gelöst; gewiß ist es beim sorgfältigen Pflügen nur die weit getriebene mechanische Zertheilung, der Wechsel, die Vergrößerung und Erneuerung der Oberfläche, durch welche der günstige Einfluß ausgeübt wird, aber die mechanische Operation ist nur Mittel zum Zweck."

Liebig's Hauptschriften sind folgende: Handbuch der Pharmacie von Geiger, neu bearbeitet; Organische Chemie; Handwörterbuch der reinen und angewandten Chemie, gemeinschaftlich mit Poggendorf und Wöhler bearbeitet; Vollständiger Unterricht über das Verfahren, Silber auf nassem Wege zu probiren; Die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Agrikultur und Physiologie; Die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Physiologie und Pathologie. Zahlreiche Abhandlungen von ihm finden sich in dem „Archiv für die gesammte Naturlehre" von Kastner, in dem „Journal der Chemie und Physik" von Schweigger, in Poggendorf's „Annalen", in den „Annalen der Chemie und Pharmacie", in den Annales de chimie et de physique, dem Journal de chimie medical, den Comptes rendus der Pariser Akademie.

Sir de Lacy-Evans, englischer Generallieutenant und Befehlshaber der zweiten Division in der Krim, ist der Sprößling einer Familie von altnormannischem Adel und der Sohn eines geachteten Stabsoffiziers. Geboren im Jahre 1787, bestimmte er sich von frühester Jugend an für die kriegerische Laufbahn und wurde deshalb auf der Kriegsschule von High-Wycombe ausgebildet. Nachdem er dort etwas Tüchtiges gelernt hatte, ging er nach Indien, um der ostindischen Gesellschaft seine Dienste anzubieten. Als er ankam, fand er die großen Kämpfe, deren Ruf ihn nach der Halbinsel des Ganges gelockt hatte, beendet und alles in einer Ruhe, welche für seinen Durst nach Ruhm nicht unglücklicher hätte sein können. Er gab daher die Offiziersstelle auf, die er erlangt hatte, kehrte nach England zurück und kaufte sich das Lieutenantspatent in einem Dragonerregimente, welches unter dem Herzog von Wellington in Spanien gegen Napoleon kämpfte. Seine wissenschaftlichen Kenntnisse empfahlen ihn seinen Oberoffizieren und führten zu seiner Ernennung zum Gehülfen des Generalquartiermeisters. Eine Aufnahme des Bodens in der Umgegend von Pampluna, die er vollführte, lenkte gegen das Ende des Kriegs die Aufmerksamkeit des Herzogs von Wellington auf ihn. Als nach dem ersten Pariser Frieden die Unternehmungen gegen den Chesapeak beschlossen wurde, erinnerte sich der Herzog des geschickten Zeichners und gab ihm dieselbe Stelle eines Gehülfen des Generalquartiermeisters, welche Lacy-Evans in Spanien bekleidet hatte. Er zeichnete sich in diesem nordamerikenischen Kriege aus und bei mehreren Gelegenheiten wurde sein Name in den Depeschen lobend erwähnt. In der letzten unglücklichen Schlacht von Neuorleans, die der „alte Hickory" durch seine Schützen entschied, erhielt Lacy-Evans eine schwere Verwundung. Im März des Jahres 1815 kehrte er nach England zurück, wo er zum Hauptmann und bald nachher zum Major befördert wurde. Er litt noch an seinen Wunden, als er in den Stab des Generals Sir William Ponsonby berufen wurde. Unter die-

sem General kämpfte er bei Waterloo mit und leistete so ausgezeichnete Dienste, daß er zum Oberstlieutenant befördert wurde.

In der Friedenszeit theilte er das Schicksal aller der englischen Offiziere, welche sich zu freisinnigen Ansichten bekannten. Das Ministerium Castlereagh hielt alle diese Männer, und so auch Lacy-Evans, vom thätigen Heerdienste fern. In seiner unfreiwilligen Muße bildete er sich nach und nach zum Radikalen aus. So entschieden war sein Auftreten, daß man ihm zutraute, er werde, falls sich die Regierung dem Verlangen nach Reform dauernd widersetze, der Führer einer bewaffneten Volkserhebung werden. In späterer Zeit haben ihm Tories und abtrünnige Whigs öffentlich vorgeworfen, daß er sich zum Volksgeneral angeboten und Vorbereitungen für eine Revolution getroffen habe, er hat aber diese Behauptung mit der größten Entschiedenheit Lügen gestraft, und seine Ankläger sind verstummt. Allerdings trat er 1830 als Volksredner auf und gewann namentlich den Beifall der Massen, aber den gesetzlichen Weg verließ er nicht. Im Mai 1831 wurde er der Kandidat für Westminster. Ein Liberaler und ein Tory, Sir John Hobhouse und Escott, machten ihm die Wahl streitig. Vor den Wahlgerüsten kam es dabei zu Szenen, welche selbst in der damaligen Zeit Aufsehen machten. Der versammelte Pöbel ließ weder Hobhouse noch Escott zum Wort kommen, und als beide dennoch den Platz zu behaupten Miene machten, erfolgte ein regelmäßiger Sturm auf die Gerüste, eingeleitet durch einen Hagel von Kohlstrünken, faulen Eiern und ähnlichen Wurfgeschossen. Hobhouse und Escott ergriffen mit ihren Freunden die Flucht, und alle Hände flogen für Evans in die Höhe. Natürlich verlangten die beiden geschlagenen Feinde eine regelrechte Abstimmung, aber auch diese entschied für den Triumph des Radikalen. Im Parlament bethätigte Evans die Grundsätze, welche er bis dahin aufgestellt hatte. Er unterstützte die Minister gegen die Tories, bei allen selbstständigen Anträgen von Radikalen stimmte er mit diesen.

1835 entschlossen sich Frankreich und England zu einer thätigen Unterstützung der liberalen Regierung in Spanien. Ludwig Philipp lieh Marie Christinen seine Fremdenlegion, England gestattete Werbungen für die spanische Regierung. Zum Kommando des englischen Hülfsheers war Evans bestimmt, der gleichzeitig zum Range eines spanischen Generallieutenants erhoben wurde. Nach wenigen Monaten hatten sich zweihundert Offiziere zum Eintritt gemeldet und mehrere tausend Freiwillige, fast lauter Rekruten, wenige alte Soldaten. General Evans kannte die Spanier von Unabhängigkeitskriegen her und vermuthete in den Karlisten Guerillas von 1812, die nie dem Stoß regelmäßiger Truppen Stand gehalten hatten. Er erfüllte daher, kaum in Spanien angekommen, den Wunsch des Generals Jauregui (el Pastor), mit seinen Neulingen ohne Verzug ins Feld zu rücken. Jauregui wie Evans meinten, daß die Karlisten den Anblick der rothen englischen Uniformen nicht würden ertragen können. Evans überzeugte sich gleich bei dem ersten Angriffe, daß die Dinge in Spanien seit der Schlacht von Vittoria nicht auf dem alten Fuße geblieben wären. Die Karlisten zogen sich auf ihre Schanzen von Ernani zurück und vertheidigten diese so tapfer, daß die Engländer den Rücken zeigen mußten. Von San Sebastian schiffte er sich nach Bilbao ein, das eben von den Feinden stark bedroht wurde. Er hatte hier das Glück, die Spanier unter Espartero und Espeleta, die sich in dem engen Flußthale bei Arrigorriaga eingeklemmt befanden, aus ihrer üblen Lage zu befreien. (11. September 1835.)

Im Oktober hatte die englische Legion einen Effektivbestand von 8000 Fußsoldaten — vier Brigaden unter den Generalen Reid, Evans (einem Bruder des Generals), Chichester und Shaw — und 600 Reitern mit der entsprechenden Artillerie, erreicht. Noch immer glaubte Evans, sein den Wählern von Westminster gegebenes Versprechen einlösen zu können, daß er noch vor Ablauf der nächsten Sitzungsperiode auf seinem Posten im Parlament zurück sein werde. Nach-

dem er seine Soldaten eingeübt hatte, brach er am 30. Oktober von Bilbao auf, um sich in Vittoria, wohin er auf einem weiten Umwege marschirte, mit der spanischen Hauptmacht unter Cordova zu vereinigen. Er erreichte Vittoria, verlor aber auf dem Marsche über 500 Mann, Nachzügler, welche in einem Zustande thierischer Betrunkenheit den Karlisten in die Hände fielen. In Vittoria wurde eine große Bewegung verabredet. Man bildete drei Heersäulen; Espartero rückte links gegen Villareal de Alava vor, Cordova und Bernelle (der Anführer der französischen Fremdenlegion) in der Mitte gegen Ulibarri und Salinas, Evans rechts gegen das befestigte Schloß Guevara. Man wollte durch diese kombinirte Bewegung die Karlisten aus den befestigten Stellungen des Arlabangebirgs vertreiben und sich den Zugang zu Guipuzcoa erzwingen. Die ersten Angriffe gelangen, namentlich warf Evans die zur Deckung von Guevara aufgestellten Bataillone zurück. Dann vereinigte aber Eguia solche Streitkräfte in den Linien von Salinas, daß Cordova auf Vittoria zurückgeworfen wurde, wobei er große Verluste erlitten hätte, wenn die Engländer und Franzosen nicht zu seiner Deckung herbeigeeilt wären. Die Legion bewährte auf diesem Zuge eine glänzende Tapferkeit, ohne daß sie vor dem Feinde stark gelitten hätte. Ihre Verluste entstanden durch schlechte Verpflegung, Trunksucht und von beidem hervorgerufene Krankheiten. Vom Januar bis März 1836 starben nicht weniger als 36 Offiziere und 500 Soldaten, 1000 lagen krank in den Spitälern und mindestens eben so viele waren dienstunfähig.

Im April 1836 marschirte die Legion nach Santander, wo sie sich nach San Sebastian einschiffte. Sie war jetzt so geschwächt, daß ihr keine selbstständige Bewegung von irgend welcher Bedeutung zugemuthet werden konnte. Bei seiner Ankunft in San Sebastian fand Lacy-Evans die Festung durch karlistische Verschanzungen, welche von der Bai von Passages bis zur Mündung des Urmeaflusses liefen, von aller Verbindung mit dem Lande abgeschnitten. Niemand konnte sich einen Schritt vor das Thor hinauswagen, wollte er nicht Gefahr laufen, getödtet oder gefangen zu werden. Um einen weitern Spielraum zu gewinnen, beschloß Evans einen Angriff auf die feindliche Stellung. Am 5. Mai rückte er mit der noch 5000 Mann starken Legion und einigen spanischen Bataillonen aus. Angriff und Vertheidigung waren gleich energisch. Am heftigsten war der Kampf um ein befestigtes Kloster am Strande, das für die Engländer so lange uneinnehmbar blieb, bis zwei bewaffnete Dampfboote der englischen Flotte in die dicken Mauern Lücken schossen. Nun stürmten die Engländer, gewannen den Schlüssel der Stellung und trieben die Karlisten anderthalb Stunden weit bis an die Linien von Ernani zurück. Pardon hatte man auf beiden Seiten nicht gegeben, denn die englischen Soldaten ahmten das Beispiel der Karlisten nach, welchen das berüchtigte Dekret von Durango befahl, keines Fremden zu schonen. Die Engländer verloren in diesem Treffen 823 Mann, darunter 75 Offiziere, und noch größer war die Einbuße der karlistischen Armee, welcher außerdem durch den Tod des ausgezeichneten Generals Segastibelza eine unheilbare Wunde geschlagen wurde. Am 28. Mai machte Evans eine neue Eroberung, indem er sich des wichtigen Hafens de los Passagos bemächtigte. Seine neue Stellung vor San Sebastian war den Feinden gefährlich, und diese suchten ihn um jeden Preis daraus zu vertreiben. Drei Tage hinter einander, vom 6. bis 8. Juni, griffen sie mit beispielloser Wuth an und jedesmal wurden sie zurückgeworfen. Seinerseits scheiterte Evans mit einem Versuch gegen Fuentarabia, welches er so stark befestigt fand, daß er nichts Ernstliches unternahm. Nach dem Rückmarsche drohte die Unzufriedenheit der Truppen, die man seit Monaten ohne Sold gelassen hatte, in offene Meuterei umzuschlagen, beschwichtigte sich indessen sogleich, als die spanische Regierung Mittel fand, die Soldrückstände auszuzahlen.

So viele Mühen und Sorgen warfen Lacy-Evans auf das Krankenlager. Er wäre nach England zurückgekehrt, hätte er nicht Spott befürchtet. Lange

mußte er noch unthätig bleiben, da die christinischen Generale nicht von ihrer Gewohnheit ließen, sich beobachtend zu verhalten und ihre Bewegungen nach jenen der Feinde einzurichten. Im Frühjahre 1837 wurde endlich ein größerer Angriffsplan entworfen und Lacy-Evans eine Rolle darin zugetheilt. Durch die Gardedivision des Generals Ribero bis auf 14,000 Mann verstärkt, erhielt er den Auftrag, die Doppellinien von Ernani und Andoain zu nehmen und auf Tolosa vorzudringen, wo Sarsfield und Espartero sich mit ihm vereinigen würden. Nach hartem Kampfe war er am 15. März in den Besitz der Werke gekommen, welche Ernani beherrschen, und schickte sich am 16. eben an, den Flecken selbst zu stürmen, als der Infant Don Sebastian, der in der Nacht mit zehn Bataillonen eingetroffen war, die in der Seite und fast im Rücken der Engländer liegende Brücke von Astigarraga wegnahm. Die englischen Soldaten, welche den Feind in ihrem Rücken sahen, geriethen bei diesem Anblick in die heilloseste Verwirrung. Ein Bataillon gab das Zeichen zur Flucht, und Regiment auf Regiment ließ sich mit fortreißen. Bis vor die Thore von Sebastian verfolgten die Karlisten, und dieser Tag wäre der letzte der Legion gewesen, wenn nicht ein Bataillon Marinesoldaten, Schritt auf Schritt zurückweichend, die Ordnung behauptet hätte. Dennoch verloren die Engländer an diesem Unglückstage nahe an 2000 Mann.

Mit dem 10. Juni 1837 lief die Verpflichtung ab, welche die Soldaten bei ihrer Anwerbung übernommen hatten, und die meisten weigerten sich fortzudienen. Da Evans alles daran lag, nicht ohne eine glückliche Waffenthat zu scheiden, erwirkte er durch die Vermittlung des englischen Gesandten in Madrid den Befehl zu einem neuen Unternehmen. In San Sebastian vereinigten sich 30,000 Mann, denen 20,000 Karlisten gegenüber standen. 12,000 der letztern nahm Don Carlos auf seinem bekannten Zuge gegen Madrid mit sich fort, und so trat in den Nordprovinzen eine starke Ungleichheit der Streitkräfte ein. Am 15. Mai wurden von den Konstitutionellen die Linien von Ernani nach wenigen Kanonenschüssen genommen. Evans wurde mit seiner Legion nach Irun in der Nähe der Grenze geschickt. Nach tapferer Gegenwehr ergab sich die Stadt, welche nicht mehr als 500 Mann Besatzung hatte, und am folgenden Tage fiel auch Fuentarabia. Dies waren die letzten Thaten der Legion. Drei Wochen später löste sie sich auf, 1800 Mann unter dem Brigadegeneral O'Donnell traten in den spanischen Dienst über. Evans kehrte nach England zurück, wo er einige Tage nach dem Tode des Königs Wilhelm IV. ankam. Für die Spöttereien, welche die Tories ihm nicht ersparten, entschädigte ihn die Regierung durch Ernennung zum Obersten und zum Ritter des Bathordens. Seine Wähler blieben ihm treu, im nächsten Parlament fand er wieder als Abgeordneter für Westminster einen Platz.

Seit seiner Rückkehr aus Spanien hat Sir de Lacy-Evans das gewöhnliche Leben eines Offiziers im Frieden geführt. Er ist Generalmajor, Generallieutenant geworden und befehligt in diesem Augenblicke unter Lord Raglan die zweite Division in der Krim.

Wilhelm von Scharnhorst, preußischer General der Infanterie, war der älteste Sohn des Generals von Scharnhorst, der sich während der Regenerationszeit von 1807 bis 1815 um Preußen und Deutschland unsterbliche Verdienste erworben hat. Am 16. Februar 1786 zu Hannover geboren, verlebte er dort und auf dem Gute seines Vaters die ersten Jahre der Kindheit, kam später in die Pension eines Landpredigers im Hannoverischen und im Jahre 1801, als sein Vater in preußische Dienste überging, nach Berlin, wo er das Gymnasium des grauen Klosters besuchte. Im Jahre 1803 ging er nach Halle, um dort die Rechtswissenschaft zu studiren, wurde aber 1806 mit den übrigen Studenten von den Franzosen vertrieben und vollendete seine Studien nun in Göttingen und

Frankfurt an der Oder. In der Nähe von Königsberg verweilte er einige Zeit behufs seiner kameralistischen Ausbildung auf dem Amte Neuhausen, wo er den Entschluß faßte, sich dem Kriegsdienst zu widmen. Er trat im Jahre 1809 in das brandenburgische Husarenregiment, that auch Dienste in der Artillerie, verließ aber noch in demselben Jahre Preußen, dessen Nichttheilnahme an dem österreichisch-französischen Kriege seine Hoffnungen täuschte, und ging nach England, wo er im November 1809 eine Anstellung als Unterlieutenant bei der reitenden Artillerie der englisch-deutschen Legion erhielt. Zu Anfang des Jahres 1811 betrat er den Kriegsschauplatz und machte die spanisch-portugiesischen Feldzüge von 1811 und 1812 mit. Die Schlacht von Albufera (16. Mai 1811) war der erste große Kampf, den er sah. Obgleich noch jung und unerfahren, benahm er sich mit vieler Entschlossenheit. Später wurde er einem Belagerungspark zugetheilt und focht in diesem bei den Belagerungen und Schlachten von Ciudad-Rodrigo, Badajoz und Salamanca. In der letztern erhielt er eine Wunde, welche die Sehkraft seines einen Auges für immer zerstörte. Kaum wieder hergestellt, half er bei der Zerstörung der feindlichen Werke im Park von Buen-Retiro und des darin befindlichen Arsenals, und focht in einigen kleineren Gefechten. Durch alle seine Leistungen in Spanien und Portugal erwarb er sich den Ruf eines Offiziers, dem man trotz seiner Jugend jeden Auftrag ertheilen dürfe.

Im Anfang des Jahres 1813 rief ihn sein Vater nach Deutschland zurück, damit er in dem heimischen Heere den Kampf gegen Napoleon mitfechte. Kurz vor der Schlacht von Lützen traf er im Hauptquartier des Generals Blücher ein und vereinigte sich dort mit seinem Vater, den er nach kurzer Zeit verlieren sollte. Vom August 1813 an dem Generalstab der schlesischen Armee zugewiesen, wurde er von Gneisenau zu den schwierigsten Aufträgen gebraucht. Es wurden ihm die schwierigsten Rekognoscirungen übertragen, und er focht in allen großen Schlachten. In dem Treffen von Champaubert trug er durch die geschickte Aufstellung einer russischen Batterie zur Rettung des umzingelten preußischen Hauptquartiers wesentlich bei. Im Frühjahr von 1814 begab er sich zu der englisch-deutschen Legion zurück, die inzwischen in den Niederlanden eingetroffen war. Als der Krieg von 1815 ausbrach, schickte ihn Wellington zu Blücher zurück, „weil Scharnhorst gewiß am liebsten bei seinen preußischen Landsleuten kämpfen werde." So wohnte er den Schlachten von Ligny und Waterloo bei.

Nach dem Frieden diente er in dem Generalstab des achten Armeekorps in Koblenz. Im August 1818 verheirathete er sich mit der ältesten Tochter des Generals von Gneisenau, die ihm schon 1822 durch den Tod entrissen wurde. Aus dieser Ehe sind zwei Söhne, beide im preußischen Militärdienst, und eine Tochter am Leben. Von 1824 bis 1828 stand er zu Berlin im Generalstabe des Prinzen August Ferdinand von Preußen. Der Wunsch, das befreite Griechenland kennen zu lernen, führte ihn dorthin, aber unbefriedigt kehrte er zurück. Bei dem Ausbruch des Kriegs zwischen Holland und Belgien ging er in das Hauptquartier des Prinzen Friedrich der Niederlande, wo er durch seinen Rath, insbesondere in der Schlacht bei Hasselt, großen Nutzen brachte. Im Jahre 1832 begleitete er den Prinzen Adalbert von Preußen nach England. Später erhielt er den Befehl über die dritte Brigade der Artillerie in Magdeburg, war dann auf kürzere Zeit dem großen Generalstab in Berlin zugetheilt und bekam hierauf die Stellung als Artillerie-Inspekteur in Stettin und Koblenz. Im Jahre 1849 stand die Artillerie während des badischen Feldzugs unter ihm. Die Gouverneurstelle der Festung Rastadt, welche ihm nach der Uebergabe des Platzes zugetheilt wurde, legte er wegen eingetretener Krankheit bald wieder nieder. Im Jahre 1850 nahm er seinen Abschied und wohnte seitdem in Berlin. 1852 ging er als Mitglied der vom König zur Bestattung des Herzogs von Wellington abgeordneten Deputation nach London. In den beiden letzten Jahren wurde seine Gesund-

heit schwankend. Um Genesung zu suchen, ging er im Frühling von 1854 nach Bad Ems, wo am 13. Juni ein Schlagfluß ihn seinen zahlreichen Freunden entriß.

Ueber sein inneres Wesen und seine Stellung in der preußischen Armee giebt ein befreundeter Biograph in der „Allgemeinen Zeitung" interessante Aufschlüsse. Entscheidend für sein ganzes Leben war sein Dienst in der englisch-deutschen Legion, und sein Aufenthalt in England und auf der spanischen Halbinsel. Die Eigenthümlichkeit und Selbstständigkeit des englischen Nationalcharakters, der auf das Praktische gerichtete Sinn dieses Volks, seine Ausdauer, die Großartigkeit in seinen Unternehmungen, die politischen Institutionen, unter welchen sich dieser Charakter entwickelt hatte, der Wiederschein desselben in seinen Staatsmännern und Feldherren machten auf ihn einen tiefen bleibenden Eindruck. Er sah, besonders in Portugal und Spanien, wie die Engländer, ohne sich selbst aufzugeben, sich überall unter fremden Völkern leicht zurecht fanden, und deren Kräfte zu benutzen verstanden. In Spanien war er naher Zeuge der Kämpfe, in welchen das spanische Volk in eigenthühmlicher Weise seine Nationalität und seine Freiheit gegen einen fremden Eroberer vertheidigte. Als er hierauf im Jahre 1813 nach Deutschland zurückkam, fand er denselben Kampf unter ganz verschiedenen Verhältnissen. Er sah hier die unter der Leitung seines großen Vaters umgestaltete preußische Armee einerseits beseelt von dem Militärgeist unter Friedrich dem Großen, andererseits unterstützt durch die Theilnahme des Volkes in allen seinen verschiedenen Klassen und gestärkt durch dessen edelste Kräfte. Die Erfahrungen, die er in den Kriegen 1813 bis 1815 machte, begründeten seine Ueberzeugung, daß auch in Zukunft die allgemeine Militärpflichtigkeit und die Landwehr einen Hauptbestandtheil der preußischen militärischen Organisation bilden müßten, und daß die Kraft des preußischen Staats mit auf dieser Organisation ruhe. Schon in Portugal hatte er etwas ähnliches gesehen. Hier in Preußen fand er es in größerer Vollendung wieder. Funfzehn Jahre später bot sich ihm eine ähnliche Erscheinung in den Niederlanden dar, wo in dem Kriege der Holländer gegen die Belgier die alte Nationalkraft der erstern wieder erwachte, und der Nationalgeist durch den Hinzutritt einer ähnlichen Volksbewaffnung das stehende Heer unterstützte. Er hatte durch alle diese Erfahrungen Gelegenheit gehabt, die verschiedenen militärischen Einrichtungen, Organisationen, Sitten und Gebräuche mehrerer Armeen zu vergleichen, und sich während der Kriegsführung selbst von der Nothwendigkeit, Brauchbarkeit oder Entbehrlichkeit dieser oder jener Einrichtung zu überzeugen, und es konnte nicht ausbleiben, daß er in seinen Ansichten hierüber von manchen seiner preußischen Kameraden abwich, und daß er durch Widerspruch getrieben, manche seiner Behauptungen auf die Spitze stellte. Er legte ferner in freier und frischer Anschauung des im Kriege Wesentlichen weniger Werth auf manche militärische Formen in Friedenszeiten. Hierzu kam eine gewisse Abneigung gegen schriftliche Dienstarbeiten, die ihn dahin brachte, zuweilen auch das Nothwendige zu unterlassen. Durch alles dies bildete sich bei seinen unläugbaren wissenschaftlichen Kenntnissen, bei manchem seiner militärischen Standesgenossen das Urtheil: daß er mehr theoretisch gebildeter als praktischer Soldat sei. Wollte man ihm aber wegen jener Eigenschaften eine praktisch-militärische Natur und Ausbildung absprechen, so würde man irre gehen. Er gehörte allerdings zu den wissenschaftlich gebildetsten Offizieren der preußischen Armee; seine Bildung war aber keineswegs bloße Büchergelehrsamkeit, sondern von mannigfaltiger Kriegserfahrung unter den größten Feldherren der Neuzeit begleitet und durchdrungen, durch sie gereift und durch eine seltene Terrainkenntniß vieler Länder geschmückt; er war ein ausgezeichneter Gehülfe eines Generalquartiermeisters, seine Rekognoscirungen in den Feldzügen von 1813, 1814 und 1815 gaben Veranlassung zu den folgereichsten Dispositionen für die Schlachten;

er hat sich hierdurch unbedenklich große Verdienste um den Staat und größere als viele Militärs erworben, denen es vergönnt war, mit ihren Truppen einzelne glänzende Gefechte zu liefern. Im langen Frieden warf sich seine Thätigkeit auf die mit dem Kriegswesen verwandten wissenschaftlichen Gegenstände, besonders Terrain-, Karten- und die damit verbundenen geographischen Kenntnisse, zu welchen er durch seine im Krieg und Frieden gemachten Reisen durch das ganze westliche und mittlere Europa einen reichen Grund gelegt hatte. Er erwarb sich allmälig aus eigenen Mitteln eine der schönsten und vollständigsten Landkartensammlungen. Die neuesten Länderentdeckungen nahmen seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Er wurde Mitglied der geographischen Gesellschaft in Berlin, und zur Anerkenntniß seiner vielseitigen Bildung noch in seinem vorletzten Lebensjahre in die Berliner Akademie der Wissenschaften aufgenommen.

Seiner ganzen Natur nach nüchtern und praktisch, hatte er auch das Christenthum in dieser Weise, ohne besondere Vorliebe für bestimmte religiöse Anschauungen der Gegenwart, aufgefaßt. Es war und blieb ihm der von Gott gegebene Leitstern unter den Kämpfen und Anfechtungen dieses Lebens, er verfolgte seine Entwicklungen in der Geschichte der Völker, er forderte von den christlichen Völkern eine innere tiefere und reinere Auffassung desselben, eine bestimmtere Hervorhebung seines Ewigen und Bleibenden, es schmerzte ihn, wenn er im Zusammentreffen mit andern Völkern dessen inneres Wesen entstellt fand, er forderte eine strengere Durchführung seiner sittlichen Lehren im praktischen Leben, und hielt nur unter dieser Bedingung die weitere Verbreitung und Herrschaft des Christenthums als allgemeine Weltreligion für gesichert. Scharnhorst lebte übrigens ganz für sein preußisches Vaterland, für dessen Erhaltung, Kräftigung und Verherrlichung, für dessen innige Verschmelzung mit dem größern deutschen Vaterlande. Er sah in ihm den Pfleger und Beschützer deutscher Kultur, er erkannte dasselbe in dem europäischen Staatensystem für nothwendig zur Aufrechthaltung des europäischen Gleichgewichts und zur Mitentwicklung der Civilisation und einer geordneten Freiheit. In der innern Politik war er gemäßigt; treu seinem König, hatte er die Ueberzeugung, daß die politische Entwicklung des preußischen Volks unter parlamentarischen Institutionen ein nicht abzuweisendes Bedürfniß sei, daß sie unbeschadet der Freiheit unter dem Königthum mit Erfolg und Sicherheit gedeihen könne. Als Menschen finden wir ihn in seinem ganzen Wesen höchst einfach und anspruchlos, edel, hülfreich, uneigennützig und wohlwollend, das wahrhaft Menschliche auch in dem Geringsten achtend, ohne Standesvorurtheile. Er bewegte sich gleich frei in den höhern aristokratischen Kreisen wie in den mittlern Regionen der Gesellschaft, die Bildung war ihm überall willkommen, wo er sie auch fand. Er war ein heiterer, interessanter Gesellschafter, von sehr gutem, auch wohl scharfem Humor. Er erzog seine Kinder mit voller väterlicher Liebe nach den Ueberzeugungen, die sich in ihm festgestellt hatten.

Unter Verantwortlichkeit des Ergänzungsblätterverlags in Meißen. — Redakteur Dr. Fr. Steger.
Druck von A. C. Cato in Meißen.

Bremen und der Zollverein. Ein kleiner Staat von drei Geviertmeilen und mit nicht viel über siebenzigtausend Einwohnern, oder richtiger eine Stadt mit einem angehängten Gebiet, besitzt Bremen für Deutschland eine Wichtigkeit, die weit über die Zahlenverhältnisse von Land und Leuten hinausgeht. Bremen ist das eine der beiden großen Eingangs- und Ausgangsthore Deutschlands an der Nordsee. Wie Hamburg, das zweite Thor, die Elbe, so benutzt Bremen die Weser, diesen einzigen aller deutschen großen Ströme, welcher von seinem Ursprung bis zur Mündung nur deutsche Staaten berührt und frei in das Meer strömt. Die Weser, deren eigentliche Mündung von Bremen noch zwölf deutsche Meilen entfernt ist, ist die natürliche Wasserstraße für Baiern, Thüringen und mehrere andere Binnenstaaten, und ihre Bedeutung für den Handel wird noch eine ganz andere werden, sobald das Mindener Wehr nebst andern Hindernissen der Schiffahrt beseitigt ist, und sobald alle die Verbindungen der Werra, der Fulda, der Aller mit dem Rhein, dem Main und der Elbe, deren die Weser fähig ist, durch künstliche Kanäle und Eisenbahnen ausgeführt sein werden. Bremerhafen, der Seeplatz für Bremen, besitzt eigenthümliche Vortheile, welche andern Hafenorten fehlen. Unter diesen Vortheilen ist nicht der kleinste der, daß die Weser verschiedene Theile unseres Vaterlandes berührt oder durchfließt, in denen der Eichbaum, dieses vorzügliche Material für den Schiffsbau, noch sehr häufig ist. Diesem Umstande mit verdankt es Bremen, daß es von allen deutschen Städten die größte, zahlreichste und schönste Handelsmarine besitzt. Seine Schiffe sind alle fest gebaut und meistens neu, alle gute Segler, und sie besitzen die kundigste Schiffsmannschaft. Handelt Hamburg vorwiegend mittelst englischer Schiffe und Matrosen, so ergänzt Bremen seine Schifffahrer aus der Umgegend, woraus man den Schluß ziehen könnte, daß die Anwohner der Weser erfahrener, seegeübter und weltkundiger seien, als jene der Elbe. Ein weiterer Vortheil ist, daß die Mündung der Weser, als des südwestlichsten unserer großen Ströme, die wir ganz bis zu ihrem Ausgange beherrschen, weniger von Frost und Eis belästigt wird, als die Mündung irgend eines andern. Die Weser hat in Bezug auf Klima und andere Verhältnisse viel von den benachbarten holländischen Gewässern. Die in die Ostsee mündenden Ströme haben noch lange ihre Eisdecke zu tragen, wenn die Weser längst freies Wasser hat. Selbst die Elbe, die doch so nahe ist, friert leichter zu und führt namentlich stärkere Eismassen. Ueber die Weser dagegen bildet sich zwischen Vegesack und Bremerhafen nur bei sehr harten Wintern eine Eisbrücke, und von Bremerhafen abwärts gefriert der Strom niemals. Der Eisgang wirft seine Schollen regelmäßig auf die gegenüberliegende Küste der oldenburgischen Landschaft Butjadingen, Bremerhafen bleibt verschont. Endlich können Schiffe jeden Tiefgangs dorthin gelangen und sind gegen alle Stürme gesichert. Die Geeste, welche hier einmündet, ist zwar nur ein kleiner Fluß, aber weil die Ebbe und Fluth in sie eindringt, ist ihre Mündung sehr ausgetieft und zum Einlaufen großer Schiffe geeignet. Die Weserschiffe suchten daher auch schon seit alten Zeiten diesen Zufluchtsort auf, und es lag hier schon immer ein kleiner Hafen, „dat Geestendorp", der für die Weser wichtig war. Das jetzige Bremerhafen ist etwa zwanzig Jahre alt.

Ein alter, schwunghaft betriebener Handel hat in Bremen viel Wohlhabenheit erzeugt. Dieser Wohlstand ist ziemlich gleichmäßig über alle Schichten und Klassen der Bevölkerung vertheilt. Bremen besitzt nicht viele sehr reiche, aber sehr viele recht wohlhabende Bürger, und kennt, da alle Geschäftszweige blühen, kein Proletariat, keine Bettelarmuth. Kaufmännische Thätigkeit, geschäftlicher Eifer, zähe Ausdauer, ein scharfer Blick zur Spekulation sind auszeichnende Eigenschaften der Bremer. Ein Hauptnerv des hanseatischen und speziell des Bremer Handels

besteht darin, daß die jungen Bremer Kaufleute in überseeische Länder gehen und dort Vermögen und Geschäftserfahrung sammeln. Diese kaufmännischen Wanderungen in überseeische Länder haben übrigens in einigermaßen erheblicher Weise erst dann begonnen, als der deutsche Handel mit den Kolonien ein unmittelbarer wurde. So lange er vorzugsweise nur ein indirekter war, so lange er über Holland und England vermittelt wurde, fanden sie nur in geringem Maße statt. Als aber der Verkehr sich erweiterte, als die Vereinigten Staaten von Nordamerika zu einer unabhängigen Weltmacht heranwuchsen, als das überseeische Geschäft einen ganz neuen Charakter gewann, da lag es im Wesen der Dinge, daß der Kaufmann, wenn er den Umständen gewachsen bleiben und sich nicht überflügeln oder lahm legen lassen wollte, in den überseeischen Ländern persönlich Erfahrungen und Geschaftskenntniß einsammeln mußte, die er nicht länger entbehren konnte. Jene Wanderungen sind also zum großen Theil ein Produkt unumgänglicher Nothwendigkeit. Man findet ähnliche Erscheinungen auch in andern Geschäftskreisen. Schicken doch zum Beispiel die Industriellen ihre Söhne auf längere Zeit nach England, Belgien oder Frankreich.

Von den Geschäften, welche Bremen sich zu verschaffen gewußt hat, ziehen gewöhnlich die Rhederei und der Zwischenhandel die Augen am meisten auf sich. Wir haben schon gesagt, daß die Rhederei eine schöne Handelsmarine geschaffen hat, deren Schiffszahl gegenwärtig nahe an dreihundert betragen dürfte. Eine nicht geringe Förderung erhält dieser Geschäftszweig durch die Auswanderung nach Amerika, deren Hauptzug über Bremen geht. Diese hat der Rhederei und dem Ausfuhrhandel wesentlich mit zu ihrem Aufschwunge verholfen. Durch die Auswanderer erhält der Schiffer eine gewinnbringende Fracht und braucht nur eine Rückfracht zu suchen, die er in Amerika leicht findet, um so leichter, als die Hinfahrt sein Hauptverdienst ist und er es bei der Rückfahrt nicht so genau zu nehmen braucht. Bremen hat schon 35,000 Auswanderer in einem Jahre befördert. Es unterhält allein zehn Postschiffe (die regelmäßige Fahrten einhalten) und die meisten seiner Schiffe sind aus der unvergleichlichen westfälischen Eiche gezimmert, auch zu neun Zehntheilen mit deutschen Kapitänen und Matrosen versehen, welche die Bedürfnisse der Auswanderer durch lange Erfahrung kennen gelernt haben. Wie sehr die Auswanderer mit den Bremer Schiffen zufrieden sind, beweist der Umstand, daß nicht selten Schiffe aus Amerika zurückkehren, welche fast keinen Platz mehr für die nächste Fahrt vergeben können. Früher Ausgewanderte haben in Amerika alle Plätze für Verwandte, welche nachkommen wollen, belegt. Nicht allein gut eingerichtet sind die Bremer Schiffe, sondern sie stellen auch sehr billige Fahrpreise, von Bremen bis Neuyork zwanzig bis dreißig Thaler, die Beköstigung eingeschlossen. Im Frühling bei größerem Andrang sind die Preise gewöhnlich etwas höher als im Herbst. Einer absichtlichen Täuschung der Auswanderer macht sich in der Regel kein Rheder Bremens schuldig. Verzögert sich die Abreise in Bremerhafen, so muß der Rheder seine Passagiere an Bord des Schiffes oder im Hafen so lange beköstigen, bis das Schiff abgeht. Gewöhnlich weigert sich dessen auch Niemand. Geschieht dies auch einmal, so wird von Seiten der Obrigkeit und des Amtmanns in Bremerhafen mit Strenge darauf gesehen, daß die kontraktlich eingegangenen Verbindlichkeiten erfüllt werden. Seit 1850 bietet Bremerhafen den Auswanderern noch eine Bequemlichkeit mehr dar. Es ist dies ein großes, auf Aktien gebautes Gasthaus oder Hospiz, das auf die Beherbergung von etwa zweitausend Menschen berechnet ist. So viel Auswanderer sind zu Zeiten anwesend. Sie werden in dem Hospiz zu den möglichst billigen Preisen logirt, beköstigt und verpflegt, die Höhe der Preise, die Gattung der Kost, alles ist genau bestimmt, und können sie einen Vertrag nachweisen, so werden die sämmtlichen Kosten dem Rheder zur Last geschrieben. Das Haus ist wie eines der von den Sozialisten erdachten Phalansterien eingerichtet und fast auf alle Bedürfnisse einer kleinen menschlichen Gesellschaft berechnet. In der Mitte des Hauptkörpers befindet sich

eine gemeinsame Kirche, ein Krankenhaus ist angefügt. Die großen Schlaf- und Speisesäle sind wie in dem berühmten Seemannshospital von Greenwich eingerichtet. Längs den beiden Außenwänden laufen zwei Reihen von Verschlägen oder Kajüten, so daß jede Familie ihre besondere Zelle hat, und der breite Korridor in der Mitte dient als gemeinsamer Gesellschafts- und Speisesaal. Die Auswanderer sind jetzt unter humaner Leitung alle in einem Gebäude vereinigt und haben in den Leitern und Aufsehern ihres Gasthofs uneigennützige Rathgeber.

Der Zwischenhandel Bremens ist ein ganz anderer, als der von Hamburg. Diese letztere Stadt ist ein großer Stapelplatz, in welchem Russen, Skandinavier, die Ostseeländer überhaupt sich mit Fabrikartikeln und assortirten, namentlich englischen Waaren versehen. Der Zwischenhandel von Hamburg befaßt sich zu einem sehr erheblichen Theile mit Manufaktur- und Fabrikwaaren fremder Länder und ist ungemein mannigfaltig und äußerst verwickelt. Der bremische Zwischenhandel dagegen ist von der allereinfachsten Art, denn er findet nicht etwa mit einer großen Menge von verschiedenartigen Fabrikwaaren statt, sondern fast ausschließlich mit einigen wenigen Gattungen von Kolonialwaaren. Aus den letztern bestehen die Einfuhren, die Ausfuhren beschäftigen sich zum größten Theil mit Erzeugnissen des Zollvereins. Die „tabellarische Uebersicht des bremischen Handels" von 1851 giebt die Belege, daß die Wiederausfuhren nach andern als Zollvereinsländern und anderer als Zollvereinsprodukte außer einer verhältnißmäßig äußerst geringen Menge von ausländischen Fabrikaten, zumeist Kolonialprodukte umfaßten. Nach Rußland zum Beispiel verkaufte Bremen von solchen Waaren Kaffee, Reis, Rum, Tabak, Zucker, Farbhölzer, Cedern- und Mahagoniholz. Von dem Werthe der Ausfuhr dorthin, welche im Ganzen 693,944 Thaler betrug, kommen 656,464 Thaler auf Verzehrungsgegenstände, auf Rohstoffe 18,155, auf Industrie- und Kunsterzeugnisse 19,142 Thaler. Von französischen Weinen nur für 987 Thaler, von amerikanischen Gummifabrikaten 1300 Thaler, im übrigen gar keine ausländische Fabrikate von Belang.

Ein ähnliches Verhältniß stellt sich bei Bremens Zwischenhandel nach andern europäischen Ländern heraus. Der bremische Zwischenhandel lieferte:

Nach Dänemark von der Gesammtausfuhr, die sich auf 299,139 Thaler belief, für 200,000 Thaler Tabak.

Nach Schweden: für einige hundert Thaler Kakao und Kaffee, für 3600 Thaler Arrac und Rum, noch nicht für 1000 Thaler Weine; bei weitem die größte Summe der Ausfuhr nach jenem Lande besteht in Tabak, der, nur wenige tausend Thaler abgerechnet, den gesammten Export bildet. Ein ähnliches findet nach Norwegen statt, wohin auf die Ausfuhr von 303,042 Thalern allein auf den Kentuckytabak mehr als 256,000, auf den Virginy fast alles andere aufkommt, während die Ausfuhr von Kaffee, Früchten, Reis, Spirituosen, Wein und Zucker sich nur auf wenige tausend Thaler stellte. Fabrikate fehlen ganz.

Nach Holland betrug die Ausfuhr 534,369 Thaler; davon kommen auf Verzehrungsgegenstände 420,980 Thaler, Rohstoffe 70,769, Halbfabrikate 480, Manufakturwaaren 16,199, Industrie- und Kunsterzeugnisse 25,941 Thaler. Der Hauptartikel des Zwischenhandels bestand auch dorthin in Tabak, alle übrigen waren dagegen ohne Belang; aber auch sie waren Kolonialwaaren, nämlich Kaffee, Früchte, Reis, Spirituosen, Wein, Thee, Bast, Färbestoffe, Walfischbarten. Die Fabrikate waren deutsche, fallen somit keinem Zwischenhandel anheim, sondern gehören einfach dem Export an.

Nach Belgien expedirte Bremen: seewärts für 30,245 und landwärts für 26,554 Thaler, fast ausschließlich Tabak.

Nach Frankreich für 24,844 Thaler, zumeist rohe Baumwolle.

Nach Spanien und Portugal für 188 Thaler, nämlich Schinken und Fässer.

Nach Toscona nur für 106 Thaler, Thee, Sago und Wein.

Nach Sicilien blos für 330 Thaler, nur Havannacigarren.

Nach Oesterreich seewärts überhaupt nur für 92 Thaler, blos Droguen.

Nach der europäischen Türkei seewärts nur für 4646 Thaler, nämlich Kaffee, Gewürze, Spirituosen, Wein und raffinirten Zucker.

Nach Großbritannien und Irland nur für 376,633 Thaler, wovon Kaffee 385 Thaler, Rosinen 132, Südfrüchte 125, für etwa 12,000 Thaler Tabak, Thee 6066, französischen und spanischen Wein 479, und für wenige tausend Thaler Fabrikate und Havannacigarren.

Nach andern Ländern ist der Zwischenhandel von keinem erheblichen Belang. Bremen führt vorzugsweise deutsche Waaren aus und importirt Kolonialwaaren für den Zollverein, Oesterreich und zum Theil für die Schweiz. Darin hauptsächlich fußt das bremische Handelsgeschäft.

In allen großen Hafenplätzen sind neben der Schifffahrt auch umfassende Gattungen von Industrien aufgekommen, für welche Seestädte recht eigentlich wie geschaffen sind, und ohne welche diese Plätze gar nicht zur vollen Blüthe und Bedeutung gelangen können. Zucker- und Tabaksfabriken, Cigarren- und Lederfabriken, Spiritusfabriken und Oelschlägereien, Fournierschneidereien und Kistenfabriken, Chokolade- und Stearinfabriken, Eisengießereien und Maschinenfabriken und viele andere derartige Gewerbszweige sind aus nahe liegenden Gründen gerade in einer Hafenstadt und für eine solche nützlich und naturwüchsig. Bremen hat von allen Fabrikationen die des Tabaks und der Cigarren am stärksten ausgebildet und ist dadurch der Regulator des Tabaksmarkts geworden. Wichtig waren auch seine Zucker- und Lederfabriken. In einer Stadt wie Bremen kann endlich der Kleinhändler den großen Markt benutzen und dessen günstige Zufälle zu seinem Vortheil ausbeuten. Er bleibt nicht Verkäufer bei Kleinigkeiten, sondern macht in naturgemäßer Entwicklung seines Geschäfts auch größere Versendungen. Ein blühender Kleinhandel, verbunden mit größeren Versendungen, ist die wahre Schule für den Kaufmann und eine nicht zu verachtende Stütze für den Seehandel. In ihm liegt das Mittel, daß tüchtige, gewandte junge Männer, denen das Kapital zu einem größeren Etablissement fehlt, ein ihren Kräften angemessenes Geschäft zum Anfang begründen und allmälig weiterkommen, bis sie zu größeren kaufmännischen Operationen übergehen können. Ein blühender, gut betriebener Kleinhandel vergrößert und sichert das Absatzgebiet einer Seestadt, weil er dem Eindringen konkurrirender Seemärkte wirksam entgegen arbeitet, und ist deshalb ein nothwendiges Erforderniß für eine Seestadt, welche Konkurrenten hat.

Wir gelangen jetzt zu dem Verhältniß Bremens zum Zollverein. Vor unserer Erörterung lassen wir die Zahlen sprechen, indem wir ein hochwichtiges statistisches Aktenstück benutzen, welches das „Dresdener Journal" über die Ein- und Ausfuhrwerthe Bremens mit dem Zoll-Steuerverein in der Periode von 1847 bis 1852 veröffentlicht hat. Um diese Zahlen besser zu beurtheilen, wird es vortheilhaft sein, die Generalziffern des bremischen Handels vorauszuschicken. Wir benutzen dazu A. Soetbeer's Angaben in Hübners Jahrbuch S. 285. Leider umfassen sie nur die Periode von 1846 bis 1850. Durchschnittlich betrugen die Jahreswerthe bei:

	der Einfuhr	der Ausfuhr.
seewärts . .	17,429,418 Thlr. .	15,031,711 Thlr.
landwärts . .	18,459,662 „ .	15,658,728 „
	35,589,080 Thlr. .	30,690,439 Thlr.

Von vornherein ist zu bemerken, daß die Ausfuhr seewärts der Hauptsache nach aus der Einfuhr landwärts, die Ausfuhr landwärts wieder aus der Einfuhr seewärts bestehen wird. Der Handel mit dem Zollverein hat sich den Werthen nach im Laufe der letzten sechs Jahre folgendermaßen gestaltet:

	Einfuhr aus	Ausfuhr nach dem Zollverein.
1847	6,258,576 Thlr.	9,444,311 Thlr.
1848	8,327,903 "	6,040,802 "
1849	9,918,850 "	7,771,079 "
1850	12,169,953 "	9,000,242 "
1851	12,412,774 "	9,329,482 "
1852	13,321,312 "	9,219,616 "

Bei der Einfuhr ein Steigen um 211 Prozent, bei der Ausfuhr ein Sinken von 2 bis 3 Prozent. Der Steuerverein dagegen hat nach Bremen

	Eingeführt.	Von Bremen ausgeführt.
1847	7,319,881 Thlr.	8,032,347 Thlr.
1848	6,084,406 "	5,331,974 "
1849	5,502,969 "	6,643,682 "
1850	6,377,844 "	7,510,110 "
1851	5,784,680 "	7,401,147 "
1852	5,923,497 "	9,218,960 "

Die Totalausfuhr für die sechsjährige Einfuhr des Zoll- und Steuervereins nach Bremen beträgt daher 99,401,835, und die Ausfuhr 94,943,752 Thaler, oder in runden Ziffern: die Stadt Bremen hat in Zeit von sechs Jahren mit dem jetzt zu Einem Gebiet vereinigten deutschen Länderkomplex für 200 Millionen Thaler Geschäfte gemacht: treffen auf das Jahr also 33 Millionen Thaler Werthe. Bremens Einfuhren see- und landwärts betrugen im fünfjährigen Durchschnitt (1846 bis 1850) 35,589,080 Thaler, die Ausfuhren see- und landwärts 30,600,439 Thaler, woraus sich ergiebt, daß bis auf wenige Prozente der Bremer Handel darin bestand, überseeische Produkte nach dem Zollverein ein-, und Zollvereinsprodukte nach den überseeischen Ländern auszuführen. Was nun besonders den Zollverein angeht, so ergiebt sich aus der Tabelle des Dresdener Journals, daß die sächsischen Ausfuhren nach Bremen betrugen:

	1847.	1852.
Manufakturwaaren	1,911,975 Thlr.	4,485,426 Thlr.
Andere Industrie-Erzeugnisse	209,227 "	736,717 "
Zusammen	2,121,202 Thlr.	5,222,143 Thlr.

Die preußischen dagegen:

	1847.	1852.
Manufakturwaaren	1,550,703 Thlr.	2,870,357 Thlr.
Andere Erzeugnisse	616,825 "	1,123,269 "
Zusammen	2,167,528 Thlr.	3,993,626 Thlr.

Die preußischen Ausfuhren hatten sich also um 186, die sächsischen um 250 Prozent gehoben. Indessen giebt das Dresdener Journal richtig zu bedenken, daß unter sächsischen Ausfuhren nicht strengsächsische Landesprodukte, sondern Ausfuhren aus Sachsen, also auch Waaren, die aus dem Zollverein nach Leipzig gegangen waren, verstanden worden sind. Der wichtige Schluß ist aber daraus, daß sich das deutsche Exportgeschäft über Bremen nach den überseeischen Ländern in Leipzig konzentrire. Unsere Ausfuhrartikel werden dann näher spezifizirt, und wir heben daraus einzelne hervor, die ihrem Werth nach oder durch ihren Aufschwung sich auszeichnen. So wurden z. B. an Baumwollenwaaren nach Bremen ausgeführt:

	1847.	1852.
Von Preußen . .	234,448 Thlr. .	190,982 Thlr.
" Sachsen . .	1,096,200 " .	2,132,492 "
Vom Zollverein .	1,422,675 " .	2,344,482 "
" Steuerverein	332,233 " .	220,661 "

Sehr traurig steht es aber mit unserm überseeischen Leinen-Export. Die Einfuhr nach Bremen aus dem ganzen Zollverein betrug 329,908 Thaler im Jahre 1847, stieg dann 1850 auf 591,715 Thaler, und fiel im letzten Jahre auf 311,126 Thaler. Bei Seiden- und halbseidenen Waaren betrugen die Werthe in obigen Jahren 479,510 Thaler — 1,006,611 Thaler — 657,183 Thaler. Der interessanteste Artikel sind die Tuche. Hier finden wir folgende Werthe bei der Bremer Einfuhr:

	1847.	1850.	1852.
Preußen	211,821 Thlr.	717,970 Thlr.	1,353,250 Thlr.
Sachsen	122,432 "	833,090 "	1,445,505 "
Zollverein überhaupt	352,748 "	1,598,592 "	2,854'080 "
Steuerverein . .	374,028 "	237,196 "	124,614 "

Die Gesammteinfuhren des Zollvereins bei nachfolgenden kleinern aber bemerkenswerthen Artikeln geben die Werthe von:

	1847.	1852.
Bücher und Musikalien	65,416 Thlr. .	291,106 Thlr.
Kurzwaaren	207,969 " .	668,234 "
Korbwaaren . . .	6,988 " .	69,020 "
Lederwaaren . . .	7,652 " .	94,871 "
Porzellan	32,212 " .	131,319 "
Schiefertafeln . . .	1,940 " .	13,612 "
Thonpfeifen	173 " .	39,527 "
Cigarren	905 " .	84,495 "

Die drei letzten Ziffern sind wohl die interessantesten der ganzen Reihe. Im Durchschnitt aber gewahren wir einen kräftigen Aufschwung, besonders in dem Königreich Sachsen, dem Belgien des Zollvereins.

Dieser starke Verkehr Bremens mit dem Steuer- und Zollverein, welche jetzt eine Gruppe bilden, überhebt uns der Nothwendigkeit, die Bedeutung Bremens für Deutschland nachzuweisen. Daß eine Stadt, welche auf diese innige Weise mit ihrem Hinterlande verbunden ist, in einer Sonderstellung verharrt, das hat für Deutschland in jeder Beziehung überwiegende Nachtheile. Zuerst hindert diese Sonderstellung den Zollverein an der ihm nöthigen Kraftentwicklung. Er steht nun an der Nordsee, aber er hat an derselben die Eingangs- und Ausgangsthore noch nicht. Das eine davon ist Bremen. Dieses liegt im Zollvereinsgebiet als eine Insel, die sehr viele Unbequemlichkeiten für die Umgebungen darbietet, große Bewachung und Kostenaufwand erfordert, dem Schleichhandel zum Stützpunkt dienen kann, den Zusammenhang des deutschen Zollvereinsgebiets in lästiger Weise unterbricht. Will ferner der Zollverein, wie das alle seine Theilhaber wiederholt erklärt haben, ein nationaler Körper sein, so wird er schon aus vaterländischen Rücksichten, in deutschem Interesse danach trachten müssen, die Lücke an der Weser auszufüllen, den vollkommen freien Verkehr auf und an diesem Strome herzustellen und das zweite große Ausgangsthor, welches aus Deutschland zum Welthandel führt, nicht außerhalb des Organismus zu lassen. Er wird sich zu sichern suchen, daß nicht fremde Einflüsse sich geltend machen, er wird überhaupt das Wesen des Zollvereins schon dadurch zu vereinfachen streben, daß sein Gebiet nicht

mehr unterbrochen ist. Außer Bremen liegen alle die Gebiete, welche sich noch fernhalten, Hamburg, Holstein, Lübeck und Mecklenburg, auf dem rechten Elbufer; alles übrige Deutschland, vorerst noch mit Ausnahme von Oesterreich, das im Südosten eine eigene Gruppe bildet, ist eben der Zollverein. Der letztere müßte seinem ausdrücklichen Programm und seiner ganzen Entwicklung ungetreu werden, er müßte seinen und also Deutschlands handgreiflichen Vortheil verkennen, er müßte auf überseeische Bedeutung zum Theil wenigstens verzichten, wenn er Bremen bei Seite ließe.

Was nun Bremen betrifft, so würde die Stadt durch einen Anschluß an den Zollverein nur gewinnen, und für viele der großen Gewerbe ist der Anschluß sogar eine Nothwendigkeit. Man hegt in Bremen Befürchtungen, die sich leicht als unbegründet nachweisen lassen. Daß die Beförderung der Auswanderer nicht den geringsten Schaden erleiden würde, liegt auf der Hand. Was den Zwischenhandel betrifft, der allerdings, so weit er in der Wiederausfuhr überseeischer Waaren nach fremden Ländern besteht, bedroht werden würde, so ließe sich dieser Geschäftszweig durch eben jenes System freier Niederlagen sicher stellen, welches der Zollverein in seinen Verträgen anerkannt hat. War früher Klage, daß die Wohlthat der freien Niederlagen durch eine engherzige bureaukratische Praxis verkümmert werde, so hat der preußisch-hannoverische Vertrag Bestimmungen getroffen, welche dem Kaufmann eine freie Bewegung verstatten, ihn in der Behandlung, Theilung und Umpackung der Waaren innerhalb der freien Niederlage nicht behindern. Würde der allgemeine Handel Bremens, wie sich aus vielen Gründen annehmen läßt, durch den Anschluß gewinnen, so müßte auch die Rhederei, deren Blüthe ja wesentlich von jener des Handels bedingt wird, einen neuen Aufschwung nehmen.

Die geographische Lage Bremens allein macht den Anschluß zu einer Nothwendigkeit. Bremen liegt weit landeinwärts an einem Punkte, wohin die eigentlichen Seeschiffe gar nicht gelangen; es ist von seinen beiden Häfen theils durch eine Wasserstrecke, theils durch Zollvereinsgebiet abgetrennt; es kann die anlangenden Waaren nicht direkt aus dem Seeschiffe in die Packhäuser bringen, sondern muß sie in Leichterschiffe umladen. Es ist auf allen Seiten von dem großen Handelskörper umgeben, aus welchem es mit tausend Wurzeln Leben saugt, indem ja seine Ausfuhr wie seine Einfuhr durch den deutschen Zollverein bedingt wird und in diesem fußt. Eine so vereinzelte Stellung ist unhaltbar und droht mit schweren Verlusten, die sich zum Theil schon eingestellt haben. Wir führen einzelne Beispiele an. Die Lederfabrikation verarbeitete während der Jahre 1846 bis 1852 im Durchschnitt jährlich 310,000 Pfund Leder im Werthe von etwa 104,000 Thalern. Zwei Fünftheile des ganzen Betriebs gingen noch Oldenburg und Hannover. Früher betrug der Zoll 9 Prozent vom Werth des Leders, jetzt ist derselbe auf 18 Prozent gestellt, und das bisherige Absatzgebiet muß als verschlossen angesehen werden. Da die Lohe, welche nur aus den Vereinsstaaten zu beziehen ist, einen Ausgangszoll von 10 Prozent des Werths bezahlt, so ist der Lederfabrikant und Gerber des Zollvereins um volle 28 Prozent im Vortheil. Die Zuckerfabrikation verarbeitete jährlich sieben Millionen Pfund Rohzucker und gab einer Menge von Arbeitern und Gewerben Beschäftigung. Jetzt hat der Absatz nach Hannover und Oldenburg aufgehört, und eine Fabrikation von großer Wichtigkeit ist geradezu lahm gelegt. Gegen den Bremer Weinhandel wirken die Begünstigungen, welche der Zollverein neuerdings den Weinhändlern innerhalb seiner Grenzen zugestanden hat. Der Weinhändler des Zollvereins braucht die französischen Weine nicht durch das Konsulat versiegeln zu lassen und erhält einen Rabatt, der für den Oxhoft fünf, für die Piepe zehn Thaler beträgt.

Die schlimmste Beeinträchtigung erfährt die Cigarrenfabrikation durch Bremens Isolirung. Eine gediegene, den Anschluß an den Zollverein befürwortende Schrift: „Bremens Interesse, die freie Beweglichkeit des Verkehrs und der Zollverein", als deren Verfasser Dr. Karl Andree genannt wird, bringt Nachweise,

daß bereits sehr bedeutende Verluste eingetreten sind. Diese Schrift läßt Thatsachen und Ziffern sprechen. „Im Jahre 1851 wurden 327,624 Mille Cigarren von Bremen aus versandt, im Werthe von 2,376,742 Thalern Gold. Davon betrug der Arbeitslohn von Anfertigung der Cigarren 573,342 Thaler, welcher sich auf etwa 2500 eigentliche Cigarrenmacher und ungefähr eben so viele Hülfsarbeiter vertheilt. Dazu kommen noch etwa 500 Leute, welche mit Sortiren, Packen, Bündeln und andern Arbeiten beschäftigt waren. Nimmt man dazu noch Diejenigen, welche bei der Cigarrenfabrikation außerdem theils mittelbar, theils zu Zeiten beschäftigt waren, so ergeben sich weit über sechstausend Köpfe, welche bis auf einen kleinen Theil, der nur zeitweilig von diesem Gewerbszweige lebte, ihren gesammten Unterhalt aus diesem letztern hatten. An diese Arbeiter wurde im Durchschnitt ein wöchentlicher Arbeitslohn von 13,673 Thalern bezahlt, der sich so vertheilte, daß der eigentliche Cigarrenmacher 3¼, der Wickelmacher 1½, der Sortirer 3, der sonstige Arbeiter 1½ Thaler Gold Lohn bezog. Der Verkauf der Cigarren wurde hier, außer von vielen Kaufleuten, durch etwa 70 Häuser mit 120 Inhabern ausschließlich betrieben. Sie beschäftigten an Geschäftsreisenden, Komptoirarbeitern und sonstigem Personal reichlich 500 Köpfe. Dazu kommt, daß ein sehr großer Theil unserer Handwerker eben durch die Cigarrenfabrikation sehr ergiebig beschäftigt wurde, insbesondere Buchbinder, Schablonenstreicher, Schlosser, sodann Kistenmacher, Papierhändler und viele andere. So ergiebt sich als wohl zu bemerkendes Resultat, daß zwölftausend Bürger und Arbeiter am direkten Erwerb von der Cigarrenfabrikation betheiligt waren, daß dieser Erwerb in unserer Stadt blieb und cirkulirte, daß wenigstens die Hälfte unserer Gesammtbevölkerung direkt oder indirekt an demselben Theil nahm.

„Es leuchtet ein, wie günstig ein solches Verhältniß auch auf den Werth der Grundstücke, auf die Konsumtionseinnahme, die Aceise, den Kleinhandel und alle Gewerbe einwirken müsse. Die Cigarrenfabrikation hauptsächlich war es, welche in Bremen ein Proletariat nicht aufkommen ließ, und insbesondere den kleinen Mittelstand in guten Umständen erhielt. Das ist nun schon Alles anders geworden, und wird in den nächsten Jahren noch viel bedenklicher werden. Denn wie die Blüthe des Verkehrs im gewöhnlichen Laufe der Dinge sich allmälig entwickelt, so geht auch der Verfall, dessen Anfang wir schon erlebt haben, zuerst langsam, bald aber immer rascher und rascher. Der größte Theil jener 327,624 Mille, nämlich mehr als 200,000 Mille, ging in den Zollverein, der Bremens Hauptabnehmer war; ein anderer Theil ging nach Hannover und Oldenburg, die nun auch dem Verein angehören. Der Eingangszoll von Cigarren ist auf 20 Thaler erhöhet, der von rohem Tabak von 5½ Thaler auf 4 Thaler ermäßigt worden. Man sieht, wie sehr der Zollverein bei sich einen Erwerbszweig begünstigt, welcher zu Bremens Blüthe so hauptsächlich beitrug, und welchen man hier dem völligen Untergange zudrängt. Dieser würde noch schneller eintreten, wenn in den Vereinigten Staaten von Nordamerika jene Bemühungen von Erfolg wären, welche jetzt darauf hinsteuern, den Eingangszoll nicht zu vermindern, sondern noch höher zu stellen.

„So eben kommt uns die „Tabellarische Uebersicht der Thätigkeit der Bremer Cigarrenfabriken in den Jahren 1852 und 1853“ zu. Sie bringt Seite 10 folgende „Vergleichung des Geschäftsumfanges in den Jahren 1851 und 1852:

	1851:	1852:	Weniger:
Ausgeführt und hier verbraucht	319,410 Mille Cig. .	260,000 Mille. .	58,810 Mille.
Deren Fabrikwerth	2,117,700 Rthl. Ld'or. .	1,712,895 Rthl. Ld'or. .	404,805 Rthl.
Ausfuhrwerth . . .	2,353,000 " " .	1,884,184 " " .	468,816 "
Verarbeitet wurden dazu	5,301,000 ℔ Tabak. .	4,113,000 ℔ Tabak. .	1,187,000 ℔

	1851:	1852:	Weniger:
Davon wurden beschäftigt	281 Fabriken. .	178 Fabriken. .	104.
und	5,300 Arbeiter. .	3,755 Arbeiter. .	1,545.
Deren Arbeitslohn betrug etwa . . .	509,000 Rℓ. Ld'or. .	415,300 Rℓ. Ld'or. .	93,700 Rℓ.

Nach möglichst genauer Berechnung wurden im Jahre 1851 an Arbeitslohn, Avance u. s. w. an unserm Geschäfte im Ganzen circa 1,193,000 Thaler hier verdient." Das bremische Cigarrengeschäft hat seit der Mitte 1853 bis April 1854 sich abermals um ein starkes Drittel verringert, so daß kaum noch hundert Fabriken in Thätigkeit sind. Nun aber geht es reißend schnell bergab mit diesem hochwichtigen Fabrikzweige. Bremen versandte im

Januar 1853	noch	11,299¾	Mille.
Februar 1853	„	18,145	„
Januar 1854	nur	6,511	„
Februar 1854	„	8,877	„

Eines unserer größeren mit der Cigarrenfabrikation beschäftigten Häuser zahlte in den Jahren 1847 bis 1852 nicht weniger als 140,844 Thaler allein an Arbeitslöhnen, also durchschnittlich im Jahre 23,474 Thaler. Die Summe vertheilt sich in folgender Weise:

1847 . .	Arbeitslohn	13,346	Thlr.
1848 . .	„	10,307	„
1849 . .	„	18,296	„
1850 . .	„	23,574	„
1851 . .	„	59,233	„
1852 . .	„	16,088	„

Während dieses Haus bis 1852 in den angeführten sechs Jahren einen durchschnittlichen Arbeitslohn von 1956 Thaler monatlich zahlte, betrug derselbe für 1852 nur noch 1257 und 1853 nur 932 Thaler. Im Jahre 1852 wurden in 178 Fabriken noch für 1,712,895 Thaler Cigarren gemacht; die Gesammtzahl der Arbeiter in denselben betrug noch 3755. Schon in der Mitte 1853 war die Zahl der Fabriken auf 144 gefallen, jene der Arbeiter auf 2177; es waren 1578 durch Erwerbsmangel gezwungen worden, Bremen zu verlassen und in den Zollverein auszuwandern. Schon vor Ende 1851 hatten, in Folge der Zollerhöhung, 103 Cigarrenfabriken ihre Arbeiten eingestellt. Bereits sendet der Zollverein nicht nur rheinabwärts, sondern auch über Bremen eine beträchtliche Menge deutscher Cigarren nach Amerika. Im Februar gingen davon mehr als 4000 Kisten über unsern Platz, etwa halb so viel, als Bremen überhaupt versandte." Wir setzen hinzu, daß in den drei Monaten Juli, August und September von 1854 nur 30,336,000 Stück versandt worden sind, während die Zahl in den entsprechenden Monaten des Jahres 1851 sich auf 113,814,500 Stück belief. Eine beträchtliche Reihe wohlhabender Firmen ist nach Hannover übergesiedelt, und in achtzehn Monaten sind zwischen 4000 und 5000 Cigarrenarbeiter nach dem Zollverein ausgewandert.

Die Gewerbetreibenden sind es, welche unter den Wirkungen der Isolirung unmittelbar am meisten zu leiden haben und in der Folge noch weit mehr leiden müssen. Sie fühlen dies tief, eine Eingabe der Gewerbekammer an den Senat (vom Juli 1853) spricht ihre Befürchtungen aus. „Seit Jahren hat der bremische Gewerbestand die entmuthigende Erfahrung machen müssen, wie der Absatz seiner Industrie nach Hannover und Oldenburg, insbesonder aber nach dem Innern

Deutschlands, von den Regierungen dieser Länder sowohl durch die Einführung neuer als durch die Erhöhung schon vorhandener Eingangszölle immer mehr erschwert worden ist, während den auswärtigen Industriellen von Seiten des bremischen Staats eine gleiche Erschwerung nicht zugemuthet wurde, vielmehr ihnen die Einfuhr ihrer Fabrikate in Bremen, mochten diese für den Großhandel oder auf Bestellung hiesiger Bürger für deren eigenen Bedarf, oder selbst, abgesehen von einigen wenigen Zollartikeln, zum Wiederverkauf im Einzelnen bestimmt sein, nach wie vor ohne Erhebung von Zöllen gestattet blieb. Daß Verhältnisse so beengender Art nicht geeignet sind, die heimische Industrie zu heben und die Gewerbetreibenden zu Unternehmungen zu ermuthigen, daß sie vielmehr allmälig dahin führen müssen, daß jede größere Gewerbethätigkeit aufhört und der Gewerbestand seinem Ruin entgegengeht, ergiebt sich von selbst. Dennoch mußten diese Verhältnisse bisher geduldig ertragen werden, da eine wesentliche Aenderung derselben zu Gunsten unserer Industrie nicht im Bereiche der Möglichkeit des eigenen Staates lag. Die Gewerbekammer begreift recht wohl, daß bei der bisherigen kommerziellen Zerrissenheit Deutschlands auch den ausgedehntesten Bemühungen des Staats in der fraglichen Beziehung kein irgend erheblicher Erfolg zu Theil werden konnte. Jetzt aber eröffnet sich endlich die Möglichkeit, bremische Fabrikate in fast ganz Deutschland absetzen zu können, sofern Bremen sich dem Zollverein anschließt, und dieser Anschluß wird zur Nothwendigkeit, wenn die bremische Industrie sich heben, oder selbst, wenn sie (abgesehen von den, in dem bisherigen Zollvereine bereits verlorenen Positionen) nicht auch noch ihre Positionen in Hannover und Oldenburg sammt und sonders verlieren soll. Die Handwerker hatten bisher noch manchen Absatz in diesen beiden Ländern, theils dadurch, daß sie dort die Märkte, oder wie z. B. die Lohgerber, die Messen bezogen, theils dadurch, daß die begüterten Leute der Umgegend, wenn sie Bremen besuchten, Einkäufe machten, oder auch direkt Bestellungen einsandten. Dieser Absatz ist aber bei den höheren Zollsätzen des Zollvereins nicht mehr möglich. Dasselbe tritt mehr oder minder bei den meisten Fabrikerzeugnissen ein, z. B. auch Zuckerfabriken, Eisengießereien, Holzschneidefabriken; an ein Fortbestehen derselben in irgend erheblichem Umfange wird wohl nicht gedacht werden können. Vor allem aber geht die Cigarrenfabrikation ihrem Untergange mit raschen Schritten entgegen. Der Verfall der bremischen Industrie ist aber nicht blos für Diejenigen, welche sich dieselbe zum Lebensberufe gemacht haben, sehr zu beklagen, er greift auch in manche andere materiellen Interessen auf das Empfindlichste ein. Durch das Wegziehen mehrerer tausend gewerbfleißiger Menschen wird nicht nur der Konsum von Handwerkserzeugnissen und Lebensmitteln sich ungemein vermindern, es werden auch Viele, die nicht zu den Handwerkern gehören, eine Einbuße in ihrer Nahrung erleiden; der Werth des Grundeigenthums, besonders der Fabrikgebäude und kleineren Häuser wird fallen, und die Staatseinnahmen werden um viele Tausende sich verringern."

Seit dieser Eingabe ist nicht viel über ein Jahr verflossen, und bereits sind die düstern Prophezeiungen, welche sie ausspricht, in Erfüllung gegangen. Der Handwerker hat seinen Absatz nach Oldenburg und Hannover verloren, und ganze Massen kleinerer Handwerker verarmen. Die Armenausgaben steigen, die Einnahmen reichen trotz aller Aufforderungen nicht aus. Sehr viele Kleinhändler und Manufakturwaarenhändler, deren Kunden theils ausgewandert sind, theils, da sie jetzt innerhalb des Zollvereins wohnen, in Bremen nicht mehr kaufen können, haben die Hälfte ihres Absatzes verloren. Natürlich können sie kein erheblich assortirtes Lager mehr halten, und viele werden zu Grunde gehen. Alle kleineren Geschäfte werden mehr oder weniger erheblich berührt. Vor einigen Jahren war die Arbeit in Bremen sehr gesucht und der Mangel an Miethwohnungen sehr groß. Der patriotische Verein Bremens fand sich bewogen, diesem wichtigen Gegenstande seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Er hätte dies jetzt nicht nöthig, denn Massen von Wohnungen stehen leer, der Angebote von Miethwohnungen sind

bedeutend mehr als der Nachfragen, viele Erben stehen zum Verkauf und für viele Neubauten findet sich Niemand, der sie beziehen möchte. Schon jetzt sind viele Grundstücke im Werth gefallen, in der Neustadt kann man als Regel annehmen, daß dieses Sinken gegen 1852 10 Prozent beträgt.

Der Gewerbekonvent und die Gewerbekammer Bremens haben sich beide für den Anschluß an den Zollverein ausgesprochen. In der Kaufmannschaft sind die Stimmen getheilt, die Handelskammer hält die Angelegenheit, wie aus mehreren ihrer Antworten auf Petionen hervorgeht, noch nicht für reif. Was die Regierung betrifft, so hält diese Bremens Isolirung für nöthig, damit die Unabhängigkeit und dem Bremer Geschäft die freie Beweglichkeit gewahrt bleibe. Der Senat hat mit den Regierungen der Zollvereinsstaaten Verhandlungen gepflogen, welche lediglich Zollabfertigungs- und Grenzschutzverhältnisse betrafen, nicht aber die Frage eines etwaigen Anschlusses an den Zollverein. Die Unterhandlungen mit dem Zollverein wollten zu keinem Resultat gelangen. Man hatte sich bremischer Seits offenbar geirrt, die jenseitigen Unterhändler zeigten sich spröde. Es war insbesondere nicht möglich, wegen der beabsichtigten Ausscheidung von Vegesack, welche übrigens dem Zollvereine einen Weserhafen mehr gegeben hätte, sich zu einigen. Auch wegen der Zollverhältnisse, der Art und Weise der Abfertigung und dergleichen mehr, gelangte man nicht zu einem Uebereinkommen. Es ist seitdem behufs weiterer Verhandlungen ein berathender Vertrauensausschuß aus Mitgliedern des Senats, der Bürgerschaft und der Handelskammer niedergesetzt worden. Ueber die Arbeiten dieses Ausschusses ist bis jetzt nichts in die Oeffentlichkeit gedrungen.

Die Gründe, welche die Gegner des Anschlusses vorbringen, sind ziemlich dieselben, welche früher schon, als es sich um die Bildung des Zollvereins handelte, in einzelnen Staaten aufgestellt wurden. Der eben so kenntnißreiche, als unermüdliche Dr. Karl Andree, der mit Bremens Verhältnissen genau bekannt ist, macht es sich zur Aufgabe, diese Einwürfe zu bekämpfen. Wir begegnen unter denselben einem, welcher einigen Schein für sich hat. Bremen muß sich, sagt man, sein Recht wahren, mit auswärtigen Staaten Verträge zu schließen. Auch dieser Einwand verliert bei näherer Betrachtung seinen Werth. In den Verträgen, welche Bremen abgeschlossen hat, sind nicht etwa spezielle Vorzüge für den bremischen Verkehr enthalten, und diese Verträge enthalten keine Bestimmungen, welche nicht auch Andern bewilligt wurden. In Bezug auf Holland hatte Preußen sich für unmittelbare Einfuhren aus preußischen Häfen 1837 Bevorzugungen erwirkt, welche andern deutschen Flaggen nicht zu Theil wurden. Das holländische Ausschließungssystem im indischen Archipel haben die Hanseaten nicht zu lockern vermocht, in Belgien unterlagen sie sowohl wie andere dem System der Differentialzölle, selbst für die direkte Einfuhr der Landeserzeugnisse. Nur Preußen erwirkte durch seinen Vertrag von 1844 Begünstigungen. In Frankreich waren die deutschen Flaggen, mit Ausnahme der mecklenburgischen, am wenigsten begünstigt, und die Verhältnisse in Spanien konnten die Hanseaten nicht ändern, während es Preußen gelang, mit Sardinien einen Vertrag abzuschließen, der eben so günstige Bedingungen enthält, wie jene, welche den Hansestädten gewährt wurden. Beide, Preußen und die Hansestädte, stehen auch in Bezug ihrer Verträge mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika ziemlich auf gleichem Fuße, und wenn auch Bremen mit dem einen oder dem andern Staate in Süd- oder Mittelamerika einen Vertrag abgeschlossen hat, welcher der bremischen Flagge Begünstigungen gewährt, so ist doch mit Sicherheit anzunehmen, daß dem Zollverein dieselben Bedingungen gleichfalls zugestanden werden, sobald er sich mit den betreffenden Staaten in Unterhandlung setzt, um dieses Ziel zu erreichen. Denn man weiß überall, daß der Zollverein die Hauptsache für den Waarenverbrauch und die Waarenerzeugung Deutschlands ist.

Man sagt in Bremen ferner, der Zollverein habe eine große Geltung unter den Handelsvölkern der Erde zu erringen nicht verstanden, und eben so wenig eine

großartige nationale Handelspolitik aufgestellt. Beides ist wahr, aber der Zollverein war bis vor kurzem auf das Binnenland beschränkt, und das hemmte ihn. Jetzt ist er an das Weltmeer vorgerückt, und nun kann er eine nationale Handelspolitik entfalten. Herrschte noch ein Zweifel darüber, daß der Zollverein dieses will, so müßte die vortreffliche preußische Denkschrift über die Erwerbung des Kriegshafens an dem Jahdebusen eines Besseren belehren. Mit Bewußtsein hebt die Denkschrift hervor, daß Preußen nun wieder in die Reihe der Nordseestaaten trete. Sie weiß die maritime Bedeutung in vollem Umfange zu würdigen, indem sie sagt: „Bei der raschen Entwicklung, welche in den letzten Decennien der Welthandel, und namentlich der Seehandel, genommen hat, ist der Schwerpunkt für die Machtstellung der Staaten mehr als bisher nach der maritimen Seite hin gerückt worden. Indem nun fast alle Küstenstaaten diesem Impulse durch eine entsprechende Stärkung oder Regeneration ihrer Marine folgten, müßte Preußen, sofern es sich nur auf die Entwicklung seines Landheeres beschränkte, schon hierdurch allein in eine zurückweichende Stellung gerathen, die mit der Zeit unerträglich werden würde. So lange ihm aber ein Nordseehafen fehlte, konnte es, selbst mit unverhältnißmäßigen Kosten, dieses Mißverhältniß nicht ausgleichen." Die Denkschrift bemerkt weiter: es sei von großer Wichtigkeit, daß Preußen die Nordseestaaten durch ein freies Bündniß möglichst kräftige, weil dies immer wieder vortheilhaft auf den preußischen Handel zurückwirke, der ja zum großen Theil durch die Seeschifffahrt dieser Staaten vermittelt werde. „Deutschland," so wird in der Denkschrift ferner gesagt, „welches nach England und Nordamerika die zahlreichste Handelsmarine der Welt zählt, mußte bisher seinen Handel ohne allen Schutz und deshalb oft unter großen Opfern sich mühsam seine Bahnen brechen sehen, ohne ihm jenen Aufschwung sichern zu können, den nur eine Kriegsmarine zu gewähren vermag. Schon lange fühlte man diesen Mangel, aber alle Ursachen zur Abhülfe mußten scheitern, weil von vornherein ein unnatürliches Verhältniß obwaltete. Die geographische Lage erheischte es, den Schwerpunkt des maritimen Schutzes für Deutschland nach der Nordsee zu verlegen, wo die beiden großen Ausgangs- und Eingangsthore des deutschen Welthandels, Hamburg und Bremen, mit ihren zahlreichen Nebenpforten Emden, Harburg, Stade, Brake und anderen mehr sich befinden. Hier aber besaß Preußen keinen Hafen, und diesem Mangel ist es hauptsächlich zuzuschreiben, daß alle Versuche, jenen Schutz durch gemeinsame Maßregeln der Zollvereinsstaaten oder auch der Uferstaaten herbeizuführen, bisher gescheitert sind. Jetzt wird dieses unnatürliche Verhältniß reparirt. Preußen schuf den Zollverein und dehnte ihn trotz aller Widersacher bis zur Nordsee aus. Durch den Vertrag mit Oldenburg aber kann es diesem großen und industriereichen Zollkörper von zweiunddreißig Millionen Einwohnern erst die Lebensbedingung seiner Entwicklung, einen kräftigen Handelsschutz, gewähren, und so ist dieser Vertrag das nothwendige Komplement zu den Verträgen vom 7. September 1852 und 4. April 1853. Dabei wird es die Aufgabe Preußens sein, diesem Handelsschutz eine nationale Organisation zu geben, bei welcher seine eigene Macht nicht nur nicht geschwächt und deplacirt, sondern auf das nachhaltigste gekräftigt, und dennoch das Nationalgefühl der übrigen Verbündeten nicht nur nicht beeinträchtigt, sondern gehoben wird. Es ist jetzt eine natürliche Basis gewonnen, auf welcher neue Verhandlungen über einen gemeinschaftlichen, den nationalen Charakter bewahrenden Handels- und Schifffahrtsschutz sich mit Leichtigkeit bewegen und zu einem befriedigenden Abschluß führen können. Auch in Oldenburg hat man die trostlose Aussicht für den eigenen und den gesammten deutschen Seehandel, so wie die Unmöglichkeit anerkannt, dieser Kalamität ohne eine feste Stellung Preußens an der Nordsee abzuhelfen. Der nationale Standpunkt ist aber auch preußischerseits nicht nur vollkommen anerkannt, sondern auch von vornherein schon angenommen worden. Denn Preußen ist sich der moralischen Pflicht sehr wohl bewußt, diejenigen Staaten, mit denen es zu einer so engen Handelsgemeinschaft, wie durch die Zoll-

vereinsverträge geschehen, verbunden ist, auch den Schutz für ihren Handel, wie für seinen eigenen zu gewähren."

Die Gegner des Anschlusses würden sich diesen vielleicht gefallen lassen, wenn man Bremen zum Freihafen erklärte. Geschähe dies, so würden wie jetzt ringsum Zollschranken den kleinen Staat umgeben, und es blieben dieselben Nachtheile der Isolirung, welche wir aus einander gesetzt haben. Der Senator Duckwitz glaubt einen Ausweg gefunden zu haben, indem er Bremen zwar isolirt lassen will, aber die Errichtung von zwei großen steuerfreien Niederlagen, auf dem Bahnhof und an der Weser, vorschlägt. In seiner Schrift: „Das Verhältniß Bremens zum Zollverein," sagt er: „In diese Niederlagen würden die Fabrikate der Etablissements der Nachbarschaft gebracht; daselbst gelagerte verkauft, umgepackt und dann weiter in den Zollverein steuerfrei versandt werden. Diese Niederlage würde ferner benutzt werden zur Lagerung aller übrigen Waaren des Zollvereins, welche aus einem Theil desselben in den andern vertrieben werden, und schon seither Gegenstände eines bedeutenden Handels mit Hannover und Oldenburg waren, namentlich Manufakturwaaren aller Art, Eisenwaaren, Galanteriewaaren, Leinen, Glaswaaren, Spielzeug, Instrumente, Holzwaaren, Leder, Papier, Steingut u. s. w., für welche zugleich der bremische Markt zum Verkauf nach überseeischen Ländern versucht werden kann, um, im Fall ein solcher Verkauf mißlingt, dieselben steuerfrei zurückbringen zu können. Selbst die Produkte des Ackerbaues und der Viehzucht, deren Umschlag mit den Nachbarländern seither Bremen vermittelt hat, namentlich Butter, Stärke, Cichorien, getrocknetes Obst, Grütze, Mehl, Schinken, Mineralwasser, Branntwein, deutscher Tabak, Cement, Baumaterial, Farbewaaren, Oele und eine große Anzahl anderer Gegenstände, welche sonst Bremen umgehen müßten, oder mit welchen der Handel stocken würde, könnten Zugang in diese Niederlagen finden, und dem bremischen Handel respektive zufallen oder erhalten bleiben." In dieser Leviathan-Niederlage würden ferner gelagert oder auf kurze Zeit niedergelegt: diejenigen ausländischen Waaren, welche man dem Abnehmer im Zollverein versteuert zusendet. Auch Weine könnte man dort lagern; auch sei, meint die Schrift, zu erwarten, daß einige der vorzüglichsten Industrie-Erzeugnisse Bremens gegen eine Zollermäßigung, bei Erweis des bremischen Ursprungs, in diese Zollvereinsniederlage Einlaß fänden, was freilich nicht ohne strenge Kontrole möglich wäre. Ganz richtig wird bemerkt, daß mit dieser Niederlage ein Stück Zollverein in Bremen hineingeschoben werde. Bremen hätte also doch den Zollverein in seinen Mauern, nur daß er ihm nicht so viel nützen könnte. Die Auswanderung vieler Arbeitskräfte und begüterter Industriellen, die Lähmung der Gewerbe, die Entwerthung der Grundstücke, alle diese Nachtheile, welche der Senator Duckwitz als bereits eingetreten anerkennt, würden durch seinen Vorschlag nicht beseitigt werden.

Zwei Forderungen darf Bremen stellen, ehe es seinen Anschluß bewirkt. Es darf auf ein liberales Freilagersystem hinwirken, es darf ferner fordern, daß das einkommende Gewicht nicht als Zollgewicht angenommen werde, wie das seither in den Freilagern des Zollvereins der Fall war. Man kann nach solchem Gewicht keinenfalls den Zoll entrichten, weil sich oft, zum Beispiel durch Eintrocknung, bedeutendes Untergewicht ergiebt. Ein Platz, welcher die überseeischen Ernten manchmal so früh importirt, würde dadurch benachtheiligt werden. Auch dürften die im Zollverein üblichen Ansätze bei Taravergütungen einer Abänderung bedürftig sein. Die Verpackungen in den Erzeugungsländern sind bekanntlich so ungleich, daß z. B. Tabake von Neuorleans in Fässern kommen, die vielleicht ein Bruttogewicht von zwölfhundert Pfund haben und doch nur neunhundert Pfund Netto ausgeben. Dabei reicht natürlich ein Taraansatz von zwölf Prozent nicht aus. In einer Seestadt müssen Waaren länger als zwei Jahre im Freilager liegen bleiben dürfen. — Außer der erwähnten Schrift des Senators Duckwitz ist gegen den An-

schluß erschienen: „Die Stellung der Hansestädte.“ Der Verfasser ist der hamburgische Senator Geffken. Für den Anschluß sprechen sich die beiden Schriften von Karl Andree aus: „Bremens Interesse, die freie Beweglichkeit des Verkehrs und der Zollverein,“ und: „Eingabe an die Handelskammer über die Stellung Bremens zum Zollverein.“

Großfürst Konstantin. Der zweite Sohn des regierenden Kaisers Nikolaus, ist der Großfürst Konstantin, dem die öffentliche Meinung nicht seines Vaterlandes allein eine besondere Stellung zu der orientalischen Frage zuschreibt, am 9. September 1827 geboren. In seinen Studien schlug er von Kindheit an einen eigenthümlichen Weg ein. Alles, was die russischen Verhältnisse betraf, interessirte ihn auf das lebhafteste, und sein Lerneifer in diesen Dingen war ein so gewaltiger, daß er für seine Lehrer förmlich zur Qual wurde. Die Geschichte und Geographie, die Religion und die Sitten, die Bodenverhältnisse und Kulturarten, die Verwaltungseinrichtungen und Gesetze Rußlands wurden ihm so vertraut, daß es wenige Russen geben dürfte, welche ihn in diesen Kenntnissen überträfen. Neben dem Russischen beschäftigte er sich ganz eben so eifrig mit dem Orientalischen. Der türkischen Sprache und Literatur bemächtigte er sich vollständig, unter allen Einrichtungen des osmanischen Reichs ist nicht eine, die er nicht studirt hätte. Die übrige Welt ließ ihn kalt, und wenn er auch das Deutsche und Französische erlernte, weil es die russische Hofsitte einmal so will, so drang er doch weder in unsere Literatur noch in jene unserer Nachbarn tiefer ein.

Fast noch in der Wiege zum Großadmiral der russischen Flotte ernannt, nahm er es mit dieser Würde ernst. Man erzählt sich, daß er eines Tages seinem ältern Bruder, weil dieser ohne seine Erlaubniß sein Schiff betreten hatte, den Degen abgefordert habe. Er schlief so oft als möglich an Bord der Flotte, studirte die verschiedenen Zweige der Nautik und machte alle Uebungsfahrten im finnischen Busen und im baltischen Meer mit. Auf einer dieser Fahrten ließ er die Professoren der orientalischen Sprachen von Helsingfors zu sich rufen und überraschte diese Herren nicht wenig, indem er sie im fließendsten Türkisch anredete. Der Admiral Lütke, ein ernster und aufgeklärter Mann, war sein Lehrer und Erzieher. Des Prinzen steter Begleiter, bildete er den Geist und leitete die Studien desselben. Mehr als einmal gerieth der Lehrer mit dem Zögling in ernste Streitigkeiten und fand dabei immer in dem Kaiser eine Stütze. Einmal, bei einer Uebungsfahrt in den Gewässern von Kronstadt, fühlte sich der Großfürst von dem einschmeichelnden Wesen eines jungen Matrosen so angezogen, daß er denselben zum Unteroffizier ernannte. Der Admiral vernichtete diese Ernennung aus zwei Gründen, weil der Großfürst seine Befugnisse überschritten habe, und weil der Matrose eines höheren Ranges unwürdig sei. Der Streit wurde von beiden Partien dem Kaiser vorgetragen, und dieser entschied wie gewöhnlich für den Erzieher. Der Großfürst wurde dadurch so verletzt, daß er erklärte, wenn er als Großadmiral aller russischen Flotten nicht einmal das Recht habe, einen Matrosen zu der nächsten Rangstufe zu befördern, so lege er sein Amt nieder. „Ich nehme Ihre Entlassung an,“ antwortete der Kaiser ruhig, „und werde Ihnen den Posten, den Sie überdies nur dem Namen nach bekleideten, nicht eher zurückgeben, als bis Sie bewiesen haben, daß Sie die erste Eigenschaft eines hohen Beamten besitzen, die Eigenschaft, Ihre Untergebenen richtig zu beurtheilen und Beförderungen nach Maßgabe des wahren Verdienstes zu ertheilen.“ Es verflossen Jahre, ehe dem Großfürsten seine Würde zurückgegeben wurde.

Im Jahre 1845 machte der Großfürst Konstantin unter der Obhut seines Mentors seine erste große Reise. Dieser Ausflug galt Konstantinopel und war von Umständen begleitet, welche nicht geringes Aufsehen erregten. Der Reisende trat in der türkischen Hauptstadt fast ausschließlich in dem Charakter eines frommen Pilgers auf, der gekommen ist, um an den heiligen Orten seine

Andacht zu verrichten. Seine ersten Besuche machte er bei den griechischen Patriarchen von Jerusalem und Konstantinopel und bei dem armenischen; dem katholischen ging er vorbei. In allen den vielen Kirchen, welche von den griechischen Glaubensgenossen verehrt werden, verrichtete er seine Andacht und streute Geld unter die Menge aus. Die Griechen und Armenier drängten sich schaarenweise auf seinen Pfad herbei. Die Buden der Bazare schlossen sich, man schlug sich um eine gute Stelle, die den Gast zu sehen gestattete, und begrüßte ihn mit Ehren, die nur den höchsten Würdenträgern der Kirche erwiesen werden. An einem Tage nahmen diese Ehrenbezeugungen den Charakter einer politischen Demonstration an. Der Großfürst besuchte an diesem Tage Balikli, die Fischkirche, wo man in einer Quelle Fische zeigt, die bei der Einnahme von Konstantinopel halbgebraten aus der Pfanne gesprungen sein sollen. Es hatten sich ungewöhnlich viel Griechen eingefunden, und als der Großfürst aus der Kirche heraustrat, begrüßte ihn das einstimmige Geschrei: „Es lebe unser rechtgläubiger König Konstantin!" Kein Wunder, daß nicht blos die Türken unruhig wurden und sich fragten, ob denn ihr Schicksalstag bereits gekommen sei, daß auch die Diplomatie in Bewegung gerieth. Bei einem Feste, das der Sultan seinem Gaste gab, übernahm es der englische Gesandte Lord Stratford, dem Großfürsten eine Lehre zu geben. Er erhob sich und trank auf die Fortdauer des türkischen Reichs, die zu sichern die Reformen des Sultans und die freundschaftlichen Bemühungen aller europäischen Mächte zusammenwirken würden. Der Großfürst kürzte nach diesem Feste seinen Besuch ab und reiste von da im türkischen Reiche ohne Demonstration. Er berührte noch Brussa, die Wiege der osmanischen Herrschaft, Smyrna, die Ebene von Troja, einige türkische Inseln des Archipels, und kehrte über das schwarze Meer nach Sebastopol zurück.

Im nächsten Jahre bestieg Großfürst Konstantin den Ingermannland, ein neues Linienschiff, das er 1844 persönlich von der Werfte Archangels abgeholt hatte, um eine Uebungsfahrt nach dem Mittelmeer zu machen. Er berührte England, Frankreich, Spanien, Portugal und Algier. In Palermo traf er mit seiner kaiserlichen Mutter zusammen und führte sie auf seinem Schiff, zu dem noch zwei Korvetten und zwei Dampfer gestoßen waren, nach Neapel. Von dort besuchte er noch Rom. Eine politische Bedeutung erhielt seine Reise durch den Empfang, der ihm in Toulon und Algier zu Theil wurde. Die Söhne Ludwig Philipps eilten herbei, ihren hohen Gast zu begrüßen, und namentlich der Herzog von Aumale in Algier überschüttete ihn mit Aufmerksamkeiten. Es folgte dann noch ein großer Ordensaustausch. Seinen Rückweg nahm der Großfürst über Deutschland, wo er sich mit der Prinzessin Alexandra von Sachsen-Altenburg verlobte. Die Heirath wurde zwei Jahre verschoben, damit die Prinzessin Zeit habe, sich mit der griechischen Religion bekannt zu machen und ihren Uebertritt zu bewerkstelligen. Aus dieser Ehe ist bis jetzt nur eine Prinzessin hervorgegangen.

Im Jahre 1852 wurde der Großfürst zu einer eigenen Thätigkeit bei der Marine berufen. Er trat bei der Verwaltung als Unterstaatssekretär ein und hatte den Fürsten Mentschikoff zum Vorgesetzten. Dieser soll die Reformen verhindert haben, zu denen der Großfürst entschlossen gewesen sei. Namentlich dem Verpflegungswesen hätte der letztere Verbesserungen zugedacht, heißt es, und diese Angabe ist glaubwürdig, denn bei seiner Anwesenheit in England mit dem Ingermannland ersetzte er die schlechten russischen Lebensmittel des Schiffs durch die besseren englischen. Als der orientalische Streit seine Wendung zum Kriege nahm, wurde der Großfürst wieder zum Großadmiral ernannt und mit dem besondern Befehl über die Ostsee betraut. In dieser Eigenschaft hat er die Anordnungen getroffen, nach denen die russischen Schiffe in Kronstadt und

Sweaborg vertheilt sind, um zur Vertheidigung beider Plätze beizutragen. Nach der Behauptung englischer Blätter soll er bei einer Rekognoszirung vor Kronstadt in großer Gefahr gewesen sein, von einem englischen Schiffe gefangen genommen zu werden. Ihm zur Seite stehen die Admirale Lütke und Ricord. Der letzte ist der Sohn eines nach Rußland eingewanderten Italieners und heißt eigentlich Ricordi. Er stammt noch aus der Zeit Katharinens und diente anfangs auf einem Kauffahrer. Mit Erlaubniß der Kaiserin trat er in die englische Marine und erwarb sich dort Erfahrungen, welche ihn in den Stand setzten, seinem Adoptivvaterlande bedeutende Dienste zu leisten. Bei Navarin war er zweiter Befehlshaber der Flotte.

Seine Frömmigkeit und seine vaterländische Gesinnung machen den Großfürsten zu einem Liebling der altrussischen Partei. Diese erzählt sich, nicht dem ältern Sohne des Kaisers, sondern ihm sei die Krone bestimmt, und in den Archiven des Senats liege der Verzicht des Großfürsten-Thronfolgers bereits ausgefertigt da. Eine andere, aus derselben Quelle fließende Nachricht will von einem Theilungsprojekt wissen. Man erzählt sich in Petersburg, ein Vertrauter sei einmal in das Zimmer des Großfürsten getreten und habe diesen beschäftigt gefunden, auf eine Landkarte Zeichen und Striche einzutragen. Auf die Frage des Offiziers, womit Se. Hoheit sich beschäftige, habe der Großfürst geantwortet: „Ich zeichne die Grenzen meines künftigen Reichs. Dieses da" — er habe auf den Norden gedeutet — „ist für meinen Bruder bestimmt, und dieses hier" — der Finger sei auf den Süden hinuntergegangen — „gehört mir." Eine solche Theilung entspräche allerdings den Wünschen der Altrussen, nach deren Ansicht Rußland schon jetzt zu viele fremde Elemente enthält, ob sie aber der traditonellen russischen Politik angemessen wäre, möchten wir auf das stärkste bezweifeln. Der russische Aberglaube sieht in dem Namen Konstantin eine Hindeutung auf Konstantinopel, und der Großfürst selbst soll in seinem Namen einen Anspruch mehr auf das türkische Erbe erblicken.

Großfürst Konstantin hat sowohl in seinem Aeußern als in seinem Charakter manche Aehnlichkeit mit dem gleichnamigen Bruder des Kaisers Alexander, kraft dessen Verzichtleistung der jetzige Selbstherrscher aller Reußen zum Throne gelangt ist. Seine Gesichtszüge haben ein starkes Gepräge der tatarischen Physiognomie. Sein Wesen ist gebieterisch und nicht frei von jener trockenen Härte, in welcher man hier und da eine Repräsentation von Würde zu erblicken scheint. Er ist von mittlerem Wuchs, von schlankem aber kräftigem Bau. Mit seiner Entschlossenheit verbindet er einen gewissen asiatischen Ungestüm. Seine nautischen Kenntnisse sind noch nicht ernstlich auf die Probe gesetzt worden, aber man hält sie für bedeutend. Sein Oheim Konstantin liebte den Krieg nicht, „weil die Uniformen dabei so schmutzig werden", von ihm behaupet man, daß er gern mit seiner Flotte dem Feinde entgegengehen würde. Daß der Kaiser ihn vor dem ältern Bruder bevorzugt, spricht für seine Tüchtigkeit.

Unter Verantwortlichkeit des Ergänzungsblätterverlags in Meißen. — Redakteur Dr. Fr. Steger.
Druck von A. G. Gato in Meißen.

Inhalt: Finnland S. 321—336.

Finnland. Im fernen Norden, oben an der Ostsee liegt, fast verdeckt von den Nebeln der Vergessenheit, Finnland. Seit dem Jahre 1809, in dem die Bande, in denen Schweden und Finnland sechs Jahrhunderte lang vereinigt gewesen waren, endlich aus einander wichen, hört man beinahe nichts mehr von dem russisch gewordenen Großfürstenthum. Auch von dessen früherer Geschichte erzählen die allgemeinen deutschen Jahrbücher wenig mehr, als daß es den steten Tummelplatz von Kämpfen, Verheerungen, Heldenthaten und Verräthereien bildete. Und doch ist das meerbespülte Land voll unabsehbarer Wälder, gewaltiger Granitfelsen und zahlloser Seen, dessen Grenzmark fast vor den Thoren von St. Petersburg steht, doppelt merkwürdig, einmal als einer der vorgeschobensten Posten germanischer Bildung, dann weil es den Ausschlag giebt in dem Verhältniß Schwedens zu Rußland, somit in der Abwägung der nordischen Politik überhaupt. Dieses zweite Verhältniß tritt besonders in dem gegenwärtigen Augenblicke hervor, in dem Finnland den Preis bildet, den die Westmächte Schweden für die Theilnahme an ihrem Kampfe gegen Rußland bieten. Dies wird es rechtfertigen, wenn wir möglichst vollständige Notizen über Finnland bringen und namentlich die geschichtlichen Verhältnisse genau berücksichtigen.

Die älteste Bevölkerung bestand aus umherschweifenden Lappen. Die aus Asien kommenden Slawen drängten die Finnen vor sich her in das jetzige Finnland. Dann unterwarfen sich die Schweden sowohl Finnen als Slawen, wurden vertrieben, aber wieder zurückgerufen, um den innern Streitigkeiten ein Ende zu machen. In der Mitte zwischen Schweden und Russen stehend, wurden die Finnen abwechselnd von beiden bekämpft und unterjocht. Als die Kämpfe des Christenthums mit dem Heidenthum begannen, erhielten die Finnen auf einige Zeit die Oberhand und vergalten durch verwüstende Streifzüge die erlittenen Unbilden. In dem Grade, als die Schweden erstarkten, kehrte sich dieses Verhältniß wieder um; christlicher Glaubenseifer und das Interesse der Selbsterhaltung forderten in gleicher Weise zu Kreuzzügen auf. Im Laufe zweier Jahrhunderte (im zwölften und dreizehnten) wurde Finnland erobert. Jetzt wurden Schweden und Russen Nachbarn und bald auch Feinde. Die Russen fielen von Zeit zu Zeit mit allen Schrecken der Verwüstung in Finnland ein. Der ewige Friede von 1323, der die Mündung des Systerbäk, nicht eine Meile von dem jetzigen Petersburg, zur Grenze machte, wurde bald wieder gebrochen. 1348 unternahm König Magnus einen großen Kreuzzug und ließ alles, was ihm von Russen in die Hände fiel, scheeren und taufen. Die schwedische Reimchronik erzählt aber, die Bärte seien den Russen bald wieder gewachsen.

Iwan Wasiljewitsch I. (1462 bis 1505) war der erste Kaiser, welcher die Russen in die Offensivlinie führte. Finnland war nicht länger ein Zielpunkt für Streifzüge, sondern für Eroberungen. Unter der Reichsverwaltung Sten Sture's des Aeltern wurde Finnland durch einen fürchterlichen Krieg verheert, den erst 1510 ein auf sechszig Jahre geschlossener Waffenstillstand beendigte. Die Grenzfehden dauerten fort. Iwan der Schreckliche bekämpfte Johann III. und dann Karl IX. in Liefland und Finnland. Seinem genialen Feldherrn Pontus de la Gardie verdankte Schweden im Frieden von Teusin (1595) den Erwerb von Narwa, Reval und ganz Esthland. Bis die Familie Romanow nach dem Erlöschen des Hauses Rurik 1613 den Thron bestieg, wütheten in Rußland Bürgerkriege, welche das Land aufs äußerste erschöpften. Polen herrschte über Smolensk und Moskau, Schweden besaß Nowgorod und die Newa. Auf dem Reichstage von 1617 sprach Gustav Adolf die merkwürdigen Worte: „Es ist nicht die geringste der Wohlthaten, welche Gott Schweden erwies, daß der Russe, mit welchem wir seit Alters in ungewissem gefährlichen Zustand gelebt haben, nun für

immer das Raubnest fahren lassen muß, von dem aus er uns oft beunruhigt hat. Er ist ein gefährlicher Nachbar, seine Lande erstrecken sich von der Ostsee bis zum nördlichen Meer und gehen bis nahe an den kaspischen See. Er hat einen mächtigen Adel und Ueberfluß an Bauern und volkreichen Städten; er kann große Heere ins Feld rücken lassen. Nun kann dieser Feind nicht ohne unsern guten Willen mit einem Boot in die Ostsee kommen. Die großen Seen Ladoga und Peipus, der Narwa'sche Fluß, dreißig Meilen breite Sümpfe und starke Festungen trennen uns von ihm, Rußland ist von der Ostsee ausgeschlossen, und ich hoffe zu Gott, daß es künftig dem Russen schwer fallen wird, über diesen Bach zu springen."

Karl XII. fiel im riesenhaften Krieg gegen Rußland, und mit dem Unglückstage von Pultawa begann Schweden zu sinken. Von nun an endeten alle Kriege gegen Rußland unglücklich und brachten einen Verlust von Provinzen, oder doch von moralischer Kraft. Im Nystädter Frieden von 1722 erhielt Rußland Ingermannland, einen Theil von Karelien, Esthland und Liefland. Das gräßlich verheerte Finnland wurde zwar zurückgegeben, aber Rußland konnte jetzt ruhig zuwarten, denn es hatte sich in Schweden durch kluge Benutzung der Adelsparteiungen eine innere Macht gebildet. Im Aboer Frieden von 1743, dem schimpflichen Resultat der tumultuarischen Politik der Partei der Mützen, erhielten die Russen Finnland bis an den Kymene-Elf, also mit Nyslott, Frederikshamn und Savolax, welcher Bezirk mit dem schon 1721 erworbenen Wiborg und Kexholm sofort das russische Gouvernement Wiborg bildete. Die damaligen Absichten Rußlands erhellten aus dem Moskauer Manifest der Kaiserin Elisabeth an die Finnen vom 18. März 1742, worin es unter anderm heißt: „Wobei Wir auch aufrichtigen Sinnes, und da Wir nicht verlangen, Uns eine Spanne fremden Landes zuzueignen, gern gestatten und auf jede Art und Weise befördern wollen, daß oft genanntes Großfürstenthum Finnland, sofern dasselbe gesonnen wäre, sich aus Schwedens Gewalt und Jurisdiktion zu befreien und loszumachen, damit dasselbe nicht künftig, wie jetzt durch den Eigennutz einiger Personen geschehen, in die Gefahr eines verderblichen Krieges und in die allergrößten aus demselben entspringenden Calamitäten gerathe, als ein freies und von keinem Theile dependirendes Land auf einen solchen Fuß gesetzt und mit allen Gerechtsamen, Privilegien und Immunitäten verbleiben möge, wie es zu seinem eigenen Nutzen und ewig dauernder Befestigung aufs allerbeste und nach seinem eigenen Verlangen dienen, und es sich selbst so etwas wünschen mag. Wobei Wir auch zum Schutz und zur Unterstützung bei einer solchen neuen Einrichtung, bei allen Gelegenheiten und Erfordernissen geneigt sind, mit Unsern Truppen, falls und wie viel sie selbst fordern, ihnen beizustehen."

Schweden siechte unter seinen Adelsstreitigkeiten dahin. Doch vermehrte Gustav III. die Flotte und vollendete die Befestigung von Sweaborg. Aber Katharina II. unterhöhlte den Boden unter ihm, indem sie mit dem Adel, dessen Unzufriedenheit durch den Staatsstreich von 1772 auf den Gipfel getrieben worden war, einen Bund schloß. Durch diesen Adel wurde der König zu dem Kriege von 1788 gezwungen, den die Aristokratie darum herbeiführe, weil sie hoffte, daß der König durch den Krieg hülfsbedürftig gemacht und dadurch genöthigt werden würde, ihr alle Privilegien zurückzugeben. Offiziere der Besatzung von Frederikshamn stifteten während der Belagerung im August 1786 den berüchtigten Anjalabund, dessen Folge war, daß der Krieg, den die Schweden zumal zur See glücklich geführt hatten, durch den Frieden von Verelä zu einem resultatlosen Schlusse gebracht wurde. Katharina hatte mit dem Anjalabunde ein Einverständniß unterhalten und den Häuptern in einer Note gerathen, daß sie die Repräsentanten des finnischen Volks selbst über die Zukunft ihres Vaterlandes entscheiden lassen möchten.

Unter Gustav IV. erfüllte sich Finnlands Schicksal: Napoleon forderte den

Beitritt Schwedens zum Kontinentalsystem und Rußland beeilte sich, dieses Begehren zu dem seinigen zu machen. Schon bei den Friedensverhandlungen zu Tilsit hatte Napoleon seine Einwilligung gegeben, daß Finnland dem russischen Reich einverleibt werde. Zu Ende Februars 1808 rückten russische Truppen in Finnland ein. Nach der vom General Buxhövden an die Finnen erlassenen Proklamation war es die Absicht des Kaisers, „das Land in Schutz und Besitz zu nehmen, um sich behörige Satisfaktion zu beschaffen." Schon im Mai wurden alle Hüfner zu den gewöhnlichen Gerichtsplätzen zusammenberufen, „um daselbst den von Sr. kaiserlichen russischen Majestät anbefohlentn Treu- und Huldigungseid abzulegen."

G. Montgomery, der selbst mit kämpfte, hat den Krieg von 1808 und 1809 eben so einfach als wahr beschrieben. Hätten die Russen nicht mit Verräthern im schwedischen Heer in Einverständniß gestanden, so wehte die schwedische Fahne heute noch auf den Wällen von Sweaborg. Ein zahlreicher Theil der schwedischen Aristokratie war von langer Hand her, zuletzt durch den Gesandten Alopäus, ins russische Interesse verflochten worden. Unter den Verräthern von 1808 nehmen die ersten Stellen ein Admiral Cronstedt, die Obersten Jägerhorn, Palmfeld und Weight, der Major Gripenberg. Die Russen waren von allen Vorgängen im schwedischen Hauptquartier unterrichtet und kannten die feindliche Stärke immer eben so genau, wie ihre eigene. Buxhövden führte, wie der russische Unterhändler Suchtelen selbst erzählt, einen großen Pack St. Annenkreuze zur Vertheilung an willfährige Beamte und Pastoren mit sich. Die Verräther im Heer schlossen die nachtheiligsten, schimpflichsten Kapitulationen ab. Der bestochene Palmfeld vermittelte die Konvention von Seivis (25. März 1809), bei der ein finnischer Truppenkörper von 4000 Mann das Gewehr streckte. Montgomery schildert den Gemüthszustand der Soldaten, als sie bei der Kemikirche die Gewehre abgeben mußten. Verzweiflung und Schmerz waren in jedem Gesicht zu lesen. Ihr Schicksal verfluchend marschirten die Soldaten an die verhängnißvolle Stelle, wo sie schweigend, zähneknirschend ihre Gewehre fortschleuderten oder an Steinen zerschlugen, ihre zerschossenen Fahnen mit Füßen traten, ohne daß weder die russischen noch die schwedischen Offiziere ein Wort zu sagen wagten. Sweaborgs Fall übertrifft alles. Admiral Olof Cronstedt, der dort den Befehl führte, überließ den anrückenden Russen zunächst in dem gegenüberliegenden Helsingfors 18 Kanonen, 24,000 Stückkugeln Granaten, Bomben u. s. w. Es wurde wenig gekämpft, desto mehr unterhandelt, und das Ergebniß war, daß die unbezwingliche Inselburg, die Frucht funfzigjähriger Anstrengungen und eines Aufwandes von 25 Millionen Thalern, mit 2035 Kanonen, dem größten Theil der finnischen Flotte, nämlich 130 bis 140 Segeln, mit 6000 Mann und 208 Offizieren nach einer zehntägigen Kanonade, die sechs Mann in der Festung getödtet hatte, den Russen, welche 9000 Mann stark davorlagen, übergeben wurde. Als im folgenden Sommer in dem Treffen von Sandö, wo 22 Schaluppen 80 russische Fahrzeuge einen halben Tag lang aufhielten, der Obristlieutenant Jönsson tödtlich verwundet fiel, hob er, von seinen Offizieren umgeben, die Hände gen Himmel und rief: „Olof Cronstedt, ich lade Dich hiermit vor Gottes ewigen Richterstuhl, daß Du Dich verantwortest wegen meiner Qualen und wegen so vieler tapfern Männer Tod, die heute mit schwedischen Kugeln von schwedischen Schiffen erschossen werden." Cronstedt starb in der Zurückgezogenheit, in seinem Nachlasse fand man nahe an zwei Millionen Silberrubel.

Leider befand sich auch der Oberbefehl in altersschwachen Händen. Damit noch nicht genug, gab der König eine höchst unglückliche Instruktion, welche die Entwicklung des Kriegs verkehrte. Wenn die Schweden durch einen entscheidenden Schlag den Feind hätten abschneiden und vernichten können, mußten sie immer wieder rückgängige Bewegungen machen, was schon moralisch höchst nachtheilig wirkte und die allgemeine dumpfe Empfindung, daß doch alles nichts mehr helfe,

bestärken mußte. Gustav IV. beschäftigte sich ausschließlich mit dem Gedanken, dem tiefverhaßten Napoleon durch Angriffe auf Norwegen und Dänemark eine Diversion zu machen, und gab gleich zu Anfang dem alten General Klingspor den Befehl, die Truppen zu schonen und Finnland auf eine gute Art preiszugeben. Nie wurde Einheit in das Ganze gebracht, nie gab es eine tüchtige sichere Leitung. Ein Veteran pflegte den Sachverhalt ganz richtig mit den Worten zu zeichnen: „Man focht, siegte und zog sich dann zurück."

Erwägt man, daß die Russen im August 1808 mit 47,547 Mann Fußvolk, 8000 Mann Reiterei und 186 Feldgeschützen in Finnland standen, während die Schweden und Finnen nur 11,000 Köpfe stark waren, und daß das Land gleichwohl erst nach anderthalb Jahren unterlag, so kann man sich einen Begriff machen, mit welchem Heldenmuth dasselbe vertheidigt wurde. Nie fragten die Finnen nach der Zahl der Feinde, sie zogen mit klingendem Spiel und wehenden Fahnen wie zu einer Parade in die Schlacht, Regimenter, die nach stundenlangem heißem Kampfe abgelöst werden sollten, weigerten sich und kämpften weiter. In den achtzig bis neunzig Schlachten und Gefechten der beiden Feldzüge hatten es die Finnen immer mit einer Uebermacht zu thun. In der Schlacht von Oravais trieben, nach der Russen eigenem Geständniß, 800 Finnen mit 12 Sechspfündern eine russische Abtheilung von 7000 Mann aus ihren Stellungen. Im September 1808 hielt sich Sandels mehrere Tage mit einem Häuflein von 1400 Mann gegen 9000 Russen, die ihn von drei Seiten angriffen. Wie sehr aber auch die Finnen ihren Feinden in der Waffenführung überlegen waren, ergiebt sich daraus, daß die Russen in allen Gefechten weit mehr Todte zählten. In der Bevölkerung zeigte sich ein Heldensinn, der an die Spartaner erinnert. Ein Kadett, eben erst der Schule entwachsen, wurde in seinem ersten Gefecht tödtlich verwundet. Man beklagte ihn, daß er so jung sterbe, aber er antwortete ruhig: „Ich kam ja nicht hierher, um zu leben." Als eine schwedische Abtheilung einen wichtigen Sieg erfochten hatte, sprang eine Frau dem mit der Botschaft ins Hauptquartier eilenden Boten entgegen und wollte ängstlich Bescheid. „Dein Sohn ist todt!" entgegnete er. „Ach," sagte sie, „das wollte ich nicht wissen. Wer hat gesiegt?" — „Der Sieg ist unser." „Gott sei gelobt!" rief die Mutter.

Bis hoch in den Norden, wo die Spuren der Civilisation verlaufen, zog sich dieser Krieg, in welchem man oft bei 36 und 40 Grad Kälte sich schlug, bald in verschneiten Wäldern, bald über den zugefrorenen Abgründen des Meeres. Hunger, Seuchen, menschliche Leiden aller Art, der nächtliche Widerschein brennender Wohnungen, Verrath und Mattherzigkeit, auf der andern Seite aber auch begeisterte Vaterlandsliebe und Tapferkeit — mit solchen Bildern wechselte der Kampf, den zwei Schwäger mit einander führten, und dessen nicht geringstes Interesse darin besteht, daß dasselbe Finnland, welches alle Könige vom Stamm Wasa und Gottorp so hoch hielten, den Sturz des schwedischen Königsgeschlechts veranlaßte. Was übrigens die Menschen ausstanden, welche in jenen mitternächtlichen Gegenden so oft unter freiem Himmel auf Felsen oder gefrorenen Sümpfen mit hungrigem Magen übernachteten, dann wieder Eilmärsche an einen bedrohten Punkt machen und ohne Aufenthalt sich ins Gefecht stürzen mußten, läßt sich denken. Oft ohne Strümpfe, ja beinahe barfuß legte zum Beispiel das Kajanabataillon, bei dem Montgomery stand, 250 schwedische Meilen zurück. Trotz des Verraths der Anführer und der unglücklichen Instruktionen des Königs nahm der Krieg anfangs für Schweden einen glücklichen Verlauf. In siegreichen Schlachten wurden die Russen an die Grenzen zurückgeworfen, und die Umwohner des Ladogasees flüchteten vor dem gefürchteten schwedischen Einfall. Wie zu Land, so kämpften auch zur See die Schweden aufs tapferste, ungeachtet ihre finnische Flotte theils in Sweaborg übergegangen, theils in Abo verbrannt war. Im ganzen Sommer von 1809 gelang es den Russen nicht, die Schweden aus den Aboer Gewässern zu vertreiben, oder ihnen nur eine einzige Schaluppe abzunehmen. Den unglück-

lichen Ausschlag gab der Befehl des Königs, daß das Heer sich nach dem Norden zurückziehen solle. Damit war alles verloren, und der Verrath, der zwei Truppenkörper zum Waffenstrecken zwang, besiegelte nun das Unvermeidliche.

Man sollte meinen, daß Schweden den Tapfern, die in Finnland Uebermenschliches geleistet hatten, dankbar gewesen wäre. Das Gegentheil geschah. Während die Führer der Westarmee, die unter Adlersparre, ohne einen Schuß abzufeuern, die Revolution vom März 1809 ausgeführt hatten, mit Würden und Beförderungen überhäuft wurden, dachte man nicht daran, den finnischen Helden ein Asyl zu geben. Noch im Jahre 1834 veranlaßte Montgomery den Grafen G. Löwenhjelm, beim Reichstag einen Antrag auf Versorgung der Ueberbleibsel des finnischen Heers einzubringen; er blieb ohne Erfolg. Oberst Eck, einer der tapfersten Führer des finnischen Heers, starb im Spital, und dasselbe Schicksal hatte der Landshöfding Stromberg, der Umea vor der schon geschwungenen Brandfackel gerettet hatte.

In seinem Kriegsmanifest hatte Kaiser Alexander erklärt, außer Finnland beanspruche er kein Dorf. Im Frieden nahm er aber nicht blos Finnland, sondern auch einen Theil von Noorbotten und die so wichtigen Alands-Inseln. Merkwürdig dabei ist, daß die schwedischen Bevollmächtigten in der Meinung, die Stadt Tornea liege auf dem linken Ufer des als Grenze angenommenen Umeaflusses, den Russen auch noch unverlangt diese Stadt nebst Neutehamn und Björkö dreingaben. Der Friede war noch nicht geschlossen, als die Finnen dem russischen Kaiser Treue schwören mußten. Es traf sich zufällig, daß in vielen Orten bei der Huldigung vor den Kirchen Kanonen aufgefahren waren. Im Februar wurde der finnische Landtag auf den 22. März 1809 nach Borga einberufen. Man legte ihm ein Manifest vor, in dem der Kaiser „des Landes Religion und Grundgesetze, wie auch die Privilegien und Gerechtsame, welcher ein jeder Stand im Großherzogthum besonders und alle Einwohner desselben im Allgemeinen, so höhere wie niedere, bis jetzt der Verfassung gemäß genossen hatten, bestätigte und bekräftigte, und gelobte, alle diese Vorrechte und Verfassungen fest und unverrückt in ihrer vollen Kraft beizubehalten." Am 29. März huldigte der Landtag dem Kaiser als dem Herrn und Großfürsten des Landes, wurde dann, nachdem er sich noch über einige die innere Verwaltung betreffende Gesetze ausgesprochen hatte, aufgelöst und nie wieder einberufen.

Im Frieden von Fredrikshamn, der Finnland kostete, mußte Schweden sich auch dem Kontinentalsystem unterwerfen. Mit Bernadotte's Berufung entstanden neue Hoffnungen, die aber getäuscht wurden. Als Karl XIII. um die Zurückgabe Finnlands bat, wies ihn Napoleon kurz ab mit den Worten: „Wenden Sie sich an Kaiser Alexander, er ist großmüthig." Als die Zerwürfnisse zwischen Frankreich und Rußland entstanden, bewarben sich beide Theile um Schwedens Bündniß. Napoleon bot endlich am 6. März 1812 den Wiederbesitz von Finnland, wenn Schweden ihm treu bleibe. Freilich wurde es Schweden überlassen, Finnland zu erobern, und eine Expedition nach diesem Lande, unter dem Feuer der russischen und englischen Flotten unternommen, würde ein sehr zweifelhaftes Resultat gehabt haben. Dies erwog Karl XIII. und schloß sich an Rußland an. Alexander sicherte ihm Norwegen zu, falls aber der Ausgang des Kriegs ein unglücklicher sein sollte, Finnland. Der Ausgang war ein glücklicher, und so erlangte Schweden Norwegen, während Finnland bei Rußland blieb. Die europäischen Verträge von 1814 und 1815 haben dieses Verhältniß bekräftigt.

Die finnische Verfassung, welche die Gesetzgebung zwischen der Regierung und den vier Ständen des Landtags theilte, ist außer Uebung gekommen. Obgleich diese Verfassung bestimmt, daß eine Veränderung der Gesetze, der Rechte einzelner Bürger und Stände, die Einführung neuer Steuern u. s. w. nur mit Genehmigung der vier Stände, eine Veränderung am Staatsgrundgesetze gar nur mit Stimmeneinhelligkeit soll erfolgen können, hat man die Stände nicht ein ein-

ziges Mal befragt. Bei einzelnen besonders wichtigen Gesetzen haben die Kaiser Alexander und Nikolaus ihr Bedauern ausgesprochen, „daß die Umstände und die übrigen Sorgen der Regierung nicht gestatteten, gegenwärtig die Landstände des Großfürstenthums Finnland einzuberufen," die weitmeisten Gesetze hat die Regierung ohne alle Phrase erlassen. Die ohne Zustimmung der Stände seit 1809 veröffentlichten Gesetze füllten schon 1839 sechs Quartbände, und seitdem ist fast alljährlich ein neuer Band hinzugekommen. Wie mit der Verfassung, so hält es die russische Regierung auch mit den Rechten, welche dieselbe gewährleistet. Diese Rechte sind folgende:

1) Jeder Finne ist persönlich frei und kann ohne gesetzlichen Richterspruch nicht an Leben, Leib, Ehre oder Gut geschädigt werden. Wie dies gehalten wird, zeigt das Beispiel des Professors Afzelius, der zu Anfang der dreißiger Jahre nicht nur wegen politischer Meinungen von seinem Amt entfernt, sondern auch auf dem Rückwege nach seinem Vaterlande auf der letzten finnischen Poststation ergriffen, nach einem entfernten Ort in Rußland gebracht, von da nach Verfluß einiger Jahre nach Willmansstrand und endlich in eine Stadt an der preußischen Grenze versetzt wurde — alles ohne Untersuchung und Richterspruch.

2) Niemand darf ein Eigenthumsrecht ohne Richterspruch entzogen werden. Eine schreiende Verletzung dieser Bestimmung enthält der Fall der Donationsbauern im Län von Wiborg. Der Kaiser hatte in jenem Bezirk russischen Großen Ländereien geschenkt. Die Begnadigten ließen es ihr erstes Geschäft sein, eine große Anzahl von Bauern theils von ihren Gütern zu vertreiben, theils zu Frohnden anzuhalten, beides nicht nur gegen die Billigkeit, sondern sogar gegen das strengste Recht. Eine kaiserliche Verordnung vom 7. (19.) März 1838 bestätigte diese Ungerechtigkeiten und drohte den Bauern mit strengen Strafen. Wer sich weigere, hieß es in der Verordnung, den Gutsherren die Frohnden zu leisten, welche diese „zufolge ihres adeligen Rechts fordern können," solle Stockprügel erhalten, wer sich eigenmächtig wieder in den Besitz seiner Hufe gesetzt habe und nicht sogleich abziehe, oder wem künftig aufgesagt werde und der sich dann erdreiste, sein früheres Gehöft eigenmächtig in Besitz zu nehmen, solle als Landstreicher betrachtet und dem zufolge zum Kriegsdienst verurtheilt werden, wenn er dazu tauglich sei, im entgegengesetzten Falle aber zu allgemeiner Arbeit auf der Festung. Einer der Bauern, der die Frohndienste verweigerte und in den Wald floh, wurde von Exekutor verfolgt und auf dessen Befehl von einem Kosaken niedergestochen. Ein Untergericht setzte den Exekutor zweimal gefangen, aber beide Male stellte eine übermächtige Exekutivbehörde ihn wieder auf freien Fuß, und der Kaiser begnadigte ihn endlich.

3) Allen christlichen Sekten steht freie Religionsübung zu, jeder Christ kann finnischer Staatsbürger sein. Staatsreligion jedoch ist die lutherische Lehre, der seit 1741 die reformirte gleichgestellt ist. Nur Protestanten können Staatsämter bekleiden. Dies hat aber eine Veränderung erlitten durch eine kaiserliche Verordnung vom 14. (26.) August 1827, in der die Vorschrift enthalten ist, daß „ein griechisch-russischer Glaubensgenosse, welcher das Bürgerrecht in dem Großfürstenthum Finnland schon gewonnen hat, oder künftig gewinnt, Eintritt in den finnischen Civil- und Militärdienst erhalten und nach Geschicklichkeit und Verdienst zu Anstellungen und Aemtern befördert werden mag." Dieselbe Verordnung läßt die Russen als Gerichtsschöffen zu, „damit das gemeinschaftliche Frommen und Beste aller wahren getreuen Unterthanen gefördert und Einigkeit und Vertrauen unter den verschiedenen dem kaiserlichen Szepter gehorchenden Völkern gestiftet werde." Desgleichen wurde die Gesetzesvorschrift, daß ein in der Landesreligion geborener und getaufter Staatsbürger durch den Uebertritt zu einer andern Religion seiner Rechte als Staatsbürger verlustig geht und das Land zu verlassen hat, durch kaiserliche Verordnung dahin abgeändert, daß den Uebertritt zur russischen Kirche jene Nachtheile nicht treffen. Eben so wurde das Gesetz, wonach Kinder

aus gemischten Ehen der Religion des Vaters folgen, in Bezug auf die russische Kirche aufgehoben, da nunmehr, wenn auch nur die Mutter dieser Kirche angehört, die Kinder der griechischen Religion zufallen müssen.

4) Jeder Finne hat das Recht, Bittschriften an den Monarchen abgehen zu lassen. Dieses Recht ist unter der russischen Regierung unverkümmert geblieben.

5) Rang und Geburt sollen bei Anstellungen keinen Unterschied machen. Nach einer kaiserlichen Verordnung vom Jahre 1841 werden ohne Rücksicht auf Dienstalter diejenigen bevorzugt, welche die russische Sprache verstehen. Die höheren Staatsämter werden vom Kaiser besetzt, entweder unmittelbar, nämlich alle Civil- und Militärämter, die den Rang eines Obristlieutenant ertheilen, oder in den übrigen Fällen durch Ernennung aus drei vorgeschlagenen Kandidaten. Nach dem russischen System, das für die nichtgriechischen Kirchen große Gefahren hat, ist der Kaiser auch das Haupt der protestantischen Kirche. Er ernennt die Bischöfe so wie die Pfarrer der meisten größeren Sprengel aus drei vorgeschlagenen Kandidaten. Die Pfarrer in den übrigen Sprengeln so wie alle Kaplane und Kirchspielsadjunkte wählt die Gemeinde, an einigen Orten der Gutsherr. Richter können nur durch Richterspruch von ihren Stellen entfernt werden, alle übrigen Aemter dagegen vom Obristlieutenant aufwärts kann der Kaiser nach Belieben erledigen.

6) Unter der schwedischen Herrschaft kannte Finnland blos für theologische Schriften eine Censur, welche dafür zu sorgen hatte, daß keine Bücher zugelassen würden, „welche gegen die reine evangelische Lehre, gegen den wahren Glauben und gegen das Christenthum überhaupt stritten.“ Eine kaiserliche Verordnung vom 2. (14.) August 1828 stellte aber die Büchereinfuhr unter Censur, und die weitere Verordnung vom 14. (26.) Oktober führte die Censur überhaupt ein, und zwar auf eine höchst drückende Weise. Unter anderm wurde den Professoren der finnischen Universität, selbst jenen der geschichtlichen und politischen Wissenschaften, verboten, ohne Erlaubniß der Censurbehörde Bücher zu verschreiben, „welche einige die Gegenwart betreffende politische Sachen enthielten.“ Streng verpönt sind alle Erörterungen, welche gegen die Landesgrundgesetze verstoßen, und wer solche Sachen schriebe, würde sich der Deportation nach Sibirien aussetzen, welche eine neue, von der russischen Regierung einseitig und wider den Geist der Landesgrundgesetze eingeführte Strafe ist.

Das heutige Finnland besteht zunächst aus dem eigentlichen Finnland, nämlich dem südwestlichen Landestheil, der in Verbindung mit der nördlich gelegenen Provinz Satakunda oder Björneborg früher Herzogthum hieß, dann aus den Grafschaften Nyland, Tavastland, Ostbotten, Savolax, Aland, sammt dem Herzogthum Karelen und den im Fredrikshamner Frieden von 1809 abgetretenen Kemi- und Tornealappmarken. Das Land ist größer, als man bisher gewöhnlich annahm; es hat eine Ausdehnung von 6873 Geviertmeilen. Es grenzt gegen Morgen an die Gouvernements Archangel und Olonecz, den Ladogasee und das Gouvernement Petersburg, gegen welch letzteres der geschichtlich berühmte Systerbach die Scheide bildet. Gegen Norwegen wurde die Grenze erst 1840 in Ordnung gebracht. Seit 1831 ist Finnland in acht Läns oder Bezirke, deren Vorsteher 1837 ihren Titel Landshöfding gegen den eines Gouverneurs vertauschen mußten, getheilt: Nyland, Abo und Björneborg mit den Alandsinseln, Tavastehus, Wiborg, St. Michel, Kuopio, Wasa und Uleaborg. Die Gesammtbevölkerung betrug 1837 am Schlusse des Jahres 1,410,394 Menschen, also 205 auf die Geviertmeile. Der bevölkertste Län war Nyland, wo 589 Menschen auf die Geviertmeile kamen, der menschenleerste Uleaborg mit 45 auf die Geviertmeile.

Die Lappen, welche die Urbevölkerung ausmachen, bewohnten noch am Ende des dreizehnten Jahrhunderts das Tavastland und den südlichen Theil von Ost-

botten. Nach und nach zogen sie sich aber über den 68. Breitegrad zurück, so daß sie jetzt, auf die Zahl von 1245 Köpfen zusammengeschmolzen, nur noch drei Kirchspiele in Finnland bewohnen. Sie wurden verdrängt durch die Finnen, die von den Küsten aus allmälig das Innere des Landes besiedelten. Diese machen jetzt den weitgrößten Theil der Bevölkerung des Landes aus und theilen sich bezüglich ihres Dialekts in zwei Stämme, Tavaster und Kareler, in geschichtlicher Beziehung aber in vier Stämme, nämlich eigentliche Finnen, Tavaster, Kareler und Quänen. Der finnische Volkscharakter trägt deutlich den Stempel und die Folgen der rauhen Natur. Düsterer Ernst, Hartnäckigkeit, Mißtrauen und Jähzorn, aber auch eiserne Ausdauer, Treue, Gastfreundschaft und Mäßigkeit zeichnen ihn aus. Der finnische Eigensinn ist sprüchwörtlich. Auf die Finnen folgen als zahlreichste Völkerschaft die Schweden. 1835 wohnten ihrer, wie die damalige Zählung ergab, 191,234 Köpfe im Lande. Sie sind fast im ganzen Lande repräsentirt, und ihre Sprache wird von allen gebildeten Menschen verstanden, auch sowohl von den Behörden als in den Schulen gebraucht. Eine Ausnahme davon macht Wiborg, wo das Deutsche nicht allein die höhere Umgangssprache ist, sondern auch in den Schulen allein herrscht. In jenem ganzen Gouvernement leben viele Deutsche, größtentheils Nachkommen der deutschen Familien aus dem Norden unseres Vaterlandes und aus Dänemark, welche sich unter der Regierung Albrechts von Mecklenburg und zur Zeit der Kalmarer Vereinigung in Finnland niederließen. Außer Wiborg bestehen nur noch in Helsingfors und Sweaborg deutsche Gemeinden, die aber unbedeutend sind. Die meisten Russen leben im Gouvernement Wiborg, wo gleich nach der Eroberung im Jahre 1710 der russische General Tschertnischeff russische Kolonien gründete. Von den 12,144 Städtern jenes Gouvernements sind 6182, also die Hälfte, Russen. In Neufinnland oder den erst 1809 erworbenen Landestheilen halten sich von Russen größtentheils Kaufleute und verabschiedete Soldaten auf. Im Jahre 1835 bekannten sich von Finnlands Einwohnern, nicht gerechnet das im Lande liegende russische Militär, 35,396 Personen zur griechischen Kirche, 10,000 mehr als im Jahre 1830. Die meisten sind Nationalrussen, nur im Osten des finnischen Karelen, das 1721 an Rußland abgetreten wurde, giebt es Finnen, welche das griechische Dogma angenommen haben. Die im Lande zerstreuten Zigeuner sind schwach an Zahl.

Gustav Wasa reformirte Finnland und gründete zwei Bisthümer, das eine in Abo, das andere in Wiborg, welches letztere später nach Borga verlegt wurde. Die beiden Bisthümer, von denen das in Abo Erzbisthum ist, sind in Propsteien und Pfarreien eingetheilt. In Wiborg besteht eine römisch-katholische Kirche, deren Geistlicher im Lande umherreist und die Katholiken, meist Militärs, versieht. In der Festung Sweaborg giebt es eine Moschee und eine Synagoge, doch nur für Soldaten. Lutheraner und Reformirte zählte man im Jahre 1835 unter 1,393,727 Einwohnern 1,358,331. Jene Gesammtbevölkerung vertheilte sich auf Stadt und Land wie folgt:

Städtebewohner . . .	81,053.
Landbewohner	1,312,674.

Nach den einzeln Ständen aufgeführt, waren von den Einwohnern des gesammten Finnlands:

Adelige	2,509	Köpfe.
Geistliche und Lehrer . .	5,230	=
Sonstige Standespersonen	12,735	=
Bürger	14,280	=
Bauern	1,219,568	=
Sonstige Einwohner . .	139,405	=
	1,393,727	Köpfe.

Der Adel, der bis zum Jahre 1816 mit dem schwedischen Ritterhause ver-

einigt blieb, hat jetzt sein besonderes Ritterhaus für Finnland. Es giebt drei Klassen: Grafen, Freiherrn und Edle, außerdem noch einen finnischen Reichsfürsten, Mentschikoff. Die beiden ersten Klassen bilden den sogenannten Herrenstand und zählen neun gräfliche und zweiunddreißig freiherrliche Familien. Die Klasse der Edeln spaltet sich wieder in zwei Abtheilungen, von denen die bevorzugte aus Nachkommen solcher besteht, welche einmal die Reichsrathswürde bekleideten. Die Gesammtsumme der adeligen Geschlechter belief sich 1837 auf 228, hat sich aber seitdem vermehrt. Die Vorrechte des Adels stammen aus der Zeit nach Karls XII. Tode, als die Aristokratie sich des Ruders bemächtigt hatte. Zu den werthvollsten Privilegien des Adels gehört die Befreiung von mehreren Personalsteuern, das Recht, Rittergüter zu besitzen, die von manchen Grundabgaben befreit sind und von Nichtadeligen nur mit besonderer kaiserlicher Erlaubniß und unter der Bedingung, daß kein Adeliger von dem Vorkaufsrecht Gebrauch macht, erworben werden können; ferner das Privilegium, nur vom Hofgericht Urtheil und Recht zu empfangen. Endlich hatte jeder Aelteste eines Geschlechts auf dem Landtage Sitz und Stimme. Den geistlichen Stand bilden außer den eigentlichen Kirchendienern auch alle Universitäts- und Schulbeamten mit ihren Familien. Das bedeutendste Privilegium der Geistlichen ist die Steuerfreiheit der ihnen als Besoldungsantheil zugewiesenen Grundstücke, außerdem die Befreiung von manchen sonstigen Steuern, das Recht der Bischofswahl und des Vorschlags der Pfarreikandidaten. So lange die Verfassung in Uebung war, beschickte die Geistlichkeit den finnischen Landtag mit einem Abgeordneten aus jeder Propstei.

Der Bürgerstand wohnt in dreißig Städten. Durch Gustav III. hat er die Zusicherung erhalten, daß kein Gewerbe oder Handelszweig monopolisirt, oder durch Privilegien gedrückt werden soll. Das Zunftprinzip ist in Geltung. Die Bürgerschaft hat das Recht, der Regierung ihre Bürgermeister vorzuschlagen, Rathsbeisitzer und niedrige Stadtbeamte selbst zu wählen, die Stadtkassen zu verwalten und sich durch Mitglieder in die Steuer schätzen zu lassen. Der Bauernstand theilt sich in Kronbauern, Ritterbauern und Freibauern. Die letztern besitzen, wie schon der Name sagt, ihre Güter zu vollem Eigenthum, können sie verkaufen und sonst verwerthen. Der Kronbauer besitzt den Kronboden als Erblehen und kann dasselbe in freies Eigenthum verwandeln, wenn er den Werth dreier Jahresabgaben erlegt. Die Rechte des Rittergutsbauern hängen von der Art des mit der Gutsherrschaft geschlossenen Vertrags ab. Volles Eigenthum kann der Rittergutsbauer so gut wie der Kronbauer erwerben. Von 1825 bis 1822 wurden 1830 Krongüter in freies Eigenthum verwandelt, was der Krone eine Einnahme von 52,270 Rubel Bankassignationen *) abwarf. Wie der Bürgerstand, so beschickte auch die Bauernschaft den Landtag, welche Repräsentation von Gustav III. bewilligt, aber auf die Kronbauern und Freibauern beschränkt wurde. Die übrige Bevölkerung der Pfründner, Tagelöhner und Dienstboten war nie vertreten.

Finnland bildet mit Rußland ein Ganzes. „Das Königreich Polen und das Großherzogthum Finnland sind unzertrennlich von Rußlands Thron," heiß es im Swod. Kaiser Alexander hatte einen aus drei Mitgliedern bestehenden Regierungsausschuß für Finnland ernannt, der aber von Kaiser Nikolaus aufgelöst wurde. Jetzt giebt es nur einen Minister-Staatssekretär für Finnland, der dem Kaiser über alles Vortrag hält, was an den Monarchen gelangen soll. An der Spitze der ganzen Verwaltung steht der Generalstatthalter, der außer in Nothfällen an die Zustimmung des Verwaltungsdepartements des finnischen Senats gebunden ist. Dieser Senat besteht aus sechszehn Mitgliedern, die der Kaiser auf drei Jahre zur Hälfte aus dem Adel, zur Hälfte aus den nichtadeligen

*) Baukrubel und Silberrubel sind bedeutend von einander verschieden. Nach der Münzrealisirung von 1841, die auch für Finnland gilt, ist der Silberrubel gleich drei Rubeln funfzig Kopeken Bankassignationen.

Ständen Finnlands erwählt. Er theilt sich in ein Justiz- und in ein Verwaltungsdepartement. Das erste bildet die höchste Instanz für alle Civil- und Kriminalfälle, und ihm sind die drei Hofgerichte in Abo, Wasa und Wiborg untergeordnet. Die Mittelinstanz in Civilsachen bilden die Lagmansgerichte, bestehend aus dem Lagman und zwölf von den Bauern gewählten Beisitzern. Steht der Lagman allein, so wird entschieden, wie die Beisitzer wollen, tritt ihm aber nur einer der letztern bei, so gilt sein Urtheil. Die unterste Instanz für Civilsachen und kleinere Vergehen sind die Gaugerichte, ebenfalls aus einem gelehrten Richter und zwölf Beisitzern bestehend. In den Städten giebt es Rathsgerichte, deren Einrichtung eine ähnliche ist. Das geltende Recht ist das schwedische von 1734. Mit dem Tode werden bestraft vorsätzliche Gotteslästerung, Anwendung von Zauberkünsten, wodurch Jemand an Leib oder Gut zu Schaden kommt, gewisse politische Vergehen, Falschmünzerei, Bigamie, Sodomiterei, Mord und Todschlag. Die russische Gesetzgebung hat die Todesstrafe nur bei den politischen Vergehen beibehalten und sie in den übrigen Fällen durch Deportation nach Sibirien ersetzt. In mehreren Reiseberichten (zuletzt in dem des Franzosen August Arnould, den die Illustration in ihren Nummern vom 22. Juli bis 2. August 1854 mitgetheilt hat) figurirt die Behauptung, daß der Diebstahl in Finnland ein unbekanntes Verbrechen sei. Wie es damit wirklich steht, darüber ertheilen die Kriminaltabellen von 1837 Aufklärung. In dem genannten Jahre befanden sich in allen Gefängnissen Finnlands zusammen 8440 Personen, nämlich 6573 Männer und 1867 Weiber. Die Vergehen, wegen deren diese Leute sich im Verhaft befanden, waren folgende:

Landstreicherei	2977	Personen.
Kleinere Vergehen	3281	"
Diebstahl	851	"
Mord oder Todschlag	124	"
Straßenraub	65	"
Mißhandlung von Eltern oder Ehegatten .	46	"
Kindesmord	39	"
Meuterei	11	"
Falschmünzerei	8	"

2182 Verhaftete waren schwerer Gesetzübertretungen beschuldigt, und es kam somit auf je 646 Einwohner ein gröberer Verbrecher.

Das Verwaltungsdepartement des Senats hat fünf Expeditionen: Kanzlei, Finanzen, Rechnungswesen, Militärsachen, geistliche Angelegenheiten. Finanzen und Militärsachen sind jetzt in einer Expedition vereinigt. Jede Abtheilung ist kollegialisch eingerichtet und entscheidet nach Stimmenmehrheit. Ein Prokurator, welcher der Beistand des Generalstatthalters ist, hat darüber zu wachen, daß die Gesetze beobachtet werden und jeder Staatsdiener seine Pflicht thut. Dieser Beamte hat Zutritt zu allen Senatssitzungen, kann alle Protokolle einsehen, besitzt auch das Recht, Einsprache gegen Beschlüsse einzulegen und unmittelbar an den Kaiser zu berichten. Unter dem Verwaltungsdepartement des Senats stehen die Statthalter der acht Läne, die Kronvögte der 46 Vogteien und die Vorsteher der 219 Länsmanbezirke. In dem Budget für 1837 war das Einkommen des Staats veranschlagt zu 3,505,903 R. B. 38 K., die Ausgabe zu 3,499,978 R. B. 65 K., so daß es einen Ueberschuß von 5924 R. B. 73 K. gab. Unter den Einnahmen waren folgende Hauptposten:

Die Grundsteuer	1,009,700	R.
Der Kronzehnte	147,000	"
Personalabgaben	602,000	"
Zolleinkünfte	150,000	"
Stempelabgaben	106,500	"

Branntweinkonzessionen	423,000 R.
Abgaben zur Erhaltung der Gerichte .	100,000 "
Geldbußen	69,000 "

Die Staatsausgaben lassen sich nicht im Einzelnen angeben, da die russische Regierung seit 1809 von der grundgesetzlich vorgeschriebenen Rechenschaftsablegung Umgang genommen hat.

Bis 1809 bestand in Finnland die eigenthümliche Milizeinrichtung der Schweden. Nach den Rollen von 1795, welche der letzten Werbung zu Grunde lagen, bestand das finnische Armeekorps aus 11,840 Mann, zu denen aber noch die 5000 Mann Reserve, die Festungsbesatzungen, das Pionier-Korps und die zum Seedienst berufenen Mannschaften kamen. Da jetzt das alte Karelien mit etwa 400,000 Einwohnern dem Großfürstenthum einverleibt ist, so würde die finnische Armee sich auf 25,000 Mann bringen lassen, angenommen, daß die neuesten Angaben von einer Bevölkerung von 1,637,000 Seelen richtig sind, was wir indessen bezweifeln. Als der Landtag von Borga zum letzten Male versammelt war, stellte er an den Kaiser die Bitte, daß Finnland, damit es sich von den Verwüstungen des Kriegs erholen könne, auf funfzig Jahre mit der Stellung von Truppen verschont bleiben möge. Der Kaiser bewilligte diese Bitte gern, denn nach den Gesetzen durfte das finnische Heer nur innerhalb der Landesgrenzen verwendet und nur von einheimischen Offizieren befehligt werden. Wie wenig aber das Bestehen einer solchen fast unabhängig gestellten Kriegsmacht mit den sonstigen in Rußland maßgebenden Grundsätzen in Einklang zu bringen wäre, liegt auf der Hand. Die Finnen übernahmen für ihre Befreiung eine Steuer, die sogenannte Vakanzabgabe, die 1837 mit 837,604 R. B. 80 K. entrichtet wurde. Seitdem liegen in Finnland Russen, etwa 12,000 Mann. Doch besteht in Finnland seit 1812 auch eigenes Militär, nämlich ein Bataillon Garde zu vier, und eine See-Equipage zu acht Kompagnien, beide Körper zusammen 2000 Mann stark. Jetzt sind neuerdings Truppen ausgehoben worden, dem Vernehmen nach zwei Regimenter. Der finnische Soldat ist an Muth und Ausdauer einer der besten in Europa, hat aber Eigenthümlichkeiten, die seinen Werth verringern. In dem Kriege von 1808 bis 1809 nahmen die besten Regimenter die Flucht, wenn der Ruf erscholl: „Wir sind umzingelt!" und mehr als einmal zerstreuten sich Truppen, die Nachts im Walde lagerten, in Folge eines plötzlichen Schreckens, bei dem der finnische Aberglaube die Hauptrolle gespielt haben dürfte.

Die Küste von Finnland bietet eine Reihe von kühnen und schroffen Granitklippen dar, vor denen zahllose kleine Inseln liegen, welche die Schifffahrt höchst gefährlich machen. Das Innere bildet eine ungeheure Hochebene, die sich 400 bis 600 Fuß über das Meer erhebt. An eine eintönige Fläche darf man indessen nicht denken, denn das Land wird von Hügeln und Thälern durchzogen und erhebt sich zuweilen zu Gebirgsketten, von denen eine im Norden bei Maanselke eine Höhe von 4000 Fuß hat, sich mit mehreren Unterbrechungen nach Süden zieht und im bothnischen Meerbusen mit erhabenen Klippen endet. Die große Masse der Gebirge besteht aus rothem Granit, und große Massen desselben Gesteins liegen in Blöcken auf den Feldern zerstreut, wodurch der Ackerbau nicht wenig erschwert wird. Viele der Höhen sind nackt, doch die meisten der niedrigeren Kuppen und Züge tragen Wälder, meistens von Fichten, und bilden in Verbindung mit den zahlreichen Seen, welche ihren Fuß umgeben, höchst romantische Landschaften. Diese Seen bilden sowohl vermöge ihrer Zahl als der Ausdehnung der einzelnen Becken einen der hervorstechendsten Züge der Landschaft. Der bedeutendste von allen ist der Ladoga, der zum größten Theil zu Finnland gehört. Im Süden, wo der meiste Boden von Seen bedeckt ist, liegen der Saima und Paijänejärwi, in der Mitte der Ulea, im äußersten Norden der Enara. Diese Seen bilden die Hauptwasserbecken Finnlands, dessen Gewässer sie größtentheils aufneh-

men, um sie in meistens nicht langen, aber breiten und tiefen Strömen dem Meere zuzusenden. Die längsten Ströme finden sich im Norden, wo es die wenigsten Seen giebt. Wir erwähnen den Tornea, der auf einer weiten Strecke die Scheide zwischen Finnland und Schweden macht, den Keni und den Jjo.

Das Klima Finnlands wechselt sehr, je nach der Oertlichkeit. In Lappmarken im Norden ist es fast polar zu nennen. Weiter nach Süden beginnt der Winter in der Mitte des Oktobers und hält bis zur Mitte des Mai an. Indessen sind selbst während der kältesten Jahreszeit Thauwetter nicht selten. Der Frühling tritt plötzlich ein und dauert einen Monat, so daß für Sommer und Herbst nicht mehr als vier Monate übrig bleiben. Die Sommermonate sind so heiß und die Luft so trocken, daß die Ernten in der Nähe des finnischen Golfs, wo der Boden von mehr sandiger Beschaffenheit ist, häufig durch Dürre zu Grunde gehen. Während in guten Jahren eine jährliche Zunahme der Bevölkerung um durchschnittlich 17,000 Köpfe einzutreten pflegt, hat in schlechten Jahren die Zahl der Verstorbenen jene der Geborenen schon um 22,000 Köpfe übertroffen. Der Boden besteht im allgemeinen aus einem thonigen oder sandigen Lehm und ist ziemlich fruchtbar, namentlich in Tavastland. Fürst Emanuel Galitzin giebt in seinem Werke: „Finnland" an, daß man in jährlichem Durchschnitt im ganzen Großherzogthum 260,000 Tonnen Roggen aussäet, welche $1^6/_{10}$ Million Tonnen Körner Ertrag liefern. Der Gesammtertrag von Getreidefrüchten aller Art, die das Großfürstenthum liefert, erhebt sich nicht über drei Millionen Tonnen jährlich. Nach dieser Angabe lieferte der Roggen mehr als die Hälfte. Der Buchweizen gedeiht nirgends als in dem südlichen Theile von Karelien, der Weizen gelangt blos in den Provinzen Abo und Nyland und in dem Tavastlande zur Reife, die Gerste findet sich im Norden des Großfürstenthums, sogar bei dem See Enara unter dem 68. Breitengrade, der Hafer verschwindet in der Nähe von Uleaborg. Auch etwas Hanf und Tabak wird gebaut, aber nur zum eigenen Bedarf des Eigenthümers. Finnland war die Kornkammer Schwedens und führt in guten Jahren noch immer Getreide aus. Der Ackerbau liegt aber noch sehr im Argen, und es fehlt namentlich an dem nöthigen Viehstande, freilich auch an Wiesen. Diese ließen sich indessen beschaffen, wenn man die Austrocknung der Sümpfe in größerem Maßstabe unternähme. Da es an Dünger fehlt, so hilft man sich damit, daß man Holzstrecken niederbrennt und in die Asche aussäet.

Die Hauptausfuhr des Landes müssen die Wälder liefern. Finnland verschickt nach andern Ländern Bretter, Balken, Latten, Potasche, Harz, Theer, Pech, Brennholz, Kohlen, hölzerne Geschirr und sonstiges Schnitzwerk. Bretter kommen hauptsächlich aus Wiborg und Björneborg, Potasche aus Abo, Theer aus Ostbotten. Von dem letztern Artikel erzeugt Finnland jährlich 200,000 Tonnen. Von den vorhandenen Mineralien werden blos Eisen und Granit stärker benutzt. Die Eisenbereitung wird in mehreren Oefen betrieben, den Granit gewinnt man in verschiedenen großen Steinbrüchen, die fast alle an Seen oder an der Küste liegen, so daß der Transport ohne Schwierigkeiten vor sich gehen kann. In diesen Steinbrüchen gewinnt man Granitblöcke von außerordentlicher Schönheit und Größe, die man zu architektonischen und andern Kunstzwecken verwendet. Der vor einiger Zeit zum Gedächtniß des Kaisers Alexander in Petersburg errichtete Obelisk von Granit stammt aus den finnischen Steinbrüchen. Im rohen Zustande hatte derselbe zwölf Fuß im Durchmesser und war achtzig Fuß lang. Die bestehenden Fabriken sind unbedeutend und liefern dem Ausfuhrhandel nichts als einige leinene und baumwollene Gewebe. Die Einfuhren bestehen in Salz, Eisen- und Stahlarbeiten, Kupfer und andern Metallen, Farbstoffen, Tabak, Wein, Rum und Kolonialwaaren, Seide, Tuch, Porzellan, Südfrüchten, Gewürzen u. s. w.

Finnland besitzt bedeutende Handelsimmunitäten; unter anderm kann nach einer Verordnung von 1830 jeder Finne nach allen einheimischen und ausländischen Ostseehäfen Ausfuhrhandel treiben. Dennoch neigt sich bei dem Zwischenver-

kehr Rußlands und Finnlands der Vortheil ganz auf die Seite des größeren Reichs. Am schlimmsten wirkt, daß Finnland seit Jahren von russischen Kleinhändlern überschwemmt wird, welche mehrere Theile des armen Landes aussaugen. Sie zahlen keine Abgaben, tragen ihre zwar wohlfeilen und darum desto lockenderen, aber meist unnützen Waaren selbst herum, leben von der Gastfreundlichkeit des armen Bewohners und führen dessen spärliches, sauer erworbenes Geld zum Lande hinaus. Die eigentlichen Kaufleute Finnlands werden durch diese Konkurrenz zu Grunde gerichtet. Viele von ihnen rächen sich durch einen Schleichhandel, der sowohl zu Lande, als namentlich zur See schwunghaft getrieben wird. Die finnische Küste, die von unzähligen Inseln und Klippen ummauert ist und von einer bis zur Tollkühnheit kecken Bevölkerung bewohnt wird, kann durch keine Zollwache der Welt genügend versperrt werden.

Finnland hat von seiner Vereinigung mit Rußland geistige Vortheile gehabt. Es besaß bis 1809 eben so wenig eine eigene Literatur als eine eigene Geschichte. Beide waren identisch mit der schwedischen. Rußlands Politik erforderte es, auch dieses Band zu lösen. Da es jedoch nicht anging, zum Ersatz für jene vorangeschrittene Literatur und für jene ruhmvolle Geschichte die russische zu bieten, so blieb nichts übrig, als die Finnen an ihr eigenes Land und Volksleben zu weisen. Man fing an, Finnlands Alterthümer, seine Urgeschichte und seine einheimische Literatur zu bearbeiten. Der Unterricht in der finnischen, bis dahin sehr vernachlässigten Sprache wurde von der Regierung nicht minder gefördert und unterstützt, als der in der russischen. Kaiser Alexander gab den akademischen Lehrern Gehaltserhöhungen und setzte Stipendien für talentvolle Studenten und für Feldmesser aus. Der Eifer für finnische Literatur hat zur Entdeckung des finnischen Nationalepos „Kalewala" geführt. Lonnrot sammelte in den Jahren 1828 bis 1833 die einzelnen Gesänge in Finnland und im Gouvernement Archangel aus dem Munde von Bauern, bei denen das Epos sich in mündlicher Ueberlieferung vom Vater auf den Sohn erhalten hatte.

Die Landesuniversität befand sich bis 1827 in Abo, wurde aber im nächsten Jahre in Folge eines großen Brandes nach Helsingfors verlegt. Sie erfreut sich bedeutender Unterstützung aus Staatsmitteln. Kanzler ist der Kaiser, Vicekanzler ein Beamter. Das Lehrerpersonal bestand 1843 aus 22 Professoren, 15 Hülfslehrern, 5 Lektoren, 7 Exercitienmeistern, zusammen 49 Ordinarien, wozu noch einige Privatdocenten kamen. Außer den orientalischen Sprachen wird Russisch, Finnisch, Deutsch, Französisch gelehrt. Von 339 Studenten, die im Jahre 1828 die Universität besuchten, war die Zahl im Jahre 1843 auf 600 gestiegen. Die Bibliothek zählt etwa 40,000 Bände. Alle Lehranstalten stehen unter den Bischöfen und Konsistorien zu Abo und Borga. Im ersteren Bisthum bestanden 1842 einundzwanzig Schulen (darunter ein Gymnasium) mit 1333 Zöglingen, im Borgaer zweiundzwanzig (darunter zwei Gymnasien) mit 843 Zöglingen. Zwei weitere Gymnasien sollen zu Kuopio und Uleaborg errichtet werden und sind wohl schon errichtet. *) Buchhandlungen gab es in dem genannten Jahre vierzehn, die aber größtentheils unbedeutend waren. 1830 wurden in Finnland 76 Schriften gedruckt, welche folgenden Fächern angehörten:

Erbauungsschriften in finnischer Sprache	17.
" " schwedischer Sprache	5.
Kinderschriften	2.
Sprachlehren (1 russische, 1 deutsche, 1 griechische, 1 hebräische)	4.

*) Wir bedauern, nicht die neuesten Daten geben zu können. Finnland liegt eben außer der Weltbewegung, und selten dringt etwas von dort in die Oeffentlichkeit. Unsere Angaben sind dem zuverlässigen Werke von Gabriel Rein, Professor in Helsingfors, entnommen, das 1842 in Stockholm in schwedischer Uebersetzung erschienen ist.

Oekonomie	9.
Arzneiwissenschaft	1.
Geschichte und Statistik	5.
Mathematik	1.
Musik	1.
Poesie und Belletristik	8.

Unter den Poesien war eine deutsche Originalarbeit. 1840 erschienen dreizehn Zeitungen: zwei finnische in Uleaborg, eine finnische in Wiborg, die übrigen alle schwedisch, eine in Wasa, zwei in Abo, fünf in Helsingfors, eine in Borga. Weit wichtiger als diese verhältnißmäßig geringe literarische Thätigkeit des Landes ist die jährliche Einfuhr literarischer Erscheinungen des Auslandes, besonders aus Schweden, Frankreich, Rußland und Deutschland. Von der Censur sind nur die aus Rußland kommenden Bücher befreit.

Schweden hat Finnland nicht vergessen. Zu einer Zeit, als Niemand an einen Krieg des gebildeten Europa's mit Rußland dachte, erörterte man in Schweden die Frage der Wiedervereinigung Finnlands mit großer Lebhaftigkeit. Es erschien eine ganze Reihe von Flugschriften, und nur ein Schriftsteller, Israel Hwasser, nahm Partei für Rußland, und selbst dieser mußte zugeben, daß die allgemeine Stimme in Schweden seine Ansichten nicht theile, vielmehr mit inniger Sehnsucht an Finnland hänge und dessen Wiedervereinigung mit Schweden fordere. Die jetzige Kriegslage hat die schwedische Sehnsucht mächtig angeregt. Ein Unternehmen gegen Finnland hat indessen, ganz abgesehen von den so verschiedenen Machtverhältnissen Rußlands und Schwedens, seine großen Bedenken. Schweden hat für Finnland in Norwegen einen Ersatz bekommen und ist somit entschädigt worden. Ein rechtlicher Anspruch Schwedens auf seinen alten Besitz besteht daher nicht. Auch würde Norwegen, das verfassungsmäßig bei allen wichtigen Fragen gehört werden muß, seine Zustimmung zu einem Kriege, der die Erwerbung Finnlands zum Zweck hätte, niemals geben. Die Norweger sind entschieden dagegen, daß Schweden einen Machtzuwachs erhält, der ihre Unabhängigkeit bedroht. Aber so sehr auch staatsmännische Gründe gegen einen Anschluß Schwedens an die Westmächte sprechen, ist dieser Anschluß in Schweden doch sehr populär. Die Mittelklassen insgesammt sind dafür, während Regierung und Adel gerechte Bedenken tragen. „Aftonbladet", das Organ der Mittelklassen, ist für den Krieg, „Svenska Tidningen", das Blatt der Aristokratie, dagegen. Wir wollen zum Schluß diese beiden Zeitungen selbst sprechen lassen. „Aftonbladet" will hauptsächlich beweisen, daß Schweden gegen Rußland nicht machtlos sei, und sagt in dieser Beziehung: „Wir wollen versuchen, die militärische Stärke nicht des vereinigten Königreichs Schweden und Norwegens, sondern zunächst nur Schwedens zu beleuchten, so wie die Möglichkeit, daß wir an der andern Seite der Ostsee erscheinen, und besonders die Eventualität, daß ein russisches Heer über einen zugefrorenen Golf von Aland marschire. Nach dem Budget besteht die schwedische Armee auf dem Kriegsfuß aus 85,000 Mann Fußvolk, 5564 Reitern, 4416 Mann Artillerie — im ganzen aus 94,980 Mann. Die Miliz von Gothland, 8000 Mann, und die Reserve, 13,000 Mann, dazu gerechnet, haben wir eine Streitmacht von ungefähr 116,000 Mann. Die erste Linie könnte aus alten Truppen, die zweite aus Rekruten bestehen. Zur Beschaffung des Materials und der nöthigen Transportschiffe in Hernosand, Gefle, Stockholm, Westerwik, Carlscrona u. s. w. würden große Anstrengungen und Geldopfer erheischen, aber in drei Monaten könnte die Expedition segelfertig sein. Nun würden 60,000 Mann zur Wiedereroberung Finnlands allerdings nicht hinreichen; aber wenn ein englisch-französisches Hülfskorps zu uns stößt, und wir mit Geld zur Fortsetzung des Kriegs unterstützt werden, so würden 120,000 Mann auf dem Marsch gegen St. Petersburg eine sehr achtbare, ja eine furchtbare Streitmacht sein, jetzt, wo die russischen Truppen über Kleinasien, an der Donau, an der österreichischen Grenze und in

Polen zerstreut sind. Zudem wäre es eine viel leichtere Aufgabe, 60,000 Mann Franzosen an einem Punkt oder einer Insel im finnischen Golf zu landen, und da eine sichere Operationsbasis für ein schwedisch-englisch-französisches Heer in der Nähe von St. Petersburg zu gewinnen, als eine größere Streitmacht den längern Weg von Frankreich und England nach Konstantinopel zu senden. Schiffe von 9000 Tonnen Raum sind nöthig, um Proviant und Munition auf drei Monate für 120,000 Mann überzuführen; dieselbe Tonnenzahl braucht man für 20,000 Pferde; thut zusammen 18,000 Tonnen — eine Bagatelle für drei Seemächte. Die Verproviantirung der Armee würde leicht durch 50 oder 60 gewöhnliche Handelsschiffe besorgt, ohne die Lebensmittel, die in Rußland selbst zu finden wären, mit in Rechnung zu nehmen. Der Marsch kleinerer russischer Abtheilungen in unsern Rücken in einem Lande so voll schwieriger Pässe wie Finnland würde nicht viel zu bedeuten haben. Eine Expedition gegen St. Petersburg wäre direkt auf die Lunge gerichtet, mit welcher Rußland die Luft Europa's einathmet. — Selbst im Falle einer Niederlage wären wir bei weitem noch nicht zu Grunde gerichtet. Angenommen, wir wären uns selbst überlassen, der Winter baute eine Brücke an unsere Küsten, ein russisches Heer zöge über diese Brücke, und endlich, daß von unsern nach Finnland geschickten 60,000 Mann nur 20,000 zurückkämen, so besäßen wir immer noch ein Heer von 54,980 Mann, außer der Miliz von Gothland zur Vertheidigung dieser Insel, unserer Reserve und dem norwegischen Heer. Rußland kann einen Angriff auf Schweden nicht mit weniger als 80,000 Mann unternehmen, und 6400 zweispännige Wagen hätte es zur Mitführung einmonatlichen Proviants für diese Truppen nöthig, ungerechnet den Artillerietrain, die Hospitalwagen u. s. w. Eine russische Expedition gegen Schweden ließe sich nur ausführen im Januar und zu Anfang Februar, wo das Meer zwischen Aland und Finnland, genannt Skiftet und Alandshaff, fest gefroren ist; aber ein solcher Zug mit einem solchen Troß ist niemals vorgekommen, und wird wohl auch nie vorkommen. Als im Jahre 1809 die Russen über den Alandshaff und Quarken marschirten, thaten sie es in kleinen Kolonnen, und das Detachement, welches in Umea ankam, war durch die Kälte beinahe aufgerieben. Die See ist nur einen, selten zwei Monate lang mit festem Eis bedeckt; nach Ablauf dieser Zeit wären die Russen außer Stand, auch nur ein Stück Brod oder eine Flinte aus ihrem Lande nachkommen zu lassen. Allein am Ende sind es nicht die Schwierigkeiten eines Angriffs auf Schweden, worauf wir bauen sollten, sondern vertrauen sollten wir auf unsern Muth, auf die Mannszucht und Tapferkeit unserer Truppen, auf die reichen Vorräthe unserer Arsenale, und besonders auf jene Entfaltung eines freien und unabhängigen Nationalgeistes, ohne welchen auch die höchste Fülle materieller Hülfsmittel immer unzulänglich ist."

„Svenska Tidning" entgegnete darauf: „Wir zweifeln nicht an der Tapferkeit unserer Landsleute, aber in den ungleichen Kämpfen vielleicht sich selbst überlassen wie 1740 und 1788, oder mit Bundesgenossen jenseits des Meers, und ein halbes Jahr von dem Lande abgeschlossen, aus welchem unser Heer seine Ersatztruppen zu beziehen hätte — wer kann unter solchen Umständen für den Ausgang des Kriegs stehen? Zeigt uns die Geschichte der ältern und neuern Zeit viele Beispiele, daß ein Land, welches einem Reich angehört, von dem es durch das Meer getrennt ist, bei diesem Reich bleiben kann, wenn es hinter sich oder in seiner nächsten Nähe ein größeres Reich hat, das unaufhörlich dahin strebt, dieses Land sich zuzueignen, und dessen Heere es von allen Seiten überschwemmen können? England selbst, nur durch den Kanal von Frankreich getrennt, konnte nur bis 1429 die französischen Provinzen in Besitz erhalten, die es durch den Frieden von Bretigny (1360) erhalten hatte; und so lange und so tapfer es auch Calais vertheidigte, es mußte doch am Ende aufgegeben werden. Aber wir bedürfen keiner Berufung auf die Geschichte anderer Länder, unsere eigene liefert uns einen mehr als genügenden Beweis an Schonen, Halland und Blekingen (um Bohuslän und um in jüngster Zeit Norwegen nicht zu nennen). Obgleich blos durch den Oeresund von Dänemark

getrennt, mußten sie nicht endlich nach vielen und harten Kämpfen an das hinter ihnen liegende mächtigere Schweden abgetreten werden? Und was Schweden gelang, das sollte hinsichtlich Finnlands im Laufe der Zeit Rußland nicht gelingen? „Nein," sagt man, „Finnland ist groß, volkreich und mächtig genug, um in Verbindung mit Schweden vertheidigt werden zu können; seine Einwohner haben übrigens in den vierzig Jahren, seit sie russisch sind, die Schwere des russischen Jochs hinlänglich kennen gelernt, um nicht beim ersten Erscheinen eines schwedischen Vorpostens sich zu erheben wie Ein Mann." Ja, ich weiß es, daß dies die Ansicht unserer Kriegspartei ist, aber diejenigen, welche die Verhältnisse näher kennen, wissen von einer ganz andern Stimmung bei den Finnen, und besonders bei dem Theil des Volks (ich meine die Bauernschaft) zu erzählen, auf dessen Arme man vorzüglich rechnet. Seit vierzig Jahren ist dort ein ganz neues Geschlecht aufgewachsen, das von der Lage seines Vaterlandes unter schwedischem Szepter, durch die Erzählungen seiner Väter, nur die häufigen Kriegsunfälle und Opfer kennt, aus eigener Erfahrung dagegen das Glück eines langen Friedens, und die Befreiung von vielen Abgaben, die ihre ehemaligen Mitunterthanen drücken. Auf diese Unterstützung dieses neuen Geschlechts zur Wiedervereinigung mit dem alten Mutterlande dürfte also nicht zu rechnen sein. Einem Volk, das durch die Lage seines Landes zwischen zwei Nachbarn, die um seinen Besitz kämpfen, das Unglück hat, das Schlachtfeld für beide sein zu müssen, kann es überdies nicht verdacht werden, wenn es, um sich nicht der Rache des Siegers auszusetzen, die Heere dieser Nachbarn allein ihren Strauß ausfechten läßt, wie das denn die Finnen, mit wenigen Ausnahmen, auch in unsern frühern Kriegen mit Rußland thaten; der Wunsch wäre übrigens bei diesem Volke begreiflich, wenn ihm keine andere Wahl bleibt, als einem der Streitenden anzugehören, dem mächtigsten von beiden den Vorzug zu geben. Wer weiß aber, ob es nicht eine andere Wahl hätte? Wer weiß, ob es nicht, da es einsieht, daß, wenn nun seinetwillen ein Krieg zwischen Schweden und Rußland ausbräche, und wenn auch, wie dies die Schweden wünschen, das nicht der letzte wäre, weil sie aus bitterer Erfahrung Rußlands nie aufgegebene Pläne zur Genüge kennen, in Finnland eine Vormauer für ihre Hauptstadt zu haben — wer weiß, sage ich, ob Finnland nicht, sein altes Schicksal voraussehend, alle zehn Jahre das Schlachtfeld für die Kämpfe dieser beiden Mächte zu sein, und kaum mehr zu erreichen, als zwischen dem Ende des einen und dem Anfang des andern Kriegs sich ein wenig erholen zu können — ob es nicht, wenn Rußland es abgetreten hat, und die Westmächte uns seinen Besitz garantirt haben, und wir kommen, es wieder in Besitz zu nehmen, sagt: „Wir erkennen eure Traktate nicht mehr an; ein Volk, wie das unsrige, von nahe anderthalb Millionen, das in seinem Lande alles hat, was es za seinem Unterhalt und seinem materiellen Wohlstand braucht, läßt sich nicht abtreten. Das will jetzt keinem von euch beiden gehören, sondern will ein selbstständiger Staat sein, der zwischen seinen großen Wäldern, Seen und Flüssen seine reichen innern Hülfsmittel entwickelt." Wenn Finnland nach dem Kriege, der unsern Wünschen entsprechend geendigt wäre, diese Sprache führte, fänden wir uns da nicht in der Nothwendigkeit, einen neuen Krieg mit dem uns abgetretenen und garantirten Land anzufangen? War es nicht gerade so in Norwegen, da dieses Land 1814 weder den Kieler Frieden, in dem es uns abgetreten wnrde, noch die Garantien der europäischen Mächte anerkannte, kurz eben die Sprache führte, die wir eben den Finnländern in den Mund gelegt haben? Und Finnland, das dieselbe Bevölkerung wie Norwegen hat, hat vor diesem Lande noch das voraus, daß es seine Bevölkerung mit den Produkten seines eigenen Bodens nähren kann. Es ist also nicht ganz und gar ungereimt, sich Finnlands Lage in dem angedeuteten Verhältniß als der Lage Norwegens von 1814 ähnlich zu denken, um so weniger als Rußland in einem solchen Falle geneigter, als Dänemark damals, sein würde, das Streben nach Selbstständigkeit in einem Lande zu unterstützen, welches es auch einem Nachbar hätte abtreten müssen." — Die schwedische Regierung hat durch ihre Neutralitätserklärung „Svenska Tidningen" Recht gegeben.

Unter Verantwortlichkeit des Ergänzungsblätterverlags in Meißen. — Redakteur Dr. Fr. Steger.
Druck von A. E. Gats in Meißen.

Die Wintergärten. Die freundliche Gewohnheit, sich im Winter durch Gewächse und Blumen ein Bild des Sommers zu erhalten, ist eine so allgemeine, daß man selten eine Familie finden wird, die nicht in einem ihrer Zimmer mit lebenden Pflanzen ein die Augen erfrischendes Grün darstellt. Wo reichere Mittel vorhanden sind, unterhält man Gewächshäuser, in denen die Pflanzen des Südens überwintert werden. Giebt man diesen Räumen eine solche Anordnung, daß die Bäume, Sträucher und Blumen zu natürlichen Gruppen sich vereinigen, vielleicht auch nicht in Kübeln und Töpfen, sondern im natürlichen Boden stehen, so hat man einen Wintergarten. Diese Gärten scheinen alt zu sein, wenigstens läßt sich annehmen, daß die Adonisgärten der Römer, von denen in den alten Schriftstellern zuweilen gesprochen wird, Wintergärten waren. Auch von dem Chemiker Albert, der wegen seiner unübertrefflichen Kenntniß aller Wissenschaften von Zeitgenossen und selbst noch von der Nachwelt der Große genannt wurde, behauptet man, daß er einen Wintergarten gehabt habe. Er gab am 6. Januar 1249 in Köln dem römischen König Wilhelm ein Fest, bei dem die Gäste sich zwischen blühenden Bäumen und Gewächsen aus fremden Zonen bewegten. Das Gebäude, welches das höchste Erstauuen eines ungebildeten Zeitalters erregte, kann aber auch ein einfaches Gewächshaus gewesen sein.

Aus der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts gelangen wir mit einem großen Sprunge zu dem Ende des achtzehnten. Seit den letzten Jahrzehnten des siebenzehnten Jahrhunderts kannte man in den nördlichen Ländern Europa's Orangerien. Nach und nach siedelte man in diesen blos zum Ueberwintern bestimmten Gebäuden auch Palmen an, die man in großen Stämmen auf Schiffen einführte, welche für diesen Zweck eigends erbaut waren. Es lag nahe, die Palmen, Orangen und seltenen Gewächse der Orangerien so zu ordnen, daß daraus eine Art von Garten entstand. Dennoch zögerte man damit ziemlich lange, und als endlich Wintergärten eingerichtet wurden, entstellte man sie durch geschmacklose Verzierungen, durch künstliche Felsen, ausgestopfte Thiere und dergleichen. Der erste Wintergarten, welcher diesen Namen führte, war der des Fürsten Potemkin. Der Fürst erbaute ihn im Jahre 1770, als er bei Katharina II. in der höchsten Gunst stand, in seinem taurischen Palaste und setzte den üppigen Petersburger Hof durch sein Werk in das höchste Erstaunen. Die Länge des Saals, der zu dem Zweck benutzt wurde, in den eisigen Winter der nordischen Hauptstadt ein Stück Sommer hineinzuzaubern, betrug sechshundert Fuß, und die Breite stand damit im Verhältniß. Das Licht drang durch ungeheure Fenster ein, zum Theil auch durch die Kuppel, welche das Ganze krönte. Damit die Mauern nicht bemerkt würden, hatten die an ihnen hinlaufenden Säulen die Form von Palmen erhalten und endeten an der Decke in gemalten Büscheln und Blättern. Blühende oder mit Früchten beladene Obstbäume und Orangen, deren Zwischenräume von Blumengebüschen ausgefüllt wurden, bildeten Gänge. Künstliche Hügel, die einen Ueberblick des Ganzen verwehrten, sollten den Garten größer erscheinen lassen, als er wirklich war. Schöne Kieswege führten hier zu Felsen, dort zu versteckten Lauben, bald zu Grotten, die mit Muscheln verziert waren, bald zu kleinen Wasserbecken mit Goldfischen. Statuen und Vasen schimmerten aus dem Grün hervor, die Mitte des Ganzen nahm eine in carrarischem Marmor ausgeführte Büste der Kaiserin ein. Potemkin gab in diesem Garten die glänzendsten seiner Feste. Als er starb, verfiel auch seine Schöpfung und diente den Truppen längere Zeit im Winter als Uebungsplatz. Später wurde das Gebäude wieder zu einem kaiserlichen Wintergarten eingerichtet und erhielt nun eine zweckmäßigere, namentlich den Gewächsen zusagendere Einrichtung. In dem Potemkin'schen Wintergarten waren alle Blumen in kurzer Zeit zu Grunde gegangen und hatten fortwährend aus einem nahen Gewächs-

hause ergänzt werden müssen. In dieser neuen Einrichtung besteht der Wintergarten noch heute.

Potemkin war ein zu berühmter Mann, als daß sein Beispiel nicht hätte Nacheiferung erwecken sollen. Der Wintergarten, den der prachtliebende Herzog Karl Eugen von Würtemberg erbauen ließ, sollte sein Petersburger Vorbild noch übertreffen. Es wurde die in Ludwigsburg bestehende Orangerie, der man ein Glasdach gab, dazu benutzt und der Garten bis zu einer Länge von tausend und einer Breite von hundert Fuß ausgedehnt. Justinus Kerner entwirft in seinen „Erinnerungen aus der Knabenzeit" von diesem Garten eine Schilderung, der man die Begeisterung des Dichters anmerkt. „Das ganze Gewölbe des großen Gebäudes," sagt er, „enthielt das schönste Grün, und es hing so in der Luft, daß man keinen einzigen Pfosten bemerkte. Da bogen sich Orangenbäume unter dem Gewicht ihrer Früchte. Da ging man durch Weingärten voll Trauben, wie im Herbst, und Obstbäume boten ihre reichen Früchte dar. Andere Orangenbäume wölbten sich zu Lauben. Der ganze Garten bildete ein frisches Blätterwerk. Mehr als dreißig Bassins spritzten ihre kühlen Wasser, und hunderttausend Glaslampen, die nach oben einen prachtvollen Sternenhimmel bildeten, beleuchteten nach unten die schönsten Blumenbeete. In diesen Zaubergärten wurden die großartigsten Spiele, dramatische Vorstellungen, Ballette und Tonstücke von den größten Meistern damaliger Zeit ausgeführt."

Die Unnatur der Rokkoko-Zeit machte in den Wintergärten dieselben wunderlichen Sprünge, welche wir in den damals entstandenen Parks wahrnehmen können. Die geschmackloseste Ausgeburt von allen schuf der Fürst Lichtenstein auf seiner Wiener Villa. Sein Wintergarten steckte größtentheils im Innern eines künstlichen Hügels und stellte in übrigens glücklicher Nachahmung eine Höhle dar. Die Gänge und Felsensäle wurden mit Tannen ausgestellt, auf vorspringenden Felsen sah man Wölfe, Bären und andere ausgestopfte Raubthiere in den Stellungen, die ihnen beim Angriff eigenthümlich sind. Auch ein unterirdischer See war nicht vergessen. Ein Wintergarten war nur der vorderste, dem Licht zugängliche Theil dieser Höhle. Gegenwärtig soll dieser Garten, da ihm die Pflege fehlt, in einen halben Zustand des Verfalls gerathen sein.

Die jetzigen Wintergärten bilden zwei Klassen, welche beide zahlreich vertreten sind. Sie sind entweder im Privatbesitz oder zur öffentlichen Benutzung bestimmt. Beide Arten unterscheiden sich durch zweckmäßige und geschmackvolle Anlage sehr vortheilhaft von den früheren Wintergärten. Man hat bei ihnen die großen technischen Fortschritte benutzt und so wahrhaft Bewunderungswürdiges geschaffen. Die Erfindungen und Verbesserungen in der Technik kommen den Weingärten in den beiden wichtigsten Beziehungen zugut, hinsichtlich der Wärme und des Lichts. Die Einrichtungen der neueren Heizung und der ihr verbundenen Lüftung ermöglichen die gleichmäßige Heizung der größten Räume, wie die Verbindung von Eisen und Glas, die unsere Architekten endlich gefunden haben, den Pflanzen ein Meer von Licht zuzuführen gestattet. Mit Hülfe dieser Neuerungen hat man in der neuesten Zeit eine große Anzahl von Wintergärten hergestellt. Die für den Privatgebrauch bestimmten sind am zahlreichsten in England, wo es kaum einen gut eingerichteten Landsitz giebt, wo nicht mit den Familienzimmern, gewöhnlich mit den Gemächern der Frau vom Hause, ein Wintergarten verbunden wäre. Natürlich weichen Einrichtung und Ausstattung je nach dem Geschmack und den Mitteln des Eigenthümers sehr weit von einander ab. Der berühmteste dieser Gärten befindet sich in Chatsworth, dem prachtvollen Landsitze des Herzogs von Devonshire. Er ist auch dadurch merkwürdig, daß er den Gedanken zu dem Gebäude der Londoner Industrieausstellung und neuerdings zu dem sogenannten Krystallpalaste von Sydenham eingegeben hat. Paxton, sein Erbauer, vollendete ihn im Jahre 1841. Das Gebäude hat 280 Fuß Länge, 130 Fuß Breite und unter der Kuppel 60 Fuß Höhe. Die Bogen der Kuppel, die sich 70 Fuß weit

öffnen, ruhen auf zahlreichen Säulen von Gußeisen, welche hohl sind und zugleich dazu dienen, das von dem Niederschlag an den Fenstern gebildete Tropfwasser abzuleiten. Zu den Fenstern, welche die Wände und das Dach bilden, sind 60,000 Geviertfuß Glas verwendet worden. Die Heizung dieses großen Raums ist eine unterirdische und wird durch acht Thermosyphen — Oefen zur Heizung mit warmem Wasser, eine belgische Erfindung, wenn wir nicht irren — bewirkt. Von den Oefen laufen Heizungsröhren aus, die zusammen eine Länge von 14,000 Fuß haben. Die Steinkohlen werden auf einer blos diesem Zweck dienenden unterirdischen Eisenbahn herbeigeschafft. Die Pflanzen aller Welttheile sind vertreten. Man findet verschiedene Cycadeen, Aloes und Kakteen von riesiger Größe, mächtige Palmen, wegen deren zierlichen Kronen das Gebäude eine solche Höhe erhalten mußte, Drachenbäume, Baumfarren, und neben diesen von den schönsten Schlingpflanzen umzogenen Formen der Tropenwelt stehen an kühleren Stellen die Pflanzen Südafrika's und Neuhollands, der Gebirge von Mexiko und Peru. Viel Raum geht verloren durch die Wege, die bis zu funfzig Fuß breit und zum Befahren eingerichtet sind. Von diesen Wegen, neben denen die schönsten Pflanzen gruppirt sind, bildet der eine eine von Bananen, deren köstliche Früchte hier zu Tausenden zur Reife gelangen, eingefaßte Allee, ein zweiter führt zu einem kleinen Orangenhain u. s. w. Um Wasserpflanzen aufnehmen zu können, hat man ein der Natur auf das täuschendste nachgeahmte, von Stalaktiten eingefaßtes Wasserbecken gebildet. Neben ihm erhebt sich dreißig Fuß hoch und verhältnißmäßig breit eine Felsengruppe, aus kolossalen Steinblöcken aufgeschichtet, deren Pflanzenwuchs die tropische Gebirgsflora repräsentirt. Einen Ueberblick der aus allen Welttheilen vereinigten Pflanzenwelt gewährt die an der Basis der Kuppel fortlaufende, den Mittelpunkt einfassende Galerie, die sich fünfundzwanzig Fuß über den Boden erhebt. Die Pflanzen dieses Wintergartens erhalten sich besonders frisch, sind aber auch sehr geschützt, namentlich gegen den Rauch, der eine beträchtliche Strecke weit unter dem Boden fortgeführt wird, so daß er den Garten gar nicht berührt.

Den Wintergarten des Herzogs von Devonshire erreicht kein deutscher, aber nahe dürften ihm mehrere kommen, unter anderm das Palmenhaus des Königs von Preußen, von dem Alexander von Humboldt mit Begeisterung rühmt, daß der Beschauer, der auf dem in die Wunderwelt hinausgebauten Söller stehe, sich mitten unter die tropische Natur versetzt glaube. Prächtig und viel bewundert ist auch der Wintergarten des Herzogs von Nassau zu Biebrich am Rhein. Derselbe gehört zu den größten und besteingerichteten, und besonders vorzüglich sind in ihm die eben so üppigen als seltsamen Formen der Gebirgsflora der Tropen vertreten. Der Wintergarten des Königs von Preußen auf der Burg Stolzenfels ist zum Theil bedeckt und zeichnet sich mehr durch seine künstlerischen Zuthaten als durch seine Form aus.

Die zweite Art der Wintergärten, die zur öffentlichen Benutzung bestimmt ist, hat in Deutschland ihren Ursprung genommen. Der erste derselben war der, welchen der Berliner Kunstgärtner Leopold Faust in seiner Vaterstadt nahe an der Königsbrücke anlegte. Da er der erste war, so erlangte er eine Berühmtheit, die man fast eine europäische nennen könnte. Das Ganze, das noch besteht, wird von einem mit Gewächsen geschmückten Saal und von zwei Glashäusern gebildet. Das vordere Glashaus, welches das beträchtlichste ist, hat bei 33 Fuß Breite 100 Fuß Länge. In der Mitte läuft eine Allee von Myrthen, Orangen und Lorbeerbäumen, zwischen denen zahlreiche Pflanzengruppen und Blumengestelle die für die Besuchenden bestimmten Plätze umgeben. Von einer erhöhten Galerie hat man einen bequemen Ueberblick. Nach dem Muster dieses Gartens legte Maurice den seinigen in Hamburg in der Georgsvorstadt an. Bekannt sind auch die Wintergärten, welche Kroll in Breslau gebaut hat. Wir sehen von einer nähern Beschreibung ab, da diese Lokale, die im Grunde nur Prachtsäle sind,

welche mit Gewächshäusern in Verbindung stehen, den Namen von Wintergärten nicht eigentlich verdienen. In dem Breslauer Etablissement von Kroll bemerkte man, daß die Blumen und Gewächse nach einiger Zeit ihre Frische verloren.

Der glänzendste aller dem großen Publikum geweihten Wintergärten ist derjenige, welcher in Paris in den elyseeischen Feldern nahe am Triumphbogen besteht. Leon Gramain bildete im Jahre 1845 eine Aktiengesellschaft, die 4,500,000 Franken zusammenschoß, und mit diesem Aufwande wurde der Wintergarten im Zeitraum eines Jahres vollendet. Charpentier leitete den Bau, der Obergärtner Constant besorgte die Einrichtung des Gartens. Mit dem eigentlichen Garten verbinden sich ein Bildersaal, ein Ballsaal, Restaurationszimmer, Lokale für Blumenhandlungen u. s. w. Die Ausschmückung dieser Gemächer mit Blumentischen, großen einzelnstehenden Pflanzen und Blättergewinden bereitet auf den Garten vor. Die architektonische Einfassung des letztern ist die in neuester Zeit gewöhnliche: Die Wände und die Decke sind von Glas, die Pfeiler und Dachsparren werden von Eisen gebildet, und dieses Eisengerippe ist von so geringen Dimensionen, daß es am Abend gänzlich verschwindet und die Täuschung entsteht, man befinde sich unter freiem Himmel. Der Boden ist mit natürlichem Rasen bekleidet, zwischen dem breite Asphaltwege zu den schönsten Punkten hinführen. Dem Zweck angemessen, hat man als Zierpflanzen theils seltene, theils und hauptsächlich schöne Gewächse gewählt. Unter den größeren Bäumen herrschen die Palmen vor, unter den Gebüschen und Stauden die Kamelien, indischen Azaleen und Alpenrosen. Die schönsten Lianen (Schlinggewächse) ranken sich malerisch von Zweig zu Zweig. Trauliche Lauben sind hier und da vertheilt, ein kleines Felsengebirge, von dem sich ein ganz stattlicher Wasserfall in drei Absätzen hinunterstürzt, gestattet die Aufstellung einer tropischen Gebirgsflora, um ein dreißig Fuß breites Wasserbecken, das eine riesige Muschel darstellt, gruppiren sich interessante Wasserpflanzen. Durch die an den Wänden angebrachten zahlreichen Spiegel, welche alle Gegenstände zurückstrahlen, gewinnt der Wintergarten eine scheinbar endlose Ausdehnung. Vieles ist zu tadeln. Die frei umherflatternden Singvögel, unter denen unverschämte Sperlinge sich angesiedelt haben, überlassen sich Natürlichkeiten, die der Besucher gern vermißte. Begünstigen diese Thierchen wenigstens den Eindruck des Natürlichen und Freien, so wird diese Illusion gleich wieder zerstört durch den Anblick der ausländischen Vögel, die in großen Käfigen unter den Palmen hängen. Entschieden geschmacklos ist der ausgestopfte Lämmergeier, der auf der Spitze des Felsens in einer Stellung thront, als wolle er eben mit einer Beute sich aufschwingen. Die aufgestellten Kunstgegenstände von Bronze und Marmor sind ganz am Platze.

Die Wintergärten sind ein Luxus, mit dem sowohl der Freund des Schönen als der Naturforscher sich einverstanden erklären kann. Daß der Schönheitssinn durch die Anschauung der herrlichsten Pflanzenformen der Welt nur Förderung und Anregung empfangen kann, ist unzweifelhaft. Wie wird das alltägliche Vergnügen des Tanzes veredelt, wenn die Ballgäste unter Palmen und Bananen sich erholen können, wie erweitert sich die Empfindung durch die lebendige Aufnahme fremder Formen in den Kreis der geistigen Vorstellungen! Was die Naturforschung betrifft, so rechnet Alexander von Humboldt, auf dessen Autorität wir uns am liebsten berufen, Gewächshäuser und Wintergärten zu den wichtigsten Anregungsmitteln. Welchen Aufschwung ferner die Pflege exotischer Gewächse durch die Wintergärten erhält, bedarf keiner weiteren Ausbildung. Hat man bisher in diesen Schöpfungen die Vegetation aller Länder eines gewissen Klima's vereinigt, so läßt sich dagegen vom Standpunkt der Wissenschaft nichts sagen. Es hat seinen großen Werth, daß man mit einem Blick überschauen kann, welche Mannigfaltigkeit die Natur unter denselben Breitengraden in den verschiedenen Ländern entwickelt. Doch wäre aus wissenschaftlichen und mehr noch aus künstlerischen Rücksichten zu wünschen, daß man auch an die Herstellung solcher Wintergärten

denken möchte, in denen die Flora einer bestimmten Gegend ausschließlich repräsentirt wäre. Man erhielte dadurch das reine Bild einer charakteristischen Vegetation. Etwas Aehnliches hat man im Krystallpalast von Sydenham durchgeführt, insofern dort in den verschiedenen der Kunst gewidmeten Sälen der Pflanzenwuchs der Ursprungsländer durch lebende Gewächse dargestellt wird, wie auch die ethnographischen Säle eigenthümliche Pflanzen der einzelnen Länder enthalten.

Gian Battista Rubini. Einer der volksthümlichsten und gefeiertsten italienischen Sänger, Rubini, ist am 2. März 1854 in dem Dorfe Romano bei Bergamo gestorben. Seit dem Jahre 1845, wo er sich vom Theater zurückgezogen, ruhte er, als der Tod im Alter von kaum einundsechszig Jahren ihn hinraffte, von seinen langen Anstrengungen in einer prachtvollen Villa aus, die er sich erbaut. Wie über alle großen Künstler, welche die Bewunderung des Publikums gewesen, cirkuliren auch über Rubini eine Masse apokrypher Geschichten und Anekdoten, aus denen es schwer ist, die Wahrheit auszuscheiden. Wir wollen es indessen versuchen, einige Daten aus dem Leben des berühmten Sängers zusammenzustellen, der in der Geschichte der Gesangkunst des neunzehnten Jahrhunderts sich einen unvergänglichen Namen gemacht. Wir benutzen dazu im Auszuge eine Biographie der Revue des deux Mondes, von der die „Allgemeine Zeitung" in der Beilage zu der Nummer 321 von 1854 eine Uebersetzung gegeben hat. Gian Battista Rubini wurde im Monat Mai des Jahres 1793 in dem Dorfe Romano bei Bergamo geboren. Der Sohn eines armen mit Kindern gesegneten Boten, wurde Rubini anfangs bestimmt, ein bescheidener Schneider zu werden, und in eine Werkstatt in Bergamo in die Lehre gegeben. Hier hockte er eines Tags auf seinem Werktisch und sang ganz seelenvergnügt, als ein Dilettant durch die Straße ging und mit Staunen diese klang- und reizvolle jugendliche Stimme hörte. Er trat zu dem jungen Handwerker heran, erkundigte sich nach seiner Familie, suchte seinen Vater auf, und bestimmte ihn, seinen Sohn in eine Schule zu bringen, in der er bis zum achtzehnten Jahre blieb. Wir übergehen eine Menge mehr oder weniger wahrscheinlicher und pikanter Episoden, an welchen die Phantasie der Biographen sich geübt zu haben scheint, und berichten ganz einfach, daß der bewundernswürdige Künstler, der Europa in Erstaunen gesetzt, seine dramatische Laufbahn als Chorist anfing. Auf einem alten Theaterzettel der Scala in Mailand aus dem Jahre 1812, den Rubini aufbewahrt und kostbar einrahmen lassen, sieht man seinen Namen unter den „zweiten Chor-Tenoren". Seine Gage betrug damals vierzig Sous für den Abend. Konnte er voraussehen, daß er eines Tags ein Vermögen von mehr als drei Millionen hinterlassen werde? Zwei Jahre nach diesem bescheidenen Auftreten auf dem Theater der Scala engagirte sich Rubini bei einer Truppe herumziehender Sänger, wie es deren in Italien so viele giebt, und sein erstes Debut war die Rolle des Argirio in Rossini's „Tancredi", der so eben in Venedig mit unermeßlichem Erfolg aufgeführt wurde. Rubini war damals einundzwanzig Jahre alt, und die Sängerin, welche die Amenaide sang, die Tochter des Königs von Syracus, wenigstens funfzig Jahre. Da das Glück die Anstrengungen des Impresario nicht begünstigte, kam dieser auf die wunderbare Idee seine Sängertruppe in eine Tänzergesellschaft umzuwandeln. Er ließ sie, gut oder übel, ein damals sehr beliebtes Ballet, J Molinari, einstudiren; die Proben fanden auf einer Wiese statt, am Saum eines Gehölzes. Bei der Aufführung in einem Flecken, dessen Namen die Geschichte nicht aufbewahrt hat, erhob sich das Publikum in Masse gegen diese armen improvisirten Ballerini, und sie mußten die Nacht hindurch im Theater eingeschlossen bleiben, um nicht Gefahr zu laufen, gesteinigt zu werden. Rubini liebte es, diese burleske Episode aus seiner glänzenden Laufbahn zu erzählen.

Nach andern mehr oder weniger glücklichen Versuchen wurde Rubini für den Karneval des Jahres 1815 in Rom engagirt. Der Erfolg, den er in dieser großen Stadt erzielte, brachte ihm einen Ruf nach Venedig an das Theater San

Mose, und endlich nach Neapel, wo er im Theater de' Fiorentini debutirte. In Neapel war es, wo Rubini, unter der Direktion seines Landsmanns Nozzari, die Aufmerksamkeit Italiens auf sich lenkte, und den Grund zu seinem Ruhm legte. Barbaja engagirte ihn für eine lange Reihe von Jahren, und dieser große Handelsmann trat ihn nur für schöne klingende Thaler den Städten ab, die ihn zu besitzen wünschten. In solcher Weise hatte er nach einander Palermo und Rom gesehen, wo er in La Gazza ladra Enthusiasmus erregte, bis er im Jahre 1824 nach Wien kam. Beethoven, der ihn damals hörte, ließ für ihn einen italienischen Text zu seiner herrlichen Elegie „Adelaide" anfertigen, und von Rubini wurde sie in Europa populär gemacht. Es war im Jahre 1825 als der große Sänger zum ersten Male nach Paris kam. Er debutirte am 6. Oktober im Theatre-Italien in der Rolle des Ramiro in der Cenerentola mit unermeßlichem Erfolg. Barbaja rief ihn nach Italien zurück, und er mußte dort bleiben bis zum Jahre 1831; erst dann wurde er wieder unabhängig. Er ging nun abermals nach Paris, und verließ dasselbe erst im Jahre 1842, wo er während der Sommer-Saison in London sang. Unmittelbar darauf, auf dem Gipfel seines Ruhms, nahm er von Paris und London Abschied und ging nach St. Petersburg, wo er bis zum Jahre 1845 blieb. Dann, im Alter von siebenundfunfzig Jahren, mit Ehren und Reichthum überhäuft, zog er sich in die prächtige Villa zurück, die er sich in seinem Geburtsort erbaut, und dort ist er mit Hinterlassung eines Vermögens von mehr als drei Millionen gestorben.

Rubini war ein einfacher sanfter und guter Mensch. Der bescheidene Unterricht, den er erhalten, erhob sich nicht über die ersten Elemente, und seine musikalische Bildung war nicht bedeutender, denn er bedurfte der Beihülfe eines Begleiters auf dem Piano, um die kleinste Canzonetta zu entziffern. Mit einer lebhaften Empfänglichkeit, einem starken Gedächtniß und jenem wunderbaren Instinkt begabt, der das Wissen ergänzt, aber seinerseits vom Wissen nie ersetzt werden kann, ist Rubini einer der ausgezeichnetsten Sänger unserer Zeit gewesen, eine Mischung von Improvisator und geduldigem Nachahmer.

Die Tenore, welche berühmt genug geworden, um einen Namen in der Geschichte zu hinterlassen, sind nicht sehr zahlreich. Vor dem Entstehen des lyrischen Drama's und bis zum Schluß des achtzehnten Jahrhunderts regierten die Soprane und die prime donne fast ausschließlich in der italienischen Oper und in den Kapellen der Fürsten und der religiösen Genossenschaften. Für die Tenorstimme fing man erst spät zu schreiben an, und der erste bekannte bedeutende Tenorist ist ein gewisser Buzzolini, Kammersänger des Herzogs von Mantua, gegen das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts. Im folgenden Jahrhundert fingen die Tenore an, sich mit Vortheil neben den tüchtigsten Sopranen geltend zu machen, und die Komponisten schrieben schon bedeutende Rollen für sie, namentlich in der opera buffa. Unter den berühmten Tenoristen des achtzehnten Jahrhunderts ist Ettori zu nennen, der im Jahre 1770 mit großem Erfolg in Padua sang, Balino, ein Schüler Pistocchi's, im Jahre 1760 in Lissabon gestorben, Rauzzini, der sowohl ein berühmter Sänger als ein ausgezeichneter Komponist war, und im Jahre 1810 zu Bath, in England, starb, Raff, aus Gelsdorf im Herzogthum Jülich gebürtig, ebenfalls ein Schüler Pistocchi's und der bedeutendste Sänger, den Deutschland im achtzehnten Jahrhundert gehabt, Davide der Vater, eine der staunenswerthesten Stimmen, die es je gegeben, ein ausgezeichneter und mächtiger Sänger, der mit seinem Landsmann Nesani sich in die Bewunderung Italiens theilte, Mandini, ein trefflicher Sänger von der italienischen Truppe, die im Jahre 1789 in Paris auf dem Theater Monsieur's auftrat, Viganoni, der die Rolle des Paolino in Cimarosa's matrimonio segreto geschaffen, Crivelli, der lange Zeit in der italienischen Oper in Paris sang und in dem Pirro und der Nina von Paisiello einen Effekt hervorbrachte, dessen die alten Amateurs sich noch erinnern, endlich Babbini, einer der köstlichen Tenore aus der alten italienischen Schule, der

die Ehre hatte, Rossini bisweilen Rath über die Gesangkunst zu geben. Die Erscheinung dieses großen Meisters brachte in der Oekonomie der dramatischen Musik eine große Revolution hervor, deren Hauptcharakter darin bestand, daß die natürlichen Sopran-, Mezzo-Sopran-, Contre-Alt-, Tenor- und Baß-Stimmen in der Harmonie die Stelle erhielten, die sie in der Klangleiter einnehmen. Dank dieser glücklichen Reform, die aber noch mehr das Resultat der Nothwendigkeit als der Initiative des Meisters, und die schon vor Rossini zuerst von Mozart, dann von Cimarosa und Paisiello versucht war, traten die Tenore an die Stelle der Castraten, und die Komponisten theilten ihnen in fast allen ihren Werken die Hauptrolle zu.

Unter den bedeutenden Tenoren, welche das Genie Rossini's geweckt und die seine Werke verdolmetscht haben und in der Geschichte neben ihm werden genannt werden, ist zuvörderst Garcia zu nennen, der die Rolle des Almaviva in il Barbiere di Seviglia geschaffen, ein vollendeter Künstler, für dessen mächtige und geschmeidige Stimme es keine Schwierigkeiten gab. Davide, der Sohn des großen Tenors vom Ende des achtzehnten Jahrhunderts, von welchem wir weiter oben gesprochen, war ein begabter Sänger, und Rossini hat eine Menge Werke für ihn komponirt. Er trat nach einander in Il Turco in Italia, Othello, Ricciardo e Zoraide, La Donna del Lago, Zelmira u. s. w. auf. Als Davide der Sohn 1824 nach Paris kam, hatte seine durch alle möglichen Ausschweifungen mitgenommene Stimme nur noch einen ungleichen und wechselnden Klang. Mitten unter einer Masse ziemlich geschmackloser Züge und lächerlicher Manieren und Lazzi machte sich doch noch der große Künstler geltend, und riß, wie in dem Duett im zweiten Akt der Gazza ladra, das er mit der Malibran sang, das Publikum zur Bewunderung hin. Nozzari, ein verständiger und geschmackvoller Sänger, war in den bedeutendsten Opern Rossini's der unzertrennliche Genosse Davide's. Dann dürfen wir Mombelli nicht vergessen, den Vater der Prima Donna, die im Jahre 1823 in Paris auftrat, wo sie namentlich in dem ersten Finale der Cenerentola glänzte. Rossini war mit Mombelli beim Beginn seiner Laufbahn im Jahre 1824 in Rom zusammengetroffen, und schrieb für ihn eine Rolle in seiner ersten Oper Demetrio e Polibio. Noch müssen wir Bianchi nennen, Bonoldi, Serafino, für den die Tenorpartie in l'Italiana in Algieri geschrieben wurde, endlich Rubini, für welchen Rossini nur eine einzige Cantate komponirt hat, la Riconoscenza, eine Art Pastorale für vier Stimmen, das am 27. Dezember 1821 im Theater San Carlo in Neapel in einer Soirée zum Benefiz des unsterblichen Maestro gesungen wurde. Obgleich Rubini nach Biegsamkeit, Glanz und Kraft seiner Stimme augenscheinlich der Sängerschule angehört, welche der Autor von il Barbiere, Othello und Semiramide gebildet, so ist es doch sicher, daß Bellini der Komponist war, welcher die Eigenschaften dieses großen Künstlers am besten zu benutzen und ins Licht zu stellen verstand.

Zwischen dem dramatischen Komponisten und den Dolmetschern seiner Gedanken besteht ein geheimer und gegenseitiger Einfluß, welchem die Kritik Rechnung tragen muß. Auf ein oder zwei hervorragende Musiker, die wie Mozart und wie in seinen besten Opern Rossini Meisterwerke zu schaffen verstehen, ohne über die Grenzen gewöhnlicher Stimmen hinauszugehen, kommt eine Masse von Komponisten, die sich beeilen, sich an die geringste Naturmerkwürdigkeit zu klammern, und ihre Feder in den Dienst eines exceptionellen Virtuosen zu geben. Nirgends ist dies unglückliche System mehr im Gange als in Italien, und auch in Frankreich hat die Hälfte des Repertoire's der komischen Oper einen Theil seines Erfolgs nur der außerordentlichen Stimme Martins zu danken. Das ergreifende und melancholische Wesen Bellini's und die eindringende und gefühlvolle Stimme Rubini's paßten so wohl zusammen, daß sie sich zu einander hingezogen fühlen mußten, wie zwei Hälften eines und desselben Wesens, die sich in einer künstlerischen Auffassung zusammenfinden und zusammenschmelzen. In Mailand fand im Jahre 1827 diese

glückliche Begegnung des Komponisten und Sängers statt, und die Oper Il Pirata, die im Theater der Scala zur Aufführung kam, war die erste Schlacht, die sie zusammen gewannen. Diese Oper, welche das Glück des jungen Maestro von Catania begründete, erhöhte in gleicher Weise den Ruf ihres bewundernswürdigen Trägers. La Sonnambula war das zweite Werk, welches Bellini für seinen Lieblingssänger komponirte. Diese Oper wurde gleichfalls in Mailand aufgeführt, im Theater der Canobiana, im Jahre 1831. Dann kamen I Puritani, die im Theatre-Italien in Paris im Jahre 1834 gegeben wurden, und dort starb Bellini sechs Monate nach seinem bedeutendsten Werk, wie Herold nach seinem Pré aux Clercs. Donizetti hat für Rubini die Rolle des Percy in seiner Anna Bolena geschrieben, die in Mailand im Jahre 1831 kurz nach der Sonnambula zur Aufführung kam.

Die Stimme Rubini's war ein hoher Tenor von einem Umfang von mehr als zwei Oktaven, vom tiefen E bis zum einmal gestrichenen F, das er in gewissen Passagen mit einem kraftvollen Sbalzo erreichte, welches das Auditorium immer zur Bewunderung hinriß. Diese wunderbar biegsame Stimme besaß keinen gleichförmigen Klang. Erst in dem obern Theil seiner Tonleiter, vom E an zwischen der vierten und fünften Notenlinie wurde die Stimme Rubini's warm, vibrirte sie und sprühte sie melodische Funken, die das Ohr blendeten. Er konnte bis zum einmal gestrichenen H gehen, wenn er jedem Ton die mächtige und männliche Vibration gab, die man mit dem Schulausdruck der Brusttöne bezeichnet, weil diese Töne wirklich aus der innersten Brust zu kommen scheinen. War er an dieser äußersten Grenze angelangt, so lief sich der Ton in ein helles Falsett aus, das mit dem übrigen magisch kontrastirte. Dieser plötzliche Gegensatz von Schatten und Licht, in welchem die undurchsichtige und milde Klarheit der Kehltöne den kräftigen Klang der natürlichen Saiten noch mehr hervorhob, war ein Effekt, den Rubini sehr häufig anwandte. Das erstaunte Ohr folgte dem Sänger in seinem triumphirenden Hinaufsteigen bis zu den äußersten Grenzen der Tenorstimme, und bemerkte keinen Unterschied in dieser langen Linie verschieden gearteter Töne, die in einem fortlaufenden melodischen Gewebe hervorsprudelten. Neben dieser Gabe, die bei ihm fast eine Naturgabe war, ohne Anstoß aus dem Register der Bruststimme in das Register der Kehlstimme überzugehen, besaß Rubini eine andere, kaum weniger bedeutende: einen ausdauernden Athem, mit dessen Kraft er gelernt hatte Haus zu halten. Mit seiner breiten Brust, in welcher die Lunge sich nach Bedürfniß ausdehnen konnte, nahm er einen hohen Ton, füllte ihn nach einander mit Klarheit und Wärme, und wenn er ganz aufgebrochen war, schleuderte er ihn in den Saal, und dort leuchtete er wie bengalisches Feuer in tausend Farben. Dies Kunststück von unwiderstehlichem Effekt hatte Rubini der alten italienischen Schule entlehnt, die es häufig anwendete, namentlich die Soprane, welche vorzugsweise mit einem langen Athem begabt waren. Rubini's Stimme, von einem köstlichen und eindringenden Schmelz, den man nur zu hören brauchte, um entzückt zu sein, war, wie wir schon gesagt, wunderbar biegsam. Die einfachen und doppelten Tonleitern, die Arpeggios, die Triller in den höheren Tönen, die gruppetti, die appoggiature, die reichsten und sinnreichsten Kombinationen der Vokalisation wurden von dem Virtuosen mit einer Bravour und einer Fertigkeit ausgeführt, welche dem geblendeten Ohr kaum Zeit ließen, ihre Schwierigkeit zu würdigen. Die Verbindung dieser wundervollen gorgheggi, oder, wie der Schulausdruck auch lautet, die tessalura dieser glänzenden Vokalisation, war nicht immer tadellos; es fehlte ihr oft an Konsistenz. Die Töne verflogen zu schnell und drängten sich zu sehr an einander, und der Sänger war nicht immer im Stande, sich in seinem Lauf zu mäßigen oder anzuhalten, wie ein kühner Reiter, der seinen Renner mit fester Hand zügelt. Außerdem ließ eine fehlerhafte Bewegung der Lippen, von der sich Rubini nie hat frei machen können, eine gewisse Anstrengung durchblicken, und zeigte zur Genüge, daß er das Singen etwas aufs Geradewohl gelernt.

Dieser in der gegenwärtigen Zeit sehr gewöhnliche Fehler war in der alten italienischen Schule streng verpönt. Man wollte damals nicht, daß die Züge des Sängers etwas anderes ausdrücken sollten als das Gefühl, von welchem er beseelt war, und man verlangte, daß die Geheimnisse der Vokalisation und des Mechanismus den Augen des Publikums jederzeit verborgen blieben — eine große Regel für jede Kunst, wenn man sie auch gegenwärtig zu oft außer Acht läßt.

Mit den physischen Eigenschaften, die als die Werkzeuge der Intelligenz und der Seele eines Sängers gelten können, verband Rubini ein tiefes Gefühl und eine große Fähigkeit, sich den Styl der verschiedenen Meister zu eigen zu machen. Er sang Beethovens Adelaide eben so vortrefflich als Mozarts Don Juan und Cimarosa's Il matrimonio segreto. Kein neuerer Künstler hat der Arie il mio tessore aus Mozarts Meisterwerk ein so unverwischbares Gepräge von Eleganz und edlem Unwillen zu geben verstanden, und man erinnert sich der Kühnheit, mit welcher Rubini, statt des etwas veralteten Satzes im sechsundzwanzigsten Takt des Andante, die Partie der ersten Violine aufnahm und auf dem einmal gestrichenen A einen kraftvollen Schlußtriller schlug, der das Publikum zum lebhaftesten Beifall hinriß. Seit Viganoni, der die Rolle des Paolino in der „heimlichen Ehe" geschaffen, hat kein Tenor so trefflich wie Rubini die unnachahmlich schöne Arie Pria che spunti gesungen. Welche Zartheit und Weichheit im Ton! Wie vollkommen hatte der Künstler diese Hymne der Jugend und der keuschen Liebe verstanden, die man ohne Anstrengung ausathmet gleich einem Duft der Seele, und die das Glück im Schooße der Familie und des häuslichen Friedens malt! Was ist aus diesem reinen, aber auch schweren Styl di mezzo carattere geworden, der für die Musik und die Gesangeskunst das ist, was für die Bildhauerkunst des Alterhums jene reine und an sich haltende Wallung, die ihren wesentlichen Charakter ausmachte? Will man die feine und erhabene Nuance begreifen, welche den reinen und maßvollen Styl eines Mozart und Cimarosa von der modernen Musik scheidet? Man lese eine Ekloge von Virgil oder eine Idylle von André Chenier, und vergleiche damit z. B. ein Dichterwerk von Victor Hugo; dann begreift man sofort, worin sich das Schöne vom Pittoresken, worin sich Rafael von Rubens unterscheidet. Obgleich Rubini auch die Opern Rossini's, von deren Brio und leidenschaftlichem Feuer er ein wenig an sich hatte, mit großem Erfolg sang, und bewundernswürdig war in einzelnen Partien der Rolle des Almaviva im Barbier von Sevilla, so wie in der Rolle des Othello, obgleich er das berühmte Duett aus Moses „parlar, spiegar", in welchem er in Bravour und Stimmfertigkeit mit Tamburini wetteiferte, wunderbar schön sang, ganz unnachahmlich war er in den Werken Bellini's. Man muß ihn die erste Arie im „Piraten", nel furor delle Tempeste, und namentlich das zweite Motiv, come un' angelo celeste, in welchem schon der Keim zu jener kurzen und ergreifenden Gesangsprache enthalten ist, die den hervorstechendsten Zug im Genie Bellini's bildet, haben singen hören, um sich einen Begriff davon zu machen, wie dieser unvergleichliche Künstler das Herz zu packen verstand.

Rubini war kein sorgsamer und aufmerksamer Schauspieler, wie so viele andere italienische Sänger, wie Garcia, Lablache und Pellegrini, wie die Pasta, die Malibran und die Grisi es gewesen. Er kümmerte sich nur um die Szene oder um das Bruchstück, wo er in erster Reihe stand. War dieser Augenblick vorüber, so machte er sich gern davon und zog sich wie Achilles in sein Zelt zurück, ohne sich um die Entwicklung der dramatischen Fabel große Sorge zu machen. Wenn er aber in der Arie, im Duett oder im Finale eine hervorstechende Partie auszufüllen hatte, so raffte er sich plötzlich auf und entfaltete die ganze Kraft und den ganzen Reiz seines unvergleichlichen Talents. In dem Schmelz und dem Klang seines Organs lag seine ganze dramatische Kraft. Mochte er nun ein harmloses Lied zu singen haben, wie das pria che spunti in der „heimlichen Ehe", oder

auch eine Phrase voll innerer Erregung wie in dem Quartett in den Puritanern, immer trat er bis an den Rand der Bühne vor, stand unbeweglich und hauchte, unbefangen die Hand aufs Herz gelegt, i suoi dolci lamenti aus, und doch war der Saal außer sich vor Rührung und Entzücken. In den Gesang-Kombinationen, in der Betonung, der Färbung, den Arabesken oder Ricami war Rubini bewundernswürdig. Seine gangbarsten Verzierungen waren die aufsteigende oder niedersteigende doppelte Tonleiter, der kräftige Triller auf den höchsten Saiten des Bruſtregiſters, ein gewisses leidenschaftliches Vibriren auf einer und derselben Note, ein mächtiges Herausstoßen der Bruststimme, aus welcher er mit einem prächtigen portamento in die hohen Regionen der Kehlstimme überging, und endlich als große Kriegslist im clair-obscur, der plötzliche Wechsel der vollen Stimme mit dem kaum hörbar hingehauchten smorzato. Durch diese Kunstgriffe und durch eine Menge kühner Aenderungen und gorgheggi dokumentirte sich Rubini als ein moderner Sänger der neuen Schule der dramatischen Musik, welche Rossini ins Leben gerufen. Wenn wir in wenigen Worten die Tendenz der modernen Kunst sowohl in der Musik als in der Malerei und Literatur bezeichnen sollten, so würden wir sagen, daß der hervorstechende Zug, der die Produktionen unsers Jahrhunderts auszeichnet, in den schreienden Farben liegt, in dem tumultuarischen Anhäufen der Effekte, in den gewaltsamen Peripetien, in dem plötzlichen Wechsel von Licht und Schatten, der es verschmäht, die Rührung vorzubereiten und kommen zu lassen, wie eine saftige Frucht langsam an dem Zweige reift, an den Gott sie gesetzt. Diese aufsteigende Progression des Klangs, wie er durch die Bewegung anschwillt und plötzlich wie eine Garbe elektrischen Lichts aufbricht, dies crescendo, mit welchem Rossini so viel Mißbrauch getrieben, man findet es überall, in der Politik und im moralischen Leben sowohl als in der Phantasie. Mit seinen Gaben sowohl als mit seinen Fehlern gehörte Rubini seiner Zeit an und der Musikschule, die der Ausdruck ihrer Tendenzen ist.

Man erzählt, daß die Königin Marie Antoinette eines Tags Sacchini fragte, ob Garat, der berühmte Sänger, ein guter Musiker sei. Nein, antwortete der große Maestro, er ist kein Musiker, aber er ist die Musik selbst. Man könnte dies glückliche Wort des Komponisten des Oedipus auf Kolonos auf Rubini anwenden. Er faßte die flüchtigsten Nüancen mit so vollkommenem und so sicherem Instinkt, mit so raschem und so zartem Ohr auf, daß man ihn sehr genau kennen mußte, um zu bemerken, daß seine musikalische Bildung viel zu wünschen übrig ließ. Vor dem Publikum verrieth Rubini nie, auch nicht in den schwierigsten Ensemble-Stücken, wie beispielsweise das Sextett im Don Juan, die geringste Unsicherheit. Er befolgte mit der Anstelligkeit eines Kindes die Bewegungen, die man ihm bezeichnete, und er sagte oft zu seinen Genossen und zu dem Orchester-Dirigenten, wenn sie ihn über das Passende und Eigenthümliche eines Rhythmus zu Rathe zogen: Laßt mich in Ruhe; macht nur fort, ich werde euch folgen. Ein solches Beispiel eines ausgezeichneten Künstlers, der kaum einige Noten zu lesen versteht und instinktmäßig die größten Kombinationen des Genie's erräth, ist ein Phänomen, das in Italien öfter vorkommt. Anfani, der Lehrer von Lablache im Konservatorium von Neapel, kannte buchstäblich keine einzige Note. Seine Schüler mußten das Stück, worüber sie seinen Rath hören wollten, ihm vorsingen und es ihn auswendig lehren. Davide, der Sohn, die Pasta und viele andere berühmte Sänger befanden sich so ziemlich in demselben Fall.

Von einfachen und strengen Sitten liebte Rubini das Leben in der Häuslichkeit seiner Familie. Im Jahre 1819 hatte er in Mailand eine französische Sängerin Chomel geheirathet, die im Pariser Konservatorium erzogen war und dort von Garat Unterricht erhalten hatte. Diese Verbindung, welche eine glückliche gewesen zu sein scheint, hatte die Neigungen Rubini's so absorbirt, daß es mit seine größte Besorgniß war, die Eifersucht seiner Frau rege zu machen. Wenn er mit einem seiner besten Stücke das Publikum entzückt hatte und wieder hinter die

Koulissen kam, wo alles sich beeilte, ihm seine Bewunderung auszusprechen, rettete er sich in aller Schnelle in sein Ankleidezimmer, um, wie er lachend sagte, eine Gardinenpredigt zu vermeiden. Die strengste Mutter hätte ihrem Sohn nicht besser rathen können, als Rubini den jungen Tenoren, die sich fürs Theater bestimmten. Denn in der That, um gut zu singen und um lange zu singen, darf man nicht außer Acht lassen, was hinter den Worten Juvenals versteckt liegt, wenn er von einem griechischen Sänger Thrysogonus spricht, welcher seine Stimme verloren hatte:

. . . . . sunt quae
Thrysogonum cantare vetent.

Rubini schonte sich sehr. Nüchtern und leicht zu befriedigen, vermied er jede Art Ausschweifung. An den Tagen, wo er auftrat, aß er um 2 Uhr zu Mittag, begab sich ins Theater, legte sich in seinem Ankleidezimmer nieder und schlief bis 6 Uhr; dann kam ein Diener und weckte ihn; er kleidete sich an und erschien frisch und aufgelegt vor dem Publikum; auch hat er den Reiz und die Kraft seiner Stimme bis an seinen Tod bewahrt. Rubini war von mittlerm Wuchs und an kräftiger Konstitution. Auf breiten Schultern ruhte ein Kopf von nicht gerade ausgezeichnetem Charakter, aber sein blatternarbiges Gesicht erhellte sich an der Macht des Gesanges, und der sonst ganz gewöhnliche Mensch gestaltete sich plötzlich zu einem ausgezeichneten Künstler, nach dessen Neigung die schönsten Frauen Europa's geizten.

Rubini hatte zwei Brüder, von welchem der eine gleich ihm, aber in sehr untergeordneten Rollen, sich dem Theater gewidmet hatte, der andere ein Kirchensänger war. Da er keine Kinder hinterlassen, so wird sein großes Vermögen ohne Zweifel seinen Neffen zugefallen sein.

Der Landstrich, welcher Rubini das Leben gegeben, hat nach einander die berühmtesten Tenore Italiens geboren. Aus der Provinz der alten Republik Venedig, in welcher Bergamo liegt, sind Viganoni, Davide, der Vater und der Sohn, Nozzari, Bianchi, Donzelli und Bordogni hervorgegangen. Rubini, der würdige Nachfolger dieser großen Künstler hat sich zum ersten Rang unter den dramatischen Sängern unserer Zeit aufgeschwungen. Mit einer bewundernswürdigen Stimme und einem überlegenen Instinkt begabt, hat er rasch die Geheimnisse seiner Kunst errathen, und Europa durch den Glanz und den Fluß seiner Vokalisation, durch den Reiz, die Fertigkeit und die Kraft seiner Töne bezaubert. In jedem Styl und bei jedem Meister zu Hause, eben so vertraut mit der Musik Mozarts und Cimarosa's als mit der Rossini's und Donizetti's, hat er das Glück gehabt, im Beginn seiner Laufbahn einen jungen Komponisten zu finden, dessen musikalisches Genie zu der Natur seines eigenen Talents und Gefühls wunderbar paßte. Der Autor des Pirata und der Sonnambula, der eben so unerfahren war in der Kunst zu schreiben als Rubini im Lesen, fand in seinem Herzen die neuen und rührenden Melodien, die seinen Ruhm machten und den Ruhm seines Dolmetschers.

Bellini und Rubini, zwei dem Ohr so theure Namen, werden jederzeit neben einander genannt werden als ein zweifaches Zeugniß für die Ueberlegenheit der Poesie und des Gefühls über die Kunststücke des Metiers und des Willens. Beide waren sie Kinder der Armuth und der Natur: Bellini fand instinktmäßig die feinen und ergreifenden Melodien für seine Gesangsprache, und Rubini, wenn er die Musik seines Lieblingsmeisters sang, schien nur die ungekünstelten Regungen des eigenen Herzens wiederzugeben.

Karl Andrejewitsch von Schilder ist nach Angaben, die bisher für zuverlässig galten, im Jahre 1795 von deutschen Eltern in Petersburg geboren. Bei dem Breßlauer Kreisgerichte schwebt aber in diesem Augenblicke eine Untersuchung, ob der berühmte General nicht einen ganz andern Ursprung habe. Bei der Nachricht von Schilder's Tode vor Silistria hat sich nämlich bei dem genannten Gericht eine Frau aus Zweibrodt gemeldet und Ansprüche auf die Erbschaft

erhoben. Nach ihrer Aussage ist vor Jahren der Bruder ihres verstorbenen Mannes, Namens Welack, seiner Profession ein Schneidergeselle, von Breslau nach Petersburg gewandert. Nach einiger Zeit hat er von dort geschrieben, er sei Soldat geworden und habe sich den Namen Schilder beigelegt. Später ist keine Nachricht weiter gekommen. Das Kreisgericht hat durch vorgenommene Zeugenvernehmungen so viel bestätigt gefunden, um die Aussagen der Frau glaubwürdig zu erachten, und läßt die Erbberechtigung prüfen. Wie es sich mit dieser Erzählung auch verhalte, auffallend bleibt es immer, daß man von dem frühern Leben eines so oft genannten uud den Russen selbst so merkwürdigen Generals gar nichts weiß. 1823 taucht er plötzlich als Oberst des Bataillons der Gardesappeurs auf. Der Kaiser Nikolaus, der früher eine Zeit lang dem Geniewesen vorgestanden hatte, war in dieser Stellung mit Schilder bekannt und sein Gönner geworden. Als der Türkenkrieg von 1828 und 1829 ausbrach, wurde Schilder zum Generalmajor ernannt und begleitete den Kaiser nach den Donaufürstenthümern.

Dieser Krieg bezeichnet ein Einlenken des russischen Geniewesens in die allgemeinen europäischen Normen. Bis dahin blieben die Russen ihrer alten barbarischen Weise getreu. Potemkin's Sturm auf Oczakow, Suwarow's Sturm auf Praga sind bekannte Beispiele dieser Weise. Man verschmähte die mühsame Arbeit des Kunstangriffs und suchte seinen Ruhm darin, einen festen Platz im Fluge zu nehmen. Auf den ungeheuren Menschenverlust, den man dabei hatte, selbst auf ein Abschlagen des Angriffs kam nichts an, wenn nur der Ruf altrussischer Tapferkeit gewahrt wurde. Schilder opponirte dieser Verschwendung von Menschenleben energisch und mit Erfolg. Das Suwarow'sche System wurde aufgehoben und dem Geniewesen die seinem Namen einer Schutzwaffe entsprechende Aufgabe gestellt, bei Belagerung die Angreifenden nach Möglichkeit zu decken. Die Belagerungsarbeiten vor Varna, die Schilder mit Trousson und unter den Augen des Kaisers leitete, folgten den in gebildeten Staaten hergebrachten Regeln. Mit verhältnißmäßig geringem Verlust setzte man sich in den Besitz des Platzes, allerdings nach einer langen Belagerung und mehr mittelst Bestechung als durch Gewalt, so daß die Vertheidiger des alten Systems durch die Einnahme von Varna sich noch nicht widerlegt hielten. Noch bei einem zweiten großen Ereigniß dieses Kriegs wirkte Schilder mit, indem er bei dem Uebergange des Feldmarschalls Diebitsch über die Donau an der Mündung des Botaflusses die Batterien errichtete, welche diese Bewegung deckten.

Ein Jahr nach der Beendigung des Türkenkriegs machten die Polen ihren unglücklichen Aufstand. Der Operationsarmee zugetheilt, erhielt Schilder bei einem der Gefechte, zu denen es bei dem Vordringen des Feldherrn gegen Warschau auf dem linken Weichselufer kam, eine nicht unbedeutende Wunde. Diese hinderte ihn jedoch nicht, die Vorbereitungen zum Sturm auf Warschau zu treffen und bei dem Angriffe selbst thätig zu sein. Seine Geschütze brachten bei Wola die Entscheidung, wo die Polen viel zu schwach waren, um ihre Schanzen gegen die von ihm herbeigeführte Artillerie vertheidigen zu können. Nach der Bewältigung des Aufstandes arbeitete er an den Festungswerken, durch die Polen in ein verschanztes Lager, gegen Deutschland eben so brauchbar wie gegen polnische Revolutionsgelüste, verwandelt worden ist. Vor seinem letzten Feldzuge erschien er nur noch einmal im Felde, bei Gelegenheit der russischen Intervention in Ungarn. Da die Russen in diesem ungarischen Feldzuge der Hauptsache nach die Rolle von müßigen Zuschauern spielten, so gab es für Schilder nichts zu thun, und wir bemerken daher nur nebenbei, daß er die russische Armee als General der Ingenieure begleitete.

Im Frieden hatte Schilder seinen Aufenthalt meistens in Petersburg. Wie alle Großen und Reichen der russischen Hauptstadt hatte auch er seine Datsche, sein Landhaus. Es liegt auf Petrowski, einer der vielen kleinen reizenden Inseln um Petersburg, die im Juni, wenn der kurze aber kräftige nordische Frühling sie

in Grün kleidet und der matte stille Glanz der untergehenden Sonne magische Streiflichter auf sie fallen läßt, ein ebenbürtiges Gegenstück zu jeder italienischen Mondlandschaft bilden. Schilder war ein besonderer Verehrer des Wassers und hatte darum sein Landhaus an einer Stelle erbaut, welche die Newa mit ihren kristallreinen Wellen bespült. Hier beschäftigte er sich am liebsten und nicht selten auf die wunderlichste Art. Er hielt dort unter anderm Uebungen mit Soldaten, denen eine Art kleiner indianischer Kanoes an den Füßen befestigt war, und die auf diese Weise ganz gemächlich Bewegungen ausführten und plänkelten. Auf diesem Landgute entwarf Schilder, als das orientalische Zerwürfniß in Krieg umzuschlagen drohte, Pläne zur Vernichtung der Engländer, die er mit dem glühendsten Haß verfolgte. In Gemeinschaft mit dem Akademiker Jakobi, dem seine Erfindung der Galvanoplastik einen bleibenden Namen in den Jahrbüchern der Wissenschaft sichert, baute er jene fabelhaften Wasserminensprengungen bei Kronstadt und Petersburg, von denen jüngst so viele abenteuerliche Berichte im Umlauf gewesen sind. Diese Höllenmaschinen befriedigten Schilder's Haß noch nicht. Er dachte auch an den Fall, daß die verbündete Flotte in das Kreuzfeuer der Forts und Batterien von Kronstadt nicht hineinzusegeln wage. Um die Feinde in diesem Falle doch vernichten zu können, arbeitete er an einem Schiffe, das wie der beste Fisch unter dem Wasser schwimme und Raum genug habe, einen Mann aufzunehmen. Dieser Mann könne, so meinte Schilder, unter dem Wasser an den Kiel der feindlichen Schiffe anlegen und eines nach dem andern in den Grund bohren, oder er könne auch elektrische Leitungsdrähte in die feindliche Pulverkammer führen und Fahrzeug und Mannschaft gen Himmel sprengen. Dieses Schiff ist so wenig fertig geworden, als das ebenbürtige chinesische Projekt vom Jahre 1840, die englischen Linienschiffe, Fregatten und Korvetten durch ein ganzes Heer von Tauchern anbohren zu lassen, jemals zur Ausführung gelangt ist.

Als in dem jetzigen Kriege der russische Donauübergang beschlossen wurde, erschien Schilder auf dem Kriegsschauplatze. Er begab sich zunächst nach Braila und Galacz, um diese beiden Plätze gegen einen Ueberfall, der etwa als Diversion versucht werden könnte, zu sichern. Zu diesem Zwecke erbaute er nicht blos wirkliche Batterien, sondern stellte auch hölzerne Kanonen auf, denen er nebst ihren Lafetten einen solchen Anstrich gab, daß sie aus der Ferne gesehen allenfalls für wirkliche Geschütze gelten konnten. Solche Blendwerke gehörten zu seinen Lieblingsmitteln und wurden von ihm häufig in Anwendung gebracht. Sie sollten den Feind hinsichtlich der Widerstandsmittel und der Feuerkraft eines Platzes täuschen. Den Angriff auf Silistria leitete er durch Batterien ein, die auf dem linken Ufer und später auf den Inseln erbaut wurden. Nach und nach bis zur Zahl von sechszehn vermehrt, haben diese mächtigen Werke keinen irgendwie ins Gewicht fallenden Erfolg gehabt. Ehe der Angriff auf das rechte Ufer übertragen wurde, erkannte Schilder die feindlichen Werke persönlich. So nahe fuhr er an das türkische Ufer heran, daß die russischen Kanonenboote, die ihn decken sollten, ihm nicht zu folgen wagten. Als er seine Arbeit vollendet hatte, speiste er unter dem stärksten Feuer der Festung zu Abend und kehrte dann unverletzt auf das linke Ufer zurück. Der Brückenbau, den er für den Uebergang ausführte, war keines seiner Meisterstücke. Der erste Sturmwind, der sich erhob, riß von der Hauptbrücke ein großes Stück fort und begrub dreihundert Mann Artillerie, die eben auf der Brücke waren, in den hochgehenden Wellen der Donau.

Schilder's Belagerungsarbeiten vor Silistria haben vielfach den Tadel militärischer Fachmänner erhalten und, so viel uns erinnerlich, nicht einen Vertheidiger gefunden. Ohne uns ein Urtheil anmaßen zu wollen, ob auch hier, wie so oft, der Erfolg das entscheidende Wort hat, theilen wir mit, was gegen Schilder gesagt wird. Er ist — und dieser Vorwurf beruht auf thatsächlichen Verhältnissen, obgleich er wahrscheinlich nicht Schilder, sondern den Fürsten Paskewitsch trifft — von seinem eigenen System abgewichen, von der regelrechten Belagerung zum

brüsken Angriff übergesprungen. Er hat mit seinen Werken nicht so viel Boden umspannt, als er nach deren Umfang konnte und als nöthig war. Er hat sechs Minen gesprengt, und alle sind fehlerhaft angelegt gewesen. Eine dieser Minen ist nicht gegen das Werk — die Arab-tabia — das sie zerstören sollte, sondern nach rückwärts gesprungen, weil die kürzeste Widerstandslinie falsch berechnet war, und hat 300 Mann der zum Sturm bereitstehenden Kolonne getödtet. Seine Erfindung der Enveloppescharten, die er auch hier anwendete, hat den Russen viel Verlust an Zeit und Menschen verursacht. Die türkischen Geschütze haben diese modernen Scharten immer in kurzer Zeit so gründlich zerstört, daß die Wiederherstellung gar nicht oder nur äußerst langsam hat bewirkt werden können. So lauten die Ausstellungen der Militärs.

Am 13. Juni 1854 — so berichten die englischen Zeitungen nach Mittheilungen des Lieutenants Nasmyth, der während der Belagerung in Silistria war — unternahmen die Russen einen neuen Sturm auf die Arab-tabia. Da ihre Soldaten bereits sehr entmuthigt waren, stellten sich viele Oberoffiziere an die Spitze der Sturmkolonne, unter ihnen auch Schilder. Im Vorgehen traf ihn eine Kanonenkugel und zerschmetterte ihm das Bein. Nach dem „österreichischen Soldatenfreund", der seine Nachrichten unmittelbar aus dem russischen Lager schöpft, gab es an dem genannten Tage keinen Sturm, aber von beiden Seiten wurde besonders lebhaft mit Geschützen gefeuert, und Schilder erhielt seine Wunde bei einer Besichtigung der Laufgräben. Offiziere trugen ihn zurück, das Bein wurde amputirt, allein am 15. stellte sich am Stumpf des Schenkels der Brand ein, so daß weiter oben eine zweite Abnahme vorgenommen werden mußte. An den Folgen derselben starb der Schwerverwundete am 25. Juni.

Schilder war ein Denker und verstand zugleich seinen Ideen Geltung zu verschaffen. Sein nie rastender Geist war jeden Tag und jede Stunde mit den verschiedenartigsten Versuchen beschäftigt. Ein zufällig hingeworfenes Wort war im Stande, ihn zu neuen Kombinationen anzuregen. Er wurde schweigsam, trennte sich von der Gesellschaft und kehrte erst nach längerer Zeit, einen frischen Entwurf im Kopfe, dahin zurück, um von neuem in lebendiger Weise an der Unterhaltung Theil zu nehmen. Der Kaiser hatte eine sehr hohe Meinung von ihm, so daß es Schilder fast immer gelang, das Interesse des Monarchen für seine Erfindungen im höheren oder geringeren Grade zu gewinnen. Genial wie er war, verleitete ihn sein Selbstbewußtsein doch zur Selbstüberschätzung und im Kriege zu einer unklugen Verachtung des Gegners. Eben so schlug sein sanguinisches Wesen nicht selten in Großsprecherei um. Da er in vielen Dingen ein glücklicher Neuerer war, hielt er sich für berufen, in den Kriegswissenschaften eine großartige Umwälzung durchzuführen. Was Rußland betrifft, hat er dies in zwei Punkten wirklich gethan. Er hat einmal das barbarische Angriffssystem auf Festungen gestürzt (vor Silistria aber doch selbst wieder angenommen), und dies allein sichert ihm ein Recht auf die dankbare Erinnerung der russischen Armee, die er vor den ungeheuren Menschenverlusten früherer Belagerungen bewahrt hat. Dann hat er der Basirungsmanie des russischen Generalstabs ein Ende gemacht. Ehe er durchdrang, galt als System, daß ein Heer seine Operationsbasis nie aus den Augen verlieren, die günstigste Gelegenheit nicht benutzen dürfe, es sei denn, man habe die Gewißheit, daß man sich ungefährdet auf die alte Linie zurückziehen könne. Schilder pflegte gegen diese Theorie zu sagen: „Will ich etwas, so muß ich meinen Entschluß rasch ausführen. Mein Wollen richtet sich ja nach den augenblicklichen Umständen, und diese ändern sich in ein paar Tagen, oft in der Art, daß mein Wollen unausführbar wird. Ist man zu vorsichtig, so vergeudet man ein Element, dessen Werth nicht gering angeschlagen werden darf, nämlich die Zeit. Der Angriffskrieg ist der beste, will man aber dabei Erfolge haben, so muß man wie Napoleon verstehen, ganze Strecken im Geschwindschritt zurückzulegen. Entfernt man sich von seiner Operationsbasis, nun so erreicht man bald eine neue." Die kühnste Anwendung seiner Theorie hat der

polnische Revolutionskrieg aufzuweisen. Um einen leichteren Zugang zu Warschau zu gewinnen, verlegte Paskewitsch den Angriff von dem rechten auf das linke Weichselufer und verlor dadurch nicht blos seine Operationsbasis, sondern seine ganze Verbindung mit Rußland.

Um eine große Umwandlung seiner Wissenschaft zu bewirken, hätte Schilder die technischen Hülfsmittel unserer Zeit weit besser kennen müssen, als es der Fall war. Die praktische Ausführung seiner Ideen blieb fast regelmäßig hinter den Entwürfen zurück, seine Ideen waren häufig der Art, daß sie sich besser auf dem Papier als in der Wirklichkeit ausnahmen. Bei den Oberoffizieren kam er dadurch in den Ruf eines Theoretikers, was aber nicht hinderte, daß er der beliebteste General war. In seinem letzten Feldzuge war sein Quartier der Brennpunkt des geistigen Lebens im Lager. Die gebildetsten und geistreichsten Offiziere fanden sich dort täglich ein, um ihre Gedanken auszutauschen. Schilder vergaß bei solchen Unterhaltungen seinen hohen Rang und duldete nicht nur, sondern liebte Widerspruch. Der gemeine Mann betrachtete „den klugen Alten" mit eben so viel Verehrung als abergläubischer Scheu. Man hielt ihn im Besitz übernatürlicher Gaben und Kräfte, und obgleich Schilder in Polen verwundet worden war, stand doch die Meinung fest, daß er die Passauer Kunst des Festmachens gegen Schuß, Hieb und Stich besitze. Die fast fabelhafte Tapferkeit, mit der dieser Mann, der das Leben Anderer auf die humanste Weise schonte, sich persönlich Gefahren aussetzte, ließ jenen Glauben, daß er „fest" sei, die tiefsten Wurzeln schlagen.

Schilder steckte voll von Gegensätzen. Er war genial und hegte und pflegte die wunderlichsten Schrullen, er war der heiterste, immer zu Scherzen aufgelegte Gesellschafter und nebenbei ein Mystiker und Geisterseher. Die sogenannte Nachtseite des Lebens, „das Hereinragen der Geisterwelt in die unsrige", Ahnungen, Visionen und was sonst noch in dieses an die Verrücktheit streifende Gebiet gehört, das war sein Lieblingsstudium. In einem frühern Zeitalter wäre er ein Magiker geworden, in unserem aufgeklärten Zeitalter wurde er ein Tischklopfer. In den Blockhäusern am Ontariosee, von wo die ersten Medien in alle Welt ausgegangen sind, konnte es keinen gläubigeren Anhänger der modernen Geistertheorie geben, als der Generallieutenant Schilder es war. Dafür erreichte er aber auch mit seinem Tischklopfen die glänzendsten Erfolge. Haben andere Tischklopfer es mit äußerster Noth nur zu Geistern von zweideutigem Rang gebracht, so saß in Schilder's Tische kein geringerer Mann, als der höchstselige Kaiser Alexander und unterhielt sich mit seinem alten Diener auf die leutseligste Weise. Dieser hohe Geist belehrte Schilder auch über die Natur des jetzigen Kriegs: „Die Festungen werden die Hauptrolle spielen." Schilder theilte diese Antwort, die ihm jeder Waffengefährte von 1828 und 1829 eben so gut hätte geben können, als die wichtigste Offenbarung überall mit.

Franz Certain-Canrobert, der jetzige Oberbefehlshaber der französischen Armee im Orient, ist wie alle jüngeren französischen Generale ein Afrikaner, das heißt, er hat seine Sporen in Algier verdient. Der Moniteur de l'Armee giebt von ihm eine biographische Skizze, der wir die folgenden Züge entnehmen. Franz Certain-Canrobert wurde im Jahre 1809 im Departement des Lot nur einige Stunden von dem Dorfe geboren, wo Murat einst das Licht der Welt erblickte. Im November 1826 trat er in die Schule von St. Cyr, in der er zwei Jahre mit Auszeichnung studirte. Am 1. Oktober 1828 wurde er Unter-Lieutenant im 47. Linien-Regiment, am 20. Juni 1832 Lieutenant, ging im Jahre 1835 nach Afrika und traf in der Provinz Oran zu der Zeit ein, wo Abd-el-Kader in Folge der Niederlage der Franzosen an der Makta die französischen Waffen in Schach hielt. In der Expedition nach Maskara, welche bald darauf unternommen wurde, begann Canrobert sich auszuzeichnen, und nahm dann mit seinem Regimente Theil an den Zügen, welche unter den Generalen Clauzel, d'Arlanges und Letang in der

Provinz Oran ausgeführt wurden. Die Einnahme von Tlemsan, die Expedition nach dem Schelif, nach Aarschgun, nach der Miua, die Verproviantirung von Tlemsan, die Gefechte bei Sidi-Jakub, an der Tafna und Sikkak enthüllten Canroberts glänzende militärische Talente und brachten ihm am 26. April 1837 die Beförderung zum Hauptmann. In demselben Jahre noch wurde er in die Provinz Konstantine versetzt, und bekam bei dem Sturme von Konstantine neben Oberst Combes, der in der Bresche tödtlich verwundet wurde, einen Schuß ins Bein. Sterbend empfahl der Oberst, dessen Ordonnanz-Offizier Canrobert war, den jungen Hauptmann dem Marschall Valee als einen Offizier, der eine Zukunft habe.

Im Jahre 1839 kehrte Canrobert mit dem Kreuze der Ehrenlegion nach Frankreich mit dem Auftrage zurück, für die Fremdenlegion ein Bataillon von den Cabrera'schen Banden, welche auf französisches Gebiet getrieben worden, zu bilden. Im Jahre 1840 ins Lager von St. Omer berufen, schrieb er auf Befehl des Herzogs von Orleans verschiedene Kapitel für das den Offizieren der leichten Truppen bestimmte Handbuch mit Erfolg. Im Oktober zum 6. Bataillon der Chasseurs zu Fuß versetzt, kehrte Hauptmann Canrobert im Jahre 1841 nach Algerien zurück, wo er sich in den Gefechten an den Pässen von Muzaia und Gontas und in dem hartnäckigen Kampfe mit den Beni-Menasser auszeichnete. Am 22. Mai 1842 zum Bataillons-Chef des 15. leichten Regiments befördert, machte er an der Spitze des 5. Jäger-Bataillons den Feldzug am Schelif mit. In diesem wie im folgenden Jahre war Canrobert fortwährend im Felde, begleitete Oberst Cavaignac auf einem wichtigen Zuge, focht in der von General Bourjally geführten Kolonne und zeichnete sich überall mit seinen Jägern durch ungewöhnliche Tapferkeit aus. Im Jahre 1845, als St. Arnaud an Cavaignac's Stelle im Kommando zu Orleansville trat, wurde Canrobert von demselben gegen Bu-Maza verwendet und hielt in dem Gefechte bei Bahl mit 250 Bajonnetten 3000 Feinden Stand. Am 26. Oktober zum Oberst-Lieutenant ernannt, ersetzte er den Obersten Claparede in Tenes, wo er acht Monate lang mit den Kabylen die hartnäckigsten Kämpfe hatte und nach Unterwerfung des Landes zum Obersten ernannt wurde. Vom 2. Linien-Regiment am 31. 1848 zum 2. Regiment der Fremdenlegion versetzt, wurde ihm von General Herbillon der Befehl über eine starke Kolonne gegen die Bergbewohner des Aures; er überfiel den Feind am Dschebel-Schelia, schlug ihn, drang bis Kebesch vor und nahm den Bey Achmed gefangen. Nach Bath zurückgekehrt, erhielt er ein Zuaven-Regiment, mit welchem er gegen die Kabylen und die Stämme des Jurjura eine Reihe glänzender Waffenthaten verrichtete. Im Jahre 1849 führte er während der Cholerazeit den heroischen Zug nach der Oase Zaatscha aus, die er am 8. November erreichte; am 26. schritt er an der Spitze einer der Angriffskolonnen zum Sturm. Von 4 Offizieren und 16 Soldaten, die ihm in die Bresche folgten, wurden 16 an seiner Seite theils getödtet, theils verwundet. Zum Lohne für diese Heldenthat wurde er am 11. November 1849 zum Kommandeur der Ehrenlegion ernannt. Nachdem er sich in dem Gefechte bei Narah ausgezeichnet, wurde er am 13. Januar zum Brigade-General ernannt, kam nach Paris, befehligte hier eine Infanterie-Brigade, wurde Adjutant des Prinz-Präsidenten und am 15. Januar 1852 Divisions-General mit Beibehaltung seiner Funktion als Adjutant des Kaisers. Als Befehlshaber der 1. Infanterie-Division der orientalischen Armee ging er mit St. Arnaud nach der Krim, wo er jetzt vor Sebastopol die Feuerprobe seines Talents als Feldherr zu bestehen hat, wie er in Zaatscha eine Probe seines persönlichen Heroismus ablegte.

Unter Verantwortlichkeit des Ergänzungsblätterverlags in Meißen. — Redakteur Dr. Fr. Steger.
Druck von A. G. Gato in Meißen.

Die geographischen und statistischen Gesellschaften. Allgemeine gelehrte Vereine hat es früher gegeben, geographische Gesellschaften sind erst im Laufe dieses Jahrhunderts entstanden. Für dieses späte Erscheinen lassen sich zwei Gründe anführen: einmal die geringe Zahl geographischer Forscher in früheren Zeiten, sodann die Nichtachtung, in der die Geographie so lange stand, als sie sich wesentlich darauf beschränkte, Topographie zu sein. Wie Gumprecht in der „Zeitschrift für allgemeine Erdkunde" mittheilt, schlossen sich die älteren Geographen, wie Rennell, Delisle, d'Anville, Barbié du Boccage, an die bestehenden Akademien an, und einer der bekanntesten, Büsching, blieb sogar von der Berliner Akademie ausgeschlossen, obgleich sein geographisches Handbuch das erste war, welches eine wissenschaftliche Behandlung zeigte.

Die ersten geographischen Gesellschaften lösten sich entweder bald auf, oder lebten ein dunkles unfruchtbares Dasein. Die älteste von allen scheint die königlich geographische Gesellschaft zu Valladolid zu sein, von der Plürs in seinen „Reisen durch Spanien" (Leipzig, 1777) berichtet. Sie zählte zur Zeit der Anwesenheit des deutschen Reisenden vier Mitglieder und hat nur in der theilweisen Bearbeitung eines geographischen Werks in drei Bänden ein Lebenszeichen von sich gegeben. 1785 tauchte in Paris der Plan zu einer Gesellschaft auf, kam aber nie zur Ausführung. Die größere Thätigkeit, welche in Beziehung auf Afrika eintrat, regte zur Bildung specieller Vereine für afrikanische Geographie an. Der erste war die 1788 in London gegründete afrikanische Gesellschaft, der zweite die durch Hornemann's Reisebericht angeregte „Gesellschaft für das innere Afrika und für Entdeckungen" in Paris. Die letztere stiftete in Marseille einen Zweigverein, gelangte aber eben so wenig wie die Londoner jemals zu einem kräftigen Gedeihen.

Der Aufschwung der geographischen Gesellschaften datirt von 1821, in welchem Jahre die Pariser Gesellschaft entstand. Ein Ausschuß von berühmten Geographen, der den großen Mathematiker Laplace zu seinem Vorsitzenden machte, forderte zu einer Versammlung aller Freunde der Erdkunde im Pariser Stadthause auf. An dem bestimmten Tage, 15. Dezember 1821, stellten sich 217 Männer ein, unter ihnen Alexander von Humboldt, Cuvier, Berthollet, Lapie, Dumont d'Urville, Duperrey, Freycinet, Beautemps-Beaupré, Gay-Lussac, Champollion Figeac, Klaproth, Alexander Delaborde, Ferussac und die Ausschußmitglieder Letronne, Maltebrun, Langlès, Somard, Fourier, Barbié du Boccage, Rossel und Walkenaer. Neben diesen berühmten Gelehrten betheiligten sich Männer aus den höchsten Klassen der Gesellschaft, die Herzöge von Piacenza, Dalberg, Fitzjames, der Minister Lainé, die Generale Haxo, Tromelin, der Prinz Christian von Dänemark u. a. m. Man konstituirte sich und suchte die Bestätigung der Regierung nach, die indessen erst am 14. Dezember 1827 ertheilt wurde. Die Gesellschaft wirkt besonders durch die Herausgabe eines „Berichts" (Bulletin) und von Denkwürdigkeiten. Die letzteren enthalten nur umfangreiche Arbeiten, und sind bis jetzt sieben Quartbände erschienen. Gumprecht hebt als die wichtigsten Mittheilungen hervor die korrektere Ausgabe des Marco Polo (Bd. 1), die Orographie Europa's von Bruguière (Bd. 3), die erste vollständige Uebersetzung der arabischen Geographie Edrisi's von Jaubert (Bd. 5 und 6) und das französisch-kabylische Wörterbuch aus dem Nachlasse des verstorbenen Orientalisten Venture de Paradis. Die Berichte der Gesellschaft für Geographie werden jährlich in zwei Bänden ausgegeben. Die beiden ersten Serien, die von 1822 bis 1843 reichen, sind durch ein von Eugen von Froberville mit großer Sorgfalt gearbeitetes Register leicht benutzbar geworden. Für die dritte Serie (1843 bis 1850) und für die vierte

mit 1850 beginnende fehlt eine solche Arbeit noch. Die Berichte nahmen anfänglich nur solche Aufsätze auf, die ursprünglich für sie bestimmt waren, entlehnen seit neuester Zeit aber auch vieles aus andern Zeitschriften oder Werken. Außerdem verleiht die Gesellschaft jährlich eine goldene Medaille, welche statutenmäßig demjenigen Forscher gegeben wird, der die Erdkunde während des verwichenen Jahres durch die wichtigste Entdeckung bereichert hat. Auf die Nationalität darf bei der Ertheilung dieses Ehrengeschenks nicht gesehen werden. Eine zweite Medaille, über die der Verein verfügt, hat der verstorbene Herzog von Orleans gestiftet. Diese Medaille, die einen Werth von 2000 Franken hat, wird demjenigen Franzosen zu Theil, der in Frankreich ein für den Ackerbau, oder für die Industrie, oder für menschliche Zwecke überhaupt wichtiges Produkt eingeführt hat.

Die Pariser Gesellschaft bewies, daß die Geographie einen so reichen Inhalt habe, um einen Verein ausschließlich beschäftigen zu können, und daß eine Vereinigung von Geographen die Wissenschaft mächtig fördere. Das gegebene Beispiel fand zunächst in dem kleinen Toskana Nachahmung, wo man immer der Erforschung aller einheimischen Verhältnisse mit Liebe sich gewidmet hat. Namhafte Gelehrte, Vieussieux, Zuccagni Orlandini, Inghirami, Targioni Tozzetti, Libri, Fabbroni, Nesti waren Mitglieder der geographischen Gesellschaft, welche 1824 gegründet und am 26. November desselben Jahres vom Großherzog genehmigt wurde. Diese Gesellschaft, die auch Statistik und Naturwissenschaften in ihr Programm aufgenommen hatte, bestand nur zwei kurze Jahre. 1826 wurde sie von der Regierung aufgelöst, weil mehrere der Mitglieder eine nicht genehme politische Richtung verfolgten und so der Argwohn entstand, daß die Gesellschaft zum Deckmantel für andere Zwecke diene. Einzelne ihrer Mitglieder haben tüchtig fortgearbeitet, so namentlich Zuccagni Orlandini, der sich der gelehrten Welt durch gediegene Arbeiten bekannt gemacht hat, unter denen der vor zwanzig Jahren erschienene Atlas des Großherzogthums Toskana und die umfangreiche Chorographie von Italien, welche ungeachtet ihrer Mängel dennoch das Hauptwerk über die Halbinsel bleibt, den ersten Rang einnehmen. Unmittelbar nach der Stiftung der florentinischen Gesellschaft traf in Catania die „Akademie der Naturwissenschaften" zusammen. Sie veröffentlicht Denkschriften, die für die geographische und naturwissenschaftliche Kunde Siziliens von Werth sind.

Die erste deutsche geographische Gesellschaft war die Berliner. Die zufällige Veranlassung zu ihrem Entstehen gab das funfzigjährige Dienstjubiläum des Hauptmanns Reymann, der sich durch seine große Spezialkarte von Deutschland und ähnliche Arbeiten einen Namen gemacht hat. Die erste vorbereitende Sitzung wurde am 20. April 1828 gehalten. Die erste eigentliche Sitzung war am 7. Juni desselben Jahres, und die Gesellschaft zählte damals 26 Mitglieder, unter ihnen Berghaus, Stein, Karl Ritter, Adalbert von Chamisso u. a. m. Die Zahl hat sich seitdem fortwährend vermehrt und beträgt gegenwärtig 249. Ritter, Dove sind fast beständig Vorsteher, Lichtenstein, Dieterici die einflußreichsten Mitglieder. Die Gesellschaft zählt alle wissenschaftlichen Notabilitäten Berlins und fast alle höhern Beamten zu Theilnehmern. Sie war im Anfange nur in ihren Sitzungen thätig, die jeden Monat einmal stattfanden, und schuf sich erst im Jahre 1840 ein größeres Feld ihrer Wirksamkeit, indem sie „Monatsberichte der Berliner geographischen Gesellschaft" herausgab. Man hatte für diese Zeitschrift keinen zweckmäßigen Plan aufgestellt, und die Gesellschaft gab daher, nachdem der vierzehnte Band erschienen war, ihre Theilnahme an derselben auf. Jetzt ist das Organ des Vereins die „Zeitschrift für allgemeine Erdkunde", die eine der Quellen ist, aus denen wir für diesen Aufsatz schöpften. Unter der tüchtigen Leitung von Gumprecht haben sich Mitarbeiter wie Dove, Ehrenberg, Kiepert, Ritter, Andree, Petermann und Wappäus vereinigt. Durch diese aus ihren Mitteln unterstützte Zeitschrift und durch die Opfer, welche sie für die Entdeckungsreisen in Centralafrika gebracht, hat die Gesellschaft in neuester Zeit an Bedeutung ge-

wonnen. Sie hat mit einem Aufwand von 2000 Thalern die Reise Overweg's nach dem innern Afrika möglich gemacht und auch zur vollständigeren Ausrüstung des Dr. Vogel wie des Dr. Bleek, welcher letztere leider durch Krankheit an der Weiterreise gehindert worden ist, nicht unwesentlich beigetragen.

Außer der Berliner sind in Deutschland noch andere geographische oder statistische Gesellschaften entstanden. Der sächsische Verein für Statistik, der seit 1833 eine halboffizielle Stellung erhalten hat, wurde am 11. April 1831 von dem Oberlandfeldmesser von Schlieben gegründet. Von seinen „Mittheilungen" sind zur Zeit achtzehn Lieferungen erschienen, durch welche die sächsische Statistik auf eine gleich hohe Stufe mit der preußischen und belgischen gehoben worden ist. Die zweite Gesellschaft, durch H. Meidinger und Dr. Kriegk ins Leben gerufen, besteht seit dem Jahre 1837 in Frankfurt am Main. Sie versammelt sich, um geographische Vorträge anzuhören. Veröffentlichungen gehen von ihr nicht aus, die Jahresberichte enthalten nichts als die Titel der gehaltenen Vorträge und die Namen der Mitglieder. 1853 hat die Gesellschaft 100 ordentliche, 37 korrespondirende und 2 Ehrenmitglieder gehabt. Ein dritter Verein, die Gesellschaft für Erdkunde zu Darmstadt, hat sich den statistischen Verein in Sachsen zum Muster genommen und erforscht das spezielle Gebiet ihres engern Vaterlandes. Sie veröffentlicht „Beiträge zur Landes-, Volks- und Staatenkunde des Großherzogthums Hessen."

Wichtiger als die bisher genannten Vereine, den Pariser nicht ausgenommen, ist die Londoner geographische Gesellschaft. Sie entstand am 16. Juni 1830, und als ihr eigentlicher Gründer kann John Barrow betrachtet werden. Der Plan fand einen solchen Beifall, daß gleich im ersten Jahre 535 ordentliche Mitglieder ihre Namen einschreiben ließen. König Wilhelm IV. übernahm das Patronat, der Herzog von Sussex das Vicepatronat. Gegenwärtig figurirt die Königin Victoria als Beschützerin und Prinz Albert als ihr Substitut. Der erste Präsident war Graf Goderich, als die ersten vier Vicepräsidenten fungirten John Barrow, Bellas Greenough, W. R. Hamilton und Obristlieutenant Leake. Die Zahl der Mitglieder war im Jahre 1852 auf 611 und im folgenden Jahre auf 727 gestiegen. Die Gesellschaft vertheilt zwei Medaillen, Founders Medal und Patrons Medal. Von ihrer „Zeitschrift der geographischen Gesellschaft in London" sind bis jetzt 23 Bände erschienen, deren 20 erste zwei Register erhalten haben.

Die Gesellschaft ist eine der besten, welche zur Beförderung der Wissenschaften bestehen, und hat durch ihr Journal einerseits die Reisenden zu genaueren Beobachtungen veranlaßt, damit ihre Berichte darin aufgenommen werden, andererseits mehr neue Data über Geographie, Ethnographie und Geschichte geliefert als je ein Werk ähnlicher Art. Wenn es freilich einen Ort giebt, wo eine geographische Gesellschaft gedeihen soll, so ist es London, dieser Sammelplatz der Welt. Der Staat hat, nach seinem unabänderlichen System, auch hier nichts gethan, nicht einmal ein Lokal für die Sitzungen und Sammlungen der Gesellschaft gegeben; nur Wilhelm IV. hat eine Preismünze von 50 Guineen gestiftet, welche auch jetzt noch von der Civilliste bezahlt wird. Die Gesellschaft ist im Ganzen musterhaft verwaltet worden, mit Ausnahme eines einzigen Fehlers, in welchen fast alle englischen Gesellschaften fallen, und der am Ende zu einem geheimen Schaden wird, der sie in ihrem Innern verzehrt. Fast alle nämlich haben ein an sich sehr wohl berechnetes Reglement, nach welchem ein Mitglied sich durch die Bezahlung eines zehnjährigen Beitrags von allen künftigen Jahresbeiträgen loskauft; sie finden darin den offenbaren Vortheil, sich gegen Austretungen, nachlässige Zahlung und die Schwierigkeit des Einsammelns von Leuten, die beständig abwesend sind, zu sichern, und wer irgend Erfahrung in Gesellschaften dieser Art gemacht hat, weiß, daß zehn Jahre ein keineswegs zu niedriger Durchschnitt für die Dauer eines Mitgliedes sind. So lange die Gesellschaften jung und im Zunehmen sind, gehen

diese Abkaufungen mit großer Schnelligkeit vor sich, das Geld fließt in Ueberfluß in die Kasse, und neue Mitglieder decken den Ausfall, der im folgenden Jahre durch das Nichtbezahlen der abgekauften entstehen würde. Die Gesellschaften sollten dann so viel über sich vermögen, daß sie diese Abkaufsgelder nicht als jährliche Einnahmen betrachten, sondern zum größern Theil als Kapital anlegen sollten; aber die Bedürfnisse von Gesellschaften sind immer sehr groß, man bietet ihnen oft zehnmal mehr — an sich nur löbliche — Unternehmungen an, als ihre Mittel erlauben, und so lassen sie sich bewegen, alles als Einkünfte auszugeben, bis die Gesellschaft ihr natürliches Maximum von Mitgliedern erreicht hat, was bei jeder in einer nicht langen Reihe von Jahren geschieht, und dann zeigt sich der innerlich hohle Zustand der Finanzen. So ist es mit fast allen ergangen, und auch mit der geographischen, welche seit 1841 genöthigt war, ihr aus Schenkungen herkommendes ursprüngliches Kapital von 4800 Pfd. St. nach und nach auf 2500 herabzusetzen, um dem Laufenden zu begegnen. Der Fehler, den die geographische Gesellschaft beging, war, daß sie, von ihrem temporären Reichthum verführt, sich darauf eingelassen hat, selbst Reisen unternehmen zu lassen, wie die von Schomburg nach Guiana, die von Hamilton und Nassam nach Kurdistan (wovon die Missionsgesellschaft die Hälfte bezahlte), eine Durchforschung von Südafrika und andere. Solche Unternehmungen sind immer unklug von Seiten von Gesellschaften, weil diese nicht Sorge genug tragen können, daß ihre Mitglieder in Form von Journalen und Büchern für ihre Beiträge so viel als möglich wieder bezahtt werden, und nur vom Staat bezahlte Akademien, welche keine Rücksichten dieser Art zu haben brauchen, können mehr thun, als die Arbeiten ihrer Mitglieder veröffentlichen. Die Folge für die geographische Gesellschaft war, daß sie sich genöthigt sah, ihr höchst werthvolles Journal von drei Heften auf zwei jährlich zu reduziren, was ein Verlust nicht nur für sie als Gesellschaft ist, sondern ein wirklicher für die Wissenschaft.

Die Einnahme der Gesellschaft hat in den letzten Jahren immer zwischen 1200 und 1300 Pfd. St. geschwankt. Die Ausgaben, welche die Gesellschaft 1844 hatte (wir wählen dieses Jahr nur beispielsweise), vertheilten sich auf folgende Bedürfnisse:

Hausmiethe	263	Pfd. St.
Besoldung des Sekretärs, der Gehülfen und Diener	460	" "
Die Goldmedaille	50	" "
Feuerung und Licht, kleine Ausgaben	200	" "
Druck der Zeitschrift	300	" "
	1247	Pfd. St.

Man sollte meinen, daß die Zeitschrift der Gesellschaft, eine der an neuen Thatsachen reichsten Sammlungen, welche irgendwo erschienen sind, in keiner Bibliothek fehlen könnte. Die Verbreitung scheint indessen, abgesehen von den an die Mitglieder zur Vertheilung kommenden Exemplaren, eine sehr geringe zu sein. 1844 wurden aus dem Verkauf der Zeitschrift 78 Pfd. St. gelöst, 1850 etwas mehr, nämlich 86, im Jahre 1851 nur 105 Pfd. St. und im folgenden Jahre 122 Pfd. St. Von den 2500 Pfd. St. des Jahres 1844 war das ursprüngliche, in Stocks angelegte Kapital 1852 auf 2224 Pfd. St. herabgegangen.

Die Londoner Gesellschaft war das Muster für die Vereine, welche sich in Asien und Amerika bildeten. Der erste derselben ist der geographisch-statistische Verein Mexiko's vom Jahre 1833. In Folge der ewigen Unruhen seines Heimathlands verzögerte sich die Herausgabe seiner „Berichte des Nationalinstituts für Geographie und Statistik der mexikanischen Republik" bis zum Jahre 1839. Denselben Zweck der Erforschung des eigenen Heimathlandes, den dieser Verein für Mexiko ins Auge faßt, verfolgt für Brasilien das in Janeiro bestehende

„Historische und geographische Institut Brasiliens", von dem eine „Vierteljahrsschrift der Geschichte und Geographie, oder Zeitung des historischen und geographischen Instituts Brasiliens" herausgegeben wird. Bis zum Jahre 1854 ist diese Vierteljahrsschrift bei dem vierten Bande der zweiten Reihe angelangt. Diese beiden Vereine, neben denen kein dritter besteht, verlieren sich fast in den unermeßlichen Räumen Südamerika's. Wie würde unsere Kenntniß des Landes gewinnen, wenn nur der vierte Theil der südamerikanischen Städte, die nach dem Ruf europäischer Bildung geizen, geographische Gesellschaften stiftete! Der einzige in Asien bestehende Verein ist der in Bombay gegründete, von dem seit 1836 die „Verhandlungen der geographischen Gesellschaft zu Bombay" Bericht erstatten. Auch er beschäftigt sich nur mit den Verhältnissen seines Heimathlandes.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika haben vier geographische Gesellschaften, zwei ältere und zwei jüngere, für die, eine ausgenommen, Neuyork der gemeinschaftliche Sitz ist. Die erste derselben, 1840 in Boston entstanden, hat eine Zeitschrift gegründet, die aber eingegangen zu sein scheint. Der älteste der Neuyorker Vereine führt nebenbei den Namen eines Marine-Lyceums der Staaten und wird sich demnach mit der Erziehung junger Seeleute beschäftigen. Die neueren sind eine geographische und eine ethnographische Gesellschaft. Die ethnographische besteht seit 1845 und hat bis jetzt drei Bände Abhandlungen veröffentlicht. Zur Bildung einer geographischen Gesellschaft wurde 1850 aufgefordert, ein Ausschuß, an dessen Spitze H. Grinnell stand, entwarf die Statuten, und am 15. Januar 1852 wurde die erste öffentliche Sitzung gehalten. Die Zeitschrift des Vereins führt den Titel: „Bericht der amerikanischen Gesellschaft für Geographie und Statistik."

Die vielversprechendste der neuesten geographischen Gesellschaften ist die Petersburger von 1845. Sie erhielt 1849 den Titel einer kaiserlichen und wurde unter die Präsidentschaft des Großfürsten Konstantin gestellt. Die Freigebigkeit der kaiserlichen Familie, von Gilden und Privaten versieht sie mit reichen Mitteln. Sie hat ein unantastbares Kapital von 4710 R. S., einen Reservefonds (1851 von 14,681 R. S. gebildet) und ein verfügbares Kapital, das jährlich zu wissenschaftlichen Zwecken verausgabt wird. Dieses letztere hatte 1851 die ansehnliche Höhe von 39,720 R. S. erreicht. Der Kassenbestand der Gesellschaft war in den Jahren 1846 bis 1852:

1846	. . .	9,588 R. S.
1847	. . .	14,660 „ „
1848	. . .	25,683 „ „
1849	. . .	49,116 „ „
1850	. . .	59,482 „ „
1851	. . .	69,470 „ „
1852	. . .	85,162 „ „

Der Zweck der Gesellschaft richtet sich darauf, „geographische, ethnographische und statistische Kenntnisse im allgemeinen und insbesondere solche, welche Rußland betreffen, zu sammeln, zu bearbeiten und in Rußland zu verbreiten, so wie auch zuverlässige Kunde über Rußland für andere Länder zu ermitteln." Es bestehen vier Sektionen: für mathematische, für physikalische Geographie, für Ethnographie und für Statistik. Die Gesellschaft hat acht Reihen verschiedener Schriften begonnen: eigentliche Denkschriften — bis Ende 1853 neun Bände — Nachrichten, von Nadeschdin redigirt, an deren Stelle seit 1852 die von dem Gesellschaftssekretär Miljutina besorgten Berichte getreten sind, einen Almanach für Freunde der Geographie, ein Kompendium der russischen Statistik, Sammlungen ethnographischer und statistischer Nachrichten, endlich einen Rechenschaftsbericht über die Arbeiten der Gesellschaft. Der letztere wird in französischer Sprache ausgegeben, während alle andern Werke russisch erscheinen.

Die Gesellschaft hat zwei Zweigvereine, von denen der eine für Kaukasien in Tiflis, der zweite für Sibirien in Jakutsk seinen Sitz hat. Sie besteht aus wirklichen Mitgliedern, Mitarbeitern, Ehrenmitgliedern, Geschenkgebern, fremden Ehrenmitgliedern (höchstens zwölf) und Korrespondenten. Der ganze Personenbestand betrug am 1. Januar 1852:

Wirkliche Mitglieder . .	493.
Ehrenmitglieder	22.
Mitarbeiter	272.
Geschenkgeber	3.
Fremde Ehrenmitglieder .	5.
Korrespondenten . . .	37.
	832.

Vicepräsident ist der Generallieutenant M. N. Murawiew, Gehülfe des Präsidenten der als Statistiker bekannte Geheimerath Arseniew. Der Großfürst Konstantin, Arseniew, ein Sektionspräsident, acht Mitglieder und der Sekretär bilden den Vorstand, mit dem der Schatzmeister und die Kanzlei der Gesellschaft verbunden sind. Die wirklichen Mitglieder zahlen einen Jahresbeitrag von zehn Silberrubeln, wofür sie die Denkschriften der Gesellschaft erhalten. Unter den Geschenkgebern ist Golubkow in Moskau, der, von andern bedeutenden Gaben zu schweigen, 20,000 R. S. geschenkt hat, damit die Theile des großen Reisewerks unsers Ritter, die sich auf Süd- und Ostsibirien, Turan, Afghanistan, Khorasan und Persien beziehen, ins Russische übersetzt werden können. Deutsche Korrespondenten sind Kiepert, Dove, G. Rose und v. Reden in Berlin, Peters in Königsberg und Grisebach in Göttingen.

Die Gesellschaft hat eine Bibliothek und ein ethnographisches Museum. Für beide zusammen wurden im Jahre 1852 verausgabt 4428 R. S. Um die Bibliothek vermehren zu können, ist man mit auswärtigen geographischen Gesellschaften in Tauschverkehr getreten. Im Jahre 1852 bestand die Bibliothek aus 1790 Werken in mehr als 5000 Bänden. Die Mitarbeiter sind für Vermehrung dieser Bibliothek und für Herbeischaffung von Material zu den Veröffentlichungen sehr thätig. 1851 liefen ungefähr 700 Manuskripte ein, im folgenden Jahre mehr als 1200. Das ethnographische Museum bietet des Interessanten viel dar. Der Generallieutenant M. N. Murawiew, Generalstatthalter von Ostsibirien, hat eine reiche Sammlung von Festkleidern sibirischer Völkerschaften eingesandt, der Fürst Woronzow, bis auf die jüngste Zeit Statthalter des Kaukasus, vollständige tscherkessische und grussische Kleidungen mit Waffen. Archipow lieferte Modelle nogaischen Hausgeräths in verkleinertem Maßstabe.

Die Arbeiten der Petersburger geographischen Gesellschaft haben in neuester Zeit jene aller ähnlichen Vereine zusammengenommen weit überflügelt. Sie begann mit der Herausgabe von Atlassen der einzelnen Gouvernements des Reichs, und zwar mit genauen Grenzbestimmungen auf Grundlage astronomisch fixirter Punkte. In den Gouvernements Wladimir, Tambow, Räsan, Woronesch waren bereits im Jahre 1847 siebenzig Punkte bestimmt. Mendt beendete 1849 den Atlas des Gouvernements Twer, dessen über 12,000 R. S. betragende Druckkosten zu zwei Drittheilen von dem Kaiser getragen wurden. Als im Jahre 1847 drei Stämme der Kara-Kirgisen russische Unterthanen zu werden wünschten, wurde aus Westsibirien ein Topograph abgeschickt, der eine genaue Karte des Issik-Kul-Sees und der umliegenden Gebirge, so wie auch eine geographische Skizze des Gebiets der Diko-Kameni-Kirgisen anfertigte. Chanikow benutzte diese und ähnliche Hülfsquellen und arbeitete ferner noch eine ausführliche Karte des zwischen dem 40° und 48° nördlicher Breite und dem 66° und 82° östlicher Länge von Paris gelegenen Landes aus. Ein statistischer Atlas des europäischen Rußlands, der 27 Karten

enthalten wird, ist in stetigem Fortschreiten begriffen. Köppen hat einen ethnographischen Atlas von Rußland vollendet, Kutorga eine geognostische Karte des Gouvernements St. Petersburg. Vom nördlichen Ural und der Küstenkette des Pai-Khoi ist eine Karte erschienen, die kaukasische Karte revidirt worden. Die sibirische Abtheilung hat eine geographische und eine ethnographische Karte Ostsibiriens vollendet.

Für die mathematische Geographie war die Gesellschaft thätig, indem sie auf ihre Kosten zwei Expeditionen zur Beobachtung der Sonnenfinsterniß vom 16. Juli ausrüstete, die eine nach Bobrinetz im Gouvernement Cherson, die andere nach Makhnorka im Gouvernement Kiew. Die kaukasische Abtheilung ließ die Verfinsterung durch den Oberst Chodzo vom Gipfel des 10,000 Fuß über das schwarze Meer aufsteigenden Berges Galardur in Ossetien beobachten. An der Gradmessung zwischen Ismail und Fuglenas, welche die Akademie der Wissenschaften im Jahre 1851 vollendete, betheiligte sich die geographische Gesellschaft mit einem Geldbeitrage von 1500 R. S. Für die Metereologie und Klimatologie wurden zahlreiche Materialien gesammelt. Schon im Jahre 1848 wurde ein Programm von Fragen, betreffend die Zeit der Aussaat, des Aufgehens, Blühens und Reifens verschiedener Getreidearten, die Verbreitung der Hausthiere u. s. w. in 12,000 Exemplaren im Kaiserreiche verbreitet. Im Jahre 1849 wurde die Versendung des Programms mit 6000 Exemplaren wiederholt. Seitdem sind eine Menge von Antworten, besonders seitens der Gutsbesitzer und der Landgeistlichkeit eingegangen, die zum Theil für die Wissenschaft, namentlich für die Klimatologie des Reichs, von bedeutendem Werth sind. Weselowski hat der Gesellschaft eine Tabelle der mittleren Temperatur von 76 verschiedenen Gegenden Rußlands eingereicht, während Abromow und Lagschin metereologische Beobachtungen, der eine aus Beresow von 1845 bis 1850, der andere aus Charkow von 1841 bis 1849 einsendeten.

Ethnographie und Statistik haben eine gleiche Sorgfalt in Anspruch genommen. Ein von der Gesellschaft im Kaiserreich verbreitetes Programm in Betreff der Ethnographie Rußlands hat die Einsendung von mehr als 600 Artikeln, meistens seitens der Geistlichkeit herbeigeführt. Kawelin verarbeitet dieses Material mit Ausnahme des linguistischen Theiles, den Sresnewski übernommen hat. Die statistische Abtheilung hat eine Uebersicht des russischen Binnenhandels veröffentlicht, deren Kosten von der Petersburger Kaufmannschaft mit 5000 R. S. getragen worden sind. Eine Untersuchung der Länder um Orenburg und am kaspischen Meer hatte besonders den Zweck, über die Handelsverhältnisse zwischen Rußland und Centralasien Aufklärung zu verbreiten. 200 Kaufleute aus Rußland, Bokhara, Khiwa, Khokand und dem Kirgisenlande gaben Aufklärungen für diese Reise. Daran schloß sich die Untersuchung der Mündungen des Amur-Daria im Aralsee, der orenburgischen Kirgisensteppe zwischen dem Ural und dem Aralsee, wie der zwischen dem Irtisch und den Mündungen des Sir-Daria gelegenen Gegend. Eine geschichtliche Geographie Rußlands wird vorbereitet, ein großes statistisches und geographisches Wörterbuch Rußlands ist bis jetzt Plan geblieben. Zum Ersatz dient einstweilen die Sammlung aller statistischen Nachrichten über Rußland, von der 1852 die erste Lieferung ausgegeben wurde. Zahlreich sind die Schriften einzelner Mitglieder über einzelne Provinzen und Oertlichkeiten. Einzelne dieser Schriften haben einen hohen Werth. Dies gilt besonders von der geognostischen und geographischen Untersuchung, der Oberst Helmersen den südlichen Theil Lieflands bis nach Woronesch unterworfen hat, wie von der Beschreibung der chinesisch-mandschurischen Provinzen Hei-tun-Dsian und Zsirin, die Ssytschewski, ein Mitglied des sibirischen Zweigvereins, eingeschickt hat. Für die topographische Mineralogie fährt Oberst Oserski Materialien zu sammeln fort. In dem letzten Jahre hat sich die Gesellschaft mit dem räthselhaften Ursprung des Stammes der kaukasischen Heilquellen beschäftigt.

Wir haben bereits viel Wichtiges erwähnt, und doch erübrigt noch eine Besprechung des Bedeutendsten. Dieses besteht in den Reisen, welche die Gesellschaft unternehmen läßt. Dieselben beschränken sich nicht immer auf die Grenzen Rußlands. Tsichatschew hat Kleinasien untersucht, und um ihn dabei zu unterstützen, hat Bolotow eine alle bisher bekannten geodätischen Data über Kleinasien enthaltende Karte zusammengestellt. Von 1850 bis 1854 ist eine Expedition zur Untersuchung des devonischen Gebiets im europäischen Rußland thätig gewesen, welche die Aufgabe hatte, „die Ausdehnung, Tiefe und mineralogischen Eigenschaften der Ackererde anzugeben, genau die Ausdehnungsgrenze der erratischen Blöcke zu bestimmen und wenigstens annäherungsweise der Linie der hervorragendsten Punkte im Lande zwischen dem Don und der Wolga zu bezeichnen, die Temperatur des Wassers in den Quellen und tiefsten Brunnen zu ermitteln, um daraus die mittlere Temperatur des Bodens und der atmosphärischen Luft abzuleiten, endlich den Bestand der Wälder behufs der Entscheidung der Frage anzugeben, ob die verschiedenen Baumgattungen, ihre Eigenthümlichkeiten und die Vertheilung der Wälder auf dem Boden in Wechselbeziehung mit den mineralogischen Eigenheiten desselben und der geologischen Bildung stehen.“ Pacht, Magister der Universität Dorpat hat 1853 über diese Arbeiten Bericht erstattet. Baer hat in dem Jahre vorher eine Reise unternommen, um den Zustand der Fischerei auf der Wolga und dem kaspischen See in technischer, statistischer und naturgeschichtlicher Beziehung zu untersuchen. Von außerrussischen Reisen ist noch die von Sekowski nach Aegypten zu erwähnen.

Oberst Hofmann hat eine Expedition nach dem Ural unternommen, die den vollkommensten Erfolg gehabt hat. Die Berichte sind theils erschienen, theils für den Druck fertig gemacht. Ein noch wichtigeres Unternehmen wird seit Jahren vorbereitet, eine Untersuchung des fernsten, unwirthlichen Asiens. Nach dem anfänglichen Plane sollten außer dem östlichen Sibirien und Kamtschatka auch die russisch-amerikanischen Besitzungen erforscht werden. Man ging jedoch von diesem Plane als zu umfassend ab und stellte die Aufgabe auf eine Expedition des südöstlichen Sibiriens nebst der Halbinsel Kamtschatka. Zwei Geschenkgeber, der schon erwähnte Golubkow und Graf Hutten-Czapski, steuerten der erste 30,000, der zweite 27,000 R. S. Im Jahre 1852 waren die vorbereitenden Arbeiten beendet und bestimmt, daß die Expedition — zwölf Personen in zwei Sektionen, einer mathematischen und einer physikalischen — unter die Leitung des Generalstatthalters von Sibirien gestellt werden und sechs Jahre, die Hinreise und Herreise eingerechnet, entfernt sein sollte. Die wirkliche Abreise ist indessen nicht erfolgt; man hat den Plan, wie der Rechenschaftsbericht der Gesellschaft für 1853 mittheilt, abermals in Erwägung gezogen. Wir hoffen, daß das endliche Resultat für diese lange Zögerung Entschädigung bringen wird.

Neben den geographischen Gesellschaften stehen mit ungleich bescheideneren Ansprüchen die statistischen Vereine. Der Nutzen solcher Vereine ist ein sehr großer. Giebt es auch manche umfassende Gegenstände, z. B. Volkszählungen, bei denen nur eine über die verschiedenartigsten Mittel und Kräfte verfügende Regierung zum Ziele gelangen kann, so ist doch auch die Zahl der speziellen Verhältnisse nicht gering, bei denen die Privatthätigkeit am rechten Orte ist. Bei allen Dingen, die mit Besitz und Einkommen zusammenhängen, wird sie das Ersprießlichste leisten, da eine Regierung bei solchen Dingen auf Vorurtheile und Besorgnisse stößt. Was nun die Vereine der einzelnen Länder betrifft, so ist die Bemerkung zu machen, daß solche Reiche, in denen seitens der Regierungen am meisten für die Statistik geschieht, auch die meisten statistischen Vereine haben. Dies gilt namentlich von England, dessen statistische Gesellschaften eben so zahlreich als fleißig sind, und von Belgien. Eine Ausnahme macht Frankreich, dessen Regierung eine Thätigkeit entwickelt, welcher keine entsprechende Blüthe der Privatregsamkeit zur Seite steht. Im Jahre 1846 hatte man nur in fünf Departements je einen

Verein. Frankreich ist kein Land für das Vereinswesen, das nur unter germanischen Stämmen mit Liebe und Ausdauer gepflegt wird.

Von den deutschen statistischen Vereinen wurden bereits einige erwähnt. Halboffiziell ist der würtembergische Verein für Vaterlandskunde, der mit dem statistisch-topographischen Bureau der Regierung in Verbindung steht. Die Frankfurter geographische Gesellschaft, von der wir oben Nachricht gaben, hat einen besondern Ausschuß für Statistik, der in der „Frankfurter gemeinnützigen Chronik" Mittheilungen macht und auch von Zeit zu Zeit selbstständige Schriften veröffentlicht. In Hamburg ist Nebbermeyer der Vorsteher der statistischen Abtheilung des Vereins für vaterländische Geschichte. Sehr dankenswerth ist die Thätigkeit des Lübecker Vereins, dem die dortige Regierung ihre statistischen Geschäfte übertragen zu haben scheint, da derselbe sogar die Volkszählung ausführt. Sein Organ besitzt er in den „Neuen Lübeckschen Blättern." Obgleich auf einem nicht gerade dankbaren Boden arbeitend, hat der Verein für pommersche Statistik, von dem seit 1847 „Beiträge zur Kunde Pommerns" ausgehen, sich einen geachteten Namen gemacht. Die schlesische Gesellschaft für vaterländische Kultur für Breslau hat ebenfalls einen besondern Ausschuß für Statistik und Nationalökonomie, der außer kurzen Mittheilungen in den Breslauer Zeitungen hauptsächlich durch persönliche Vorträge und Belehrung zu wirken sucht. Auffallender Weise kennt man statistische Vereine weder in Baiern noch in Oesterreich, wo doch der Boden ein so fruchtbarer und lohnender wäre.

Eine Menge von Vereinen, die für Handel, Landwirthschaft, Industrie, das Wohl der arbeitenden Klassen u. s. w. thätig sind, beruht mit dem Ausgangspunkte ihrer Thätigkeit auf statistischen Forschungen. Besonders erkennen die landwirthschaftlichen Vereine den Nutzen der Statistik und haben dies 1848 durch ihre Bemühungen um die Errichtung eines deutschen Centralbureaus dargelegt. Was dieses Bureau zu leisten gehabt hätte, nämlich die zerstreuten Materialien zur statistischen Kenntniß des deutschen Landes zu sammeln, zu ordnen und zu bearbeiten, das unternahm die in Berlin gegründete „Zeitschrift des Vereins für deutsche Statistik", die aber leider nach kurzem Erscheinen untergegangen ist. Ein umfassenderer Plan ist 1853 von einem statistischen Kongreß in Brüssel berathen worden. Man will, daß die Regierungen der einzelnen Staaten neben den staatlichen statistischen Behörden Provinzialkommissionen und eine Centralstelle entstehen lassen, von welcher letztern ein Kongreß, der als oberster Hof zu betrachten wäre, beschickt würde. Der Grundgedanke ist also, daß parallel mit den staatlichen Behörden, da diese einem allgemeinen Kongreß sich nicht unterordnen können, Vereine nichtamtlichen Charakters, aber mit jenen in Verbindung stehend, sich bilden sollen. Diese letzten Vereine gipfelten sich dann für ganz Europa in dem allgemeinen Kongreß, zwischen dem und den staatlichen Behörden sie wieder die Vermittlung zu übernehmen hätten, und zum Nutzen der allgemeinen Statistik die wünschenswerthe Gleichförmigkeit in Aufnahme und Veröffentlichung des statistischen Materials herzustellen. Der Hauptsache nach würden übrigens die Mitglieder der staatlichen Behörden und der neben ihnen stehenden nichtamtlichen Vereine dieselben sein.

Der erwähnte Kongreß wurde am 19. September 1853 in Brüssel eröffnet und berieth drei Tage lang. Es waren 70 bis 80 Statistiker versammelt. Quetelet, der bekannte Direktor der Brüsseler Sternwarte, führte den Vorsitz. Die Vicepräsidenten wurden wie gewöhnlich aus den hauptsächlichsten vertretenen Nationen ernannt. Es waren für England William Farr, für Frankreich Villerme, für Preußen Dieterici aus Berlin, für Oesterreich v. Czörnig, für das übrige Deutschland Professor Mittermaier aus Heidelberg, für die Niederlande Akkersdyk, für Spanien Ramon de la Sagra, für Italien Bertini, Parlamentsmitglied aus Turin. Nach einer Rede Quetelet's über die der Berufung des Kongresses zu Grunde liegende Idee und die unerwartet günstige Auf-

nahme der desfallsigen offiziellen Einladungen an die dabei betheiligten Behörden und Vereine, und nach der Mittheilung der eingelaufenen Korrespondenz setzten Bergsöe aus Kopenhagen, Dieterici aus Berlin, v. Hermann aus München, v. Czörnig aus Wien, Legoyt aus Paris, W. Farr Sekretär des General Register Office in London, Dr. Weinlig aus Dresden, Ramon de la Sagra aus Madrid, v. Mittermaier aus Heidelberg, Bertini aus Turin, Baumhauer aus dem Haag, Dr. Sick aus Stuttgart und Meyer von Knonau aus Zürich die Einrichtung der in den betreffenden Ländern bestehenden statistischen Behörden aus einander. Es wurden dann die drei Abtheilungen konstituirt, in welche der Kongreß zerfallen sollte. Die erste Abtheilung umfaßte die Anträge auf einheitliche Organisation der Statistik in den verschiedenen Ländern, die Volkszählungen, die Territorial- und Katastralstatistik; der zweiten Abtheilung fielen die Berathungen über Ackerbau-, Gewerbe- und Handelsstatistik zu, der dritten die Fragen, die sich auf die arbeitenden Klassen, das Schulwesen und die Kriminaljustizpflege beziehen. Zugleich mit dem statistischen Kongreß hielten von den Seemächten delegirte Marine-Gelehrte Berathungen, bei denen es sich darum handelte, einen übereinstimmenden See-Beobachtungsplan anzunehmen. Der Hauptbeförderer dieser für die geographische Kenntniß wichtigen Konferenzen war Maury, Lieutenant in Diensten der Vereinigten Staaten.

Die babylonischen Alterthümer. Die großen Entdeckungen, die von Botta, Layard und andern Forschern in dem alten Ninive gemacht worden sind, haben zu Nachforschungen in dem noch ältern Babylon angespornt. Der Engländer Loftus und eine französische Expedition haben die jüngsten Arbeiten geliefert. Von der französischen Gesellschaft liegen die Berichte vor, welche Fresnel im Journal asiatique und Appert theils im Athenaeum Français theils in der Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft erstattet haben. Nach diesen Berichten ist die Ausbeute eine geringe und steht mit den Mühen und Kosten in keinem Verhältniß. Einiges hat man jedoch erlangt, namentlich eine Topographie des alten Babylon, die manchen Zweifel löst, manchen freilich auch bestehen läßt. In den folgenden Zeilen soll eine gedrängte Rechenschaft über unsere jetzige Kenntniß der babylonischen Alterthümer gegeben werden.

In der Mitte der Trümmerhaufen, welche die Stelle des alten Babylon bezeichnen, liegt auf beiden Seiten des Euphrats, über den hier eine Schiffbrücke führt, die Stadt Hillah. Im Norden ziehen sich große Sümpfe hin, der Aufenthalt der Büffelheerden der Araber, im Osten und Nordosten ist fruchtbare Ebene, die in ruhigen Zeiten bebaut wird. Wilde Araber, die Hillah fortwährend fast bis an die Thore belagert halten, sind die Umwohner und machen den Besuch der Ruinen zu einer schwierigen und gefahrvollen Aufgabe. Die Ueberschwemmungen des Euphrats haben die meisten der alten Reste, an denen nicht schon die Menschen ihre Zerstörungskunst versuchten, nach und nach vernichtet. Ueber der Ebene erheben sich aber gewaltige Trümmerberge, zu denen die höchste Fluth nicht hinanreicht, und diese sind es, auf welche die Forschung sich richtet. Der gewaltigste von allen heißt bei den Arabern Birs Nimrud. Der Name Nimrud thut nichts zur Sache. Von allen alten Namen ist keiner im Gedächtniß der Bevölkerung so haften geblieben, wie jener des gewaltigen Jägers, und Nimrud heißen fast alle dem Araber räthselhaften Trümmer in Mesopotamien. Der Name Birs wird, und wohl mit Recht, für einen Anklang an die Chaldäerstadt Borsippa gehalten, die als ein besonderes, durch Mauern isolirtes Viertel den südwestlichen Theil Babylons einnahm.

Der Birs Nimrud liegt, von der dürren Wüste umgeben, auf dem rechten oder westlichen Euphratufer, zwei Stunden von Hillah entfernt. Er ist der alte babylonische Thurm, jenes Wunder der Welt, welches nach der Erzählung der Bibel die Veranlassung zur Trennung der Völker wurde. Von der ursprünglichen Höhe von 600 Fuß ist gegenwärtig nur noch der dritte Theil vorhanden. Nach

Norden, Westen und Süden fällt diese Höhe von 200 Fuß sehr steil ab, nach Osten stuft sie sich zu einer Vorterrasse von 60 Fuß Höhe ab, die von einer durch den Regen gebildeten Schlucht in zwei Hälften getheilt wird. Auf der höchsten Spitze erhebt sich ein 35 Fuß hoher Mauerpfeiler. Die ganze Kuppe ist mit Massen von verglastem Backstein bedeckt. Dies deutet auf einen gewaltigen, absichtlich zur Zerstörung angestifteten Brand hin, von dem wir nicht wissen, durch wen er entstanden ist. Xerxes, der gewöhnlich genannt wird, kann es nicht gewesen sein, denn Herodot, der Babylon später besuchte, schildert den Bau als wohlerhalten. Wie ungeheuer die Zerstörung gewesen sein muß, geht daraus hervor, daß Alexander, als er den Plan der Wiederherstellung verfolgte, zwei Monate lang 10,000 Arbeiter mit der Wegschaffung des Schuttes beschäftigte.

Der Birs Nimrud war eine in acht großen Stufen ansteigende Pyramide von viereckiger Grundform. Wie man bei dem Bau verfuhr, erklären uns die neuesten Forschungen genau. Man baute zuerst einen Kern von mäßiger Größe, der aus Luftziegeln bestand, die nicht im Feuer gebrannt, sondern an der Sonne getrocknet und gehärtet wurden. Man machte diese Luftziegel groß und verband sie durch Lagen von Schlamm und gehacktem Stroh. Dieser Kern wurde dann mantelartig mit dicken Wänden von gebranntem Backstein bekleidet. Im Birs Nimrud sind zwei Lagen solcher Backsteine zu unterscheiden. Der innere Mantel ist jedenfalls der ältere und besteht aus rothen Ziegeln von geringer Güte, zwischen denen als Bindemittel ein aufgelöster rother Thon liegt. Der äußere neuere Mantel wird dagegen von feinen, harten gelbrothen Ziegeln gebildet, die durch einen sehr feinen Kalk mit einander zu einer unlösbaren Masse verbunden sind. Wie Lepsius ermittelt hat, ist die Bauart der ägyptischen Pyramiden genau dieselbe. Auch bei ihnen bildete man einen kleineren innern Kern, der während der ganzen Regierungszeit des Königs, zu dessen Grabe die Pyramide bestimmt war, nach außen durch Backsteinwände vergrößert wurde. Aber es besteht doch zwischen Aegypten und Babylon ein Unterschied. In Aegypten ließ man die großen Stufen, aus denen der Koloß sich auferbaute, durch das Hineinfügen von kleineren Stufen nach und nach verschwinden und gab endlich dem Ganzen glatte Seitenflächen. Nur bei einigen Pyramiden, z. B. der von Sakkara, hat man der ursprünglichen großen Stufenform diese Vollendung nicht gegeben. In Babylon wurde dagegen die Stufenform planmäßig beibehalten, denn man behielt einen Weg bei, der von außen auf die Spitze der Pyramide führte.

Nach den Nachrichten der Alten war der Erbauer des babylonischen Thurms Belus. Wie Diodor berichtet, war dieser Belus ein Aegypter, der aus dem Lande des Nils eine Kolonie herüberbrachte und die Babylonier mit der Verehrung der Götter und mit der Sternkunde bekannt machte. Als er gestorben war, machte das dankbare Volk ihn selbst zu einem Gott und verehrte ihn unter dem Namen Baal. Man scheint ihm Attribute beigelegt zu haben, welche jenen des griechischen Kronos entsprechen. Hat Belus diesen Thurm erbaut, so hat ein späterer König denselben vollendet, um so seine Ehrfurcht vor dem Gott gewordenen Begründer der Stadt zu bethätigen. Von diesem König stammt die äußere Bekleidung von feineren Backsteinen, deren wunderbare Fügung alle Beschauer entzückt, aber auch zugleich die Verzweiflung aller Forscher ist, weil der Mörtel mit dem Stein so fest zusammenhält, daß von dem letztern nie ein unzerstörtes Stück zu erlangen ist. Wer dieser Vollender des babylonischen Thurmes ist, hat man aus den losgebrochenen Ziegelbruchstücken herausgelesen. Alle Ziegel tragen auf ihrer nach unten gekehrten Seite Keilinschriften, auf denen man den Namen Nebukadnezar entziffert hat. Er heißt hier „Nabuchudurrusur, König von Babylon", und bezeichnet sich neben vielen noch unentzifferten Titeln als „Sohn des Napopalassar, Königs von Babylon."

Welchen Zweck hatte aber der babylonische Thurm? Wir werden einfach bei der Angabe der Alten bleiben müssen, die ihn das Grab des Belus nennen. So

nennt ihn auch Strabo, und Aelian fügt hinzu, daß Xerxes das Grab habe öffnen lassen und den Leichnam des zum Gott gewordenen Königs in seinem Sarkophage aufgefunden habe. Die neueren Hypothesen, die man über den babylonischen Thurm aufgestellt hat, sind unhaltbar, geschmacklos, widersinnig. Nach der Meinung Einiger ist er eine Sternwarte der Chaldäer gewesen. Gegen diese Behauptung hat man gesagt, daß die Chaldäer, diese gewaltigen Sternkundigen, von denen der Thierkreis *) und andere unserer Sternbilder herrühren, deren Beobachtungen bis ins dreiundzwanzigste Jahrhundert hinaufreichen, welche die Ursache der Verfinsterung des Mondes und die Dauer der Monate und des Jahres genau kannten, auch gewußt haben werden, daß man von einer sechshundert Fuß betragenden Höhe die Sterne nicht besser beobachten könne, als von der ebenen Erde. Fresnel machte den Thurm gar zu einer Schlafstätte für das Volk. „In der babylonischen Ebene", sagt er, „sind Hitze und Mücken unerträglich. Beide verlieren sich aber in der Höhe, und man bettet sich daher noch heute, um ihnen zu entgehen, so hoch als möglich." Er hat es sich nun recht hübsch ausgedacht, wie die Ordnung der Schlafenden gewesen sei. Ganz oben hatte der Oberpriester seine luftige Kammer, weiter nach unten folgten, nach Rang und Würden geschichtet, die Priester, und auf den untersten breitesten Stufen lagerte das Volk. Es läßt sich kaum etwas Widersinnigeres denken, als die Annahme einer Schlafstätte, welche die Bestimmung gehabt habe, die ganze Bevölkerung einer zwanzig Stunden im Umfang haltenden Stadt aufzunehmen. Der babylonische Thurm lag in der Südwestecke Babylons, so daß die Insassen der entferntesten Stadtviertel jeden Abend einen Weg von nahe fünf Stunden hätten machen müssen. Vortrefflich geschlafen würden sie nach einer solchen Bewegung haben. Auch der Oberpriester, doch wohl immer ein älterer Mann, der jede Nacht sechshundert Fuß zu seinem Schlafgemach hinaufklettert, giebt kein übles Bild.

Eine zweite Aehnlichkeit mit Aegypten besteht darin, daß mit der Pyramide ein Tempel verbunden ist, der hier wie dort gegen Osten liegt. Der Tempel war immer dem Todten geweiht, dessen Leichnam die Pyramide umschloß. In Aegypten sind noch Ruinen dieser Tempel vorhanden, bei Birs Nimrud sieht man nichs, als den Schutthaufen, auf dem der Belustempel einst stand. Herodot beschreibt ihn: auf einem goldenen Thron, den goldene Tische umgaben, saß die goldene Bildsäule des Gottes, vor dem Tempel stand ein goldener und ein großer Altar, auf welchem letztern einmal bei einem Feste der Chaldäer für tausend Thaler Weihrauch verbrannt wurden. Auch jetzt noch hat die Stätte eine gottesdienstliche Bestimmung, an der Stelle des Belus-Altars stehen Kapellen der Mohamedaner. Der Umfang des Tempelhügels ist noch bedeutender als jener des jetzigen Birs Nimrud. Fresnel sucht die Stelle des Tempels auf der erwähnten Vorterrasse, zu welcher der Birs Nimrud sanfter als gegen die andern Seiten abfällt. Dort kann dieser Bau nicht gestanden haben, denn jene Vorstufe gehört offenbar zu der Pyramidenmasse des babylonischen Thurms selbst, dessen höchste Spitze zwischen ihr und dem Mauerpfeiler Nebukadnezar's gelegen haben muß. Rechnete man diese Vorstufe, die sich durch ihre ungebrannten Backsteine als ein innerer Kern ausweist, nicht mit zu der Basis des Thurms, so wäre diese viel zu klein, als daß sie einen Thurm von 600 Fuß Höhe getragen haben könnte. Beides, den Thurm und den Tempel, umgab eine doppelte Mauer. Von dem Tempelhügel stammen unbedingt die Keilschriften, welche Porter von Arabern erhielt. Man hat sie entziffert, ihr Text lautet: Beth El Balenu, Tempel des Gottes unseres Baal. Dieselben Worte in Kursivschrift hat man am Rande von Keilschrifttafeln gefun-

*) Der Thierkreis gilt für ägyptischen Ursprungs, ist es aber jedenfalls nicht. Dies beweist die Aufnahme des Krebses unter die Sternbilder, eines Thieres, das in Aegypten nie vorkommt. Auf den assyrischen Reliefbildern deutet der Krebs zusammen mit den Fischen das Wasser an.

den, von denen eine ein Dekret des Artaxerxes war. Einmal finden sie sich in umgekehrter Stellung, als hätte der Arbeiter, der sie eindrückte, nicht gewußt, wo man diese Schrift zu lesen anfängt, oder sich nicht darum gekümmert.

Auf der Westseite des Euphrat, wo der älteste Stadttheil lag, ist weiter nichts übrig, wenn man ein paar unbedeutende Trümmerhügel ausnimmt. Diese sollen der sogenannte ältere Palast sein, in dem Alexander erkrankte und von wo er sich über den Strom nach den hängenden Gärten der Semiramis und dann nach dem neuen Palast, wo er starb, bringen ließ. Nach den bestimmten Angaben der Alten floß der Euphrat zwischen der alten und neuen Burg, und damit stimmt die Lage jener Trümmerhügel nicht, in denen man die alte Burg erkannt haben will, denn diese liegen weit landeinwärts. Um sich zu helfen, hat Fresnel angenommen, daß der Euphrat seinen Lauf verändert habe, jetzt weit mehr östlich fließe. Die eigenen Entdeckungen der französischen Expedition widerlegen dies. Es ist nämlich bei einem sehr niedrigen Wasserstande des Euphrats der Kai zum Vorschein gekommen, den Nabonid, der letzte König Babylons, bauen ließ, so daß mithin der Fluß seinen Lauf nicht wesentlich verändert haben kann. Die Backsteine des Kaies tragen deutlich den Namen Nabonid. Bekanntlich hat man sich viel mit dem Belsazar des Buches Daniel gequält, den man mit Nabonid nicht zu vereinigen wußte. Dieses Räthsel löst eine endliche Entdeckung Rawlison's. Nabonid hatte einen Mitregenten Belcharedzar, und dieser ist es, der im Getümmel eines Festes den eindringenden Feind nicht hörend von den Persern erschlagen wurde. Nabonid rettete sich nach der Chaldäerstadt Borsippa, sicherte sein Leben durch Unterwerfung und wurde nach Karmanien verbannt.

Die Ostseite der Stadt rührt von Nebukadnezar her. Hier standen die Riesenmauern, die in einer Ausdehnung von zwanzig Stunden — jede Seite des Mauervierecks war fünf Stunden lang — in einer Höhe von zweihundert und einer Dicke von funfzig Ellen sich erhoben. Sie sind spurlos verschwunden. Wir wissen allerdings, daß schon Darius sie theilweise zerstörte und daß Alexander damit fortfuhr, wir wissen ferner, daß ihre Backsteine mit Erdpech lose verbunden waren, mithin die träge Gewohnheit der Morgenländer, alte Trümmer als Steinbrüche zu benutzen, leicht befriedigt werden konnte, aber räthselhaft bleibt es doch immer, daß ein solcher Riesenbau wie von der Erde weggeblasen wurde. Dagegen sieht man noch Spuren jener innern Umwallung, mit der Nebukadnezar seine Burgen von der übrigen Stadt abtrennte. Während die äußern Mauern ein Viereck bildeten und eben so die innere Stadt durch rechtwinkelige Straßen in lauter Vierecke abgetheilt wurde, stellte Nebukadnezar's Ringmauer ein Dreieck dar, das den Strom zur Basis hatte. An dieser Basis erheben sich drei Trümmerberge, von den Arabern Amran, Kasr oder Mujelibe (Umsturz) und Babel genannt. Der Amran ist der südlichste, der Babel der nördlichste, Kasr (das Schloß) liegt in der Mitte. Der Babel war eine Citadelle, die noch zu den Zeiten der Nachkönige Alexanders als solche benutzt wurde. In dem Kasr haben wir die sogenannte neue Burg Nebukadnezar's vor uns. Der jetzige Zustand ist der kläglichste. Die Trümmer bilden einen ungeheuren, formlosen Haufen, den an den meisten Stellen ein sechszig bis achtzig Fuß hoher Schutt bedeckt, während hier und da solide Backsteinmassen zu Tage stehen. Die frühern Nachforschungen haben kein Resultat ergeben, und man hat fast auf die Hoffnung, hier Entdeckungen zu machen, verzichtet, da alle Steinbrecher, welche den Kasr seit Jahren bearbeitet haben, erklären, es habe sich nie ein Bildwerk gezeigt. Bruchstücke von solchen hat die französische Expedition indessen bei mehrmonatlichem Suchen gefunden. Es sind buntglasirte Backsteine, auf denen bald ein Pferdehuf, bald ein Körpertheil eines Hundes oder Löwen, bald eine zierliche Bartlocke oder ein menschliches Auge erkennbar ist. Griechische Schriftsteller sprechen von Gemälden von Jagden, die Ninus und Semiramis abgehalten hätten, und von diesen Gemälden mögen die glasirten Ziegel Bruchstücke sein.

So stoßen wir also wieder auf Spuren der fabelhaften Semiramis? Gewiß nicht. Nebukadnezar hat die neue Burg gebaut, und da die Keilinschrift jeden Backsteins derselben seinen Namen trägt, so ist nicht anzunehmen, daß er auf den Gemälden andere Personen als sich selbst und seine Frau dargestellt habe. Aber anderswo, an einer Statue des Gottes Nebo, hat Rawlison den Namen Sammuramit entdeckt, der dort neben jenem des Phalluka (Phul, Phaloch, Belochus) steht, der in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts als letzter König der ersten assyrischen Dynastie lebte. Mit den babylonischen Bauten dürfte nicht der Name der Semiramis, sondern jener Nebukadnezar's, verknüpft sein.

Der Amran ist wahrscheinlich der Rest der hängenden Gärten, jener bergartig ansteigenden Baumpflanzungen, durch deren Anblick, wie die Sage geht, Semiramis an ihre Heimath mit deren grünen Gebirgsrücken erinnert werden wollte. Strabo schildert den Unterbau als ein Gewölbe, dessen einzelne Abtheilungen zu Gemächern benutzt worden seien. Außer diesem ausdrücklichen Zeugniß giebt es Gründe genug, welche dafür sprechen, daß die Babylonier die Kunst des Wölbens gekannt haben, wenn ihre große Euphratbrücke auch aus Pfeilern mit darübergelegten Steinbalken bestand. Der unterirdische Gang, der unter dem Euphrat hindurchführte, muß gewölbt gewesen sein. Ueberhaupt ist das Gewölbe der nothwendige Begleiter des Ziegelbaues und in holzarmen Ländern unentbehrlich. Die Aegypter und Assyrer hatten, wie jetzt erwiesen ist, Wölbungen, auf den assyrischen Bildwerken werden gewölbte Brücken dargestellt, und es ist geradezu unglaublich, daß die Babylonier, die mit jenen beiden in so genauen Beziehungen standen, die Kunst nicht auch gekannt haben sollten. Indessen hat man in Babylon bis jetzt keine Spur von Bogenbau gefunden.

Bei dem jetzigen Stande der Untersuchungen haben wir alles dankbar anzunehmen, was uns von anderer Seite über babylonische Verhältnisse durch Forschungen über verwandte Länder zukommt. Solche Länder sind besonders Aegypten und Syrien. Eine Einwirkung ägyptischer Sitten und selbst eine zeitweilige Unterwerfung unter die Pharaonen hat gewiß stattgefunden. Man hat in Mesopotamien ägyptische Skarabäen gefunden, auf denen der Name Thotmes III. steht. Desselben Königs Tafel in Karnak führt Babylon und Ninive auf, wie eben so die Tempelsäulen Amunoph's zu Soleb in Dongola unter den unterworfenen Ländern Assur anführen. Es scheint fast, als habe die ägyptische Herrschaft von dem achtzehnten bis zum dreizehnten Jahrhundert gedauert, und unter der Gründung von Ninive sei die Errichtung eines selbstständigen assyrischen Reichs zu verstehen. Der Vorstellungskreis dieses assyrischen Reichs war wesentlich derselbe wie in Babylon, und die assyrischen Götter stimmen mit den babylonischen. Ja bis nach Griechenland gehen Denkmale ninivitisch-babylonischen Styls, wie sich solche zum Beispiel in Mykene finden, und in den Gräbern Etruriens finden sich Vorstellungen, die bis auf Babylon zurückgehen.

Die bisherigen Nachgrabungen auf dem Gebiet von Babylon haben sich vorzugsweise mit Birs Nimrud und dem Kasr beschäftigt. Daß man hier so wenig gefunden hat, darf nicht entmuthigen. Auch in Ninive fand man lange Zeit nichts, und plötzlich machten Botta und Layard ihre überraschenden, für die Kunde des alten Orients Epoche machenden Bildwerke. Der Baureste giebt es in Babylonien noch genug. Zwischen den beiden Strömen Euphrat und Tigris zieht sich durch Südchaldäa eine Reihe von Trümmerbergen von riesenhafter Größe. Der dem Birs Nimrud nächste, jetzt Dhaymir genannt, ist nur vier Stunden von dem babylonischen Thurm entfernt, und könnte daher die südöstliche Ecke von Babylon bezeichnet haben, wie jener die südwestliche. In seiner ganzen Höhe, die 180 Fuß beträgt, ist er aufgemauert, und zwar theils mit dem feineren, gelben, theils mit dem gröberen rothen Backstein. Beinahe gleich hoch wie der Birs Nimrud, nämlich zweihundert Fuß, ist der Thurm Mukayyar am rechten Ufer des untern Euphrat. In dem Schutt läßt sich deutlich die Grundform erkennen, ein in zwei

Stufen aufsteigendes Viereck. Bekannt ist ferner der Trümmerberg Akerkuf bei Bagdad, dessen Ueberzug von gebranntem Backstein längst zu Neubauten verschleppt worden ist, so daß nur der rohe Kern, ungebrannter Backstein mit Lagen von Rohr wechselnd, übrig geblieben ist. Am meisten dürften die Trümmerstätten von Niffer, Wenkerah und Wurka versprechen. Sie sind noch so gut wie unberührt, nur in der Pyramide von Wurka hat Loftus im Auftrage des brittischen Museums Nachgrabungen angestellt, aber nichts gefunden, als Tausende und aber Tausende von gewöhnlichen irdenen Sarkophagen. Nach Arrian befanden sich in den Sümpfen Südchaldäa's, wo diese Trümmerberge liegen, die Denkmale der alten Könige, und es verlohnte daher der Mühe, hier nachzusuchen. Unglücklicher Weise hausen in diesen Sümpfen, die halb Wasser und halb Schilfwald sind, die wildesten der Araberstämme, über deren Gewohnheit, von Plünderungen zu leben, die türkische Regierung bisher nichts vermocht hat.

Ein wichtiger Beitrag für die Kunde der babylonischen Keilschrift ist die von Röth glücklich durchgeführte Entzifferung einer Inschrift auf Erztafeln, die zu Idalion auf Cypern gefunden worden sind. Man hielt den Text anfangs für ägyptisch, da Schriftzeichen der Hieroglyphen darin vorkommen, und wußte nichts damit anzufangen, aber Röth entdeckte nach langer Arbeit ein chaldäisches Wort und las nun die ganze Inschrift mit Sicherheit. Dieselbe bezieht sich auf die Beruhigung der Insel durch das ägyptische Theben. So ist die kleine Zahl der babylonischen Keilschriften, welche wir lesen können, abermals um eine neue vermehrt.

Thomas Lord Denman, einer der rechtskundigen Lords (law-lords) der vereinigten Königreiche, wurde am 23. Juli 1779 geboren und war der Sohn des Dr. Denman, eines der ausgezeichnetsten praktischen Aerzte Londons, der in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts lebte. Seinen ersten Unterricht erhielt der nachmalige Lord in der Palgrave-Schule bei dem Städtchen Diß in Norfolk, von wo er gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts das St. Johannes-Kollegium in Cambridge bezog, wo er im Jahr 1800 promovirte. Im Jahre 1806 begann er als Mitglied von Lincolns Inn in London seine Laufbahn als Advokat. Er hatte sich schon in jungen Jahren mit der Tochter eines Geistlichen verheirathet, und die rasche Zunahme seiner Familie wurde ihm in seinen Berufsgeschäften ein Sporn. Der damalige Zeitpunkt war der unglücklichste für die öffentliche Laufbahn eines jungen Mannes, der vermöge seiner Erziehung und Denkart zu einer Partei gehörte, welche noch ein Vierteljahrhundert lang in der Opposition bleiben sollte. Außerdem besaß er persönlich nicht die Eigenschaften, welche ihn den Machthabern jener Tage, den Percevals und Eldons, empfehlen konnten.

Bei den Wahlen von 1818 ins Parlament gewählt, nahm er seinen Sitz auf den Bänken der Whigopposition. Im folgenden Jahre wurde er Abgeordneter für Nottingham und fuhr diese Stadt zu vertreten fort, bis er 1832 auf die Richterbank befördert wurde. Gleich bei seinem Erscheinen im Parlament wirkte er für Rechtsreformen, aber erst im Jahre 1820 gab ihm der Prozeß der Königin Karoline Gelegenheit zur Entfaltung seiner ganzen Energie und machte ihn der Nation allgemein bekannt. Er trat als Solicitor-General der Königin auf. Er sah in der Königin eine Frau, deren zahlreiche Verstöße gegen Tugend und Anstand in der unwürdigen Behandlung, die sie von ihrem Gemahl erlitten hatte, eine Art Beschönigung fänden, und der im Lande herrschende Oppositionsgeist gegen Georg IV. und die Minister spornte ihn zum Kampfe und verschönte sogar die an sich häßliche und abstoßende Sache, zu deren Dienst er sich herbeigelassen hatte. Die von Denman in diesem Prozeß übernommene Rolle gab dem Publikum eine hohe Meinung von seinem unerschrockenen Muth und trug nicht wenig zum siegreichen Ausgang bei. Dieser Erfolg war jedoch eine Sünde, die

der Tory Lord Eldon, so lange er als erster Rechtsbeamter das große Siegel führte, nicht verzeihen konnte, und demnach wurden Denman die wohlverdienten Ehren seines Standes, so weit dies vom Lordkanzler abhing, geflissentlich vorenthalten. Doch ernannte ihn London zu seinem Gemeinde-Sachwalter. Im Jahre 1830 änderte sich endlich die Szene; das Ministerium Grey ernannte Sir Thomas Denman, wie er nun hieß, zum Generalfiskal von England, welchen Posten er während der wichtigen Debatten über die Reformbill bekleidete. Im Jahre 1832, nach dem Ableben Lord Tenterden's, rückte er ins oberste Richteramt der Kingsbench vor und verwaltete diese hohe Stelle, nachdem er mittlerweile als Baron Denman zur Peerswürde erhoben worden war, bis zum Jahre 1850. Am 22. September 1854 starb er auf seinem Landsitz Stoke Albany, der in Northamptonshire liegt, an einem Schlagflusse. Von seiner Stellung im politischen und juristischen Leben sagt die Times: „Lord Denman, kann man sagen, besaß weder die ungestüme forensische Beredsamkeit Erskine's, noch die erschütternde parlamentarische Energie Broughams (d. h. Henry Broughams, wie er sich einst im Unterhaus zeigte); er entfaltete nicht die reiche und beseelte Gelehrsamkeit eines Mac-Intosh, noch besaß er den feinen Advokatenscharfsinn eines Scarlett; wiewohl er neben Romilly keine ruhmlose Rolle in der Reform unserer Gesetze spielte, deren Mißbräuche er heben und deren Härten er mildern half, war er ihm doch nicht ganz ebenbürtig im Barreau, und obschon er im Kampf für die Neger-Emanzipation an Eifer und Ausdauer hinter keinem zurückblieb, so hatten doch Wilberforce und Clarkson enthusiastischere Anhänger im Land, und Buxton und Lushington erfreuten sich in dieser Sache größeren Ansehens im Hause der Gemeinen. Auf der Richterbank kann man die Berufsfähigkeiten und Leistungen Lord Denmans unmöglich zusammenstellen mit den hervorragenden Eigenschaften eines Parke oder Tindal, Lyndhurst oder Campbell. Aber wenn man, bei einer unbefangenen Ueberschau seines Lebens und Charakters, ihm den höchsten Rang versagen muß, so ist es doch kein geringes Lob, daß er in dieser Konstellation von Talent und Wissenschaft seinen unbestrittenen Platz als ein Stern zweiter Größe behauptete. Neben solchen Zeitgenossen und Mitstrebenden auf der Lebensbahn gewann er sich einen schönen ehrenvollen Preis, und verdiente ihn zu gewinnen. Achtzehn Jahre lang füllte er den Ehrensitz des Oberrichters von England (d. h. er war Chief Justice der Queensbench), und wenn ihn einige andere an Lebhaftigkeit des Geistes oder Schärfe der Intelligenz übertrafen, in der moralischen Würde der Amtsführung that es ihm keiner zuvor, vielleicht keiner gleich. Das persönliche Behaben Lord Denmans in der Handhabung der Rechtspflege trug das kräftige Gepräge derselben sittlichen Eigenschaften, die er in allen Lebenspflichten bethätigte, und obgleich er dann und wann auf der Richterbank die Leidenschaft eines politischen Parteimanns blicken ließ, so können wir doch nur Zeugniß ablegen für die unbeugsame Rechtlichkeit seiner Absicht, seine Wahrheitsliebe, Aufrichtigkeit und die edle Simplicität seines Wesens. Sein ausnehmendes Wohlwollen und seine Menschenfreundlichkeit waren der passendste Schmuck für den obersten richterlichen Wächter der öffentlichen Moral, und diese Eigenschaften sichern seinem Namen ein bleibendes Ehrengedächtniß in seinem Volk."

Unter Verantwortlichkeit des Ergänzungsblätterverlags in Meißen. — Redakteur Dr. Fr. Steger.
Druck von A. E. Cato in Meißen.

Der Thee. Dem Pflanzenreiche gehören wenige Gattungen an, welche in so hohem Grade die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich ziehen, wie der chinesische Theestrauch. Seine Kultur auf den chinesischen Hügeln, die eigenthümliche Spezies oder Abart, welche den im Handel vorkommenden grünen oder schwarzen Thee liefert, die Art, wie die Blätter bereitet werden, alle diese Gegenstände und Fragen sind immer von besonderem Interesse gewesen. Die Eifersucht der chinesischen Regierung in früheren Zeiten hinderte die Fremden irgend einen der Bezirke zu besuchen, wo der Thee gebaut wird, und das Wenige, was man von chinesischen Kaufleuten erfahren konnte, war nicht zuverlässig. Der chinesisch-englische Krieg öffnete endlich das Reich der Mitte und machte es einem tüchtigen Botaniker möglich, die Theebezirke zu besuchen und dort sorgfältige Forschungen anzustellen. Dieser Reisende ist Robert Fortune. Als die erste Nachricht von dem Frieden von Nanking nach England gelangte, wurde er von der Londoner Gartenbaugesellschaft zum botanischen Sammler ernannt und ging in dieser Eigenschaft zu Anfang 1843 nach China, wo er ungefähr drei Jahre verweilte. Auf dieser ersten Reise berührte er nur die Küstengegenden. 1848 wurde er von den Direktoren der ostindischen Gesellschaft beauftragt, wieder nach China zu gehen, um sich die besten Sorten der Theepflanzen, so wie einheimische Theebereiter und Geräthschaften für die Theepflanzungen der Regierung am Himalaya zu verschaffen. Auf dieser Reise blieb er bis 1851 in China und Indien, reiste weit ins Innere des Landes und besuchte viele in Europa bisher unbekannte Gegenden, namentlich die Boheaberge, eine berühmte Heimath des Thees. Bei einem Besuch im Himalaya war er dann noch für die dortigen Theepflanzungen thätig. Er hat über beide Reisen Berichte veröffentlicht, die der deutsche Uebersetzer vereinigt hat. (Robert Fortune's Wanderungen in China während der Jahre 1843 bis 1845, nebst dessen Reisen in die Theegegenden China's und Indiens, 1848 bis 1851. Aus dem Englischen übersetzt von Dr. Julius Theodor Zenker, Leipzig, 1854.)

Die Theepflanze ist ein niedriger Strauch, welcher sich selbst überlassen eine Höhe von zehn bis zwölf Fuß erreicht, aber beim Anbau gewöhnlich nur fünf bis sechs, an einigen Stellen sogar nur drei Fuß hoch wird. Man hält ihn mit Fleiß so niedrig, damit er mehr Zweige treibt und das Einsammeln der Blätter ohne Mühe vor sich gehen kann. Er trägt länglich-lanzettförmige, gezähnte, glänzende, immergrüne Blätter. Die Blumen, die in den Blattwinkeln stehen, haben einen drei- bis sechsblättrigen Kelch, eine sechs- bis neunblättrige Krone und viele Staubfäden. Die Frucht ist eine dreifächerige Kapsel mit getrennten Räumen; in jedem Fach befindet sich ein Same mit harter, nußartiger Schale. Er gehört zu der Familie der Camellieae und das ihm am nächsten stehende Geschlecht ist das der Kamellie. Früher nahmen die Botaniker zwei Arten der Theestaude an, die sie Thea viridis und Thea Bohea nannten, und man glaubte, daß von der ersteren der grüne, von der letzteren der schwarze Thee komme. Jetzt weiß man, daß es viele Abarten giebt, die aber alle von derselben Art abzustammen scheinen, und daß der Unterschied der grünen und schwarzen Farbe lediglich von der verschiedenen Bereitungsart oder von künstlichen Färbungen herrührt.

Die Staude wird aus dem Samen gezogen, der im Oktober reif wird. Die Samenkörner werden nach der Einsammlung in einen Korb geschüttet, mit feuchter Erde und Sand gemischt und so bis zum Frühling aufbewahrt. Im März nimmt man den Samen aus dem Korbe und legt ihn in den Boden. In der Regel säet man ihn ziemlich dick, in Reihen oder Beeten, in einer Baumschule, oder an irgend einem unbenutzten Plätze der Theepflanzung, und die Lücken in den bestehenden Pflanzungen werden oft ausgefüllt, indem man sechs oder sieben Samen-

körner in jede leere Stelle legt. Wenn die jungen Pflanzen ein Jahr alt sind, können sie umgesetzt werden. Es geschieht dies immer im Frühjahr, wenn der Monsun umschlägt und häufige warme Regen eintreten. Die Sträucher werden etwa vier Fuß von einander entfernt in Reihen gepflanzt, zwischen denen ein eben so großer Zwischenraum gelassen wird. In kalten Wintern schützt man sie durch Umwinden mit Stroh vor dem Erfrieren. In den nördlichen Gegenden von China liegen die Theegärten, welche in der Ferne wie Anpflanzungen von Immergrün aussehen, immer an den untern und fruchtbarsten Abhängen der Hügel, in den Boheabergen auch in der Ebene, jedoch nie im Tieflande, sondern ziemlich hoch über dem Spiegel der Flüsse. Im Norden ist der Boden, den man wählt, immer sehr fett, im Süden wenigstens mäßig reich, das heißt er enthält einen bedeutenden Theil vegetabilischer Stoffe mit Lehm, Sand und Felsentheilchen gemischt. Daß der Theestrauch auf unfruchtbarem Boden gebaut werde, wie man wohl gesagt hat, ist nicht wahr. Die Pflanze würde das Abnehmen der Blätter nicht ertragen, wenn sie nicht guten Boden hätte.

Ehe man die Blätter abnimmt, läßt man die jungen Pflanzungen gewöhnlich zwei bis drei Jahre ungestört wachsen, oder doch so lange, bis sie in gutem Zustande sind und kräftige Schößlinge getrieben haben. Man schont sie auch dadurch, daß man den schwächern Pflanzen nie viele Blätter abnimmt, oder sie auch ganz übergeht. Die erste Blätterernte wird gewöhnlich gegen die Mitte des Aprils gesammelt. Sie besteht aus den jungen Blätterknospen, die sich eben zu entfalten beginnen, und giebt einen feinen Thee, der bei den Eingeborenen in hohem Werthe steht und in der Regel an gute Freunde in kleinen Quantitäten verschenkt wird. Es ist ein seltener, kostspieliger Artikel, und das Abbrechen der jungen Knospen schadet den Pflanzungen sehr. Der Sommerregen, der in dieser Jahreszeit sehr reichlich fällt, giebt jedoch sowohl dem Boden als der Luft die nöthige Feuchtigkeit, und wenn die Pflanzen jung und kräftig sind, treiben sie bald wieder frische Blätter. Vierzehn Tage bis drei Wochen nach der ersten Einsammlung, oder etwa in der Mitte des Mai, sind die Sträucher wieder mit neuen Blättern bedeckt und zu der zweiten Ernte reif, welche die wichtigste des ganzen Jahres ist. Die dritte und letzte Ernte, welche stattfindet, sobald sich wieder neue Blätter gebildet haben, giebt eine sehr geringe Sorte, welche nicht nach auswärts versandt wird. Bei dem Einsammeln verfährt man nicht etwa sorgfältig, sondern streift die Blätter schnell ab und wirft sie alle unter einander in Körbe von Rohr oder Bambus. Bei der zweiten und hauptsächlichsten Ernte sind die jungen Samenkapseln etwa so groß wie die Erbsen und werden ebenfalls abgestreift und mit den Blättern getrocknet. Es sind dies die Samenkapseln, welche wir oft in unserm Thee finden und die mit jungen Kapern einige Aehnlichkeit haben.

Wenn die Blätter von der Pflanzung hereingebracht sind, breitet man sie auf flachen Bambussieben dünn aus, damit die überflüssige Feuchtigkeit verdunsten kann. So bleiben sie eine kurze Zeit, eine bis zwei Stunden, stehen. Hierauf wirft man sie in die Röstpfannen, die mit Holz geheizt werden, rührt sie mit beiden Händen tüchtig um und schüttelt sie auf. Die Hitze übt sogleich ihre Wirkung; die Blätter beginnen zu knistern und werden feucht und welk, indem sie zugleich einen starken Dampf ausströmen. Dieses Verfahren dauert etwa fünf Minuten, worauf man den Thee schnell heraus nimmt und auf einen kleinen Rolltisch bringt. Nun fängt das Rollen an, bei dem es darauf ankommt, die Feuchtigkeit herauszupressen und die Blätter zusammenzudrehen. Dann wirft man sie aufs neue in die Röstpfanne, die dieses Mal durch ein gelindes Kohlenfeuer erwärmt wird, und rührt wieder beständig um. Nach etwa einer halben Stunde sind die Blätter gut getrocknet und haben eine feste Farbe. Der wichtigste Theil der Operation ist nun beendet. Das weitere Verfahren besteht darin, daß man den Thee durch verschiedene Siebe siebt, um den Staub und andere Unreinigkeiten zu entfernen, und daß man ihn nach seiner verschiedenen Güte sortirt. Während

dieses Prozesses wird er noch einmal durchgeheizt, und zwar die gröberen Sorten einmal, die feineren mit drei oder vier Wiederholungen. Dies ist das Verfahren beim grünen Thee. Bei dem schwarzen Thee finden Unterschiede statt, welche hauptsächlich in folgendem bestehen: 1) Läßt man die Blätter, ehe sie in die Röstpfannen kommen, länger liegen; 2) setzt man sie, nachdem sie geröstet und einige Minuten gerollt worden sind, einige Stunden der Luft aus; 3) trocknet man sie zuletzt langsam über einem Kohlenfeuer. Man giebt aber dem grünen Thee häufig eine künstliche Farbe. Man bedient sich dazu vier Theile Gyps und dreier Theile Berliner Blau, die man zu einem feinen Pulver zerstößt und während des letzten Prozesses des Röstens auf den Thee bringt. Durch diesen Zusatz bekommt der Thee eine frischere und gleichmäßigere Farbe. Wer diesen gefärbten Thee benutzt, trinkt auf je hundert Pfund mehr als ein halbes Pfund Berliner Blau und Gyps. Die Chinesen verwerfen diesen Thee bei eigenem Gebrauch gänzlich.

Alle Theepflanzungen sind von geringem Umfang, einen bis fünf englische Acker groß. In den Boheabezirken läßt der Kaufmann den Thee durch Agenten aufkaufen, die bei den kleinen Händlern herumgehen. In Chekiang, wo grüner Thee gebaut wird, finden Märkte statt, auf denen Kaufleute und Bauern zusammentreffen. Der Transport erfolgt hier wie dort durch Lastträger und auf Booten. Bei dem Fortschaffen der feineren Sorten hat der Kuli (Lastträger), der immer nur eine Kiste trägt, genau darauf zu achten, daß seine Kiste nie den Boden berührt. Er trägt seine Kiste auf folgende Weise. Zwei Bambusstäbe, jeder etwa sieben Fuß lang, sind mit dem obern Ende an beiden Seiten der Kiste festgenagelt. Die andern Enden stoßen unten zusammen, so daß sie ein Dreieck bilden. Auf diese Weise kann man die Kiste auf den Schultern tragen, so daß der Kopf des Trägers in der Mitte des Dreiecks zwischen den Bambusstäben hervorragt. Unter der Kiste wird ein kleines Stück Holz befestigt, damit diese bequemer auf den Schultern sitzt. Wenn der Kuli ausruhen will, setzt er das Ende der Bambusstäbe auf den Boden und stellt diese senkrecht in die Höhe. Das ganze Gewicht ruht dann auf dem Boden und kann ohne Anstrengung in dieser Stellung erhalten werden. Bei den geringen Theesorten macht der Händler wenig Nutzen, bei den feineren verdient er aber bei dem Picul acht Tael.*)

Die Boheapflanze liefert die geringen grünen und schwarzen Theesorten, von der Thea viridis gewinnt man die feineren grünen und schwarzen Arten. Die verschiedenen Sorten sind, von der geringsten angefangen, folgende: I. Schwarzer Thee. 1) Bohea. Das grobe Blatt, welches unter diesem Namen nach Europa gebracht wird, unterscheidet sich von andern Sorten dadurch, daß es einen größeren Theil der holzigen Faser enthält. Da dieser Thee bei der Bereitung dem Feuer mehr ausgesetzt gewesen ist, als die andern Arten, so hält er sich länger, ohne dumpfig zu werden. Der Aufguß ist dunkel. 2) Congu, der nach dem chinesischen Kung-fu (Fleiß) so genannt wird. Diese Sorte bildete mehrere Jahre lang die Hauptmasse des Thees, den die ostindische Gesellschaft verkaufte, verschlechterte sich aber und mußte dem Bohea weichen. 3) Suchong (Seau-chong, kleine oder seltene Sorte) hat ein Blatt, das in der Regel ganz zusammengerollt, aber jünger als das der gröberen Sorten ist. Der sogenannte Padre Suchong wird in besondere Papierpackete verpackt, von denen jedes etwa ein halbes Pfund wiegt, und wird fast ausschließlich zu Geschenken verbraucht. Die feinsten Sorten des Suchong werden zuweilen mit den Blüthen des Chloranthus inconspicuus und der Gardenia florida gemischt, um ihnen einen besseren Duft zu geben, und werden auch unter den Chinesen zu sehr hohen Preisen verkauft. 4) Pekoe. Derselbe besteht größtentheils aus den jungen Knospen, welche im Frühjahr gebro-

---

*) Ein Picul hat 133½ englische Pfunde, ein Tael (sprich Teel) ist 1½ Dollar werth.

chen werden, und ist daher sowohl theuer als selten. Um den feinen Geruch zu erhalten, wird bei dem Trocknen der Blätter nur ein mäßiger Grad Hitze angewendet, was aber die nachtheilige Folge hat, daß der Pekoe auf dem Lager leichter verdirbt, als alle andern Sorten. Der Hyson-Pekoe, die seltenste und theuerste Art, kommt nie nach Europa, weil er durch die feuchte Meerluft auf dem Transport zu Grunde gerichtet werden würde. Die Mandarinen machen sich mit diesem Thee gegenseitig Geschenke. II. Grüner Thee. Man kennt fünf Klassen. 1) Der Twankey ist der Bohea der grünen Theesorten und bildet volle drei Viertheile des in England zum Gebrauch kommenden Thees. Das Blatt ist älter und weniger zusammengerollt, als das der feineren Sorten, wie bei der Bereitung dieser Art überhaupt mit weniger Sorgfalt verfahren wird. 2) Der Hyson-Skin. Das Wort Hyson ist aus einem chinesischen Wort gebildet, welches blühender Frühling bedeutet, und das englische skin (Haut) ersetzt eine chinesische Bezeichnung, welche Abfall heißt. Der Hyson-Skin besteht nämlich aus den groben, gelben und schlecht zusammengerollten Blättern, welche bei der Bereitung des Hyson entfernt werden. 3) Hyson, lauter Thee, der in der ersten Frühlingszeit gesammelt wird. Man dreht und rollt jedes Blatt einzeln mit der Hand, und dieser Sorgfalt ist es zuzuschreiben, daß der echte Hyson so selten und theuer ist. Um die Güte dieser Art aufrecht zu erhalten, pflegte die ostindische Gesellschaft für die beiden besten Kisten, die ihr im Jahr zugeführt wurden, eine Prämie zu zahlen. 4) Der Gunpowder (Schießpulver) ist noch sorgfältiger ausgesuchter Hyson und besteht aus den am besten gerollten und rundesten Blättern, die ihm das körnige Aussehen geben, welchem er seinen Namen verdankt. Die Chinesen nennen wegen dieses Aussehens diesen Thee Chucha oder Perlthee. 5) Der Young-Hyson (der Name Young ist verdorben worden aus dem Chinesischen Yu-tsein, „vor den Regen") war ursprünglich ein junges zartes Blatt, kommt aber jetzt fast nur gefälscht auf den Markt, woran die sehr starke Nachfrage der Amerikaner die Schuld trägt. Man zerschneidet die gröbsten Blätter der schwarzen Theesorten und färbt sie dann mit einem Präparat grün.

Die Kultur des Theestrauchs ist über eine große Länderausdehnung verbreitet. Thunberg sagt uns, daß der Strauch in Japan sowohl wild wachsend als angebaut angetroffen werde, und nach Dr. Wallich findet er sich auch in Cochinchina und Tonquin. In Assam ist zwischen 25° und 26° Breite und in einer mittleren Höhe von 2 bis 4000 Fuß ein wildwachsender Strauch gefunden worden, welchen der letztgenannte Naturforscher als den echten Theestrauch erkannte und den man dort anzubauen angefangen hat. Auf Java hat die holländische Regierung den Theestrauch eingeführt und läßt ihn dort auf Höhen bauen. Es sollen in Amsterdam in einem Jahre schon anderthalb Millionen Pfund Thee verkauft worden sein. Auch in Brasilien hat man in der Nähe von Rio de Janeiro durch Chinesen, die man aus ihrem Vaterlande kommen ließ, Pflanzungen anlegen lassen. Dieser brasilische Thee war grob und entbehrte des feinen Duftes. Die Nordamerikaner machten zu Greenville im obern Theile von Südkarolina Versuche. Da die Pflanzen, welche Junius Smith kommen ließ, gediehen, so gab man sich schon der Hoffnung hin, daß man den eigenen Bedarf gewinnen und noch für den Weltmarkt ausführen könne. „Vierzehn Staaten der Union," sagt man, „eignen sich zur Erzeugung der Staude vortrefflich. Die Vereinigten Staaten führen jedoch etwa elf Millionen Pfund Thee ein. Ein mit der Staude bepflanzter Acker giebt durchschnittlich 547 Pfund Thee, folglich brauchen nur 20,109 Acker der Theekultur gewidmet zu werden, um den gegenwärtigen einheimischen Bedarf zu decken, und zur Versorgung von Europa (mit Ausnahme Rußlands) genügen weitere 91,411 Acker, welche funfzig Millionen Pfund liefern können. Was sind aber für uns 111,520 Acker?" In dieser amerikanischen Rechnung, deren Zahlen wir nicht weiter bekritteln wollen, ist eine Hauptsache vergessen — die Arbeitskosten. In den chinesischen Bezirken erhält ein Arbeiter täglich zwei

bis drei Pence, und dieser wohlfeile Arbeitslohn macht den Amerikanern die Konkurrenz unmöglich. Die amerikanischen Anfänge sind aus diesem Grunde, eben so wie die australischen, nicht weiter fortgeführt worden.

Die indische Regierung widmet ihren Theepflanzungen im Himalaya große Aufmerksamkeit. Dr. Royle, der zuerst den Theebau in diesen Gegenden empfahl, wies nach, daß Klima, Vegetation und Beschaffenheit dieselben seien, wie in China. Man machte indessen im Anfange Fehler, legte die Pflanzungen in der Tiefebene an, bewässerte sie so stark wie die Reisfelder, pflückte von zu jungen Pflanzen Blätter ab u. s. w. Auch führte man nicht die besten Sorten ein, sondern ganz geringe, weil diese am leichtesten zu bekommen waren. Fortune hat jetzt auf diese Mißgriffe aufmerksam gemacht und zwanzigtausend der besten Pflanzen mit einer Anzahl geschickter Arbeiter nach dem Himalaya geführt.

In Japan beschränkt sich der Theebau auf den Raum zwischen dem 30° und 35°. In China dauert die Staude allerdings noch bei Peking im Freien aus, liefert aber einen schlechten Thee. Die Bezirke, welche den Thee zur Ausfuhr liefern, liegen alle zwischen dem 26° und 31° n. Br., und die besten Theegegenden sind die zwischen 27° und 31°. Verfahren wird der chinesische Thee theils zu Meere über Kanton und Shanghai, theils zu Lande nach Sibirien, Persien, der Mongolei und Bucharei, nach Tibet, Nepal und Butan, nach Ava und Kochinchina. Aus der Provinz Yunan wird den Birmanen viel Thee zugeführt. Den Gesammtbetrag der Ausfuhr schätzt Fortune für das Jahr 1845:

Nach England	57,584,561	Pfund.
„ Nordamerika	18,502,142	„
„ dem europäischen Festlande .	4,051,529	„
„ Australien	4,000,000	„
„ Rußland	5,000,000	„
Von einheimischen Schiffen nach verschiedenen Ländern	6,000,000	„
	95,138,232	Pfund.

So bedeutend diese Menge ist, wird die Ausfuhr von dem innern Verbrauche in China doch in dem Grade übertroffen, daß Sir George Staunton Recht hat mit seiner Bemerkung, die Chinesen würden es kaum bemerken, wenn die Ausfuhr ganz aufhörte. Man schätzt diesen innern Verbrauch auf 1800 Millionen Pfund, wobei man annimmt, daß 300 Millionen Theetrinker jährlich jeder sechs Pfund Thee verbrauchen. Diese Annahme erreicht wahrscheinlich noch nicht die wirkliche Höhe des Verbrauchs. „Der Chinese trinkt selten kaltes Wasser. Thee ist sein Lieblingsgetränk, mit dem er seinen Durst löscht, und er trinkt ihn bei allen Mahlzeiten. Häuser, wo Thee verkauft wird, sind in eben so großer Anzahl zu finden, wie bei uns Bierhäuser und Schenken. Theegärten finden sich in allen Städten in großer Menge, jede Straße und jedes Gäßchen hat seine Theehäuser, die zu bestimmten Tageszeiten gedrängt voll sind. Aber nicht allein in den Städten findet eine so bedeutende Konsumtion statt, zu den Seiten der Landstraßen, an den Pässen über die Gebirge, bei den buddhistischen Tempeln und selbst in den entlegensten Gegenden des Landes trifft man zahlreiche öffentliche Theehäuser, wo dieses Getränk verkauft wird. Für eine Tasse Thee bezahlt man hier nicht mehr als eine oder höchstens zwei Cash, und wenn wir bedenken, daß hundert Cash erst vier Pence nach englischem Gelde ausmachen, so begreifen wir, daß der chinesische Bauer drei bis vier Tassen seines Lieblingsgetränks für weniger als einen Farthing unseres Geldes haben kann. In der Regel ist kein anderes nicht berauschendes Getränk in Gebrauch und außer dem Thee kommt nur noch ein anderes flüssiges Stärkungsmittel auf den Tisch, der Samchu, eine Art Branntwein.“ (Fortune.)

In Japan ist der Gebrauch des Thees ein eben so allgemeiner, doch dienen die dortigen Theehäuser auch noch andern Zwecken, die nach unsern Ansichten schimpflicher Natur sind. Es ist bekannt, daß Japanesen wie Chinesen ihren Thee ohne Milch und Zucker genießen, zuweilen jedoch Essenzen hinzufügen. Er wird entweder wie in Europa als Aufguß auf Blätter genossen, oder als ein Pulver, welches in Tassen mit warmem Wasser geschüttet und dann umgerührt wird, bis es schäumt. Folgendes Recept der Bereitung giebt der Kaiser Kien-long: „Setze über ein mäßiges Feuer ein Gefäß mit drei Füßen, dessen Farbe und Form darauf deuten, daß es lange gebraucht ist, fülle es mit klarem Wasser von geschmolzenem Schnee; laß dieses Wasser bis zu dem Grade erwärmt werden, bei welchem der Fisch weiß und der Krebs roth wird, gieße dieses Wasser in eine Tasse auf feine Blätter einer ausgewählten Theesorte; laß es etwas stehen, bis die ersten Dämpfe, welche eine dicke Wolke bilden, sich allmälig vermindern, und nur leichte Nebel auf der Oberfläche schweben; trinke alsdann langsam diesen köstlichen Trank, und du wirst kräftig gegen die fünf Sorgen wirken, welche gewöhnlich unser Gemüth beunruhigen. Man kann die süße Ruhe, welche man einem so zubereiteten Getränk verdankt, schmecken, fühlen, jedoch nicht beschreiben.“ Tüng-po räth, Wasser aus Bergquellen oder Flüssen zu nehmen, aber nie Brunnenwasser. Kochen soll man dieses Wasser über einem lebendigen und hellen Kohlenfeuer.

Wann man die Eigenschaften der Theestaude in China kennen gelernt habe, läßt sich nicht genau bestimmen. Im vierten Jahrhundert n. Chr. muß der Gebrauch noch neu gewesen sein, denn sonst würden die Schriftsteller nicht der Mühe werth gefunden haben, zu erwähnen, daß ein Minister Thee getrunken habe. Aus dem sechsten Jahrhundert wird berichtet, daß ein Arzt, der dem Kaiser den Thee als Mittel gegen Kopfweh empfahl, durch den glücklichen Erfolg seines Raths zu hohem Ansehen gelangt sei. Gegen den Schluß des achten Jahrhunderts wurde der Thee zum ersten Male besteuert, so daß das Theetrinken jetzt allgemein gewesen sein muß. Nach Japan kam die Staude durch chinesische Priester, und zwar, wie es scheint, vor dem neunten Jahrhundert. Die Japanesen haben eine Sage von der Entstehung des Thees, bei der eine historische Persönlichkeit, die im sechsten Jahrhundert lebte, der Priester Darma, eine Rolle spielt. Als dieser buddhaistische Apostel von Indien nach China kam, um dort seine Lehre zu verbreiten, that er das Gelübde, alle Tage und Nächte in ununterbrochenen Andachtsübungen hinzubringen. Zuletzt übermannte ihn der Schlaf, worüber er in einen solchen Zorn gerieth, daß er sich die Augenlider abschnitt und sie zur Erde warf. Aus ihnen wuchs ein früher ganz unbekanntes Gewächs hervor, dessen Blätter er genoß und sich fortan im Stande fühlte, dem Schlaf zu widerstehen. Er empfahl seinen Schülern die kostbare Pflanze, und so verbreitete sich das Theetrinken.

Nach Europa kam der Thee im siebenzehnten Jahrhundert. Um ihrer Waare Eingang zu verschaffen, nannten die Holländer den Thee, den sie zuerst brachten, eine wohlthätige Medizin. Nach den Holländern befreundeten sich die Engländer mit dem fremden Getränk. In Pepy's Tagebuch wird zum Jahre 1661 angemerkt: „Ich ließ mir eine Tasse Thee holen, ein chinesisches Getränk, welches ich früher nicht getrunken hatte.“ Drei Jahre später machte die ostindische Gesellschaft dem König mit zwei Pfund Thee ein Geschenk, und 1667 bekam ein Schiff Befehl, 100 Pfund mitzubringen. Von vornherein empfahl man den Thee zu dem Zweck, den jetzt die „Nichtsalstheetrinker“ so eifrig verfolgen, nämlich als ein Mittel gegen Völlerei. In verschiedenen Zeiten wurde der Verbrauch durch übermäßige Zölle vermindert und noch in diesem Jahrhundert mußte der englische Theetrinker für sein Getränk einen Werthzoll von 100 Prozent entrichten, bis die Aufhebung des Monopols der ostindischen Gesellschaft ein Ende machte. Trotz der Zölle ist der Thee in England immer mehr in Aufnahme gekommen, wie der folgende Nachweis über den Verbrauch in den nachbenannten Jahren zeigt. Es kamen nach England und wurden im Lande selbst verbraucht:

1667	100 Pfund.
1711	142,000 „
1781	3,500,000 „
1785 (Herabsetzung des Zolls) . .	13,000,000 „
1801	23,500,000 „
1828	27,000,000 „
1836	36,000,000 „
1846	57,500,000 „

In den übrigen europäischen Ländern ist der Theeverbrauch im Norden am stärksten, während der Süden den Thee fast gar nicht kennt. In Deutschland zeigt sich dasselbe Verhältniß zwischen dem Süden und dem Norden. Der letztere hat sich an den Thee sehr gewöhnt, und in einzelnen Städten und Gebietstheilen, z. B. in Hamburg, Bremen, Ostfriesland, dürfte der Verbrauch ziemlich so bedeutend sein, wie in England, wogegen der Süden bei Wein, Kaffee und Bier kein Bedürfniß nach Thee empfindet.

Auf den Kopf berechnet, ist der Theeverbrauch:

In England	$2^1/_7$ Pfund.
„ Nordamerika etwas über	$^2/_3$ „
„ Deutschland ohne Oesterreich, zur Zeit des hannöverisch-preußischen Handelsvertrags:	
a) Zollverein	0,02 „
b) Steuerverein	0,21 „
„ Frankreich	$^1/_4$ Loth.

Nach Rußland kam der Thee auf zwei Wegen, über Europa, näher gesagt über Holland von Westen her, und über Sibirien von Osten. Die Verbreitung von Westen her blieb indessen eine unbedeutende. Dagegen fanden die Russen, als sie erobernd in Sibirien vordrangen, bei den jenseits des Baikals nomadisch herumziehenden Buräten den Thee als Nahrungsmittel sehr stark im Gebrauch. Die Buräten aber tranken und trinken den Thee nicht so wie wir, sondern bereiten ihn auf eine ganz andere Weise Ihr Thee ist der Ziegelthee, der wegen seiner Form so genannt wird, und man trinkt ihn mit Fett, Mehl, Salz und Milch. Die Russen gewöhnten sich bald an dieses Getränk und nannten es Karym-(Kalmüken-)Thee, unter welchem Namen es noch in Sibirien bekannt ist. Inzwischen entspann sich auch der Handel in Kiachta, wo die Russen eigentlichen Thee gegen russische Waaren eintauschten und nach Nishneinowgorod, auch nach Moskau führten. Hier lernten sie den Thee auf europäische Weise trinken und verbreiteten die Sitte auch in Sibirien, wo sich nebenbei aber auch die einheimische Art des Theetrinkens erhielt. In der Folge stieg dasselbe in Sibirien zu einer wahren Leidenschaft, und insbesondere im Kreise Nertschinsk wurde es zu einem Nationalbedürfniß. Man trinkt dort fünfmal des Tags Thee und versetzt lieber das Letzte, ehe man sich den unentbehrlichen Genuß versagte. Im eigentlichen Rußland verbreitete sich der Gebrauch des Thees erst im jetzigen Jahrhundert, machte aber sehr bald, namentlich in den Hauptstädten, reißende Fortschritte. Die wohlhabenden Klassen trinken durchschnittlich Thee, aber selbst Handwerker, Kutscher und Lohnarbeiter genießen ihn in Schenken. Die Portion kostet 10 K. P., und diese Wohlfeilheit befördert den Verbrauch. In Petersburg giebt es in der Gartenstraße eine Schenke, die jeden Tag eine an sechszig Pfund enthaltende Theekiste verbraucht. Eigenthümlich ist der russische Theekessel, der Samovar. Ein Schornstein, an dessen unterm Ende ein kleiner Feuerheerd mit einem Rost angebracht ist, geht mitten durch den Kessel hindurch. Geheizt wird mit Holzspähnen und Kohlenstückchen. Da das Feuer rings von dem Wasser umgeben ist, so kommt das letztere in überraschender kurzer Zeit zum Kochen.

Nach Schtschukin (Thee und Theehandel in Rußland, in den Heften April und Mai des Journals des Ministeriums des Innern) betrug die Einfuhr in Rußland:

	Ziegelthee.	Guter Thee (Baicha).
1792 . .	11,552 Pud. . .	6,861¼ Pud.
1802 . .	23,455 "	
1807 . .	33,713 " . .	39,781 "
1814 . .	9,080 "	
1820 . .	41,404 " . .	100,000 "
1836 . .	79,455 "	
1847 . .	130,000 " . .	226,410 "

Zu dieser Einfuhr ist noch die von Odessa zu rechnen, welche fortwährend steigt, 1836 auf 1800 und 1837 auf 5331 Pud sich belief. Mit Ausnahme dieses Handelsplatzes, wohin als nach einem Freihafen Thee gebracht werden darf, empfängt Rußland diesen Artikel nur von Kiachta und Semipalatinsk. Die von dem letzteren Orte kommende Menge ist jedoch unbedeutend gegen die, welche über Kiachta geht.

Die Russen nennen den Thee, welchen sie aus China bekommen, Blumenthee, und der Name ist insofern gerechtfertigt, als die bessern Sorten mit Blumen gemischt werden, wie eben so mit dem zur See nach England gehenden Thee geschieht. Uebrigens gehen nach Rußland dieselben Arten, welche in den westeuropäischen Handel kommen. Man glaubt gewöhnlich, daß der russische Thee besser sei, als der englische, welcher letztere durch den langen Seetransport leidet. In der That war er früher besser, doch hat seine Ueberlegenheit in neuerer Zeit gelitten, da seine Verpackung in Bleikisten aufgehört hat. Die russischen Kaufleute wollten die Fracht für die 10 bis 13 Pfund schweren Bleikisten ersparen und erbaten sich Verpackung in hölzerne, innen mit Papier überzogene Kisten, worauf die Chinesen gern eingingen. Da man die Bleikisten noch in Holzkisten stellte und das Ganze mit einem Geflecht von Bambusrohr umgab, so behielt der Thee seinen feinen Duft, den er jetzt in den Holzkisten einbüßt. Außerdem fallen in Rußland mit dem Thee viele Betrügereien vor.

In den Theebezirken ladet man den Thee auf Schiffe, führt ihn zuerst zur See nach Norden, läuft dann in den großen Kanal ein und bringt ihn von da auf dem Landwege durch die Mongolei auf Kamelen nach Kiachta. Dieser interessante Grenzort besteht aus drei ziemlich weit von einander entfernten Häuserkomplexen: Troizkosawsk, das den Namen einer Festung hat, dem eigentlichen Kiachta und dem chinesischen, jenseits der Grenze und eines neutralen Strichs gelegenen Maimatschen. In Troizkosawsk wohnt der Zolldirektor, der Grenzbefehlshaber, der städtische und der Kosaken-Ataman, die Gemeinde besteht aus Kaufleuten, Kleinbürgern und Kosaken. Das eigentliche Kiachta wird von Kaufleuten bewohnt, die sich hier indessen nur kurze Zeit aufhalten, und hat blos unschöne hölzerne Häuser, die in unregelmäßigen Straßen stehen. Maimatschen bildet ein längliches Viereck und ist von einem hölzernen Zaun umgeben, so daß man von außen nichts erblickt, als die Flaggenstöcke vor dem Tempel. Die Straßen sind gerade und mit Kies beschüttet, der mit Thon festgestampft ist. Die Häuser haben nur ein einziges Stockwerk und nach der Straße zu kleine Fenster. Die Wohnzimmer gehen nach dem Hofe, der zugleich Garten ist. Eine alte Gewohnheit, die nach und nach Gesetz geworden ist, duldet in Maimatschen keine Frauen. Früher durften auch Russinnen den Ort nicht betreten, gegenwärtig läßt man sie zu.

Der Thee ist der einzige chinesische Artikel, der in Kiachta auf den Markt kommt. Die russischen Waaren sind mannigfaltiger, doch besteht die größte Masse aus Tuchen und Pelzwerk. Die Tuche kommen aus Rußland, die Pelze — Zobel von den geringsten Sorten und Eichhörnchen — liefert Sibirien. Der

ganze Handel ist Tauschhandel, sehr häufig haben die russischen Handelsleute gar kein Geld bei sich. Man gestattet ihnen daher im Zollamt, statt der Baarentrichtung der Zölle Wechsel auszustellen, die in Moskau und Nischegorod ausgelöst werden. Der Handel wird zu einer bestimmten Zeit, nämlich im Februar, nach dem neuen Jahr der Chinesen, eröffnet und darf nur in dieser Periode stattfinden. Die russischen Kaufleute ernennen aus ihrer Mitte Bevollmächtigte, sogenannte Gesellschafter, welche den Preis der verschiedenen Theesorten und der russischen Waaren festsetzen. Unter dem von ihnen bestimmten Preise darf kein russischer Kaufmann verkaufen. Bei dem Tausch wird jede einzelne Kiste erprobt, indem man ein Loch in sie macht und etwas Thee herausnimmt. Der Käufer näht die Kiste in rohe Kuhhäute ein, und in dieser Gestalt geht der Thee nach Rußland. Dort setzt man ihn dem Verderben aus, indem man ihn aus den Kisten nimmt, pfund- oder lothweise in Papier wickelt und in diesem Zustande lange im Laden liegen läßt. Er verliert dadurch seinen feinen Duft und nimmt zum Ersatz etwas von dem Geruch der übrigen im Laden befindlichen Gegenstände an.

Wir bemerken noch hinsichtlich des Handels von Kiachta, daß der dort zum Verkauf kommende Thee nach dem Namen der chinesischen Handelsgesellschaft benannt wird, welche ihn verkauft. Das Magazin einer Gesellschaft heißt im Chinesischen Phu-dsy, oder nach russischer Aussprache Fusa. Die russischen Kaufleute, die im Anfange mit den chinesischen Gewohnheiten unbekannt waren, hielten die Firma der Gesellschaft für den Eigennamen des leitenden Handelshauses oder des Geschäftsführers und trugen diesen Namen auf den Thee über. So ist z. B. der in ganz Rußland bekannte Thee Majukon nichts anderes, als der Thee der Fusa oder der Gesellschaft Mei-ju-kchun-dsy. Einer der chinesischen Handelsleute war den Russen unter dem Namen Losan bekannt. Er zeichnete sich durch einen Bart von ungewöhnlicher Länge aus, und die russische Handelsjugend nannte ihn das Spanferkel. Um diese Zeit fanden die Chinesen es angemessen, in jede Kiste eine russisch abgefaßte Deklaration zu legen, welche von den russischen Handelsagenten verfaßt wurde. Einer derselben überlegte, daß es doch grob sei, den Kaufmann Losan ein Spanferkel zu nennen, und um den Ausdruck zu mildern, beschloß er, das in Sibirien übliche Wort „Dsosok" zu gebrauchen, das ein Ferkel bedeutet, welches noch an der Mutter trinkt. So wurde die Fusa Losan-Dsosok in ganz Rußland als der Name eines Thees bekannt. So erzählt Schtschukin. Eine letzte Besonderheit, die wir von Kiachta erwähnen, ist die dort im Verkehr geltende Sprache. Von den dortigen russischen Kaufleuten versteht keiner Chinesisch, dagegen sprechen alle Chinesen das Russische, aber diese russische Sprache versteht man außerhalb Kiachta's nirgends in Rußland. Die Chinesen haben sich, von ihrer Aussprache geleitet, ein eigenes Russisch gebildet, und die russischen Kaufleute in Kiachta haben dieses Kauderwelsch angenommen.

Der Ziegelthee ist bei den nomadischen Eingeborenen Sibiriens allgemein im Gebrauch, und im transbaikalischen Lande trinkt ihn auch die angesiedelte russische Bevölkerung. In Rußland selbst machen nur die Tataren und Kalmüken von ihm Gebrauch, die übrigen Stämme benutzen ihn nicht blos nicht, sondern kennen auch nicht einmal seinen Namen. Schtschukin, der über diesen Thee viele Nachforschungen anstellte, erklärt, man wisse nicht, aus welchen Blättern die Chinesen ihn bereiten. Nach den Mittheilungen der Chinesen in Kiachta legt man die Blätter dieses Thees in hölzerne Formen und drückt sie fest zusammen. Dabei werden sie wahrscheinlich noch des Zusammenhaltens wegen mit Leim oder einer andern zähen Flüssigkeit übergossen. Wenn der Thee auf diese Weise völlig ausgetrocknet ist, nimmt man ihn aus den Formen, umwickelt ihn mit Papier und legt ihn in Kisten zu je sechsunddreißig Ziegeln. Ist er aus den Formen herausgenommen, so hat er die Dicke eines Brettes von einem halben Zoll, eine Breite von 4 bis 4½ Zoll und eine Länge von 8 Zoll. Diese Theebrettchen oder Ziegel sind so fest zusammengepreßt, daß ein starker Mann kaum im Stande ist, ein

Stückchen davon abzubrechen. Je fester der Ziegel zusammengepreßt ist, desto kleiner sind darin die Blätter und desto vortheilhafter sind sie im Gebrauch. Nimmt man davon so viel, als sich mit den Fingern fassen läßt, so giebt dies einen dunkeln Aufguß. Die Farbe des Ziegels ist dunkelgrau, zuweilen grünlich. Man schickt diesen Thee zu Wasser nach Nischegorod, damit die Landfracht ihn nicht vertheuere.

Man behandelt den Ziegelthee beim Gebrauch ganz anders, als den gewöhnlichen oder Baichathee. „Man schlägt ein Stückchen vom Ziegel ab", so beschreibt Schtschukin das Verfahren, „und stößt es in einem hölzernen Mörser nach und nach klein, macht unterdessen Wasser in einem eisernen Topfe siedend, schüttet den zu Pulver gestoßenen Thee hinein und läßt das Wasser fortkochen. Sobald man bemerkt, daß der Thee vollständig aufgequollen ist und das Wasser kaffeebraun gefärbt hat, nimmt man den Topf vom Feuer, entfernt mit einem aus dünnen Stäben der sibirischen Akazie gefertigten Rührstock die oben fettartig schwimmende, wahrscheinlich den verbindenden Stoff bildende Substanz, und fängt an ihn abzugießen. Diese Operation geschieht auf folgende Weise. Man schöpft den Thee mit einem Löffel heraus nnd gießt ihn aus einer gewissen Höhe herunter wieder in dasselbe Gefäß. Aus Erfahrung weiß man, wie viele Löffel man herausschöpfen und wieder ausgießen muß; zu viel und zu wenig verdirbt den Thee. Hierauf gießt man ihn in ein anderes Gefäß, stellt dann eine stark ausgehöhlte Pfanne ans Feuer, gießt Rahm, Fett und Mehl hinein, und läßt diese Mischung so lange zergehen, als nicht das Mehl an dem Fette sich röstet, hierauf gießt man in diese Mischung dick zusammengekochte Milch und endlich den schon etwas erkalteten Thee. Man setzt endlich gewöhnliches Salz oder noch besser Gushar, d. h. aus dem Boden aufblühendes Salz hinzu, und der Thee ist fertig. Man trinkt ihn in hölzernen chinesischen Schalen. Die Russen genießen zu diesem Thee auch Brod, die Nomaden trinken ihn allein, und dieses Getränk bildet bei ihnen fast die einzige Nahrung der Armen."

Der Ziegelthee wird beim Eingange nach Rußland mit 10 K. S., der Blumenthee und der grüne Thee der bessern Sorten mit 70 K. S., der gewöhnliche Thee mit 40 K. S. besteuert. Der Staat gewinnt durch diesen Zoll jährlich mehrere Millionen Silberrubel, und Sibirien erhält durch den Transport der Waaren von und nach Kiachta einen Vortheil von mehr als einer Million. Die russischen Kaufleute verstehen den Zoll für die feinen Sorten theilweise zu vermeiden. Sie fälschen ihren Thee auf die mannigfaltigste Weise. Die Regierung hat mehrmals Fabriken von falschem Thee entdeckt, in denen theils Blätter von Wegerich (epilobium), theils Distelblätter dem Thee beigemischt wurden. Die ersteren Blätter wählte man in Petersburg, die letztern in Nischneinowgorod. Diese Fälschungen sind der Gesundheit schädlich, und die Regierung verfolgte die Fälscher. Die Betrügereien dauerten aber fort und sind noch heute im Gange. Es fiel lange auf, daß in Irkutsk das Pfund des geringsten Thees mit 1 R. 70 K., in Petersburg aber mit 1 R. 50 K., also um 20 K. billiger, verkauft wird. Die Kaufleute behaupteten, diesen wohlfeilen Thee von Semipalatinsk zu beziehen. Der dortige Theeumsatz ist aber so gering, daß er nicht einmal das Bedürfniß der Hauptstädte bestreiten könnte. In Semipalatinsk wurden 1836, als die Regierung den dortigen Tauschhandel eröffnete, nur 9 Pud, im Jahre 1847 nicht mehr als 2374 Pud eingehandelt, während der Theeverbrauch Rußlands in dem letztgenannten Jahre auf 226,410 Pud gestiegen war. Auch wird der Thee, der in Semipalatinsk mit Einschluß des Zolls einen Rubel kostet, durch den Transport u. s. w. in Petersburg auf einen Preis von zwei Rubeln gesteigert, so daß die Kaufleute bei ihrem Preise verlieren mußten. Man kam der Wahrheit auf die Spur, als man aus offiziellen Nachweisen erfuhr, daß nach dem europäischen Rußland jährlich 130,000 Pud Ziegelthee kommen. Die Tataren und Kalmüken, die einzigen Verbraucher dieser Theearten im europäischen Rußland, bilden eine

Kopfzahl von 260,000 Seelen. Angenommen, daß jeder Kalmük und Tatar jährlich zehn Pfund gebrauchte, also zwei Pfund mehr, als die Einwohner des Kreises von Nertschinsk, die leidenschaftlichsten Freunde des Ziegelthees, erhielte man doch nur einen Verbrauch von 65,000 Pud jährlich. Wohin kommen nun die übrigen 65,000 Pud? Sie werden mit dem guten oder Baichathee gemischt, und so können die Petersburger Kaufleute allerdings wohlfeiler verkaufen, als die von Irkutsk. Außer dem Ziegelthee mischt man noch schon gebrauchte Blätter von gutem Thee bei. Man hat sich durch Untersuchungen, die jeder deutsche Freund des russischen Thees mit derselben Sicherheit anstellen kann, von beiden Thatsachen überzeugt. Der Thee, der geprüft werden sollte, wurde nicht mit siedendem, sondern blos mit heißem Wasser begossen, und es zeigte sich der verdorbene Geschmack schon gebrauchter und wieder getrockneter Blätter. Schüttete man das erste Wasser weg und ließ stärker erhitztes Wasser darüberlaufen, so ergab sich der Geruch des Ziegelthees. Goß man siedendes Wasser darüber, so trat der Geruch des wirklichen Thees hervor. Der Thee selbst verräth ohne die Probe mit heißem Wasser seine Mischung. In allem Ziegelthee finden sich Stengel und Holzästchen, im guten Thee nie. Wenn also in Thee, der für gut verkauft wird, auch nur ein Stengelchen oder Zweigchen angetroffen wird, wenn unter den Blättern nur ein länglichtes, die übrigen an Größe bedeutend übertreffendes Blatt von röthlicher Farbe sich findet, so ist der Thee gemischt.

Wie den Kaffee, so hat man auch den Thee durch Surrogate zu ersetzen gesucht, ist aber bis jetzt darin sehr unglücklich gewesen. Man hat Thee aus Blättern von Erdbeeren, Salbey und andern Kräutern hergestellt, aber keines dieser Surrogate hat sich eingebürgert, wogegen die Ersatzmittel des Kaffees, Cichorie, Möhre, geröstetes Korn u. s. w. stark im Gebrauch sind.

Friedrich Gauermann. Etwa neun bis zehn Meilen von Wien entfernt, liegt in einem von Felsen umgebenen Bergkessel, der von ernsten Föhrenwäldern dunkelt, der Ort Miesenbach. Er ist die Heimath des bedeutenden Thiermalers und Landschafters, mit dessen einfachem Leben wir uns hier beschäftigen werden. Friedrich Gauermann wurde im Jahre 1808 geboren als der jüngere Sohn eines Malers, der bei dem Erzherzog Johann eine feste Anstellung hatte und in Miesenbach ein Bauergut besaß. Der Vater glaubte, daß sein Malertalent auf den ältesten Sohn Karl übergegangen sei, und ließ diesem eine entsprechende Ausbildung geben, während Friedrich zur Erlernung der Landwirthschaft angehalten wurde, da ihm dereinst das Gut Miesenbach übergeben werden sollte. Obgleich der Knabe jede Mußestunde dazu benutzte, Wände und Thore mit Kohlenzeichnungen zu bedecken, wollte man doch an seinen Beruf für die Kunst nicht glauben. Glücklicher Weise brachte die Familie den Winter gewöhnlich in Wien zu, wo ein strebsamer Geist Mittel in Fülle findet, sich auf eigene Hand auszubilden. Der Besuch einer Akademie, der Unterricht bei einem Lehrer war unserm Friedrich versagt, aber den Zutritt zu den Sammlungen Wiens verbot ihm Niemand. Auf der Hofbibliothek, die er von seinem funfzehnten Jahre an eifrig benutzte, fand er die bekannten Radirungen des Thierzeichners Riedinger und außerdem Sachen von van der Velde, Potter, Heinrich Roos und du Jardin. Alle diese Blätter zeichnete er von dem ersten bis zum letzten ab. Nach drei Jahren, als er damit fertig war, verstieg er sich zur Oelmalerei und kopirte nach und nach dreizehn Bilder verschiedener Sammlungen, namentlich jener im Belvedere. Auch hierbei hatte er keine Anleitung, wie ihm denn überhaupt nie ein Unterricht irgend einer Art zu Theil geworden ist. Inzwischen hatte er bereits seine ersten eigenen Bilder geliefert. Das Verzeichniß, das er sich über alle seine Arbeiten hält, beginnt mit dem Jahre 1822, und die erste Nummer ist: „Ein alter Mann, der ein Paar Ochsen über eine Brücke treibt. 4 Gulden Wiener Währung (1 Thlr. 2 Ngr.) Klaviermacher Schöffstoß auf Bestellung.“ Bei dem nächsten Bilde, das als Thierstück bezeichnet wird, stieg der Verkaufspreis auf 12 Gulden W. W., bei dem dritten schon auf 125.

Das Jahr 1826 begründete den Ruf Gauermann's, der damals achtzehn Jahre zählte, und er verkaufte drei Bilder. Das erste, „Wilde Gegend aus Steiermark, Vieh geht durch einen Wald," kaufte der Fürst Metternich, das zweite, „Kämpfende Thiere in einem Walde, Fernblick auf einen See", der französische Gesandte Karaman, das dritte, „Hirschparforcejagd", der Prinz von Nassau. Die Bestellungen kamen von nun an von allen Seiten, und der Name Gauermann, eben noch unbekannt, erwarb allgemeinen Ruf. Er studirte dabei immer weiter und verbesserte namentlich sein Kolorit in einer solchen Weise, daß seine späteren Bilder mit seinen früheren keine Aehnlichkeit haben. Er hat seitdem viele Reisen durch die Alpenlandschaften Salzburgs und Tyrols ausgeführt, auch Venedig und München besucht, seine meisten Studien aber in den Umgebungen seines heimathlichen Miesenbach gemacht. Seine Bilder sind über einen großen Theil von Europa verbreitet und befinden sich in Wien, wo die Mehrzahl derselben vereinigt ist, Leipzig, Berlin, Triest, Mailand, Paris, Petersburg, London u. a. O. Durch die Lithographie sind mehrere derselben allgemein bekannt geworden, so „die vier Jahreszeiten", die Hanfstängl auf Stein gezeichnet hat, „die Ernte", die von dem Wiener Kunstverein als Prämie vertheilt worden ist, u. a.

Gauermann ist einer der originellsten Künstler und eben so sehr für die Landschaft wie für das Thierstück begabt. Seine Thierstaffagen stimmen harmonisch zu ihren Landschaften, und jeder der beiden Theile ist mit einer Meisterschaft behandelt, als hätte sich ein Landschafter und ein Thiermaler zu gemeinschaftlichem Schaffen vereinigt, wo dies in der That nicht selten der Fall ist. Die feinste Technik verbindet sich bei ihm mit der naturwahrsten Auffassung des Lebens in der Natur. Gauermann ist Realist im alten niederländischen Sinn, aber doch ungleich tiefer, als mancher jener alten Meister, welcher so oft nur die äußere Schale der Erscheinung abschrieb. Er ist in dem idyllischen Genre am wirkungslosesten, in seinen Thierstücken unübertrefflich. „Sein Adler mit Hirschen" und seine „Wölfe mit Jungen, am Eingang einer Höhle von einem Geier bedroht", sind Meisterwerke ersten Rangs. Er ist ein Thierpsycholog, der die Majestät des Steinadlers im Aufschwingen, den Trotz des Stiers, die Streitlust des Ziegenbocks, die List des Fuchses, und so jedes charakteristische Merkmal einer Thiergattung mit täuschender Treue auf das Leinen zeichnet. Unter allen Zeichen von Anerkennung, die ihm zu Theil geworden sind, ehrt ihm das am meisten, das ihm Landseer, der erste englische Thiermaler der Gegenwart, gab. Landseer sah zu London in der Galerie eines Privatmanns zwei Bilder des ihm bisher unbekannten Gauermann, „Wölfe überfallen Hirsche" und „Wildschweine mit Jungen im Walde, von einem Wolfe belauscht." Diese Bilder entzückten ihn, so daß er dem deutschen Kunstgenossen seine sämmtlichen Radirungen übersandte. Auch das Urtheil eines der ersten Wiener Künstlers über Gauermann sei hier noch angeführt. Jener Künstler sagte: „Es kommt wohl vor, daß Einer von uns eine Landschaft und ein Anderer ein Paar Thiere recht tüchtig, ja meisterhaft malt, aber wenn sich das Ganze so recht zusammenleben soll, trifft es doch Niemand, als unser Gauermann." Und dieser große Künstler, der in seinem Fach unübertroffen dasteht, ist ein Autodidakt, der keine der Schulen durchgemacht hat, auf die man die Künstler zu verweisen pflegt. Allerdings hatte er in seinem Genie einen Lehrer, dessen Weisungen er mit nie ermüdendem Fleiß befolgte, und diesem Genie und Fleiß verdankt er die überraschend schnellen Erfolge, die er errungen hat. Für ihn wie für alle österreichischen Künstler ist es ein großer Nachtheil, daß die Wiener Presse durch eine Unmasse übertriebener und nicht selten bezahlter Lobhudeleien ihr beifälliges Urtheil in Mißkredit gebracht hat. So ist es zu erklären, daß Gauermann, dessen Bilder sogleich an feste Käufer übergehen und nicht von Stadt zu Stadt wandern, im Norden von Deutschland wenig bekannt ist. Leipzig besitzt nicht mehr als zwei Bilder von ihm, die nicht zu seinen besten gehören, Berlin, wenn wir nicht irren, nur eines, „Die Pferdetränke", eine Ge-

birgslandschaft mit mannigfaltiger Thierstaffage. Das Bild ist Eigenthum des Konsuls Wagner.

Dmitry Freiherr von der Osten-Sacken, russischer General der Reiterei und Generaladjutant des Kaisers. Die Osten-Sacken sind an der Ostsee in Mecklenburg und den deutsch-russischen Provinzen ansässig. Der Zweig, dem der General angehört, leitet sich von einem Heinrich her, der 1479 aus Pommern nach Kurland auswanderte, dort die Erbtochter eines Freiherrn von Sacken heirathete und mit ihr Güter, Namen und Wappen der Sacken erhielt. Dmitry wurde 1790 geboren, wählte die kriegerische Laufbahn und kämpfte mit in den Feldzügen von 1812 bis 1815 gegen Napoleon. Einer seiner Verwandten, der in Deutschland eine Division führte, erregte durch die Unersättlichkeit, mit der er in den Berichten ganz wahrheitswidrig alles Lob auf die russischen Truppen gehäuft wissen wollte, dem alten Blücher und dem leicht reizbaren York häufig die Galle. Dieselbe Gier der Russen nach Lob, unter der damals die preußischen Generale zu leiden hatten, haben die österreichischen sechsunddreißig Jahre später kennen gelernt. Die Proben, welche Osten-Sacken in diesen Kriegen von seiner Tüchtigkeit gab, hatten sein schnelles Vorrücken zum Oberst und Generalmajor zur Folge. 1825 erhielt er den Befehl über eine Brigade Uhlanen und wurde bald darauf nach Transkaukasien geschickt. Als Paskiewitsch in dem Kriege gegen Persien an die Spitze der russischen Truppen gestellt wurde, machte er Osten-Sacken zu seinem Stabschef. Dieser erhielt auch selbstständige Kommando's im Felde, wie er namentlich Achalkalaki und eine minder bedeutende Festung einnahm. In der entscheidenden Schlacht am Araxes, welche das persische Heer vernichtete, stand der linke russische Flügel unter seiner Obhut.

In dem russisch-polnischen Kriege begegnet uns Osten-Sacken unter den russischen Generalen, welche zur Bewältigung des Aufstandes das Meiste beitrugen. Als Führer einer kleineren Abtheilung sollte er die Gegenden am Bug und an der Narew von Feinden reinigen und die Verbindung zwischen Diebitsch und den Garden aufrecht erhalten. Obgleich er anfangs Mühe hatte, sich gegen die überlegenen Streitkräfte Uminski's vor Vernichtung zu schützen, erfüllte er doch seinen Auftrag so gut, daß er zum Generallieutenant ernannt wurde. Nach der Schlacht von Ostrolenka brachen Gielgud, Chlapowski und Dembinski nach Litthauen durch, das keine genügende russische Besatzung hatte. Generallieutenant Osten-Sacken wurde den drei Generalen so schleunig als möglich nachgeschickt und erreichte durch Schnellmärsche und geschickte Bewegungen, daß er sich ihnen bei Raygrod in den Weg stellen konnte. Die geringe Zahl seiner Truppen und mehr noch Dembinski's ausgezeichnete Anordnungen machten dieses Gefecht für ihn zu einem unglücklichen. Aus Raygrod hinausgeworfen, entzog er sich den Polen durch einen geschickten Rückzug und blieb fortan für sie unerreichbar. Eintreffende Verstärkungen setzten ihn in den Stand, zur Deckung von Wilna eine Stellung einzunehmen. Nachdem Gielgud alle seine Abtheilungen vereinigt hatte, ging er längs der Wilia vor und wagte den Angriff, von dem der Erfolg der Diversion nach Litthauen abhing. Osten-Sacken's Stellung war aber zu gut gewählt, als daß der mit Ungestüm ausgeführte polnische Angriff hätte gelingen können. Als seine Feinde sich im vergeblichen Ringen abgemattet hatten, ging er seinerseits vor, schlug sie und würde sie ohne die aufopfernde Tapferkeit eines polnischen Uhlanenregiments, das den fluchtartigen Rückzug schützte, vernichtet haben. Er verfolgte die Polen bis an die preußische Grenze und vereinigte sich dann wieder mit dem Hauptheer. So sicherte er sich noch einen ehrenvollen Antheil an der Erstürmung von Warschau und an den letzten Ereignissen des Kriegs.

Mit eingezogenen Gütern der polnischen Großen, welche durch Theilnahme an dem Aufstande sich blosgestellt hatten, reichlich belohnt, wurde er 1835 zum Befehlshaber der dritten Abtheilung der Reservereiterei und 1843 zum General der Reiterei ernannt. Bei Gelegenheit der russischen Intervention in Ungarn war

Osten-Sacken der Führer einer nachrückenden Abtheilung, welche zu spät kam, um noch an dem Kampfe Theil nehmen zu können. Das Kommando des vierten Infanteriekorps, das er 1850 an Tscheodajeff's Stelle erhielt, legte er bald wieder nieder, um 1853 das dritte Korps zu übernehmen, an dessen Spitze er dann auf den Kriegsschauplatz berufen wurde. Sein Marsch kann von den Schwierigkeiten, denen Truppenbewegungen im innern Rußland begegnen, einen Begriff geben. Monate lang berichteten die Zeitungen: „Osten-Sacken ist im Anzuge", und immer verzögerte sich die Nachricht seiner wirklichen Ankunft, bis endlich Ende März 1854 die Kunde kam, daß er, wenn auch nicht den Kriegsschauplatz, doch dessen nächstes Hinterland erreicht habe, und nicht einmal in voller Stärke, da eine seiner Divisionen noch „im Anzuge" sei. Er soll auf diesem furchtbaren Marsche den fünften Theil seiner Truppen eingebüßt haben. Er hatte jetzt den Bezirk zwischen Pruth und Dniestr unter seiner Obhut, wurde dann aber, als die Bewegungen der verbündeten Flotten drohender wurden, nach Odessa versetzt. Dort befehligte er, als der Angriff einer französisch-englischen Schiffsdivision statthatte, und wurde beschuldigt, diesen Angriff durch eine Verletzung des Völkerrechts hervorgerufen zu haben. Nach russischer Behauptung war der Sachverhalt folgender. „Am 9. April näherte sich der englische Dampfer „Fury" Odessa. Als zwei blinde Schüsse abgefeuert worden waren, hielt die Dampffregatte, ohne jedoch Anker zu werfen, zog die englische Flagge auf und schickte unter Parlamentärflagge ein Boot ab, mit der Anfrage, ob sich der brittische Konsul noch in der Stadt befände. Das Boot wendete um, als man geantwortet, derselbe sei abgereist. Das Boot unter Parlamentärflagge war schon außerhalb Kanonenschußweite, als sich die Dampffregatte in Bewegung setzte und gegen den Hafendamm avancirte. Getreu seinem Befehl, sich kein feindliches Schiff dem Hafendamm nähern zu lassen, schickte der Batterie-Kommandant nicht dem Parlamentärboot, wohl aber der englischen Fregatte eine Kugel zu, der Fregatte, die schon vorher gewarnt war, sich weiter zu nähern; übrigens wendete die Fregatte nach dem ersten Schuß, und entfernte sich dann so schnell als möglich. Am 14. April erschienen zwei brittische und ein französischer Kriegsdampfer vor Odessa, um zu fragen, warum man auf ein Parlamentärboot geschossen? Man stellte ihnen das Sachverhältniß wahrheitsgemäß dar, und weil der Chef der Escadre eine schriftliche Antwort beliebte, so ließ ihm der Generaladjutant Baron von der Osten-Sacken folgende Note übergeben: „Odessa, 14. April. Der Generaladjutant Baron von der Osten-Sacken glaubt dem Herrn Admiral Dundas sein Erstaunen darüber ausdrücken zu müssen, daß man versichert, es sei vom Hafen Odessa aus auf die Fregatte „Fury" geschossen worden, da dieselbe durch eine Parlamentärflagge geschützt gewesen. Bei Ankunft der „Fury" wurde dieselbe durch zwei blinde Schüsse avertirt, sie zog ihre Nationalflagge auf und hielt sich außerhalb der Schußweite. Dann sendete sie ein Boot unter weißer (Parlamentär-) Flagge nach dem Hafendamm ab, wo dasselbe durch den wachhabenden Offizier empfangen wurde, welcher auf die Frage des englischen Offiziers antwortete, daß der englische Konsul Odessa bereits verlassen habe. Ohne weiteres Reden kehrte das Boot nach seinem Schiffe zurück, plötzlich, das Parlamentärboot zu ihrer Linken lassend, avancirte die Fregatte gegen den Hafendamm, und näherte sich den Batterien desselben auf Schußweite. Der Hafenkommandant, der Befehl hatte, kein feindliches Schiff auf Schußweite herankommen zu lassen, befahl Feuer, nicht auf das Parlamentärboot, das er bis zur Vollendung seiner Sendung geachtet, sondern auf ein feindliches Kriegsschiff, das sich dem Ufer näherte, trotzdem, daß es vorher gewarnt worden. Diese einfache Darstellung der Thatsache, so wie auch Sr. Majestät dem Kaiser berichtet worden, muß durchaus die überhaupt gar nicht zulässige Behauptung entkräften, daß man in den Häfen Rußlands die Parlamentärflagge nicht respektire, deren Unverletzlichkeit durch Gesetze, die allen civilisirten Nationen gemeinsam sind, garantirt ist. Der Generaladjutant Sr. Majestät des Kaisers Baron von der Osten-Sacken." Diese Antwort

genügte den alliirten Admiralen nicht. Am 20. April erschien das englisch-französische Geschwader von 26 Schiffen auf der Rhede vor Odessa. Was nun folgte, ist bekannt. Wir geben hier nur den authentischen Text des Briefs, den die Admirale an den Gouverneur von Odessa richteten. „Vor Odessa, 21. April 1854. Herr Gouverneur! In Betracht, daß der Brief Ew. Excellenz vom 14. April, der uns erst am heutigen Morgen zugekommen ist, nur Irrthümer aufzählt, um den unleidlichen Angriff zu rechtfertigen, dessen sich die Behörden Odessa's schuldig gemacht haben, einer Fregatte und ihrer Schaluppe gegenüber, die beide unter Parlamentärflagge waren; in Betracht, daß trotz dieser Flagge die Batterien dieser Stadt mehrere Kugeln sowohl auf die Fregatte wie auf das Boot abgeschossen haben, und zwar auf das letztere in dem Augenblicke, da es die Kais des Hafendamms verlassen wollte, wohin es, vertrauend auf seine Flagge, gekommen, glauben die beiden Vice-Admirale, Chefs der vereinten Geschwader Englands und Frankreichs, von Ew. Excellenz eine Genugthuung verlangen zu müssen. Demnach müssen alle englischen, französischen und russischen Schiffe, die gegenwärtig unter der Festung oder den Batterien von Odessa liegen, sofort an die beiden kombinirten Geschwader ausgeliefert werden (devront être réunis sur-le-champs aux deux escadres combinés). Wenn bei Sonnenuntergang die beiden Vice-Admirale keine oder eine verneinende Antwort empfangen haben, so sehen sie sich gezwungen Gewalt zu brauchen, um die Beleidigung zu rächen, welche der einen Flagge des kombinirten Geschwaders zugefügt worden, obgleich sie im Interesse der Humanität nur mit tiefstem Bedauern diese äußerste Maßregel ergreifen, und die Verantwortlichkeit für dieselbe demjenigen überlassen, dem sie zukommt. Genehmigen Sie, Herr Gouverneur u. s. w. Die Vice-Admirale und Ober-Kommandanten der vereinigten Geschwader Englands und Frankreichs. (Gez.) Hamelin. Dundas."

In den Zeitungen wird noch ein Osten-Sacken erwähnt, der zuweilen mit unserm Osten-Sacken verwechselt zu werden scheint. Es ist dies der Generalmajor Osten-Sacken, ein Mann in mittleren Jahren und von kleiner Gestalt, der eine Zeit lang Vicestatthalter der Moldau war.

Marie Joseph Bosquet, französischer Divisionsgeneral, wurde im Jahre 1810 zu Pau geboren. Nachdem er in der höheren Schule dieser Stadt glänzende Beweise von Fleiß und Talent gegeben hatte, trat er 1829 in die polytechnische Schule, welche er zwei Jahre später verließ, um auf die praktische Schule in Metz überzugehen. 1833 zum Lieutenant der Artillerie ernannt, hatte er das Recht, das Regiment zu bezeichnen, welchem er einverleibt zu werden wünsche. Er beschränkte sich darauf, seine Aufnahme in eines der Regimenter seiner Waffe, welche in Algier ständen, zu erbitten. Man nahm diese Bitte übel auf und schickte ihn nicht nach Algier, sondern nach Valence. In der Muße des Garnisonslebens beschäftigte er sich mit ernsten Studien, welche bald die Aufmerksamkeit seiner Vorgesetzten auf sich zogen. Im Jahre 1834 erlangte er die Erfüllung seines Lieblingswunsches, indem er mit dem zehnten Artillerieregiment nach Algier beordert wurde. Bei einer Unternehmung, der er mit einer kleinen Anzahl von Geschützen beigegeben wurde, sahen sich die Franzosen plötzlich von einem großen Schwarm Araber umzingelt. Die Lage war kritisch und wurde es noch mehr durch die falschen Maßregeln, welche der höchste Offizier ergriff. Glücklicherweise hatte der junge Lieutenant Bosquet den Muth, gegen diese Maßregeln ehrfurchtsvolle Vorstellungen zu machen und einen andern Plan vorzuschlagen, dessen Annahme zur gänzlichen Niederlage des Feindes führte. Solche Handlungen werden im Kriege bemerkt, und Bosquet legte an diesem Tage den Grund zu seinem militärischen Ruf. Er wurde in Folge seiner glänzenden Rettung der kleinen Armee zum Ritter der Ehrenlegion vorgeschlagen, aber eine neidische Hand radirte im Kriegsministerium seinen Namen, und Bosquet wurde demnach übergangen. Da machten seine Kampfgenossen dem Statthalter in Gemeinschaft Vorstellungen, und Bosquet wurde darauf mittelst eines besondern Dekrets dekorirt.

Hauptmann wurde Bosquet im August 1839, im September desselben Jahres Major, Obristlieutenant 1845, Oberst 1847, Brigadegeneral im August 1848. In diesen verschiedenen Graden diente er anfangs bei der Artillerie und bei den Pontonnieren, später bei den eingeborenen Jägern von Oran und bei der Linieninfanterie. Es giebt wenige denkwürdige Kämpfe, denen Bosquet während der letzten zwanzig Jahre in Algier nicht beigewohnt hätte. Mehrmals wurde er verwundet, so 1841 in dem Gefecht von Sidi Lackhdar und 1851 bei dem Passe über den Menegal, den er an der Spitze seiner Brigade erstürmte. Ungeachtet der Kopfwunde, die er bei diesem Kampfe erhielt, focht er in dem ganzen Feldzuge in Kabylien, den er durch die Erstürmung des Passes auf eine so glänzende Weise eröffnet hatte. Dieser Feldzug in Kabylien machte ihn zum Kommandeur der Ehrenlegion, seine Ernennung zum Divisionsgeneral verzögerte sich, obgleich das ganze Heer von Algier darin einig war, daß sie seinen Leistungen im Feldzuge von 1851 unmittelbar hätte folgen sollen. Der Grund dieser Zurücksetzung ist nicht unbekannt geblieben. Bosquet hat sich sein ganzes Leben lang auf der geraden Linie gehalten, die dem Soldaten von seiner Pflicht vorgeschrieben wird. Als Persigny jene Reise nach Algier machte, welche ihm einen General für den Staatsstreich vom 2. Dezember 1851 zeigen sollte und auch wirklich in der Person St. Arnaud's zeigte, nahm Bosquet eine Haltung an, welche dem Vertrauten des Prinz-Präsidenten jede nähere Eröffnung unmöglich machte. Man brauchte blind ergebene Divisionsführer, und so blieb die Beförderung Bosquet's aus, bis die Zeit kam, in der die sonst übliche Rücksicht auf Tüchtigkeit und militärische Verwendbarkeit allein den Ausschlag zu geben hatte. Jetzt, im August 1853, wurde Bosquet zum Divisionsgeneral ernannt und dem Kriegsminister zur Verfügung gestellt. Er erhielt darauf, als das Ueberschicken von Truppen nach dem Orient zum Beschluß erhoben wurde, den Oberbefehl über die zweite Division der Armee.

Bosquet gehört unzweifelhaft zu den Generalen, welche in Folge der genauesten Studien zu der vollständigsten Kenntniß von Afrika gelangt sind. Mit der arabischen Sprache genau vertraut, hat er mit dem eisernen Fleiß, der das Attribut jedes ernsten Charakters zu sein pflegt, die Geschichte, die Sitten und die physische Beschaffenheit des Landes, in dem er so lange gekämpft hat, tief durchdrungen. Auf dem Schlachtfelde ein gefürchteter Feind, ist es ihm immer gelungen, die Liebe der Feinde, die er besiegt hat, zu erwerben. Er hat aber auch stets mit der Energie, die halbwilden Völker imponirt, Mäßigung und Gerechtigkeit verbunden. Es giebt keinen Stamm, über den er einst den Befehl führte, der nicht ein dankbares Andenken an seine Verwaltung bewahrte. Als man hörte, daß Bosquet nach dem Orient berufen würde, gab ihm einer dieser Stämme ein Zeichen von Liebe, indem er ihm reich damaszirte Sporen von europäischer Form überreichen ließ. Die Abgeordneten der Araber baten den General, daß er diese Sporen im Felde immer tragen möge, und er ist diesem Wunsche gewissenhaft nachgekommen.

Die ausgedehntesten militärischen Kenntnisse, ein jede Probe bestehender Muth und ein geübter Scharfblick für jede Eigenheit des Gefechtbodens, jede Schwäche des Feindes sind nicht die einzigen Eigenschaften des Generals Bosquet. Eine unbeugsame Gradheit des Charakters, die erhabenste Gesinnung, die reinste Vaterlandsliebe und eine außerordentliche Bescheidenheit machen ihn würdig, den Gestalten gleichgestellt zu werden, die Plutarch uns vorführt. Ein Brief, den er an einen Freund über seine Laufbahn richtete, lehrt uns den seltenen Mann ganz kennen. „Es ist heut zu Tage hergebracht," schreibt Bosquet, „einen fieberhaften Ehrgeiz zu nähren und alles in Bewegung zu setzen, um sich über die Andern zu erheben. Ich weiß nicht, was man von meiner Laufbahn denkt. Ich habe das Bewußtsein, bei diesem Gelingen wenig zu zählen. Das Schicksal hat entschieden; es scheint, es stand geschrieben, mektub Allah, wie die Araber sagen, und ich liebe diesen Glauben, der mit meinem Lebenswege so gut stimmt."

Unter Verantwortlichkeit des Ergänzungsblätterverlags in Meißen. — Redakteur Dr. Fr. Steger.
Druck von A. E. Gato in Meißen.

Die Sklaverei im Morgenlande. Man kennt im Orient, dessen Sklaverei so alt wie die Geschichte ist, schwarze und weiße Sklaven. Die Schwarzen kommen aus dem Sennaar, wo die türkischen Befehlshaber förmliche Jagden anstellen. Einer der Hauptsitze dieses Handels ist die Stadt Schendy unter 16° 41′ 26″ n. Br., wo jährlich an 4000 Sklaven verkauft werden. Die Mädchen von 11 bis 15 Jahren sind die gesuchtesten und werden mit 18 bis 30 spanischen Piastern bezahlt, während man für eine Schwarze, die über 15 Jahre alt ist, nur 8 bis 12 Piaster giebt. Mädchen von 20 bis 30 Jahren gelten schon für alt und haben wenig Werth, wenn sie sich nicht durch besondere Geschicklichkeit auszeichnen. Männliche Sklaven haben 30 Prozent weniger Werth. Männer und Weiber wandern von einem Markte zum andern und werden oft zehnmal verkauft, ehe sie einen festen Herrn finden. Da sich beide Geschlechter auf ihren Zügen allen möglichen Ausschweifungen überlassen, so kommt keine Sklavin unberührt nach Kairo. Man zählt in Aegypten 40,000 schwarze Sklaven. In Tahtah bei Syut werden die Eunuchen gemacht, was ein Geschäft der Kopten ist. Diese verstümmeln jährlich 100 bis 150 Knaben und erhalten für jede Operation vier bis fünf spanische Piaster. Durch das Entmannen steigt der Preis eines Sklaven gewöhnlich um das Vierfache. Für Arabien ist Maskat der große Sklavenmarkt, und die Imams waren früher sehr bei diesem Handel betheiligt, der ihnen jährlich 60,000 spanische Piaster eintrug. Wie Wellstedt berichtet, kommen jährlich etwa 4000 Sklaven nach Arabien, theils von der Zanzibar-Küste, theils aus den Ländern der Nabis und Gallas. Der Sklave steht unter dem Schutze des Gesetzes, und der Herr kann ihn wohl verkaufen und vertauschen, aber nicht willkürlich bestrafen. Nie geht ein Araber mit einer Schwarzen eine Geschlechtsverbindung ein. Häufig giebt der Herr seinen Sklavinnen nach einigen Jahren die Freiheit und verheirathet sie mit männlichen Sklaven oder mit den Nachkommen von Freigelassenen. Ein männlicher Sklave wird immer in Gegenwart von Zeugen freigelassen und darf sich nun zum Zeichen seiner Freiheit den Kopf scheeren. Diese Freigelassenen bezahlen keinen Tribut und müssen nur in Kriegen dem Scheich des Stammes ein schönes Beutestück abgeben. Außerdem sind sie gehalten, ihre Töchter zu Ehen mit schwarzen Sklaven und Freigelassenen herzugeben. Der Sklavenhandel ist in Arabien uralt, und Mohamed machte keinen Versuch, ihn abzuschaffen. Früher muß die Behandlung härter gewesen sein, denn in der arabischen Gedichtsammlung Hamasah (deutsch von Rückert, 1846) steht der Spruch:

> Die Sklaven sieh für Zeltpflöck' an, die man wohl mit dem Stock
> Muß schlagen; fest steht nicht das Zelt, wo man nicht schlägt den Pflock.
> (Hamasah, II., 46.)

In der Türkei und Persien hat man viele schwarze Sklaven, die durch die Sklavenjagden in Aethiopien gewonnen werden. In früheren Zeiten waren unter den weißen Sklaven viele Kriegsgefangene, die man in ferne Gegenden verkaufte, um ihnen dadurch die Gelegenheit zur Flucht zu erschweren. Jetzt sind solche Sklaven in der Türkei kaum mehr vorhanden, während man in Persien noch Sklaven aus dem letzten Kriege mit Rußland findet. Bei ihren ersten Ueberfällen schleppten die Perser viele Männer und Weiber aus Transkaukasien mit sich fort, auch Frauen und Töchter der deutschen Kolonisten. Eine dieser deutschen Frauen schrieb nach langen Jahren an ihren früheren Mann und benachrichtigte ihn, daß sie als Gattin eines Persers, als Mutter mehrerer Kinder lebe, und ihm den Rath ertheile, sich ebenfalls wieder zu verheirathen. Die Sitte, um der Kriegsgefangenen willen Krieg zu führen, hat sich in den Khanaten der östlichen Steppe am stärksten erhalten. Namentlich Khiwa und Bokhara sind Barbaresken des festen Landes, deren Raubkriege gegen benachbarte Länder und gegen Karawanen

sowohl die Russen als die Perser zu Kriegszügen veranlaßt haben. Die Russen gingen in den furchtbaren Wüsten zwischen dem Aral und dem kaspischen Meer vor, die Perser von Khorasan aus, und beide Male war der Ausgang ein unglücklicher.

Die Sklaverei des Orients hat einen wesentlich andern Charakter, als jene Amerika's. Der Schwarze des Westens ist fast immer Feldsklave und wird zu solchen Arbeiten des Landbaues verwendet, bei denen der Weiße seiner Gesundheit schaden oder doch zu theure Arbeit liefern würde. Daß die Weißen in den Zuckerpflanzungen, in den Reissümpfen, bei dem Umbrechen des jungfräulichen Bodens heißerer Länder zu hunderten sterben, die Schwarzen aber wenig leiden, ist eine gewisse Entschuldigung der Sklaverei. Im Orient findet nur Haussklaverei statt, und diese Entschuldigung fällt mithin weg. Was der Osten für sich geltend machen kann, ist seine ungleich mildere Behandlung der Sklaven. Eine ewige Sklaverei existirt nicht. Der Koran schreibt vor, daß jeder Sklave nach neun Jahren die Freiheit erhalten soll. Gewissenhafte Herren lassen die Freilassung noch vor dieser Frist eintreten, und bei dem Tode eines Herrn erhalten fast immer alle Sklaven die Freiheit. Sollte dies auch nicht im letzten Willen ausgesprochen sein, so wird es doch gewöhnlich von den Erben als selbstverständlich vollzogen. Sklaven, die man als Kinder kauft, erzieht man im Glauben Mohamed's und behandelt sie gewöhnlich mit derselben Rücksicht, wie die eigenen Kinder. Sehr oft geschieht es, daß diese Kinder die sorgsamste Ausbildung erhalten, und daß ihr Fortkommen gesichert wird. Die Negerinnen bleiben meistens nach ihrer Freilassung als Dienerinnen im Harem, oder man verheirathet sie an ehemalige weiße Sklaven, denen dann Gelegenheit gegeben wird, ein Geschäft anzufangen. Der Schwarze bleibt als Diener bei seinem Herrn und begleitet diesen bei Besuchen und auf Reisen.

Die Vorurtheile der Geburt und des Standes waren in den rein despotischen Reichen des Ostens von jeher unbekannt. Perser und Türken, deren Reichste und Mächtigste sich die Sklaven ihres Herrn nannten und demselben wirklich mit Vermögen, Blut und Leben zinspflichtig waren und auch wohl noch sind, konnten gegen ihre Sklaven nie die Verachtung hegen, mit der der freie und aristokratische Nordamerikaner diese unglücklichen Geschöpfe betrachtet. Nichts ist häufiger, als daß der Herr seine Sklavin heirathet, oder seinem Sohn eine schöne Weiße kauft. Der Harem des Großherrn selbst ist mit Sklavinnen bevölkert, und mehr als einer der Beherrscher der Gläubigen stand unter dem Einflusse einer Sultanin-Mutter, die von dem Sklavenmarkte in die Arme seines Vaters übergegangen war. So geschah es auch dem jetzigen Großherrn, dessen Mutter durch ihren Günstling Risa Pascha und andere Lieblinge Jahre lang die Geschicke des osmanischen Reichs leitete. Freilich mußten sich die Schönen des kaiserlichen Harem auch gefallen lassen, daß, sobald dem Sultan eine männliche Nachkommenschaft gesichert war, ihre ferneren Geburten männlichen Geschlechts im Bosporus ersäuft wurden, wobei nicht selten die Mutter das Schicksal ihres Knaben zu theilen hatte. Eine große Anzahl türkischer Pascha's und Großer waren früher selbst Sklaven. Sie haben sich durch Dienstleistungen gemeinster Art, durch Ränke oder durch Geld, mitunter vielleicht durch gute Eigenschaften und wahres Verdienst, auf ihre jetzige Stelle geschwungen, und Niemand macht ihnen ihren früheren Stand zum Vorwurf. Auch die Verschnittenen gelangen zu hohen Aemtern. Der Kißlar-Aga, der die Verschnittenen des Serai's unter seiner Aufsicht hat, steht nach Ausweis des Hof- und Staats-Almanachs an der Spitze aller Hof-, Staats- und Militärbeamten. Kennern der türkischen Geschichte brauchen wir nichts erst zu sagen, daß mehr als ein Kißlar-Aga bei Revolutionen die Hauptrolle gespielt, Sultane gestürzt und eingesetzt hat.

Die weißen Sklaven und Sklavinnen der Türken kommen gewöhnlich aus dem Kaukasus. Dieser Sklavenhandel ist den Christen und den Juden streng untersagt, doch duldet man es, daß die Juden die Sklavinnen im Tanz, im Sin-

gen, in der Instrumentalmusik und in andern die Leidenschaften anregenden Künsten unterrichten. Der Sklavenmarkt Konstantinopels führt den bezeichnenden Namen Awret-Bazari oder Weibermarkt. Er befand sich früher in einem großen Han, westlich vom Bezestan, unweit von Laleli tschamessi, der Tulpen-Moschee. Addison, der sich im Jahre 1836 durch Geld Eingang zu verschaffen wußte, beschreibt den Han als einen großen viereckigen Hof, der mit bedeckten Galerien umgeben war, in denen eine Anzahl Türken rauchend und handelnd sich niedergelassen hatte. Diese Galerien führten zu mehreren Zimmern, in denen sich weibliche Negerinnen und Mulattinnen aufhielten, von denen mehrere die Aufmerksamkeit des europäischen Reisenden auf sich zu lenken strebten. Sie waren gut gekleidet, wie türkische Frauen auf der Straße, und ihre schwarzen Gesichter waren in weiße Schleier gehüllt. Nächstdem sah Addison auch mehrere weiße Frauen, die über die erste Blüthe der Jahre hinaus waren. Doch war hier auch ein schönes Mädchen von achtzehn Jahren, eine Georgerin in reicher Tracht. Die hölzernen Buden, in denen die schwarzen Knaben aufbewahrt wurden, glichen Käfigen, mit Latten versehen.

Im Jahre 1847 kündigte der Sultan in einer Rede Maßregeln zur Beschränkung des Sklavenhandels an, in denen man schon eine Abschaffung dieses schändlichen Verkehrs erblicken wollte. In der That wurde der Awret-Bazari geschlossen, allein der Handel dauerte an einem andern Platze fort. Der jetzige Sklavenmarkt befindet sich nördlich vom Bezestan, bei der Suleimanye, und das Loos der Sklaven hat sich durch diese Verlegung nicht gebessert, sondern verschlechtert. Der frühere Han stand unter strenger polizeilicher Aufsicht, die darüber wachte, daß die Sklaven von ihren Herren gut behandelt wurden. Der heutige Sklavenmarkt besteht aus einer breiten Gasse. Auf der einen Seite sind die männlichen Sklaven im Innern von Kaffeehäusern ausgestellt, auf der andern Seite hält man die weißen und schwarzen Sklavinnen in engen Buden, auf deren Vorsprung der Verkäufer seine Pfeife raucht. Die kleinen Gebäude, in denen man die Weiber feilhält, waren früher Getreidemagazine und eben so kalt im Winter wie heiß im Sommer. Die Franken haben auf diesem neuen Sklavenmarkte freien Zutritt und können sogar unter der Hand durch die Vermittlung gefälliger Rajahs Einkäufe machen. Da die Regierung das Bestehen dieses Marktes ignorirt, so findet keinerlei polizeiliche Aufsicht statt, und die Sklaven sind gegen Willkür nicht mehr geschützt. Der Sklave wird genährt, oder er verhungert, er wird bekleidet, oder er friert, je nach der Willkür des Herrn, der es außerdem an solchen Mißhandlungen, welche dem Werth seiner Waare keinen Eintrag thun, nicht fehlen läßt.

Auf diesem Sklavenmarkte werden nur schwarze Sklavinnen und Weiße von geringem Werth ausgestellt. Die schwarzen Sklavinnen, die zu Haushaltungszwecken verwendet werden sollen, kauft in der Regel die Hausfrau selbst. Die andern Sklavinnen kauft der Herr nach sorgfältigster Prüfung aller ihrer Eigenschaften. Für die weißen Sklavinnen ist Tophana der Hauptmarkt. Sie wohnen dort in schmutzig gehaltenen Häusern des Quartiers, das südlich beinahe alle Zugänge von Galata einnimmt. Die Börse der Händler wird in einigen kleinen Kaffeehäusern abgehalten, doch wird der eigentliche Handel nicht dort, sondern in größeren, bei einem türkischen Kirchhof liegenden Gebäuden betrieben, wo man beständig Weiber heraus und hineinbringen sieht. Die Formen der Untersuchung sind anständiger, als auf dem Sklavenmarkte. Matronen überzeugen sich, ob die Sklavin alle Eigenschaften besitzt, die der wählerische Geschmack der Türken fordert. Man legt dabei auf sonderbare Dinge Gewicht, am meisten darauf, ob der Riß des weiblichen Fußes flach oder erhaben ist. Zeigt er sich flach, so verliert eine Schöne, sollte sie auch übrigens den strengsten Anforderungen entsprechen, bedeutend an Werth. Ist eine Sklavin verkauft, so führt man sie in einer Araba, neben welcher der Verkäufer herschreitet, in den Harem des Käufers. In vielen

Fällen führt der Händler, der seine Waare als ausgesucht kennt, seine Sklavinnen nicht erst nach Tophana, sondern bringt sie in verdeckten Kähnen längs der Ufer des Bosporus in die Landhäuser der Reichen, so daß man in dem fränkischen Quartier von Galata gar keine Spur von diesem Handel sieht.

Die gewöhnlichen Sklavinnen führt ihr Herr hausirend umher. In der Hauptstraße von Galata sieht man fortwährend Mädchen oder Weiber, wie sie hinter ihrem Hrrrn oder von einem Mäkler geführt sich mühsam fortschleppen. Diese bleichen magern Geschöpfe zeigen keine Spur von der gerühmten Schönheit der Tscherkessinnen, wohl aber sind sie ein redender Beweis der elenden Behandlung, welche die Sklavenhändler ihrer weniger werthvollen Waare angedeihen lassen. Der Anzug ist der einer Bettlerin. Ueber die meist zerrissene türkische Kleidung, die weiten Hosen und die Tunika, ist über Kopf und Schultern nur ein gewürfeltes Tuch geworfen. Die schmutzigen Füße stecken nackt in niedergetretenen Pantoffeln, und so schleicht das arme Wesen hinter dem Führer her, sorgsam das Tuch unter dem Kinn mit der Hand zusammenhaltend, denn wenn der Herr bemerken sollte, daß sie es zu weit offen läßt, so wird sie von ihm bestraft. Doch fallen in der Regel auf offener Straße keine Mißhandlungen vor, nur in den abgelegenen Gassen von Tophana kann man zuweilen sehen, wie der Sklavenhändler, der sich unbemerkt glaubt, auf eine rohe Weise die kleinen Mädchen von 8 bis 10 Jahren stößt und schlägt, welche dazu angehalten werden, die schwersten Wasserkrüge auf der Achsel nach Hause zu tragen. An jedem Brunnen stehen Abends die tscherkessischen Mädchen zu Dutzenden und starren düster vor sich hin, ein Bild des Elends und der Verzweiflung.

Die Sklaven bezahlen bei ihrer Ankunft in Konstantinopel einen Zoll. Dieser ist für Weiße bedeutend höher, als für Schwarze und für Kinder natürlich weit geringer, als für Erwachsene. Dieser Zoll ist übrigens das einzige Beweismittel, durch welches der Herr sein Recht auf den Sklaven darlegt, und zwar geschieht das durch den von der Mauth ausgestellten Schein, der für diesen besondern Fall Pentsch genannt wird. Bei der Freilassung eines Sklaven genügt es deshalb auch, daß der Herr dem Entlassenen den Pentsch ausliefert. Ueber die gegenwärtigen Preise der Sklaven in Konstantinopel macht ein Korrespondent der „Allgemeinen Zeitung" (Beilage zu Nr. 259 vom 16. September 1854) folgende Angaben: „Für männliche schwarze Sklaven 1000, 2000, 3000 bis 5000 türkische Piaster, also (5 Piaster = 1 Frank gerechnet) 200, 400, 600 bis 1000 Franks oder 96, 192, 288 bis 480 Gulden Reichswährung; das Kind hat den geringsten, der Jüngling bis zu 18 Jahren den höchsten, der Mann von 25 Jahren und darüber aber schon wieder weniger Werth. Für schwarze weibliche Sklaven 1000, 2500, 3000 und oft 7500 bis 10,000 Piaster, für etwa zwölfjährige schöne schwarze Mädchen, je nach der Caprice des Amateurs, also 200, 500, 600, 1500 bis 2000 Franks oder 96, 240, 288, 720 bis 960 Gulden Reichswährung. Ein schwarzer Verschnittener kostet je nach dem Alter 3000, 5000 bis 8000, ja 10,000 Piaster, also 600, 1000, 1600 bis 2000 Franks oder 288, 480, 768, 960 Gulden Reichswährung, wobei wieder im Alter von 18 bis 20 Jahren der höchste Preis erzielt wird. Weiße Sklaven kosten: ein kleines Mädchen von zehn Jahren 5000 bis 10,000 Piaster (1000 bis 2000 Franks oder 480 bis 960 Gulden Reichswährung), erwachsene Mädchen von 16 bis 18 Jahren von gewöhnlichen Reizen von 15,000 bis 30,000 Piaster (3000 bis 6000 Franks oder 1440 bis 2880 Gulden Reichswährung); eine ausgezeichnete Schönheit wird mit 40,000, ja 50,000 Piastern (8000 bis 10,000 Franks oder 3840 und 4800 Gulden Reichswährung) gezahlt. Knaben, je nach Schönheit, werden ebenfalls mit 5000, 10,000, ja 20,000 Piastern und darüber bezahlt (1000, 2000, 4000 Franks oder 480, 960, 1920 Gulden Reichswährung); ihr Werth nimmt aber ab mit der Mannbarkeit. Der im gegenwärtigen Augenblick höchste Preis für weiße Sklaven kann nur auf 50,000 Piaster angenommen werden, und wenn in jüng-

ster Zeit, nämlich erst vor einigen Tagen, sich der Fall ereignete, daß eine tscherkessische Sklavin für 80,000 Piaster (16,000 Franks oder 7680 Gulden Reichswährung) angekauft wurde, so war dieses eine jener Gelegenheiten, wo dem Käufer daran liegt, die Waare hoch zu bezahlen. Es galt nämlich ein Geschenk an den Hof zu machen, und eine vornehme in Arnaut-Kiöi wohnende Dame, eine Schwiegertochter des verstorbenen Vicekönigs von Aegypten, Mehemed Ali, fand kein passenderes Hochzeitsgeschenk für die mit Reschids Sohn vermählte Tochter des Sultans, als diese beauté accomplie. Andere Länder, andere Sitten. Bei uns würde eine Neuvermählte sich schön bedanken, wenn ihr ein solcher Phönix als Kammerjungfer zugemuthet würde." Bei einem Vergleich mit den Preisen, welche vor achtzehn Jahren in Konstantinopel galten, findet man, daß der Mittelpreis der Schwarzen, der schon damals auf etwa 500 Franken stand, sich gegenwärtig nur wenig über jenen Preis erhoben hat, während der Mittelpreis der Weißen, der 1836 sich auf ungefähr 5000 Gulden rheinisch stellte, gegenwärtig auf 3000 Gulden rheinisch herabgesunken ist. Da seit dem Ausbruche des Kriegs alle Handelsartikel ohne Ausnahme im Preise gestiegen sind, der Preis der weißen Sklaven dagegen auffallend niedriger geworden ist, so läßt sich diese größere Wohlfeilheit nur durch eine Ueberfüllung des Marktes mit dieser traurigen Waare erklären. Wir kommen auf die Gründe dieser Erscheinung später zurück.

Obgleich gute Behandlung der Sklaven im Morgenlande die Regel ausmacht, ist die östliche Sklaverei doch ungleich verabscheuenswürdiger, als die westliche. Der Pflanzer von Louisiana unterwirft seine Schwarzen den schändlichsten Mißhandlungen, aber er läßt durch sie nicht sein Familienleben vergiften. Anders ist es im Orient. Sagen wir es mit einem Worte: der männliche wie der weibliche Sklave weißer Farbe ist zur Befriedigung sinnlicher Lüste bestimmt. Im Nillande auch der Schwarze, nicht in der Türkei und Persien, wo man die Vorliebe des Aegypters für schwarze Knaben und Mädchen nicht theilt. Dafür wird der Neger durch eine barbarische Verstümmelung dazu verurtheilt, sein Leben lang der Hüter der Opfer seines Herrn zu sein. Man kauft in der Türkei junge Mädchen von 3 bis 8 Jahren, und der Ausdruck ewlenmek, sich vermählen, den man für diese Käufe braucht, giebt mancherlei zu denken. Kenner der Türkei glauben annehmen zu dürfen, daß die Hälfte der jungen Knaben und Mädchen, die in den Harems verschwinden, in zartem Alter als Opfer unnatürlicher Lüste fällt. Diejenigen, welche man zu mannbarem Alter gelangen läßt, haben kein glückliches Loos. Sie verkümmern als Gefangene hinter engen hölzernen Gittern, wo sie von schwarzen Eunuchen bewacht werden, und gestattet man ihnen einen Ausflug, so sitzen sie tief verschleiert und von ihren Quälern gehütet in einer schwerfälligen Araba. Wie es um die sittlichen Zustände der Familie stehen muß, wo die Lebensgefährten des Mannes eine erkaufte Sklavin ist, die in jedem Augenblick mißtrauisch beobachtet und im wörtlichsten Sinne hinter Verschluß gehalten wird, das kann sich jeder selbst sagen. Die weiblichen Insassen der Harems beschäftigen sich fortwährend mit Ränken gegen einander und gegen ihren schwarzen Wächter. Verbrechen sind ein alltägliches Vorkommniß. Europäische Reisende, die im Morgenlande wie bekannt alle für Aerzte gelten, werden sehr häufig um Gift angegangen. Eine Nebenbuhlerin sucht die andere aus dem Wege zu räumen, und nicht blos die Eifersucht, auch der Geiz ruft Morde hervor. Es giebt armenische Megären, welche aus der bei uns nicht unbekannten Kunst, die Frucht zu tödten, ehe sie das Licht erblickt hat, ein förmliches Gewerbe machen. Weder diese Abtreibungen, noch die Verbrechen, die sich zugleich gegen das Leben der Mutter richten, werden sonderlich geahndet, denn der Schleier des Geheimnisses deckt alles.

Daß der Harem, „das verbotene Gemach", ein wirklicher Staat im Staate ist, greift auch nach außen ein. Die Verfassung des Harems bringt eine Art von Asylrecht mit sich, welches das polizeiliche Repressivverfahren unwirksam macht und überhaupt die gesetzliche Thätigkeit lähmt. Will der Arm der Justiz in dieses

Heiligthum hineingreifen, so muß er sich Einschränkungen unterwerfen, welche jedes Einschreiten illusorisch machen. Selbst wenn Jemand auf frischer That betreten wird, dürfen die Gerichtspersonen das Frauengemach nicht eher betreten, als bis alles, was darin ist, sich in andere Gemächer zurückgezogen hat. Wenn selbst ein Mord begangen wird, darf die strenge Sitte doch nicht gebrochen werden, und der Thäter hat Gelegenheit, sich der Strafe zu entziehen. Unter Selim III. war Aussicht vorhanden, daß das Haremsprivilegium beschränkt werden, die Freiheit der Frauen eine größere sein werde. Unter diesem reformirenden Sultan, der seine Bestrebungen allerdings mit dem Leben bezahlte, ließ der verhüllende Jaschmak das weibliche Gesicht und sogar einen Theil des Körpers frei. Mahmud nahm aber diese Vergünstigung zurück, und der jetzige Sultan ließ es dabei. Wie man sich in Konstantinopel erzählt, wurde Abdul Medschid durch eine persönliche Erfahrung gewarnt, den Frauen ausgedehntere Freiheiten zu gewähren. Am Tage der Thronbesteigung eines Sultans sorgt man dafür, daß der neue Herrscher bei seiner Rückkehr von Eyub's Grab, wo man ihn mit dem Schwerte umgürtet hat, im Brautgemache ein seiner würdiges Kleinod finde. Für Abdul Medschid war eine Griechin von tadelloser Schönheit auserlesen worden, doch zeigte sich bei der letzten Untersuchung, daß die Erkorene nicht ganz reine Zähne habe. Man berief einen berühmten Zahnarzt, einen schönen jungen Griechen, und forderte ihn auf, den Fehler zu entfernen. Aber statt den Zahnarzt zu machen, machte der Grieche den Verführer und beredete die Sultansbraut zur Flucht. Mit ihr und ihren Diamanten, die nicht vergessen wurden, erreichte der Grieche glücklich das Königreich Griechenland.*)

Die Vielweiberei ist ein so großes Unglück für die Türkei, daß jede Beschränkung derselben als der größte Fortschritt erscheint. Eine solche Beschränkung würde mit dem Verbot des tscherkessischen Sklavenhandels sogleich eintreten. Die weißen Mädchen und Knaben, die in der Türkei noch zum Verkauf gelangen, sind alle aus dem Kaukasus. Während des griechischen Aufstandes überwogen die Griechen und Griechinnen auf dem Sklavenmarkte, von denen damals auch Tausende nach Aegypten gegangen sind. Die Tscherkessen sind diesem Handel so ergeben, daß sie im Nothfall sogar ihre eigenen Kinder verkaufen. Man muß indessen sagen, daß die tscherkessischen Mädchen nicht ungern nach Konstantinopel gehen. Jede träumt sich als unumschränkte Gebieterin im Harem eines Großen, vielleicht als Sultanin. Nach dem Frieden von Adrianopel, als Rußland Anapa und Poti, die Hauptstapelplätze des Sklavenhandels erwarb, machte es diesem Verkehr durch eine strenge Küstensperre ziemlich ein Ende. Diese Hindernisse waren es hauptsächlich, welche die Tscherkessen der Westküste zu einem erbitterten Kriege entflammten. Die Russen sahen sich durch diesen Widerstand gezwungen, in den Verträgen von 1843 und 1844 die Sklavenausfuhr unter der Firma der Auswanderung in der Art zu gestatten, daß die Tscherkessen seitdem mit russischen Pässen, in welchen ihre Waare als Familienglieder oder als Dienstpersonal angegeben war, nach Konstantinopel kamen. War die Waare verkauft, so wurde der Paß auf der Gesandtschaftskanzlei demgemäß abgeändert. Ein Schiff mit siebenzehn Passagieren dieser Art kam noch während der Anwesenheit des Fürsten Mentschikoff in Konstantinopel an. Seit dem Ausbruche des Kriegs wurde die türkische Hauptstadt zum gelobten Lande für die Tscherkessen, und es wimmelte nun in Tophana von ihnen. Sie kamen mit Sack und Pack, mit der ganzen lieben Familie, was eine sehr löbliche Vorsicht war, da die eigenen hoffnungsvollen Sprößlinge herhalten mußten, sobald das Waarenlager geräumt war. So wurde der Markt über-

*) Das liebende Paar hat sich später nach der Walachei gewendet. Dort ist der Grieche gestorben, und die Wittwe, die ohne ihre Flucht vielleicht Mutter eines Kronprinzen wäre, lebt in dürftigen Umständen.

führt, und es entstanden die niedrigen Preise, von denen weiter oben die Rede war.

Das brittische Oberhaus hat sich das Verdienst erworben, zur Abschaffung dieses tscherkessischen Handels den Impuls gegeben zu haben. Der Gegenstand, der in der Presse längere Zeit erörtert worden war, kam am 13. Juli 1854 zur Sprache. Der Bischof von Oxford äußerte: nach Zeitungsberichten zu schließen, scheine leider die erste Folge der Befreiung des tscherkessischen Gestades von der russischen Herrschaft die Wiederbelebung des Sklavenhandels gewesen zu sein, und zwar des Sklavenhandels in seiner schändlichsten Bedeutung. Der Prälat las aus einem Journal folgenden Artikel: „Der einzige Handelsverkehr, der hier getrieben wird, ist der mit Mädchen, und dieser scheint jetzt außerordentlich schwunghaft zu gehen, da alle Hindernisse beseitigt sind, und die Waare in Konstantinopel hoch im Preise steht. Ich höre aus guter Quelle, daß für ein Mädchen, das in Tscherkessien für 15 Beutel gekauft ist, auf dem Sklavenmarkt in Konstantinopel 40 Beutel erlöst werden. Eine Unzahl kleiner Boote landet täglich an verschiedenen Punkten der Küste, bei Zetigond u. s. w.; dort bauen sich die Kapitäne oder Mäkler aus ihren Segeln ein Zelt, und dahin bringen die Eingeborenen ihre Sklaven, Mädchen und Knaben (hört, hört!) und handeln dafür gedruckte Kattunzeuge und andere Stoffe ein. Es cirkulirt wenig oder gar kein gemünztes Geld im Lande, so daß fast nur Tauschhandel besteht. Wie die homerischen Helden ein Weib zu drei oder vier Rindern schätzen, und ein eherner Dreifuß mitunter mehr galt als das menschliche Geschöpf, so wird hier das zum Verkauf ausgebotene Mädchen nach Calicostücken gewerthet; jedes Stück heißt ein Mal, und ein Mal ist gleich 33 Schilling. Ein anderes beliebtes Tauschmittel ist Salz. Auch von der andern Seite des Wassers, von Trapezunt nämlich, bringt jedes Schiff acht bis zehn asiatische Mädchen oder Knaben mit, die für den Konstantinopler Markt bestimmt sind. Es ist nur gerecht zu erwähnen, daß, so lange die tscherkessische Küste von den Russen blokirt war, diese Art Handel eine Zeit lang aufhörte; jetzt, wo der Verkehr frei, ist der Zudrang ungeheuer (the rush is immense). Hoffentlich wird die brittische Regierung dies beachten, und solchen Praktiken ein Ende machen.“ Diese Erwartung unterstützte der Bischof und bemerkte: wiewohl der Krieg, in welchen England jetzt verwickelt ist, weil gerecht, höchlich populär sei, so könnte er doch bei längerer Dauer, wie das noch bei jedem langen Kriege der Fall gewesen, unpopulär werden, und ein solcher Umschlag in der öffentlichen Meinung würde wohl durch nichts mehr gefördert, als wenn das Volk die Ansicht gewänne, daß durch den Krieg heidnischen Greueln, wie der oben erwähnte, Vorschub geschähe. Darum sei es, zur Beruhigung vieler Gemüther im Lande, wünschenswerth, wenn Ihrer Majestät Regierung wenigstens die Versicherung geben könne, daß ihre Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand gerichtet sei. Graf von Clarendon entgegnete: „Ich habe die Zeitungsberichte, auf welche mein sehr hochwürdiger Freund Bezug nimmt, mit demselben Gefühl des Schmerzes und Abscheues gelesen, wie der edle Prälat; und daß mein Freund diese Sache beregt hat, wundert mich um so weniger, als derselbe einen ererbten Anspruch hat, die Sache der Sklaven zu führen. (Hört! Der Bischof von Oxford ist der im Jahre 1805 geborene dritte Sohn des berühmten William Wilberforce.) Indessen, Mylords! kennen Sie die eigenthümlichen Gewohnheiten der Türkei, ihr soziales System, wenn ich so sagen darf, und ich brauche Ihnen daher nicht erst zu sagen, wie äußerst schwierig es ist, eine mohamedanische Regierung zur Abschaffung dieses abscheulichen Handels zu vermögen. Aber ungeachtet der Schwierigkeiten waren und sind die Bemühungen der brittischen und anderer Regierungen auf dieses Ziel gerichtet. Wiewohl Ihrer Majestät Botschafter in Konstantinopel der Regierung zu verschiedenen Zeiten die Gründe aufgeführt haben, warum sie glaubten, daß die Abstellung dieses Handels beinahe unmöglich sei, hat doch vor zwei oder drei Jahren Sir Stratford Canning, seinen Instruktionen von Viscount Palmerston

gemäß, die Sache förmlich und ernstlich bei dem osmanischen Minister des Auswärtigen beregt. Ich gestehe aber mit Bedauern, daß ich diesen Anstrengungen auswärtiger Regierungen kaum einen günstigen Erfolg in Aussicht stellen kann; ich zweifle, daß es uns gelingen wird, die Sitten und Gewohnheiten der osmanischen Unterthanen in dieser Hinsicht zu ändern. Ich habe über den zur Sprache gebrachten nächsten Gegenstand, den Sklavenhandel im schwarzen Meer, keine neuern amtlichen Angaben, kann also weder bestätigen noch leugnen, daß derselbe seit dem Freiwerden der tscherkessischen Küste zugenommen hat. Doch kann ich mit Vergnügen eröffnen, daß eine Depesche von Admiral Dundas eingelaufen ist, des Inhalts: sein Augenmerk sei auf diese Sache gerichtet, und den Kommandanten der englischen Schiffe an den Küsten Tscherkessiens und Georgiens der gemessenste Befehl zugefertigt, diesen Handel durch alle gütlichen Mittel zu verhindern. Und was noch wichtiger: Admiral Dundas meldet ferner: Schamyl sei diesem Handel entgegen (hostile), und englische Offiziere stehen mit ihm oder seinen Abgeordneten in Verkehr, um über gemeinsame Maßregeln zur Unterdrückung desselben zu berathen. Ich brauche Ew. Lordschaften nicht erst zu versichern, daß von unserer Seite alles irgend Thunliche geschehen wird."

Die englische Diplomatie hat das Versprechen des edlen Grafen wahr gemacht, und durch die Bereitwilligkeit des Sultans, auf ihre Wünsche einzugehen, ist das Lügen gestraft worden, was der englische Minister im Oberhause über die Hoffnungslosigkeit solcher Bestrebungen gesagt hat. Zwei Fermane vom Oktober 1854, beide an Mustapha Pascha, Befehlshaber von Batum, gesandt, verfügen die Aufhebung des schändlichen Verkehrs. Wir theilen die beiden interessanten Dokumente ganz mit. Das erste lautet: „An dich, meinen Wesir! Es ist uns kund und bestätigt worden, daß mehrere Personen Mädchen und Knaben aus Georgien rauben, sie für Sklaven ausgeben und als solche verkaufen. Ich brauche dir nicht zu sagen, daß ein solches Verfahren sehr rügens- und verabscheuungswerth ist; ferner verstößt es gegen die Ehre und Menschlichkeit, und darum habe ich anbefohlen, daß dieses Treiben fortan in diesen Ländern streng untersagt sein soll; wer sich erfrecht, ähnliches zu thun, soll strenger Strafe verfallen. Zu diesem Behuf ist dieser kaiserliche Befehl von meinem kaiserlichen Divan erlassen und veröffentlicht worden, um meine souveränen Befehle zur Kunde zu bringen. Sobald du von diesem Gegenstand in Kenntniß gesetzt sein wirst, wirst du auch in jenen Ländern denen, welchen es zu wissen Noth thut, meine souveränen Befehle mittheilen; sollte fortan ein solcher oben besagter Fall sich wiederholen, so werden Verkäufer und Käufer sogleich aufs strengste bestraft werden. Du wirst daher die energischsten Maßregeln treffen, damit Jedermann erfahre, wie streng der Sklavenhandel verboten ist, und sich nicht erkühne, so verabscheuungswürdiges zu begehen; du wirst auch dein möglichstes thun und die nöthigen Nachsuchungen anstellen, um die geraubten Mädchen und Knaben zu entdecken und sie den Ihrigen zurückzugeben. Es sind Wesirialschreiben an den Pascha von Trebisonde und an die Gouverneure von Djanik und Lhegistan mit Weisungen geschickt worden, damit die geraubten Mädchen und Knaben nicht zu Land ins Innere von Anatolien gebracht, noch an irgend einem Punkt ausgeschifft werden können; du wirst dich mit jenen Funktionären in beständigen Verkehr über diesen wichtigen Gegenstand setzen. Du wirst dem edlen Namenszug, womit dieser kaiserliche Befehl versehen ist, Glauben schenken. Gegeben in der ersten Dekade des Monats Moharrem 1271 (Oktober 1854)." Der zweite Ferman lautet: „An dich, meinen Wesir! Der Mensch ist das edelste aller aus Gottes Hand hervorgegangenen Geschöpfe; Gott hat ihn zum Glück bestimmt und ihm daher die Gnade zu Theil werden lassen, in Freiheit geboren zu werden. Im Widerspruch zu dieser ersten glücklichen Bestimmung haben die Tscherkessen die seltsame Gewohnheit angenommen, ihre Kinder und Angehörigen als Sklaven zu verkaufen, und auch (was bei einigen Tscherkessen vorkommt) sich gegenseitig die Kinder zu rauben und wie Vieh oder Waare zu ver-

handeln. Ein solches mit der Würde des Menschen wirklich unvereinbares und dem Willen des höchsten Schöpfers entgegenlaufendes Verfahren ist durch und durch schlecht und tadelnswerth, und darum verdamme ich dasselbe ganz und gar. Ich habe deshalb anbefohlen, daß behufs der Verhinderung eines solchen Standes der Dinge den Tscherkessen wirksame Rathschläge und die nothwendigen, demgemäßen Weisungen gegeben werden, und gleichzeitig die nöthigen Maßregeln getroffen werden sollen, um das Einschiffen der Sklaven an den Landungsplätzen zu verhindern. Alles dies soll zur Kenntniß der Militär- und Civilbehörden in jenen Gegenden gebracht werden. Es wurde hierzu dieser erhabene Ferman von meinem kaiserlichen Divan behufs der Veröffentlichung meiner desfallsigen souveränen Befehle erlassen. Sobald du, Muschir, von meinen Anordnungen Kenntniß erhältst, wirst du mit dem dir eigenthümlichen Eifer und dem dich auszeichnenden großen Verstand meinen souveränen Willen den Tscherkessen, und wem es sonst zu wissen Noth thut, mittheilen und ihn aufs umständlichste veröffentlichen. Du wirst alles thun, was deine Weisheit und Geschäftsgewandheit dir eingeben, um diesem Gebrauch ein Ende zu machen; du wirst die nöthigen Befehle geben und ausführen lassen, um den Transport von Sklaven und ihre Einschiffung an den Landungsplätzen zu hindern; da es ferner nöthig ist, jene zu bestrafen, welche diesen Befehlen entgegen sich des Verkaufs ihrer Angehörigen oder der Miethung und Vermiethung von Kindern und Verwandten schuldig machen, oder diese nach geschehenem Ankauf auszuführen wünschen, so wirst du in dieser Hinsicht nichts vernachlässigen. Endlich wirst du das hier Gesagte zur Vollstreckung bringen und Glauben schenken dem edeln Namenszug, womit diese kaiserliche Verordnung versehen ist, die erlassen wurde in der zweiten Dekade des Monats Moharrem im Jahre 1271 (Oktober 1854)."

Mag auch das Verbot hin und wieder umgangen werden, so ist doch ein für das ganze türkische Familienleben wichtiger Schritt gethan. Die schönen Bewohnerinnen des Kaukasus gingen in die Harems der Großen, das heißt der Klasse, von der in der Türkei die Reform ausgehen muß, wenn sie wirksam sein soll. Nachdem in jüngster Zeit auf diese Großen so vieles eingestürmt ist, was sie zum Nachdenken gebracht hat, wird ihnen die Zufuhr zu ihren Harems abgeschnitten, was sie zur Annäherung an europäische Gewohnheiten zwingt. Eine der Quellen der Vielweiberei, die traurigste und ergiebigste, ist verstopft.

Karl Ferdinand Graf von Buol-Schauenstein, österreichischer Staatsminister. Die Buol sind eine ursprünglich schweizerische Familie, die zu den ältesten Geschlechtern des Landes zählt und schon in Urkunden vom Jahre 1398 erwähnt wird. Sie besaß in den Gemeinden Parpan, Lenz und Tamins Bürgerrechte und gelangte später zu der erblichen Würde eines Erzkämmerers des Stiftes Chur. Geadelt wurde sie im Jahre 1649 und theilte sich nun in die beiden Linien Buol-Straßberg und Buol-Schauenstein, deren gemeinschaftlicher Stammvater der im Jahre 1662 gestorbene Bundeslandammann J. A. v. Buol-Straßberg zu Parpan ist. Die Linie der Schauenstein nennt sich nach der Burg Schauenstein, die in der Nähe des Marktfleckens Thusis in Graubündten lag, wo ihre Trümmer noch heute zu sehen sind. Sie erlangte jene Burg nebst andern werthvollen Besitzungen durch eine Heirath mit der Erbin der Herrschaft Reichenau und Tamins. An diese Linie kam 1690 die freiherrliche, am 27. Februar 1696 die reichsfreiherrliche Würde. Gleich den Buol-Straßberg, die noch in Graubündten existiren, ursprünglich reformirt, traten die Buol-Schauenstein 1690 zur katholischen Religion über. Ein berühmtes Mitglied ihrer Familie war der kaiserliche Feldmarschall Franz Thomas Buol-Schauenstein, dem als Lohn für seine Verdienste 1739 die gräfliche Würde verliehen wurde. Da er kinderlos war, adoptirte er seinen Neffen Karl Rudolf v. Buol, und diesem wurde am 18. Januar 1805 die reichsgräfliche Würde mit Vereinigung des schauensteinischen Namens und Wappens bestätigt. Dieser Graf Karl Rudolf ist der Vater des Ministers. Im

Jahre 1793 geboren, hatte er eine glänzende Laufbahn, war in einem Alter von siebenundzwanzig Jahren kaiserlicher Gesandter im Haag, 1792 zu Basel, 1794 Direktorialminister in Regensburg, später Kämmerer, Geheimerrath und bevollmächtigter Minister am kurpfälzischen Hofe und in Dresden. Er war der erste Präsident des deutschen Bundestags, den er mit einer große Hoffnungen erweckenden Rede eröffnete. Da die spätere Entwicklung seinen Ansichten nicht entsprach, überließ er seinen Platz 1822 dem Grafen Münch-Bellinghausen und ging nach Wien zurück, wo er als wirklicher Geheimerrath, Staatsminister, Präsident der Hofkommission, Minister des kaiserlichen Hauses und des Aeußern thätig blieb, bis er am 12. Februar 1834 starb. Ein Jahr früher war ihm sein Bruder, Bischof von Chur und St. Gallen, im Tode vorangegangen.

Graf Karl Ferdinand ist der einzige Sohn des ehemaligen Bundespräsidenten und am 17. Mai 1797 geboren. Nachdem er die gründlichste akademische Bildung erhalten hatte, wurde er von seinem Vater in die diplomatische Laufbahn eingeführt und ging nach Neapel und andern italienischen Höfen. Nach und nach sahen ihn fast alle europäischen Hauptstädte in den verschiedenen Rangstufen, die ein junger Diplomat zu durchlaufen hat. Eine selbstständige Leitung der Geschäfte erhielt er zum ersten Male als Gesandter und bevollmächtigter Minister in Stuttgart, wo er bis zum Jahre 1844 blieb und dann in gleicher Eigenschaft nach Turin versetzt wurde. Als Oesterreich in den Verwicklungen des Jahres 1848 einer tüchtigen Vertretung in Petersburg bedurfte, wurde der Graf, der sich bereits in schwierigen Sendungen bewährt hatte, am 29. Dezember als Gesandter am russischen Hofe beglaubigt. Auf der Olmützer Konferenz, welche den Streit zwischen Preußen und Oesterreich beilegte, war er mit dem Baron Meyendorf der Begleiter des Fürsten Schwarzenberg. Den Dresdener Konferenzen wohnte er als österreichischer Kongreßbevollmächtigter bei. Er führte den Vorsitz in der ersten Kommission, die sich mit den Bundesangelegenheiten beschäftigte. Noch während seines Aufenthalts in Dresden wurde ihm ein neuer Wirkungskreis angewiesen, um den ihn in jener Zeit kein österreichischer Diplomat beneidet haben wird. Sein Kaiser ernannte ihn zum Gesandten in London, so daß der Graf Oesterreich bei einem Kabinet zu repräsentiren hatte, mit dem in Folge der englischen Bemühungen für die Lombarden und Ungarn ein Verhältniß herrschte, das sich nicht anders als ein feindliches bezeichnen läßt. Am 17. Juli 1851 hatte er im Buckingham-Palast seine Antrittsaudienz und überreichte seine Kreditive. Im Spätherbst desselben Jahres traf Kossuth ein, und man erwartete nun um so bestimmter einen Bruch zwischen den beiden Höfen, als Graf Buol während der großartigen Vorbereitungen zu dem feierlichen Empfange, den man dem ungarischen Agitator in London bereitete, England verließ, um eine Erholungsreise nach dem Festlande zu machen. Der Bruch trat aber nicht ein, im Gegentheil milderte sich die Spannung zwischen den Höfen von Wien und London auf eine sehr merkliche Weise. Des Grafen neunmonatliche Anwesenheit in der englischen Hauptstadt frischte die Erinnerungen an das alte Freundschaftsverhältniß auf, und dies hatte die Folge, daß eine Annäherung entstand. Wie Kossuth neuerdings selbst mit einem Seitenblick auf diplomatische Einwirkung in Form einer Anklage erzählt hat, zog sich die englische Aristokratie, zwei Mitglieder ausgenommen, von ihm zurück, und von der Vorstellung im Buckingham-Palaste, auf die er gehofft hatte, war vollends keine Rede.

Der Tod des Fürsten Schwarzenberg war die Ursache der Abberufung des Grafen Buol-Schauenstein von London. Seine Bekanntschaft mit den Hauptstaaten Europa's, mit den wichtigsten Verhandlungen, die seit zehn Jahren und länger stattgefunden hatten, seine vielfachen diplomatischen Verbindungen und vor allen seine persönlichen Eigenschaften machten ihn vollkommen würdig, den ersten Platz des österreichischen Staatsdienstes auszufüllen. Am 12. April 1852 wurde er zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten wie des kaiserlichen Hauses

ernannt und mit dem Vorsitz in den Ministerkonferenzen beauftragt. Als er seine Stelle übernahm, fand er die wichtigsten Angelegenheiten in der Schwebe und bekam sogleich mit neuen Verwicklungen zu thun. Differenzen mit der Schweiz und mit Sardinien waren noch die geringfügigsten Sorgen, welche den neuen Minister des Auswärtigen in Anspruch nahmen. Jenen beiden Staaten gegenüber hatte er den mittelbaren Unterstützungen ein Ende zu machen, welche der italienischen Umsturzpartei trotz aller Versicherungen freundnachbarlicher Gesinnungen zu Theil wurden. Sardinien war außerdem einzuschärfen, daß man Verträge schließt, um sie zu halten, nicht um sie unter den sonderbarsten, nichtigsten Vorwänden auf jede Weise zu umgehen. Obgleich der Streit mit Sardinien eine solche Wendung nahm, daß Graf Revel Wien „in Urlaub" verließ, Graf Apponyi von Turin einen Abstecher auf seine ungarischen Güter machte, zeigte Graf Buol-Schauenstein doch die seltenste Mäßigung. In dem Augenblicke, als der österreichische Gesandte ein Land verließ, das sich weigerte, den Mörder eines geachteten österreichischen Bürgers auszuliefern, und andere Beweise unzweideutiger Feindschaft mehr gab, unterzeichnete er einen Postvertrag und eine Uebereinkunft über den Anschluß des beiderseitigen Telegraphensystems. Mehr als durch diese Verwicklungen mit Reichen von geringerer Macht wurde Graf Buol-Schauenstein durch die Beziehungen Oesterreichs zu den Großmächten in Anspruch genommen. Die Anerkennung des Kaisers von Frankreich, die Zolleinigung mit Preußen, die Olmützer Zusammenkunft, die Sendung des Grafen Leiningen nach Konstantinopel, die Wiener Konferenzen, die endlosen Verhandlungen mit Rußland, alle diese Ereignisse und Sorgen gehören der Zeit seiner Geschäftsführung an. Wer in diesem allen einen Umschlag der österreichischen Politik erkennen wollte, der würde sehr irren. Oesterreich hat seinen Standpunkt unverrückt behauptet, und wenn seine Stellung zu den übrigen Staaten gegenwärtig eine ganz andere ist, so kommt dies daher, daß jene Staaten ihre Rollen ausgetauscht haben. Rußland, der Hüter des status quo, hat eine Revision der Karte von Europa erstrebt, England und Frankreich, die Repräsentanten der Beweglichkeit im Völkerleben, sind zu konservativen Vertheidigern des Bestehenden geworden.

Eine Aenderung ist allerdings eingetreten: Oesterreich verfolgt klarer, fester und entschiedener als vor 1848, was es seinen Interessen gemäß erstreben muß. Diese Aenderung trat bereits hervor, als Fürst Schwarzenberg die auswärtigen Angelegenheiten besorgte, aber damals hatte die Entschiedenheit einen starken Beigeschmack von Schroffheit, der unter Buol-Schauenstein bis auf die letzte Spur verschwand. Die österreichische Diplomatie zeigte sich zugleich human, ehrlich und klug. In eine geographische und politische Mitte gestellt, wo sie eigene und deutsche Interessen zu vertreten hatte, mußte sie sich, ohne daß sie eine Schuld auf sich lud, der Doppelzüngigkeit, des Verraths beschuldigen lassen. Solche Vorwürfe kamen aus dem russischen wie aus dem französisch-englischen Lager. Aber Graf Buol-Schauenstein ging seinen geraden Weg sicher fort, und jetzt steht er in den Augen der Welt gerechtfertigt da. Gleich die Sendung des Grafen Leiningen, durch die Oesterreich den ihm gebührenden Einfluß im Osten zurücknahm, wurde von den übelsten Nachreden begleitet. Es hieß, Oesterreich habe Rußland die Wege ebnen wollen, der deutsche Graf sei der Vorreiter und Anmeldebote des russischen Fürsten gewesen. In Wahrheit überraschte und verletzte das Auftreten Mentschikoff's in Wien eben so sehr, wie in London und Paris. Lange war man der Ansicht, der Fürst habe seine Weisungen überschritten. In derselben Weise hielt man, als der Befehl an die russische Armee, den Pruth zu überschreiten, bekannt wurde, die Meinung fest, Kaiser Nikolaus habe eine Uebereilung begangen und werde froh sein, wenn man ihm eine Gelegenheit offen hälte, seinen Schritt auf eine gute Art zurückzunehmen. Um diese Gelegenheit zu bieten, ließ Graf Buol in die bekannte Wiener Note, von der die vier Großmächte hofften, daß sie den Frieden herbeiführen werde, die Worte einschalten . . .

„Se. Majestät der Sultan, treu dem Buchstaben und Geist der in den Verträgen von Kainardschi und Adrianopel über den Schutz der christlichen Kulte enthaltenen Bestimmungen" . . .

Vom Beginn des Streits an ging in Paris und London der geheime Wunsch dahin, eine Quadrupleallianz zu Stande zu bringen wie die von 1840, nur daß sie dieses Mal gegen Rußland gerichtet sein sollte. Als Oesterreich seine guten Dienste anbot, glaubte man dieses Ziel erreicht zu haben. Man irrte sich vollständig in dem Charakter der österreichischen Politik. Die Politik einer alten Dynastie und eines großen Reichs, das auf die Fundamente jahrhundertelanger historischer Entwickelung gebaut ist, muß nothwendig einen vorwiegend traditionellen Charakter tragen. Das Eigenthümliche einer solchen Politik ist, daß sie sich schwer lossagt von alten Prinzipien und alten Freunden, die sich nicht auf Ausbeutung von Gelegenheitsvortheilen verweisen läßt, sondern daß sie die Früchte der Treue und der Konsequenz allein ernten will. Graf Buol war der getreue Dollmetsch dieser Politik, als er an keinen feindseligen Schritten gegen Rußland Theil nahm, aber nicht ermüdete, Mahnungen und Warnungen nach Petersburg abgehen zu lassen. Der Nesselrode'sche Kommentar zu der Wiener Note, der mit einem Schnitt alle die Fäden zerstörte, mit denen Oesterreich sein Vermittlungswerk befestigt zu haben glaubte, war die erste der brüsken Abweisungen, die Graf Buol zum Lohn für seine ehrlichen Mühwaltungen über sich ergehen lassen mußte. Er gab darum die Hoffnung einer friedlichen Vermittlung nicht auf. Dem Einlaufen der verbündeten Flotten in das schwarze Meer folgte auf dem Fuße die Erklärung des Freiherrn von Bruck in Konstantinopel, daß dieses Einlaufen ohne Wissen Oesterreichs und Preußens geschehen sei. Die Beziehungen zu dem Petersburger Hofe wurden inzwischen immer kälter, und ein Anschluß an die Westmächte erschien in demselben Verhältniß als das Gebot der Nothwendigkeit.

Die Olmützer Zusammenkunft wurde von Rußland in Vorschlag gebracht, weil Graf Nesselrode von der imponirenden Persönlichkeit des Kaisers Nikolaus sich Wunder versprach. In Wien nahm man die Einladung an mit dem festen Entschluß, die Rolle des Vermittlers nicht mit der eines Verbündeten zu vertauschen. Von fern betrachtet, hatte diese berühmte Zusammenkunft den Charakter jener Kongresse der zwanziger und dreißiger Jahre, aus denen immer ein festerer Zusammenhang der drei nordischen Mächte hervorging, oder doch hervorzugehen schien. Die Konferenzen wurden ausschließlich von den Vertretern Oesterreichs und Rußlands geführt. Kein fremder Diplomat nahm an ihnen Antheil, nicht einmal Lord Westmoreland, der in Olmütz nur als General erschien. Oesterreichische Diplomaten waren außer dem Grafen Buol noch zwei thätig, Baron Prokesch und Graf Thun, die von Frankfurt und Berlin berufen wurden, russische außer dem Grafen Nesselrode, den die russische diplomatische Kanzlei begleitete, noch drei, Meyendorf, Sacken und Kudriafsky. Neben den Konferenzen beschäftigte man sich in Olmütz mit imposanten kriegerischen Schauspielen, bei denen 40,000 Mann erlesener österreichischer Truppen die Schauspieler waren. Diese diplomatischen Unterhandlungen im engsten Kreis und diese militärischen Spektakelstücke hießen in Paris und London „der Verrath Oesterreichs." Hätte die russenfeindliche Presse hinter die Zeltwände von Olmütz blicken können, so würde sie anders geurtheilt haben. Man trat sich in Olmütz nicht näher, man trat aus einander. Der vermeintliche militärische Prunk gab dem russischen Gaste den Beweis, daß die österreichen Truppen nicht blos durch Kriegsbereitschaft sich auszeichneten, sondern auch ein höchst intelligenter Körper seien, der Olmütz, damals das einzige Hinderniß für ein auf Wien marschirendes russisches Heer', kräftigst zu vertheidigen wissen werde. Eine Ordensaustheilung folgte der Olmützer Zusammenkunft nicht, vielmehr ließ der Kaiser Nikolaus den Grafen Buol-Schauenstein seinen Unmuth in einer Weise fühlen, daß das Ungnädige in dem Benehmen des Zaren dem Kaiser Franz Joseph auffiel.

Die Sendung des Grafen Orlow legte die versteckte Feindseligkeit Rußlands offen an den Tag. In Wien gab es damals eine russische Partei, die aus ihren Sympathien kein Hehl machte, vom russischen Gesandtschaftshotel ihre Antriebe empfing und mit ihren Deklamationen gegen ein Bündniß mit der Revolution, wie sie den Anschluß an die Westmächte nannte, den politischen Ton der hohen Gesellschaft beherrschte. Ihr Organ war der „Oesterreichische Soldatenfreund", dessen nicht selten stark gewürzte und lärmende Artikel die Gesinnung des Heers auszudrücken behaupteten. Der russische Kaiser hatte eben an einige Häupter der österreichischen Aristokratie und an hochgestellte Offiziere der kaiserlichen Armee Handschreiben erlassen, deren gnädiger Ton eine Unterstützung der Orlow'schen Mission war. Graf Buol-Schauenstein sollte durch Isolirung geschwächt und im nächsten Augenblicke gestürzt werden. Aber er stand in dem Vertrauen seines Monarchen zu hoch, und das russische Manöver, am österreichischen Hofe ein anti-österreichische Partei gründen zu wollen, machte den entgegengesetzten Eindruck, den es bezweckte. An demselben Tage an dem Graf Orlow seine Audienz bei dem Kaiser hatte, ging der Befehl ab, ein Beobachtungsheer an der serbischen Grenze aufzustellen. Dieser Befehl war zugleich die Erwiederung einer russischen Höflichkeit aus etwas früherer Zeit. Das österreichische Kabinet stattete damit seinen Dank ab, daß der Selbstherrscher aller Reußen an demselben Tage, an dem ihm ein vermittelndes Handschreiben des Kaisers von Oesterreich überreicht wurde, den Einmarsch in die Donaufürstenthümer befohlen hatte.

Die Wiener Konferenz wurde von ihrem ersten Zusammentritt an von Rußland mit den ungünstigsten Augen betrachtet. Die Sünde, seinem Herrn zu diesen Konferenzen gerathen und sie dann einberufen zu haben, wurde dem Grafen Buol-Schauenstein nicht vergeben. Was die russischen Diplomaten 1829 in einer ähnlichen Konstellation von dem Staatskanzler gesagt hatten, „Fürst Metternich sehe sich schon im Geiste auf dem Präsidentensessel des neuen europäischen Kongresses, und er traue sich das Geschick zu, alle seine Zwecke am grünen Tisch zu erreichen," dasselbe wurde jetzt von dem Grafen Buol-Schauenstein gesagt. So viel ist gewiß, daß der Graf dasselbe Kollektivsystem verfolgte, das Fürst Metternich in ungünstigerer Zeit nicht hatte erreichen können. Dieses System ist im Grunde nichts, als die weitere Durchführung der Idee des europäischen Gleichgewichts, und es hat immer gute Dienste geleistet, mag es nun gegen spanische oder französische Weltherrschaft zur Anwendung gekommen sein. Wie weiland Philipp II., Ludwig XIV. und Napoleon I. auf das europäische Gleichgewicht und seine weitere Durchführung nicht gut zu sprechen waren, so erwirbt sich auch jetzt bei dem kaiserlichen Haupte des Panslawismus Niemand Dank, wer einen Vereinigungspunkt gegen ihn aufstellt. Die Wiener Konferenzen wurden von Rußland als nicht vorhanden betrachtet. In allen russischen Noten kehrt die nachdrucksvolle Phrase wieder, der Streit mit der Türkei sei eine Spezialangelegenheit — warum sagt man nicht offen: eine slawische Familiensache? — in der man nur mit der Türkei verhandeln könne. Diese Auffassung wurde auch da geltend gemacht, als Baron Meyendorf in den ersten Tagen des März 1854 die angeblichen Friedensprälimi-narien nach Wien überbrachte, welche die Konferenz am 7. März als nicht annehmbar verwarf. Als Graf Buol-Schauenstein diese Vorschläge in Empfang nahm und dabei bemerkte, daß er sie der Konferenz vorlegen werde, unterbrach ihn der Baron Meyendorf mit den lebhaft gesprochenen Worten: „Es giebt in meinen Augen keine Konferenz, meine Vorschläge richten sich nur an das österreichische Kabinet allein."

Die Aufforderung des Grafen Buol-Schauenstein an die Seemächte, Rußland einen Termin für die Räumung der Donaufürstenthümer zu stellen, war die erste feindselige Maßregel Oesterreichs. Dann folgte das berühmte Protokoll vom 9. April, dem die stark bezweifelte Zustimmung Preußens nur bis zum 20. desselben Monats versagt blieb. Rußland verschmähte diese Warnung wie alle übrigen,

sein Heer verschwendete vor Silistria sein Blut, und doch mußte es, von den armseligen Wällen eines Außenwerks abgewiesen, nicht nur über die Donau, sondern auch über den Pruth zurück. Eine ernstere Aufforderung Oesterreichs zur Räumung der Moldau und Walachei bewirkte dieses Resultat. Die großartigen Truppenaufstellungen Oesterreichs an der Donau und Galizien, noch mehr aber das patriotische Opfer, das die Stämme des Kaiserstaats durch ein in der Finanzgeschichte aller Staaten unerhörtes Anlehen brachten, zogen so alle Blicke auf sich, daß man der stilleren Thätigkeit des Grafen längere Zeit nicht folgte. In dieser Zeit bewirkte er die Einigung der deutschen Staaten in der orientalischen Frage, ein Werk, das der Vertrag mit den Westmächten vom 2. Dezember krönte. Noch einmal wird Rußland gewarnt, noch einmal wird ihm gezeigt, daß ganz Europa seinen Plänen entgegen ist, und daß eine geschicktere und ehrlichere Diplomatie als die seinige darüber wacht, in den Weizen nicht Unkraut säen zu lassen.

Graf Buol-Schauenstein ist mit einer unerschütterlichen Willenskraft ausgerüstet, die es ihm möglich macht, in allen Verhältnissen eine leidenschaftslose Ruhe zu bewahren. Stößt er auf Hindernisse, so arbeitet er unermüdlich und mit kalter Selbstbeherrschung, nie in der Wahl der besten Mittel sich vergreifend, an deren Beseitigung. Mag diese Arbeit noch so lange dauern, er stört sie durch keine Aufwallung von Ungeduld, und gelangt endlich zum Ziel. Talleyrand's Motto für Diplomaten: Pas de zèle! ist das seinige. Er ist einer der schweigsamsten Diplomaten, auf ein vorschnelles Wort von ihm, das seine Absichten verriethe, lauern die vornehmen Späher der Salons vergebens. — Graf Buol-Schauenstein ist vermählt mit der Prinzessin Karoline von Isenburg-Birstein (geboren am 25. November 1809) und zur Zeit noch ohne männliche Nachkommenschaft. Er hat zwei Töchter, Josephine (geboren am 10. Oktober 1835) und Alexandrine (geboren am 21. Februar 1837). Von seinen drei Schwestern ist die eine unvermählt geblieben, die zweite an den taxischen Oberpostmeister zu Frankfurt Brints von Treuenfeld, die dritte an den Baron von Meyendorf verheirathet, der bei dem Wiener Hof vor dem Fürsten Gortschakoff russischer Gesandter war. Diejenigen, welche bei dem orientalischen Streit voraussagten, daß der Graf Buol eine schwägerliche Politik befolgen werde, sind durch seine Haltung arg beschämt worden.

Fürst Wasili Ossipowitsch Bebutow, russischer Generallieutenant. Für die russischen Pläne auf Vorderasien ist es kein geringer Vortheil, daß viele eingeborene grusinische und armenische Familien sich dem Dienste des Kaiserstaats widmen. Diese Männer bringen ihrem Herrn außer ihren persönlichen Eigenschaften, unter denen die Tapferkeit selten fehlt, ihren Familieneinfluß und die genaueste Bekanntschaft mit Land und Leuten zu. Auf der andern Seite schaden sie auch, denn sie haben von ihren Vorfahren, die sich unter der wechselnden Herrschaft von Christen, Persern und Türken in Ansehn und Reichthum erhalten wollten, sittliche Mängel überkommen, welche die Volksmeinung nicht für die Regierung einnehmen, deren bevorzugte Diener sie sind. Zu diesen Familien, die sich der russischen Regierung zur Verfügung gestellt haben, gehören auch die Bebutow's. Sie sind vornehme Armenier, die noch vor der russischen Zeit aus ihrem Geburtslande nach Georgien auswanderten, wo es ihnen so wohl erging, daß sie blieben. Sie wußten gewöhnlich die neuen Herrscher des Landes die Dienste, die sie den alten geleistet hatten, vergessen zu machen, versahen es aber doch zuweilen, indem sie einer stürzenden Krone zu lange treu blieben. Diesen Fehler beging unter anderm der Urgroßvater des jetzigen Fürsten und wurde deshalb von den Türken bei dem Sturm auf Tiflis erschlagen. Der Sohn ließ sich dies zur Lehre dienen, focht für Nadir Schah und folgte diesem großen Würger der Menschen bis nach Delhi. Der Vater des Fürsten war am Hofe der georgischen Fürsten Oberschatzmeister und trat als Hofrath in russische Dienste. Im Gefolge des Fürsten Zizianow kämpfte

er in mehreren Feldzügen gegen die Perser und starb als Oberst und Ritter des St. Annenordens.

Zizianow, der im Hause dieses Mannes täglich verkehrte, bestimmte vier Söhne desselben zum Kriegsdienst. Zwei starben früh in Schlachten, der dritte war zur Zeit der russischen Intervention Generalmajor, der vierte ist unser Bebutow. Dieser gehörte zu den ersten Georgiern, welche nach Petersburg geschickt wurden, um in dem dortigen Kadettenhause ihre Ausbildung zu erhalten. 1809 in sein Vaterland zurückgekehrt, fand er eine Anstellung bei dem Marquis Paulucci und begleitete diesen, als der Marquis 1812 zum Generalstatthalter von Riga ernannt wurde. So hatte Fürst Bebutow das Glück, seine Sporen in einem Kriege gegen gebildete Nationen, gegen Preußen und Franzosen, zu verdienen. 1816 trat er bei dem Fürsten Jermoloff als Adjutant ein. Er war in dessen Gefolge, als derselbe auf seinen Gesandtschaftsposten in Persien abging, leistete als Dolmetscher gute Dienste und zeichnete sich dann in den Kämpfen gegen die Kasykumücken so aus, daß er den Befehl über das mingrelische Jägerregiment erhielt. In den Jahren 1825 bis 1827 führte er die Verwaltung der Provinz Imeretien.

Als der Türkenkrieg von 1828 ausbrach, war er zum Generalmajor vorgerückt. Seine Tapferkeit bei der Erstürmung von Achalziche brachte ihm einen goldenen Degen und die Ernennung zum Befehlshaber dieser Festung. Fürst Paskewitsch konnte ihm nur eine kleine Besatzung überlassen, und bald begannen unter seinen wenigen Truppen Krankheiten zu wüthen, namentlich die Pest. Offiziere und Soldaten wurden hinweggerafft, von seinem ganzen Stabe blieb der Fürst allein am Leben. Die Türken wurden von diesem Sachverhalt unterrichtet und beschlossen, die Schwäche der Besatzung zu benutzen. In der Nacht vom 19. auf den 20. Februar machte Achmed, der Pascha von Adschar, mit 20,000 Mann einen Sturm. So ungeheuer die Ueberzahl der Feinde war, schlug Fürst Bebutow den Angriff nicht allein kräftig ab, sondern machte auch am 1. März einen Ausfall, der das Resultat hatte, daß die Belagerer in die Flucht geschlagen wurden und sechs Geschütze zurückließen.

„Im Jahre 1831 wurde er zum Oberbefehlshaber der armenischen Provinzen ernannt und für die vortreffliche Ordnung, in welcher der Kaiser bei seinem persönlichen Besuche in Eriwan die Provinz fand, noch besonders ausgezeichnet." So sagt eine Lebensbeschreibung des Fürsten Bebutow in der „Nordischen Biene" *). Wie es mit dieser „vortrefflichen Ordnung" eigentlich stand, darüber ertheilt Moritz Wagner **) gründliche Belehrung. Er sagt: „Nächst dem Verlust seines einträglichen Passagehandels litt dieses Land durch ein Erpressungssystem von langer, schmerzlicher Dauer, das erst in der neuesten Zeit durch den General Neidhardt wesentliche Milderung erfahren hat. Ein Armenier von Geburt, der Fürst Bebutow, welchen der Reisende Dr. Karl Koch „einen der liebenswürdigsten Menschen" nennt, war als russischer Gouverneur einige Jahre lang der ärgste Plünderer und Tyrann, die vom ganzen Volk einmüthig verfluchte Geißel der Provinz gewesen. Kein Pascha und kein Sardar hatte es je so wie dieser Armenier verstanden, aus dem Schweiße des armen Bauern Gold zu münzen und die Peitsche als Zauberstab zur Füllung seiner eisernen Kisten mit wunderbarem Erfolg anzuwenden. Unglaublich litten seine unglücklichen Landsleute unter der ziemlich langen Dauer seines Greuelregiments und Jedermann sehnte sich damals wieder nach der persischen Herrschaft zurück. Bebutow besaß eine Gabe der Verstellung und Intrigue, wie sie in solchem Grade selbst unter den Armeniern selten ist. Lange wußte er sich in den Augen des damaligen russischen General-Gouverneurs, Baron von Rosen, den Schein eines warmen

---

*) Nordische Biene, Nummer vom 10. März 1854.

**) Reise nach dem Ararat und dem Hochland Armenien, S. 80 fgg.

Patrioten und Volksbeglückers zu geben, und während alle ihm untergebenen Beamten, die sämmtlich seine Kreaturen waren, ihm bei dem raffinirtesten Erpressungssystem mit wahrem Feuereifer beistanden und das Eriwan'sche Volk bitterste Noth litt, glaubte man in Tiflis, daß dort alles auf das beste bestellt sei, ja der Generalstatthalter hielt den Fürsten Bebutow, der die Steuern immer auf das pünktlichste einlieferte, für das Muster eines trefflichen Verwalters. Kein Klageruf vermochte bis Tiflis oder Petersburg zu dringen; die Tyrannei dieses Mannes wußte die Zungen mit Schrecken zu fesseln. Alle Distriktsbeamten waren seine eifrigen Verehrer, denn sie durften in ihren Bezirken frei schalten und walten, wenn sie ihm nur die Summen voll bezahlten, um deren Preis sie ihre Stellen von ihm erkauft hatten. Mit Reichthümern beladen, mit Orden und Verdienstzeichen geschmückt, verließ dieser Schurke endlich seinen Posten, um einem Russen Platz zu machen, der nicht viel besser war. Diese unglückliche Provinz Eriwan litt mehr als alle übrigen Gegenden Transkaukasiens; jeder neue Gouverneur oder Kreishauptmann glaubte seinem Vorgänger nachahmen zu dürfen, da doch das Volk hier einmal an Druck gewöhnt sei."

Die asiatischen Provinzen sind weit von dem Mittelpunkte des Reichs entfernt, und selten macht ihnen ein russischer Generaladjutant einen jener überraschenden Besuche, welche der russische Beamtenstand über alles fürchtet. Des Fürsten Benehmen in den armenischen Provinzen schadete ihm so wenig, daß im Jahre 1838 seine Ernennung zum Mitgliede des Raths der obersten Verwaltung der transkaukasischen Länder erfolgte. Im Jahre 1843 zum Generallieutenant ernannt, wurde er im nächsten Jahre mit dem Oberbefehl im nördlichen Daghestan betraut. Dies war in jener Zeit das Gebiet, dessen Besitz den Russen von den Bergvölkern in heißen Kämpfen streitig gemacht wurde. Hier entfaltete Schamyl ein Genie, dem Bebutow so wenig gewachsen war, wie ein anderer russischer Befehlshaber vor oder nach ihm. Von 1844 bis 1847 mühte sich der Fürst in Anstrengungen ab, die nie zu einem Siege, zuweilen zu resultatlosen Kämpfen und häufiger zu blutigen Niederlagen führten. Der Kaiser rief ihn ab, ohne ihn darum seine Ungnade empfinden zu lassen. Bebutow wurde zum Vorstande der Civilverwaltung der transkaukasischen Länder ernannt und blieb in diesem Amte sieben Jahre bis zum Ausbruch des türkisch-russischen Kriegs.

Der Fürst steht jetzt in Asien gegen die Türken im Felde. Dieser Kriegsschauplatz ist bisher der einzige gewesen, wo die russische Kriegsführung Erfolge aufzuweisen hat. Namentlich hat sich Fürst Bebutow als ein General bewährt, der den gegen ihn fechtenden Renegaten, Neutürken und Alttürken bedeutend überlegen ist. Allerdings ist alles für ihn. Sein Heer wird mit Lebensmitteln und Munition, mit Kleidern und Heergeräth gut versorgt, und die Türken leiden an dem Nothwendigsten Mangel. In Asien fechten die schlechtesten türkischen Truppen, und das transkaukasische Heer ist das beste, über welches Rußland verfügt. Die langen Kämpfe im Gebirge haben die Russen Bebutow's abgehärtet und mit dem Kriege vertraut gemacht. Sie wissen recht gut, wem sie ihre Ueberlegenheit über den Gegner verdanken. Als sie den ersten Sieg erfochten hatten, brachten sie Schamyl ein Hurrah, denn er, sagten sie, sei ihr Lehrer.

Unter Verantwortlichkeit des Ergänzungsblätterverlags in Meißen. — Redakteur Dr. Fr. Steger.
Druck von A. C. Gato in Meißen.

Die Schrauben-Dampfschiffe. Die Segelschiffe haben im Kriege den Nachtheil, daß sie bei Windstille bewegungslos sind. Nimmt ein Dampfschiff einen solchen Augenblick wahr, so kann es ein feindliches Segelschiff in Grund schießen, sollte das letztere auch an Geschützen überlegen sein. Räderdampfschiffe zeigen aber auch noch einige Unbequemlichkeiten, welche durch die Anwendung der Schraube größtentheils beseitigt werden. Die furchtbare Kraft, welche die Artillerie durch die neuen Verbesserungen erlangt hat, wird durch die Schraube noch bedeutend vermehrt. So lange die Schiffe sich nur mit Hülfe der Segel bewegen konnten, hingen sie gänzlich von den Launen des Windes ab. Es war unmöglich, mit der ungeheuren Masse eines Dreideckers genau das zu machen, was man wollte. Nur selten konnte man ihn schnell in diejenige Entfernung und an den Punkt bringen, wo sich die volle Wirkung seiner Geschütze beweisen konnte, und es hatte seine Schwierigkeiten, die Salven der beiden Seiten des Schiffs hinter einander mit der wünschenswerthen Schnelligkeit auf einen und denselben Punkt abzufeuern. Die Schraube läßt alle diese Schwierigkeiten verschwinden. Man stellt sich genau an die Stelle, welche man als die vortheilhafteste erkannt hat, man bewegt sich nach allen Richtungen hin und im kleinsten Raume. Diese bewundernswerthe Erfindung verdoppelt die Kraft der Geschütze. Es werden sich allerdings im Kriege Schattenseiten herausstellen, an deren Beseitigung man wird denken müssen, aber schon wie die Schraube jetzt ist, verleiht sie den Schiffen eine Gewalt, von der man früher keine Ahnung hatte. Eine sehr gute und erschöpfende Beschreibung der neuen Kraft findet man in einem englischen Werke, dessen etwas langer Titel in deutscher Uebersetzung lautet: „Elementare Beschreibung der Marinemaschinen und der Dampfschiffe, mit praktischen Bemerkungen über die Schraube als Triebkraft, wie sie in der königlichen und Handelsflotte angewendet wird, von Robert Murray, London 1852." Einige Bemerkungen über die Schraube im Allgemeinen mögen vorausgehen.

Die Wasserschraube heißt die archimedische, weil der berühmte Mathematiker Archimedes, der im zweiten punischen Kriege bei der Erstürmung von Syrakus durch Marcellus (212 v. Chr.) erstochen wurde, für den Erfinder gilt. Wahrscheinlich war seine Schraube ein Geschenk, das er den Aegyptern machte. Diodor von Sicilien, der ein geborener Aegypter war, hat im fünften Buche seiner historischen Bibliothek über die Schraube eine Stelle. „Was das Unglaublichste ist", sagt er, „solche ausgelaufene Wasser schöpfen sie aus durch die sogenannte ägyptische Wasserschraube, welche Archimedes von Syrakus erfunden hat. Vermittelst dieser Schraube schöpfen sie das Wasser von einem Ort zum andern bis in den Einfluß, und schöpfen so die Erzgruben aus, damit sie zur Arbeit bequem und bereit seien. Weil dieses Schöpfzeug überaus künstlich ist, so wird mit leichter Mühe eine große Menge Wasser, ja der Inhalt eines ganzen Flusses, bis auf den Grund ausgeleert." Athenäus erzählt in seinen Tischgesprächen von einem sehr großen Schiffe, dessen Grund, obgleich derselbe übermäßig tief war, ein einziger Mann vermittelst der von Archimedes erfundenen Schraube ganz ausschöpfte.

In ihrer einfachsten Form besteht die Wasserschraube aus einer nicht zu engen, oben und unten offenen Röhre, die sich schraubenförmig um einen runden Holzstamm herumwindet. Stellt man die untere Oeffnung ins Wasser, indem man das Ganze eine schräge Stellung annehmen läßt, und dreht die Röhre rasch um, so steigt das Wasser in ihr empor und ergießt sich durch die obere Oeffnung. Man hat der Schraube andere Formen gegeben, doch ist sie jetzt durch bessere Maschinen ziemlich verdrängt worden. Nur da, wo man schmutziges Wasser auszuschöpfen hat, das bessere Werkzeuge bald verstopfen würde, macht man von ihr noch Gebrauch. Die Gesetze, nach denen sie theoretisch wirkt, hat noch Niemand

genügend erklärt. Fr. Reinicke bemerkt über diesen Punkt Folgendes: „Wenn man eine gewöhnliche Schraube in die nach ihr geformte Oeffnung, die Schraubenmutter, bringt und sie darin umdreht, so bewegt sie sich bei jeder Umdrehung vorwärts, und zwar um die Höhe der Schraubengänge, wenn ich dieselbe an einer aufrecht gestellten Schraube in senkrechter Richtung messe. Hängt am hinteren Ende der Schraube eine Last, so muß diese beim Umdrehen der Schraube mit vorwärts gezogen werden, und zwar ebenfalls um so viel, als die Höhe eines Schraubenganges beträgt, oder kürzer gesagt, um einen ganzen Schraubengang. Kann die Schraube aber selbst nicht sich vorwärts bewegen, so wird beim Umdrehen derjenige Körper sich rückwärts, nach der Schraube hin bewegen müssen, in welchen die Schraube hineingeht, oder in welchem die Schraubenmutter liegt. Die gewöhnlichsten Maschinen, wie sie uns täglich im gemeinen Leben vorkommen, zeigen sehr häufig Vorrichtungen, welche diese Bewegung der Schraube und anderer Körper durch die Schraube verdeutlichen. Auch wenn keine Schraubenmutter vorhanden ist, sondern die Schraube in einen festen Körper hineingedreht wird, z. B. eine eiserne Schraube ins Holz, entsteht immer zugleich eine Fortbewegung der Schraube oder des andern Körpers. Dreht man die Schraube rückwärts, so kehrt sich auch die Bewegung um und geht rückwärts. Beispiele dazu geben alle die sogenannten Stellschrauben, welche dazu dienen, irgend welchen Theil einer Maschine beliebig vorwärts oder rückwärts zu stellen. Wenn man die Höhe eines Schraubenganges weiß, läßt sich leicht berechnen, wie weit die Bewegung bei einer gegebenen Anzahl von Umdrehungen fortschreiten muß. Der äußere Theil der Schraube, welcher die Windungen bildet, also gleichsam um den inneren Theil, die Spindel oder Achse, herumgewunden ist, heißt der Schraubenfaden, mag er sonst beschaffen sein wie er will. Wollte man zwischen die Gänge einer fertigen Schraube noch einen zweiten Schraubenfaden winden, ganz wie den ersten, so daß die Schraubengänge doppelt so eng würden, so hätte man eine zweifadige Schraube. Eben so könnte man drei- und mehrfadige Schrauben haben."

Nachdem man mit der Wasserschraube viele Veränderungen vorgenommen hat, ist sie mit der Schiffsschraube bei einer Form angelangt, die mit der ursprünglichen gar keine Aehnlichkeit mehr hat. Diese totale Veränderung hat vorgenommen werden müssen, weil die Schiffsschraube ganz anders zu wirken hat, nicht Wasser in die Höhe heben, sondern ein mit ihr verbundenes Schiff vorwärts bewegen soll. Die alte Schraube war in eine Röhre eingeschlossen, die Schiffsschraube liegt frei im Wasser. Ueber die Theorie der letztern läßt sich wenig sagen; sie ist eine Schöpfung der Praxis, die noch heute der Wissenschaft Räthsel aufgiebt. In einen Körper gestellt, der so leicht wie das Wasser ausweicht, bewegt sie durch die geschwinde Umdrehung ihrer Schraubengänge, die den Flügeln einer Windmühle gleichen, das schwerste Kriegsschiff vorwärts, und läßt das letztere, wenn ihr eine umgekehrte Bewegung ertheilt wird, rückwärtsgehen. So zeigt es uns der Erfolg.

Ein Franzose, Paucton, der ein geachteter Mathematiker war, machte im Jahre 1768 zuerst auf die archimedische Schraube als ein Bewegungsmittel für Schiffe aufmerksam, doch ohne allen Erfolg. Zu Anfang dieses Jahrhunderts baute ein englischer Mechaniker, Dr. Schorter, das erste Schiff mit einer Schraube. Auch er scheiterte, da man den Dampf noch nicht als Mittel kannte, der Schraube die nöthige Schnelligkeit der Umdrehung zu geben. Zum dritten Male und abermals vergeblich brachte 1823 der französische Ingenieurhauptmann Delisle die Sache in Anregung. Fulton's Erfindung der Dampfschiffe mit Rädern gab der Thätigkeit eine andere Richtung, die lange ausschließlich verfolgt wurde, bis endlich viele Erfahrungen mit den Nachtheilen der Räder bekannt machten. Vierzehn Jahre nach Delisle (1837) baute der englische Hauptmann Ericcson ein Schiff mit einer Schraube. Dasselbe war nur 45 englische Fuß lang und hatte einen Tiefgang von 2 Fuß 3 Zoll. Es schleppte den Toronto, ein amerikanisches Schiff von 630 Tonnen Last, mit einer Geschwindigkeit von

$4\frac{1}{2}$ Knoten in der Stunde gegen die Fluth. Dieser glückliche Versuch fand am 25. Mai 1837 auf der Themse statt, und es folgte ihm gleich ein zweiter, bei dem Ericcson ein Boot mit der Geschwindigkeit von $2\frac{1}{2}$ deutschen Meilen in der Stunde hinter sich herzog. In dem Boote befanden sich die Lords der Admiralität, die sich also von der praktischen Ausführbarkeit überzeugt haben mußten, aber doch, als der Hauptmann dem Staat seine Erfindung anbot, die Antwort gaben, „sie seien nicht geneigt, auf die Sache näher einzugehen.“ Smith baute in demselben Jahre ein zweites Boot mit der Schraube, ein Amerikaner 1839 ein größeres Schiff, den Robert Stockton. Noch immer war die Admiralität nicht zu bewegen, „auf die Sache näher einzugehen“, und der neue Erfinder und Smith begaben sich daher nach den Vereinigten-Staaten. Hier brachte Smith eine Aktiengesellschaft zusammen, für die er den Archimedes, ein Schiff von 232 Tonnen und 80 Pferdekräften vollendete. Mit diesem Schiff ging er nach England, umfuhr die ganze Insel, machte mit einem Postdampfschiffe glückliche Wettfahrten und zeigte sich in jedem Hafen. Jetzt konnte die Admiralität ihre Augen vor dem Erfolge nicht länger verschließen. Sie baute nun auch ein Schraubenschiff, den Rattler, und seit dieser Zeit machte die Schraube in der königlichen wie in der Handelsmarine mehr und mehr Eroberungen.

Ohne auf die Veränderungen, die man inzwischen mit der Schraube weiter vorgenommen hat, einzugehen, beschreiben wir ihre gegenwärtige Gestalt. Sie befindet sich am hintersten Ende des Schiffs, in der Nähe des Steuerruders, wo für sie in die über den hintern Theil des Schiffes hinausgehende Wand eine Oeffnung gebrochen ist. Sie liegt in horizontaler Richtung ganz und gar unter dem Wasserspiegel, und eben so steht die Dampfmaschine, von der sie ihre Triebkraft erhält, unter der Wasserlinie, was den Vortheil hat, daß Schraube und Dampfmaschine gegen feindliche Schüsse geschützt sind. Ihre Achse setzt sich als starke eiserne Welle durch den hintern Theil des Schiffs bis zu der im mittleren Schiffsraume stehenden Dampfmaschine fort. Die Kolbenstangen der letztern sind unmittelbar an der Welle befestigt. An die Form einer Schraube darf man bei dieser Wasserschraube nicht denken. Die Achse hat Flügel, die an der Achse ziemlich schmal, nach außen zu breiter werden und daher dreieckig sind. Gewöhnlich bringt man nur zwei Flügel an, da man bemerkt hat, daß dieselben eben so kräftig wirken, wie vier. Der Propeller Ericcson's weicht von dieser Form ab, denn er hat an seiner Seite einige Seitenarme, welche einen metallenen Ring oder kurzen Cylinder tragen, der in einiger Entfernung um die Welle läuft, und auf dessen äußerm Umfang eine Anzahl Metallplatten, gleich Theilen eines Schraubenganges gebogen, stehen. Der Propeller, der in Amerika und Frankreich in Gunst steht, hat den Fehler, daß er nicht so leicht außer Gang gesetzt werden kann, wie die in England übliche Schraube.

Da die Schraube ganz im Wasser liegt, so muß man ihre Flügel dem Wasser nicht gerade, sondern schräg entgegenstellen. Sie verlieren dadurch zwar etwas von ihrer Wirkung, können aber dafür in jeder Lage bei der ganzen Umdrehung wirken. Sie sind nichts als fortwährend bewegte Ruder. Wie Reinicke mittheilt, sah man auch schon vor mehr als zwanzig Jahren hin und wieder auf kleinen Gewässern, z. B. bei Potsdam, kleine Gondeln für Spazierfahrten, welche gerade solche Flügel hatten, wie die Schraube der heutigen Dampfschiffe. Jede Gondel trug zwei solche Räder, nur waren sie in die Mitte der beiden langen Seiten des Kahns gestellt, ganz wie die Räder der jetzigen Dampfschiffe, und wurden natürlich mit der Hand umgedreht. Damit war eigentlich die Schraube in ihrer heutigen Gestalt schon fertig, und man hätte der weitern und schwierigen Herleitung aus der archimedischen Schraube und so vieler kostspieliger Versuche gar nicht bedurft.

Merkwürdiger Weise ist die Wirkung der Schraube eine größere, als sich nach allen Berechnungen, die auf die flüssige Natur des Wassers Rücksicht nahmen,

erwarten ließ. Die Größe der Schraube und die Schnelligkeit ihrer Umdrehung sind die beiden entscheidenden Momente. Obgleich die Größe der gegenwärtigen Schiffsschraube außerordentlich verschieden ist, steht sie doch immer jener der Räder eines Dampfschiffs bedeutend nach. Der Durchmesser — von dem äußersten, der Achse am fernsten liegenden Rande eines Flügels bis zu demselben Rande des entgegengesetzten Flügels gemessen — beträgt bei dem 63 Fuß langen königlichen Schiffe Bee 3 Fuß 1 Zoll, bei dem 186 Fuß langen Handelsschiffe Astrologer 19 Fuß 8 Zoll. Einen Durchmesser von 13 Fuß kann man als Mittel annehmen. Dagegen steigt der Durchmesser oder die Höhe der Räder der Dampfschiffe von 9 auf 40 Fuß, und 24 Fuß beträgt die mittlere Höhe. Ferner haben die Räder eine Breite oder Schaufellänge von 8 bis 10 Fuß, und man braucht immer zwei Räder, aber nur eine Schraube. Die Länge der letztern wechselt von 1 Fuß bis 3 Fuß 4 Zoll (von hinten nach vorn gemessen), und man kann ihren Umfang im Vergleich mit jenem der beiden Räder eines Dampfschiffs winzig nennen.

Dringt eine Schraube in einen festen Körper ein, der nicht zurückweichen kann, z. B. in Holz, so kommt sie bei jeder Umdrehung um einen ganzen Schraubengang vorwärts. Bei einem so leicht ausweichenden Körper wie Holz kann die Schraube nicht so tief eindringen und kann daher ein Schiff nicht bei jeder Umdrehung um einen ganzen Schraubengang vorschieben. Die Geschwindigkeit eines Schiffs wird mithin zurückbleiben oder eine geringe sein. Derselbe Verlust an Geschwindigkeit findet bei den Räderschiffen statt, die ebenfalls nicht so schnell vorwärts kommen, als sie nach der Größe der Räder und der Geschwindigkeit der Umdrehung sollten. Es geht bei ihnen etwa der fünfte Theil oder 20 Prozent der angewandten Kraft verloren. Bei der Schraube ist dieser Verlust indessen nicht so stark, als man anfangs nach gemachten Berechnungen geglaubt hatte. Er betrug bei dem Schiffe Dwarf, das im Jahre 1845 zu einer Reihe von Versuchen diente, allerdings 25 bis 46 Prozent, also vom vierten Theil bis beinahe zur Hälfte der Geschwindigkeit. Aber bei dem Archer, der 1849 fertig wurde, kam man mit 5 Prozent und bei dem Arrogant sogar mit 1 Prozent davon. Ja man fand Schiffe, bei denen gar kein Verlust, sondern im Gegentheil eine Vermehrung der Geschwindigkeit beobachtet wurde. Diese Schiffe waren unvortheilhaft gebaut, so daß sie hinter sich todtes Wasser hatten, das heißt bei dem Durchschneiden der Wellen einen doppelten Strom erregten, der hinter dem Schiff zusammenfloß. Da ein solcher Strom die Schraube von hinten trifft, so findet ein stärkerer Widerstand des Wasser und demnach eine größere Geschwindigkeit statt. Solche Schiffe sind jedoch Ausnahmen. Bei 39 Schiffen, deren Tabelle Murray mittheilt, betrug der Verlust an Geschwindigkeit 16 Prozent, oder noch nicht den sechsten Theil und 4 Prozent weniger als bei Dampfschiffen.

Die Geschwindigkeit der Schraubenschiffe hängt wesentlich von der Schnelligkeit ab, mit der die Schraube ihre Umdrehungen bewerkstelligt. Als die englische Admiralität 1845 eine Anzahl von Schraubenschiffen bestellte, forderte sie fünfundvierzig Umdrehungen in der Minute. Man hat bei spätern Bauten diese Zahl verdoppelt und selbst noch höher gesteigert. Eine für den Pascha von Aegypten gebaute Dampfyacht, ein Schiff von 150 Fuß Länge und mit einer Schraube von 6 Fuß 6 Zoll Durchmesser, hat 210 Umdrehungen in einer Minute. Die Räder eines Dampfschiffes bleiben hinter einer solchen Geschwindigkeit bedeutend zurück. Die schon erwähnten 39 Schraubenschiffe ergaben eine Geschwindigkeit von 4½ bis 13 Knoten*) in der Stunde. Die mittlere Geschwindigkeit betrug für diese Schiffe wie bei dem Dwarf acht Knoten in der Stunde. Dieselbe mittlere Geschwindigkeit ergiebt sich bei den größeren und kleineren Reisen, von denen

---

*) Ein Knoten ist etwas mehr als eine deutsche Viertelmeile.

Murray Bericht erstattet. Der Bosporus fuhr vom Vorgebirge der guten Hoffnung nach Plymouth in 38 Tagen, legte also acht Knoten in der Stunde zurück. Bei kleineren Fahrten machte dieses Schiff $9\frac{1}{2}$ Knoten. $8\frac{1}{2}$ Knoten mittlerer Geschwindigkeit erreichte der Sir Robert Peel auf drei Fahrten nach Konstantinopel und auf 21 Fahrten nach Holland und Deutschland. Der Hellespont brauchte von Liverpool nach Smyrna siebenzehn Tage, acht Knoten in der Stunde. Der Kassed Kheir, die für den Pascha von Aegypten gebaute Dampfyacht, machte 12 Knoten in der Stunde, und eine noch größere Schnelligkeit, nämlich dreizehn Knoten, erreichte das eiserne Dampfschiff Fairy. Ueberhaupt sind eiserne Dampfschiffe für die Schraube günstiger als hölzerne, da man nur ihnen am Hintertheil die Spitze geben kann, welche für die Schraubenschiffe die vortheilhafte Gestalt ist. Man täuschte sich in dieser Hinsicht anfangs und machte mehrere Schiffe hinten so breit als möglich, sah aber bald ein, daß ein Schiff um so besser fährt, je spitzer es nach hintenzu zuläuft.

Indem wir zu einem Vergleich der Räderschiffe und Schraubenschiffe übergehen, stellen wir die Punkte voran, bei denen die Räderschiffe im Vortheil sind. Ihr erster Vorzug ist der der größern Schnelligkeit. Einzelne Räderschiffe, bei denen man alles aufbot, rasche Fahrten zu erzielen, haben Außerordentliches geleistet. So machte ein solches, dem man ein Rad von vierzig Fuß Höhe gab, bei vierundzwanzig Umdrehungen in einer Minute neun deutsche Meilen in der Stunde. Sehen wir von diesen Ausnahmefällen ab, so finden wir bei 117 Räderschiffen eine mittlere Geschwindigkeit von nicht ganz neun Knoten in der Stunde. Da die Schraubenschiffe in derselben Zeitfrist acht Knoten zurücklegen, so ist der Unterschied in der Schnelligkeit kein großer. Murray giebt folgende Tabelle:

Ein kleines Räderschiff (Radhöhe 10 Fuß) .	1	deutsche Meile in der Stunde.
Der Blenheim (Radschiff)	6	Knoten = = =
= African = ...	7	= = = =
= Inflexible = . . . etwas unter	8	= = = =
Mittlere Geschwindigkeit der Schraubenschiffe	8	= = = =
Der Sir Robert Peel (Schraubenschiff) . .	$8\frac{1}{2}$	= = = =
Mittlere Geschwindigkeit der Räderschiffe, nicht ganz	9	= = = =
Der Bosporus (Schraube), nach kurzen Fahrten	$9\frac{1}{2}$	= = = =
Der Terrible (Rad)	10	= = = =
= Odin = ...	$11\frac{1}{4}$	= = = =
= Kassed Kheir (Schraube)	12	= = = =
Die Asia (Rad)	$12\frac{1}{2}$	= = = =
= Fairy (Schraube)	13	= = = =
Der Banshee (Rad)	15	= = = =

In dieser Tabelle stehen, wie man sieht, Schraubenschiffe und Räderschiffe bunt durch einander. Die letzteren bilden die Einfassung der ersteren, repräsentiren die geringste und die größte Geschwindigkeit. Wir müssen übrigens bemerken, daß die bisher angestellten Versuche hinsichtlich der relativen Schnelligkeit beider Schiffsarten noch kein sicheres Resultat ergeben. Der Vergleich zwischen den Leistungen zweier Schiffe läßt sich schwer anstellen und wird immer nur annähernd richtig sein. Hätte man zwei Schiffe, eines mit einem Rade, eines mit einer Schraube, beide ganz von derselben Bauart, Größe und Ladung, welche denselben Weg unter denselben Umständen machten, dann erlangte man Gewißheit. Aber wo giebt es zwei solche Schiffe?

Die größte Geschwindigkeit, die man in einzelnen Fällen bei Radschiffen erzielt, muß stets mit Opfern erkauft werden. Uebersteigt man ein gewisses mitt-

leres Maß, so sind die Kosten unverhältnißmäßig größer, als das erlangte Mehr von Schnelligkeit, von der Gefahr nicht zu reden, die ein starkes Heizen des Kessels hervorruft. Die Wettfahrten auf den nordamerikanischen Strömen, bei denen alljährlich mehrere Schiffe in die Luft gesprengt werden, führen die eindringlichste Sprache. In Europa strebt man nur bei Postdampfern nach größerer Schnelligkeit, wobei der Fall vorausgesetzt wird, daß widrige Wellen und Stürme die Fahrt verzögert haben, also ein Zeitverlust eingebracht werden muß. Man braucht außerdem eine weit stärkere Dampfmaschine, wenn man die Geschwindigkeit über das gewöhnliche Maß hinaus erhöhen will. Diesen höchsten Grad mit großen Kosten zu erreichen, hat man in gewöhnlichen Zeiten keinen Grund. Einer Kriegsflotte lassen sich leicht einige Räderschiffe von bedeutender Schnelligkeit für das Ueberbringen wichtiger Botschaften mitgeben. Ehe wir die Frage der Geschwindigkeit verlassen, müssen wir bemerken, daß die Schraube bisher noch nicht den erreichbaren Grad von Vollkommenheit erlangt hat, weil sie noch vielen Vorurtheilen begegnet. Erst wenn Rheder, Schiffsbauer, Maschinenbauer und Maschinenwärter, Schiffsführer und Matrosen die Schraube so mit Gunst betrachten, wie gegenwärtig mit Ungunst, wird sich mit Gewißheit sagen lassen, ob sie dem Rad den Vorzug der größeren Schnelligkeit lassen müsse.

Der zweite und letzte Nachtheil der Schraube im Vergleich zu dem Rade besteht darin, daß sie eine größere Wassertiefe braucht. Sie liegt ganz im Wasser, in das das Rad seine Schaufeln blos eintaucht. In Flüssen und Kanälen ist daher die Schraube nur dann anwendbar, wenn ihre Flügel, die bei kleinen Schiffen freilich blos einen Durchmesser von vier Fuß haben, freien Spielraum behalten. Auf dem Meere fällt dieser Nachtheil weg, da die Seeschiffe tiefer im Wasser gehen, und wo für ein Schiff genügende Tiefe vorhanden ist, auch die Schraube mit Sicherheit arbeiten kann. Auf der Elbe und Oberweser werden wir allerdings keine Schraubenschiffe sehen.

In allen andern Punkten, außer den beiden erwähnten, ist die Schraube vor dem Rade im Vortheil. Sie ist vor allen Dingen bei weitem einfacher. Diese Einfachheit macht nicht so viele Ausbesserung nöthig, wie die zusammengesetztere Radmaschine sie erfordert. Man kann sie mit größerer Leichtigkeit behandeln, herstellen und im Nothfall ersetzen. Sie ist klein, und die Räder haben einen bedeutenden Umfang. Die Schraubenschiffe der englischen Ostseeflotte führten Reserveschrauben mit sich, die ohne erheblichen Zeitverlust hätten eingesetzt werden können, wenn mit einer in Thätigkeit befindlichen Schraube etwas vorgefallen wäre. Räder lassen sich nicht so leicht mitführen, und das Einsetzen eines Rades während der Fahrt würde kaum thunlich sein. Selbst wenn man zwei Schrauben einführte, wäre die Herstellung oder Ersetzung derselben noch immer leichter, als bei zwei Rädern. Mit solchen zwei Schrauben ist unseres Wissens bisher blos ein Versuch gemacht, über den John Macneill (in dem angeführten Werke von Murray) sich sehr günstig ausspricht. Man baute 1851 ein sechszig Fuß langes, zum Schleppdienst bestimmtes Schiff. Die Schrauben lagen Seite an Seite und bewegten sich beide von außen nach innen, also gegen einander. Diese Bewegung rief hinter dem Schiffe einen geradlinigen Strom hervor, der das Steuern bedeutend erleichterte. Man konnte mit dem Schiffe augenblicklich anhalten und ausweichen, vorwärts und rückwärts fahren. Die Schnelligkeit war nicht groß; sie betrug beim Schleppen zwei bis vier englische Meilen in der Stunde.

Die Schraube wie das Rad soll hauptsächlich dann in Anwendung kommen, wenn gar kein oder ein schwacher Wind weht. In solchen Momenten, wo ein Segelschiff ruhig liegen oder sich rückwärts treiben lassen muß, eine Vorwärtsbewegung zu ermöglichen, das ist die Hauptbestimmung beider. Hat man guten Segelwind, so ist schon um der größern Wohlfeilheit willen die Benutzung der Segel vorzuziehen. Ein recht starker Wind treibt außerdem ein Schiff rascher, als Rad oder Schraube. Man versieht auch jedes Schiff, mag es nun Rad oder

Schraube führen, mit Masten und Segeln. Braucht man die letztern allein, so ist das Rad, das sich rückwärts umdrehend und unthätig im Wasser mitgeschleppt wird, für die Schiffsbewegung ein Hinderniß. Allerdings hat man die Einrichtung getroffen, daß man das Rad von der Welle lösen kann, aber dieses Verfahren hat seine Schwierigkeiten. Bei Schraubenschiffen ist die Sache viel einfacher. Hält man die beiden Flügel, nachdem die Dampfmaschine in Ruhe gesetzt worden ist, in einer solchen Stellung fest, daß der eine Flügel gerade nach oben, der andere gerade nach unten steht, so hebt man den hemmenden Widerstand der Schraube im Wasser größtentheils auf. Eben so unschädlich werden die Flügel, wenn man sie so stellt, daß sie das Wasser mit der schmalen Seite durchschneiden. Noch besser ist es, wenn man die Schraube von der Welle abzieht und ganz aus dem Wasser hebt. Man hat zu diesem Zwecke über der Schraube einen besondern hohlen Raum angebracht, in den sie genau hineinpaßt.

Bei unruhiger See kommt häufig das eine Rad von Räderschiffen ganz aus dem Wasser heraus, während das andere ganz untertaucht. Beide Räder leiden durch eine solche Stellung, die sehr häufig vorkommt. Die Schraube, die unter dem Wasser liegt, bleibt bei jeder Seitenbewegung des Schiffes in dieser Lage und arbeitet ungestört fort. Wird bei hoher See bald das Vordertheil, bald das Hintertheil in die Höhe gehoben, so tritt die Schraube allerdings für Augenblicke aus dem Wasser, allein eine solche Bewegung ist der Thätigkeit der Räder eben so hinderlich. Im Kriege ist die Lage der Schraube unter Wasser einer ihrer größten Vorzüge. Man rechnet, daß bei schrägen Schüssen die Kugel nicht ganz zwei Fuß in das Wasser eindringe, und die Schraube pflegt zwei Fuß tief zu liegen. Sie ist mithin geschützt und überdies wegen ihrer Kleinheit ein schlechtes Ziel. Noch geschützter ist die Maschine, die bei großen Schiffen sechs bis acht Fuß unter dem Wasserspiegel liegt. Die Räder sind dagegen den Schüssen sehr ausgesetzt, und eben so ihre Maschine. Was das zu bedeuten hat, haben die Dänen bei Eckernförde erfahren. Bei Schraubenschiffen ragt ferner kein Theil der Maschine über das Verdeck hervor, und die Räderkasten fallen gänzlich weg. Das Verdeck und die beiden Langseiten des Schiffes sind vollkommen frei, so daß man mehr Geschütze aufstellen und dieselben ungehindert bedienen kann. Sogar wird die Aufstellung schwererer Geschütze auf dem Verdeck möglich, indem die tiefe Lage der gewichtigen Maschine den Schwerpunkt des Schiffes mehr nach unten fallen läßt. Dieselbe tiefe Lage hat den Vortheil eines ruhigeren und gleichmäßigeren Ganges für das Schiff. Hier zittert keine Maschine und kein Schiff, was bei Räderschiffen sehr zum Nachtheil der Maschine und des Schiffs nicht selten eintritt. Daß Schraubenschiffe ein schnelleres Abfeuern der Geschütze ermöglichen und gestatten, das Schiff auf einem kleinen Raume in jede für den zu erreichenden Zweck bequemste Lage zu bringen, haben wir schon am Eingange gesagt. Ein Radschiff braucht zu Wendungen mehr Zeit, und ein einziger unglücklicher Schuß kann es lahm legen.

Sollen Dampfschiffe größere Reisen machen, so müssen sie einen bedeutenden Kohlenvorrath einnehmen. Die Folge ist, daß das Schiff im Anfange zu tief, am Ende der Reise aber nach starkem Kohlenverbrauch zu hoch geht. Die Räder eines Schiffs erfordern eine bestimmte Tiefe, um ihre volle Wirkung zu üben. Diese Tiefe haben sie in der Mitte einer langen Reise, zu Anfang stehen sie zu sehr, am Ende zu wenig im Wasser. Um beide Nachtheile zu vermindern, hat man an den Rädern Vorrichtungen angebracht, um die Schaufeln bald (bei tiefem Gange) mehr nach oben, bald (bei seichtem Gange) mehr nach unten schieben zu können. Die Haltbarkeit der Räder gewinnt durch solche Vorrichtungen nicht. Bei Schraubenschiffen braucht man sie nicht, da die Schraube immer im Wasser bleibt, auch dann, wenn das Schiff aus dem angegebenen Grunde sich etwas hebt.

Die Vorzüge der Schraube, die wir erörtert haben, sind so groß, daß die

Frage, ob man Räderschiffe oder Schraubenschiffe bauen soll, durch sie zu Gunsten der letztern entschieden worden ist. Unter den einunddreißig Dampfschiffen, welche die englische Regierung im Anfange des Kriegs in der Ostsee hatte, waren achtzehn Schraubenschiffe. Ein solches Schiff ist auch der Wellington, der größte aller dieser Seekolosse. Auch der Royal Albert, ein Dreidecker von 131 Kanonen, der den Wellington in manchen Punkten noch übertreffen soll, führt die Schraube. Auch die verbündete französische Flotte bestand zum Theil aus Schraubenschiffen. In der russischen Marine hat dagegen die Neuerung noch keinen Eingang gefunden.

Die unbefleckte Empfängniß der Jungfrau (katholische Dogmatik). Daß unser Heiland nicht in Sünden empfangen worden ist, gehört zu den Dogmen aller christlichen Glaubensparteien, welche auf dem Boden der Bibel stehen. Ob auch seine jungfräuliche Mutter einem fleckenlosen Empfängniß ihr Dasein verdanke, war bis auf die jüngste Zeit eine Streitfrage, jedoch nur für die Katholiken, nicht für die Protestanten, welche letztern Scheu trugen, dieses zarte Thema zu berühren. In der ältesten christlichen Dogmatik kam die Frage nicht vor. Man erkannte an, daß, wenn auch Christus für alle Menschen Muster und Vorbild sei, doch das weibliche Geschlecht an Maria ein ihm näher liegendes Ideal der Vollkommenheit in Beziehung auf die spezifisch weiblichen Tugenden habe. Man stellte sie auch für alle Menschen als das eigentliche Vorbild der Keuschheit hin und hielt dafür, daß Maria in Folge besonderer Begnadigung ihr ganzes Leben nie gesündigt habe. Weiter ging man aber nicht. Eine spätere Zeit erst stellte das Dogma der unbefleckt empfangenen Jungfrau auf. Die Kanoniker von Lyon scheinen zu den ersten Lehrern gehört zu haben, welche sich in diesem Sinne aussprachen und ein Fest der unbefleckten Empfängniß einführten. Der heilige Bernhard, gewiß ein großer Verehrer der Jungfrau, war darüber sehr betrübt, wie man aus seinem 174. an die Kanoniker von Lyon gerichteten Briefe ersieht. Da in neueren Schriften dieser Brief so dargestellt wird, als spreche er sich nur gegen die unbefugte und eigenmächtige Einführung des Festes, nicht gegen die unbefleckte Empfängniß aus, so theilen wir einen Auszug des Briefes mit.

Bernhard rühmt zunächst das hohe Ansehen und die weise Besonnenheit der Kirche zu Lyon, und wundert sich dann um so mehr, daß Einige daselbst ihren hohen Glanz verdunkeln durch die Einführung eines neuen Festes, welches dem kirchlichen Ritus unbekannt, der Vernunft zuwider und von der Tradition nicht empfohlen sei. Er giebt zu, daß Maria hoch zu ehren sei, und schildert auch, wodurch es geschehe und worauf sich die Ehre beziehe, aber diese Ehre müsse mit Einsicht verbunden und keine falsche sein. Wohl sei Maria, wie Johannes der Täufer, schon im Mutterleibe geheiligt worden, und deswegen feiere man mit Recht ihren Geburtstag. Wenn aber deswegen auch der Tag der Empfängniß gefeiert werden soll, weil sie die Bedingung der Geburt sei, so müßte man mit der festlichen Ehrenerweisung auch auf die Eltern und Voreltern u. s. w. der Maria zurückgehen. „Woher also die Heiligkeit der Empfängniß? Sagt man etwa aus zuvorkommender Heiligung, so daß sie schon als heilig empfangen und deswegen auch die Empfängniß heilig wäre? Allein sie konnte nicht heilig sein, bevor sie war, und sie war nicht, bevor sie empfangen wurde. Oder hat etwa die Heiligkeit den ehelichen Akt begleitet, so daß sie zugleich empfangen und geheiligt wurde? Auch das giebt die Vernunft nicht zu, außer es wollte etwa Einer behaupten, sie sei vom heiligen Geiste und nicht von einem Manne empfangen worden. Aber das ist bisher noch nie gehört worden. Und wenn es erlaubt ist, nach der Lehre der Kirche (und sie lehrt das Wahre) mich auszusprechen, so sage ich, die Glorreiche habe vom heiligen Geiste empfangen, sei aber nicht von ihm empfangen worden; sie habe als Jungfrau geboren, sei aber nicht von einer Jungfrau geboren worden, wo bliebe sonst der Vorzug der Mutter des Herrn, allein Jungfrau und Mutter zu sein, wenn Du das Gleiche auch ihrer Mutter

zuschreibst? Das heißt nicht die Jungfrau ehren, sondern ihre Ehre schmälern .... Obwohl einigen und zwar wenigen Menschenkindern verliehen wurde, mit der Heiligkeit geboren zu werden, so doch nicht empfangen zu werden, damit demjenigen allein der Vorzug einer heiligen Empfängniß bleibe, welcher Alle heiligen und allein ohne Sünde ankommend die Reinigung von Sünden bewirken sollte. Allein der Herr Jesus ist vom heiligen Geiste empfangen, als auch allein heilig vor der Empfängniß. Diesen ausgenommen bezieht sich auf alle von Adam Abstammenden, was Einer demüthig und wahr von sich selbst sagt: In iniquitatibus conceptus sum et in peccatis concepit me mater mea ..., Gerne verzichtet die Glorreiche auf solche Ehre, durch welche entweder die Sünde geehrt oder eine falsche Heiligkeit eingeführt zu werden scheint. Außerdem gefällt ihr auf keine Weise die gegen den Ritus der Kirche anmaßlich eingeführte Neuerung, die Mutter der Frechheit, Schwester des Aberglaubens und Tochter des Leichtsinns." Schließlich bemerkt Bernhard, er habe bei Einzelnen schon lange den Irrthum wahrgenommen (errorem compereram), allein aus Schonung gegen die Devotion und Liebe schlichter Gemüther geschwiegen; da nun aber Gebildete an einer so berühmten Kirche im Aberglauben gefunden werden, so wäre es strafbar, länger zu schweigen. Uebrigens unterwirft er hierin, wie in andern Dingen, seine Ansichten der Autorität der römischen Kirche.

Gegen diese Lehre erklärte sich auch der berühmte heilige Thomas von Aquin und mit ihm der ganze Dominikanerorden; während Duns Scotus und mit ihm alle Franziskaner, denen auch die Sorbonne und andere Universitäten beistimmten, sie vertheidigten. Man scheute sich nicht, in öffentlichen Predigten vor dem Volke diesen Gegenstand auf unerbauliche Weise zu verhandeln und die Gegner zu verdächtigen. Das Fest wurde aber immer allgemeiner, wie jetzt noch, fortdauernd gefeiert unter dem Namen Conceptio virginis oder auch conceptio virginis immaculatae (nicht conceptio virginis immaculata). Das Concil von Basel erklärte in seiner sechsunddreißigsten Sitzung, wo es bereits schismatisch und ohne kirchliche Autorität war, die Lehre von der unbefleckten Empfängniß als eine dem katholischen Glauben, der gesunden Vernunft und der heiligen Schrift gemäße, die von allen Katholiken müsse angenommen und festgehalten werden. Sixtus IV.*) verbot 1483 die eine oder die andere Meinung als Todsünde oder als Ketzerei zu erklären. Die Sache kam endlich auf dem Concil zu Trient zur Sprache, wo unter Andern der Jesuiten-General Lainez in einer feurigen Rede darauf drang, die Lehre als dogmatisch zu erklären. Das Concil hat also diese Frage in Berathung gezogen und war veranlaßt, darüber sich auszusprechen. Nach Pallavicini Lib. VII, c. 7 schlug indessen der jener Lehre günstige Paceccus nur vor, bei der Lehre der Allgemeinheit der Erbsünde die Worte beizusetzen: De beata Virgine sancta Synodus nihil definire intendit, quamvis pie credatur, ipsam absque peccato originali conceptam fuisse. Allein auch diese Fassung erhielt die Zustimmung nicht, indem bemerkt wurde, wenn man die eine Meinung als pia bezeichne, so erkläre man damit die andere als impia, was so viel wäre, als stillschweigend einen Entscheid geben. So wurde eine Form gewählt, welche keiner Meinung entgegen war, indem die Verordnung des Papstes Sixtus IV. erneuert und bekräftigt wurde. Trotz dieser klar vorliegenden Thatsache behaupten nun doch Viele, das Concil habe die Sache gerade dadurch entschieden, daß es erklärte, es wolle die heilige Jungfrau nicht in dem Dekrete über die Erbsünde inbegriffen haben. Sie führen dann von der Bulle Sixtus IV. nur den ersten Theil an, der den Dominikanern verbietet, die genannte Meinung zu verketzern und als Sünde zu erklären; verschweigen aber, daß der zweite Theil das ganz Gleiche auch gegen die andere Partei sagt. Auch Wessenberg faßt die Bulle Sixtus V.

*) Siehe die Bulle in Smet's Concil von Trient S. 251.

so auf, als ob der Papst dasselbe ausgesprochen habe, wofür die Entscheidung der Väter von Basel gefallen ist, wie derselbe Schriftsteller behauptet, Clemens XI. habe verordnet, daß man das Fest der unbefleckten Empfängniß Mariens feierlich begehe, was Clemens aber nie gethan hat.

In Beziehung auf die Väter von Trient hat Klee die richtige Aeußerung gethan: „Die Väter lehren, Christus allein sei ohne Sünde geboren, weil er allein von einer Jungfrau geboren; lehren keine unbefleckte Empfängniß der heiligen Jungfrau, sondern nur eine nachfolgende Heiligung. Für die unbefleckte Empfängniß erklärten sich erst die spätern Theologen.“ (Klee, Dogmatik, Th. 2 S. 349 und Dogmengeschichte Th. 1 S. 315 fgg.) So blieb die Sache unentschieden, wie sie das Concil von Trient gelassen hat, und alle späteren Disziplinarvorschriften der Päpste in Beziehung auf diesen Punkt hatten nur die Absicht, Aergernisse zu verhüten, welche namentlich dann entstehen könnten, wenn auf öffentlicher Kanzel behauptet würde, Maria sei in Sünden, wenn auch nur in der Erbsünde, gewesen. In der That scheint weder ein theoretisches, noch praktisches Interesse eine solche Behauptung zu fordern. Denn wenn im Begriffe einer jeden Sünde, der wirklichen sowohl als der Erbsünde, eine Abirrung vom Zwecke, von der ewigen Bestimmung, liegt, so hält es nicht nur für eine christgläubige, sondern für eine rationalistische Vernunft (wenn man so sagen darf), nicht schwer anzunehmen, daß Maria in keinem Momente ihres Daseins in einem Zustande sich befunden habe, der ihrer ewigen Bestimmung nicht entsprach. Zudem ist es keineswegs ausgemacht, ob der Mensch in das durch die Erbsünde bezeichnete Mißverhältniß zu Gott durch die Geburt oder durch die Zeugung eintrete. Jedenfalls wird allgemein zugegeben, daß der Wiedergeburt die Geburt, dem moralischen renasci das physische nasci vorausgehen müsse, und die Schrift sagt nicht: was vom Fleische gezeugt, sondern vom Fleische geboren ist, ist Fleisch, und damit ohne eine neue Geburt nicht fähig, ins Reich Gottes einzugehen. Das Concil von Trient spricht eher für als gegen diese Annahme, wenn es sagt, daß die Erbsünde sich propagatione fortpflanze; denn zur propagatio der Menschen wird wohl auch ihre Geburt gehören. Bei dieser Annahme würde die Meinungsverschiedenheit zwischen einem heiligen Bernhard und Duns Scotus u. s. w. wegfallen. Auch werden für die Ausnahme, welche bei Christus stattfinden muß, wenigstens Diejenigen keine Schwierigkeit finden, welche für eine solche in Beziehung auf Maria selbst bei der Zeugung keine finden. Wir geben also gerne zu, daß Maria nie in einem Sündenzustande und daher auch nicht mit der Erbsünde behaftet gewesen sei, d. h. daß der Fürst der Welt nie Gewalt über Diejenigen gehabt habe, welche schon vor dem Erscheinen des Erlösers „voll der Gnade“ und mit der schon damals der Herr war. Aber ganz etwas Anderes ist es, dieses für wahrscheinlich, ja für wahr zu halten und es als Dogma zu erklären.

In der neuesten Zeit ist die Frage wieder aufgenommen und endlich entschieden worden. Dem regierenden Papst Pius IX. war die Sanktion der Lehre von der unbefleckten Empfängniß eine Herzensangelegenheit. Schon von Gaeta aus stellte er an sämmtliche Bischöfe die Anfrage, ob dieser Lehrpunkt nicht als dogmatisch erklärt werden könne. Es wurden die klösterlichen Korporationen aufgefordert, Gebete zu verrichten, damit die christliche Kirche bei diesem wichtigen Schritte mit göttlicher Erleuchtung handle. Dem Beispiel, das der verstorbene Kardinal Lambruschini mit eifriger Vertheidigung der immaculata conceptio gegeben hatte, folgten andere Schriftsteller. Aber was der Jesuit Passaglia und Pater Tosti zur Empfehlung der Lehre schrieben, erfreute sich nicht überall ungetheilten Beifalls, da man bei ihnen wohl eine vollständige Sammlung der günstigen Autoritäten unter den Kirchenschriftstellern der einzelnen Jahrhunderte findet, nicht aber gleicherweise der Gegner. Nachdem auf diese Weise die Gemüther durch gewandte Schriftsteller vorbereitet waren, erfolgte für den Spätherbst von 1854 die Ausschreibung einer Synode nach Rom, der durch die gleichzeitige Anordnung

eines Jubiläums eine besondere Feierlichkeit verliehen wurde. Die größte Anzahl der zum Erscheinen berechtigten Würdenträger war am Kommen behindert und schickte seine Entscheidung schriftlich ein. Selbst der Episcopat des Kirchenstaats und des übrigen Italiens sandte nur seine Vertreter für die Synode nach Rom, da eine persönliche Entfernung aller Bischöfe aus ihren Diöcesen allzu viele Nachtheile für die Ueberwachung der Seelsorge und der andern pfarramtlichen Verrichtungen hätte nach sich ziehen müssen. Unter den erschienenen 54 Kardinälen und 133 Patriarchen, Erzbischöfen und Bischöfen sah man Würdenträger aus allen fünf Welttheilen, aus den Vereinigten Staaten, China, Australien, von der Insel Madagaskar und der afrikanischen Ostküste. Die Kardinäle Brunelli, Caterini und Santucci fungirten als päpstliche Bevollmächtigte. Eine Diskussion, wie sie auf Synoden und Concilien hergebrachte Sitte und für alle Sanktionen sogar kanonische Vorschrift ist, fand nach den für diesen Fall erlassenen Vorschriften nicht statt, sondern nur eine stille Votirung. Am 20. November war die entscheidende Sitzung, in der die unbefleckte Empfängniß mit bedeutender Stimmenmehrheit anerkannt wurde. In den beiden nächsten Sitzungen beschäftigte man sich mit der Fassung des Erlasses.

Am 8. Dezember, dem Tage von Mariä Empfängniß, pontificirte Pius IX. in der Peterskirche ein feierliches Hochamt und verkündigte während desselben durch ein apostolisches Dekret das Dogma der unbefleckten Empfängniß als Glaubensartikel. Nach dem Hochamte krönte er in der Mitte aller anwesenden Kardinäle und Bischöfe ein Marienbild mit der goldenen Krone. Im nämlichen Augenblick wurden alle Glocken der Stadt eine ganze Stunde lang geläutet, während die Geschütze von der Engelsburg feuerten. Ein strenger Fasttag ging dem Feste voran.

Charles Kemble, dessen am 12. November 1854 erfolgten Tod die englischen Zeitungen gemeldet haben, war der letzte Sproße der berühmten Mimenfamilie Kemble und, man kann wohl sagen, der letzte große Schauspieler Englands. Von dem Augenblick, wo er sich ins Privatleben zurückzog, vor zwanzig Jahren, datirt der Verfall der englischen Bühne, welche zwar durch die Bestrebungen Macready's, der Mrs. Vestris, und etwa des jüngern Kean, noch einige Glanzpunkte gewann, aber sich niemals wieder zu ihrer frühern Bedeutung zu erheben vermochte. Das eigentliche Feld seines Ruhms war die feinere Komödie; im tragischen Fache stand er tief unter seinem (zwanzig Jahre ältern) Bruder John Philipp, und unter seiner Schwester Mistreß Siddons (gestorben im Jahre 1831), der berühmten Darstellerin Shakespeare'scher Charaktere, besonders der Lady Macbeth. Charles war, als der Sohn des ebenfalls geachteten Schauspielers Roger Kemble, im November 1775 zu Brecknock in Südwales geboren, studirte, wie sein berühmter Bruder, in der Jesuitenschule zu Douay in Frankreich, und war bereits bei der englischen Post angestellt, als ihn der seiner Familie einwohnende Hang ebenfalls auf die Bühne führte. Er trat zuerst 1792 als Roland in Shakespeare's „Wie es euch gefällt" zu Sheffield mit Beifall auf; dann 1794 als Malcolm in „Macbeth" auf dem Drurylanetheater, wo er nahebei durchfiel, was ihn jedoch von der eingeschlagenen Laufbahn nicht zurückschreckte. Nach zehn Jahren gehörte er zu den ersten Zierden seines Berufs. Nach längeren Reisen auf dem Kontinent, und nachdem er sich 1806 mit der Wiener Ballettänzerin Marie Therese Decamp verheirathet, vereinigte er sich mit seinem Bruder beim Coventgarden-Theater, und übernahm nach dessen Abgang die Leitung dieser Bühne allein. Die ökonomischen Verhältnisse dieses Theaters aber geriethen mehr und mehr in Zerrüttung. Kemble bot zwar alle Mittel auf, demselben seinen frühern Glanz wiederherzustellen, und versuchte es unter andern mit ältern deutschen Opern, die er 1826 aus Deutschland mitbrachte, so wie mit der erfolgreichen Aufführung von Webers „Oberon"; allein vergebens — im Jahre 1829 mußte das Schauspielhaus versteigert werden. Die Achtung, welche Kemble sich erworben hatte,

bewog ein'ge Kunstfreunde ihm mit einer Geldzeichnung zu Hülfe zu kommen; noch wirksamern Beistand aber leistete ihm das glänzende Talent seiner Tochter Frances Anne. Noch sehr jung und nicht für die Bühne bestimmt, aber durch den Umgang mit ihrer genialen Tante vielseitig gebildet, und schon als Dichterin ausgezeichnet, fand sie in ihrer kindlichen Liebe die Anregung zur Entfaltung ihres Bühnentalents. Sie trat zuerst 1829 in „Romeo und Julie" mit Beifall auf, der in den Folgejahren immer mehr stieg. Auch ihr Trauerspiel „Francis the first" (London 1832) fand Anerkennung, aber bald darauf verheirathete sie sich mit Butler und zog sich von der Bühne zurück. Der jetzt verstorbene Vater dieser Dame excellirte, wie gesagt, zumeist in den Gentlemanrollen des höheren Lustspiels, und in solchen Charakteren wie Cassio in „Othello". In seinem Alter litt er an Taubheit, so daß er nur noch mit Hülfe der Trompete hörte, und an Melancholie; das hinderte ihn jedoch nicht, zuweilen die zahlreichste Privatgesellschaft durch seinen Humor, und durch dramatische Vorlesungen unter Mitwirkung seiner geistvollen Tochter, zu bezaubern. John Kemble, der in Lausanne begraben liegt, erhielt ein Monument im Poetenwinkel der Westminsterabtei; eine ähnliche Ehre für den jetzt geschiedenen jüngern Bruder wird wohl einer ruhigern Zeit vorbehalten bleiben. Aus dem Umstande, daß die beiden Brüder ihre Schulbildung in Douay erhielten, scheint zu folgen, daß die Familie katholisch ist; indessen der Sohn des eben verstorbenen, der Reverend John Kemble, ist ein geachteter anglikanischer Geistlicher.

Joseph Ennemoser, praktischer Arzt und Professor, wurde am 15. November 1787 zu Schönau im Passeyer in Tirol geboren. Seine Knabenjahre verlebte er im väterlichen Dorfe, dann in Meran und in Trient, wo er sich für die Insbrucker Hochschule vorbereitete. Dort war er Student, als der Sturm von 1809 losbrach. Der feurige, sein Vaterland mit Liebe umfassender Jüngling war nicht der letzte, der zu den Waffen eilte. Im Landsturm fand ihn der Sandwirth von Passeyer und machte ihn zu seinem Schreiber. So immer in der nächsten Umgebung Andreas Hofer's, war Ennemoser im Mittelpunkt der Bewegung und konnte mit seiner feurigen Seele, mit seinem hellen Auge alles auffassen. Nach dem unglücklichen Ausgange des Kampfes verließ er Tirol und widmete sich in Salzburg und Erlangen dem Studium der Heilkunde. In Berlin, wohin er 1811 ging, lernte er durch Wolfart den Magnetismus kennen, begeisterte sich für die geheimnißvolle Kraft und bildete sich für magnetische Kuren aus.

Die Katastrophe von 1812 wurde in keinem Theile Deutschlands mit größerem Jubel begrüßt, als in dem tief gedemüthigten Preußen. Die Lützower Freischaar, die sich den besondern Zweck gesetzt hatte, das Feuer der patriotischen Begeisterung durch alle Gauen zu tragen, nahm Ennemoser in ihre Reihen auf. Andere Tiroler schlossen sich ihm an und alle bewährten die Kraft und Freudigkeit von 1809. Ennemoser wurde Offizier und erkämpfte sich bei Jülich das eiserne Kreuz. Er war auch auf andere Weise als im Kampfe thätig, indem ihm bedeutende Sendungen nach London übertragen wurden. Im Jahre 1816 bestand er seine Prüfung als Doktor, machte mehrere Reisen als praktischer Arzt und wurde 1819 an die Bonner Hochschule berufen. Achtzehn Jahre, bis 1837, hielt er dort als Professor Vorträge und würde auch da seinen geliebten Lehrstuhl nicht verlassen haben, wenn ihn nicht der Zustand seiner Gesundheit gezwungen hätte, seinen Abschied zu nehmen. Von seinen Dienstpflichten befreit, eilte er in sein engeres Vaterland zurück. Er hatte Tirol seit 1809 nicht gesehen, die Bilder seiner Jugend standen hell vor seinen Augen. Aber das war das Land nicht mehr, dessen Kämpfen er vor achtundzwanzig Jahren sich geweiht hatte. Der fröhliche Geist war gewichen, Kopfhänger schlichen in den grünen Thälern umher, wo früher helle Jauchzer von den Bergen wiederhallt waren, sollte blos der Ton des Mettenglöckleins gehört werden. Das neue Wesen drückte seine Brust wie

ein Alp, es litt ihn nicht in der Heimath, er flüchtete über die Berge nach München, wo ihn doch der Anblick seiner lieben Alpen laben konnte.

Vom Jahre 1841 an war München sein hauptsächlicher Wohnsitz. Unter dem Schutze einer erleuchteten Regierung konnte er ungehindert seinen wissenschaftlichen und ärztlichen Zwecken leben. Sein Ruf als magnetischer Arzt war seit langem ein weit verbreiteter. Häufig wurde er durch den Ruf eines Kranken in die Ferne gefordert und war immer zum Helfen bereit. Wo alle andere Hülfe vergeblich angerufen worden war, da erschien er als Helfer in der Noth und Retter. Seine wunderbar begabte Hand verbreitete weit hin Segen. An der Themse wie an der Isar, an der Wien wie an der Moskwa nennt man seinen Namen mit Liebe und Ehrfurcht. Die politischen Stürme des Jahres 1848 ließen das patriotische Blut in ihm noch einmal aufkochen. Noch einmal ging er nach Tirol und gründete die Insbrucker Zeitung. Männlich ernst und bemessen, aber furchtlos und treu verfolgte sein Blatt diese Richtung, die es sich mit seiner Devise „Freiheit und Recht" vorgezeichnet. Nicht allzu lange hielten seine Gönner bei ihm aus, nicht lange blieb es der Sammelplatz für „die geheimen Gesinnungen etlicher serviler Leute", wie der gerechte Spott scharfer Beobachter den tirolischen Liberalismus genannt hat. In Insbruck schrieb er die kleine Flugschrift: „Sendschreiben an meine alten und jungen Brüder über den Begriff der wahren Freiheit und eines gesunden Staatsorganismus für das deutsche Vaterland" und später „Deutschlands Zukunft", zwei Schriften, in denen freier Muth und echte Bürgertugend sich unverhohlen aussprechen. In dieser Zeit war es auch, wo das in früher Zeit angeknüpfte freundschaftliche Verhältniß zum Reichsverweser Erzherzog Johann wieder aufgenommen wurde und zu jenen denkwürdigen brieflichen Mittheilungen führte, welche damals die Runde durch die Zeitungen machten.

In München, wo er seine letzten Lebensjahre zubrachte, begann Ennemoser ein neues Werk, dem er den Titel: „Das Horoskop in der Weltgeschichte" ertheilte. Er stellte sich bei dieser Arbeit die Aufgabe, den Lehrsatz von Plato zu entwickeln, „daß es Sache der Vernunft sei, das Eine in Allem zu erkennen und in aller Menschen Handlungen eine weise Harmonie zu bringen, weil nothwendig alle Entwicklung des Individuums wie des Staats aus der Idee des Einen und Gerechten, dem unendlichen Quell alles Guten und Wahren, hervorgehe." München und das Leben in München war ihm von Herzen lieb geworden, und wenn er auch oft nach andern Städten gehen mußte und die Hülfe, die er brachte, ihm dort so viele Leidende zuführte, daß er halbe Jahre an keine Rückkehr denken konnte, er kam gern nach der Isarstadt zurück, obschon gerade dort ein bedeutender Glanz um seinen Namen nicht gelegt wurde und er ziemlich unbemerkt seine großen Wohlthaten spendete. Im Winter von 1853 auf 1854 fing er an zu kränkeln. Ein Aufenthalt im Gebirge sollte ihn stärken. Er ging im Juni nach Egern am Tegernsee. Hier aber schwanden sichtlich seine Kräfte, so daß er bald nur noch auf die unmittelbare Umgebung seiner Wohnung angewiesen war, wenn er frische Luft schöpfen wollte. Der herbeigerufene Arzt erkannte den Sitz der Krankheit in einer verhärteten Geschwulst unter der Milz, welche bereits zur Hautwassersucht geführt hatte. Der Kranke näherte sich sichtlich seiner Auflösung, aber bei aller Schwäche, bei allen Leiden und Beschwerden gewann er die Macht über sich, mit heiterm Muth, wie er gelebt, sich auf sein Ende zu bereiten. Mit der größten Geistesklarheit, die ihn bis zum letzten Augenblick nicht verließ, ordnete er alle seine persönlichen und Familienangelegenheiten, bestimmte jede Kleinigkeit, selbst den Platz seiner letzten Ruhestätte, empfing auf sein Verlangen die Tröstungen der Religion und war vollkommen bereit, als der Tod am 19. September 1854 ihn rief. Nun ruht sein Leib auf dem stillen Dorfkirchhofe, zu welchem die Gefährten seiner Jugend, die hohen Alpen, traulich niedersehen, in der Gegend, die ihm vor allen lieb war.

Außer den Schriften, die wir genannt haben, und einer Jugendschrift „Ueber den Einfluß der Berge auf die menschliche Gesundheit", beschäftigen sich die Werke Ennemoser's mit dem Magnetismus und dessen Beziehungen zur Natur, Religion, Geschichte. Seinen Standpunkt lernt man am besten kennen aus seiner Schrift: „Der Magnetismus im Verhältniß zur Natur und Religion." Die theoretischen Schriftsteller über den Magnetismus zerfallen in Theosophen und Skeptiker, in Naturphilosophen und philosophische Beobachter. Ennemoser ist in keiner dieser Kategorien so recht unterzubringen. Seine Betrachtungsweise hat sehr viel Eigenthümliches: seine religiösen und philosophischen Ansichten bezeichnen ihn gleichsam als nüchternen Schwärmer; die Wärme seiner Gefühle einerseits und die Mäßigung derselben andererseits muß auch den anziehen, der seine Weltanschauung nicht theilt. Er ist tief durchdrungen von christlicher Gesinnung, er hält mit Ernst fest an der biblischen Offenbarung und Ueberlieferung, er behauptet die Möglichkeit und Wirklichkeit der unmittelbaren Einwirkung des göttlichen Geistes auf den Menschen; er weist eifrig die Meinung ab, als ob das geistige und körperliche Wirken wahrer Propheten und Heiligen, oder gar Christi selbst, auf das Wesen des Somnambulismus zurückzuführen wäre. Aber von diesem Punkte an führt sein Pfad völlig abwärts von dem der Mystik. Durchaus fremd ist ihm die Anschauung, welche in den Aussagen und Martyrien unserer Somnambulen Bekräftigungen der Theosophie der Kirchenväter und des Mittelalters erblickt. Er denkt nicht daran, daß den gemeinen Visionen, welcher Art sie sein mögen, als den himmlischen und teuflischen Gesichten, den Geistererscheinungen u. s. w. etwas Objektives zu Grunde liege. Alles dies, der Anstoß dazu mag sein was er will und wäre es wirklich ein Geist, ist ihm rein subjektiver Natur, durchaus physiologische Erscheinung. In seinen Vorstellungen von der Kraft des menschlichen Willens und der Imagination, wie sie sich am augenfälligsten in der magnetischen Manipulation und im magnetischen Rapport ausspricht, vom Vermögen der wachen, wie der in die Traumwelt versenkten Seele, über Zeit und Raum weg in die Ferne zu blicken und zu wirken, kurz in seinen Ansichten von dem, was das Wesen der schwarzen und der weißen Magie ausmacht, geht er weit, sehr weit; aber auch in dieser Beziehung ist ihm in der Gegenwart und in der Geschichte alles reiner Ausfluß der natürlichen Anlage. Der Wille im Vehikel der Lebenskraft ist dabei das eigentliche Agens; alle zauberischen Beiwerke, das gestempelte Wort, die bestimmte Handlung, Zahl, Tag und Stunde und dergleichen sind ihm nur Mittel zur Fixirung des Willens.

Gleich einfach ist seine Physiologie. Er läßt nicht nur die Konstruktionen der Naturphilosophie, wie man schon aus dem eben Angeführten sieht, seitwärts liegen, er verschmäht auch die gewöhnliche verwickelte Methode und Sprache der Physiologen. In den Theorien des thierischen Magnetismus ist es gemeiner Brauch, daß jeder nach dem Bedürfniß seines Systems die Seele und den Organismus in so oder so viel Vermögen und Kräfte spaltet und diese dann als Personifikationen wie auf einem Schachbrett einander gegenüberstellt, worauf man sie in einander eindringen und sich verflechten, sich anziehen und abstoßen, sekundiren und neutralisiren läßt. Ennemoser läßt sich auf diese Taktik auffallend wenig ein. Er will nichts von einem atmosphärischen Nervengeist des Menschen, vom Aufgehen des Bewußtseins in der Sphäre der vegetativen Lebenskraft und von so vielen krausen Begriffen, mit denen allerdings der Forscher nur zu oft sich selbst etwas weiß macht. Besonders aber bestreitet er die Ansicht, nach der mit den innern Schlafzuständen, dem wachen Bewußtsein gegenüber, ein Herabsinken auf eine niedrigere Lebensstufe gegeben ist, die Vorstellung, als ob dabei das sympathische oder Bauchnervensystem als Träger des vegetativen Lebens die Verrichtungen des Gehirns übernähme, als ob die innere Sonne im Unterleib aufginge. Nach ihm ist der bleibende Herd aller dieser Phänomene das Gehirn selbst; er

entwickelt sie von der einfachen Hallucination bis zu den höchsten Graden des Hellsehens aus dem natürlichen, dem wachen Leben entgegengesetzten Schlaf- und Traumzustand des Menschen. Die Seele wandert nicht, alle Perzeptionen der Somnambulen beziehen sich immer auf die im Gehirn zusammengelagerten innern Sinnorgane, deren nach außen gekehrte Fortsetzungen die äußern Sinne sind. Jene sind die ewig wachen Pole der verschiedenen Richtungen der Wahrnehmung; aber die peripherischen Pole können, wenn die äußern Sinne einschlafen, durch die unendliche Nervenverzweigung an andere Körperstellen versetzt werden. Dem Geist aber kommt in seiner Subjektivität die Eigenschaft zu, ganz unmittelbar aus sich in die Ferne des Raums und der Zeit zu blicken und eben so unmittelbar die von außen kommenden geistigen Einflüsse zu vernehmen. Es ist die eingeborene imaginative Kraft der Seele, welche im magischen Gesichtskreise alle geistigen und leiblichen Wunder wirkt.

In den Rahmen einer Theorie, welche der Autonomie des Geistes und der Macht des Willens und der Einbildungskraft so weite Schranken steckt, fügen sich nun freilich die erstaunlichsten Erscheinungen der Gegenwart und der Ueberlieferung, wie z. B. das Fliegen in der religiösen Ekstase und die Wundenmale des Gekreuzigten, wie sie am Leibe Verzückter von selbst und erst neuerlich in mehreren Fällen aufgebrochen sein sollen. Man mag von solchen Ansichten halten was man will, sie sind jedenfalls um so interessanter, je mehr sie einerseits von der nüchternen Naturbetrachtung und andererseits doch auch wieder vom Gedankengang der Mystik abweichen. Immerhin scheint uns aber der praktische Theil des Buches bei weitem der wichtigste, der Abschnitt, in dem Ennemoser in gutem Glauben die Erfahrungen niederlegt, die er als langjähriger magnetischer Arzt gesammelt. Auch hier spricht sich der Charakter aus, der seine allgemeinen Ansichten bezeichnet. Er geht in seinen Behauptungen von der medizinischen Wirksamkeit des Magnetismus in den verschiedensten Klassen von Uebeln weiter als kaum einer; aber seine Methode der Anwendung desselben ist eine sehr einfache. Sein Glaube an die Gewalt des Magnetiseurs über den kranken Organismus und an die Macht der somnambulen Seele in Durchschauung des eignen Leibes und der Natur ist gleich groß; und doch zeigt jede seiner Vorschriften, seine ganze Behandlungsweise von der größten Behutsamkeit und Umsicht und vom Bewußtsein der Zweideutigkeit und Gefährlichkeit des Mittels, mit dem er operirt. Dabei haben seine pathologischen Ansichten, so wie seine Manipulation manches sehr Eigenthümliche.

Eben so bedeutend ist sein Buch: Der Geist des Menschen in der Natur, oder die Psychologie in Uebereinstimmung mit der Naturkunde. Ennemoser entwickelt hier auf die geistreichste Weise den Unterschied des thierischen von dem vegetabilischen Leben. Die irdischen Elemente, so sagt er, und das Pflanzenleben sind nur die räumliche Basis, die physischen Wurzeln für das höhere Thierleben, welches als zeitlicher Ausdruck der Psyche in Sinnesempfindungen und Selbstbewegung entsteht. Dieser Zeitausdruck des thierischen Lebens ist nicht ein Uebergang, eine Potenzirung der Materie und der Pflanze; denn das Physische und Räumliche kann nicht selbst Psychisches und Zeitliches werden, sondern die Psyche ist der Gegensatz des Physischräumlichen, die spezifische Kraft, die mit jenem als leiblicher Grundlage vereint die dritte Stufe einer ganz neuen Lebensform beginnt, in welcher der Raum sich mit der Zeit vermählt, das eine in das andere aufgenommen, der Stoff begeistet und der Leib beseelt wird. Deshalb kann die Pflanze auch nur durch die chemische Auflösung, durch den Tod zum Thierleib werden, welcher übrigens nur der Form, nicht dem Wesen nach von dem Pflanzenleib verschieden ist. Der Pflanzenwelt liegt das anorganische Reich der Materie zu Grunde, in das Thierreich leuchtet das hyperorganische Zweckreich des Menschengeistes herab. Der Zusammenhang ist dort ein sichtbarer, unmittelbar physischer, hier ein unsichtbarer, mittelbar teleoogischer, der über das Thierreich erhaben noch

hinausliegt. Das Pflanzen- und Thierreich sind mithin die zwei Mittelformen zwischen der anorganischen und hyperorganischen Region, zwischen den kosmischen und geistigen Kräften.

Das Lebensprinzip des Menschen ist der Vernunftgeist. Als vernünftiger Geist ist der Mensch das Bild Gottes; denn die Vernunft ist der Geisteshauch und das Organ für das Göttliche, die Ideen der Wahrheit und Güte, der Schönheit und Heiligkeit zu vernehmen. Die Sinnlichkeit, welche bei den Thieren in höchster Blüthe war, wird bei dem Menschen nur die Wurzel, die Vermittlung und das Aufnahmsgefäß für das Geistige der Ideen; das natürliche Leben ist nur noch die Unterlage für diesen höheren Zweck. Das Natürliche und Sinnliche soll zum übernatürlichen Göttlichen, das Zeitliche zu dem Ewigen führen. Die freie Bewegung des Menschengeistes ist Person im Selbstbewußtsein; der durch die Sinne aufgefaßte Stoff wird in ihm organisirt und veredelt zu ideellen Formen und Bedeutung; die Triebe haben ihre Motive in der Tiefe des Gemüthes, nicht auf der Oberfläche der sinnlichen Gefühle, und sie treiben nicht mit Nothwendigkeit den Willen zur Bewegung, sondern mit freier Entschließung, d. h. nach Ueberlegung oder mit freier Wahl der Vorstellung zur That und Handlung.

Eine solche Thathandlung des Vernunftprinzips und des in ihm gründenden freien Willens ist vor allem die Sprache des Wortes, die Gabe derselben ist es, wodurch der Mensch sich von den Thieren unterscheidet und als ein höheres Wesen in der Natur offenbaret. Die Thiere haben einen Ausdruck ihrer Empfindungen, aber keine Sprache von idealen Anschauungen; sie haben keine Einheit unter sich, keine Geschichte. Gleichwie Gott bei der Schöpfung des Menschen dem Naturstoff den lebendigen Vernunftgeist einhauchte, so ist der Geist bei der Bildung der Sprache an die Natur gewiesen. Das Wort ist ein Hauch des Geistes, aber es bedarf zur Bildung und Fixirung der Sprache der Naturelemente, die an sich, ohne die eingehauchte Idee, geistestodt sind. Das Licht leuchtet, die Natur tönt, aber nur für den Geist, daher ist alle Sprache mystisch, der Geist macht erst lebendig den Ton und den Farbenstrahl. „Weißt du woher er bläst und wohin er fährt?" Alles lebt in einer geheimnißvollen Sympathie; die Elemente der Natur, das Licht und die Töne wecken gegenseitig Leben und Bewegungen, aber das Licht und die Töne werden Flügel der Psyche, wenn sie der Geist vernimmt und wenn er ihnen seine Ideen einhaucht. In der Gestaltung — Organisirung des Lichtes und der Töne zu Raum- und Zeit-, zu Gesichts- und Gehörbildern besteht das Wesen der Sprache, diese ist eine Vermählung des bildenden, zeugenden Geistes, mit der bildsamen, gebärenden Natur, sie ist das äußere, sinnliche Nachbild einer innern übersinnlichen Welt der Gedanken, welches die eingeborene Schöpferkraft des Menschengeistes ins Dasein ruft.

Unter Verantwortlichkeit des Ergänzungsblätterverlags in Meißen. — Redakteur Dr. Fr. Steger.
Druck von A. E. Gato in Meißen.

Die englischen Volksschulen. Der Grundsatz der Selbstregierung erstreckt sich in England auf Dinge, bei denen wir an die größte Thätigkeit der Regierung gewöhnt sind und diese Thätigkeit im Interesse der guten Sache fördern. Unsere deutschen Gesetze legen allen Gemeinden die Verbindlichkeit auf, die erforderlichen Volksschulen zu errichten und zu unterhalten; sie sprechen eine Zwangspflicht der Eltern aus, alle ihre Kinder bis zu einem gewissen Lebensalter in die Schule zu schicken; sie geben den Volksschulen einen entschieden konfessionellen Charakter und bringen sie in die engste Verbindung mit einer der bestehenden Kirchen; sie übertragen dem Staat die Sorge für Bildung und Prüfung der Lehrer, sie begründen endlich eine fortwährende Oberaufsicht der Regierung über die Schulen. Mit einem Worte, der Staat besiehlt ausschließlich und allmächtig nach allen Seiten hin, vereinigt alles in sich, duldet und anerkennt außer sich nichts. Kommen dennoch selbst in solchen Staaten, wo das Volksschulwesen am besten geordnet ist, z. B. in Sachsen, Fälle vor, daß Erwachsene weder lesen noch schreiben können, so beschränken sich diese Ausnahmefälle auf die ärmsten Klassen und Gegenden, und setzen überdies noch voraus, daß eine Behörde sich einer Nachlässigkeit schuldig gemacht hat. Im allgemeinen erreicht unser System des Volksschulwesens alles, was es sich vorgesetzt hat. Wir können mit Selbstzufriedenheit sagen, daß wir den meisten Ländern voraus sind, höchstens noch Holland und den sogenannten neuenglischen Staaten Nordamerika's einen Platz neben uns einzuräumen brauchen. Zu denjenigen Ländern, welche am weitesten hinter uns zurück waren, gehörte bis vor kurzem Großbrittannien. Jetzt beginnt man dort bei dem Volksschulwesen den Grundsatz der Selbstregierung zu verlassen, wenn man auch von unserm System noch sehr entfernt ist.

Im eigentlichen England versäumte es die von der Krone ausgehende Reformation, aus den eingezogenen Kirchengütern einen Schulfond zu errichten oder sonst wie Maßregeln zu nehmen. Die Kirche stand, weil sie arm geworden war, bei weitem nicht mehr in dem alten Ansehen. In dem Jahrhundert, welches Elisabeth's Thronbesteigung folgte, ließ kaum ein Mitglied des Adels sich weihen. Nicht eine Pfarre unter zweihunderten gewährte eine solche Einnahme, daß sie zur Unterhaltung eines Mannes von Familie als ausreichend betrachtet wurde. Bei den meisten Stellen gestaltete sich der Hausstand des Priesters, wenn die Kinder sich vermehrten und heranwuchsen, immer bettelhafter. Häufig verrichtete der Pfarrer die geringsten Arbeiten, um mit seiner Familie nicht zu verhungern. Sein Stand galt als ein plebejischer, und er verlor den Ruhm höherer Bildung. Wie wir aus den Lustspielen der Restauration ersehen, war nichts gewöhnlicher, als daß der Hauskaplan eines Vornehmen die Köchin heirathete, oder eine Zofe, die, weil sie ihren Ruf verloren hatte, nicht hoffen durfte, den Haushofmeister zu fangen. Die Geistlichkeit wirkte trotzdem, daß ihre einzelnen Mitglieder verachtet wurden, sehr bedeutend durch die Kanzel, aber für die Pflege des Volksunterrichts konnte nichts durch Männer geschehen, die mit täglicher Noth zu kämpfen hatten, ihre Söhne für den Pflug erzogen und ihre Töchter zu Dienstmädchen hergaben.

In Schottland stand es besser, weil hier eine enge Verbindung der Kirche und der Schule eingetreten und die Verbindlichkeit der kirchlichen Gemeinden zur Unterhaltung von Schulen anerkannt worden war. Man ließ indessen auch dort das Schulwesen verfallen, und gegen das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts war in Folge dessen der sittliche Zustand des Volks ein solcher, daß Fletcher von Saltoun, ein wackerer und gebildeter Mann, den Vorschlag machte, die Sklaverei einzuführen. Dieser Mann, der in der Revolution von 1688 gegen die Stuarts gefochten hatte, glaubte, daß nichts als die Zucht, welcher die schwarzen Sklaven unterworfen werden, die Herumtreiber, von denen jeder Theil von Schott-

land beunruhigt wurde, ihren trägen und räuberischen Gewohnheiten entreißen und zwingen könne, sich durch eine regelmäßige Arbeit selbst zu nähren. Das Parlament nahm jedoch nicht sein Heilmittel an, das er in einer wenige Monate nach der Revolution erschienenen Schrift empfahl, sondern gab einem milderen den Vorzug. Es wurde ein Gesetz über die Errichtung von Pfarrschulen erlassen, und der Erfolg war, daß in dem sittlichen und geistigen Charakter des Volks eine unerhörte Besserung eintrat.

In Irland geschah eben so wenig, wie in England, wofür die Armuth der Katholiken und die geringe Anzahl der zerstreut lebenden Protestanten eine gewisse Entschuldigung darbot. In den Parlamentsberichten über die Zustände der arbeitenden Klassen findet man haarsträubende Belege von der Unwissenheit und Barbarei, welche der Volksschulenmangel hervorgerufen hat. Wir hören da von Mädchen, die sich vom zartesten Alter dem Trunk und der Unzucht ergeben haben, ohne eine Ahnung zu besitzen, daß sie Böses thun, von erwachsenen Arbeitern und Arbeiterinnen, die nie den Namen Christus gehört haben, oder nicht wissen, was derselbe bedeutet. Auch Porter im Progress of the Nation erzählt schlimme Dinge. Den Zeugen für die traurige Beschaffenheit des Unterrichts und die schlimmen Folgen desselben gesellt sich auch Macaulay bei. In seiner Rede über die Volkserziehung,*) einer der besten, die er je gehalten, sagt er: „Blicken Sie auf die Klagen der Richter, auf die Beschlüsse der großen Juries, auf die Berichte der öffentlichen Beamten, auf die Berichte der freiwilligen Vereine. Alle erzählen dieselbe schimpfliche und trübe Geschichte. Blicken Sie auf die Berichte der Gefängniß-Inspektoren. In dem Besserungshause zu Hertford kann von siebenhundert Gefangenen die Hälfte gar nicht lesen, blos acht können gut lesen und schreiben. Unter achttausend Gefangenen, welche durch den Kerker von Maidstone gingen, konnten blos funfzig gut lesen und schreiben. In dem Gefängnisse von Coldbath-Fields scheint das Verhältniß Derjenigen, welche gut lesen und schreiben konnten, noch geringer gewesen zu sein. Gehen Sie von den Gefängnissen zu den Heirathsregistern über. Sie werden finden, daß im Jahre 1844 etwa hundertunddreißigtausend Paare getraut wurden. Mehr als vierzigtausend der Bräutigams und mehr als sechszigtausenden der Bräute unterzeichneten ihre Namen nicht, sondern setzten blos ihre Handzeichen hin. Beinahe ein Drittheil der Männer und beinahe die Hälfte der Frauen, welche in der Blüthe des Lebens stehen, welche die Eltern der Engländer der nächsten Generation sein, welche einen Hauptantheil daran nehmen werden, die Geister der Engländer der nächsten Generation zu bilden, können ihre eigenen Namen nicht schreiben. Erinnern Sie sich dabei, daß, obgleich Leute, welche ihre eigenen Namen nicht schreiben können, grob unwissend sein müssen, Leute ihre eigenen Namen schreiben und doch sehr wenige Kenntnisse besitzen können. Zehntausend, welche ihre Namen zu schreiben fähig sind, haben aller Wahrscheinlichkeit nach nur des elenden Unterrichts einer alltäglichen Schule genossen. Wir wissen, was eine solche Schule nur zu oft ist: ein Raum, ohne Licht, ohne Luft, mit einem Haufen Brennmaterial in der einen Ecke, und mit einer Brut junger Hühner in der andern; ein eingekniffenes Buchstabenbuch und eine zerbrochene Schiefertafel die einzigen Hülfsmittel des Unterrichts; die Schullehrer der Auswurf aller andern Berufe, entlassene Lakaien, zu Grunde gegangene Hausirer, Menschen, welche keine Aufgabe der Regelbetri zu rechnen verstehen, Menschen, welche nicht den gewöhnlichsten Brief schreiben können, ohne Schnitzer zu machen, Menschen, welche nicht wissen, ob Jerusalem in Asien oder in Amerika liegt. Und solchen Menschen, Menschen, denen Keiner von uns den Schlüssel seines Kellers anvertrauen würde, haben wir den Geist des aufwachsenden Geschlechts, die Freiheit, das Glück, den Ruhm unsers

*) Reden von Thomas Babington Macaulay, übersetzt von Steger. Th. 2, S. 218 fgg.

Vaterlandes anvertraut. — Ich möchte jeden Herrn ernstlich bitten, in einen Bericht zu blicken, welcher in dem Anhange zu dem ersten Bande der Protokolle des Geheimerathsausschusses enthalten ist. Ich spreche von dem Berichte, welchen Herr Seymour Tremenheare über den Zustand jenes Theils von Monmouthshire erstattet hat, welcher von einer hauptsächlich beim Bergbau beschäftigten Bevölkerung bewohnt wird. Er fand, daß in diesem Bezirke gegen den Schluß des Jahres 1839 unter elftausend Kindern, welche im Schulalter standen, achttausend waren, welche niemals irgend eine Schule besucht hatten, und daß es bei den meisten der übrigen dreitausend fast eben so gut gewesen wäre, nie in eine Schule zu gehen, als in die schmutzigen Hütten, in welchen Menschen, welche selbst hätten Schüler sein sollen, sich anmaßten, Lehrer zu sein. Im Allgemeinen hatten diese Menschen für ihre Beschäftigung blos eine einzige Qualifikation, und das war ihre gänzliche Untauglichkeit für andere Beschäftigung. Sie waren entkräftete Bergleute oder zu Grunde gegangene Höker. In ihren Schulen herrschte nichts als Gestank, Lärm und Verwirrung. Dann und wann wurde das Geschrei der Knaben durch die wüthenden Drohungen des Lehrers auf zwei Minuten zum Schweigen gebracht, aber es brach bald wieder aus. Die Belehrung, welche ertheilt wurde, war von der niedrigsten Art. Nicht eine Schule unter zehn war mit einer einzigen Landkarte versehen. Dies ist die Art, wie Sie die Geister einer großen Bevölkerung bilden lassen. Und nun zu den Wirkungen Ihrer Nachlässigkeit. Die barbarischen Einwohner dieses Bezirks erheben sich gegen die Regierung in einem wahnsinnigen Aufstande. Sie strömen aus ihren Thälern nach Newport zusammen. Sie feuern auf die Truppen der Königin. Sie verwunden einen Beamten. Die Soldaten erwiedern das Feuer, und nur zu viele jener unglücklichen Menschen bezahlen ihre Verbrechen mit dem Leben. Aber ist es ihr Verbrechen allein? Ist es auffallend, daß sie auf die einzige Belehrung horchten, welche sie hatten? Wie können Sie, welche sich nicht die Mühe gaben, sie zu unterrichtet, sie tadeln, daß sie ihr Ohr dem Demagogen liehen, welcher sich die Mühe gab, sie zu täuschen? Wir schlugen sie zu Boden, das versteht sich. Wir bestraften sie. Wir hatten keine andere Wahl. Die Ordnung mußte wieder hergestellt werden, das Eigenthum mußte beschützt werden, und da wir versäumt hatten, den besten Weg einzuschlagen, diese Leute ruhig zu erhalten, so befanden wir uns in der Nothwendigkeit, sie durch die Furcht vor dem Strick und vor dem Schwert ruhig zu erhalten. Kann es aber eine grausamere Nothwendigkeit geben? Und wer von uns möchte die Gefahr laufen, sich noch einmal in einer solchen Nothwendigkeit zu befinden?" In derselben Rede verweist Macaulay auf den Aufstand des Lords Gordon von 1780, den er den stärksten Beweis nennt, daß die Unwissenheit des gemeinen Volks Eigenthum, Glieder und Leben aller Klassen unsicher macht. „Ohne den Schatten einer Beschwerde, auf die Aufforderung eines Wahnsinnigen hin erheben sich hunderttausend Menschen zu einem Aufstande. Während einer ganzen Woche herrscht in der größten und reichsten aller europäischen Städte Anarchie. Das Parlament wird belagert. Ihr Vorgänger zittert auf seinem Stuhle und erwartet jeden Augenblick, daß die wüsten Menschen, welche er rings um das Haus brüllen hört, die Thür einschlagen werden. Die Peers werden aus ihren Kutschen gerissen. Die Bischöfe sehen sich gezwungen, in ihrem Ornat über die Dächer zu fliehen. Die Kapellen fremder Gesandten, Gebäude, welche das Völkerrecht heiligte, werden zerstört. Das Haus des Oberrichters wird niedergerissen. Man muß die kleinen Kinder des ersten Ministers aus ihren Betten nehmen und in ihrem Nachtzeuge in das Zimmer der Leibgarde, das einzige vor der Wuth der Menge sichere Asyl, führen. Die Gefängnisse werden erbrochen. Straßenräuber, Einbrecher strömen heraus und verstärken den Pöbel, von dem sie befreit worden sind. Sechsunddreißig Feuersbrünste zugleich flammen in London auf. Dann kommt die Vergeltung. Rechnen Sie alle die Elenden zusammen, welche erschossen wurden, welche gehängt wurden, welche

erdrückt wurden, welche in den Strömen von Branntwein, die den Hügel von Holborn herabflossen, sich zu Tode tranken, und Sie werden finden, daß man Schlachten mit weniger Opfern von Leben verloren und gewonnen hat. Und was war der Grund dieses Unglücks, eines Unglücks, welches in der Geschichte von London mit der großen Pest und der großen Feuersbrunst in einer Reihe steht? Der Grund war die Unwissenheit einer Bevölkerung, welche man in der Nachbarschaft von Palästen, Theatern und Tempeln so roh und einfältig hatte aufwachsen lassen, wie nur irgend ein Stamm bemalter Menschenfresser in Neuseeland, ich möchte fast sagen, wie nur irgend eine Heerde Schlachtvieh auf dem Markte von Smithfield ist. Das Beispiel ist schlagend, aber es steht nicht allein. Derselben Ursache entsprangen die Aufstände in Nottingham, die Plünderung von Bristol, alle die Verbrechen von Ludd und Swing und Rebecca, ihr sind die zertrümmerten schönen und kostbaren Maschinen von Yorkshire, die verbrannten Scheunen und Heuschober von Kent, die niedergerissenen Zäune und Gebäude von Wales zuzuschreiben. Hätten solche Dinge in einem Lande vorkommen können, wo der Geist des Arbeiters durch Erziehung geöffnet worden wäre, wo man ihn gelehrt hätte, in der Uebung seiner geistigen Fähigkeiten Genuß zu finden, gelehrt hätte, seinen Schöpfer zu verehren, gelehrt hätte, die rechtmäßige Obrigkeit zu achten, und zu gleicher Zeit gelehrt hätte, die Abhülfe wirklicher Beschwerden auf friedlichem und verfassungsmäßigem Wege zu suchen?"

Es mußte jedem Einsichtigen klar sein, daß so großem Mangel gegenüber nur durch eine kräftige Unterstützung des Staats wirklich etwas Bedeutendes geleistet werden könne, und daß man nicht etwa von den Bemühungen Einzelner oder auch von Vereinen die Gründung so vieler Tausender von Schulen, so wie den Unterhalt der Lehrer erwarten dürfe. Bei der großen Abneigung der Engländer gegen jede nicht von der unbedingten Nothwendigkeit gebotene neue Regierungsthätigkeit und bei ihrer merkwürdigen Furcht vor aller Centralisation war es dennoch für die Regierung keine Kleinigkeit, sich das Recht zu verschaffen, die Beseitigung des Uebels unternehmen zu dürfen. Als die Regierung anfing, dieses Recht zu fordern, stellte man ihr eine Menge von Gründen entgegen. Der Staat, sagt man, habe sich auf die Sicherung der Personen und des Eigenthums zu beschränken. Die Erziehung müsse der freien Mitbewerbung überlassen bleiben. Eine vom Staat geleitete Erziehung werde unermeßliche Kosten verursachen, den Einfluß der Krone ungebührlich vermehren und zu Einmischungen in die religiösen Ueberzeugungen der Unterthanen führen. Die Freunde der Volkserziehung widerlegten jeden dieser Einwände. Dem ersten stellten sie Adam Smith's Autorität entgegen. Der Vater der modernen Nationalökonomie sagt: „Die Erziehung des Armen ist ein Gegenstand, bei dem das Gemeinwohl tief betheiligt ist. Eben so wie die Obrigkeit zu dem Zweck einschreiten muß, die Verbreitung des Aussatzes unter dem Volk zu verhindern, so sollte sie auch einschreiten, um das Fortschreiten der sittlichen Krankheiten zu verhindern, welche von der Unwissenheit unzertrennlich sind. Diese Pflicht kann auch nicht ohne Gefahr für den öffentlichen Frieden vernachlässigt werden." Die Uebertragung der freien Mitbewerbung auf das Feld des Unterrichts beseitigte man mit der Frage, ob der Staat etwa auch seine Vertheidigungsmittel gegen äußere Feinde dem Angebot und der Nachfrage des freien Verkehrs überlassen solle? Was weiter die Kosten betreffe, so werde man für jedes Pfund, das man für die Volkserziehung ausgebe, fünf Pfund in der Polizei und Kriminalrechtspflege ersparen. Die beiden letzten Einwürfe mußten berücksichtigt werden, da sie so stark auf eingewurzelten englischen Ansichten beruhten, daß die Regierung ihre ganzen Pläne für das Erziehungswesen hätte aufgeben müssen, wenn sie nicht bereit gewesen wäre, Garantien für die bürgliche und Glaubensfreiheit zu bieten.

Im Jahre 1832 bewilligte das Parlament zum ersten Male eine Summe, 20,000 Pfd. St., für den öffentlichen Unterricht. 1839 forderte die Regierung

30,000 Pfd. St., indem sie zugleich einen aus fünf Mitgliedern des Geheimenraths bestehenden und unter dem Vorsitz des Präsidenten des Geheimenraths berathenden Ausschuß niedersetzte, der die Erziehung fördern und namentlich Schullehrerseminarien errichten sollte. Die Opposition gegen die Geldforderung war so stark, daß das Ministerium im Unterhause nur eine Mehrheit von zwei Stimmen (275 gegen 273) erhielt. Wie bei allen Geldfragen stimmte das Oberhaus nicht mit, aber es stellte mit 219 gegen 118 Stimmen bei der Regierung die Bitte um Wiederaufhebung des geheimenräthlichen Ausschusses für das Volksschulwesen. Gegen einen schon schwächern Widerstand setzte Sir Robert Peel die Erhöhung der 30,000 Pfund auf 100,000 durch. 1847 beschloß die Regierung eine anderweitige Verwendung dieser Summe, nämlich die Herstellung eines wirksamen Inspektionssystems und die Heranbildung von Seminaristen und Lehrern. Nach einer dreitägigen Debatte, in der die religiösen Extreme der Hochkirchlichen und der Noncorformisten die Minister bekämpften, genehmigte das Unterhaus den Regierungsantrag mit 372 gegen 47 Stimmen. Seit diesem Beschlusse ist in das englische Volksschulwesen eine festere Ordnung gekommen, obgleich man noch immer nicht an unsere Einrichtungen denken darf. Die Gefühle und Vorurtheile des Volks haben der Regierung gebieterische Rücksichten auferlegt, deren Einwirkung auf einzelne Bestimmungen für uns etwas Verletzendes hat.

Zunächst, um die stärkste Abweichung von unsern Normen zuerst hervorzuheben, kennen die neuen englischen Gesetze keine Art von Zwang. Will ein Ort, ein Bezirk keine Schule errichten, es steht ihm frei, will ein Vater alle seine Kinder ohne Unterricht lassen, Niemand verwehrt es ihm. Schickt ein Vater ein Kind in eine Schule, dann muß sich dasselbe der in dieser geltenden Ordnung fügen. Auch darauf nimmt der Ausschuß des Geheimenraths Bedacht, daß alle für Schulzwecke bestimmten milden Stiftungen wirklich für diese verwendet werden. Im übrigen bleibt der Thätigkeit der Gemeinden, Vereine und Privaten nach wie vor die Hauptsache überlassen. Der Staat gründet keine Schule, auch kein Seminar, aber er unterstützt die bestehenden Anstalten, wenn die Einrichtungen derselben ihm als genügend erscheinen. Fordert eine Religionsgenossenschaft eine Unterstützung, so muß sie zuvor nachweisen, was sie selbst gethan, namentlich, daß sie dem Schullehrer ein Haus gebaut hat. Genügen der Behörde die Nachweise, so giebt sie in dem Maßstabe von 1:2, d. h. sie gewährt höchstens 50 Pfund auf jede von der Schulgemeinde ausgesetzten 100 Pfund. Nicht die Regierung, sondern die Korporation, welche die Schule gestiftet hat, ernennt die Schulpfleger, welche ganz unabhängig sind, die Lehrer anstellen und entlassen, ohne daß es einer Zustimmung der Regierung bedürfte. Thun die Betheiligten selbst nichts, so erfolgt keine Zahlung aus den Parlamentsmitteln zur Errichtung einer Schule. Die Staatskirche ist nicht bevorzugt. Es giebt Orte in England mit gemischter kirchlicher Bevölkerung, wo die Dissenter, weil sie eine Schule gegründet haben, Unterstützung vom Staat erhalten, die Anglikaner aber nicht, weil sie selbst nichts gethan haben. Die echt humane und staatsmännische Handlungsweise, daß der Staat alle religiösen Bekenntnisse auf die gleiche Stufe des Schutzes stellt, zieht der neuen Schulordnung noch immer die heftigsten Angriffe zu. Die Hochkirchlichen nennen es eine Begünstigung der Götzendienerei, daß die Regierung andere Bekenntnisse unterstützt, und die protestantischen Dissenter argumentiren nicht minder leidenschaftlich gegen die allgemeine Gleichstellung, theils aus Haß gegen die Katholiken, theils aus Argwohn, daß die Regierung doch früher oder später die aristokratische Staatskirche vor allen andern begünstigen werde.

Jede Verbesserung des Volksschulwesens muß beginnen mit einer Verbesserung der Lehrer. Man muß den letztern eine sorgfältigere Ausbildung geben und sie zugleich besser stellen, damit einem Amte, das so wichtig und so dornenvoll ist, tüchtige Kräfte gewonnen werden. In der erstern Beziehung faßt die englische Regierung nicht nur die männlichen Lehrer, sondern auch die Lehrerinnen ins

Auge. Letztern wünscht man nach und nach den Unterricht der Mädchen und der Knaben vom zartesten Alter ausschließlich zu übertragen. Der Staat gründet aber, wie schon gesagt, keine Seminarien, sondern giebt blos den bestehenden und gut eingerichteten Unterstützung. Außer den Beiträgen, die man dem Seminar selbst bewilligt, erhalten auch die Zöglinge höchst anständige Stipendien. Für diejenigen, welche sich freiwillig dazu melden, sind Prüfungen eingerichtet. Natürlich geben die Anstalten solchen Seminaristen, welche sich mit Zeugnissen der Regierung über gut bestandene Prüfungen ausweisen können, bei Anstellungen den Vorzug. So haben die Seminaristen ein Interesse, sich von der Regierung prüfen zu lassen, wozu noch kommt, daß alle, welche gut bestanden haben, von der Regierung, sobald sie angestellt worden sind, eine Gehaltszulage erhalten. Jeder Lehrer — für die Lehrinnen gelten dieselben Bestimmungen — hat einen vollständigen Lehr- und Uebungskursus durchzumachen, während dessen er von der Regierung unterstützt wird. Er hat an einer Schule unter Aufsicht eines Lehrers, den die Regierung dafür besoldet, fünf Jahre Unterricht zu ertheilen und drei Jahre auf einem Seminar zuzubringen. Jeder Religionsgenossenschaft ist es freigegeben, Seminare zu errichten, die sämmtlichen Einrichtungen derselben zu treffen und Aufsichtsbehörden zu ernennen. Die Regierung trägt zu den Baukosten in dem Verhältniß bei, daß sie für jeden im Seminar aufzunehmenden Lehrer 50 Pfund einzahlt, übernimmt auch einen Theil der Kosten, welche die mit dem Seminar verbundene Musterschule macht, und giebt einen Zuschuß zu den allgemeinen Verwaltungskosten. Während der Lehrzeit unterstützt die Regierung den Zögling mit 10 bis 20 Pfund, während des Aufenthalts im Seminar selbst mit 30 bis 45 Pfund jährlich. Jeder Zögling hat jedes Jahr eine Prüfung zu bestehen. Die Verbesserung der Lehrerstellen wird bewirkt durch die Gehaltszulage, welche die mit guten Zeugnissen entlassenen Zöglinge bei ihrer Anstellung bekommen.

Obgleich die größere Thätigkeit der Regierung erst seit 1847 datirt, macht sich die Wirkung derselben doch bereits auf eine erfreuliche Weise bemerkbar. In den seitdem verflossenen Jahren hat der Ausschuß des Geheimenraths zu der Erbauung von 39 Seminarien — 34 in England, 4 in Schottland, 1 in Wales — beigesteuert und von den Gesammtkosten, die sich auf 353,402 Pfd. St. berechnen, 137,623 Pfund übernommen. Außer der Hochkirche, welche die meisten der Seminarien gebaut hat, stehen die Katholiken, Methodisten, Independenten und die beiden schottischen Kirchen (die freie und die Staatskirche) mit den neuen Seminarien in Verbindung. Nur ein einziges neues Seminar, das den Independenten gehört, hat die Bedingungen des Staats zurückgewiesen und dadurch auf Unterstützung verzichtet. Unterstützter Schulamtskandidaten gab es 1852 schon 5607 — 3657 Männer, 1950 Frauen — für welche 77,990 Pfund bezahlt wurden. Für das nächste Jahr erhöhte die Regierung diese Summe um 20,000 Pfund. Viele Seminaristen, bei einzelnen Anstalten alle, lebten in Privatwohnungen, im Seminar selbst wohnende Zöglinge wurden im Jahre 1853 gezählt 1117 Männer und 708 Frauen. Für Aufbesserung der Gehalte belastete sich der Staat im Jahre 1851 mit 15,483 Pfund, welche vertheilt wurden zwischen 689 Lehrern und 259 Lehrerinnen. Im Durchschnitt erhielt Staatszuschuß:

Der Lehrer	Die Lehrerin
17 Pfd. 19 Sh. 2 D. . . .	11 Pfd. 19 Sh. $4\frac{1}{2}$ D.

und es stellte sich dadurch die durchschnittliche Jahreseinnahme bei dem Lehrer auf 83 Pfd. 8 Sh. $5\frac{1}{2}$ D., bei der Lehrerin auf 53 Pfd. 9 Sh. $3\frac{1}{2}$ D. Im Jahre 1852 wurden auf die Aufbesserung der Gehalte für männliche und weibliche Lehrer 20,000 Pfund mehr verwendet.

Der Ausschuß des Geheimenraths richtet sein Augenmerk auch auf die Verbesserung der Schulhäuser. Sieht derselbe vom eigenen Bauen ab, so giebt er doch so ansehnliche Beiträge, daß die Thätigkeit der Gemeinden und Vereine an-

gespornt wird. Jede Schule, welche einen Beitrag annimmt, geht damit zugleich die Verpflichtung ein, mit der Oberschulbehörde in eine bleibende Verbindung zu treten und sich allen Visitationen zu unterwerfen. Bis zum Ende des Jahres 1851 waren 3474 Schulen erbaut, erweitert oder verbessert worden. Der Kostenaufwand betrug 1,014,025 Pfd. St., wovon 406,508 Pfd. St. Beitrag der Krone waren. 330 Schulen waren zu der angegebenen Zeit noch im Bau begriffen, und die Krone hatte auch für diese einen Beitrag zugesichert. Die Aufsicht über die Schulen wird vom Ausschuß des Geheimenrats und von Prüfungsbeamten und Aufsehern geführt. Letztere gab es im Jahre 1851 fünfundzwanzig, für die an Aufwand und Reisekosten 19,689 Pfd. St., im Jahre 1853 aber über 26,000 Pfd. St. bezahlt werden mußten. Die steigenden Kosten zeigt die fortwährende Erhöhung der Parlamentsbeiträge. Es wurden bewilligt:

1832	20,000 Pfd. St.
1839	30,000 „ „
Unter dem Ministerium Peel . .	100,000 „ „
1852	189,000 „ „
1853	213,000 „ „

Ehe man das Ziel erreicht, das man sich vorgesteckt hat, die noch übergroße Anzahl schlechter Schulen allmälig zu verbessern, in den zahlreichen Orten, welche noch gar keine Schulen haben, solche zu gründen und an die Stelle untauglicher Lehrer überall gute zu setzen, wird man noch bedeutende Anstrengungen machen müssen. Nach den Mittheilungen, die Lord John Russel bei seiner letzten Vorlage der Erziehungsbill im Parlament machte, gab es 1851 in England 16,473 öffentliche Tagesschulen, zu denen 635,107 Knaben und 480,130 Mädchen gehörten. Gleichzeitig bestanden 29,425 Privatschulen, die von 317,390 Knaben und 322,349 Mädchen besucht wurden. Das Verhältniß der in den Büchern verzeichneten Schulkinder zur Bevölkerung war 11 : 76 Prozent, es kam ein Schüler auf $8^1/_2$ Personen. Im Jahre 1847, also beim Beginn der Periode erhöhter Thätigkeit, war die Zahl der Schüler:

Schulen der Staatskirche	955,865.
Brittish and foreign schools	225,000.
Schulen der Wesleyaner	38,623.
„ „ Kongregationalisten	6,839.
„ „ Katholiken	34,750.
Armenschulen (ragged schools)	20,000.
Summe:	1,281,077.

Die Zahl der Schulen war in demselben Ausgangsjahre:

Staatskirche	17,015.
Brittish and foreign schools	1,500.
Wesleyaner	397.
Kongregationalisten . . .	89.
Katholiken	585.
Armenschulen	270.
Zusammen:	19,856.

Die Einkünfte dieser Schulen gab Lord John Russel an, wie folgt:

Staatskirche	817,081 Pfd. St.
Brittish and foreign schools . .	161,250 „ „
Latus:	978,331 Pfd. St.

	Transp.:	978 331 Pfd. St.
Wesleyaner	. . . .	27 347 = =
Kongregationalisten	. . . . . .	4,701 = =
Katholiken	. . . .	16,000 = =
Armenschulen	. . . .	20,000 = =
	Zusammen:	1,046,879 Pfd. St.

Nimmt man noch andere Schulen mit einer Einnahme von 50,000 Pfd. St. hinzu, so ergiebt sich für die Erhaltung aller eine Summe von etwa 1,100,000 Pfd. St. Die Quellen dieser Einnahmen waren:

Lokalstiftungen	69,537 Pfd. St.
Lokalbeiträge durch Unterzeichnung .	366,823 = =
Lokalsammlungen	114,109 = =
Schulgelder	413,044 = =
Vermischte Einnahmequellen . . .	83,076 = =
Privatunterstützungen	54,000 = =

Ueber Schottland und Irland haben wir weniger zu sagen. Nachdem man in Schottland das Schulwesen in der angegebenen Weise verbessert hatte, galt der Grundsatz, daß jedes Kirchspiel eine Schule erhalten müsse. Den Pfarrschulen wurde durchschnittlich die beste Einrichtung gegeben. Man stellte nur solche Lehrer an, welche eine gelehrte Bildung erhalten hatten, in der Regel Theologen, und erstreckte den Unterricht auf solche Gegenstände, welche bei uns den Gewerbeschulen und Gymnasien vorbehalten bleiben. Man ließ es aber bei einer Schule für ein ganzes Kirchspiel bewenden, was offenbar für große Städte, oder für Bezirke mit ausgedehnter Bevölkerung, wie das Hochland und die Inseln, zu wenig war. Um die Schulen der andern nach und nach entstehenden Sekten trug Niemand Sorge, da der Grundsatz, nur die mit der presbyterianischen Staatskirche zusammenhängenden Kirchen zu unterstützen, streng aufrecht erhalten wurde. Als die Spaltung in der schottischen Staatskirche entstand, kam in das Volksschulwesen eine neue Bewegung. Die „freie Kirche“ brachte die größten Opfer und gründete auch in jedem Kirchspiel für ihre Angehörigen eine Schule. Bis 1848, also in sechs Jahren, hatte sie außer 488 Gemeindeschulen noch 177 Hülfsschulen, die in den Hochlanden das dringendste Bedürfniß waren, und 12 Missions- und 7 lateinische Schulen errichtet und mit 659 Lehrern besetzt. Im Jahre 1851 hatte sie diese Zahl beinahe verdoppelt, denn nach offiziellen Ausweisen bestanden in dem genannten Jahre in Schottland an Schulen:

Alte Landeskirche . . .	1872.
Freie Kirche	1176.
Adventure schools . .	1684.
	4732.

Unter adventure schools versteht man solche, welche ganz unabhängig von kirchlicher Verbindung und lediglich von Privatunternehmern gegründet worden sind. Man schätzt das Jahreseinkommen aller dieser Kirchen auf etwa 180,000 Pfd. St. Die Anwendung des von der englischen Regierung angenommenen Systems der Unterstützung der Schulen auf Schottland hat ihre besonderen Schwierigkeiten, die größtentheils in der bestehenden örtlichen Gesetzgebung liegen. Doch hat der Ausschuß des Geheimenraths seit 1848 einen Anfang gemacht, und es sind seitdem ungefähr 32,000 Pfd. St. verwilligt worden. Man wird diese Summe, sobald alle Hindernisse beseitigt sind, bedeutend erhöhen müssen, denn das Bedürfniß ist in den ärmeren Landestheilen Schottlands ein dringendes.

In Irland bestanden ganz andere Verhältnisse, als in Schottland und Eng-

land. Sehr lange faßte man die anglikanische Kirche Irlands auf als eine vorschreitende, bekehrende, unter geistlichen Feinden streitende Kirche. Sie konnte sich diese Ansicht gern gefallen lassen, denn ihr verdankte sie, daß sie, obgleich ihre Mitglieder nicht den zehnten Theil der Bevölkerung ausmachen, die Hälfte des irischen Vermögens besitzt. Lange Jahre hat sie ihre Aufgabe der Volksbildung vernachlässigt, oder jeder ihrer Maßregeln einen so gehässigen und fanatischen Charakter gegeben, daß jeder Erfolg unmöglich war. Dem Namen nach unabhängig von der Staatskirche wirkte eine Gesellschaft zur Beförderung des protestantischen Schulwesens, die außer den Beiträgen Einzelner vom Staat nach und nach eine Million Pfund erhielt, aber nie mehr als 2000 Schüler hatte. Auch die lateinischen Schulen, welche, so lange Irland sein eigenes Parlament hatte, im ganzen mit 500,000 Pfd. St. und von 1800 bis 1825 noch weiter mit 884,739 Pfd. St. unterstützt wurden, hoben sich nie höher als auf etwa 1700 Schüler. In größerem Umfange wirkte die „Gesellschaft von der Kildare-Straße", welche die Erziehung der Armen zum Zweck hatte, 1811 gegründet wurde und vom Parlament Gelder erhielt. Diese Gesellschaft ließ sich nicht davon abbringen, die Bibel zur Grundlage des Unterrichts zu machen, und scheiterte darum an dem Widerstande, den die katholische Geistlichkeit ihr leistete. Im Jahre 1824 wurde die Sache vom Parlament endlich auf eine andere Art angefaßt. Da das englische Freiwilligkeitssystem und die englische Verbindung der Schule mit einer bestimmten Kirche in Irland nicht anwendbar waren, beschloß man, die ganze Sorge für die Erziehung der Regierung in die Hand zu geben. Damit dies geschehen könne, ohne daß eine der Religionsparteien Einsprache erhebe, mußte man die Schule zu einer rein weltlichen Anstalt machen, den religiösen Unterricht ausschließen. Unter dieser Bedingung ließen sich auch Schullehrerseminarien zu gemeinschaftlichem Gebrauch für Katholiken und Protestanten herrichten. Dieser Plan ist in Irland zur Ausführung gekommen. Im Jahre 1834 gab es 789 Schulen mit 107,000 Schülern, die sich der Regierungsbehörde für die Nationalschule unterordneten, und im Jahre 1849 war die Zahl auf 4321 mit 480,673 Schülern gestiegen. Der anfänglich sehr heftige Widerstand der protestantischen Geistlichkeit hat nachgelassen, obgleich man noch immer Orte findet, wo die Nationalschulen nur von den Kindern der Katholiken besucht werden, und es steht zu hoffen, daß man auf diesem Wege, wenn die Beharrlichkeit nicht erschlafft, allmälig ausgedehnten Nutzen erreichen wird.

Whigs und Tories haben sich zu der heilsamen Reform verbunden, deren Grundzüge von uns dargelegt worden sind. Zu den Männern, die im Ausschuß des Geheimenraths thätig gewesen sind, gehört besonders Sir James Kay Schuttleworth. Derselbe hat auch ein sehr lehrreiches, mit Thatsachen gefülltes und von den gesundesten Ansichten zeugendes Buch über das englische Volksschulwesen geschrieben: Public education, as affected by the Minutes of the Committee of Pricy Council. London, 1853. Wer sich mit den Gründen bekannt machen will, die eine fanatische Geistlichkeit gegen das Volksschulwesen aufstellt, findet sie in der Schrift des Geistlichen Wilkinson: Popular Education. The National Society. The two Manchester schemes. The Committee of Pricy Council. A Letter by S. Wilkinson. London, 1852.

John Gibson Lockhardt war im Jahre 1789 geboren und der Sohn eines unbemittelten Geistlichen in Glasgow. Im Jahre 1818 wurde er als er ein vielversprechender junger Mann, der seine Studien in Oxford vollendet, sich auf Reisen ausgebildet und in Weimar Goethe's Bekanntschaft gemacht hatte, bei Sir Walter Scott eingeführt. Im Jahre 1819 heirathete er Sophie, die ältere Tochter des großen schottischen Romandichters. Gleich seinem Schwiegervater gehörte er dem schottischen Advokatenstande an, wurde aber wie dieser seines Berufs überdrüssig und widmete sich ganz der literarischen Laufbahn. Er schrieb mehrere Romane „Adam Blair, eine Presbyteriangeschichte", „Valerius, eine Erzählung

aus dem römischen Leben", „Reginald Dalton", „Gilbert Earle" und „Mathew Wald". Nach seiner Verheirathung mit Sophie Scott wurden diese Werke in England stark gekauft, doch bemerkte das Publikum bald, daß Walter Scott nicht an ihnen mitgearbeitet habe, und jetzt sind sie alle vergessen. Spalding urtheilt über Lockhardt als Romandichter, daß seine Stärke in der Darstellung tragischer Leidenschaft liege. Im Verein mit John Wilson lieferte er eine Reihe der glänzendsten Beiträge zu dem Blackword's Magazin, das die schottische Torypartei eben als Gegengewicht gegen die whiggistische Edinburgh Review gegründet hatte. Zu den besten Artikeln der englischen Polemik rechnet man noch heute Lockhardts „Spießbürgerliche Schule der Poesie". Seine Artikel zeichneten sich durch Witz und Schärfe aus; der Ettrick-Schäfer bezeichnete ihn zu jener Zeit als einen „boshaften Orforder Gecken", der hinter allen jungen Mädchen hertanze und Jedermann, mit dem er in Berührung komme, Gesichter schneide.

Die Romane Lockhardts waren unter derselben durchsichtigen Maske der Anonymität erschienen, welche Walter Scott noch trug, als er bereits fühlen mußte, daß sie ihn lächerlich machte. Unter seinem eigentlichen Namen trat Lockhardt zuerst vor das Publikum mit seinen 1823 erschienenen „Uebersetzungen alter spanischer Romanzen". Diese Balladen waren so vorzüglich, daß man sie eine Zeit lang irrthümlich dem helfenden Genius seines Schwiegervaters zuschrieb. In Schottland schrieb er noch das „Leben von Robert Burns". Im Jahre 1825 übersiedelte er nach London, wohin ihn Murray als Herausgeber der Tory-Schrift Quaterly-Review berief. Lockhardt bezog für seine Mühwaltung jährlich 1200 Pfd. St. und übernahm nach W. Gifford's Tode die ganze Leitung der Vierteljahrsschrift, wobei er mit Geschick und gründlicher Wissenschaftlichkeit zu Werke ging. Aber dieselben Fehler, von denen er in Edinburg Proben abgelegt hatte, klebten ihm in London an. Die Heftigkeit seiner Parteinahme, in der er blos von seinem Mitarbeiter Croker übertroffen wurde, zog ihm viele Streithändel zu und machte ihm eine Menge persönlicher Feinde. Ein Nachhall der Bitterkeit, die er bei seinen Gegnern erregte, klingt sogar noch aus den Nekrologen heraus, welche die englischen Zeitungen, namentlich Daily News, ihm ins Grab nachgeschickt haben. Unter den Aufsätzen, die er für die Vierteljahrsschrift lieferte, sind die über den Dichter Campbell, Th. Hood und Southey die berühmtesten.

Als Lockhardt die Leitung der Quaterly Review niederlegte, verschaffte ihm Sir Robert Peel das mit 300 Pfd. St. Einkünften verbundene Amt eines Auditors oder Rechnungsrevisors für das Herzogthum Cornwell, das er bis an seinen Tod verwaltet hat. Ein bleibendes Denkmal hat er sich gesetzt durch seine „Denkwürdigkeiten aus dem Leben Sir Walter Scott's". Können wir auch nicht das englische Urtheil unterschreiben, das diese Denkwürdigkeiten dem Leben Johnson's von Boswell zur Seite setzt, so müssen wir doch sagen, daß der Shakespeare des englischen Romans in Lockhardt den wahlverwandten Geist gefunden hat, durch den er allein würdig dargestellt werden konnte. Das vierbändige Buch, von dem in Leipzig 1839 bis 1841 eine deutsche Uebersetzung erschienen ist, hat nur den einen Fehler zu großer epischer Breite, den man ja auch Walter Scott selbst zum Vorwurf machen kann. In letzterer Zeit bewohnte Lockhardt ein Haus im Regents-Park. Im Jahre 1853 unternahm er zur Wiederherstellung seiner seit längerer Zeit erschütterten Gesundheit eine Reise nach Italien, die den gehofften Erfolg nicht hatte. Auf dem bekannten Scott'schen Familiengut Abbotsford bei Edinburg, wohin er sich von London aus begeben hatte, erlitt er einen wiederholten Schlaganfall und schied am 25. November 1854 aus dem Leben. Man hat ihn in Dryburgh Abbey an der Seite seines Schwiegervaters zur Erde bestattet.

Lockhardt's Persönlichkeit kennzeichnete sich durch eine gewisse aristokratische Vornehmheit, die ihn oft verkennen ließ. Seine gesellschaftlichen Talente, sein Humor, seine Freundlichkeit waren von den Vorwerken einer sehr kalten Außenseite umschlossen. Das Geschlecht des berühmten schottischen Novellisten ist beinahe

erloschen. Seine jüngere Tochter Anna starb bald nach ihrem Vater, die an Lockhardt verheirathete Sophie, auf welche am meisten vom Geiste des Dichters sich vererbt hatte, im Jahre 1837; der eine Sohn als Husarenmajor kinderlos in Indien, der jüngere unvermählt in Persien. Der älteste Sohn Lockhardts, der Liebling des Großvaters, für welchen dieser die „Tales of a Grandfather" schrieb, wurde nur elf Jahre alt, und nun lebt von der Familie blos eine Tochter Lockhardts, welche (wie Daily News meldet) vor mehreren Jahren zur römisch-katholischen Kirche übertrat, und ihrem neuen Glauben mit solchem Eifer nachhängt, daß sie sich dadurch ihren Verwandten entfremdet hat.

Karl Graf von Spaur, baierischer Gesandter beim heiligen Stuhl, ist durch ein welthistorisches Ereigniß, bei dem ihm eine der Hauptrollen zufiel, in den weitesten Kreisen, man kann sagen in der ganzen gebildeten Welt bekannt geworden. Einer alten und vornehmen Familie zugehörend, die in Tyrol heimisch ist, wurde er am 4. Januar 1794 in Wetzlar geboren, wo sein Vater und sein Großvater, verschwägert mit mehreren der angesehnsten, baierischen und rheinischen Geschlechter, mit den Stadion, Dalberg, Greiffenklau, Wolkenstein, Frankenstein u. a. m. als Mitglieder des Reichskammergerichts lebten. Ursprünglich baierischer Offizier, trat der Graf in die diplomatische Laufbahn, war Gesandtschaftssekretär in Berlin, Wien, Frankfurt und ging 1831 als Geschäftsträger nach Rom. Im Jahre 1838 zum außerordentlichen Gesandten ernannt, vereinigte er diese Stellung später mit der eines Gesandten in Neapel und Turin. In Rom angekommen, als Gregor XVI. eben den von einer Revolution umtobten päpstlichen Stuhl bestiegen hatte, erlebte er die ganze funfzehnjährige Regierung dieses Papstes. Auch ihn täuschte wie so viele andere der Pionono-Jubel, doch die Insulten gegen das Wappen seines Heimathlandes, die Unfreiheit, in der man den Papst hielt, die Ermordung Rossi's belehrten ihn, wohin man den Kirchenstaat führen wollte. Als der Quirinal gestürmt und dem Papst ein republikanisches Ministerium aufgedrängt wurde, sah Graf Spaur, daß nur eine Flucht retten könne. Er wurde der Vertraute Pius IX., von den Gesandten wußte noch der französische um den Fluchtplan. Die Gräfin Therese von Spaur hat über diese Flucht ein höchst interessantes Schriftchen veröffentlicht (Papst Pius IX. Fahrt nach Gaeta, Schaffhausen, 1852). Die Gräfin Spaur eilte mit ihrem Sohne und dessen Erzieher, dem Priester Seb. Liebl, am 24. November Morgens nach Albano voraus. Sie schreibt (Kap. 8) darüber: „Das Geheimniß der Verkleidung und Abreise des Papstes war unterdessen, außer meinem Mann und mir, noch mehreren andern zuverlässigen Personen anvertraut worden, die sich gleicherweise bereitet hatten, jeder die ihm zugefallenen Aufträge auszuführen. Als die Stunde da war, verfügte sich der französische Botschafter, Herzog von Harcourt, in den Quirinalischen Palast und bat um eine Audienz beim Papst. Es war 5 Uhr Abends als er in dessen Gemach trat. In Gegenwart des Botschafters legte der heilige Vater seinen gewohnten Anzug ab, den langen weißen Rock (Sottana), das Käppchen von gleicher Farbe und die Pantoffeln von rothem Marokin mit den auf dem Oberleder gestickten Kreuzen. Hierauf kleidete er sich als einfacher Priester, setzte eine Brille auf, und verließ so das Gemach durch eine Thüre, welche in öde Gemächer führte, die mit dem Korridor der Schweizerwache durch eine Pforte in Verbindung standen, welche, wer weiß, seit wie vielen Jahren nicht geöffnet worden war. Der Herzog von Harcourt blieb in des Papstes Gemach allein zurück, ängstlich auf das Geräusch des Rollens der Räder jenes Wagens lauschend, den man absichtlich, wie im gewöhnlichen Palastdienst, mehrmals hatte kommen und gehen lassen, und welcher den Papst aus seiner Wohnung wegführen sollte. Schon war er bestürzt, da er im Hofe kein Geräusch vernahm, als er plötzlich den heiligen Vater, ein Wachslicht in der Hand, wieder eintreten sah, indem er sagte: er habe die alte Thüre des Korridors durch keine Anstrengung zu öffnen vermocht. Wenig fehlte daran, daß der Botschafter vor Schreck hingefallen wäre. Zum Glück eilte einer

der vertrauten Hofbeamten des heiligen Vaters, der Truchseß Benedetto Filippani, herbei mit der Nachricht, die Thür sei endlich geöffnet. So kehrten sie denn nochmals zurück, woher sie gekommen, erreichten den Korridor und ließen die Thüre blos angelehnt, um nicht durch das Schließen derselben so viel Zeit zu verlieren, wie beim Oeffnen. Dieser Umstand hätte gleichfalls das ganze Unternehmen beinahe scheitern gemacht. Denn ein geschäftigter Kleinigkeitskrämer von einer früher in Rom häufigen Sorte, der zufällig über den Korridor ging und die Thüre offen sah, wollte als diensthuender Kammerherr durchaus den Grund dieser Neuerung wissen, und begann schon den guten Grafen Gabriel Mastai, des Papstes ältern Bruder, mit lärmenden Fragen in Betreff dieser Thüre zu bestürmen. Glücklicherweise entstand weiter nichts daraus, und der Papst, von seinem treuen Truchseß begleitet, verließ ungehindert und in aller Sicherheit den Palast durch das große Thor, mitten zwischen den daran postirten zahlreichen Wachen und Bürgergardisten hindurchfahrend, die ihn nicht einmal ansahen, geschweige auf ihn achteten." Bei der Kirche San Pietro und Marcellino, unweit des Laterans, traf Pius IX. mit dem Grafen Spaur zusammen, und fuhr dann mit ihm unangefochten durch Albano bis Aricia, wo sie die Gräfin, nicht ohne Gefahr unterwegs von begegnenden Karabinieri erkannt zu werden, in dunkler Nacht im Freien wartend antraf. „Ich faßte mich wieder", schreibt sie, „blickte um mich und gewahrte den Grafen, hinter ihm andere Karabinieri, während ein Mann in dunkler Kleidung (der Papst) mit dem Rücken an das die Straße schützende Geländer lehnte. An diesen richtete ich sogleich die verabredete Ansprache: Doktor, steigt rasch in diesen Wagen, denn bei Nacht reise ich nicht gern! Einer der Karabinieri öffnete den Schlag der bequemen Berline und ließ den Tritt herunter, der Doktor stieg ein, der Soldat schloß wieder und wünschte uns glückliche Reise mit der Versicherung, daß wir ruhig sein könnten, indem der Weg völlig gefahrlos sei." Graf Spaur und sein deutscher Jäger nahmen Platz auf dem Bock des Wagens. Gegen sechs Uhr des folgenden Morgens erreichten die Reisenden Terracina und bald darauf die neapolitanische Grenze. In Mola die Gaeta schrieb der Papst an den König von Neapel, und Graf Spaur überbrachte den Brief.

Nach den langen Verzögerungen des Aufenthalts in Gaeta und Portici nahm der Graf am 12. April 1850 an der Freude des Wiedereinzugs Theil. Seine durch seine Hülfe in der Gefahr in seltenem Maß bevorzugte Stellung führte bei ihm nie zur Selbstüberhebung oder zur Einmischung in fremde Angelegenheiten. Eine lange und wechselvolle Krankheit brachte ihm viele Leiden, die er mit christlicher Geduld trug. Auf Genesung hoffend, begab er sich nach Florenz, wo er am 26. Oktober 1854 verschied. Er war ein Ehrenmann und Edelmann im echten und besten Sinne des Worts, loyal, großmüthig, gewissenhaft, unerschütterlich in seinen religiösen Ueberzeugungen, fest in seinem politischen Glauben, aristokratische Gesinnung mit warmer Anhänglichkeit an seinen König und sein Land, eifrige Berufstreue mit strengem Rechtsgefühl unauflöslich verbindend. In Rom war er durch langen Aufenthalt und durch Familienbeziehungen ganz heimisch geworden.

Maria Cäsar von Schönberg. Die Zeugen der Revolutionskämpfe des vorigen Jahrhunderts leben nur noch spärlich unter uns, und noch seltener sind solche Männer geworden, die an den großen Ereignissen jener Tage selbsthandelnd Antheil genommen haben. Ein solcher Mann war v. Schönberg, der bei den Plänen, die zur Rettung des unglücklichen Ludwig XVI. entworfen wurden, eine Rolle zugewiesen erhielt, der Dumouriez und den Herzog von Chartres bei ihren Entwürfen einer Gegenrevolution unterstützte, und dessen am 19. September 1853 in Dresden erfolgter Tod unbemerkt vorübergegangen sein würde, wenn nicht die „Neue preußische Zeitung" auf ein Leben aufmerksam gemacht hätte, das nur in seiner ersten Hälfte eine Stellung, und zwar die ehrenvollste, zu den großen geschichtlichen Begebenheiten der Zeit einnahm.

Maria Cäsar v. Schönberg auf Rothschönberg war am 20. Februar 1768

in Paris geboren. Er begleitete elf Jahre alt seinen Vater nach Korsika, der als Maréchal de Camp dorthin beordert ward, trat mit dreizehn Jahren in das Dragonerregiment von Schönberg, das als Eigenthum seiner Familie von seinem Oheim kommandirt wurde,*) und empfing unter den Pagen Ludwigs XVI. seine weitere Ausbildung als Hofmann und Offizier. Im Jahre 1786 empfing er als Kapitän de Remplacement zugleich die Anwartschaft auf das Regiment seines Oheims und Adoptivvaters, des königl. französischen Generallieutenants Grafen v. Schönberg. Seine Vermählung mit Melanie, der Tochter und Erbin des Grafen v. Walsh-Serrant, brachte ihm bedeutende Güter zu. Beim Beginn der Gefahren des Königs nahm er die Stelle als Lieutenant-Colonel im Regiment Königin-Dragoner in Paris an, indem er den Kommandeurposten zurückwies, weil man ihm die geforderten Vollmachten nicht zugestehen wollte. Die Dragoner hatten ihren frühern Oberst ermordet und Exzesse aller Art begangen.

In der Nacht des verhängnißvollen 10. August 1792 lag v. Schönberg auf den Stufen des königlichen Bettes und an dem folgenden Tage nahm er Theil an dem unglücklichen Kampfe, in welchem nur die Schweizer dem Könige das Leben retteten. Durch eine Art von Wunder allein entging er dem Gemetzel, bei einem Kaffeewirth verborgen, während der Pöbel seine wehrlosen Gefährten dicht neben ihm schlachtete. In teuflischer Lästerung kreuzigte man sie auf den Wirthstafeln zwischen Flaschen und Gläsern. Nach manchem Versteck erhielt v. Schönberg von einem Uhrmacher Lafosse, welcher Vorstand einer Sektion war, einen Paß unter der Bedingung, den Uhrmacher seinerseits zu schützen, wenn die Sache für die Revolution schief ginge. Damit verließ er auf der Imperiale eines Omnibus Paris. Als Bauer verkleidet gelangte er nach Brabant zum Fürsten Schwarzenberg, welcher die österreichischen Vorposten kommandirte. Dieser sendete ihn zum Herzog von Enghien, der die Avantgarde des Condé'schen Korps befehligte. Als nach der verlorenen Schlacht von Jemappes das Korps der Emigranten in Lüttich aufgelöst wurde, begab sich v. Schönberg nach Mastricht, wo er seine Verwandten und die vornehmsten Emigranten traf. Er erklärte diesen, daß er nach Frankreich zurückkehren werde, um seine Familie zu retten. Gewisse geheime Aufträge von Seiten des Königs verschwieg er. Die Bedenklichkeiten der Emigranten über seinen Schritt stillte der ehrwürdige Marschall de Castries: die Anhänglichkeit v. Schönberg's an das Herrscherhaus sei so offenkundig, daß Schönberg selbst am besten wissen müsse, was er thue. Schönberg ließ sich deshalb auf Anweisung von Dumouriez, der sein Onkel war, von den französischen Vorposten gefangen nehmen und kam so ins Hauptquartier zu Saintrond, wo er Dumouriez mit seinen Offizieren bei Tische fand. Dieser stellte ihn der Gesellschaft sogleich als seinen neuen Generaladjutanten vor. Nach dem Einrücken in die Winterquartiere verließ General Dumouriez die Armee, um nach Paris zurückzukehren. Vorher verabredete er mit v. Schönberg die zu unternehmenden Schritte zur Wiederherstellung der Monarchie. Letzterer benutzte die Zeit, um nach St. Quentin zu gehen, wo er seine Familie traf.

Als, wie bekannt, Dumouriez' Unternehmung scheiterte und dieser mit dem Herzoge von Chartres (nachmals König Louis Philipp) am 4. April 1793 gezwungen wurde, zu fliehen, schloß sich v. Schönberg nach mancher überstandenen Gefahr den Flüchtlingen an, denen er wesentliche Dienste leistete. Der folgende edle Zug des Herzogs verdient Erwähnung. Auf der Flucht über eine sumpfige Wiese wäre Dumouriez beinahe gefangen worden, weil sein Pferd den Dienst versagte. Schönberg bot ihm das seinige an, das er jedoch ausschlug. Da ritt der Herzog von Chartres, der schon aus dem Bereiche der Kugeln war, zurück, ließ

*) Das Dragonerregiment von Schönberg war 1743 durch den Marschall von Sachsen errichtet worden und wurde ganz aus Deutschland rekrutirt.

seinen Reitknecht mit Dumouriez das Pferd tauschen und rettete ihn so. An der Schelde angelangt, zwang v. Schönberg mit der Pistole in der Hand einen Schiffer des jenseitigen Ufers, die Fliehenden überzuholen. Ein eigenhändiger Brief Louis Philipp's im Besitze der Erben, erwähnt noch dieser Ereignisse. Auch Briefe des berühmten Marquis von Bouillé und Anderer beweisen, in wie hoher Achtung v. Schönberg in Frankreich stand. Das Volk nahm Rache an den Zurückgebliebenen und kerkerte v. Schönbergs Gemahlin ein. Dieser hatte das Unglück, in kurzer Zeit in St. Quentin seine Schwiegermutter, seinen einzigen Sohn, der an den Masern starb, und seine Frau, welcher Schreck und Kummer eine zu frühe Niederkunft im Gefängnisse zuzog, durch den Tod zu verlieren.

Nach Sachsen zurückgekehrt, wo er ebenfalls Güter besaß, wurde v. Schönberg am 17. September 1808 vom König Friedrich August dem Herzoge von Treviso als Kommissar beigegeben und begleitete dessen Korps einige Tage. In den Jahren 1825 und 1826 versuchte er in Frankreich vergeblich Reklamationen wegen seines dort konfiscirten Vermögens; indessen empfing er den königlichen französischen Militärverdienstorden, dessen Kommandeur sein Vater gewesen war. Im Jahre 1830 knüpfte der inzwischen erblindete Marquis von Bouillé, dessen Sohn als außerordentlicher Gesandter den europäischen Höfen die Thronbesteigung Louis Philipps anzeigte, persönlich die Bande achtungsvoller Freundschaft wieder an, welche den Greis an den berühmten Krieger fesselten. Im Jahre 1832 gelangte v. Schönberg zum Seniorat des großen v. Schönberg'schen Geschlechts und wurde 1833 vom König Anton zum Mitglied der ersten sächsischen Kammer ernannt, mußte jedoch schon 1834 seiner Gesundheit wegen diese Stellung niederlegen. Im Jahre 1841 empfing er das Kreuz des königlich sächsischen Civilverdienstordens. Schon im Jahre 1790 hatte er von seinem Vater, dem königlich französischen Generallieutenant Ferdinand Cäsar, das Gut Rothschönberg ererbt. Später erbte er von einem Vetter noch andere Güter, die er mit Klugheit und Erfolg bewirthschaftete.

Von den Seinigen überlebte den Greis nur sein Sohn aus zweiter Ehe. Wenige Jahre vor seinem Tode starb seine einzige Tochter aus dritter Ehe, der ihre Mutter in wenigen Jahren nachfolgte. Sein reger an Thätigkeit gewöhnter Geist fand, selbst noch in den letzten Tagen seines Alters, eine Erholung im Studium der Klassiker aller Zeiten, die er in sechs verschiedenen Sprachen las. Von hingebender Treue gegen seine Adoptiv- und seine Stammfürsten, mild und human in der Leitung und Verwaltung seiner herrschaftlichen Besitzungen und reich an männlich edeln Eigenschaften, war er ein geachtetes Vorbild Derer, die ihn kannten.

Sir George Cathcart, englischer Generallieutenant, wurde im Jahre 1794 als der vierte Sohn des ersten Grafen Cathcart geboren. Im Jahre 1810 trat er als Offizier in die Reihen des brittischen Heeres ein, begleitete 1813 und 1814 seinen Vater als Adjutant zu den Freiheitskriegen in Deutschland und Frankreich und war in vielen Schlachten gegenwärtig, bei Lützen, Bautzen, Dresden, Leipzig, Brienne und Fère Champenoise. Auch dem Feldzuge von 1815 wohnte er als Adjutant des Herzogs von Wellington bei und focht mit bei Quatrebras und Waterloo. Von da an bis zum Jahre 1852 hatte er nur einmal Gelegenheit, sich auszuzeichnen, als er nach Kanada ging und viel zur Unterwerfung des Aufstands beitrug. Das Ministerium Derby ernannte ihn im Jahre 1852 zum Nachfolger des Generals Sir Harry Smith im Oberbefehl der Kapkolonie, wo eben ein Kaffernkrieg, der sich noch lange hinziehen zu wollen schien, den Kolonisten unermeßlichen Schaden zufügte, und der Regierung einen jährlichen Kostenaufwand von etwa einer Million Pfd. St. machte, alle Kräfte in Anspruch nahm.

Sir Harry Smith, ein alter, tapferer Soldat, der seinem Vaterlande in dem großen Kriege gegen Frankreich und später im Pendschab große Dienste geleistet hatte, war gegen die Kaffern aller Anstrengungen ungeachtet, wenig glücklich

gewesen. Er hungerte die Kaffern aus, so streng als es nur durch die Vernichtung aller ihrer sichtbaren Unterhaltsmittel, durch Wegtreibung ihres Viehs, Verheerung ihrer Feldfrüchte und Kraals geschehen konnte. Er griff sie in ihren festen Schlupfwinkeln an und vertrieb sie daraus. Ihren Streifpartien trat er mit Patrouillen entgegen und wendete Artillerie und Kleingewehr gegen sie an, wo und wie es nur thunlich war. Aber der einzige Erfolg schien nur der eigene Fortschritt der Kaffern in der Kunst und Praxis des Kriegs zu sein. Den Engländern am nachtheiligsten war das Benehmen der „Burghers" in den Grenzbezirken, die dem Freiwilligenaufgebot nur lässig und wenig zahlreich entsprachen. Dieser Lässigkeit beschloß Sir George Cathcart ein Ende zu machen. Bei seiner Ankunft in der Kolonie befahl er ein allgemeines Aufgebot aller waffenfähigen Männer und schärfte den Kolonisten ein, daß sie sich selbst helfen müßten. Ehe er mit seinen Soldaten nach dem Kap aufbrach, sagte er den Bewohnern in seiner soldatischen Sprache: „Dies muß der letzte Kaffernkrieg sein, welcher auf Kosten der brittischen Regierung geführt wird; denn die Bewilligung einer fernern Million Pfd. St. für eine Sache, an welcher England außer den Beweggründen der Theilnahme (sympathy) und des Wohlwollens gar kein Interesse hat, kann nicht erwartet werden. Der Zweck meines beabsichtigten Feldzugs jenseits des Key ist ein doppelter: 1) um die Macht und die Willigkeit der Kolonisten, in ihrer eigenen Sache vorwärts zu kommen, zu versuchen, und 2) um dann, wenn sie sich so angestrengt, zugleich dem Haupt-Anführer ihrer furchtbaren und ränkesüchtigen kafferischen Feinde zu zeigen, daß, auch unabhängig von der unwiderstehlichen Macht Ihrer Majestät Armeen, in der Kolonie selbst Macht und Energie genug ist, ihn zu züchtigen, wenn er neue Feindseligkeiten beginnen sollte. Sollte ich also, was ich nicht besorgen will, nicht die erwartete Unterstützung finden, dann habe ich zwar hinreichende Hülfsmittel, um mit den Truppen Ihrer Majestät die Nationalehre zu retten, aber ich würde zu der schmerzlichen Ueberzeugung gelangen, daß die Kolonisten nicht die Energie haben, ihre eigene Sache zu betreiben, und nicht die Macht, die durch uns hinausgejagten Feinde sich fern zu halten, und, was noch schlimmer ist, der Häuptling Kreli, in derselben auch von ihm gewonnenen Ueberzeugung, würde, anstatt sich vor ihnen zu fürchten, hinfür nur die Achtung vor ihnen haben, die sie verdienen." Und er schloß dann mit folgenden drohenden und energischen Worten: „Wenn ich nun von meinem Feldzuge jenseits des Key zurückkehre, so muß ich Ihrer Majestät Regierung Bericht erstatten, und zwar nicht nur über das Resultat meines Feldzugs, sondern auch, ob ich das Volk in der Kolonie dankbar für die gewährte Unterstützung gefunden habe, und ob dasselbe auch wirklich im Stande sei, seine eigene Sache zu betreiben, und ob es also der Unterstützung werth sei, oder ob das Gegentheil stattfinde. Im letzten Falle würde ich wahrscheinlich meine Armee zurückziehen, und mein Rath beim Scheiden würde für die Bewohner der östlichen Hälfte der Kolonie sein: weniger Schafe und Ochsen zu halten, und sich mit mehr Hirten und Wächtern zu versehen; denn wilde Völker und wilde Thiere werden dann bald wieder ihre frühere Herrschaft in dem Fisch-, Fluß- und Zumberg-Distrikt erlangen, und Ihr werdet nicht im Stande sein, sie daraus zu vertreiben, wie vor alter Zeit Eure Väter gethan haben." Diese Drohung machte Eindruck: an vielen Orten fanden große Versammlungen statt, bedeutende Beiträge wurden unterschrieben, und es stellte sich eine Menge waffenfähiger Männer. Mit dieser Unterstützung der Kolonisten kam Cathcart schneller zum Ziele, als man in England zu wagen gehofft hatte. Durch eine Schlacht, die im Basuto-Bezirke bei Berea geliefert wurde, eingeschüchtert, unterwarf sich zuerst der Häuptling **Kreli**, indem er sich verpflichtete, die Flüsse Indwe und Kei als Grenzen zwischen seinem und dem brittischen Gebiet anzuerkennen, seine Stammesbrüder von jedem Angriff abzuhalten und für die Sicherheit der auf seinem Gebiet angesiedelten englischen Unterthanen einzustehen. Er machte sich auch anheischig, gestohlene Gegenstände ausfindig zu machen und zu-

rückzugeben, die Diebe zu bestrafen, Räuber und Mörder dagegen an die Kolonialbehörden auszuliefern. Im Verlauf der Unterhandlungen mit Kreli erschienen auch zwei Boten von Sandilli, dem gefürchteten Häuptling der Gaikas, mit einem Bittgesuch um Frieden. Am 27. Februar 1853 stellte sich Sandilli persönlich und nahm alle ihm gestellten Bedingungen an. Die Kaffern räumten darauf das streitige Gebiet, und General Cathcart vermehrte die Grenzposten und besetzte das Anatola-Gebirge, wodurch die Engländer in den Besitz einer guten Stellung kommen, die ihnen erlaubt, einen etwaigen neuen Angriff von vorn herein schärfer zurückzuweisen.

Kaum vom Vorgebirge der guten Hoffnung zurückgekehrt, zog Cathcart als Generaladjutant und Generallieutenant in derselben alten und abgetragenen Uniform, in der er die Kaffern bekriegt hatte, gegen die Russen in das Feld. Bei der Schlacht an der Alma war seine Division, die vierte, nicht weiter betheiligt, als daß sie die linke Flanke und den Rücken des englischen Heers als Reserve gegen die feindliche Reiterei deckte. Obgleich sie am 25. Oktober bei dem Angriffe der Russen auf die Stellung der Engländer bei Balaklava mit ins Feld rückte, hatte sie doch an jenem Tage keine Gelegenheit, sich hervorzuthun. In der Schlacht vom 5. November spielte sie eine um so bedeutendere Rolle. In dieser Schlacht sahen die englischen Generale nicht, wohin sie sich wenden sollten; sie konnten nicht sagen, wo der Feind stand, von welcher Seite er herkam und wohin er zog. In Dunkelheit und Regen führten sie die englischen Linien durch dichtes Gestrüppe und Dorngebüsch, das die Reihen brach und die Mannschaft erbitterte, während jeder Schritt mit einer Leiche oder einem Verwundeten von einem Feinde bezeichnet wurde, dessen Stellung sich nur aus dem Rasseln des Flintenfeuers und dem Einschlag der Kugeln und Bomben errathen ließ. Sir George Cathcart, als er seine Leute durch das Feuer einer weit an Zahl überlegenen Masse russischen Fußvolks, welches ihre Flanke überflügelte, in Unordnung gerathen sah, ritt in die Schlucht, wo sie kämpften, hinab, um sie wieder zu sammeln. Er gewahrte zugleich, daß die Russen sich auf einem Theile des Hügels im Rücken seiner einen Flanke festgesetzt hatten; aber sein tapferes Herz verzagte keinen Augenblick. Er sprengte vor die Front und ermuthigte seine Leute, und als man ihm zurief: es fehle an Munition, sprach er kaltblütig: „Habt ihr nicht eure Bajonnette?“ Sir George drang an der Spitze der Seinigen wieder die Höhe empor, aber ein Hagel von Kugeln pfiff ihm entgegen, und er sank vom Pferde ganz nahe vor den russischen Kolonnen. Die englische Mannschaft mußte sich durch einen Wall von Feinden hindurchschlagen, und erlitt furchtbare Einbuße. Von allen Seiten umringt und mit Bajonnetten niedergestoßen, machte sie sich mit einer verzweifelten Anstrengung Luft, und erreichte mit einem Verlust von beinahe 500 Mann den Kamm der Höhe. General Cathcarts Leiche wurde nachher wieder erobert; er hatte eine Kugelwunde im Kopfe und drei Bajonnetstiche im Leibe. Es ist leider so gut wie gewiß, daß die Bajonnetstiche ihm gegeben wurden, als er hülflos unter den Feinden am Boden lag. Zugleich mit dem Artilleriegeneral Fox Strangways wurde am 6. Abends in roh gezimmerten Särgen vor dem Lager der vierten Division an einer Stelle eingesenkt, die eine viereckige niedrige Mauer einschließt. Man übersieht da die Festungswerke und den Hafen von Sebastopol auf der einen, auf der andern Seite das prächtige Amphitheater des Jailagebirgs mit dem darüber ragenden Gipfel des Tschadir Dagh. Die Bestattung war sehr einfach, aber aus der Ferne dröhnte der dumpfe Hall des Belagerungsgeschützes und der antwortenden Festungskanonen. Sir George Cathcart war von dem Holze, aus dem man Oberfeldherrn schnitzt. Noch so rüstig, wie ein Vierziger, gewann er durch seine Einsicht und rastlose Thätigkeit das vollste Vertrauen aller seiner Untergebenen.

Unter Verantwortlichkeit des Ergänzungsblätterverlags in Meißen. — Redakteur Dr. Fr. Steger.
Druck von A. G. Cato in Meißen.

Der russisch-türkische Krieg in den Donaufürstenthümern 1853 und 1854. Nachdem bereits früher in diesen Blättern (Nr. 458 und 459 des ganzen Werks, 9. Bd. 4. Heft) der russisch-türkische Streit von seinen Anfängen bis zur Kriegserklärung der betheiligten Mächte und insbesondere die bis dahin auf dem diplomatischen Felde sich zugetragenen Ereignisse ausführlich beleuchtet worden sind, soll es die Aufgabe der nachstehenden Zeilen sein, eine militärische Uebersicht des ersten Feldzugs zu geben, welcher die Reihe der großen Völkerkämpfe in dem orientalischen Kriege begonnen hat und der mit der Räumung der Donaufürstenthümer durch die russischen Truppen seinen Abschluß fand. Fließen die Quellen zu einer unparteiischen Würdigung desselben auch erst sparsam und harrt noch manches Dunkele in den Operationen dieses Feldzugs der Aufklärung, so liegen doch die Fakta und militärischen Resultate klar vor Augen und die offiziellen Berichte der kriegführenden Mächte, wenn auch hier und da übertrieben oder sonst entstellt, gestatten durch Vergleichung und gegenseitige Abwägung in so weit einen richtigen Einblick in die Grundzüge der kriegerischen Handlungen, daß wir dem Leser eine genügende Uebersicht im Zusammenhange glauben versprechen zu können. Von vorn herein erlauben wir uns die Bemerkung, daß alle eingeschalteten kritischen Bemerkungen lediglich vom militärischen Standpunkte ausgegangen sind, zu dessen Würdigung die früher in diesen Blättern enthaltenen militärischen Aufsätze einen Anhalt geben können. Die letztern werden zugleich diejenigen Details an die Hand geben, welche nothwendig sind, um die Operationen auf dem Kriegstheater verfolgen und beurtheilen zu können.

Am 2. Juli 1853 war bekanntlich das Einrücken eines russischen Okkupationskorps in die Donaufürstenthümer erfolgt. Zuvörderst geschah dieser Einmarsch ohne Kriegserklärung, denn eine Cirkularnote des russischen Kanzlers an die Kabinette der europäischen Großmächte eröffnete diesen, übereinstimmend mit dem Manifest des Kaisers von Rußland vom 26. Juni, daß die Besetzung der genannten Länder nur eine vorübergehende und zwar auf so lange Dauer sein werde, bis sich die Pforte entschließe, in den Abschluß eines bindenden Vertrags bezüglich des Schutzes und der Rechte der griechischen Kirche zu willigen. Dieses gewaltsame Vorschreiten Rußlands, welches die allgemeine Mißbilligung der europäischen Großmächte erfuhr, ohne dieselben jedoch sofort zu einem thätlichen Einschreiten zu bewegen, veranlaßte die ottomanische Pforte, während der Zeit der darauf folgenden fortgesetzten diplomatischen Unterhandlungen sich energisch zum Kriege zu rüsten und endlich, aufgemuntert durch die Freundschaftsversicherungen und Demonstrationen der Flotten Englands und Frankreichs am 4. Oktober 1853 (dem türkischen Neujahrstage) das Kriegsmanifest gegen Rußland zu erlassen. Am 8. Oktober gelangte an den russischen kommandirenden General in den Donaufürstenthümern, Fürsten Gortschakoff, die Aufforderung des türkischen Armee-Kommandanten Omer Pascha: binnen 15 Tagen die Donaufürstenthümer zu räumen, und daß man nach Ablauf dieser Frist die Feindseligkeiten beginnen werde, wenn die Antwort abschläglich ausfalle. Dies geschah, indem Fürst Gortschakoff erklärte, „er sei nicht ermächtigt, weder über Krieg oder Frieden, noch über die Räumung der Fürstenthümer zu unterhandeln." Kaiser Nikolaus erließ aber auch gleichzeitig, nach erfolgter Kriegserklärung der Pforte, seinerseits ein Kriegsmanifest am 1. November, in welchem er erklärte, zum Kriege herausgefordert worden zu sein und in welchem er diesen als einen Kampf für den orthoxen Glauben bezeichnete. Am 23. Oktober bereits waren die Feindseligkeiten von den Türken eröffnet worden, worauf sich die vereinigte englische und französische Flotte, um den Ereignissen näher zu sein, von der Beschika-Bai (bei der Insel Tenedos) in die Dardanellenstraße begab und endlich am 3. Dezember in der Bucht von Bujukdere,

nahe am Ausgange des Bosporus ins schwarze Meer, Anker warf. Auch verließen nach erfolgter Kriegserklärung die Hospodare der Moldau und Wallachei, Fürst Ghika und Fürst Stirbey, ihre Länder, indem sie einen Verwaltungsrath einsetzten, und auf diese Weise einem Konflikt mit ihren Pflichten gegen den Sultan aus dem Wege gingen.

Das russische Okkupationskorps unter dem Befehle des Generals der Artillerie Fürsten Gortschakoff, welches am 2. Juli den Pruth in zwei Kolonnen überschritt, hatte anfänglich nur die Stärke von zwei Infanteriedivisionen (circa 35,000 Mann) zu Folge des Vertrags von Balta Liman (Mai 1849), welcher Rußland für den Fall innerer Unruhen ein Einrücken in die Donaufürstenthümer bis zu dieser Stärke gestattete. Diese Truppen besetzten Jassi, Bukarest und die seit dem Frieden von Adrianopel 1829 geschleiften Festungen Giurgewo, Braila und einige andere wichtige Plätze. Als indessen der Ausbruch des Krieges immer wahrscheinlicher wurde, fand es Fürst Gortschakoff für rathsam, aus den hinter dem Pruth lagernden russischen Truppen Verstärkungen an sich zu ziehen und im August und September seiner Armee eine militärische Aufstellung zu geben. Die russische Armee bestand in dieser letzteren aus folgenden Truppentheilen: aus dem vollständigen IV. Korps des Generals der Infanterie Dannenberg (10. Infanterie-Division, Generallieutenant Soimonoff, 11. Infanterie-Division, Generallieutenant Pauloff, 12. Infanterie-Divisiou, Generallieutenant Liprandi, 4. Kavallerie-Division, Generallieutenant Nierod, und 4. Artillerie-Division, Generalmajor Sixtel), aus der 5. Kavallerie-Division, Generallieutenant Fischbach, und aus der 15. Infanterie-Division, Generallieutenant Marin vom V. Korps des Generals der Infanterie Lüders. Die 13. und 14. Infanterie-Division vom V. Korps (Generallieutenants Obrutscheff und Moller) verblieben vor der Hand in Bessarabien, Cherson und Taurien, von denen die 13. Infanterie-Division jedoch im September nach Transkaukasien zur Verstärkung der dortigen Armee übergeschifft und somit dem Kriegsschauplatz an der Donau für immer entzogen wurde. Beim Beginne der Feindseligkeiten standen die 12. Infanterie-Division Liprandi und die 5. Kavallerie-Division Fischbach in der kleinen Wallachei (jenseits der Aluta) bis Crajowa, die 15. Infanterie-Division Marin in Braila und Galacz an der untern Donau, der Rest in der großen Wallachei (2 Infanterie- und 1 Kavallerie-Division).

Nach den neuern Grundsätzen der Flußvertheidigung waren die Ufer selbst nur und zwar von Kosaken beobachtet; hinter den wichtigsten Uebergangspunkten standen geschlossene Bataillone und Regimenter als Unterstützungsposten. Das Hauptkorps lag als verfügbare Reserve unter des Fürsten Gortschakoffs Befehl in und um Bukarest, die ehemaligen Donaufestungen Giurgewo und Braila wurden möglichst retablirt und mit starken Besatzungen versehen. In ersterer kommandirte Generallieutenant Soimonoff, in letzterer hatte Generallieutenant Lüders sein Hauptquartier aufgeschlagen. Die Stärke der russischen Armee in den Donaufürstenthümern betrug beim Beginn der Feindseligkeiten sonach:

4 Infanterie-Divisionen oder 64 Infanterie- und 2 Scharfschützenbataillone	66,000 Mann.
2 Kavallerie-Divisionen oder 64 Schwadronen	11,000 „
Artillerie, 20 Batterien und Festungskorps . .	10,000 „
Kosaken, 10 Regimenter	8,000 „
Zusammen:	95,000 Mann mit 196 Feldgeschützen.

Rechnet man hiervon 10 Prozent für Kranke, Kommandirte u. s. w. ab, so dürfte der wirkliche Bestand der operirenden Armee mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit auf 85,000 Mann angenommen werden. Nach Beginn des Krieges wurde die mol-

dauische und wallachische Miliz (circa 7000 Mann) reorganisirt und der russischen Armee einverleibt; wegen ihrer Unzuverlässigkeit für das russische Interesse konnte sie aber nur zum Garnisonsdienste verwendet werden. Wichtiger war hingegen die in Aussicht gestellte Verstärkung der Donauarmee durch das III. Korps (General der Infanterie Baron Osten-Sacken), circa 65,000 Mann, welches nach der Kriegserklärung an den Grenzen Galiziens gegen den Süden sich in Marsch setzte.

Das türkische Heer konnte für die Operationsarmee am Balkan und an der Donau zunächst 3 Ordu (Armeekorps) stehender Truppen (Nizam) verwenden. Nach den besten Quellen wurden ferner aufgeboten 48,000 Mann Landwehr (Redifs), ein Hülfskorps von 12,000 Mann Arnauten und 18,000 Mann Aegypter. Die Stärke der Operationsarmee beim Beginn der Feindseligkeiten ward angegeben zu

Nizam, 72 Bataillone, 72 Schwadronen und 36 Batterien	62,000 Mann.
Redif, der operirenden Armee zugetheilt . . .	25,000 „
Hülfstruppen, Arnauten und Aegypter . . .	30,000 „
Baschi-Bozuks, irreguläre Truppen	36,000 „
Zusammen:	150,000 Mann mit 246 Feldgeschützen.

Der wirkliche Bestand dürfte zu 120,000 Mann anzunehmen sein. Kommandirender General war der Muschir (Korpskommandant) des Ordu von Rumelien, Omer Pascha, ein kroatischer Renegat, der sich in früheren Kriegen einen Namen gemacht hatte. In seinem Hauptquartier befand sich zu jener Zeit der spanische General Prim, Graf von Reuß. Die Aufstellung der türkischen Armee ist im Detail nicht bekannt geworden. Den linken Flügel bildete die 2. Ordu, 28,000 Mann, unter Achmed Pascha bei Sofia, das Centrum die 3. Ordu, 32,000 Mann, unter Hassan Pascha bei Schumla, den rechten Flügel die 4. Ordu, 24,000 Mann, unter Halim Pascha bei Karasu, mit einer Reserve in Varna. Hierbei sind die Hülfs- und irregulären Truppen, deren Vertheilung unbekannt ist, nicht eingeschlossen. Zur Besatzung der Donaufestungen waren angeblich 30,000 Mann detachirt und an wichtigen Uebergangspunkten, wie Sistova, Turtokay u. s. w. permanente Zeltlager errichtet. Das Hauptquartier Omer Pascha's war in der bisjetzt unbezwungenen Festung Schumla, dem Schlüssel des Balkans. Eine Reservearmee, deren Kern die 1. Ordu unter Ibrahim Pascha bildete, sollte bei Adrianopel organisirt und durch Hülfstruppen und Baschi-Bozuks, so wie Redifs, auf 80,000 Mann gebracht werden.

Die ersten Kanonenschüsse fielen am 23. Oktober 1853 bei Isaktscha, als zwei russische Kriegsdampfschiffe einige mit Lebensmitteln beladene Kanonenboote Donauaufwärts bei dieser kleinen türkischen Festung vorbei remorquirten. Die türkischen Uferbatterien gaben zuerst Feuer, welches von der russischen Flotte erwidert ward. Es kam zu einer zweistündigen Kanonade, welche den Russen 7 Mann tödtete und 46 verwundete, worauf diese ihre Fahrt fortsetzten, nachdem sie einige Häuser in Isaktscha mittelst Granaten in Brand gesteckt hatten. Das Gefecht war ein zufälliges Intermezzo, bedeutend nur deshalb, weil es den Anfangspunkt des Kriegs faktisch bezeichnet. Der eigentliche Feldzug selbst begann mit Offensivoperationen der Türken und zwar mit Donauübergängen an zwei Hauptpunkten, Widdin und Turtokay, und gleichzeitigen Demonstrationen und Uebergängen an vielen andern Punkten. Es hatte nämlich der Korpskommandant Achmed Pascha auf dem linken Flügel der Türken bei Widdin in der Stille Truppen konzentrirt, von denen in der Nacht vom 27. zum 28. Oktober 3 Bataillone über die Donau setzten und das am linken Ufer liegende Dorf Kalafat besetzten, ohne Widerstand zu finden. Der Ort wurde in aller Eile verschanzt, mit schwerem Geschütz armirt

und in demselben und auf der dahinter gelegenen Donauinsel allmälig 8000 Mann versammelt. Die leichte türkische Reiterei schwärmte bis gegen den Schyll, wo sie mit Kosaken zusammentraf. In Crajowa selbst hatte Fürst Gortschakoff die Division Liprandi und Fischbach konzentrirt. Da aber weder von Kalafat noch von Crajowa größere Massen nachrückten, so hatte es vor der Hand sein Bewenden mit kleinen Scharmützeln und Ueberfällen der Vorposten.

Drohender war der zweite Uebergang der Türken bei Turtokay (Tutorkan) zwischen den Festungen Rustschuk und Silistria. Hier leitete Omer Pascha in Person das Unternehmen, nachdem er vom 27. bis 30. Oktober mit der Brigade Selim (7 Bataillone, 2 Eskadronen und 1 Batterie, zusammen 6000 Mann) die dort bereits im Lager stehende Brigade Mustapha verstärkt hatte. Am 31. Oktober besetzte die Brigade Selim die im Strome liegende und mit Gebüsch bedeckte Insel, woselbst sie sich verschanzte und Batterien aufwarf. Gleichzeitig wurden 3 starke Batterien, mit Festungsgeschütz aus Rustschuk armirt, am rechten Ufer, welches hier hoch und steil abfällt, etagenweise über einander erbaut, welche den Uebergangspunkt, der hier nur 700 Schritte breit ist, so wie das ganze jenseitige Terrain mit großer Wirkung bestreichen konnten. Am 2. November früh setzten unter dem Schutze eines dichten Nebels 3 Bataillone, 120 Reiter und 6 Geschütze von der Donauinsel unbemerkt auf das linke Donauufer über, woselbst sie sogleich eine mehrere hundert Schritte lange Verschanzung mit Hülfe der mitgebrachten Schanzkörbe, Pallisaden u. s. w. aufwarfen. Der linke Flügel lehnte sich an die Mündung des Argisch Flusses; das steinerne Quarantänegebäude bildete das Reduit dieser Verschanzung. Das nächstliegende Dorf Oltenitza gab den Namen für den Uebergangspunkt. Auf die wegen des Nebels sehr spät von den Kosaken gemachte Entdeckung desselben ward General Dannenberg beordert, mit 6 Bataillonen der Division Pauloff, 6 Eskadronen Uhlanen, 2 Fuß- und 3 reitenden Batterien und 300 donischen Kosaken, als den zunächst liegenden Truppen, die Verschanzung bei Oltenitza anzugreifen und die Türken daselbst zu vertreiben. Am 4. November Nachmittag 1 Uhr erschien General Dannenberg mit diesen Truppen im Geschützbereich der Türken, die ihn mit einem lebhaften Feuer aus der Verschanzung und vom rechten Ufer empfingen. Die russische Fuß- und reitende Artillerie, letztere bis auf Kartätschendistanz (4 bis 800 Schritte) herangehend, suchten eine Stunde lang das Feuer der Verschanzung zum Schweigen zu bringen, worauf die russische Infanterie in 6 einzelnen Bataillonskolonnen neben einander zum Bajonnetangriff schritt. Dichte Tirailleurlinien gingen voraus; die Kavallerie folgte in zweiter Linie als Reserve. Die Türken ließen die russischen Angriffskolonnen nahe herankommen und eröffneten dann ein mörderisches Kleingewehr- und Kartätschenfeuer. Dennoch erstieg ein Theil der Russen die Brustwehr und wurde mit den Türken auf derselben handgemein. Die weitern Berichte sind widersprechend, denn die Russen behaupten, die Türken bis in ihre Boote verjagt und die gänzliche Vertreibung nur deshalb eingestellt zu haben, weil das Feuer der jenseitigen Batterien zu verheerend gewesen sei, die Türken hingegen wollen nicht nur diesen ersten, sondern auch einen zweiten Bajonnetangriff der Russen abgewiesen haben. So viel ist sicher, daß die Russen schließlich den Rückmarsch angetreten haben, daß sie jedoch nicht verfolgt wurden und weder Gefangene noch Todte und Verwundete in Feindeshand ließen. Der russische Verlust belief sich nach glaubwürdigen Nachrichten im Ganzen auf 640 Mann, die Türken, durch die Verschanzungen gedeckt, verloren weit weniger, und zwar nach ihrer Angabe nur 85 Mann, nach der eines spanischen Obersten (St. Roman), der dem Gefecht beiwohnte, 250 Mann. Der taktische Sieg blieb unstreitig den Türken, die am Abend und in den nächsten Tagen ihre Stellung innebehielten; Fürst Gortschakoff verstärkte Dannenbergs abgewiesene Truppen bei Oltenitza durch etwas Kavallerie und zog ein Hauptkorps von angeblich 35,000 Mann bei Budeschti, südlich von Bukarest, zusammen, um die Türken entscheidend anzugreifen, wenn sie weiter nach Bukarest vorgehen sollten.

Doch scheint deren Absicht gewesen zu sein, zuvor noch einen zweiten Uebergangspunkt zu gewinnen, zu welchem Giurgewo ausersehen war. Ein erster Versuch am 30. und 31. Oktober, daselbst zu landen, scheiterte und erst ein zweiter am 8. November führte zur Besetzung der unterhalb Giurgewo gelegenen Insel Mokan, woselbst die Türken sich zu verschanzen anfingen. Darauf hin ließ der Kommandant von Giurgewo, Generallieutenant Soimonoff, in der Nacht 20 Geschütze dieser Insel gegenüber aufführen, welche am 9. November früh die Insel zu fegen begannen und endlich die Türken zum Verlassen derselben nöthigten; eben so mißlang ein dritter Landungsversuch am 12. November, wie auch ein am 3. November von Silistria auf Kallarasch unternommener Uebergangsversuch, der von einer russischen Brigade unter General Anrep vereitelt wurde. Bei Nicopoli und Hirsowa hatten die Türken ohne Erfolg nur demonstrirt.

Nachdem auf diese Weise alle Versuche, einen zweiten Uebergangspunkt zu gewinnen, Seiten der Türken gescheitert waren und ein isolirtes Vorgehen von Oltenitza durch die russische Stellung von Budeschti mit einem Hauptangriffe bedacht war, so beschloß Omer Pascha, vorläufig die Offensive aufzugeben. Die Verschanzung Oltenitza ward am 13. November zerstört und am 20. auch die Donauinsel geräumt, nachdem auch ein letzter Uebergangsversuch, am 15. November durch 2000 Türken bei Nicopoli unternommen und gegen Turnul gerichtet, von den Kosaken vereitelt worden war. Kalafat bei Widdin war sonach der einzige Punkt, den die Türken am linken Ufer im Besitz behielten und der ihnen als Basis für eine Offensive in das Innere der Wallachei übrig blieb. Sie befestigten ihn deshalb mit großer Sorgfalt und verstärkten das dortige Korps bis 25,000 Mann. Die Streifereien gegen Crajowa hörten auf, als sich die Russen daselbst verstärkten. Seit dem 11. November traten heftige Regengüsse ein, welche die Wege unpraktikable und ein Einstellen der Operationen ohnedies beiderseits zulässig machten. Daher ward die Bewachung der Donau den Festungsbesatzungen überlassen und die türkische Armee in Winterquartiere längs des Balkans verlegt, wogegen auch Fürst Gortschakoff am 22. seine Truppen aus dem Lager von Budeschti in Kantonnirungen verlegte. Am 9. November überschritten die ersten Kolonnen des 3. Korps Osten-Sacken den Pruth, nach deren Ankunft der russische Feldherr eine Offensive der Türken nicht mehr zu fürchten brauchte.

Hiermit schließt der erste Abschnitt dieses Feldzugs. Es ist bei Betrachtung desselben nicht zu leugnen, daß die Offensivoperation der Türken gegen die Wallachei durch die Wahl der Uebergangspunkte Kalafat und Oltenitza gut eingeleitet war, denn ersteres flankirte die strategische Aufstellung der Russen, während letzteres die kürzeste Operationslinie gegen das zunächst liegende Objekt Bukarest bot und die russischen Streitkräfte in der kleinen Wallachei abzuschneiden drohte. Der an sich schwierige Uebergang gelang vollkommen, und die für die Türken glückliche Affaire von Oltenitza hätte die beste Gelegenheit gegeben, mit der Hauptarmee sofort gegen Bukarest den Hauptschlag zu führen. Statt dessen erfolgte ein Stillstand und schließlicher Rückzug Omer Pascha's vom linken Ufer, und läßt diese angefangene Operation als ein ohne militärische Nothwendigkeit aufgegebenes Unternehmen erscheinen; das gesteigerte moralische Selbstgefühl der türkischen Truppen läßt sich als das einzige Resultat desselben folgern. Möglicherweise lagen aber politische Motive dem türkischen Operationsplane zu Grunde und ist zu vermuthen, daß der Besitz von Kalafat der Angelpunkt war, um den sich derselbe drehte. Der türkische Kriegsminister soll um einen beabsichtigten Einfall der Russen in Serbien gewußt haben, welche der zweifelhaften Regierung dieses Landes eine entschiedene Richtung zu Gunsten Rußlands geben wollten. Man mußte daher Kalafat als das Eingangsthor nach Serbien möglichst befestigen und um die nöthige Zeit hierzu zu gewinnen, den Feind hiervon ablenken und anderwärts beschäftigen. Die Offensivoperationen Omer Pascha's waren dann nur Mittel zum Zweck, nicht Zweck selbst, und erscheinen aus diesem Gesichtspunkte als gut ange-

legt und ausgeführt. Vollständiger noch wären sie vielleicht erreicht worden, wenn man von Silistria gegen Kallarasch den Uebergang vorgenommen hätte. Endlich läßt sich annehmen, daß Omer Pascha seine Armee trotz ihrer Ueberzahl wohl nicht der russischen für gewachsen hielt, um ernstlich an eine Offensive zu denken, was die letztere Annahme seines Operationsplans bestätigen dürfte.

Das Verhalten des russischen Oberfeldherrn erscheint als vollkommen richtig. Er zersplitterte sich nicht in einer direkten Vertheidigungslinie, sondern beobachtete nur den Fluß und hielt sich eine nach allen Richtungen verfügbare Reserve in der Hand. Deren Nutzen bewährte sich, als das strategische Auftreten seiner Hauptmacht den taktischen Fehler bei Olteniza wieder ausglich. Das Festsetzen der Türken in Kalafat war bei der Länge der Donaulinie nicht zu hindern und mußte hingenommen werden, ließ sich übrigens nach dem Eintreffen der russischen Verstärkungen durch ein starkes Blokadekorps ausgleichen. Der zweite Abschnitt dieses Feldzugs umfaßt die Wintermonate November, Dezember, Januar und Februar und wird nur durch den an der Donau geführten kleinen Krieg ausgefüllt. Mit dem Eintreffen der vordersten Division des 3. Korps dehnte vorerst Ende November Fürst Gortschakoff seine Stellung weiter rechts aus, indem er, um die türkischen Truppen in Widdin und Kalafat zu paralysiren, das ganze 4. Korps (Dannenberg) und die 5. Kavallerie-Division Fischbach, zusammen 65,000 Mann, zwischen Schyll und Aluta, Hauptquartier in Crajowa, konzentrirte. Im Centrum standen unter Gortschakoff's eigenem Befehl die 8. Infanterie-Division Selvan (vom 3. Korps) und die 4. Kavallerie-Division Nierod, zusammen 25,000 Mann, Hauptquartier Bukarest. Den linken Flügel bildete die 15. Infanterie-Division Marin und die 14. Infanterie-Division Moller unter dem General der Infanterie Lüders an der untern Donau, Hauptquartier Braila, zusammen 35,000 Mann. Im Ganzen 125,000 Mann. In der Moldau und Bessarabien kantonnirten als Reserve der Rest des 3. Korps, circa 40,000 Mann (9. Infanterie-Division Chruleff, 7. Infanterie-Division Uschakoff, 3. Kavallerie-Division Grotenhjelm, 3. Artillerie-Division Generalmajor Hallmann). Der Korpskommandant, General der Infanterie Osten-Sacken, ward zum Gouverneur von Bessarabien und Cherson, Hauptquartier Odessa, ernannt. Die ganze Stärke der Russen belief sich somit auf 165,000 Mann, in Wirklichkeit auf 130,000 Mann anzunehmen.

Die Türken zählten auf dem rechten Flügel der untern Donau unter Halim Pascha 25,000 Mann, im Centrum unter Mustapha Pascha angeblich 68,000 Mann. Hier war Rustschuk der Hauptpunkt, hinter welchem die Hauptreserven unter Omer Pascha in Schumla und Rasgard lagerten. Den linken Flügel bildete das Korps Achmed Pascha's in Widdin und Kalafat (3 Divisionen, welche Anfang Dezember 28,000 Mann und 66 Feldgeschütze zählten). Die ganze Armee zählte demnach etwa 130,000 Mann, wovon 90,000 dienstthuend. Hauptquartier Schumla. Während des Monats Dezember fielen nur Scharmützel unbedeutender Art an der Donau vor, dagegen erlitten die Türken im November und Dezember zwei empfindliche Verluste auf den benachbarten Kriegsschauplätzen; nämlich durch die Niederlage und Vernichtung eines Theiles ihrer Flotte bei Sinope am 30. November und auf dem kleinasiatischen Kriegstheater durch die verlorenen Schlachten von Akalzik und bei Basch-Kadyk-Lar am 26. November und 1. Dezember, worüber wir das Nähere bereits in einem früheren Artikel dieser Blätter gebracht haben. Die politischen Folgen der Seeschlachten von Sinope bestanden vorzüglich in dem Einlaufen der englisch-französischen Flotte in das schwarze Meer.

In Europa gewann um diese Zeit der Punkt Kalafat eine im Grunde übertriebene Bedeutsamkeit. Die Türken hatten demselben mittelst Redouten, die durch künstliche Annäherungshindernisse mit einander verbunden und mit 48 schweren Geschützen armirt worden waren, eine große Vertheidigungsstärke verliehen; eine ständige Schiffbrücke mit Brückenkopf verband ihn mit dem rechten Donauufer. Die Vor-

posten standen in den im Umkreise weit vorgelegenen Dörfern. Nachdem das russische 4. Korps sich bei Crajowa, wie schon erwähnt, konzentrirt und der Frost den Boden wieder für Truppenbewegungen gangbar gemacht hatte, beschloß Fürst Gortschakoff das Dorf Kalafat zu cerniren (eng einzuschließen), um den Streifzügen, Aufwiegelungen und Fouragirungen der türkischen leichten Reiterei ein Ende zu machen. Hierzu rückten am 31. Dezember 3 Kolonnen aus der Gegend von Crajowa gegen Kalafat vor und zwar dirigirte sich die Kolonne des rechten Flügels unter Generalmajor Bellegarde gegen das Dorf Csitate (Ischitacz), welches 3 Stunden oberhalb Kalafat an der Donau liegt; die Kolonne der Mitte, die Divisionen Fischbach und Liprandi, rückte auf der Fahrstraße über Radovan vor; beide Kolonnen, zur Cernirung unmittelbar bestimmt, standen unter dem Befehl des Generaladjutanten Anrep d'Elmpt. Die Kolonne des linken Flügels unter dem General der Infanterie Dannenberg ging am Flusse Schyll hinab gegen die Donau. Die Cernirung wurde in der angeordneten Weise auch richtig ausgeführt, indem sich der linke Flügel an die Mündung des Schyll, die Mitte auf Skripetz, der rechte Flügel auf Csitate stützte, welches letztere nebst dem eine Stunde vorwärts gelegenen kleinen Weiler Fontyn-Banouli von der Avantgarde besetzt war. Dieselbe bestand aus 2 Bataillonen des Regiments Tobolsk unter Oberst Baumgarten, 2 Eskadronen Husaren und 6 Geschützen. Der türkische Feldherr, dem durch diese Cernirung die Beherrschung eines wohlhabenden Landstrichs und seiner Hülfsquellen verloren ging, befahl dem Kommandanten des linken Flügels, Achmed Pascha, dieselbe zu vereiteln und die Russen anzugreifen. Demgemäß ließ derselbe am 4. Januar 1854 nach Sonnenuntergang 13 Bataillone Infanterie, 3 Regimenter Kavallerie, 200 irreguläre Reiter und 20 Geschütze, zusammen 11,000 Mann, aus Kalafat ausrücken, bei dem Dorfe Maglovit bivouakiren und mit Tagesanbruch des 5. Januar gegen Csitate vorrücken. Kanonenboote mit Landungstruppen sollten den Angriff von der Wasserseite unterstützen, ein Scheinübergang an der Schyllmündung die Aufmerksamkeit der Russen dorthin lenken. Die russischen Truppen in Fontyn-Banouli waren dem ersten Angriffe ausgesetzt. Sie wurden unterstützt und hielten die ungestümen Angriffe der überlegenen Türken standhaft aus, zogen sich aber endlich geordnet nach Csitate zurück. Hinter diesem Dorfe lag auf einer Anhöhe als Reduit eine Redoute (geschlossene Schanze), welcher sich die türkische Reiterei mit 6 Kanonen durch Umgehung des Dorfes zu bemächtigen suchte. Während nun 2 Bataillone der Russen das Dorf Csitate Haus für Haus den nachdrängenden Türken streitig machten, rückte der unerschrockene Oberst Baumgarten mit dem 3. Bataillon im Verein mit den Husaren im freien Felde der türkischen Reiterei stark entgegen und warf dieselbe total über den Haufen, so daß sie sogar 2 Kanonen im Stiche ließ. Nachdem der Kampf 4 Stunden in Csitate gewüthet hatte, wobei der türkische Kommandant Ismail Pascha zweimal verwundet wurde, mußten die Russen das Dorf endlich räumen. Nach einer längern Pause versuchten nunmehr 6 türkische Bataillone einen Linienangriff auf die russische Redoute hinter dem Orte. Allein durch das mörderische Feuer der Russen, welches dieselben erst in großer Nähe abgaben, zurückgeworfen, verfielen sie in ein hinhaltendes Feuergefecht, welches kein Resultat herbeiführte. Da erschien im Rücken der Türken der russische General Bellegarde mit dem Jägerregimente Odessa, 2 Eskadronen Husaren und 6 Geschützen, welcher 2 Meilen entfernt stehend, seinen bedrängten Gefährten zu Hülfe geeilt war. Zwar schlugen die 7 in Csitate als Reserve zurückgebliebenen türkischen Bataillone den ersten Angriff derselben ab, traten aber endlich insgesammt den Rückzug an. Derselbe artete endlich in Flucht aus und die geschlagenen Türken erreichten in ziemlicher Auflösung Kalafat. Der Verlust der Russen war sehr bedeutend; das Detachement des Oberst Baumgarten hatte 1350 Mann an Todten und Verwundeten, unter letztern den tapfern Oberst, das des General Bellegarde 680; der Gesammtverlust betrug 2025 Mann. Der türkische Verlust

ward später von Omer Pascha — wozu indessen die späteren Verluste bis Ende Januar vor Kalafat hinzugekommen — auf 2973 Mann angegeben. Beide Theile hatten an Tapferkeit gewetteifert, glänzten durch das leuchtende Beispiel ihrer Generale, hatten sich mit einem Worte ehrenvoll mit einander gemessen, denn auch die taktischen Anordnungen erscheinen beiderseits tadellos. Die Russen verloren, anfangs gegen eine vierfache, später gegen eine doppelte Uebermacht kämpfend, von 7000 Mann über 2000, also auf $3\frac{1}{2}$ Mann 1, so daß man einen Maßstab für die spätern zu erwartenden Kämpfe sich wohl hätte bilden können. Die barbarischen Sitte der Türken, den Todten, Verwundeten und Gefangenen der Köpfe, oder Nasen und Ohren abzuschneiden, wie hier geschah, trat Omer Pascha auf das Entschiedenste entgegen, indem er Stockprügel dafür diktirte, dagegen den Ueberbringer eines gefangenen Russen mit einem Dukaten honorirte, eine Maßregel, die ihm nur zur Ehre gereichte. In Erwartung weiterer Angriffe hatte General Anrep am 7. Csitate geräumt und sich bei Radovan an der Straße nach Crajowa konzentrirt; in der That wurden auch die Vorposten am 8. und 10. in Perczow indessen vergeblich von den Türken angegriffen, worauf sich die letztern wieder nach Kalafat zurückzogen. Nach einigen Rekognoszirungen ließ deshalb Fürst Gortschakoff die Cernirung von Kalafat in der erstangeordneten Weise Ende Januar noch ausführen; die Hauptstellung blieb bei Radovan, die Punkte Csitate, Maglovit und Pojana wurden verschanzt. Ein wirklicher Angriff auf Kalafat wurde auf die bessere Jahreszeit verschoben.

Der Monat Februar verging ohne besondere Ereignisse; die Russen hatten durch das schlechte Wetter, die fortdauernden Streifzüge der Türken und einen beschwerlichen Vorpostendienst viel zu leiden. Die unaufhörlichen Flußübergänge in diesem kleinen Kriege an der Donau veranlaßten endlich die Russen, auf der Donauinsel bei Giurgewo am 15. Februar eine schwere Batterie zu etabliren, welche durch ihr Feuer an diesem Tage die bei Rustschuk ankernde Donauflotille der Türken fast vernichtete. Als Erwiderung bombardirten die Türken Giurgewo von Rustschuk aus, ohne wesentlichen Schaden anzurichten. Die türkische Flotte bei Nicopoli hatte am 28. Februar das gleiche Schicksal wie die zu Rustschuk. So spielten also während der Wintermonate die Operationen vor Kalafat die Hauptrolle. Obgleich, wie erwähnt, vorzüglich die defensive Bedeutung dieses Platzes vorwaltete und die Vermuthung eines russischen Einfalles in Serbien mehr politisch als militärisch motivirt war, so wurde doch diesem Punkte eine übertriebene Wichtigkeit von Seiten der Türken beigelegt. Erst als der Kriegsminister Mehemed gestürzt und Omer Pascha zum Oberkommandanten der gesammten Heeresmacht in Bulgarien ernannt worden war, vermochte es dieser, der entgegengesetzten Ansicht Geltung zu verschaffen und dem viel wichtigern rechten Flügel an der untern Donau Verstärkungen zuzuführen.

Während des ganzen Winters waren indessen die diplomatischen Verhandlungen fortgesetzt worden, den Streit der beiden Mächte friedlich zu schlichten. Der Gang derselben gehört einem andern Raume in diesen Blättern an und sei nur erwähnt, daß die sich immer mehr häufenden Verwicklungen in ein von Frankreich und England am 28. Februar 1854 gegen Rußland gestelltes Ultimatum und nach dessen Verwerfung von Seiten des letztern in ein am 10. April zwischen den beiden westlichen Seemächten gegen Rußland geschlossenes Bündniß ausliefen. Auch die beiden deutschen Großmächte schlossen am 20. April ein Schutz- und Trutzbündniß im neutralen Sinne. Rußland war also nunmehr in den offenen Kampf mit 3 Mächten verwickelt, nachdem schon am 13. März die Pforte einen Vertrag mit den Westmächten eingegangen war, in Folge dessen sie sich verpflichtete, ohne deren Zustimmung keinen Frieden mit Rußland zu schließen. Mit dem entschiedenen Tone der diplomatischen Unterhandlungen gingen die kriegerischen Rüstungen Hand in Hand. Schon im Januar war von den Regierungen der Westmächte die Absendung eines Hülfskorps nach der Türkei verabredet worden

und im Laufe des Februar und März wurde dies auch zunächst von England bewerkstelligt. Das englische Hülfskorps, vorerst 25 Bataillone, 16 Eskadronen und 4 Batterien, zusammen 25,000 Mann, war in zwei Infanterie-Divisionen unter dem Herzog von Cambridge und dem Sir Richard England, endlich in eine Kavallerie-Division unter dem Earl of Lucan formirt. Den Oberbefehl erhielt Lord Raglan, früher Sommerset genannt und Generalstabschef Wellington's in den Feldzügen von 1808 bis 1815. Das französische Expeditionskorps, zum Theil aus acclimatisirten Truppen aus Algier bestehend, wurde anfänglich in zwei Infanterie-Divisionen unter den Generalen Canrobert und Bosquet, denen eine dritte Division unter Prinz Napoleon bald folgte, eine Kavallerie-Brigade unter dem General d'Allonville und eine vierte gemischte Reserve-Division unter dem General Forey eingetheilt. Das Korps zählte hiernach 38 Bataillone, 16½ Eskadronen und 13 Batterien, ungefähr 50,000 Mann mit 78 Geschützen. Oberbefehlshaber wurde der zeitherige Kriegsminister Marschall Leroy de St. Arnaud. Später wurde nach Griechenland eine Brigade unter dem General Mayran und zum Korps eine fünfte Division unter dem General Levaillant nachgeschickt. Ende März begannen die Einschiffungen von Toulon, Marseille und Algier aus und die Hafenstadt Gallipoli in der Meerenge der Dardanellen ward zum Ausschiffungsplatz bestimmt. Eine furchtbare Flotte, wie sie das Meer noch nicht gesehen hatte, wurde endlich unter Admiral Napier in die Ostsee entsendet, um auch im Norden Rußland zu bekämpfen. Die Thaten dieser Flotte sollen einem besondern Artikel vorbehalten bleiben.

Nicht minder großartig waren die Gegenmaßregeln, mit denen der Kaiser Nikolaus antwortete. Die ganze russische Armee wurde mobilisirt. Das Garde- und Grenadierkorps, 110,000 Mann, sollten die Hauptstadt und Ostsee-Provinzen vertheidigen, das 1. und 2. Korps, 130,000 Mann, besetzten Polen und die westlichen Gouvernements, das 3., 4. und 5. Korps befanden sich in einer Stärke von 131 Bataillonen, 96 Eskadronen und 34 Batterien, 176,000 Mann mit 432 Geschütze, bereits im Süden des Reichs. Sie wurden durch ihre Reserven um 36 Bataillone und 9 Batterien, 38,000 Mann mit 108 Geschützen, verstärkt. Das 6. Korps, 65,000 Mann, wurde von Moskau aus in Marsch gesetzt und zwar die 16. Division dieses Korps nach der Krim, der Rest nach dem Westen. Vom Dragonerkorps marschirte die eine Hälfte nach dem Süden, die andere nach dem Westen des Reichs. Die beiden angesiedelten Reserve-Kavallerie-Korps wurden disponibel gehalten. Das abgesonderte finnische Korps betrug 13,500 Mann, das kaukasische, zu welchem die 13 Division des 5. Korps detachirt war, zählte mit dieser 198,000 Mann. Das abgesonderte Korps von Orenburg zählte 28,000 Mann und das in Sibirien 38,000 Mann, das Korps der innern Wache 78,000 Mann Garnisonstruppen. Ferner wurde die Aufstellung neuer Ersatz- und Reservebataillone und Batterien angeordnet und die Aushebung von 180,000 Rekruten hierzu anbefohlen; auch wurde das große Kosakenheer mobilisirt und auf 175 Kavallerie-Regimenter gebracht, so daß die Gesammtzahl dieser ungeheuren Massen sich auf 1,277,000 Streiter berechnen läßt. Die Rüstungen der Flotten im schwarzen und baltischen Meere seien hier nur erwähnt. Mit großer Thätigkeit wurde gleichzeitig an den Befestigungen der Küsten des schwarzen Meeres gearbeitet, insbesondere ward Sebastopol, die Hauptstation für die Flotte des schwarzen Meeres, auch von der Landseite befestigt, und die Seeseite reichlich armirt. Auch Kaffa, die Gebirgspässe der Krim und der Isthmus von Perekop wurden befestigt; in gleicher Weise die Verstärkung der Küsten des baltischen Meeres vorgenommen.

Rußland, einzig auf seine Kraft beschränkt, hatte keine Allianzen als den Aufstand der Christen in den griechischen Grenzprovinzen des türkischen Reichs, den wir später erwähnen werden. Mit Spannung sah Europa auf die Vorbereitungen des großen Kampfes, der sich vor seinen Augen entwickeln mußte. Die

Aufstellung der russischen Armee im Süden des Reichs war Mitte März folgende: a) der rechte Flügel in der kleinen Wallachei, größtentheils vor Kalafat, das 4. Korps und die 5. Kavallerie-Division Fischbach, 60,000 Mann; b) das Centrum in der großen Wallachei unter dem Fürsten Gortschakoff: die 8. Infantrie-Division Selvan (vom 3. Korps) und die 4. Kavallerie-Division Nierod (vom 4. Korps), 25,000 Mann; c) der linke Flügel an der untern Donau: die 9. Infanterie-Division Chruleff und 15. Infanterie-Division Marin bei Braila, die 14. Infanterie-Division und 3. Kavallerie-Division Grotenhjelm bei Galacz, die 7. Infanterie-Division Uschakoff bei Ismail, 75,000 Mann; d) zur Vertheidigung der Meeresküste bis zur Krim: die Reserve-Divisionen des 3., 4. und 5. Korps, 38,000 Mann, unter dem General der Infanterie Osten-Sacken, der in Odessa sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Die 16. Infanterie-Division und das halbe Dragonerkorps waren noch im Anmarsche. Die ganze russische Südarmee zählte demnach 188,000 Mann, wovon nach Abzug von 30 Prozent Kranken, auf die Donaufürstenthümer selbst etwa 112,000 Mann kamen. Die Effektivstärke der Türken an der Donau ist zu Ende März auf 80,000 Mann, die der Reserven in Sofia und Schumla auf 36,000 Mann, zusammen 116,000 Mann, anzunehmen. Die Aufstellung war dieselbe, wie im Januar und Februar.

Die Russen hatten während des Winters außer zahlreichen Feldbefestigungen ein verschanztes Lager bei Fockschany an der moldau-wallachischen Grenze für 40,000 Mann hergerichtet, auch hier ihr Hauptdepot für die Verpflegung aufgeschlagen. Zwischen Fockschany und den untern Donaufestungen war somit eine wohl vorbereitete Basis gegründet, welche für eine Offensive einen sichern Rückhalt gewährte. Zu dieser sah sich der russische Obergeneral nun um so mehr veranlaßt, als er jetzt hinreichend stark war und die Aufforderung nahe lag, die Türken noch vor dem Anlangen des westmächtlichen Hülfskorps isolirt zu schlagen. Während daher aller Augen auf Kalafat erwartungsvoll gerichtet waren, wurden in aller Stille die Vorbereitungen zu einem Uebergang über die untere Donau erfolgreich betrieben. Schon am 12. Januar setzte eine russische Streifpartei bei Galacz über die Donau und reinigte die dortigen Ufer von Schilf u. s. w.; eine andere rekognoszirte von Braila aus d kleine Festung Maczin. Namentlich wurden seit der Ankunft des Ingenieurs, General Schilder (am 20. Januar), die Uebergangsanstalten ernstlich vorbereitet und die Zerstörung der türkischen Donauflotillen bei Rustschuk und Nicopoli erschien als die erste Maßregel dieses energischen Mannes. Ein Scheinübergang bei Oltenitza am 22. März sollte die Aufmerksamkeit der Türken von dem eigentlichen Uebergang ablenken, der am 22. und 23. März mit Schnelligkeit, Energie und Geschick an 3 Punkten, nämlich bei Braila, Galacz und gegenüber Tuldscha zu gleicher Zeit unter dem Schutze der russischen Donauflotille ausgeführt wurde. 1) Von Braila aus leiteten Fürst Gortschakoff und General Schilder den Uebergang in Person. Nachdem die Geschütze in den türkischen Verschanzungen durch eine schwere russische Batterie von 30 Geschützen im Laufe des 22. März ziemlich zum Schweigen gebracht worden waren, wurden von einem Theil der russischen Flotille am 23. früh 6 Bataillone der Division Marin und zwar mit ganz geringem Verluste übergesetzt, unter deren Schutze eine Brücke über die Donau geschlagen und der Uebergang Mittags 1 Uhr begonnen wurde. In der Nacht bivouakirte die Division Marin schon in der Nähe von Matschin. 2) Bei Galacz setzte am 22. General Lüders 6 Bataillone ohne Widerstand auf das rechte Ufer und schlug den 23. mit großer Schnelligkeit eine Brücke, so daß am 23. Abends sein Gros (die Infanterie-Division Moller, die Kavallerie-Division Grotenhjelm und die Artillerie-Reserve) die Straßen zwischen Matschin und Isaktscha besetzen konnte. 3) Der dritte Uebergangspunkt, zwischen Isaktscha und Tuldscha, fand einen größern Widerstand. Hier nahm ein anderer Theil der russischen Flotille 13 Bataillone der Division Uschakoff an Bord und setzte diese unter dem Feuer von 3 türkischen verschanzten Batterien auf das rechte Ufer über,

worauf der kühne General die Batterien mit dem Bajonnet erstürmen ließ. Die Türken wichen erst nach hartnäckigem Widerstande und ließen 11 Kanonen in der Gewalt der Sieger. Die Russen besetzten noch am Abend das feste Schloß Tuldscha. Gleichzeitig hatten 5 Dampfschiffe von Odessa aus Truppen südlich der Georgsmündung bei Dunavecz ans Land gesetzt und so den Uebergang unterstützt. Am 24. standen demnach bereits 60,000 Russen mit 160 Geschützen auf den Höhen zwischen Matschin und der Meeresküste schlagbereit. Diese Festungen, Isaktscha und Tuldscha, wurden eingeschlossen.

Die Türken hatten den Uebergang nicht nachhaltig hindern können, denn der kürzlich erst angekommene Mustapha Pascha hatte nur 20,000 Mann mit 48 Geschützen zur Verfügung, seine Reserven bei Karasu am Trajanswalle stehen lassen und angeblich wegen eines befürchteten Uebergangs bei Hirsova dieselben nicht vorgezogen und somit die Vertheidiger obiger Festungen ihrem Schicksale überlassen. Omer Pascha hatte am 14. März sein Hauptquartier nach Rustschuk verlegt und demonstrirte auf die Nachricht von den russischen Uebergangsanstalten in seinem Centrum und auf seinem linken Flügel, um die Russen dorthin zu lenken. Allein die von ihm angeordneten Uebergänge bei Nicopoli, Sistova und Kalarasch, wie auch ein Ausfall von Kalafat hatten keinen dauernden Erfolg, wurden theilweise abgewiesen und hatten den schließlichen Rückzug der Türken zur Folge. Darauf nahm Omer Pascha seine Reserven von der Donau zurück, verstärkte noch die Besatzungen von Rustschuk und Silistria und dirigirte die Reserven nach Schumla, Rasgrad und nach Basardschik, um seinem bedrohten rechten Flügel am Trajanswall als Rückhalt zu dienen. Die eingeschlossenen türkischen Festungen fielen unterdessen unerwartet schnell in die Hände der Russen und hatten vor Ablauf des Monats nach schwacher Vertheidigung sämmtlich kapitulirt, wobei 6800 Türken in russische Gefangenschaft geriethen. So waren die Russen in ganz kurzer Zeit Herren der Dobrudscha geworden, wie der Landstrich heißt, der zwischen der Donau, dem Trajanswall und schwarzen Meere liegt. Zur Sicherung dieses Abschnitts war aber die Besetzung des Trajanswalles unbedingt nothwendig, d. h. jener Linie, welche sich mit einem Flügel bei Czernawoda an die Donau, mit dem andern bei Kustendsche an das Meer lehnt und das strategische Allignement mit der Hauptstellung längs der Donau herstellt. Aus diesem Grunde entstand hierselbst einstens die alte Schanzenlinie Trajans, deren Ueberreste noch bemerkbar sind und zwischen einer Reihe zusammenhängender Seen angelegt war. Hier vermutheten die Russen das erste Standhalten der Türken und trafen demgemäß folgende Anordnungen zur Vertreibung derselben. Die Donauflotille ward nach Hirsowa und Czernawoda dirigirt und am ersteren Orte eine Schiffbrücke geschlagen, um die Verbindung mit der Division Chruleff am linken Ufer herzustellen. Das Lüders'sche Korps (die 15. Division Marin und 14. Division Moller, die 3. Kavallerie-Division Grotenhjelm und 112 Geschütze) sollten durch die Dobrudscha vorrücken; die 7. Infanterie-Division Uschakoff mit 48 Geschützen als Reserve bei Babadagh zurückbleiben. Fürst Gortschakoff selbst rückte zur Unterstützung dieses Vorgehens mit der 8. und 9. Division (Selvan und Chruleff, 1 Kavallerie-Brigade und 140 Geschützen) am 1. April von Kalarasch, gegenüber von Silistria, und veranlaßte somit Omer Pascha, die Vertheidigung des Trajanswalles aufzugeben. Doch fanden einige hartnäckige Gefechte daselbst statt, die den Türken über 5000 Mann kosteten, worauf sich Mustapha Pascha nach Basardschik am Fuße des Balkans zurückzog. Am 8. April besetzte das Lüders'sche Korps Czernawoda und Kustendsche, woselbst die Baschi-Bozuks vor ihrem Abzuge die christliche Bevölkerung niedermetzelten, und schob in der Mitte des Monats April seine Avantgarden vom Trajanswall auf den Straßen gegen Rassova, Basardschik und Mangalia (Varna) vor, nachdem es bis dahin die Dobrudscha und Donaumündungen möglichst befestigt und seine schwierigen Verpflegungsverhältnisse in dem armen Landstriche organisirt hatte. Fürst Gortschakoff selbst ließ Silistria und

Rassova gegenüber durch General Schilder den Bau schwerer Angriffsbatterien beginnen. Auf diese Vorrückung der Russen unternahm Omer Pascha am 20. April eine starke Rekognoszirung und warf die russischen Avantgarden bis an den Trajanswall zurück, ohne dessen Stützpunkte, Czernawoda und Kustendsche, aber nehmen zu können. Nachdem unter dem Schutze dieses Vorgehens Rassova und Silistria stark mit Truppen und Proviant von ihm versehen worden waren, trat der türkische Oberfeldherr am 22. wieder den Rückzug in die frühern Stellungen am Fuße des Balkans an. Um diese Zeit erfolgte ein Ereigniß von Wichtigkeit für die russische Südarmee, nämlich die Ankunft des Fürsten Paskewitsch am 25. April zu Bukarest. Seine erste vorausgeschickte Anordnung war die engere Vereinigung der Armee durch die Räumung der Wallachei.

Nach den nöthigen Vorbereitungen hierzu trat in Folge dessen das 4. Korps des Generals Dannenberg seinen Rückzug aus der kleinen Wallachei an, passirte am 23. April Crajowa, und am 25. die Aluta, woselbst die Arrieregarde stehen blieb. Die Türken verfolgten nur langsam mit einem kleinen Korps, und zogen erst am 7. Mai in Crajowa ein; doch gelang es demselben, der russischen Arrieregarde an der Aluta, beim Rückzug über diesen Fluß, eine Schlappe beizubringen und ihr 4 Kanonen abzunehmen, welche in einem Sumpfe stecken blieben und zurückgelassen werden mußten. Dagegen mißlang ein Versuch der Türken am 28. April, sich der Stadt Turnul an der Mündung der Aluta zu bemächtigen, da sie von General Baumgarten mit bedeutendem Verlust auf ihre Schiffe zurückgetrieben wurden. Omer Pascha zog in Folge der Räumung der kleinen Wallachei durch die Russen das Gros seines linken Flügels nach Ternowa näher zu seiner Hauptarmee und ließ nur 12,000 Mann unter Halim Pascha bei Widdin und Kalafat stehen. Die Russen blieben mit der Division Liprandi und der Kavallerie-Division Fischbach hinter der Aluta stehen, zur Verbindung besetzten die Division Soimonoff die Donau von Turnul bis Giurgewo und die Division Pauloff von Oltenitza bis Kallarasch.

Werfen wir einen Blick auf die Operationen der verbündeten Flotten während dieser letzten Monate, so ist zu erwähnen, daß dieselben nach ihrer Rekognoszirungsfahrt längs der kleinasiatischen Küste im Monat Januar sich in die Bucht von Beikos im Bosporus zurückbegaben und durch einzelne Schiffe Rekognoszirungen gegen Sebastopol und die Sulinamündung unternehmen ließen, die aber wenig ergiebig ausfielen. Am 24. März endlich — der Tag nach dem Donauübergange der Russen — ging die ganze Flotte unter Segel und lief in die Bai von Baltschik, wo sie vor dem Städtchen Kavarna Anker warf und einige Schiffe in den Hafen von Kustendsche detachirte, um diesem Anlehnungspunkt der türkischen Stellung am Trajanswalle Schutz von der Seeseite zu verschaffen. Ein namhafter Theil der französischen Dampfschiffe ging zu Truppentransporten und zur Blokade der griechischen Häfen zurück. Die russische Flotte hingegen hatte während des Winters die Besatzungen der Forts an der tscherkessischen Küste, nachdem diese Befestigungen von ihnen zerstört worden waren, nach Sebastopol zurückgebracht, wo sie in Sicherheit verharrten. Das Gros der verbündeten Flotten blieb nur wenige Wochen unthätig bei Kavarna liegen, bis ein unbedeutender Vorfall bei Odessa Veranlassung zu einer Aktion gegen diese offene, nur von Strandbatterien beschützte Hafenstadt gab. Es hatten daselbst am 6. April die Russen ein Parlamentärboot der Engländer beschossen, von dem sie argwöhnten, daß es seine Parlamentärflagge zum Vorwande einer militärischen Rekognoszirung mißbraucht hätte. Darauf erschien am 20. April ein Geschwader der verbündeten Flotten, bestehend aus 28 Schiffen, vor Odessa und verlangte zur Sühne die Herausgabe der im Hafen liegenden französischen, englischen und russischen Schiffe und als diese Aufforderung von russischer Seite unbeantwortet blieb, begann am 22. April früh die Beschießung der Stadt. Zum Schutze derselben hatten die Russen in 6 Strandbatterien 48 Geschütze etablirt. Das verbündete Geschwader ließ das Gefecht nur

durch 8 Dampfer, die in der ersten Linie standen und 135 Geschütze führten, vorzüglich gegen den Handelshafen führen. Auf eine Entfernung von 2000 bis 2500 Schritt von diesem Hafen aufgestellt, gelang es in der That diesen Schiffen, die Hafengebäude und Magazine in Brand und sämmtliche im Handelshafen ankernde, meist russische Schiffe bis auf 2 oder 3 in Grund zu schießen, dagegen hielt sich die einzige russische Strandbatterie vou 4 Kanonen, welche das Geschwader mit ihren Kugeln erreichen konnte, volle 6 Stunden gegen dessen überlegene Feuerwirkung, und der Kommandant derselben, ein jüngerer Artilleriefähnrich Namens Stechogaleff, kann mit Recht der Held jenes Tages genannt werden. Die Stadt litt nicht unbedeutend, namentlich das Palais des Fürsten Woronzow. Mit diesem Erfolge zufrieden, der in militärischer Beziehung nur sehr unbedeutend genannt werden kann, verließ am 26. April das Geschwader wieder die Rhede Odessa's. Von den zurückbleibenden Schiffen hatte die Dampfkorvette Tiger wenige Zeit darauf das Mißgeschick, im Nebel zu stranden, wobei die Besatzung in die Hände der Russen fiel, welche das Schiff verbrannten. Die Flotte selbst theilte sich in verschiedene Geschwader zur Blokade von Sebastopol, wie zu Ausschiffungen für die Tscherkessen an der Ostküste des schwarzen Meeres, ein Theil ging in die griechischen Gewässer ab und ein Theil blieb in Baltschik.

Zu Ende des Monats Februar war in den südlichen Grenzprovinzen der Türkei, nämlich in Albanien (im alten Epirus) und in Thessalien unter der griechischen Bevölkerung ein Aufstand zu Gunsten Rußlands ausgebrochen, der bei dem lebhaften Temperament der Hellenen und den Sympathien und Unterstützungen, die er in dem Königreich Griechenland fand, sehr schnell eine außerordentliche Ausdehnung gewann. Man träumte von nichts Geringerem, als einer Herstellung des alten byzantinischen Kaiserreichs, zu dem das Königreich Griechenland den Kern abgeben sollte. Die geringe türkische Militärmacht war den Angriffen der Insurgenten anfangs nicht gewachsen und der Aufstand konnte für die entblößten Provinzen der türkischen Donauarmee von wichtigem Einflusse werden. Das französische und englische Kabinet wandten der Bewegung daher ihre Aufmerksamkeit zu und als die Regierung des Königreichs Griechenland erklärte, daß sie der Bewegung nicht Meister sei, was auch wohl der Fall war, wurden Zwangsmaßregeln ergriffen, die griechischen Häfen durch ein Geschwader blokirt und später eine französische Besatzung in den Piräus gelegt. Der Aufstand selbst machte wegen der Uneinigkeit seiner Führer Grivas, Karaiskakis, Tzavellas keine Fortschritte und als die Türken sich allmälig durch Zuzüge über See verstärkten, gelang es deren Führer Abdi Pascha den Griechen entscheidende Niederlagen beizubringen, so am 29. März bei Janina, und am 7. April bei Armiros. Das sechstägige Gefecht bei Mezzovo zersprengte Anfang April den Rest der griechischen Freiheitskämpfer unter Grivas, welche mit unerhörter Grausamkeit und Rachsucht ihren phantastischen Aufschwung beschmutzt und durch Uneinigkeit und Zänkereien sich selbst um die etwa möglichen Resultate des Aufstandes gebracht hatten. Die Pforte suchte durch einen Kommissar, Fuad Effendi, wieder Ruhe in die Gemüther zu bringen, mit der griechischen Regierung waren die diplomatischen Beziehungen schon früher abgebrochen worden.

Wenden wir uns zurück zu den Armeen an der Donau, so finden wir am Schlusse dieses Abschnitts deren Lage völlig verändert. Aus einer beschwerlichen und nachtheiligen Defensive hatte sich der russische Oberfeldherr durch einen gut angelegten und glänzend ausgeführten Flußübergang Angesichts des Feindes in die Offensive gesetzt, und mit einem Schlage durch einen gewaltigen Massenangriff den Feind strategisch von seiner Vertheidigungslinie an der Donau auf seine zweite Linie am Balkan gedrängt. Wir erblicken in diesem Augenblicke den Fürsten Gortschakoff als vollständigen Herrn der Situation und Omer Pascha als vollkommen überrascht, seine Armee, für welche Europa bis dahin eine so große Bewunderung hatte, kleinmüthig an dem Wagnisse einer offenen Feldschlacht zweifelnd. Der

Uebergang über die Donau und die Wegnahme des Trajanswalles kann vom militärischen Standpunkte aus nur bewundert werden, sehr richtig durch den Vortheil größerer Konzentrirung erscheint ferner das Aufgeben der kleinen Wallachei, wie überhaupt die Lage der russischen Armee in diesem Augenblicke eine momentan günstige ist, besonders wenn der griechische Aufstand und die in Unthätigkeit harrende und zersplitterte Flotte der Verbündeten, endlich die günstigen Chancen in Kleinasien, hierzu in Rechnung gezogen werden.

Den vierten nächstwichtigen Zeitabschnitt bilden nunmehr die Operationen der Russen gegen Silistria, welches als Hauptfestung an der Donau auf dem Wege nach Schumla gelegen, das nächste Operationsobjekt abgeben mußte. Die Vertheilung der Russen war, wie erwähnt, mit dem 4. Korps (10., 11. und 12. Infanterie- und 5. Kavallerie-Division) zwischen Oltenitza und der Aluta, mit der 8. und 9. Infanterie- und 4. Kavallerie-Division bei Kallarasch, mit der 7. Division an der Donaumündung, mit der 14. und 15. Infanterie- und 3. Kavallerie-Division am Trajanswalle; zusammen 135,000 Mann. Die türkische Armee wird zu jener Zeit auf 104,000 Mann reguläres Militär mit 224 Geschützen und 28,000 Mann Irreguläre, zusammen 132,000 Mann, angegeben. Der Angriff auf Silistria begann unter der Leitung des Ingenieur-Generals Schilder am 28. April von der Wasserseite mit der Etablirung von 36 schweren Geschützen auf den Donauinseln. Um diesen Angriff auch von der Landseite zu unterstützen, sollten die 11. Infanterie-Division Pauloff oberhalb Silistria, die 8. Division Selvan und die 9. Division Chruleff unterhalb Silistria die Donau überschreiten und dieser Uebergang durch einen Theil des Lüders'schen Korps vom Trajanswalle aus unterstützt werden. Diese Operationen begannen am 12. Mai, indem die Division Moller vom Lüders'schen Korps gegen Basardschik vorging und so den Marsch des Gros des genannten Korps maskirte, welches Rassova umgehend und mit Geschicklichkeit operirend, am 16. Mai vor Silistria erschien und den Brückenschlag der Division Chruleff deckte. Die Division Moller ging nach einigen blutigen Gefechten, nach welchen die Türken zurückwichen und die Kosaken bis Kuslubschi streiften, nach Erfüllung ihrer Aufgabe hinter den Trajanswall zurück.

Der türkische Kommandant von Silistria, Mussa Pascha, wurde nun zur Uebergabe aufgefordert, antwortete aber mit einem Ausfalle auf das Lüders'sche Korps. Am 17. und 18. Mai begannen nun die regelmäßigen Belagerungsarbeiten, welche zunächst gegen das auf der östlichen Front nahe an der Donau gelegene detachirte Fort Arab Tabia gerichtet waren. Die übergegangenen Divisionen stellten sich so auf, daß die Division Pauloff auf der Westseite, die Division Selvan und die Kavallerie-Division Nierod auf der Südseite, die Division Chruleff auf der Ostseite der Festung sich postirten, doch blieb zwischen den zwei ersteren ein freier Raum, so daß die Cernirung nur unvollständig und den Türken die Verbindung offen blieb. Das ganze Lüders'sche Korps ward zur Beobachtung auf der Straße gegen Basardschik vorgeschoben. Unter dem Schutze dieser Aufstellung leitete General Schilder die Angriffsarbeiten. Auf der Wasserseite wurden die türkischen Vorwerke bald vollständig durch das russische Feuer rasirt, allein das plötzliche Anschwellen der Donau hinderte ein weiteres Vorgehen mit der Sappe und beschränkte den Angriff auf die Landseite, der gegen die zwei Forts vor der östlichen Front, Arab Tabia und Abdul Meschid, mit der Sappe eröffnet wurde. Dieser Angriff scheint mit eben so wenig Geschick als Energie geführt worden zu sein, während die Türken ihren alten Ruf als unvergleichliche Festungsvertheidiger aufs Neue glänzend dokumentirten; ihr Artilleriefeuer ward durch einen früheren preußischen Artilleristen, Namens Grach, erfolgreich geleitet. Am 2., 5. und 6. Juni fanden lebhafte Ausfälle von Seiten der Türken statt, als die Angriffsarbeiten sich bedenklich genähert hatten. Am 2. Juni fiel der tapfere Kommandant Mussa Pascha von einer Kanonenkugel getroffen, ohne daß aber unter seinem würdigen Nachfolger, Rifat Pascha, die Energie der Vertheidigung nachgelassen

hätte. Am 9. Juni ward unter Paskewitsch eigenem Befehl eine größere Rekognoszirung unternommen, bei welcher der russische Oberfeldherr durch eine neben ihm einschlagende Kugel ebenfalls eine Kontusion an der Hüfte erhielt, die den greisen Feldherrn nöthigte, das Kommando interimistisch an Fürst Gortschakoff wieder zu übergeben und endlich das Kriegstheater zu verlassen, um sich der nöthigen Pflege zu unterziehen. Unterdessen hatte Schilder den Angriff gegen das Fort Arab Tabia so weit geführt, daß in der Nacht vom 9. zum 10. Juni zwei Minen gesprengt werden konnten. Die Türken machten sogleich einen Ausfall, hinderten den Sturm der Russen und errichteten einen neuen Abschnitt hinter dem beschädigten Bastion, der einen neuen Artillerieangriff nöthig machte. Hierbei ward am 13. Juni dem General Schilder durch eine Kanonenkugel der Fuß weggerissen, welche Wunde am 23. Juni seinen Tod nach sich zog und die russische Armee ihres intelligentesten Ingenieur-Offiziers beraubte. Hierdurch geriethen die Belagerungsarbeiten um so mehr ins Stocken, als Fürst Gortschakoff am 16. Juni den Befehl erhielt, seine Anordnungen so zu treffen, daß er nach erhaltenem Befehl sogleich die Belagerung aufheben und den Rückmarsch antreten könne. Der türkische Oberfeldherr Omer Pascha hatte sich Anfang Juni mit 30,000 Mann bis auf zwei Tagemärsche genähert, um der Festung näher zu sein, gestützt auf die englisch-französischen Hülfstruppen, welche jetzt auf dem Kriegsschauplatze erschienen und deren wir nunmehr kurz gedenken müssen.

Die Einschiffung der französischen Hülfstruppen in Marseille und Toulon dauerte vom 19. März bis 20. Mai, also volle 2 Monate. Der Transport des Korps (53,000 Mann und 78 Geschütze), zu welchem 25 Kriegs- und 200 Kauffahrteischiffe benutzt wurden, ward in dreimaliger Ueberfahrt bewerkstelligt; jede Hin- und Rückfahrt dauerte circa 3 Wochen. Sämmtliche Franzosen wurden in Gallipoli an der Dardanellenstraße ausgeschifft, wo sie mit ihrer bekannten Rührigkeit und Geschicklichkeit diese Halbinsel in einen verschanzten Lagerplatz verwandelten, der zugleich als großes militärisches Depot anzusehen war. Was auch dagegen gesagt worden ist, so kann der Militär dieses Verfahren, sich im fernen Lande eine feste Basis zu schaffen, nur gut heißen, zumal wenn sie, wie hier, nicht nur den Ausschiffungsplatz sichert, sondern auch eine strategisch wichtige Lage an den Straßen zu den Hauptstädten darbietet.

Am 31. März gingen die ersten englischen Truppentransporte von Malta nach den Dardanellen ab. Im Ganzen wurden von England 27 Dampf- und 78 Segelschiffe verwendet und mit diesen 22,000 Mann, 2259 Pferde und 5800 Tonnen (11,600 Centner) Kriegsmaterial transportirt, welche theils in Konstantinopel, theils in Skutari untergebracht wurden. Die beiden Oberbefehlshaber St. Arnaud und Lord Raglan begaben sich am 18. Mai über Varna nach Schumla, wo sie mit Omer Pascha in einer Konferenz den Operationsplan verabredeten. Diesem stellten sich vorzüglich die Schwierigkeiten der Verpflegung entgegen, denn Bulgarien war bereits ausgesogen und die türkische Armee selbst litt dort bittern Mangel; auch war die Verpflegung im englischen Heere selbst weitläufiger geregelt, als bei den Franzosen. Die ersten Bewegungen nach langem Zeitverlust gingen dahin, daß am 2. Juni eine englische und eine französische Brigade mittelst Seetransports in Varna vereinigt wurden und die 2. französische Division Bosquet mit der Reiterei zu Lande nach Adrianopel vorgeschoben wurde, wo sie am 9. Juni eintraf. Diese 22,000 Mann sollten die türkische Reserve am Balkan verstärken, während die übrigen alliirten Truppen zu einer Offensive über See bereit gehalten wurden. Omer Pascha zog in Folge dessen seine sämmtlichen Truppen bei Schumla zusammen und hielt nur seinen Flügel bei Ternowa detachirt (das frühere Korps von Widdin). Eine Schwächung der alliirten Armee fand noch durch die Entsendung eines Theils der Division Forey nach Griechenland statt, wo dieselbe am 26. den Piräus besetzte und hierdurch den König von Griechenland zu einer Neutralitätserklärung und Berufung eines neuen Ministeriums veranlaßte, in Folge dessen der Aufstand in den türkischen Grenzprovinzen vollends schnell erlosch.

Schon zu jener Zeit erkannten aber die Westmächte, daß ihre der Türkei zugesendeten Streitkräfte zu schwach seien, den Krieg gegen das mächtige Rußland bald zu Ende zu bringen. Beide Regierungen entsendeten daher weitere Streitkräfte, namentlich bildete Frankreich zu diesem Zweck eine Reservearmee bei Toulon von 40,000 Mann und am Kanal bei St. Omer von 100,000 Mann. Einflußreicher und erfolgschwerer für Rußland war aber das Vorschreiten Oesterreichs. Ein von diesem Staate am 14. Juni mit der Pforte abgeschlossener Vertrag ermächtigte denselben zur Besetzung der Donaufürstenthümer. Zugleich setzten sich 300,000 Oesterreicher gegen die österreichisch-russischen Grenzen in Bewegung, um der Sommation vom 3. Juni, in welcher der Wunsch Oesterreichs gegen Rußland, die Donaufürstenthümer baldigst zu räumen, dringend ausgesprochen war, zu unterstützen. Dieser Beschluß, in dessen Hintergrund noch ein zwischen Oesterreich und Preußen bereits am 20. April abgeschlossenes Defensivbündniß stand, konnte dem russischen Oberfeldherrn die gefährliche Lage nicht mehr verbergen, in welchen seine Armee durch das Erscheinen österreichischer Heere in ihrem Rücken gerieth und so schickte er dem Fürsten Gortschakoff den Befehl zu, die Belagerung von Silistria aufzuheben, die Wallachei zu räumen und eine militärische Aufstellung am Sereth in der Moldau zu nehmen.

Hiermit erreichte die denkwürdige Belagerung von Silistria durch die Russen ihr Ende. Obgleich die Manövers der Russen zur Einschließung des Platzes gut erdacht und ausgeführt waren, so entsprach der taktische Angriff der Festung keineswegs den Erwartungen des militärischen Publikums. Der Angriff zu Lande mittelst einer einzigen Sappe gegen ein vorgeschobenes Erdwerk, wo ein Geschützpark von 192 schweren Geschützen vielmehr einen massenhaften Geschützangriff motivirt hätte, erscheint als ein sehr schwacher Versuch; eben so gehört die unvollständige Cernirung des Platzes zu den Unbegreiflichkeiten oder noch nicht aufgeklärten Begebnissen dieser Belagerung. Glorreich auf der andern Seite kann die hellenmüthige, unbeugsame Vertheidigung des Platzes durch die Türken genannt werden. Jedenfalls kann die Muthmaßung noch nicht als beseitigt betrachtet werden, daß die ganze Belagerung als ein zur Beschäftigung der Armee unternommenes Zwischenspiel oder als ein für den möglichen Fall einer günstigeren politischen Situation begonnenes Unternehmen zu betrachten ist, möglich auch, daß man Omer Pascha ins freie Feld locken und zu einer Feldschlacht verleiten wollte, welche muthmaßlich mit großen moralischen uud materiellen Verlusten fürs Heer geendigt hätte. Doch der schlaue Serdar ging nicht in die Falle. Zweifellos ist, daß die Verwickelung der politischen Fäden in jenem Zeitpunkte vom wichtigsten Einfluß auf die Operationen der Russen war und deren erfolgreich begonnene Offensive vor Silistria zurück und vom ungehinderten Vormarsch gegen den Balkan abhielt. Hierzu ist vor Allem der Artikel des österreichisch-preußischen Bündnisses vom 20. April zu rechnen, der einen Angriff auf den Balkan als Kriegsfall bezeichnete. Hätte man das Auftreten Oesterreichs mit Sicherheit voraussehen können, so wäre selbst dieser laue Angriff auf Silistria sicher unterblieben; so gebot aber die Aufstellung zweier großer österreichischer Armeen in Siebenbürgen und Galizien endlich kategorisch den Rückzug aus der Wallachei und die Aufstellung mit einer veränderten Front, welche eventuell gegen den neuen Feind gerichtet war, wohingegen die Ableitung dieser Operation aus dem Heranmarsch der zersplitterten und schwachen alliirten Armee nur zu den Ueberschätzungen zu zählen ist, mit denen die französische und englische Presse die Thatsachen geflissentlich oder aus Unkenntniß entstellt hat. Eben so unmotivirt sind die Vorwürfe übergroßer Saumseligkeit für die Operationen der Alliirten, denn sie beruhen auf der Unkenntniß der Schwierigkeiten der Verpflegung und der Herbeischaffung der tausenderlei Bedürfnisse, die eine Armee fern vom Mutterlande in einem halb desorganisirten Lande, wie die Türkei, zu überwinden hat. Die allerdings sehr starke Detachirung von einem Drittheil der ganzen Armee nach Adrianopel fand in Folge der später eintretenden Ereignisse auch ihre Erledigung durch deren Dirigirung auf Varna, wo die ganze alliirte Armee bald nachher vereinigt wurde, was schon damals mit großer Wahrscheinlichkeit auf eine projektirte überseeische Expedition schließen ließ.

Unter Verantwortlichkeit des Ergänzungsblätterverlags in Meißen. — Redakteur Dr. Fr. Steger.
Druck von A. G. Gatz in Meißen.

Der russisch-türkische Krieg in den Donaufürstenthümern 1853 und 1854. Der fünfte Abschnitt dieses Feldzugs umfaßt die allmälige Räumung der Donaufürstenthümer durch die Russen, zu welcher am 21. Juni dem Fürsten Gortschakoff der Befehl zuging. In der Nacht vom 22. zum 23. erfolgte, unter dem Schutze einer letzten großen Beschießung der Festung Silistria von der Wasserseite aus, die Abführung der Belagerungsgeschütze auf das linke Donauufer; nur 16 Geschütze mußten vernagelt zurückgelassen werden. Am folgenden Tage führte die Donauflotille auch die Geschütze von den Inseln fort. Der allgemeine Abmarsch der Armee begann am 23. Juni über die Schiffbrücken auf das linke Ufer, wobei das Lüders'sche Korps, vor der Festung stehen bleibend, den Abmarsch deckte und endlich den übrigen Korps folgte. Am 29. Juni verließen die letzten Russen das Lager vor Silistria. Die 7. Division Uschakoff blieb an den Donaumündungen stehen, dagegen verließ auch die Division Liprandi und die Kavallerie-Division Fischbach ihre Stellung hinter der Aluta und zog sich auf Plojesti. Die Türken störten nirgends den langsam und mit größter Bequemlichkeit unternommenen Rückzug der Russen aus ihren Positionen, den ein ungeheurer Troß und eine Zahl bulgarischer Auswanderer mit ihren Heerden begleitete. Omer Pascha sollte jedoch auf Anrathen der verbündeten Generale noch einen Offensivstoß zur Störung des Rückzugs der Russen versuchen und bestimmte hierzu den Punkt Giurgewo. Dem zu Folge konzentrirte er diesem gegenüber bei Rustschuk das ganze rumelische Korps, wie auch das von Ternowa, und traf selbst am 5. Juli von Varna bei der Armee ein. Die russische Armee hatte bereits ihren Rückzug bis zur Jalomicza vollendet, als von Petersburg der Befehl an Fürst Gortschakoff gelangte, den Rückmarsch der Armee zu sistiren und sich bis auf Weiteres in der Wallachei zu behaupten. Zugleich erhielt er wieder den definitiven Oberbefehl. So erfolgte denn ein Kontremarsch der russischen Armee, in dessen Folge General Soimonoff mit 4 Bataillonen das kaum verlassene Giurgewo wieder besetzte. Am 5. Juli besetzten die Türken die Donauinsel Mokan und beschossen von da die russischen Aufstellungen. Doch versammelte sich das Gros der türkischen Truppen unter Omer Pascha selbst, 45,000 Mann stark, erst im Laufe des 5. und 6. Juli, während welcher Zeit es den Russen gelang, den Generallieutenant Chruleff mit einem Theile seiner Division bis Giurgewo zur Verstärkung vorzuschieben, so daß am Abend des 6. 12 Bataillone daselbst vereinigt waren, eben so rückten das Liprandi'sche und Lüders'sche Korps wieder vor.

Am 7. Juli geschah nun der Hauptangriff der Türken auf die 12 russischen Bataillone in und bei Giurgewo. Auf der Insel Mokan hatten sie Batterien erbaut und versuchten von hier theils auf das linke Ufer der Donau, besonders aber auf die langgestreckte Insel Radoman, welche General Chruleff besetzt hielt, Truppen überzusetzen. Mit äußerster Erbitterung ward hier gekämpft bis zur Nacht; Kugel und Bajonnet wütheten. Den schwersten Stand hatte die russische Artillerie, welche trotz des überlegenen Feuers die Landungsversuche am linken Ufer hinderte. Es war das blutigste Gefecht des ganzen Krieges; 14 Stunden dauerte der wüthende Kampf, der nach eigenen Angaben den Türken 572 Todte und gegen 1000 Verwundete, den Russen 342 Todte und 470 Verwundete kostete. Die Türken sollen über 40 Bataillone ins Feuer gebracht haben. Die Russen verließen die Insel in der Dunkelheit und räumten in der Nacht, um einer Einschließung durch entferntere Landungen der Türken zu entgehen, um Mitternacht die Stadt Giurgewo, und zogen sich auf die Höhen von Fratesti, zwei Stunden von Giurgewo auf der Straße nach Bukarest. Die Türken bauten in Giurgewo und oberhalb bei Slabodszie Brücken und verschanzten sich in einem Lager bei beiden Orten. Am 9. Juli fand auch bei Turnul ein Gefecht statt, wo eine mo-

bile Kolonne der Russen, Brigade Popoff, mit den bei Nicopoli übergegangenen Türken unter Sali Pascha zusammengerieth. Der Erfolg ist nicht zu ermitteln gewesen, scheint aber zu Gunsten der Russen gewesen zu sein. Am 10. Juli war der Aufmarsch des russischen Gros am Argisch wieder vollendet; nachdem auch die zeither in Reserve gehaltene Dragoner-Division zur Armee gestoßen war. Generaladjutant Graf Anrep war mit der Avantgarde bis Fratesti vorgeschoben; so hatten die Russen hier wenigstens 80,000 Mann vereinigt, ohne die detachirten Divisionen Liprandi und Fischbach, welche wieder zur Aluta vorgeschoben worden waren. Die Division Uschakoff blieb unverändert an den Donaumündungen. Auch der türkische Oberfeldherr verstärkte sich bei Giurgewo und Rustschuk bis auf 60,000 Mann und ließ nur 6000 Mann in Schumla, während die Franzosen und Engländer sich allmälig bei Varna und Burgas aufstellten und gegen den Trajanswall streiften.

So standen sich seit dem 10. Juli beide Hauptarmeen in der Wallachei gegenüber, ohne daß außer Rekognoszirungen etwas vorgekommen wäre, doch setzten die Russen die Anstalten zur Räumung der Wallachei geräuschlos fort, indem sie ihre Flotillen nach Galacz und Ismail zurückzogen und am Sereth durch Reservetruppen vom 4. Korps, deren Kommando der General der Infanterie Osten-Sacken übernahm, eine neue Vertheidigungslinie vorbereiteten. Am 23. Juli überbrachte ein Adjutant des Kaisers den Befehl zum Rückzug aus der Wallachei, der vom 27. Juli an auch auf allen Punkten in vollkommener Ordnung angetreten und fortgesetzt wurde. Das Liprandi'sche Korps, als rechter Flügel, dirigirte sich auf Fockschany, das Lüders'sche, der linke Flügel, längs der Donau auf Braila. Am 31. Juli verließ Fürst Gortschakoff Bukarest, woselbst die türkische Vorhut, die den Rückmarsch der Russen nicht störte, am 8. August einrückte; 1 Armeekorps folgte, blieb aber bei Kalugareni stehen. Omer Pascha blieb mit dem rumelischen Armeekorps in Rustschuk. Die russische Armee setzte ihren Rückmarsch ungestört fort, das Liprandi'sche Korps als Avantgarde, und überschritt an fünf Punkten den Pruth in der zweiten Hälfte des August. Das Lüders'sche Korps blieb noch einige Zeit stehen (bis zum 1. September in Galacz und Braila), während die Division Uschakoff das rechte Ufer der Donau nach Zerstörung der Festungen Matschin, Isaktscha und Tuldscha räumte. Der Rückmarsch der Russen durch die Moldau, gedeckt durch die erwähnte Stellung des Lüders'schen Korps, geschah mit größter Muße und erst am 18. September gingen die letzten russischen Truppen über den Pruth zurück, wo sie indessen nur Beobachtungsposten ließen und sich um die Centralpunkte Mohileff, Bielie, Kischeneff (Hauptquartier), Bender und Tiraspol gruppirten. Von hieraus konnten sie gleich geschickt nach Westen, wie nach Süden verwendet werden. Das Lüders'sche Korps und die Division Uschakoff besetzten die Positionen zwischen dem Pruth und der Meeresküste längs der Donaumündungen.

Das türkische Hauptkorps blieb lange am Argisch stehen; die Avantgarde ward bis zur Jalomicza vorgeschoben und erwartete in dieser Stellung das Einrücken der österreichischen Truppen zur gemeinschaftlichen Besetzung der Wallachei. Letztere begann am 20. August durch das Armeekorps des Feldmarschall-Lieutenants Graf Coronini (36 Bataillone, 12 Eskadronen und 8 Batterien, zusammen 42,000 Mann); 2 Brigaden waren für die Wallachei, 3 für die Moldau bestimmt, woselbst sie Anfang September einzurücken anfingen. Omer Pascha hielt am 22. August seinen Einzug in Bukarest und zog auch das rumelische Armeekorps auf das linke Donauufer, worauf er ein allgemeines Vorrücken gegen die Moldau anordnete. Dabei verblieb es, indem die projektirte Offensive gegen die russische Grenze vorläufig eingestellt wurde und somit der Feldzug in den Donaufürstenthümern für dieses Jahr faktisch sein Ende erreichte. Die alliirten Truppen erhielten Ende Juli eine erweiterte Dislokation, indem sie gegen den Trajanswall vorgeschoben wurden. In einem Tagesbefehle vom 31. Juli verkün-

bete Marschall St. Arnaud der Armee den Einmarsch auf das russische Gebiet und traf Anordnungen zu Einschiffungen. Aber zwei unvorhergesehene Feinde, nämlich heftige Seestürme und die Cholera, welche letzte namentlich auf das heftigste wüthete, verzögerten die projektirte Expedition und bannten die Truppen in bitterem Unmuth ob ihrer Unthätigkeit zwei Monate an den Fuß des Balkans. Auch die verbündete Flotte fand keine Gelegenheit, sich Kriegsruhm zu erwerben und nach einigen Demonstrationen an den Donaumündungen ward sie endlich Ende Juli in den Baien von Baltschik, Varna und Burgas konzentrirt, um sich zu Truppeneinschiffungen bereit zu halten.

Die diplomatischen Verhandlungen gewannen um diese Zeit durch vier von den Westmächten am 22. Juli aufgestellte Friedensbedingungen eine andere Gestalt, und da die kriegführenden Westmächte mit der Räumung der Donaufürstenthümer durch die Russen sich nicht befriedigt erklärten, sondern anderweite materielle Garantien als Friedensbedingungen verlangten, welche Rußland freiwillig nicht geben konnte und wollte, so wurde von den Westmächten eine Offensive gegen russisches Gebiet und zwar gegen die Krim beschlossen, welche als ein neuer Feldzug zu betrachten ist und den ersten schließt. Der letzte Abschnitt dieses letztern charakterisirt sich durch das plötzliche Aufgeben der Offensive und Uebergang in die Defensive von Seiten der Russen; darauf sehen wir diese abermals vorgehen und wieder zurückgehen, ohne bis jetzt einen klaren Blick in diese widersprechenden Anordnungen thun zu können. Wahrscheinlich hielt man in Petersburg die Frontveränderung gegen die Oesterreicher nicht für so dringend und schleunig geboten, als es Fürst Paskewitsch angeordnet hatte. Auf türkischer Seite erblicken wir ein momentanes Aufraffen zu einer gewaltigen Kraftanstrengung, die große Opfer kostete, aber nutz- und zwecklos war. Das blutige Gefecht bei Giurgewo erklärt sich für die Russen als eine unglückliche Zufälligkeit in Folge der widersprechenden Befehle (bei Gelegenheit des Kontremarsches), ward aber mit unbedingt taktischer Ueberlegenheit von ihnen geführt; für die Türken ist es nur insofern rühmlich, als sich dieselben, besonders aber die Aegypter, sehr tapfer schlugen; die Anlage zum Gefecht ist dagegen fehlerhaft zu nennen und strategisch war es gewiß richtiger, wenn die Operation auf der kürzeren Linie von Silistria aus gegen die retirirenden Russen vorgenommen worden wäre. Vermuthlich gingen aber die ersten Gefechtstage aus einer Rauferei, der letzte aus einer auf falsche Voraussetzungen gegründeten Verabredung mit den verbündeten Feldherren hervor. Im Uebrigen war der Verlauf wie bei Oltenitza; die Türken siegten durch ihre große Uebermacht, wußten oder wagten aber nicht, den Sieg zu benutzen. Die letzte russische Stellung am Argisch scheint vollkommen zweckentsprechend; zwar vermuthete man, die am Balkan konzentrirte Armee der Verbündeten würde durch ein Vorrücken in die Dobrudscha diese Stellung im Rücken bedrohen, allein es ist muthmaßlich, daß schon damals dieser Armee eine andere Bestimmung vorgezeichnet war, wodurch sie also verhindert war, in dem beschriebenen Feldzug thatsächlich einzugreifen.

Ueberschauen wir noch ein Mal die Begebenheiten des ganzen Feldzugs, so zeigt sich das Ungewöhnliche und Außerordentliche desselben vor Allem in der großen Abhängigkeit der militärischen Situationen von der politischen. Darum erblicken wir in der ersteren keine kühnen und genialen Konzeptionen der Feldherren, sondern nur unselbstständige, von der Politik abhängende Gelegenheitsmanöver. Bei alle dem muß man anerkennen, daß die russischen Feldherren sich mit Geschick und Talent in diese drückenden Fesseln zu fügen wußten und bis auf kurze Momente, selbst noch beim Abzuge, Herren der Situation blieben. Der so auffällig häufige Wechsel in den Operationsplänen erscheint demnach nicht als Folge unwichtiger Vorstellungen, sondern als ein verständiges Eingehen in die politischen Ereignisse, welche jeweilig die strategischen Grundlagen der Kriegsführung umänderten, ihre Ziele fortwährend verrückten und auf immer kleiner werdende Kreise beschränkten, bis der Krieg hier unmöglich wurde und auf eine neue Basis versetzt werden

mußte. Neben dieser Anerkennung, die den russischen Feldherren nicht versagt werden kann, verdient die brave, unbezwingliche russische Armee das größte Lob. Ihre heroische Standhaftigkeit und Hingebung gegen den Feind und Ungemach jeglicher Art, die vortreffliche moralische Haltung nach blutig erkämpften Vormärschen ohne Sieg, nach Rückmärschen ohne Schlacht müssen ihr selbst aus Feindes Mund das Zeugniß hohen Muthes und vortrefflicher Disziplin gewähren.

Was das Verfahren des türkischen Feldherrn betrifft, so kann eine Beurtheilung seines Verfahrens vom militärisch-wissenschaftlichen Gesichtspunkte aus der Kritik nicht genügen. Es erscheint, selbst in den günstigen Zeitmomenten, als ein rein passives, nie die Situation beherrschendes, stets sich dem Gegner fügendes, ohne Versuch einer energischen Gegenwirkung. Umsonst sucht man nach einer einzigen klug eingeleiteten und kühn durchgeführten Operation des türkischen Heeres während des ganzen Feldzugs bei einer dem Feinde stets gleichen Stärke, und es erscheint mehr als wahrscheinlich, daß der türkische Feldherr nicht genug Vertrauen entweder zu sich oder zu seinem Heere besaß, weshalb er jedes größere Zusammentreffen mit dem Feinde mied. Wenn aber jener Mangel an Vertrauen auf die Leistungsfähigkeit seiner Armee ein gegründeter war — wie wir es glauben müssen — und die türkische Armee in ihrer Mehrzahl den Typus alttürkischen Geistes aus früheren Jahrhunderten noch nicht ganz verwischt hatte, der sich kühn im ersten Anlaufe, bei jedem Unfalle aber zur Auflösung geneigt zeigte und europäischer Taktik im freien Felde nie gewachsen war, dann war die Kriegsführung Omer Pascha's eine kluge und wohlberechnete, und die Organisation des kleinen Krieges eben so gerechtfertigt, wie die Sicherstellung des Gros der Armee in festen Positionen und die Einschließung in feste Plätze, wo der Türke fechten mußte. Mit dieser Kriegführung wäre aber unter andern Verhältnissen der endliche Sieg der Russen nicht zweifelhaft geblieben, denn es konnte der Kampf wohl verzögert und hingehalten, aber schließlich nicht zu günstiger Entscheidung geführt werden. Da unter den herrschenden politischen Konstellationen aber Zeitgewinn hier mehr war als Schlachtengewinn, so hat Omer Pascha klug und den Verhältnissen angemessen gehandelt. So verfloß und endete der Krieg ohne Schlacht, denn die Gefechte bei Oltenitza, Csitate und Giurgewo können, als ohne strategische Folgen, eben nur als Gefechte bezeichnet werden; vortheilhaft in dieser Beziehung zeichnete sich das Offensivgefecht bei Tuldscha für die Russen aus.

Kann nun schließlich das Endresultat des ganzen Feldzugs wenig nachtheilig für die russischen Waffen genannt werden, weil sie nur auf das Gebot des Kaisers aus politischen Rücksichten die erlangten Vortheile aufgaben und moralisch, physisch und materiell bis zum letzten Moment zur Offensive zurückkehren konnten, so ist es demungeachtet für Rußland ein höchst nachtheiliges zu nennen. Es waren nicht nur alle Anstrengungen schließlich als resultatlos und verloren anzusehen, sondern die Lage der Armee war nach dem Rückzuge über den Pruth entschieden ungünstiger als vor dem Ueberschreiten desselben; denn 1) war ein Ergreifen der Offensive und Wiedereinrücken in die Moldau nicht wieder ohne Kampf möglich und ohne Angriff auf eine bisher neutrale Macht, die beim Vorrücken in die Moldau mit 250,000 Mann in der rechten Flanke stand; 2) die Herrschaft und Verbindung zur See war vollständig verloren; 3) die Lage der Besitzungen in Kleinasien war isolirt und höchst gefährdet; die Küstenbefestigungen verloren. 4) Eine militärische Mitwirkung der slawischen und griechischen Bewohner der Türkei nicht mehr zu erwarten und der russische Einfluß als vernichtet zu betrachten.

Dies sind die bedeutungsvollen militärischen Resultate des ersten in seinen Folgen höchst unglücklichen Feldzugs der Russen im gegenwärtigen Kriege; sie sind schon ungeheuer für sich allein betrachtet, unabhängig von den politischen, finanziellen und merkantilischen, und Europa hat das unerhörte Schauspiel erlebt, daß eine große, trefflich ausgerüstete Armee nicht durch die Gewalt der Waffen, sondern allein durch die Macht diplomatischer Noten aus dem Felde geschlagen worden ist.

Der türkischen Armee kommt dieser Triumph zunächst zu Gute, ohne direkte Mithülfe der verbündeten Armeen ist der mächtige Gegner unverrichteter Dinge abgezogen und der Halbmond glänzt wieder siegreich in der wallachischen Hauptstadt, aus der er vertragsmäßig seit einem halben Jahrhundert entfernt war.

Rußland, aus der Offensive geworfen, hat hierauf einen Defensivkrieg im großen Style und mit konzentrirten Kräften organisirt und an den Abschluß des russisch-türkischen Krieges schließt sich ein noch imposanterer Kampf, ein russisch-französisch-englischer, in dem die Türken zur Nebenrolle herabsinken. Der große Zweck desselben, den die Zukunft noch verhüllt, ist ein dauerndes Zurückwerfen Rußlands auf die Defensive und eine Reduzirung seiner Stellung als Weltmacht.

Der italienische Roman zählt drei Epochen, in denen er als historischer, als demokratischer und als Sittenroman auftritt. Der historische Roman war der früheste, und seine Periode ist gegenwärtig beendet. Er trat ins Leben mit dem Dichter der „Verlobten", obgleich Manzoni nicht der erste historische Romandichter Italiens ist. Vielmehr ging ihm Bazzoni voraus, ein österreichischer Verwaltungsbeamter und ein eben so gelehriger als eifriger Nachahmer Walter Scott's. Bazzoni's erstes Werk, „Das Schloß von Trezzo", wurde fast verschlungen. Handlung und Dialog waren schwach, der Styl litt an Nachlässigkeiten, die Geschichte und sogar die geschichtliche Farbe wurden oft falsch aufgefaßt, die Trachten und nicht die Personen wurden geschildert, ermüdende Längen kamen häufig vor, aber man übersah dies alles, weil der Roman haarsträubende Schilderungen von unterirdischen Gemächern, Kerkern und Räubern enthielt. Ein zweiter Roman Bazzoni's, „Falco della Rupe", ging unbeachtet vorüber, obgleich er weit besser war, weil Manzoni inzwischen seine „Verlobten" geschrieben hatte. Manzoni entwirft in diesem allgemein bekannten Roman ein Gemälde der Nationalsitten unter der spanischen Herrschaft. Sein Talent schuf eine Schule, in der sich Gelehrte, sklavische Nachahmer und einige originelle Dichter vereinigten. Ein Greis, der jetzt fast achtzig Jahre zählt, Rosini, Professor an der Hochschule von Pisa und bereits durch einige ernste Arbeiten und durch Gedichte bekannt geworden, war der erste, welcher den Spuren eines jüngeren Meisters folgte. Der gelehrte Professor besaß nicht die geringste Phantasie und schrieb seine geschichtlichen Erzählungen, als ob er ein sorgfältiges Protokoll zu entwerfen habe. Man findet in seinen Werken nie ein Wort, das vom Herzen kommt und zum Herzen geht; die Personen thun, was die Geschichte ihnen befiehlt, die Thatsachen und Unterredungen könnten fast eben so in einem aktenmäßigen Bericht stehen. In einem seiner Romane, „Ugolino della Gherardesca", ist der Held, wie der Titel anzeigt, jener unglückliche Ghibellin, dessen furchtbare Todesqualen Dante erzählt. Ein zweiter Roman Rosini's, die „Nonne von Monza", ist eine Fortsetzung der „Verlobten" Manzoni's. Der Titel hat dem Werke Erfolg verschafft; die „Nonne von Monza" hat zwölf Auflagen erlebt. Das poetische Verdienst ist ein sehr geringes, außerdem sind die Charaktere Manzoni's ganz andere geworden, und die Einzelnheiten der Erzählung bieten dafür keinen Ersatz. Auch bei dem dritten Roman Rosini's, „Luisa Strozzi", überwiegt der Gelehrte vor dem Dichter. Glücklicher Weise hat Rosini andere Ansprüche, als seine Romane ihm geben, in den Annalen der italienischen Literatur einen ehrenvollen Platz einzunehmen. Seine zahlreichen geschichtlichen und philologischen Arbeiten, namentlich seine Ausgabe des Guicciardini mit Kommentar, werden nicht vergessen werden.

Ein Gelehrter war der erste Schüler Manzoni's gewesen; der zweite war ein Dichter. Mit Manzoni durch eine enge Freundschaft verbunden, ging Thomas Grossi lange Zeit diesem Dichter zur Seite, aber auf einem verschiedenen Wege. Seine Gedichte und gereimten Erzählungen verschafften ihm einen großen Ruf, und der Reiz seiner Gesänge war so groß, daß man ihn den Lamartine Italiens nennen könnte. Boshafte Feinde verleideten ihm durch ungerechte Beurtheilungen die Poesie und bewirkten, daß er seinem Freunde Manzoni auf den weniger be-

strittenen Boden des historischen Romans folgte. Sein Roman, „Marco Visconti, eine Geschichte des vierzehnten Jahrhunderts, aus den Chroniken jener Epoche gezogen und von Thomas Grossi erzählt", weicht jedoch von Manzoni's Roman in den bedeutendsten Punkten ab. Manzoni hatte sich mit dem Geist der Zeit, in die er seine Erzählung verlegen wollte, genau bekannt gemacht, dann aber eine Fabel erfunden, deren Personen ihm allein angehörten. Grossi durchblätterte ebenfalls alle Chroniken, aber weniger, um sich in den Ton der Zeit hineinzuleben, als um fertige Personen und ein leicht zu behandelndes Thema zu entdecken. Er wählte ein ziemlich brutales Abenteuer, bei dem der Condottiere Marco Visconti eine Rolle spielte, und suchte es dadurch romantisch zu machen, daß er seinen ganzen Charakter veränderte. Er rief nicht ein Volk, sondern einen Menschen ins Leben zurück und gab dem wilden Bandenführer des Mittelalters sanfte Sitten, die demselben nie eigen gewesen waren, die sich aber wohl bei dem Dichter selbst fanden. Berücksichtigt man den unglücklichen Gebrauch nicht, den Grossi von der Geschichte machte, und betrachtet man seinen Roman als eine reine Schöpfung der Phantasie, so muß man die Kenntniß des menschlichen Herzens bewundern, die er an den Tag legt. Er kennt die Leidenschaften und läßt sie in ihrer natürlichen Sprache reden. Ungeachtet einiger Längen, Abschweifungen und Unwahrscheinlichkeiten nimmt „Marco Visconti" unter den italienischen Romanen der Neuzeit eine ausgezeichnete Stelle ein. Sein Verfasser ist wenige Monate nach der Vollendung seines Werks gestorben.

Wenn Grossi dem geschichtlichen Roman eine Art von elegischer Annuth gegeben hatte, so ließ Cantu wieder, aber mit mehr Geschick als Rosini, die Gelehrsamkeit vorwalten. Sein Roman „Margherita Pusterla" wird in Italien sehr geachtet und in vielen Beziehungen mit Recht. Die tragischen Abenteuer, die in ihm erzählt werden, bilden mehr Motive zu pathetischen Szenen, als zu einem Roman. Wenn an Schmerz zu viel da ist, so fehlen die Leidenschaften oder sind doch zu sehr immer dieselben. Vom ersten Augenblicke an ist das Schicksal der Schlachtopfer entschieden, und faßt der Leser einmal Hoffnung, so zerstört der Dichter sie sogleich wieder, indem er klagt, daß er nur Unglück zu schildern habe. Bei den Episoden tritt allein Spannung ein, und diese Episoden sind zum Theil vortrefflich erzählt und bilden Novellen für sich. Cantu achtet außerdem die geschichtliche Wahrheit mit großer Gewissenhaftigkeit. Der Charakter des politischen Verbannten ist ihm genau bekannt. Er schildert diesen, wie er sich einbildet, daß die ganze Welt sich für seine Sache bewaffnen müsse, wie er mit Zähneknirschen sieht, daß trotz des öffentlichen Unglücks die Bauern ihre Feldarbeiten fortsetzen, die Kaufleute ihre Waaren versenden, alle Bürger des Familienglücks nach wie vor genießen.

Auf Cantu folgte bald ein Dichter, den die Natur mit den mannigfaltigsten Fähigkeiten begabt hat, der Dichter, Maler und Romanschreiber, außerdem noch Soldat, Abgeordneter und Minister gewesen ist. Massimo d'Azeglio ist ein Schwiegersohn Manzoni's, der nicht aus Ideenarmuth, sondern aus kindlicher Pietät in die Fußstapfen seines Schwiegervaters trat. Zwei Romane weisen ihm den nächsten Platz nach seinem Meister an. „Ettore Fieramosca", der erste dieses eleganten Brüderpaars, ist in Italien höchst populär. Der Roman erinnert etwas an die Ritterstücke und hat einen gewöhnlichen Inhalt. Der Verfasser wollte die so oft bezweifelte italienische Tapferkeit feiern und wählte darum als Gegenstand seines Romans das von Paulus Jovius und Guicciardini geschilderte Turnier von Barletta, in dem Franzosen von Italienern mit scharfen Waffen besiegt wurden. Huldigt „Ettore Fieramosca" dem Geschmack für die äußern Erscheinungen des Mittelalters, so ist „Niccolo dei Lapi" eine Rückkehr zu einer minder banalen Aesthetik. „Ueberall", sagt der Verfasser in der Vorrede, „findet man Erzählungen von Kriegen und politischen Ereignissen, aber das innere Leben, die Leidenschaften jener Menschen, welche alle mit mehr oder minder Glanz eine Rolle auf der

Bühne der Welt gespielt haben, findet man fast nirgends." Dieses innere Leben schildert Azeglio, indem er sich in eine der rührendsten und glorreichsten Epochen der Geschichte von Florenz versetzt. Indessen bleibt er seinem Programm nicht treu und tritt zu oft in die Einzelnheiten der geschichtlichen Ereignisse ein. Ueberhaupt ist Niccolo dei Lapi keineswegs ein vollendetes Werk. Sein Verfasser blendet lieber durch Geist, als daß er rührte, legt in die Entwicklung der Leidenschaften nichts Originelles und benutzt bei den Kombinationen der Intrigue und bei der Mehrzahl der Charaktere die gewöhnlichsten Mittel. Die beste, mit Liebe und Talent geschilderte Figur ist Niccolo dei Lapi selbst.

Azeglio hatte den historischen Roman wieder dem von Manzoni gesteckten Ziel näher gebracht. Nach ihm bemerkt man nichts als Verirrungen. Die Schule setzt sich fort, aber wie aus Tradition und mit einem bemerkbaren Verfall. Die Schriftsteller, die den geschichtlichen Roman noch fortsetzen, sind genug gewürdigt, wenn wir ihre Namen und ihre Hauptarbeiten nennen. Von Canale haben wir Gerolamo Adorno, von Varese Folchetto Malaspina und Sibilla Odaleta, von Colleoni Isnarda, von Cabianca Giovanni Tonesio, von Rovani Lamberto Malatesta, von Bresciani den „Juden von Verona", von Travisani „Die Söldner von Monteverde", von Madame Sapani „Die letzten Tage der Malteserritter." Diese Werke zeichnen sich alle durch einen Vorzug aus, die einen durch sorgfältige Studien, die andern durch eine gewisse Gewandtheit, aber Erfindungsgabe und Originalität findet man in keinem. Geschätzter als diese Schriftsteller ist in Italien Corelli, ein Schüler Rosini's, aber mit noch weniger Phantasie begabt, als der gelehrte Professor von Pisa. Man achtet ihn weniger wegen seines 1846 erschienenen „Olivier Capello", als wegen seines neuesten Romans „Fra Girolamo Savonarola" (1852). Dieses Werk ist weder Geschichte, noch Roman, sondern eine Reihenfolge unverbundener Szenen, eine Galerie monotoner Personen, welche sich alle gleichen und die der Verfasser unbedenklich aus ältern Werken herübernimmt. Savonarola ist die einzige sorgfältig studirte Gestalt, aber die Ausführung ist schwach.

Seiner natürlichen und ursprünglichen Poesie entkleidet, hat der historische Roman in Italien fast nichts vom Roman behalten. Der Kunst verdankt er nichts und ist eine Chronik aus zweiter oder dritter Hand, die aber des Reizes entbehrt, den die alten Chroniken in ihrer Naivetät besitzen. Diese Form ist gegenwärtig verbraucht. Manzoni hatte ein fast vollendetes Muster gegeben, Jedermann ahmte ihm nach und alle, als hätten sie sich das Wort gegeben, wurden den besten Vorzügen seiner Methode untreu. Manzoni behandelte die Geschichte nicht als Thema, sondern als Band für die Personen, die er in Bewegung setzen wollte. Er erfand eine Fabel und bevölkerte die Szene mit Geschöpfen seiner Phantasie, die indessen mehr Wahrheit hatten, als die den Chroniken entlehnten Helden seiner Nachahmer. Unter diese Figuren stellte er einen geschichtlichen Helden, dessen Charakter er mit der Gewissenhaftigkeit des Geschichtschreibers schilderte, und erholte sich bei den Chronisten Rath über Tracht, Sitten und Ideen seiner Zeit, aber er hütete sich wohl, den alten Schriftstellern durch eine ungeschickte Nachahmung Konkurrenz zu machen. Er wußte immer er selbst zu bleiben, und die Geschichte wie die Kunst gewannen dabei auf gleiche Weise. Seine ungetreuen Schüler thaten, einen einzigen ausgenommen, das Gegentheil. Ihren Stoff, ihre Helden entnahmen sie ganz und gar alten Chroniken, versteckten die Armuth ihrer Erfindung, so weit es sich thun ließ, unter einer pomphaften Entfaltung von Ereignissen und blieben so bei einem halben Erfolg, bei einer anständigen Mittelmäßigkeit stehen. Daß sie in Italien dennoch gefielen, erklärt sich aus den nationalen Bestrebungen, denen sie sich dienstbar machten. Im Auslande haben sie keinen Beifall finden können, wie der schlechte Erfolg der erschienenen deutschen Uebersetzungen zeigt.

„Ich wäre ein bedeutender Mann, wenn ich etwas weniger vom Affen und

etwas mehr vom Adler hätte." Mit diesen Worten hat sich der Erfinder des demokratischen Romans in Italien selbst gezeichnet. Guerrazzi war ein vielbeschäftigter Advokat Livorno's, als er den Beschluß faßte, den historischen Roman zum demokratischen zu machen. Sein Zweck war ein politischer. Die Ereignisse gingen ihm zu langsam, die Italiener zeigten zu viel Geduld, er wollte die Entwicklung beschleunigen. Da die große Menge der Leser die Lehren der Geschichte, die man ihr im Roman vortrug, nicht zu begreifen schien, so beschloß er deutlicher zu reden. Um der Censur zu entgehen, begab sich Guerrazzi auf das geschichtliche Gebiet. Die Geschichte lieferte ihm den Text zu seinen Deklamationen und die Namen zu seinen Helden, weiter nichts. In die Sitten und Gedanken einer frühern Zeit einzugehen, seinen Personen ihre eigene Sprache zu lassen, daran denkt Guerrazzi nicht. Alle seine Figuren tragen seine Livree, haben seine Gefühle, sprechen seine Sprache. Unter diesen Umständen muß man es anerkennen, daß er wenigstens die geschichtlichen Thatsachen nicht entstellt und fälscht. „Die Schlacht von Benevent", der erste seiner Romane, erzählt die Niederlage Manfred's durch Karl von Anjou, welche der Macht der Ghibellinen im südlichen Italien ein Ende machte. Manfred ist ihm der Repräsentant der italienischen Nationalität und des unterdrückten Vaterlandes. In diesem ganzen Buche giebt es nur zwei Personen, die nicht Verbrecher sind, und auch diese sind schwach gezeichnet. Nicht ein kräftiger Charakter hebt sich aus der Menschenmenge heraus, die dem Leser vorgeführt wird, kein dramatisches Ereigniß spannt die Aufmerksamkeit. Besser ist „Die Belagerung von Florenz". In diesem Buche verschleiert Guerrazzi sein Ziel nicht mehr, die Vorrede spricht deutlich, welche Gefühle durch die Erinnerung an einen Kampf erweckt werden sollen, in dem Florenz zu Boden sank, um sich nie wieder zu erheben. Die Mächtigen der Erde, sagt Guerrazzi, geißeln Italien mit eisernen Ruthen und selbst mit Skorpionen. „Wagt!" ruft er seinen Lesern zu. „David siegte mit der Schleuder, und Eure Gegner sind keine Riesen, wenn auch ihr Wahnsinn ein Riese ist . . . Die Kraft hat mit Niemand einen ewigen Vertrag abgeschlossen. So lange Eure Arme, indem sie sich gen Himmel erheben, das Gewicht der Ketten empfinden, so lange bittet nicht um Gnade. Gott ist mit den Starken. Das Maß Eurer Erniedrigung ist voll, tiefer könnt Ihr nicht sinken; das Leben besteht in Bewegung, also werdet Ihr Euch erheben. Habt den Zorn im Herzen, die Drohung auf den Lippen, den Tod in der Hand, zertrümmert alle Eure Götter, betet keinen andern an, als Sabaoth, den Gott der Schlachten, und Ihr werdet Euch erheben. Noch einmal wird unser Banner, den Söhnen der Cimbern ein Schrecken, auf den feindlichen Thürmen flattern; Marius' Grab wird sich öffnen und seinen Schatten hervortreten lassen, noch einmal werden wir die Kronen der Tyrannen im Staube auf das Marsfeld schleppen. Werden wir dann glücklich sein? Was kommt darauf an? Mögen sie wiederkehren, oh mögen sie wiederkehren diese ersehnten Tage, diese Tage der Freude für den italienischen Stolz." Ein solches Buch konnte in Italien nicht gedruckt werden, und Guerrazzi mußte in Paris einen Verleger suchen. Die Fürsten Italiens verboten darauf den Roman.

Die beiden genannten Romane sind vor 1848 erschienen. In der Verbannung hat Guerrazzi noch veröffentlicht: „Der Marquis von Santa Praffede, oder die Rache eines Vaters". Dieser in Korsika spielende Roman ist eine Schaudergeschichte. Ein verwittweter Greis verheirathet sich mit einer jungen Dame, die seinen Namen schändet. Darüber empört, ermorden die vier Söhne des Greises die Ehrlose, während ihr Vater auf einer Reise begriffen ist. Bei seiner Rückkehr sieht der Marquis die Leiche und stirbt vor Kummer, indem er seine Söhne verflucht. Der eine derselben, der ein widerlicher Wucherer geworden ist, wird von seinem Bruder vergiftet, dieser Bruder stirbt, nachdem er noch eine Menge Verbrechen begangen hat, auf dem Blutgerüst, der dritte, ein Schlemmer und Säufer, geht durch Selbstverbrennung unter, der vierte läßt sich, um seinen Gewissensbissen

zu entgehen, von den Türken tödten. Ein ähnlicher düsterer Ton, wie in diesem Schaudergemälde, herrscht in allen Werken Guerrazzi's. Gott ist ein großer Zerstörer, die Frauen verbergen unter einem verführerischen Aeußern eine treulose Seele, es giebt im Leben nichts als Geheimniß und Verbrechen, unter den Menschen nichts als Verfolger und Opfer, und noch dazu kommen auf je einen Märtyrer tausend Henker. Die Leier Guerrazzi's hat nur diese eine Saite und wird dadurch eintönig. Man findet in seinen Büchern auch manche schlecht verschleierte Reminiscenzen an Goethe, Byron und Chateaubriand. Die wortreiche Deklamation herrscht vor, doch kann man Guerrazzi nicht absprechen, daß er ein Dichter ist, ein Kolorit anwendet, das reifere Gedanken zu umkleiden würdig wäre, und für Exposition und Erzählung ein wahrhaftes Talent besitzt. Seine Sprache ist ein Vorzug, in dem er den meisten italienischen Romandichtern voraus ist. Manzoni hat lombardische, Azeglio hat piemontesische Spracheigenheiten, Guerrazzi schreibt das reinste Toskanisch. Das Genre, das er in die italienische Literatur hat einführen wollen, ist und bleibt eine Verirrung, und wir können uns daher nur freuen, daß er nicht mehr als einen einzigen Nachahmer gefunden hat. Dieser Nachahmer ist Eugen Maestrazzi, der sich „Isabella Orsini", den schlechtesten Roman Guerrazzi's, zum Muster genommen und nur die Fehler desselben getroffen hat.

Mit dem Leben der Gegenwart hat sich keiner der bisher genannten Schriftsteller beschäftigt. Die Italiener scheinen der Meinung zu sein, daß es ihnen versagt sei, die Sitten und Gefühle der Welt, in der sie leben, zum Gegenstande eines Romans zu machen. „Um uns dem Sittenroman zu widmen", sagen sie, „fehlt uns die französische Lebhaftigkeit, welche reizt, ohne zu verletzen, welche das Lächerliche herausgreift, ohne zu übertreiben. Was den Charakterroman betrifft, so haben wir keinen politischen Mittelpunkt, der uns gestattete, den Nationalcharakter in seinem ausgeprägtesten Zustande zu beobachten. Da wir das öffentliche Leben nicht kennen, so würden wir sklavische Nachahmer der Franzosen bleiben." Der wahre Grund, daß es in Italien so wenig Sittenromane giebt, liegt in den politischen Leidenschaften, welche die meisten Geister gefangen halten. Die wenigen Schriftsteller, welche der Kunst um der Kunst willen dienen, bleiben ohne Echo. Der bedeutendste dieser kleinen Zahl ist Niccolo Tommaseo. Die venetianische Revolution hat diesen Namen sehr bekannt gemacht. Tommaseo hat philologische Arbeiten, einige Poesien und vortreffliche Gedanken über die Erziehung veröffentlicht. In dem Asyl, das er nach den Stürmen der Jahre 1848 und 1849 gefunden, hat er halb erblindet, in französischer Sprache, ein eigenthümliches Buch geschrieben, „Rom und die Welt", in dem er kein Heil für die Religion erblickt, wenn der Papst nicht seiner weltlichen Gewalt entsagt. Die beiden Werke Tommaseo's, die man Romane nennen kann, sind „Der Herzog von Brienne" und „Schönheit und Treue". Der erste Roman ist diagolisirte Geschichte und beschäftigt sich mit der Vertreibung Walthers von Brienne aus Florenz, einer Episode der florentinischen Geschichte, die schon von Villani und von Macchiavelli behandelt worden ist. Tommaseo läßt diese beiden Quellen häufig selbst reden, mischt keine Romanfiguren in die wirkliche Geschichte ein und erzählt diese selbst, indem er die wirksamsten Begebenheiten dramatisch hervorhebt und seinen Helden solche Reden in den Mund legt, wie sie für die Situation passen. „Treue und Schönheit" ist eine psychologische Studie in der Art wie Werther oder richtiger wie Jacopo Ortis, doch mit mehr Hinneigung zu dramatischen Effekten. Tommaseo entwirft das Bild von zwei Personen, die wirklich gelebt und einer gewissen Berühmtheit genossen haben. Deshalb hat Tommaseo, obgleich der Erfolg der ersten Ausgabe ein glänzender war, nie eine zweite veranstalten wollen. In beiden Werken, insbesondere in dem letzten, bewegt sich der Dichter in lebhaften, launenvollen Sprüngen, und ist unfähig, einem Gedanken oder einem Plan mit logischer Regelmäßigkeit zu folgen. Was ihm fehlt, ist weder Geist, noch Eleganz, noch Gefühl,

sondern Kraft und hauptsächlich der so nöthige Entschluß, sich durch kein Beiwerk von seinem eigentlichen Ziel ablenken zu lassen. Er ist mehr ein Moralist und ein liebenswürdiger Träumer, als ein Romanschriftsteller. Seinem Styl, so geistreich derselbe ist, fehlt doch das Natürliche ganz und gar. Man sollte meinen, der Dichter müßte sich mit Schmerzen in diese Unnatur hineingeschraubt haben, allein sie scheint in seinem Geiste selbst zu liegen, wie man aus seinen vertrauten Briefen schließen muß, die eben so sonderbar und bizarr sind, wie seine Romane.

Das Gegentheil von Tommaseo ist Carcano. Voll von Phantasie und ein Dichter in seinen prosaischen wie in seinen poetischen Werken, ist Julius Carcano der erste und einzige Italiener, der in dem auf der Halbinsel fast unbekannten Genre des häuslichen Romans einen großen und berechtigten Erfolg errungen hat. Zwei Werke, „Damiano" und „Angiola Maria" haben seinen Ruf begründet. In dem ersten zeigt Carcano den muthigen aber ohnmächtigen Kampf des Menschen gegen die gesellschaftlichen Hindernisse, die ihn von allen Seiten einengen. Die Absicht, durch diese Schilderung zu Reformen aufzufordern, ist lobenswerth, aber die Ausführung ist schwach. Ein lebhaftes Gefühl für die Schönheiten der transalpinischen Natur, ein Pathos, das durch die einfachsten Mittel wirkt, und eine in Italien seltene Bekanntschaft mit der Wirklichkeit machen Angiola Maria zu einem der besten Romane des gegenwärtigen Italiens. Die Erzählung ist außerordentlich einfach und zuweilen sehr unwahrscheinlich, doch das übersieht man in Italien, sobald nur den Formforderungen genügt wird, wie dies hier geschieht. Charakteristisch italienische Züge fehlen dem Roman, Carcano beschäftigt sich nur mit dem menschlichen Herzen, wie es sich unter allen Himmelsstrichen giebt. Außer seinen beiden Romanen hat Carcano eine Novelle „La Nunziata" geschrieben. Die Novelle ist das Genre, in dem die Italiener die schönsten Erfolge errungen und sich zum Muster für alle Völker gemacht haben. Der Roman hat für sie einen zu weiten und zu schwer auszufüllenden Rahmen, die leichtere Skizzirung der Novelle gelingt ihnen besser. Die Nunziata gehört zu den vielen Nachahmungen, die Berthold Auerbach daheim und im Auslande hervorgerufen hat. Die italienische Dorfgeschichte erzählt von einem jungen Mädchen, das als unnütze Esserin aus dem väterlichen Hause vertrieben wird, in einer Fabrik ein Unterkommen findet und sich gegen alle unzüchtigen Angriffe erfolgreich vertheidigt. Der tiefere Zweck der Erzählung ist ein einfacher, beredter Protest gegen die Anhäufung von Kindern beider Geschlechter in den Fabriken und gegen die traurigen Folgen, welche daraus entstehen. Diese Moral der Geschichte wird in einem Gespräch, das die Honoratioren des Dorfs in einem Kaffeehause halten, auf eine treffende Weise erörtert.

Carcano könnte als Oberhaupt der Schule des Sittenromans betrachtet werden, wenn er Nachahmer gefunden hätte. Als solcher kann aber höchstens Caccianiga betrachtet werden, der jedoch mehr aus den französischen Romantikern als aus italienischen Mustern geschöpft hat. Dieser junge Mann gab in Mailand während der Revolution ein Witzblatt in der Art des Pariser „Charivari" heraus, flüchtete nach der Wiederherstellung der österreichischen Herrschaft, lebte fünf Jahre in Paris und kehrte in Folge der Amnestie nach Mailand zurück. Er hat einen Roman veröffentlicht: „Der Geächtete, Szenen aus dem Leben der Gegenwart." Unglücklicher Weise ist Italien nur der Schauplatz der ersten Hälfte der Erzählung, und die zweite bewegt sich in Paris, auf einem Boden, den der Verfasser offenbar zu wenig kennen gelernt hat, um ihn mit Glück schildern zu können. Caccianiga hat sich den französischen Styl mit allen seinen Vorzügen und Fehlern angeeignet. Auch der letzte Roman, von dem wir zu sprechen haben, „Palmyra" von Madame Carletti-Calani, zeugt von fremdem Einflusse. „Palmyra" ist ein Tendenzroman, der sich mit der traurigen Vernachlässigung beschäftigt, welcher die Gesellschaft die Frauen unterwirft. Aus dieser Vernachlässigung leitet die Verfasserin alle ehelichen Leiden ab. Sie verschuldet nach ihrer Behauptung jene sittliche Erniedrigung, jene allgemeine Versunkenheit, die sich nicht länger leugnen und vielleicht

kaum mehr bekämpfen läßt. Da man die Frauen nur dazu erzieht, daß sie gefallen und glänzen sollen, da man sie der Leitung ihres Instinkts überläßt und zu einer ewigen Unmündigkeit verurtheilt, sind sie das Unglück einer Gesellschaft, deren Heil und Vorsehung sie sein sollen. „Palmyra" hat mithin eine stark ausgesprochene soziale Tendenz. Die Verfasserin polemisirt mehr, als sie erzählt, und weiß in ihrer Unerfahrenheit den Klippen des Tendenzromans nicht zu entgehen. Sie treibt ihren Grundsatz in der Weise auf die Spitze, daß sie dem Grunde, den sie erörtert, alle möglichen Uebel zuschreibt. Sie begeht auch den gewöhnlichen Fehler, daß sie vor ihrem Thema die Erzählung verschwinden oder bescheiden auf den zweiten Platz zurücktreten läßt, um in ihren Erörterungen und Beweisführungen ganz ungehindert zu sein. Kaum haben ihre Personen einen Schritt gethan, so werden sie durch eine Hand, die sich nicht versteckt, aufgehalten und müssen über sich polemisiren lassen. Einen komischen Eindruck macht, daß der Roman das Gegentheil von dem beweist, was er beweisen soll. So lange Palmyra an den Folgen ihrer vernachlässigten Erziehung zu leiden hat, bleibt sie eine treue Gattin, aber kaum erwirbt sie Bildung und Kenntnisse, so begeht sie mit ihrem Lehrer einen Ehebruch. Erhabene Gedanken, edle Empfindungen, ein aufrichtiger Patriotismus, ein heiliger Abscheu vor aller Heuchelei durchwärmen den Roman, können aber nicht für die vielen Fehler entschädigen.

Wie man sieht, fängt der Sittenroman an, die italienischen Romanschriftsteller zu beschäftigen. Der historische Roman hat seine Zeit gehabt und seine Aufgabe vollendet Unter dem Einflusse Manzoni's hat er durch mehr oder minder gelungene, aber immer achtbare Werke die nationale Gesinnung gekräftigt. Guerrazzi's Bemühungen, ihm zu neuem Leben zu verhelfen, sind gescheitert, weil die Reform mehr in den Phrasen, als in den Sachen und Ideen lag. Heut zu Tage nimmt der Sittenroman die Stelle des historischen Romans ein, und ihm gehört die Zukunft. Er hat indessen noch viel zu thun, um sich die Sympathien des italienischen Publikums zu erwerben, denn die politischen Leidenschaften streben ihm zu mächtig entgegen. Der Romanliteratur Deutschlands, Frankreichs und Englands kann sich die italienische nicht zur Seite stellen. Lassen sich im Augenblicke keine große Werke, keine fruchtbare Richtungen bezeichnen, so haben doch einige glückliche Triumphe, einige dauerhafte Eroberungen eine Bahn gebrochen, die jetzt nur noch befestigt zu werden braucht. Eine neue Schule setzt mit glühendem Eifer das Werk der literarischen Wiedergeburt fort, das vor funfzig Jahren begonnen hat. Dieses Schauspiel verdient eine ernstere Aufmerksamkeit, als ihm bis jetzt zu Theil geworden ist.

Johann Baptist Alexander, Graf Coronini-Cronberg, österreichischer Feldmarschallieutenant. Die Coronini-Cronberg sind ein krainisches Geschlecht, das in der Gegend von Görz begütert ist und seit 1687 zu den Grafenfamilien der österreichischen Monarchie gehört. Der Graf Johann Baptist wurde am 16. November 1794 zu Görz geboren. In der kriegerischen Zeit wählte er die militärische Laufbahn und trat am 14. April 1813 als Privatkadet im Pionierkorps ein. Der Feldzug von 1813 machte ihn zum Unterlieutenant, in jenem von 1814 wirkte er als Oberlieutenant in dem italienischen Freikorps des Obersten Schneider, von dem die Annalen jener Zeit manche kecke Unternehmungen erzählen, durch welche die Operationen der großen Truppenkörper gefördert wurden. Nach dem ersten Pariser Frieden erfolgte die Auflösung des Freikorps, und der Graf wurde nun dem dritten Infanterieregiment Erzherzog Karl zugetheilt. Mit Genehmigung seines Landesherrn verließ er 1824 die kaiserlichen Fahnen und trat in die Dienste des Herzogs von Modena, dem tüchtige Offiziere fehlten. Er blieb dort lange genug, um in der Revolution von 1830 ausgezeichnete Dienste leisten zu können, kehrte dann aber in sein Vaterland zurück. Da die Julirevolution zu einem allgemeinen Kriege führen zu müssen schien, hegte er den natürlichen Wunsch, unter den Fahnen des Kaiserstaats zu fechten.

Die Mäßigung der Großmächte erhielt den allgemeinen Frieden. Nur die halbfriedliche Expedition nach dem Kirchenstaate machte der Graf mit, der als Hauptmann in das 17. Infanterieregiment Hohenlohe eingetreten war. Aus dem lombardisch-venetianischen Königreiche, wo er später sein Standquartier hatte, wurde er als Dienstkämmerer zu dem Erzherzog Franz Karl beordert, gleichzeitig zum Kämmerer ernannt und mit der Erziehung des ältesten Sohnes, des jetzt regierenden Kaisers Franz Joseph, beauftragt. Franz Joseph war damals (1836) sechs Jahre alt und hatte bisher unter der Leitung seiner Aja, der Baronin von Sturmfeder, gestanden. Zum ersten Erzieher war der Graf Bombelles bestimmt worden, früher Gesandter in Turin, ein gerader und gutmüthiger Mann, dem die öffentliche Meinung später schweres Unrecht zugefügt hat. Allerdings begegnete sich Graf Bombelles in seinen religiösen und politischen Anschauungen mit der Partei, für deren Vertreter der Hofrath Jarcke galt. Die Erziehung des künftigen Thronerben würde unter der alleinigen Obhut eines solchen Mannes eine einseitige Richtung erhalten haben, und diese Befürchtung scheint bei der Wahl des Grafen Coronini zum zweiten Erzieher maßgebend gewesen zu sein. Der Oberhofmeister des Erzherzogs, Graf Salis, empfahl ihn, der den Eltern bereits aus seiner frühern Dienststellung bekannt war. Als 1838 der nächstjüngere Bruder, Erzherzog Ferdinand, und 1839 der zweite Bruder, Erzherzog Karl, in die männliche Erziehung traten und noch zwei andere Erzieher ernannt wurden, blieb der Graf dem Erzherzog Franz Joseph speziell zugetheilt. In diesem Verhältnisse blieb er von 1836 bis 1848. Während dieser ganzen Zeit war er nur in den seltenen Fällen abwesend, wenn die Sorge für die Güter, die ihm nach dem Tode seines Vaters zugefallen waren, ihn auf einige Wochen nach Krain rief. Sind die Keime der glänzenden Eigenschaften, welche der jetzige Kaiser entfaltet, in der natürlichen Anlage desselben zu suchen, und ist nicht zu übersehen, daß die Erzherzogin Sophie sich dem Wohle ihrer Kinder ganz widmete und täglich, besonders in den ersten Jahren der Erziehung, auch während des Unterrichts mehrere Stunden in der Kammer der Erzherzoge zubrachte, so wird doch auch dem Grafen kein geringer Antheil an den Resultaten einer Erziehung zuzuschreiben sein, als deren Früchte Adel der Gesinnung, thatkräftiger Sinn, absichtslose Freundlichkeit, verständige Fassung in Rede und Antwort, seltene Wahrhaftigkeit und männlicher Ernst uns entgegentreten. Mehrmals hatte der Graf verderbliche Einwirkungen abzuweisen, so namentlich da, als man den Hofrath Jarcke mit der juristischen Ausbildung des jungen Fürsten beauftragen wollte. Graf Coronini bot seinen Rücktritt an und die Wahl traf einen gemäßigten Mann. Am Ende des Jahres 1847 war die theoretische Erziehung vollendet, und der Erzieher sollte nun mit seinem Zögling Reisen nach den Hauptländern und Hauptstädten Europa's unternehmen, doch blieb es bei dem Plan, denn die Ausführung wurde durch die Ereignisse des Jahres 1848 verhindert.

Während der Zeit von 1836 bis 1848 wurde der Graf nach und nach zum Major, zum Oberstlieutenant und zum Oberst befördert. Im Juni 1848 erfolgte seine Ernennung zum Generalmajor und gleichzeitig seine Verwendung auf einem der schwierigsten Posten der Monarchie. Man gab ihm die Bewachung von Südtirol, das die Zugänge zu dem Kriegsschauplatze in Oberitalien beherrschte. Westlich vom Gardasee gehen drei Wege von Tirol nach der Lombardei. Der nördlichste ist die große Heerstraße, welche von Brad über Trafoi, die Franzenshöhe und das Stilfserjoch nach Bormio führt; sie verbindet das Etschthal mit dem Veltinthal und mit Mailand. Der mittlere ist der Landweg, der von Cusiana und Dimaro im Sulzthal über den Tonal nach Ponte de Legno im Ogliothal leitet; der südlichste der Landweg, der Lodrone mit Rocala d'Anfo verbindet. Auf allen drei Punkten wurde gekämpft, und Graf Coronini hatte es dabei nicht blos mit den ihm gegenüberstehenden Feinden zu thun, sondern auch mit der üblen Stimmung der Südtiroler, die vorläufig zwar nur nach administrativer Trennung von Nordtirol

strebten, aber durch die Erfüllung dieses Wunsches eine Brücke erhalten hätten, auf der sie sich bei der ersten günstigen Gelegenheit hinüber in die Arme der Lombarden gestürzt haben würden. In dieser schwierigen Stellung legte Graf Coronini eine solche Einsicht und Entschlossenheit zu Tage, daß das Kommandeurkreuz des Leopold-Ordens eine wohlverdiente Belohnung war.

Im Juli 1849 zum Feldmarschallieutenant befördert, wurde er Stellvertreter des Kommandirenden in Kroatien und Slavonien, im folgenden Jahre wirklicher Kommandirender im Banat und im Februar 1851 Inhaber des sechsten Infanterieregiments. Ihn als den Befehlshaber des serbisch-banatischen Armeekorps traf die ehrenvolle Aufgabe, die österreichischen Truppen in die Donaufürstenthümer zu führen. 66 Jahre waren verstrichen, seit kaiserliche Truppen, 15 bis 20,000 Mann stark, unter General Fabrice und Prinz Coburg im Jahre 1789 über die siebenbürgischen Pässe in die Wallachei rückten, um die Operationen der Russen unter Suwarow zu unterstützen. Prinz Coburg schlug die Türken mit seinem Armeekorps bei Fokschany aufs Haupt und hielt am 9. November 1789 seinen feierlichen Einzug in die wallachische Hauptstadt. Er wurde mit Pomp und orientalischer Pracht seitens der Bevölkerung empfangen, wie kein anderer Feldherr zuvor oder später. Prinz Coburg nahm sein Absteigequartier in demselben Palast, welchen jetzt der Feldmarschallieutenant Graf Coronini bewohnt. Im folgenden Jahre belagerte und nahm Prinz Coburg die Festung Giurgewo, schlug die Türken bei Kalafat und räumte nach geschlossenem Frieden die Wallachei erst nach $3^1/_2$ Jahren. Am 27. August 1854 überschritten die Truppen der Vorhut, von General v. Burlo geführt, die Grenze. Es war ihnen dort ein Fest bereitet worden, über das die „Kronstädter Zeitung" berichtet. Eine Gesellschaft patriotischer Männer aus Kronstadt war hinausgezogen auf den Predjal, um die Truppen und ihre Führer mit einem Frühstück zu bewirthen. Fest an der Kronstädter Stadtgebietsgrenze, welche auch zugleich die Grenze von dem großen einigen österreichischen Vaterlande bildet, war an den Grenzadler sich anlehnend eine Triumphpforte aus grünen Reisern gebaut, an welchen die einmarschirenden Truppen von den Kronstädtern mit Lebehochrufen begrüßt wurden. Der General v. Burlo ritt an der Spitze seiner Truppen, die Kronstädter Patrioten hatten sich nach links und rechts gegen Obertömös zu aufgestellt, ihr Sprecher stand in der Mitte, außerhalb des Triumphbogens. Im Namen der Handels- und Gewerbtreibenden von Kronstadt begrüßte Buchdrucker Gött den General, wünschte ihm und seinen Truppen Glück und Gesundheit, damit die wichtige Mission, Ruhe und Ordnung in der Moldau und Wallachei herzustellen, daß die dortigen Zustände geregelt, das alte Recht und Gesetz wieder Platz greife und der Welt der Frieden wieder gegeben werde, nach dem Wunsche des Kaisers gelinge! Dem General und seinen Truppen gratulirte der Redner zu einer so schönen, so erhabenen und wichtigen Aufgabe, und dankte am Schlusse seiner Anrede dem erhabenen ritterlichen Herrn und Kaiser für das unermüdliche Streben, die Wohlfahrt aller seiner Völker dadurch dauernd zu befestigen, daß die Armee den Frieden an der Donau herstelle, die geregelte Ordnung der Dinge in den Fürstenthümern wieder einführe, welche dem Handel und Verkehr seine alten Bahnen wieder zu gewinnen bestimmt ist. Das dreifache begeisterte Lebehoch für Kaiser Franz Joseph I. hallte an den Felsen des Butschetsch und des Schuller wieder, die Regimentsmusik von Großfürst Konstantin-Infanterie spielte die Volkshymne, die wallachische Miliz, welche aus ihrem Cordonshaus unter das Gewehr getreten war, präsentirte, und unter Böllerschüssen zogen die Truppen durch den Triumphbogen hinüber in das Land der Wallachei. Es war ein herrlicher Anblick nach dem langen Marsche, mit welcher stolzen kriegerischen Haltung, als wären sie erst aus dem Quartier gerückt, die Männer von Großfürst Konstantin-Infanterie, die Männer von dem Peterwardeiner Grenzregiment und die Männer der Batterie Nr. 1 vom 3. Artillerieregiment u. s. w. an

der aufgestellten wallachischen Grenzmiliz heiter und guter Dinge in die Wallachei einmarschirten.

Wie der Marsch über die Grenze, so war der Einzug in Bucharest ein Fest. (6. September.) Der noch nie genossene Anblick österreichischer Truppen, und der helle sonnige Morgen hatte unzählige Bewohner der großen Stadt hinausgelockt, um den zu erwartenden militärischen Feierlichkeiten beizuwohnen, so daß der große freie Campo, unmittelbar nördlich vom Kisseleff'schen Garten, zu beiden Seiten der Chaussee mit glänzenden Equipagen, Reitern und zahllosen Fußgängern bedeckt war, zwischen denen hindurch die wallachischen Polizei-Kosaken sich vergeblich abmühten, räumliche Ordnung zu halten. Weithin sichtbar durch den blendenden Widerschein der Waffen und die weißen kleidsamen Waffenröcke, bedeckten die in doppelten Reihen marschirenden kaiserlichen Truppen, so weit der Gesichtskreis reichte, die Chaussee. Sie marschirten heute in voller Parade-Uniform mit wehenden Fahnen, die Tschakos und Fahnen mit grünem Eichenlaub geschmückt. Die treffliche Haltung der Truppen, die feste Gliederordnung und die musterhafte Propretät waren Dinge, die Bucharest so noch nicht gesehen hatte; rechnet man hinzu die deutschen Klänge der trefflichen 70 bis 80 Mann zählenden Musikchöre, so wie das erhebende Bewußtsein, welches jedes deutsche Herz in dem Gedanken erweitern mußte, daß die ruhmgekrönten Fahnen, welche Oesterreichs Kaiser hier zu entfalten gebot, auch die Vertreter des deutschen Namens und naheliegender deutscher Interessen sind, so wird man es natürlich finden, daß die Tausende von Deutschen, welche vor allen den kaiserlichen Truppen entgegengeeilt waren, mit Stolz und inniger Freude auf die wehenden Banner blickten. Nachdem sich Feldmarschallieutenant Graf Coronini und der türkische Generalissimus gegenseitig begrüßt hatten, führte der erstere Omer Pascha längs der Front der verschiedenen Treffen entlang, welche bataillonsweise salutirten. Unterdessen salutirte die türkische Artillerie mit 21 Kanonenschüssen, und spielten die Musikchöre die österreichische Nationalhymne. Omer Pascha führte hierauf den Grafen Coronini und seinen Stab längs der Front der ebenfalls in drei Treffen aufgestellten türkischen und wallachischen Paradestellung hinab, während welcher Zeit die österreichische Artillerie mit 21 Kanonenschüssen salutirte. Nachdem sämmtliche Truppentheile inspizirt waren, begann das Defiliren derselben vor den beiden Höchstkommandirenden. Es war bald 1 Uhr, als diese militärische Feierlichkeit zu Ende ging, und Feldmarschallieutenant Graf Coronini die Truppen durch die endlos lange Straße Podu-Mogoschoi, in der sich die Hälfte der Bewohner von Bucharest zusammengedrängt hatte, in die Stadt führte. Diese Truppen waren seit dem Anfang des Juli in Bewegung und hatten auf höchst beschwerlichen Märschen dreimal die Karapathen passirt. Dennoch befanden sich Menschen und Pferde in dem vortrefflichsten Zustande. Solche Truppen unter einem solchen Führer werden den strengsten Anforderungen entsprechen.

Karl August von Xylander, baierischer Generalmajor, wurde am 4. Februar 1794 zu München geboren. Sein Vater, ein baierischer Militärbeamter, wurde durch seine Berufspflichten abwechselnd nach Ingolstadt, Ulm und München geführt, und so kam es, daß der Sohn im zartesten Jugendalter Zeuge vieler wichtiger Kriegsbegebenheiten war, die zu Ende des vorigen und zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts an der Donau vorfielen. Diese frühzeitige Anschauung von Militäroperationen und die stete Berührung mit Offizieren verschafften dem Knaben mancherlei praktische Kenntnisse und Erfahrungen im Kriegswesen, die ihm späterhin sehr zu statten kamen. Im Jahre 1806 wurde er in das Kadettenkorps zu München aufgenommen und 1812 als Lieutenant im Ingenieurkorps zu Augsburg angestellt. Bei der Befestigung der letztgenannten Stadt, welche im Jahre 1813 der Weisung Napoleons entsprechend begonnen und nach dem Anschluß Baierns an die Verbündeten fortgesetzt wurde, legte Xylander, dem die Leitung der Arbeiten hauptsächlich oblag, die ersten Proben seines Talents ab. Sein Wunsch,

an dem Kampfe gegen Frankreich Antheil zu nehmen, wurde auf diese Weise freilich vereitelt, aber er erwarb sich doch die Anerkennung seiner Obern in dem Grade, daß er, der als Oberlieutenant nach der an Baiern gefallenen Festung Landau versetzt wurde, 1817 den Auftrag erhielt, unter General Maillot an den Grenzberichtigungs-Verhandlungen mit Frankreich Theil zu nehmen. Zu seinen damaligen Freunden und Waffenbrüdern gehörte Graf Platen, unter dessen Jugendgedichten sich eine an Joseph v. Xylander gerichtete Epistel findet.

Ein längerer Urlaub, den v. Xylander noch im Jahre 1817 erhielt, wurde von ihm dazu benutzt, sich in Augsburg mit den höheren Kriegswissenschaften vertrauter zu machen. Die Frucht seiner Studien war seine erste Schrift: „Die Strategie und ihre Anwendung", welche einen solchen Beifall fand, daß ihr Verfasser als Lehrer der Taktik an die Münchener Kadettenschule berufen wurde. Diesem ersten Werke folgten zwei andere: „Was ist neuere Befestigungskunst?" und: „Die Vertheidigung der Festungen im Gleichgewicht mit dem Angriff." Wegen der letztern Schrift, die eine Uebersetzung eines schwedischen Werks des Generals Virgin ist, wurde Xylander von der schwedischen Akademie der Wissenschaften zum Mitgliede ernannt. Die Anerkennung, die seiner Arbeit über Heeresbildung (1821) zu Theil wurde, fand in noch höherem Grade sein „Lehrbuch der Taktik" (1820 bis 1823). Dasselbe wurde als Lehrbuch in die Militärschulen vieler deutschen Bundesstaaten eingeführt und dient noch heute in der Ingenieurschuleund in der Kolonnenführerschule des Generalstabs zu St. Petersburg bei taktischen Vorträgen als Leitfaden. Eine militärische Zeitschrift, die er in Verbindung mit Aretin und andern baierischen Offizieren in München herausgab, behauptete sich nur ein Jahr. Einen politischen Zweck verfolgte seine „Erdbezeichnung der Staaten als Grundlage ihres politischen Lebens." Er suchte hier den Beweis zu führen, daß der Rhein erst dann aufhören werde, einen Gegenstand des Streits und Kriegs abzugeben, wenn sein Gebiet einem einzigen Staat, natürlich Baiern, gehöre. Nachdem Xylander 1824 eine Schrift des schwedischen Obersten Lefren: „Ueber Kriegsentwürfe mit Rückblicken auf ältere und neuere Kriege", übersetzt und aus amtlichen Quellen einen „Beitrag zur Geschichte des schwedischen Kriegs in den Jahren 1808 und 1809" veröffentlicht hatte, trat er im März 1825 eine längere Reise durch das nördliche Deutschland, Dänemark, Schweden, Finnland, Rußland und Polen an, auf welcher er mit vielen hochgestellten Offizieren und berühmten Militärschriftstellern bekannt wurde und reichen Stoff zu neuen Werken sammelte.

Seine Ernennung zum Hauptmann der Ingenieurs änderte nichts in seiner lehramtlichen Stellung. Seine Leistungen in derselben hatten einen solchen Ruf, daß er 1826 erkoren wurde, dem damaligen Kronprinzen, dem Herzog Maximilian und dem Prinzen August von Leuchtenberg, der als Gemahl Donna Maria's gestorben ist, Unterricht in den Kriegswissenschaften zu ertheilen. Bald darauf überschickte ihm die Münchener Hochschule das Diplom eines Doktors der Philosophie. Wie er Geist und philosophische Bildung mit einem praktischen Blick und gründlichen militärischen Kenntnissen verband, zeigten seine „Betrachtungen über die Infanterie", denen er Napoleons Motto vorgesetzt hatte: „Ein gutes Fußvolk ist ohne Frage der Nerv des Heeres." Nachdem er in den Jahren 1828 bis 1831 mit L. Kretschmer abermals eine militärische Zeitschrift: „Militärische Mittheilungen" herausgegeben hatte, veröffentlichte er „Untersuchungen über das Heerwesen unserer Zeit." Der König von Preußen beehrte ihn für dieses Werk mit einem eigenhändigen Schreiben und übersandte ihm die große goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft. Um diese Zeit verlieh ihm auch der König von Schweden den Schwertorden, der in Schweden selbst nur Offizieren mit zwanzigjähriger Dienstzeit gegeben wird.

Im Jahre 1831 nahm v. Xylander seinen beständigen Wohnsitz in Frankfurt am Main, da er von der baierischen Regierung zum Mitglied der Militärkommission des deutschen Bundes ernannt worden war. Seine literarische Thätigkeit, die

er in seiner neuen Stellung fortsetzte, richtete sich auf den Plan, eine umfassende Geschichte der Kriegskunst von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten zu schreiben. Als Vorbereitung studirte er die alten Sprachen und deren Zusammenhang unter einander. Aus diesen Studien gingen drei Schriften hervor: „Die Sprache der Albanesen oder Schkipetaren"; „Das Sprachgeschlecht der Tataren" und „Zur Sprach- und Geschichtsforschung der neuesten Zeit." In der ersten Schrift, die Hahn in seinem großen Werke über Albanien vielfach benutzt hat, gelangt Xylander zu dem Resultate, daß das Albanesische indogermanischen Ursprungs, ein Ueberrest der thracischen oder ilyrischen Sprache ist, dem sich griechische, römische, gothische, keltische, slawische und türkische Spracheigenthümlichkeiten beigesellt haben. In dem zweiten Werke weist Xylander einen ursprünglichen Zusammenhang nach, der die tatarischen Sprachen mit den übrigen Sprachen Asiens und Europa's und vorzüglich mit dem Griechischen verbindet.

Im Jahre 1846 wurde Xylander zum zweiten und 1847 zum ersten Bevollmächtigten bei der Militärkommission des deutschen Bundes ernannt. Als die Ereignisse des Jahres 1848 eintraten, ward er in einem Wahlbezirke seiner Vaterstadt zum ersten Ersatzmann für die nach Frankfurt berufene Nationalversammlung erwählt. Sein Eintritt konnte jedoch erst im Frühling 1849 erfolgen, und als die Verhandlungen eine Richtung zu nehmen begannen, welcher Xylander zu folgen nicht gesonnen war, trat er mit den meisten Baiern im Mai aus. Schon im Jahre 1848 war er zum Oberstlieutenant im Generalstab und später zum Obersten avancirt. Gegen Ende desselben Jahres ward er zum Bevollmächtigten bei der Bundescentralkommission, beim Zusammentritt der Bundesplenarversammlung im Mai 1850, und als dieselbe später in den engern Rath der Bundesversammlung überging, zum Bundestagsgesandten ernannt, und mit der Führung der gesandtschaftlichen Geschäfte an den Höfen zu Darmstadt, Kassel und Wiesbaden betraut, in welcher Eigenschaft Xylander bis zum Ende des Jahres 1851 fungirte, bis er, mit voller Anerkennung seines während dieser für Deutschland so wichtigen Epoche bewährten staatsmännischen Wirkens in seine frühere Stellung als Militärbevollmächtigter, erst dann zurücktrat, als die deutschen Verhältnisse in die frühere Ordnung zurückkehrten.

Eine ununterbrochene geistige Anstrengung hatte seine körperlichen Kräfte auf eine Besorgniß erregende Weise geschwächt. Da er den Mahnungen seiner Freunde und Aerzte zum Trotz zu arbeiten fortfuhr, verfiel er in eine tödtliche Krankheit, der er am 2. November 1854 erlag. — Seit dem Jahre 1822 war er mit einer Tochter des verstorbenen Generallieutenants v. Tausch verheirathet. Von den acht Kindern, welche dieser Ehe entsprossen sind, dienen vier als Offiziere in der baierischen Armee. Generalmajor v. Xylander erfreute sich der allgemeinen Achtung und des höchsten Vertrauens in einem Grade, wie wenige Menschen. Man kann von ihm sagen, daß er keinen Feind hatte. Sein schlichtes Wesen, seine Anspruchslosigkeit bei hoher wissenschaftlicher Bildung entwaffnete die Gegner. Der Militärkommission war er ein tüchtiger und einsichtsvoller Arbeiter. Er war liebenswürdig und edel als Mensch, musterhaft als Gatte und Vater, treu und aufopfernd als Freund. Seine Werke sind fast in allen allgemeinen und militärischen Zeitschriften in höchst anerkennender Weise beurtheilt worden und sichern dem Verfasser für alle Zeiten eine ehrenvolle Anerkennung unter den Militärschriftstellern Deutschlands. Seine Schrift über die tatarischen Sprachen hat Professor Dr. Eichhoff, Mitglied der Pariser Société asiatique und Verfasser des Werks „Parallèle des langues de l'Inde et de l'Europe," das Zeugniß ausgestellt, daß durch sie für die Sprachwissenschaft und für die Völkerkunde ein großer Schritt vorwärts geschehen sei.

Unter Verantwortlichkeit des Ergänzungsblätterverlags in Meißen. — Redakteur Dr. Fr. Steger.
Druck von A. G. Gato in Meißen.

Die zoologischen Gärten. Im Jahre 1558 veröffentlichte ein französischer Naturforscher Pierre Belon ein Buch: Remontrance sur le défaut de labour et culture de plantes, in dem er zur Einrichtung eines Gartens aufforderte, welcher möglichst viele exotische Pflanzen aufnehme, damit alle königlichen Paläste mit Bäumen und Sträuchern versehen werden könnten und die Gelehrten Gelegenheit erhielten, ihre Kenntnisse durch dieselben Hülfsmittel, welche in Italien und Deutschland in Gebrauch seien, zu vermehren. 1577 gründete Nicolaus Houel, ein Pariser Apotheker, den ersten botanischen Garten Frankreichs. Der jetzige Pflanzengarten entstand aus dem Jardin du roi, den ein Dekret Richelieu's vom Jahre 1626 schuf. Es wurden Lehrer dabei angestellt, nach Richelieu's Tode auch ein Lehrstuhl der Anatomie geschaffen. Von diesem Augenblicke an war die Anstalt vollständig, denn die drei Hauptlehrstühle repräsentirten die drei Naturreiche. Die Botanik wurde in allen ihren Theilen und in ihren Anwendungen gelehrt, die Vorträge über Chemie leiteten auf ein tieferes Studium des Mineralreichs hin und jene über Anatomie verbreiteten sich über das ganze Thierreich. Der Garten wurde indessen nicht immer gut verwaltet. Als Colbert ihn eines Tags besuchte, fand er keine exotischen oder offizinellen Pflanzen und dafür alles mit Weinstöcken bepflanzt, von denen die Lehrer für sich Wein kelterten. Ueber diesen Unfug entrüstet, befahl er die Ausrodung der Weinreben und entfernte selbst mit einer Haue die erste. Ein englischer Botaniker, Salisbury, war über diese Handlung so entzückt, daß er eine neue Pflanze Colbertia nannte. An die Ausdehnung des botanischen Gartens zu einem zoologischen dachte damals Niemand. Inzwischen riefen Linnée und Buffon in der Experimental-Zoologie rasche und allgemeine Fortschritte hervor, und gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts trug die französische Revolution viel dazu bei, den Geschmack für die Naturwissenschaften zu verbreiten. Es entstand jetzt der Gedanke, den Pariser Pflanzengarten zu einem „Miniaturbild des Erdballs" zu machen.

Der Konvent befahl, den Jardin des plantes in ein Museum der Naturgeschichte umzuwandeln. So hatte man einen Titel, aber keine lebende wilde Thiere. „Ein Handstreich des Gemeindeprokurators", so erzählt Jean Reynaud, „gab der Menagerie ihre Entstehung. In Betracht, daß die öffentlichen Ausstellungen lebender Thiere der Privatindustrie nicht überlassen bleiben dürften, in Betracht, daß diese fremden Menagerien nicht allein die öffentlichen Plätze verstellten, sondern auch die Nachlässigkeit der Wärter jener wilden Thiere eine Veranlassung zu Gefahr für die Bürger werden könnte, erließ die oben erwähnte Behörde aus eigener Machtvollkommenheit und ohne sich hierüber mit Jemand verständigt zu haben, ein Dekret, nach dem die auf den Plätzen von Paris aufgestellten wilden Thiere von den Polizeibeamten unverzüglich aufgegriffen und in den Pflanzengarten gebracht werden sollten, wo man ihnen gegen eine Entschädigung für die Eigenthümer, deren Betrag mit Billigkeit abgeschätzt würde, eine bleibende Wohnung anweisen wollte." Die Professoren des Instituts hatten kein Wort von diesem Befehl erfahren; derselbe wurde unmittelbar, nachdem man ihn erlassen hatte, ausgeführt, und so waren die Thiere selbst, die von Polizeibeamten und Soldaten begleitet mit ihren Wächtern von allen Seiten vor dem Pflanzengarten zusammenströmten, die ersten, welche dort die Nachricht verbreiteten. Geoffroy St. Hilaire, damals noch sehr jung, wurde benachrichtigt, welche sonderbare Gäste seine Thür belagerten. Der Vorfall war nicht blos ein eigenthümlicher, sondern bot auch besondere Schwierigkeiten dar, denn der Gemeindeprokurator hatte mit jenem Befehl, die Thiere in den Pflanzengarten zu führen und dort zu ernähren, seine Vollmacht überschritten, da der Pflanzengarten unter dem Staat und nicht unter der Gemeinde stand. Aber man konnte die Thiere nicht auf der Straße lassen,

und Geoffroy ließ ihnen die Thore öffnen, indem er es vorläufig auf seine eigene Verantwortlichkeit übernahm, bis zur gesetzlichen Entscheidung auf eigene Kosten für ihren und ihrer Wärter Unterhalt Sorge zu tragen.

Es war der 15. Brumaire des Jahres II der Republik (7. November 1793), als der Pflanzengarten diesen ersten Kern seiner Menagerie erhielt. Unter den also erworbenen Thieren befanden sich zwei weiße Bären, ein Leopard, eine Tigerkatze, eine Zibetkatze, ein Geier, zwei Adler, mehrere Affen und Ferkelkaninchen (Agoutès), und der Werth aller wurde auf 33,000 Franken geschätzt. So war also die Klasse der Fleischfresser durch einige ihrer wichtigsten Glieder repräsentirt. Die ersten Stellvertreter der friedlichen kräuterfressenden Familie gingen hervor aus den zum Vortheil des Staats eingezogenen Waldungen, besonders denen von Rainci, einer dem Herzog von Orleans (Philipp Egalité) gehörenden und nach seinem Tode sequestrirten Domaine. Unter den damaligen Erwerbungen werden aufgezählt Hirsche und Rehe, weißes und rothes Dammwild, einige Ziegen, eine Gemse, endlich zwei Dromedare, die man auf dem Schlosse Bel-Air aus der Verlassenschaft des Prinzen von Ligne konfiszirt hatte. Erst ein Jahr nach diesem Anfange dekretirte der Konvent, besonders auf Lakanal's Andrängen, die definitive Errichtung einer Nationalmenagerie. Man darf jedoch nicht glauben, daß dieser zoologische Garten sogleich den glänzenden Bestand angenommen habe, der jetzt an ihm bewundert wird. Das für die Thiere bestimmte Gebäude ist erst 1828 erneuert worden und hat damals bemerkenswerthere und zahlreichere Insassen erhalten. Noch immer ergänzt sich diese öffentliche Ausstellung seltener und kostbarer Thiere mehr durch Geschenke als durch Ankäufe. Im Jahre 1834 verwendete der Staat auf den Ersatz gestorbener Thiere 4000 Franken, 1847 einen Betrag von 7000 Franken.

Seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts sind viele zoologische Gärten entstanden. In Deutschland bemerken wir die Thiergärten von Berlin und Wien. Der letztere befindet sich in dem kaiserlichen Lustschlosse Schönbrunn und ist der ältere und interessantere. Die am meisten charakteristischen Formen der Thierwelt aller Erdtheile sind hier fast sämmtlich vertreten. Aus Afrika sieht man den königlichen Löwen, den Panther, die Hyäne, den Nilfuchs, Nachkommen des wilden gestreiften Esels, die langhalsige, fremdartige Gestalt der Giraffe, die Gazelle, den Strauß. Aus Asien sind da zwei gestreifte Königstiger, das Kamel, das Rennthier, die feinen, zierlich gezeichneten und gesprenkelten Hirsche Indiens und die kleinen Zebus oder Buckelochsen. Amerika hat zwei Arten Lamas gegeben. Australien, das an vierfüßigen Thieren arm ist, hat doch mehrere Känguruhs geliefert und aus seinem zahlreichen Geflügel den den Vierfüßern ähnlichen Casuar. Europa endlich ist vertreten durch Thiere, die in Deutschland größtentheils nicht mehr oder nur selten vorkommen, durch Bären, Wölfe, nordische Füchse, Biber, Auerochsen, den Steinbock, die Gemse, das wilde Schaf, Adler, Sumpf- und Wasservögel und allerlei anderes wildes und zahmes Geflügel. In einem besondern Pavillon geben die vierhändigen Spaßmacher aus allen Zonen der warmen Erdtheile ihre Kunststücke dem Publikum zum Besten. Manche Arten hat man von der übrigen Gesellschaft getrennt, zum Beispiel den geschichtlich merkwürdigen Affen Hamandrias aus Aegypten. In den innern Räumen werden auch noch in wohlverwahrten Käfigen viele fremde giftige Schlangen aufbewahrt.

In England und Belgien überläßt die Staatsgewalt den Privaten die Sorge für zoologische Ausstellungen. Die Londoner „Zoological Gardens" in Surrey und in Regentspark übertreffen den Pariser Pflanzengarten noch an Pracht und Reichhaltigkeit. Wie in London bestehen auch in Provinzstädten, namentlich in Liverpool, Gesellschaften, welche kein Opfer scheuen, ihre Anstalten freigebig auszustatten. Das kleine Belgien zählt drei Gesellschaften für Naturgeschichte, mit denen wir uns näher beschäftigen werden, da ihr Beispiel zeigt, was Privatkräfte selbst eines kleinen Staates zu leisten vermögen. Jede hat einen zoologischen

Garten gegründet, der von Antwerpen ist der älteste. Er liegt etwas außerhalb der Stadt, nahe am Eisenbahnhofe. Ein naturhistorisches Museum enthält eine Sammlung ausgestopfter Thiere, welche der Mehrzahl nach früher im zoologischen Garten gelebt haben. Im Erdgeschosse dieses Gebäudes sind lebende Fleischfresser untergebracht, unter andern ein Tiger und eine Tigerin, ein Löwe vom Senegal, ein Panther, ein Kuguar von Paraguay und ein Tigerwolf. Der Vorbau beherbergt Vögel aus den tropischen Gegenden, den gelben kleinen Papagei von Neuholland, den blauen Aras aus Amerika, den Maximilian-Aras und viele andere Vögel, welche sich durch den Glanz ihrer Federn empfehlen. In einem Winkel dieses Saals hält vom 15. September bis zum 15. Mai ein Krokodil seinen Winterschlaf. In der Mitte des Gartens hat ein kleines, gegen Süden gelegenes Haus zwei Giraffen, zwei Elephanten und zahlreiche Antilopen vom Senegal aufgenommen. Die Wiederkäuer gehen in Parks umher, die durch ein leichtes Gitterwerk eingefriedigt werden. Hier zeichnet sich ein Bock von den Azoren aus. Verschiedene Käfige geben einer reichen Sammlung von Raubvögeln Wohnung. Geschmackvoll gebaute Vogelhäuser haben zu Bewohnern das Sultanshuhn vom Senegal, den heiligen Ibis, den rothen Ibis von Brasilien, die Mandarin-Ente, die gekrönte Taube, den numidischen Jungfernkranich und viele andere exotische Vögel. Neben ihnen dehnt sich ein Wasserbecken aus, in dem alle Schwimmvögel Europa's nach Lust und Gefallen schwimmen. Unter Gesträuchern trifft man bei jedem Schritt auf Käfige mit Thieren, die auf der Stufenleiter der lebenden Wesen eine mehr oder minder hohe Stelle einnehmen, auch auf ein Affenhaus, das einen sehr seltenen Affen von den Philippinen besitzt, und auf eine Bärengrube. Die ganze Sammlung würde jeder Seestadt der Welt Ehre machen. Die Antwerper Gesellschaft für Naturgeschichte wurde 1843 gegründet. Acht Mitglieder traten an die Spitze, ein Naturforscher Kets wurde zum immerwährenden Direktor ernannt. Zum Ankauf des Bodens und zur Errichtung der ersten Gebäude diente eine Anleihe von 100,000 Franken, deren Aktien von den Einwohnern Antwerpens unterzeichnet wurden. 1847 kaufte man noch mehr Grund und Boden an und führte neue Gebäude auf. Die Kosten des Antwerpener zoologischen Gartens belaufen sich gegenwärtig auf 25,000 Thaler. Diese Ausgaben werden gedeckt theils durch ein Eintrittsgeld von einem Franken, welches jeder Besucher zu erlegen hat, theils durch den Verkauf exotischer Vögel und anderer Thiere, welche größtentheils in der Anstalt geboren worden sind, theils durch Beiträge der Gesellschafter, nämlich 20 Franken Eintrittsgeld und 25 Franken Jahresbeitrag. Die Zahl der Besucher ist beträchtlich, und die Gesellschaft hat gegenwärtig 2500 Mitglieder. Die ökonomische Lage ist daher eine günstige. Der Ankauf der Thiere wird durch die Beziehungen begünstigt, welche zwischen mehreren Mitgliedern und Schiffskapitäns bestehen. Man erlangt auf diese Weise Seltenheiten zu geringen Preisen, und manches wird sogar geschenkt. Da jeder der Gesellschafter sich als Miteigenthümer betrachtet, so treibt ihn seine Eigenliebe, das Gedeihen der Anstalt zu befördern. Jeder führt eine Mitaufsicht. Die Verluste, welche die Gesellschaft durch das Ableben von Thieren erlitten hat, sind wenig beträchtlich.

Das von Antwerpen gegebene Beispiel blieb nicht ohne Nachahmung. Gegen das Ende des Jahres 1831 trat in Gent eine Gesellschaft zur Errichtung eines zoologischen Gartens zusammen. Das Gesellschaftskapital, das anfänglich 300,000 Franken betrug, wurde 1853 auf 450,000 Franken gebracht. Der angekaufte Boden, dem man nach und nach größere Ausdehnung gab, umfaßt gegenwärtig eine Oberfläche von fünf Hektaren. Die Bewohner von Gent, die sich anfangs wenig betheiligten, zeigen sich gegenwärtig sehr eifrig, der Gesellschaft beizutreten. Die Zahl der Mitglieder beläuft sich gegenwärtig auf 4000. Der zoologische Garten von Gent besitzt etwa 700 lebende Thiere und befindet sich in einer blühenden ökonomischen Lage. Im Jahre 1853 betrug die Einnahme

65,000 Franken, und die Ausgaben blieben bei der Ziffer von 48,000 Franken stehen. Der Direktor, ein sehr fähiger und eifriger Mann, hat Verbindungen mit allen Ländern angeknüpft, woher seltene Thiere kommen. Wie der zoologische Garten von Antwerpen ist auch der von Gent ein Ort für Studien und gesellige Vergnügungen. Einmal wöchtlich spielt eine Militärmusik, und dann stellen sich die Damen sehr zahlreich ein. Die belgische Hauptstadt bleibt zurück, der dortige zoologische Garten ist noch in der Kindheit. Er hat einen bedeutenden Umfang und ist gut bepflanzt, er besitzt mehrere hübsche Gebäude, die Käfige sind so gebaut, daß die Gitter unter Ornamenten verschwinden, aber die Thiersammlung ist dürftig. Die Vierfüßer sind allein durch das Hundegeschlecht, die Vögel blos durch Hühnerarten repräsentirt. Durch Absterben von Thieren hat man in Brüssel sehr bedeutende Verluste erlitten.

Der Mechanismus der belgischen Gesellschaften für Naturgeschichte ist höchst einfach. Es bildet sich ein leitender Ausschuß, dieser ernennt einen Verwaltungsrath und einen Direktor, und gleichzeitig schafft man ein Aktienkapital, das den muthmaßlichen Bedürfnissen der Gesellschaft entspricht. Sobald diese ersten Bedingungen, welche das Bestehen der Gesellschaft sichern, erfüllt sind, schreitet man zum Ankauf eines Grundstücks. Auf die Wahl kommt viel an: man braucht Lokale gegen Süden für die Thiere aus warmen Ländern, Lokale gegen Norden für die Thiere aus kalten Ländern, und für die Wasserthiere einen morastigen Grund. Einmal eröffnet, lebt die Anstalt von den Unterzeichnungen der Gesellschaft und von den Eintrittsgeldern der Besucher. Der Ankauf der Thiere ist immer Sache des Direktors, der sich mit Reisenden, Konsuln und Schiffskapitänen in Verbindung zu setzen hat. Sind die Thiere im Käfig, so kann nur die genaueste Kenntniß ihrer Sitten und Bedürfnisse ihre Erhaltung erzielen. Es kommt darauf an, sie so viel als möglich in die natürlichen Verhältnisse ihres Vaterlandes zu versetzen, namentlich Klimate zu schaffen. Neuerdings geht man damit um, bei den zoologischen Gärten naturwissenschaftliche Bibliotheken zu errichten und Vorlesungen halten zu lassen.

Vor etwa einem halben Jahrhundert waren die Giraffe, das Känguruh, das Schnabelthier für die große Menge eben so fabelhafte Thiere, wie das Einhorn und der Greif der Alten. Wenn gewisse exotische Thiere besser bekannt waren, so begegnete man ihnen doch nur in den historischen Museen, wo sie systematisch geordnet, mit Etiketten versehen, ausgestopft, mit Staub bedeckt standen und mehr Langeweile verursachten, als für das Studium der Naturgeschichte erwärmten. Jetzt haben wir dieselben Thiere lebend vor Augen, sehen sie gehen, fliegen, kriechen. Das ist ein großer Fortschritt. Die zoologischen Gärten haben der Naturgeschichte wirkliche Dienste erwiesen, indem sie die Kenntniß der Thiere popularisirt und der Wissenschaft ein festliches Ansehen gegeben haben. Sie geben den Städten einen neuen Reiz, fördern die öffentliche Erziehung, die Bildung, die Sittlichkeit, „denn", sagt einer der Alten, „der Mensch wird besser, indem er sich in die Werke Gottes versenkt." Trotz dieser unleugbaren Verdienste hat man den zoologischen Gärten noch nicht genug den Charakter gegeben, den sie haben sollten. Daß dies geschehe, dafür bemühen sich namhafte Naturforscher, und unsere Zeit müßte ihrem Charakter untreu werden, wenn die Stimmen dieser Männer ungehört verhallen sollten. Was man mit der geforderten Reform will, werden wir in den nächsten Zeilen sagen.

Die Gesetze aufzusuchen, nach denen die Thiere aus dem wilden Zustande in den gezähmten übergehen, Versuche mit Acclimatisirungen zu machen, die von dem Menschen bereits eroberten Thiergeschlechter zu vervollkommnen und die noch zu erobernden zu erziehen, das ist das Feld praktischer Studien, auf das die zoologischen Gärten sich zu stellen haben. Da auf diesem Wege die Vergangenheit die Zukunft zu belehren hat, wollen wir die Stufenleiter betrachten, die eines der bekanntesten Thiere durchlaufen hat, ehe es aus der Wildheit zu seinem jetzigen Zu-

stande gelangt ist. Wir wählen als Beispiel den Hund. Der Schakal ist der wahrscheinliche Ursprung unseres europäischen Hundes. Welche Umwandlungen dieses wilde Thier erlitten hat, zeigen uns die Hundearten der Gegenwart, die wir bei den Völkern von den ungebildetsten bis zu den gebildetsten antreffen. Am wenigsten durch den Menschen umgeändert ist der Hund von Neuholland. Dem wilden Zustande noch ganz nahe, hat dieser Hund, dessen Ohren gerade in die Höhe stehen, unter seinen glatten Haaren einen wolligen Pelz, das natürliche Kleid seines Geschlechts, das unsere Hunde gänzlich verloren haben. Er bellt nicht, denn das Bellen ist eine im Kulturzustande erlangte Fertigkeit. Höher als der neuholländische Hund steht der Hund der Eskimos, dessen Instinkt, den Bedürfnissen einer wenig entwickelten Civilisation angemessen, sich ziemlich darauf beschränkt, Schlitten auf dem Eise zu ziehen. Auf den Hund der Eskimos folgen stufenweise ansteigend die Hunde der barbarischen und halbbarbarischen Völker Asiens und der neuen Welt, dann jene der stehengebliebenen Civilisationen Indiens, Thibets, China's und Persiens. Diese Reihenfolge verbindet den schrittweise veränderten Hund endlich mit unserm Hunde, dem Gefährten und Arbeitsgenossen des Menschen.

Wie der Hund, so sind auch unsere andern Hausthiere nach und nach, wie der Mensch selbst sich ausbildete, aus ihrem ursprünglichen Zustande in einen höheren übergegangen. Aus dem Steinbock ist die Ziege geworden, aus dem Eber das Hausschwein, aus dem Muffelthier das Schaf. Der Einfluß des Menschen, der Jahrhunderte lang sich fortsetzte, hat das Fell, den Wuchs, die Organe und die Sitten dieser Thiere verändert. Diese durch die Gewohnheit in den Sitten der wilden Thiere hervorgerufenen Veränderungen werden auf die Länge so auffallend, daß die Naturforscher am Kopfe des neueren Hundes, verglichen mit dem seines Vorfahren, eine sehr beträchtliche Erhöhung des Hirnschädels und Verkürzung der Schnauze bemerken wollen. Isidor Geoffroy St. Hilaire hat in einer höchst merkwürdigen Abhandlung dargethan, wie der Erziehungsstand der Hausthiere immer sehr genau mit dem Civilisationszustande des Volks zusammenhängt, dem die Thiere angehören. Vereinigte ein zoologischer Garten die verschiedenen Thierformen, die sich vom wilden Zustande an auf den verschiedenen Kulturstufen gebildet haben, so würde man in den veränderten Typen der verschiedenen Thiere die Typen der Kulturabschnitte der Menschheit erhalten und einen förmlichen geschichtlichen Kursus vor sich haben. Die Besucher würden dann das große Drama der Civilisation durch Schauspieler, der Natur selbst entnommen, vor sich spielen sehen. In dem Vergleich zwischen den Urthieren und den am weitesten vorgeschrittenen Repräsentanten des gezähmten Zustandes müßte sich jenes Naturgesetz enthüllen, welches der untersten Stufe die Gleichförmigkeit, der obersten die Mannigfaltigkeit zuweist. Was Tacitus von den alten Germanen bemerkt, daß sie, so zahlreich sie wären, doch dieselbe Körpergestalt hätten, gilt in noch höherem Grade von den Thieren. Im Naturzustande existirt nur ein einziger Typus, giebt es, so zu sagen, nur ein Pferd, einen Esel, ein Schaf. Der Mensch schafft die Mannigfaltigkeit, indem er die natürliche Einförmigkeit durch ein System nützlicher Kreuzungen verdrängt. Dies ist noch nicht alles. Bei einfachen Kulturzuständen zeigen sich die Thiere einer einzigen Gattung von Diensten fähig, die ihrem ursprünglichen Instinkt entsprechen. Schreitet der Mensch vor, so lernt das Hausthier zahlreiche und verschiedene Dienste verrichten, wie sie den steigenden Bedürfnissen seines Herrn entsprechen. Jede neue Funktion bildet einen Fortschritt, der die frühern Fortschritte nicht verwischt, sondern fortsetzt und das Thier auf eine höhere Stufe hebt. Die Theilung der Arbeit, die Ungleichheit der geselligen Stellung, die Verschiedenheit der Nahrung, der Erziehung und der hygienischen Lage der einzelnen Bürgerklassen, alle diese Thatsachen drücken sich in vielfachen Zügen dem Charakter der Hausthiere ein und erzeugen eine Verschiedenheit von Diensten, deren Summe den idustriellen und landwirthschaftlichen Reichthum der Völker ausmacht. In Paris hatte man die Absicht, die Hunde der civilisirten Na-

tionen, der wilden wie der halbwilden Völker unter den Augen des Publikums in einem äußern Hofe zu vereinigen. Die Vorbereitungen waren bereits getroffen, als die Februarrevolution ausbrach und den Plan vereitelte.

Die auf die Zähmung der Thiere bezüglichen Fragen bilden gegenwärtig für die Naturforscher einen Gegenstand lebhafter Erörterungen. Alle stimmen überein, daß die Verbesserung der bereits für den Menschen gewonnenen Arten und die Vermehrung derselben durch neue Hausthiere große Wohlthaten seien würden. Die Arbeit der Acclimatisirung fremder Thiere erhält eine Ermunterung durch die Geschichte der Naturalisation der jetzigen Hausthiere. Die Mehrzahl der letztern, die einen so bedeutenden Theil unsers Reichthums ausmachen, stammt nicht aus Europa. Alles, was die Natur unsern Klimaten verweigerte, hat der menschliche Fleiß zu schaffen verstanden. Wir haben aus Centralasien das Pferd eingeführt, aus Indien und Aegypten den Stier, aus Persien die Ziege, aus Hindostan das Huhn, aus Kolchis den Fasan, aus Afrika das Perlhuhn, aus Amerika den Truthahn. So ist das Thierreich Europa's größtentheils eine menschliche Eroberung.

Ist diese friedliche Eroberung beendet, die Arbeit des Zähmens der Thiere für den Dienst des Menschen abgethan? Die Wissenschaft antwortet mit Nein. Die Naturgeschichte zeigt uns eine große Menge exotischer Thiere, auf die der Mensch seine Herrschaft ausdehnen könnte. Die Mehrzahl dieser Thiere figurirt in den zoologischen Gärten, aber als Gegenstände bloßer Neugier. Man muß zwischen dem zufälligen Besitz einzelner Thiere und dem gesicherten Besitz der ganzen Race wohl unterscheiden. Gewisse Thiere können bezwungen, selbst gezähmt werden, ohne daß sie darum Hausthiere werden. So scheint der Affe, dieses Thier, das durch seinen höheren Instinkt so dicht neben den Menschen gestellt wird, die Dienste, die man mit Recht von ihm erwarten dürfte, zu verweigern. Der Affe unterwirft sich zwar der Gefangenschaft, aber er gehorcht noch nicht, und wenn er auch der Gewalt weicht, so geschieht es immer mit dem geheimen Vorbehalt, sich zu gelegener Zeit an seinem Tyrannen zu rächen. Sobald er etwas Freiheit erhält, kehrt er zu seinem unbeugsamen Charakter zurück. Man kann jedoch nicht behaupten, daß das rebellische Thier sich später nicht zu nützlichen Diensten verwenden lassen werde. Die Herrschaft des Menschen über das Thierreich, so alt sie ist, scheint gleichwohl kaum begonnen zu haben. Noch andere Hindernisse erheben sich gegen die Erwerbung neuer Thierarten für unsere Dienste, und das hauptsächlichste ist das Klima. Die Natur hat das Leben jeder Thiergattung der Erde durch klimatische Grenzen lokalisirt. Dieses Hinderniß scheint indessen nicht unüberwindlich zu sein. So oft der Mensch ein bedeutendes Interesse daran gefunden hat, ein Thier für sich zu gewinnen, ist er an das Ziel gekommen, und die topographischen Schranken haben seinem beharrlichen Willen weichen müssen. Die weite Verbreitung gewisser Thiere, des Pferdes, des Hundes u. s. w., steht in direktem Verhältniß zu den Diensten, welche sie leisten. Wenn daher der Mensch nur eine verhältnißmäßig geringe Anzahl von Thieren sich dienstbar gemacht, so hat man den Grund nicht in den verschiedenen Temperaturen der Erde, auch nicht in den widerstrebenden Eigenschaften der Thiere zu suchen, sondern darin, daß der Mensch, nachdem er seinen dringendsten Bedürfnissen durch die Aneignung weniger Thiergattungen genügt hatte, in seiner Einwirkung auf die organische Natur erschlafft ist. Europa besitzt noch nicht mehr als fünfunddreißig Arten von Hausthieren, von denen einunddreißig aus der alten Welt und vier aus Amerika stammen. Dies ist augenscheinlich sehr wenig, und der Wunsch erscheint natürlich, die Zahl zu vermehren. Um sich von den Wohlthaten Rechenschaft zu geben, welche die Erwerbung neuer exotischer Gattungen dem Ackerbau, der Industrie und den Künsten bringen würde, braucht man sich nur zu vergegenwärtigen, welcher Verlust entstehen würde, wenn wir eine der seit langer Zeit heimischen Gattungen, das Pferd, den Stier, das Schaf, die Henne einbüßten.

Lassen wir jede der großen Abtheilungen des organischen Lebens rasch an uns vorübergehen, so werden wir sehen, welche Typen wir erobern zu können verständiger Weise hoffen dürfen. Wir schicken noch eine Bemerkung über die Thiere aus warmen Klimaten voraus. Mehrere unserer jetzigen Hausthiere gehörten ursprünglich zu denselben, worin allein der Beweis liegt, daß das Klima kein absolutes Hinderniß ist. Man versetzte diese Thiere nicht mit einem Male aus dem Süden nach dem Norden, sondern man ließ sie Zwischenstationen machen. So hat sich der Fasan aus Kolchis und der Pfau aus Indien von den griechischen Gestaden über Europa verbreitet. Das Perlhuhn und das Frettchen, beide aus Afrika stammend, sind in Italien und Spanien, dann im Languedoc und in der Provence naturalisirt worden, ehe sie sich zu unsern kältern Klimaten verbreitet haben. Gründete man in südlichen Städten zoologische Gärten und gäbe denselben eine praktische Tendenz, so ließe sich auf dem Wege allmäliger Naturalisirung viel erreichen. Zwei Schulen der Acclimatisirung, in Lissabon und Venedig errichtet, könnten die ersten tropischen Thiere aufnehmen und nach einer gewissen Anzahl von Geburten ihre Zöglinge an Marseille und Bordeaux übergeben, von wo dieselben, ebenfalls nach dem Verlauf einer gewissen Zeit, an den zoologischen Garten in Paris und aus diesem nach England, Belgien und Deutschland übergehen würden. Das neue erworbene Thiergeschlecht träte auf diese Weise etappenmäßig in die europäische Naturalisation ein. Auf diesem Stufengange würde dasselbe demselben geographischen Wege folgen und dieselben Temperaturphasen durchlaufen, wie unsere alten Hausthiere, nur daß der Gang ein künstlicher wäre und durch die Kenntniß und Ausübung der praktischen Gesundheitslehre beschleunigt würde.

Von den Fleischfressern hat Europa eines der nützlichsten und klügsten Mitglieder sich angeeignet: den Hund. Man glaubt gewöhnlich, daß die natürliche Wildheit der großen Repräsentanten dieser Gattung jeden fernern Versuch ausschließe. Dies ist jedoch ein Irrthum. Die Mehrzahl der großen Wiederkäuer besteht aus Thieren, deren Brutalität schwerer zu bewältigen ist, als es bei den Fleischfressern der Fall ist. Man kennt Beispiele genug von Löwen, Bären, Wölfen, Füchsen, welche sich vollständig zähmen ließen. Die Hyäne, die ein Gegenstand des Abscheues ist und die noch von den Naturforschern des vorigen Jahrhunderts mit den düstersten Farben geschildert wurde, ist in einem großen Theile des afrikanischen Festlandes in den Zustand eines Hausthiers übergegangen nnd leistet die Dienste eines treuen, seinem Herrn anhänglichen Hundes. Der Tigerwolf (guépard), von dem der zoologische Garten Antwerpens ein Exemplar besitzt, wird in Indien zur Jagd benutzt. Das Geschlecht der Fleischfresser leistet indessen nicht Dienste genug, als daß man starke Aufforderungen fühlen sollte, dasselbe zu naturalisiren. Französische Naturforscher machen auf ein Mitglied dieses Geschlechts aufmerksam, auf die Robbe. Vor einigen Jahren besaß der Direktor des naturhistorischen Kabinets in Dijon eine Robbe, die in dem Grade gezähmt war, daß sie ihre ursprünglichen Sitten und Gewohnheiten ganz geändert hatte. Sie ging fast nicht mehr ins Wasser und legte sich im Winter neben ihren Herrn, am liebsten in die warme Asche des Kamins. Die Robbe ist ein kluges, sanftes, anhängliches Geschöpf und besitzt mithin alle Eigenschaften eines Hausthiers. Von dem Menschen dressirt, könnte sie nach der Meinung der französischen Naturforscher für den Fischfang dasselbe werden, was der Hund für die Jagd ist. Der Versuch lohnte der Mühe, denn bis jetzt hat der Mensch unter den Bewohnern des Meeres nicht einen einzigen Freund und Bundesgenossen.

Gehen wir zu den Kräuterfessern über, so finden wir, daß uns mehrere Hausthiere fehlen, denen Asien, Afrika und Amerika einen Theil ihrer Reichthümer verdanken. Solche Thiere sind beispielsweise das Kamel, das Dromedar, das Quagga, das Lama, das Alpaka. Kamel und Dromedar würden vermöge ihrer Genügsamkeit und Geduld in den dürren und gebirgen Gegenden Europa's einen

Nutzen bringen, den das Pferd nicht gewähren kann. Im Pariser Pflanzengarten hat man längere Zeit Dromedare beim Wasserschöpfen verwendet und dabei gefunden, daß ein Dromedar so viel wie zwei Pferde leistet. Geringere Nahrungsbedürftigkeit und größere Arbeitsleistung ist keine üble Eigenschaft für ein Hausthier. Das Lama ist das Kamel der neuen Welt. Obgleich schwach und langsam, ist es als Lastthier in armen und gebirgigen Ländern, wo das Pferd und selbst das Maulthier schwer sich erhält, nicht zu verachten. In den höchsten Gebirgen der Welt heimisch, hat das Lama einen sehr sichern Schritt. Es steigt, schwer beladen, in die gefährlichsten Schluchten herab und bahnt sich durch Felsen am Rande von Abgründen einen Weg, auf dem der Mensch zu folgen Bedenken trägt. Das Lama bedarf fast keiner Pflege, eines sehr geringen Schutzes gegen Kälte, und sucht sich selbst seine Nahrung. Es paßt für gewisse Oertlichkeiten vortrefflich als Lastthier und für alle als Schlachtthier, denn sein Fleisch wird geschätzt und seine Wolle liefert kostbare Stoffe. In der letztern Beziehung wird es noch vom Alpaka übertroffen, das eine eben so feine und längere Wolle hat, als die Kaschmirziegen. Die Bereitung und der Verkauf der Gewebe, zu denen diese Wolle das Material liefert, haben lange Zeit einen der wenigen Industriezweige Südamerika's gebildet. Neuerdings in einige Gebiete Europa's eingeführt, haben sich diese Thiere gut erhalten und vermehrt. Es giebt keinen zoologischen Garten, wo man nicht mit einiger Sorgfalt vom Lama und Alpaka Geburten erzielt hätte. Das Lama ist in Holland beinahe schon acclimatisirt. Werden diese Versuche fortgesetzt, so können wir nach einem halben Jahrhundert Lama und Alpaka als europäische Hausthiere betrachten. Diese Eroberung, die gegenwärtig im Prinzip gesichert ist, wird weder das Pferd, noch das Maulthier verdrängen, wohl aber in den Ackerbau und die Industrie ein neues Element einführen.

Englische Naturforscher sind der Meinung, daß das Zebra trotz seines hartnäckigen und boshaften Charakters der Erziehung nicht unfähig sei. Sie behaupten sogar, daß das Ungestüm, der Muth, der Eifer des Thieres durch Zähmung sehr nützlich werden könne. Es giebt noch ein anderes nicht minder wildes und mit einer großen Schnelligkeit begabtes Thier, das Elenn, das in den Vereinigten Staaten Wapeti heißt. Dieses edle Thier, der Stolz der amerikanischen Urwälder, wurde durch einen deutschen Naturforscher in Baltimore heimisch gemacht. Die Indianer zähmten es, und es leistete ihnen bald alle Dienste eines Hausthiers. Das Elenn trägt Lasten, zieht im Winter auf dem Eise Schlitten mit einer außerordentlichen Schnelligkeit und besitzt ein wegen seines Wohlgeschmacks berühmtes Fleisch. Im Jahre 1817 wurden vier Elennthiere nach England gebracht und von Lord James Murray gekauft, der von diesen Thieren drei prächtige Generationen erhielt. Vor einigen Jahren sah man in London ein Elenn, das wie ein Pferd gezäumt war und einen Tilbury mit außerordentlicher Schnelligkeit zog. Eine noch größere Aufmerksamkeit als das Elenn verdient das Rennthier. Dieses Thier bildet fast den einzigen Reichthum der Völker des Nordens, denen es zugleich als Kuh, Schaf und Pferd dient, denn es nährt sie mit seiner Milch, kleidet sie mit seiner Wolle und zieht ihre Schlitten. Außerdem besitzt es ein vortreffliches Fleisch. In den letzten Jahren hat man in Großbrittannien Versuche gemacht, das Rennthier in gewissen nördlichen Bezirken zu naturalisiren. Die Versuche sind gescheitert, obgleich es in Schottland nicht an dem Moose fehlt, von dem sich das Rennthier hauptsächlich nährt. Die Schwierigkeit liegt mithin im Klima. Nun läßt sich nicht leugnen, daß das Rennthier, wie im allgemeinen alle Thiere des Nordens, mit äußerster Hartnäckigkeit an den geographischen Bedingungen festhält, welche die Natur ihm angewiesen hat. Es ist jedoch die Frage, ob diese Hartnäckigkeit nicht zu besiegen ist, was sich nach den bisherigen Versuchen noch nicht beurtheilen läßt. Jedenfalls müßte man die Naturalisirung in verschiedenen Uebergängen bewerkstelligen. Von Norwegen, wo das Rennthier sehr geschätzt ist, müßte man es nach dem südlichen Schweden, später nach Dänemark und Holland füh-

ren, von wo es nach Deutschland gehen könnte. Hegt man selbst in Frankreich Hoffnung, diesen nützlichen Bewohner der Eisregion für sich gewinnen zu können, so dürfen wir noch weniger verzweifeln. Wo das Rennthier günstige Verhältnisse findet, da macht es sich leicht heimisch. Im Jahre 1773 wurden dreizehn Rennthiere von Norwegen nach Island ausgeführt, wo nicht mehr als drei lebend ankamen. Man entließ sie in die Gebirge, wo sie gediehen und sich in dem Grade vermehrten, daß man funfzig Jahre später in mehreren Theilen von Island Heerden von funfzig bis sechszig Stück begegnete.

Unsere Fleischnahrung ist eine wenig mannigfaltige und droht nach den neuen über die Jagd getroffenen Bestimmungen auf einen noch kleineren Kreis einzuschrumpfen. Es würde zu weit führen, wollten wir alle die exotischen Thiere mustern, mit denen wir unsern Tisch bereichern könnten. Eines derselben empfiehlt sich durch seine große Gestalt, durch die Fülle seines Fleisches und durch die Leichtigkeit, mit der es sich erlangen läßt. Es ist dies der amerikanische Tapir. Dieser Dickhäuter würde das Geschlecht unseres Hausschweins, dessen Nützlichkeit sprüchwörtlich geworden ist, vervollständigen. Wie mit ihm, so sollten auch mit dem brasilischen Wasserschwein, mit dem Schafkamel, der Gazelle und andern in Europa unbekannten Thieren Versuche angestellt werden. Zur Naturalisirung aller dieser Thiere ermuntert noch die Betrachtung, daß sie alle, wenn man sie dem wilden Zustande überläßt, durch die Fortschritte der Civilisation vernichtet werden müssen. Werden die jetzt noch wilden Arten nicht Hausthiere, so gehen sie sämmtlich unter. Dieses Schicksal droht namentlich einem für die Industrie werthvollen Thiere, dem Biber, der in den deutschen Flüssen gegenwärtig zu den allerseltesten Gästen gehört und in Amerika durch die Pelzjäger mehr und mehr verdrängt wird.

Die Eroberung der exotischen Geschlechter, welche für diese selbst eine rettende Maßregel ist, macht allmälige aber sichere Fortschritte. Vor kurzem war das Känguruh kaum bekannt, jetzt darf man schon die ernstliche Hoffnung hegen, daß die Naturalisation des seltsamen Thiers in unsern Klimaten gelingen wird. Mehrere zoologische Gärten haben Geburten vom Känguruh erhalten. Es wäre für die Wissenschaft von Interesse, ließe sich beobachten, in welchem Grade die Zähmung die Sitten dieses Beutelthiers verändern werde. Es ist ein Naturgesetz, daß die Welttheile, deren Lage eine excentrische ist, ein außergewöhnliches Thierleben hervorrufen. Wenn dieses geographische Gesetz ein begründetes ist, wenn die organischen Wesen in gewisser Art die belebten Kräfte der Regionen sind, wo sie leben, wenn man sich nach ihrem äußern Charakter und nach ihren Gewohnheiten eine Idee von dem Lande machen kann, das sie bewohnen, so hat Australien gesehen, wer das Känguruh gesehen hat. Dieses Thier, das mehr springt als geht, dessen Haltung sehr häufig eine senkrechte ist, dem sein Schwanz, wenn es aufrecht steht, als Pfeiler dient, paßt ganz zu den topographischen Verhältnissen, in deren Mitte es lebt. Sein hoher Wuchs, die beträchtliche Stärke seiner hintern Glieder, die Sprünge von 12 bis 20 Fuß Höhe, die es mit Leichtigkeit ausführt, alles deutet auf ein Land hin, wo von Entfernung zu Entfernung ungeheure Krautbüschel wachsen und die Umschau bald durch Felsen, bald durch Gesträuch gehemmt wird. Englische Naturforscher versichern, daß Känguruhs, die auf den australischen Küsten durch Generationen in zahmem Zustande gehalten worden sind, ihre Schnellkraft verloren haben, daß ihr Wuchs ein niedriger geworden ist, und daß sie sich häufig ihrer vier Füße zum Laufen bedienen. Wenn diese Erfahrungen in Europa sich bestätigten, so würde die schwierige Streitfrage, in welchem Grade äußere Umstände auf die Organisation und die Sitten lebender Wesen Einfluß üben, entschieden werden können.

Bei den Vögeln finden wir wie bei den Vierfüßern, daß der Mensch mit seinen Aneignungen zu sparsam gewesen ist. Im Mittelalter hatte die Falknerei einen hohen Grad der Ausbildung erlangt, unser friedliches und industrielles Zeitalter beschränkt sich auf die Zucht solcher Vögel, welche direkten Nutzen gewähren.

Die Zahl derselben ist eine unverhältnißmäßig kleine. Bisher stellte sich der Naturalisirung großer exotischer Vögel das Hinderniß entgegen, daß man die Eier derselben nicht ausbrüten konnte. Jetzt hat man in England hydraulische Brütmaschinen aufgestellt, denen Eier von Straußen und Kasuaren untergelegt worden sind. Gelingen die desfallsigen Versuche, so bleiben wir Afrika nicht länger für die Straußfedern tributpflichtig. Die Naturalisirung wird sich hauptsächlich auf die Hühnerarten zu richten haben. Von diesen besitzen wir viele Arten nicht, welche theils in Afrika, theils in Australien, theils in der neuen Welt heimisch sind. Zu diesen Arten gehören der Hocko und der Pauxi. Beide Vögel sind zuthunlich, verlassen den wilden Zustand leicht und sind seit längerer Zeit in mehreren Theilen von Südamerika Hausthiere geworden. Daß der Hocko sich an unser Klima gewöhnen kann, unterliegt keinem Zweifel mehr. Der Hocko ist bereits einmal in Holland naturalisirt gewesen und dort nach Verlauf einiger Monate eben so fruchtbar geworden, wie die Mehrzahl unseres gewöhnlichen Geflügels. Diese Naturalisirung fiel in die Zeit kurz vor der ersten französischen Revolution, wurde durch die politischen Stürme unterbrochen und nicht wieder aufgenommen. Die zoologischen Gärten sollten sich der einmal gelungenen Arbeit aufs neue unterziehen. Die Einführung des Vogels wäre in zwiefacher Hinsicht wünschenswerth. Er empfiehlt sich den Liebhabern durch seine Gestalt wie durch seine Schönheit, und auf den Märkten wird er sehr gesucht sein, da sein Fleisch das des Fasans an Wohlgeschmack übertrifft.

Die Familie der Fische hat uns die wenigsten fremden Arten geliefert. Bis jetzt hat sich der Mensch fast allein darauf beschränkt, sich von den wenigen ichthyologischen Arten zu nähren, mit denen die Natur die Gewässer bevölkert hat, und doch liefert der Goldfisch, der in allen europäischen Städten so häufig ist, den Beweis, daß sich sogar aus China Fische in unser Klima versetzen lassen. Die künstliche Befruchtung des Fischeies eröffnet jetzt neue Wege. Diese Kunst könnte ein großes Hülfsmittel werden, wenn man sie auf die Eroberung neuer Arten aus fremden Welttheilen richtete. Wollten wir uns auf die Fische beschränken, welche in unsern Flüssen, Seen und Teichen leben, so handelten wir wie Wilde, für die es keine Genüsse giebt, als die, welche ihre Heimath ihnen liefert. Ob sich durch Kreuzung des Samens verschiedener Fischarten neue Gattungen erzielen lassen, ist noch nicht entschieden. Die bisherigen Bemühungen sind nicht glücklich gewesen, aber die bedeutendsten Physiologen geben die Hoffnung noch nicht auf.

Die Dienste, welche die zoologischen Gärten leisten könnten, wenn sie Schulen der Naturalisirung würden, sind nicht die einzigen. Eine nicht minder nützliche Arbeit, als die Eroberung fremder Arten, ist die Verbesserung der bereits heimisch gewordenen. Es giebt eine Kunst, die Racen zu verändern, und dieser Kunst verdankt England einen Theil seiner Reichthümer. Obgleich der Keim des Hundes, des Stiers, des Schafs in der Natur sich findet, so kann man doch sagen, daß diese Thiere eine menschliche Schöpfung sind. Eine unausgesetzte ökonomische Einwirkung hat ihre Beziehungen, ihre Sitten, die Gesetze ihrer natürlichen Fruchtbarkeit umgeändert und sogar unerwartete Formen bei ihnen erzeugt. Ein Beispiel sind die Durham-Ochsen, die England nach seinen Bedürfnissen umgemodelt hat. Die Hörner dieser Kräuterfresser wurden als unnützt beseitigt, die fleischigen Theile auf Kosten des Knochengerüsts vermehrt, die zarteren Theile stark entwickelt. Durch diese Umänderungen ist das Thier ein ganz anderes geworden. Mit demselben Eifer und Erfolg hat England die Umwandlung der andern zur Nahrung dienenden Thiere betrieben, so daß es seine Hülfsquellen ohne Naturalisirung fremder Thiere bedeutend vermehrt hat. Welch ein edles, zu allen Zwecken verwendbares Thier ist das Pferd geworden, das im Naturzustande so wild und einfältig ist! Von dem Rennpferde bis zu den kolossalen Zugpferden der Londoner Brauer ist eine unendliche Reihenfolge der verschiedensten Thiere entstanden.

Die Kunst, die Racen zu veredeln, stützt sich auf bekannte Gesetze, von denen

das erste die Vererbung erworbener Fähigkeiten ist. Die organischen Wesen haben die Tendenz, auf dem Zeugungswege nicht blos den Typus ihrer Art zu übertragen, sondern auch die zufälligen Eigenschaften, welche den Fundamentaltypus verändert oder verschönert haben. Auf diese Weise können die zufälligen und flüchtigen Eigenschaften stabilen Formen Entstehung geben. Auf diesen Grundsätzen hat sich eine praktische Wissenschaft aufgebaut, deren Resultate eben so wunderbar als für den Reichthum der Nationen nützlich sind. Den primitiven Formen der Natur substituirt der Mensch nützliche und schöne Gestaltungen. Unter seiner Hand entstehen Mannigfaltigkeiten. Er verlängert oder verkürzt die vordern und hintern Theile des Pferdes, er beladet die saftigen Theile des Ochsen mit Fleisch, er vermehrt bei einigen Schafen das Gewicht des Schwanzes, bei andern die Anzahl der Hörner, er erzielt neue Arten von Vierfüßern und Vögeln, die er bis auf die Haut, bis auf die Federn modelt. Nicht nur der äußere Charakter wird durch den Menschen ein anderer, sondern Gewohnheit und Erziehung rufen auch die überraschendsten, nicht selten sogar dem Naturcharakter des Thiers entgegengesetzte Instinkte hervor. Das Thier erwirbt nicht nur die Fähigkeiten, welche die Kunst ihm mittheilt, sondern es verliert auch die, welche die Natur ihm geschenkt hat. Die zoologischen Gärten, wo mit Kreuzungen und Erziehungsmethoden Versuche gemacht würden, erhöben sich dadurch zu praktischen Werkstätten der Wissenschaft.

Man muß nicht glauben, daß die Thiere im zahmen Zustande entarteten. Bei der Mehrzahl unserer Hausthiere hat die Zähmung im Gegentheil höhere Eigenschaften hervorgerufen. Der Mensch hat den Wuchs, den Bau, die Fruchtbarkeit fast aller der seiner unmittelbaren und fortgesetzten Sorgfalt übergebenen Thiere vervollkommnet. Es ist indessen richtig, daß die Thiergeschlechter nach einer gewissen Periode, die sie im zahmen Zustande verlebt haben, das Bedürfniß empfinden, sich in der Natur neue Stärke zu holen. In Belgien hat man vom Hausschwein und dem Eber junge Thiere gezogen, die sich durch Gestalt, Lebhaftigkeit und Fleischfülle bemerkenswerth ausgezeichnet haben. Unsere Truthühner würden durch ein Zurückgehen zu ihrer Quelle bedeutend gewinnen. Die wilden Truthühner Pennsylvaniens sind große und stolze Vögel, deren Farben matter, deren Formen unbedeutender geworden sind, seit wir sie auf unsere Hühnerhöfe verpflanzt haben. Da die zoologischen Gärten die wilden Arten größtentheils besitzen, so könnten sie sich der Sorge für Bluterneuerung unterziehen.

Diese Forderungen, neue Thierarten zu erobern und die Hausthiere zu verbessern, sind es, welche die Wissenschaft an die zoologischen Gärten stellt. Man sage nicht, daß die Erfindung der Eisenbahnen das Bedürfniß aufgehoben habe, neue Zug- und Lastthiere zu gewinnen. Der Fortschritt der Mechanik und die Verbesserung der Thiergeschlechter können Hand in Hand gehen. England, das ein ganzes Heer von Maschinen geschaffen, hat gleichwohl die Vermehrung der Kraft und des Werths seiner Hausthiere nicht vernachlässigt, sondern im Gegentheil begriffen, daß aus dem Zusammenwirken beider Kräfte ein vermehrter Wohlstand hervorgehen müsse. Eine letzte Erwägung möge hier noch Platz finden. Viele der Verzehrungsgegenstände, welche in der Oekonomie der europäischen Gesellschaft eine Hauptrolle spielen, der Zucker, der Kaffee, der Reis, die Kartoffel sind exotischen Ursprungs. Durch sie hat sich die Ernährung des Menschen seit zwei oder drei Jahrhunderten gleichsam erneuert, aber das Pflanzenreich hat allein die Kosten dieser ökonomischen Revolution getragen. Das Thierreich, so gut ausgestattet es ist, hat fast keine neue Hülfsquelle geliefert, und seine Mitwirkung wird jetzt gefordert. In welcher Ausdehnung die zoologischen Gärten zu diesem Resultat beitragen könnten, haben wir zu zeigen gesucht.

Die Senegalkolonie. Die französischen Niederlassungen am Senegal sind lange vernachlässigt worden. Sie entstanden im Jahre 1637 durch einige Kaufleute von Dieppe, die nur von wenigen Handelsgehülfen, Dienern und Sklaven begleitet, der zahlreichen einheimischen Bevölkerung gegenüber keine würdige Stel-

lung einzunehmen vermochten. Nach diesen einzelnen Kaufleuten kamen Gesellschaften. Um ihren Sklavenhandel, welcher das Hauptelement ihres Gedeihens war, zu beschützen, hatten sie nicht mehr als ein Paar Kompagnien Kolonialsoldaten, die keineswegs zu der Elite der Armee gehörten. 1756 nahmen die Engländer die Kolonie, 1779 eroberten die Franzosen sie zurück, verloren sie dann aber wieder in den Revolutionskriegen, bis der erste Pariser Friede sie ihnen zurückgab. Die definitive Besitznahme verzögerte sich bis zum Jahre 1818, und die Lage der Kolonie wurde nun eine ganz andere, da der Sklavenhandel unterdrückt wurde. Man mußte das Gedeihen auf den Produktenhandel stützen und zu diesem Zwecke Verbindungen mit den Völkern im Innern anknüpfen und Stationen anlegen. Dadurch verwickelte man sich aber in Kämpfe mit den Eingeborenen, in denen Frankreich nicht allemale der siegende Theil war. Ludwig Philipp schickte Spahis nach dem Senegal, um die Polizei auf den Märkten zu handhaben, und jetzt hat St. Louis eine Besatzung, die aus allen Truppengattungen besteht, namentlich aus Geniesoldaten, denen viele Arbeiten anheimfallen.

Die Franzosen nennen ihre Kolonie noch heute „die Komptoire an der Westküste von Afrika" und begreifen unter diesem Namen nicht blos die Niederlassungen am Senegal, sondern auch die Insel Goree und alle Stationen südlich vom grünen Vorgebirge. Die Hauptströme sind der Senegal und der Gambia. Der Senegal, dessen Mündung unter 15° 48′ n. Br. liegt, hat seine Hauptquellen, die des Ba-fing, unter 10° 16′ n. Br. Der Ba-fing strömt anfangs östlich, dann nördlich und später nordöstlich und nordwestlich. Er ist schiffbar bis zu den Katarakten von Felu in Kasson, etwa 140 deutsche Meilen von der Mündung aufwärts. Oberhalb jener Fälle nimmt er wieder den Charakter eines großen Stromes an, doch ist er in diesem obern Laufe wenig bekannt. In seinem untern Theile verliert er viel Wasser durch Nebenarme, und seine Mündung wird durch eine gefährliche Barre verstopft, welche den größten Theil des Jahres hindurch nur kleinen Schiffen den Durchgang gestattet. Der Gambia soll seine Quellen in den Gebirgen von Bade, unter 11° 25′ n. Br., haben. Er strömt zuerst gleich dem Ba-fing östlich, macht aber eine plötzliche Wendung und verfolgt zwölf Meilen von seiner Mündung entfernt bis zum Meere eine westliche Richtung. In seinem untern Laufe stellt er sich als ein größerer Fluß dar, als der Senegal, und ist für Schiffe, welche zwei Faden tief gehen, 50 Meilen weit schiffbar. Während der Fluth kann man die Fälle von Baracunda hinaufschiffen, und in Booten ist der Gambia schon hundert Meilen von seiner Mündung aufwärts befahren worden.

Am untern Senegal ist der Boden, so weit die Ueberschwemmungen des Flusses reichen, von außerordentlicher Fruchtbarkeit. Jenseits dieser Linie erstreckt sich eine dürre Sandwüste, in der der Caktus, die Akazie und verschiedene Dornpflanzen der Sahara den Boden überziehen. Diese Wüste reicht, im Süden schmaler werdend, bis nahe an den Gambia. Die Küsten besetzen Mangelbäume und Palmen, weiter landeinwärts sieht man den riesenhaften Baobab (Adansonia), den Bentang (Eriodendron), den afrikanischen Teakbaum und andere werthvolle Bäume. Dichte Wälder beginnen aber erst in einiger Entfernung von der Küste am Fuße der Berge. Oberhalb der Grenze dieser Wälder tritt der Butterbaum auf, der nebst der Ceiba-Palma die Berggegend charakterisirt. Die Bebauung des Bodens ist nach der höhern oder geringeren Bildung der einheimischen Stämme eine sehr verschiedene, doch werden Reis, Mais, Bananen, Maniok und Yams auf fruchtbarem Boden überall gezogen, in der Ebene wie auf den Hügeln. Die Ausfuhren bestehen hauptsächlich in Gummi, Fellen, Wachs, Elfenbein, feinen Hölzern und Goldstaub, die Einfuhren in Manufakturwaaren, Weinen und Spiritus. Der Gummihandel, der jährlich zwei bis drei Millionen Franken in Umlauf bringt, ist der bedeutendste Verkehrszweig. Eine lange Erfahrung hat gezeigt, daß der Ostwind, der bald sehr trocken, bald sehr feucht, bald sehr heiß und bald sehr kalt ist, die Stämme der Gummibäume öffnet und den Saft ausschwitzen läßt, der sich ver-

dichtet und zu Gummi wird. Im Sommer ist so lange schönes Wetter, als der Nord-Nordost herrscht. So dichte Wolken auch am Himmel aufsteigen mögen, sie zerstreuen sich immer, ohne daß ein Unwetter ausbricht. Der Südost ist der Wind der Orkane, doch hat man sichere Zeichen, aus denen man erkennt, daß ein solches Naturereigniß bevorsteht, und kann seine Maßregeln treffen. Eine kleine weiße Wolke steigt am Himmel auf, vergrößert sich und hüllt nach einer Viertelstunde den ganzen Dunstkreis ein. Dann erhebt sich ein Wirbelwind, der den Staub zu fabelhafter Höhe emportreibt, das Meer, die Flüsse, die Bäume gerathen in Bewegung, der Donner rollt mit furchtbarem Getöse, zuletzt gießt der Regen in Strömen herab. In diesem letzten Stadium sieht man sämmtliche Neger ihre Hütten verlassen, um sich den Genuß eines Regenbades zu verschaffen.

Die Negerstämme auf dem linken Ufer des Senegals sind für die Kolonie sehr wichtig, da allein durch sie der Gummihandel die Ausdehnung gewinnen kann, deren er fähig ist. Ob diese Ausdehnung übrigens eine so große sein könne, wie die Franzosen glauben machen wollen, wird von Kundigen bezweifelt. Diese nehmen an, daß eine verständige Ausbeutung des Senegalthals den jetzigen Handel nicht mehr als verdoppeln könne, also einen Mehrertrag von zwei bis drei Millionen Franken liefern werde. Eine solche Vermehrung verlohnte immerhin, daß man auf den Handelsstraßen nach dem Innern Sicherheit erzwänge. In dieser Beziehung hat man gefehlt, namentlich durch Vernachlässigung der Negerstämme, die man den Mauren preisgab. Diese plünderten und trieben den Menschenraub im Großen, was sich zum Theil bis auf den heutigen Tag fortsetzt, denn noch zu Anfang des Jahres 1854 haben maurische Räuber, die sich Scheiks nennen, aus den furchtbaren Ebenen am untern Senegal mehrere hundert friedliche Ackerbauer fortgeschleppt. Die Mauren haben aber nicht allein materielle Fortschritte gemacht, sondern auch moralische, die noch schwerer ins Gewicht fallen. Mehrere der von ihnen mißhandelten Negerstämme haben sich zu ihrem Glauben bekehrt und sind fanatische Muselmänner geworden. Einige derselben haben früher wiederholt französische Hülfe nachgesucht und sich erst dann, als man in St. Louis ihrer Bitten nicht achtete, den Mauren hingegeben.

Unter den Negerstämmen am Fluß benahm sich keiner mit größerer Unverschämtheit und Feindseligkeit, als die Futa's. Diese wohnten früher auf beiden Seiten des Flusses, wurden aber von den Mauren auf das linke oder südliche Ufer zurückgeworfen. Sie bewohnen dort die Provinzen Dimar, Toro, Futa und Damga, und ihr Gebiet erstreckt sich von Dagana, einem französischen Posten vierzig französische Stunden von der Mündung entfernt, bis Dembakane, von wo man zu dem französischen Posten Bakel noch zehn Stunden hat. Die ganze Länge dieses Gebiets beträgt 120 Stunden. Die Insel Morfil, die nach dem alten Namen des Elfenbeins so genannt wird und zwischen zwei Flußarmen liegt, gehört zu dem Gebiet Futa. Auf dem westlichen Ende dieser Insel erbaute die indische Gesellschaft 1740 ein Fort Podor und legte Batterien an, unter deren Schutz mehrere Faktoreien entstanden. Fort und Faktoreien wurden während der Revolutionskriege am Schluß des vorigen Jahrhunderts verlassen, und das Fort fiel in Trümmer. 1818 wollte man die Insel Morfil zum Mittelpunkte großer Kulturen von Baumwolle und Indigo machen, aber die Schwarzen wiesen alle Anerbietungen zurück, und die Franzosen stellten nun ihre Versuche auf den weit schlechteren Ländereien von Ualo an, scheiterten jedoch damit vollständig. Von diesem Zeitpunkte datiren die unverschämten Forderungen der Futa's, welche, obwohl kaum im Stande, sich gegen die Angriffe der Mauren zu behaupten, den Senegal ihr Eigenthum nannten und von den französischen Schiffen, welche bei Salde vorbei nach dem obern Flusse fuhren, die übertriebensten Abgaben erhoben. Mehrere Angriffe der Franzosen wurden nicht mit der erforderlichen Energie unternommen, und noch ein 1849 vom Statthalter Baudin ausgeführter Kriegszug blieb ohne ein erhebliches Resultat.

1853 wurde auf die wiederholten Vorstellungen des Handelsstandes beschlossen, Podor wieder zu besetzen, sei es auch mit bewaffneter Hand. Der Almamy (Emir el Mumenin), das politische und geistliche Oberhaupt von Futa, antwortete auf die französischen Erbietungen, ein Stück Land theuer zu bezahlen, daß sein Glaube die Zulassung von Ungläubigen nicht dulde. Dieses Mal machte man Ernst. Nicht auf Kulturversuche richtete sich die Absicht, sondern darauf, sich eine gute Handelsstellung zu verschaffen, sich einen Mittelpunkt für Ausdehnung des französischen Einflusses zu sichern und einen Waffenplatz für fernere Kriegszüge zu gewinnen. Von Frankreich wurden ziemlich beträchtliche Streitkräfte abgeschickt, um das Unternehmen unfehlbar zu machen, so daß der Statthalter Protet gegen Futa über ein Heer von 2000 Mann aller Waffengattungen verfügte. Zwanzig Fahrzeuge, darunter sechs Dampfer, welche die Dienste von Schleppern verrichteten, nahmen die Truppen und unermeßliche Vorräthe auf. Am 18. März 1854 gingen die Schiffe den Senegal hinauf, und am 21. erreichten sie das Dorf Naole, das besetzt wurde. Die ganze Nacht wechselte man mit dem Feinde Flintenschüsse, am nächsten Morgen wurde der Marsch nach Podor angetreten. Auf einer fruchtbaren, mit Hirse bestellten Ebene stand die Armee von Futa in Schlachtordnung. Sie wurde in die Flucht geschlagen, worauf noch an demselben Tage die Besetzung der Dörfer Suiman, Tiusi und Podor erfolgte. Am nächsten Tage begann der Wiederaufbau des Forts Podor, und da tausend Mann Hand anlegten, so war die Arbeit in fünf Wochen fertig. Die Provinz Toro, zu der Podor gehört, bat um Frieden und stellte Geißeln. Nach der Vollendung des Forts ging die Armee nach der Provinz Dimar ab, die trotz ihres Versprechens, neutral zu bleiben, während des Marsches der Franzosen auf Podor Feindseligkeiten begangen hatte.

Die Franzosen landeten bei dem alten Dorfe Fanaye, das der Statthalter Baudin im Jahre 1849 zerstört hatte. Sie fanden das Dorf verlassen und zogen sechs Stunden weit durch Gehölz und ausgedehnte Hirsefelder auf Dialmatsch. Diese Hauptstadt und heilige Stadt von Dimar galt am ganzen Senegal für uneinnehmbar. Die Einwohner von Dimar, die zu den tapfersten am Flusse gehören, fanden hinter ihren Mauern ein sicheres Asyl gegen die Angriffe ihrer maurischen und schwarzen Feinde. Sie hatten dort noch kürzlich dem mächtigen König der Trarzas getrotzt. Die Stadt liegt auf einer Höhe, lehnt sich an einen Flußarm und wird durch einen Tata vertheidigt. Unter einem Tata versteht man eine Umfassung von Baumstämmen und Thon, die einen Fuß über dem Boden von kleinen Schießscharten durchbrochen wird. Die Vertheidiger kauern in einem Graben von zwei Fuß Tiefe, der sich im Innern längs der Umfassung hinzieht, sind vollkommen geschützt und können den vorliegenden Boden aus ihren Schießscharten wirksamst bestreichen.

In Dilmatsch waren über 2000 Neger versammelt, die über Flinten und zwei Geschütze verfügten. Die französische Kolonne nahm vor der Stadt Stellung, indem sie Spahis voranschickte, die mit Kanonenschüssen empfangen wurden. Sechshundert Freiwillige von Saint-Louis, lauter Schwarze oder Farbige, konnten ihr Feuer nicht bezähmen und näherten sich prahlend und tanzend den Mauern. Sie verließen sich auf ihre Grisgris, Amulete von Stücken Papier, auf die ein Marabut Koranstellen schreibt und die man, in lederne Beutel eingeschlossen, auf dem Leibe trägt. Alle Schwarze am Senegal tragen solche Grisgris, und die reicheren kaufen deren so viel, daß ihr Körper ganz davon bedeckt ist. Da das Leder der Taschen sehr dick ist, so geschieht es häufig, daß die Grisgris Flintenschüsse abwehren. Ein solches Amulet, an dem eine Flintenkugel matt geworden ist, wird zu einem hohen Preise verkauft. Bei dieser Gelegenheit bewährten sich die Grisgris schlecht; die Freiwilligen von St. Louis verloren ein Menge Leute und mußten sich zurückziehen.

Der regelmäßige Angriff wurde durch Geschützfeuer eingeleitet. Die Artillerie schleuderte über hundert Granaten, welche durch den Tata schlugen, ohne ihn um-

stürzen, und mehrere Häuser in Brand steckten. Die Einwohner löschten und zeigten sich nicht im geringsten erschüttert. Man mußte sich entschließen, Sturmkolonnen zu bilden und den Tata mit Beil und Haue zu zerstören. Es war Mittag, die Truppen waren seit fünf Uhr Morgens in Bewegung, der hunderttheilige Thermometer zeigte in der Sonne auf 55°, und viele Menschen sanken in dieser unerträglichen Hitze zu Boden. Die drei Kolonnen, die der Anführer bildete, hatten einen freien Raum von 600 Fuß Breite zurückzulegen. Etwa auf der Hälfte des Wegs gab die eine, aus Schwarzen bestehende Kolonne Feuer, die beiden andern Kolonnen ahmten dies nach, und es entstand daraus ein Halt. Von dem furchtbaren Feuer der unsichtbaren Vertheidiger zerschmettert, begannen die Kolonnen zu wanken, aber einige Tapfere eilten vorwärts, und ihr Beispiel wie die Ermahnungen der Offiziere stellten den Muth wieder her. So wie man die Umfassung erreichte und durch die Schießscharten hineinfeuerte, war das Schicksal des Tags entschieden. Die Vertheidiger flohen, die Franzosen rissen den Tata nieder und drangen in die Stadt. Viele Einwohner wurden in den Straßen und Hütten getödtet, andere, indem sie über den Flußarm zu schwimmen versuchten, von den verfolgenden Spahis niedergehauen oder auf dem jenseitigen Ufer mit Kartätschen erschossen. Die Franzosen hatten einen Verlust von 150 Menschen.

Die Kolonne schiffte sich nach ihrem Siege wieder ein, um mit dem Bezirk Toro einige Angelegenheiten zu ordnen. Sie ging dann den Fluß wieder hinab, verbrannte Bokol, Alt- und Neu-Fanaye, wo abermals gelandet wurde, und beschoß im Vorbeifahren das Dorf Gae. Die wichtigsten unmittelbaren Folgen dieses Kriegszugs sind die Demüthigung der Einwohner von Dimar und ein Vertrag, der mit Mohamed-el-Habit, dem Scheikh der Trarzas, zum Abschusse gekommen ist. Der Scheikh hat eingewilligt, daß die Art der Erhebung der Abgabe vom Gummi gänzlich verändert wird. Von nun hat er bei dieser Abgabe ausschließlich und unmittelbar mit den französischen Behörden zu verhandeln. Diese Reform ist sehr wichtig, da sie den Handel tausend willkürlichen Forderungen und Plackereien enthebt. Die Abgabe ist jetzt ein Ausfuhrzoll, und da sie den bedeutendsten Theil der Einnahmen des Scheikhs bildet, so hat der Statthalter des Senegals gegen seinen unzuverlässigen Verbündeten ein tüchtiges Zwangsmittel in der Hand. Ueber die von der Expedition nicht gedemüthigten Ländertheile hinaus herrscht die alte Verwirrung. Bei den Bracknas kämpfen zwei Thronbewerber mit einander, Cayor, dessen „Fürst" durch heiße Getränke zum Thier geworden ist, wird von mehreren „Prinzen" gebrandschatzt, in Bundu plündert eine Bambara-Armee, die man in inneren Streitigkeiten zu Hülfe gerufen hat.

Gegenwärtig hängen von St. Louis zwanzig Militärposten oder befestigte Komptoirs ab, die theils am Flusse liegen, wo sie sich hundertfunfzig französische Stunden weit ins Innere erstrecken, theils längs der Küste bis zum Aequator oder an den Flüssen, welche in dieser Zone münden, vertheilt sind. Ein großer Nachtheil für Frankreich und das Land selbst liegt darin, daß man bisher von dem Missionswesen einen spärlichen Gebrauch gemacht hat. So lange allein mohamedanische Glaubensboten ins Innere dringen, gewinnen die Schwarzen wohl etwas an Bildung, vielleicht auch an Sittlichkeit, aber auf diese Apostel des Islams folgen sofort mohamedanische Räuberbanden, welche die bevölkerten Bezirke in Wüsten verwandeln. Das rechte Ufer des Senegals, das noch vor hundertundfunfzig Jahren von Dörfern bedeckt war, ist jetzt öde und wird nur von einigen armseligen Bracknas-Stämmen durchzogen, die weder von der natürlichen Fruchtbarkeit des Bodens Vortheil ziehen, noch sich vermehren, weil das Klima ihnen nicht zusagt. Dem Vordringen der Mohamedaner durch Eroberungen auf dem rechten Senegalufer entgegenzuarbeiten würde ein weitschichtiges Unternehmen sein. Man hofft durch Handelsverbindungen mehr zu erreichen und

so die fast unbeschränkte Aussicht auf Verkehr mit dem Innern, die der obere Senegal eröffnet, verwirklichen zu können. Man hat sogar den Plan ins Auge gefaßt, vom obern Flußlauf mit Karawanen an den Niger zu reisen, diesen hinab bis an den Einfluß des Tschad, an diesem hinauf bis an den großen See Tschad und von da an die Quellen des Nils zu gehen, um entweder an diesem herab oder durch das Land der Gallas und Abyssinien wieder an das Meer zu kommen. So ließe sich, denkt man, eine Handelslinie in das mittelere Afrika einleiten, die sich von Timbuktu aus gegen Süden und gegen Norden durch die Wüste nach Algier verzweigen würde. Offenbar faßt man die Sache am verkehrten Ende an, denn erst ist eine Handelsverbindung von Algier nach Timbuktu herzustellen, ehe man an eine Fortsetzung derselben nach dem Senegal denken darf. Eine größere Rührigkeit in den Entdeckungsreisen, die vom Senegal abgehen, ist die gute Folge der Pläne, die man hegt. Raffenel hat eine Reise nach dem Goldlande vom Bambuk gemacht, Hecquard, ein französischer Lieutenant, die Quellenlandschaften des Senegal, Rio-Grande, Gambia und Faleme besucht. (Voyage sur la côte et dans l'interieur de l'Afrique occidentale, par Hyacinthe Hecquard.)

Eines der merkwürdigsten Phänomene, das der Senegal darbietet, ist die Grundverschiedenheit der an seinen Ufern wohnenden Stämme. Einige sind schwarz wie Ebenholz, andere etwas heller, wieder andere von tiefem Kupferbraun, oder roth, oder einfach gebräunt. Jeder Stamm hat seinen Typus, seine physische Konstitution, sein Temperament, seine Gebräuche, seine Regierung. Obgleich diese Völkerschaften neben einander leben, durch tägliche Beziehungen unter sich verknüpft sind, haben sie doch Sprachen, welche eben so verschieden sind, wie ihre Züge. Wie kommt es, daß diese Menschen, welche unter derselben Sonne leben, dieselben Nahrungsmittel genießen, denselben Krankheiten unterworfen sind, sich doch so scharf von einander unterscheiden, daß man auf den ersten Blick erkennt, welcher Völkerschaft ein Eingeborener angehört? Woher kommt es, daß sie in so vielen Jahrhunderten ihre Idiome nicht in dieselbe Sprache verschmolzen haben? Weshalb haben die einen nicht Haare, sondern Wolle, und die andern krauses Haar, wieder andere Haar wie Seide? Weshalb ist die Wolle bei diesen kurz und bei jenen lang? Dies sind Geheimnisse, welche für die Wissenschaft zur Zeit noch undurchdringlich bleiben. Näheres über diese Völker findet man in dem 1854 erschienenen Werke: Esquisses sénégalaises, par P. D. Boilat. Der Verfasser ist am Senegal geboren, hat aber seine Erziehung in Frankreich erhalten und ist als Geistlicher nach dem Senegal zurückgekehrt. Sein Buch behandelt die physische und sittliche Lage, das häusliche Leben und den Charakter der sämmtlichen Völkerschaften am Senegal. Boilat beschäftigte sich vorzüglich mit den Wholoffen, den schwärzesten und zahlreichsten Anwohnern des Senegals, wo sie die Königreiche Walo, Cayor, Dschioloff und die Republik Dakar gegründet haben. Der König von Walo bewohnt einen Palast von Thonerde, der sich durch die Zahl seiner Höfe auszeichnet. Soldaten, mit Flinten und Dolchen bewaffnet, bilden die Wache. Als Boilat seinen Besuch machte, war der König von zwanzig Prinzen umgeben, und die Königin, die ein mit Muscheln besetztes Kleid trug und aus einer kurzen Pfeife rauchte, hatte einen Hofstaat von fünfhundert Damen.

Unter Verantwortlichkeit des Ergänzungsblätterverlags in Meißen. — Redakteur Dr. Fr. Steger.
Druck von A. E. Gato in Meißen.

Die Seeoperationen der englischen und französischen Flotten gegen die russischen Küsten an der Ostsee, im weißen Meere und im großen Ocean. Als im Winter $18\frac{53}{54}$ der Gang der diplomatischen Verhandlungen in der orientalischen Frage immer verwickelter ward und es sich immer bestimmter voraussehen ließ, daß deren Entscheidung zuletzt auf das Gebiet des Kriegs hinübergetrieben werden würde, war es vor Allem Großbrittannien, welches seiner Flotte die größte Aufmerksamkeit zuwendete und die großartigsten Rüstungen unternahm, um mit der ganzen Schwere seines maritimen Gewichts und Einflusses das russische Kabinet zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Zwei Hauptangriffspunkte boten die russischen Küsten, deren Bedrohung vor Allem nothwendig erschien — das schwarze Meer, als der Brennpunkt des orientalischen Streites, und die Ostsee, als der nächste Weg zur Hauptstadt des Landes. Eine mächtige französische und englische Flotte, deren Kern das Geschwader im Mittelmeer abgab, spielte bereits während des Winters in der ersten Richtung eine Rolle, indem sie durch allmälige Annäherung an das schwarze Meer und zunächst durch Besetzung des Marmormeeres faktisch die bestehenden Verträge umstieß und den diplomatischen Noten Nachdruck verlieh.

Es erfolgte hierauf der Abschluß des französisch-englischen Offensiv- und Defensivbündnisses gegen Rußland, welches letztere zunächst zu Lande auf seiner Südgrenze angegriffen werden sollte. Wir haben die daraus für die Flotten des Mittelmeeres hervorgegangenen Operationen bei Betrachtung des Kriegs in den Donaufürstenthümern bereits in kurzen Umrissen geschildert; aber auch im Norden sollte der russische Koloß und zwar zunächst nur zur See angegriffen werden. Eine Flotte, stärker als England sie je ausgerüstet hatte, größtentheils aus neu erbauten Schraubendampfschiffen bestehend, ward auf der Rhede Spithead bei Portsmouth versammelt. Sie war folgendermaßen zusammengesetzt. Oberbefehlshaber: Vice-Admiral Sir Charles Napier. I. Division: Rear Admiral Chads von der rothen Flagge: 10 Schraubendampflinienschiffe mit 856 Kanonen, 5 Schraubendampffregatten mit 213 Kanonen, 1 Korvette mit 16 Kanonen. Admiralschiff war der Schraubendampfer Wellington mit 131 Kanonen. II. Division: Rear Admiral Corry von der weißen Flagge: 5 Segelschiffe mit 484 Kanonen, 1 Schraubendampffregatte mit 33 Kanonen, 3 Schraubendampfkorvetten mit 42 Kanonen, 1 Schraubendampf-Sloop mit 8 Kanonen. III. Division: Rear Admiral Plumridge von der blauen Flagge: 3 Raddampfkorvetten mit 50 Kanonen, 8 Raddampf-Sloops mit 45 Kanonen. Als Reserve in den englischen Häfen: 15 Linienschiffe (8 Dampfer) mit 1400 Kanonen, 4 Fregatten (2 Dampffregatten) mit 94 Kanonen, 3 Raddampfkorvetten mit 52 Kanonen, 7 Raddampf-Sloops mit 39 Kanonen. Die erste Flottendivision, bei der sich, wie erwähnt, der Vice-Admiral Napier auf dem Riesendampfer Wellington befand, ging den 11. März unter Segel, von der Königin Victoria und dem Prinzen Albert eine Strecke weit begleitet. Die Fahrt ging durch das Kattegat und den großen Belt in die Ostsee. Am 28. erschien die Flotte vor Kiel, segelte aber nach kurzem Aufenthalte weiter und ging vorerst in der Kjöge-Bucht, an der Ostküste von Seeland (südlich von Kopenhagen), vor Anker. Die Schiffe der 2. und 3. Division folgten abtheilungsweise nach, je nachdem sie ihre Ausrüstung vollendet hatten.

Die Ausrüstung der französischen Flotte ging etwas langsamer von Statten. Vice-Admiral Parseval Deschênes, zum Oberbefehlshaber bestimmt, konnte erst am 30. März sein Kommando antreten und zuvörderst nur das Linienschiff Austerlitz nach der Ostsee abgehen lassen. Er selbst folgte am 17. April mit drei anderen Linienschiffen, doch wurde die französische Flotte schon in der nächsten Zeit

auf eine ansehnliche Stärke gebracht und bestand hierauf aus folgenden Schiffen unter dem Befehl des Vice-Admiral Parseval Dechênes und Kontre-Admiral Perand:

8 Segellinienschiffe	mit	730 Kanonen.
7 Segelfregatten	"	370 "
3 Korvetten (2 Raddampfer)	"	30 "
4 Raddampf-Sloops	"	20 "

Außerdem wurden in Brest als Reserve ausgerüstet und bereitgehalten:

4 Segellinienschiffe mit	280 Kanonen.
2 Segelfregatten "	100 "
6 Korvetten.	
7 Sloops.	

Die Gesammtstärke des vereinigten Ostseegeschwaders betrug sonach:

	Linienschiffe.	Fregatten.	Korvetten.	Sloops.	Summa.	Kanonen.	Mann.
A) Englische Flotte (ohne Verstärkung)	14	6	7	9	37.	1747.	17,555.
B) Franz. Flotte (ohne Reserve)	8	7	3	4	22.	1150.	12,000.
Zusammen:	23	13	10	13	59.	1897.	29,555.

	Linienschiffe.	Fregatten.	Korvetten.	Sloops.	Summa.	Kanonen.	Mann.
A) Englische Flotte (mit Verstärkung)	30	10	10	16	66.	3300.	33,000.
B) Französische Flotte (mit Reserve)	12	9	3	10	34t	1700.	17,000.
Zusammen:	42	19	13	56	100.	5000.	50,000.

Demnach zählte die verbündete Flotte summarisch

ohne Verstärkung u. Reserve 59 Schiffe mit 1897 Kanonen und 29,555 Mann,
mit " " " 100 " " 5000 " " 50,000 "

wobei die ins weiße Meer abgesendeten Schiffe inbegriffen sind.

Die russische Flotte in der Ostsee bestand, wie schon früher detaillirt worden ist, in Summa aus:

31 Linienschiffen, darunter 4 Dreidecker, 26 Zweidecker und 1 Schraubendreidecker,	2562 Kanonen.
6 Segelfregatten	264 "
8 Segelkorvetten und Briggs	160 "
10 größere Raddampfschiffe	86 "
15 Schooner	50 "
200 Kanonenboote	250 "
70 Schiffe und 200 Boote.	3372 Kanonen und 20,000 Mann.

Kommandirender: Großfürst Konstantin, Admirale: Samuetzki, Balk I. und Rumianzoff.

Als Stationsplätze für diese Flotte dienten die Granitfestung Kronstadt, mit ihren aus der See sich erhebenden Forts, die den Zugang zur Hauptstadt schützte,

ferner die an der Nordküste des finnischen Meerbusens gelegene Festung Helsingfors mit dem Fort Sweaborg, endlich das an der Südküste gelegene befestigte Reval. Alle Befestigungen wurden sorgfältig hergestellt, namentlich Kronstadt bis zur Uneinnehmbarkeit verstärkt und die Arbeiten durch fleißige Inspektionsreisen des Kaisers mit einer nie dagewesenen Stärke und Ausdehnung betrieben.

Ein Operationsplan der verbündeten Flotten, wenn ein solcher vorhanden war, ist bis jetzt nicht veröffentlicht worden, daher wir uns darauf beschränken müssen, die Operationen in chronologischer Reihenfolge anzugeben, ohne in deren Zusammenhang eindringen zu können. Nachdem die Dampfkorvette Miranda, welche auf Rekognoszirung vorausgeschickt war, das Fahrwasser der Ostsee eisfrei gefunden hatte, setzte sich Admiral Napier am 12. April unter Segel. Wie erwähnt, war von der 2. und 3. Division erst ein Theil, von der französischen Flotte erst der Austerlitz mit der ersten englischen Division vereinigt. Das nächste Ziel der Fahrt war die schwedische Insel Gothland, von wo sämmtliche russische Häfen der Ostsee in Blokadezustand erklärt und eine Anzahl der kleineren Dampfer als Kreuzer in den finnischen und bottnischen Meerbusen entsendet wurden. Am 24. April erschien die Flotte auf der Rhede von Stockholm, woselbst Admiral Napier dem König von Schweden seine Aufwartung machte. Die Feindseligkeiten gegen Rußland wurden mit der wenig gefährlichen Wegnahme der auf der Rückfahrt in russische Häfen begriffenen Handelsschiffe begonnen. Eine große Anzahl Barken, mit Salz, Hanf und Theer beladen, wurden, trotzdem sie Eigenthum russischer Privatleute waren, weggenommen, nach England zurückgeführt und als gute Prisen daselbst versteigert. Die Division Plumridge, welche aus kleineren, flachgehenden Fahrzeugen bestand, ward durch den Alands-Archipel in den bottnischen Meerbusen entsendet, sollte die Felsenküsten Finnlands rekognosziren, auch hier die Schiffe wegnehmen und die Schiffsbau-Vorräthe zerstören.

Mittlerweile hatte sich auch die französische Flotte in Brest möglichst mit der Ausrüstung beschleunigt, so daß der Vice-Admiral Parseval Dechênes am 17. April mit 3 Linienschiffen und einigen Dampfern auslaufen konnte. Der übrige Theil der Flotte folgte allmälig nach, doch ward sie durch Wind und Sturm lange an den englischen Küsten aufgehalten und erschien erst am 20. Mai vor Kiel. Die russische Flotte, in 3 Divisionen getheilt, verhielt sich zuwartend in den befestigten Kriegshäfen des finnischen Meerbusens; die Alandsinseln wurden geräumt und nur die kleine Festung Bomarsund auf der Ostseite der größten Insel Aland behielt Besatzung. Von Stockholm begab sich Mitte Mai die englische Flotte nach Hangö Udd, an der südwestlichen Spitze Finnlands. Zwei Dampfschiffe, der Arrogant und Hekla, drangen am 21. Mai in die Bucht von Ekenäs (östlich von Hangö Udd) und holten eine Barke mit Salzladung heraus, nachdem sie eine russische Strandbatterie von 5 Geschützen zum Schweigen gebracht hatten, eine That, für welche Napier „gut gemacht, Jungens" vom Admiralschiff signalisiren ließ. In den nächsten Tagen ward ein Versuch gegen das kleine Fort Gustavsvärn, auf der Spitze der Landzunge von Hangö Udd gelegen, vorgenommen. Arrogant, Hekla und das Schraubenschiff Magicienne ließen sich in ein Feuergefecht mit dem Fort ein, erlitten aber sämmtlich Beschädigungen und gaben den Versuch, das Fort zum Schweigen zu bringen, endlich auf. Von hier segelte Napier gegen Helsingfors und erschien am 4. Juni in Sicht von Sweaborg, dem auf einer hohen Felseninsel gelegenen detachirten Hauptfort von Helsingfors. Man entdeckte 13 größere russische Segelschiffe, welche daselbst im Hafen vor Anker lagen; ein Angriff ward aber nicht vorgenommen. Mittlerweile hatte die Division Plumridge im bottnischen Meerbusen ihre Thätigkeit der Zerstörung der Schiffe, wie der Holz- und Theervorräthe gewidmet, welche sich auf den Werften in den kleinen Hafenstädten befanden. Dies geschah, ohne Widerstand zu finden, am 30. Mai zu Brahestad, am 1. Juni zu Uleaborg und am 8. Juni zu Kemi. Der Hafenstadt Gamla Carleby ward am 9. Juni dasselbe Schicksal zugedacht.

Hier standen aber 2 Kompagnien des 12. finnischen Linienbataillons mit 2 Kanonen, welche sich mit den Einwohnern der Landung widersetzten und die Engländer auf ihre Schiffe nachdrücklich zurücktrieben. Diese verloren hierbei an Todten 3 Offiziere und 28 Mann, an Verwundeten 2 Offiziere und 14 Mann. Auch fiel ein Kanonenboot mit seiner vollständigen Bemannung in die Hände der Russen. Die Stadt Tornea, im Norden der schwedischen Küste, entging jedoch der Heimsuchung nicht, und ward am 8. und 9. Juni von Plumridge besetzt. Am 13. Juni erfolgte endlich die Ankunft und Vereinigung der französischen Flotte unter dem Vice-Admiral Parseval Dechênes mit der englischen in Bargö-Sund unweit Helsingfors, worauf die vereinigte Flotte 53 größere Schiffe, worunter 28 Linienschiffe, zählte. Nun ward die Fahrt gegen Kronstadt beschlossen und Rear Admiral Plumridge aus dem bottnischen Meerbusen zurückberufen. Letzterer machte vor seiner Rückkehr am 21. Juni noch einen Versuch, das kleine Bomarsund zu nehmen. Drei Dampfschiffe beschossen das kasemattirte Fort, richteten aber nichts dagegen aus, mußten vielmehr selbst mit Nachtheil aus dem Feuer gehen. Das einzige Resultat war die Zerstörung einer von Faschinen (Reißig) gebauten Batterie für 4 Feldgeschütze.

Am 21. Juni trat der Vice-Admiral Napier die Fahrt nach Kronstadt an. Er hatte sämmtliche englische Schraubenschiffe (28), 6 französische Segellinienschiffe und 10 Raddampfer, zusammen 44 Schiffe, vereinigt. Der Rest der Flotte unter Rear Admiral Corry blieb zur Blokade der Häfen von Helsingfors und Reval zurück. Die gegen Kronstadt avancirende Flotte erreichte am 24. Juni die Insel Seskär und ging hier vor Anker. Die zwei leichten Dampfer, Desperate und Gorgone, welche vor der Flotte hersegelten, trafen im Schußbereiche der vordersten russischen Batterien ein und wechselten einige wirkungslose Schüsse. Nach dem Aufenthalte einer Woche, nachdem in allen Richtungen Sondirungen und Rekognoszirungen vorgenommen worden waren, zog die verbündete Flotte unverrichteter Sache wieder ab. Am 10. Juli ankerte sie wieder in Bargö (Barö) Sund — finnisch Porkala Udd — und fuhr am 18. nach den Alandsinseln zurück, wo sie theils in den Hafen von Degenby einlief, theils im Ledsund und an der Süderarm-Bank vor Anker ging. Nachdem, wie aus den Verhandlungen des englischen Parlaments bekannt wurde, Vice-Admiral Napier Helsingfors und Kronstadt für uneinnehmbar erklärt hatte, wurde von den verbündeten Regierungen hierauf beschlossen, die Seeoperationen durch Landungstruppen zu unterstützen. Die englische und französische Reserve-Flotte ging daher in den Kanal la Manche ab, um in Calais eine Division der französischen Nordarmee an Bord zu nehmen und in die Ostsee zu führen. Der Oberbefehl über die Landtruppen ward dem Divisions-General Baraguay d'Hilliers übertragen, dem der Ingenieur-General Niel als Kommandant der Genietruppen beigeordnet wurde. Die Division bestand aus 2 Brigaden Infanterie (4 Linienregimentern und 1 Bataillon Jäger von Vincennes) unter den Brigade-Generalen Hugues und Gresy, 1 Kompagnie Sapeure und 1½ Kompagnie Artillerie, zusammen 12 bis 13,000 Mann, und ward am 15. Juli in Calais eingeschifft. Tages darauf ging die kombinirte Transport-Escadre von 40 Segeln, worunter 19 Dampfer, mit diesen Truppen in See und traf am 27. Juli in den Gewässern der Alandsinseln ein. Der erste Angriff mit diesen verstärkten Kräften sollte den Befestigungen des Bomarsundes auf der Insel Aland gelten, welche seit ungefähr 20 Jahren in Angriff genommen, von den Russen zur Sperrung dieses Sundes und Sicherung des Ankerplatzes Ytternäs erbaut worden waren, außerdem aber nur als vorgeschobene Posten gegen Schweden Bedeutung hatten. Die Alandsinseln bilden, wie schon im 9. Bande, Nr. 468, dieses Werkes näher beschrieben wurde, eine sehr verworrene Inselgruppe, deren tiefausgezackte Buchten die Fahrt dazwischen sehr erschweren; zum Theil sind diese Eilande dicht bewaldet, zum Theil zeigen sie nur kahle, öde Felsklippen von rothem Granit. Die Admirale verwendeten daher die erste Woche des August zur

sorgfältigen Rekognoszirung und zu Vorbereitungen für die Ausschiffung der Truppen. Russische Deserteure gaben die Stärke der Besatzung von Bomarsund auf ungefähr 3000 Mann an. Nachdem bereits am 7. eine kleine Strandbatterie durch den Amphion zerstört worden war, wurden am 8. August früh 3 Uhr die Landtruppen durch 2000 Mann französischer Marinesoldaten verstärkt und einige Stunden von der Festung entfernt ohne Unfall und Widerstand zu finden ans Land gesetzt, worauf sie sich im Laufe des Vormittags dieses Tages den Befestigungen bis auf Kanonenschußweite näherten und ein Lager bezogen. Die drei folgenden Tage vergingen unter unbedeutenden Vorpostengefechten, unter deren Schutz der französische Ingenieur-General Niel und der englische Ingenieur-General Jones den Platz rekognoszirten.

Die Festungswerke, welche an der Ostseite der Insel Aland angelegt die Passage durch den Bomarsund beherrschen und den kleinen Ort Skarpans umschließen, bestanden aus einem den Ort nach der Seeseite zu halbkreisförmig umschließenden kasemattirten Fort. Der Ort war nach der Landseite durch eine Kehlmauer in gerader Linie, an die Endpunkte obigen Halbkreises anschließend, geschlossen. Das Terrain erhebt sich von Skarpans felsig und wellenförmig nach dem Innern der Insel zu, und war zur Erschwerung der Annäherung an die Kehlmauer durch zwei Thürme geschützt; nämlich zunächst der Festung durch den sogenannten nördlichen Thurm und noch weiter hinein, auf einem sehr dominirenden Punkt, 12,000 Schritte vom Hauptfort, durch den sogenannten südlichen Thurm. Jeder hatte ungefähr 30 Meter (100 Fuß) im Durchmesser und bestand aus zwei bombenfesten, kasemattirten Stockwerken, jedes von 15 Schießscharten durchbrochen. Die Plattform mit Zink gedeckt, gestattete mittelst ihrer Luken ein ergiebiges, weites, aber bohrendes Feuer für die daselbst postirten Scharfschützen. Die äußere Bekleidung der Thürme bestand wie bei den Befestigungen von Sweaborg und Kronstadt aus sorgsam in einander gefügten Granitblöcken. Ein dritter detachirter Thurm, vor der Stadt auf der Insel Preslö gelegen, deckt im Verein mit dem zweiten die Einfahrt zum Hauptfort von der nördlichen Seite. Diese Ergebnisse der Rekognoszirung ließen sehr bald erkennen, daß der nächste Angriff zunächst dem südlichen Thurm gelten müsse, welcher, als am höchsten gelegen, die umliegende Gegend und den Platz selbst beherrschte. Es wurde daher in der Nacht vom 11. zum 12. August der Batteriebau gegen diesen Thurm begonnen und im Laufe des 12. dergestalt fortgesetzt, daß zwei Batterien, nämlich eine französische von 4 Stück Dreißigpfündern auf 130 Meter Entfernung und eine englische von 6 Stück dreißigpfündigen Marinegeschützen auf 140 Meter angelegt, beide zum Brescheschießen bestimmt, den 13. Abends bereits beendigt waren. Eine dritte Batterie von 4 Stück Sechszehnpfündern und 4 Stück Mörsern, auf 550 Meter angelegt und Tags vorher in der Nacht vom 12. zum 13. aus 15000 Stück Sandsäcken zu Wege gebracht, beschoß zum Schutze des Baues der beiden Bresch-Batterien den ganzen Tag den Thurm und brachte namentlich dessen Feuer von der Plattform zum Schweigen. Die Verluste dabei waren beiderseits nicht bedeutend und das Feuer der Verbündeten gegen die Granitwände des Thurmes wirkte mehr durch die Erschütterung derselben als durch das Eindringen der Kugeln; besonders wurden die Vertheidiger durch das Feuer der französischen Jäger belästigt, welche hinter einer Brustwehr den russischen Geschützbedienungen durch die Scharten hart zusetzten. Schon am 13. Abends ward das Feuer der Russen schwächer und in den ersten Morgenstunden des 14., als die Breschbatterie sich demaskirten, hörte es ganz auf. Es ward daher einer Abtheilung französischer Freiwilligen, 500 Mann unter den Lieutenants Gibon und Gigot, leicht, in den südlichen Thurm stürmend einzudringen, in welchem sie den Kommandanten mit 32 Soldaten zu Gefangenen machten; der Rest hatte sich geflüchtet. Die Wegnahme dieses wichtigen und beherrschenden Punktes entschied den Fall des Platzes. Der Thurm auf Preslö war vor diesem Tage erfolglos von der Escadre des Rear Admirals

Plumridge beschossen worden. Noch am 14. ward eine Wurfbatterie von 4 Mörsern und 2 schweren Haubitzen, bis auf 700 Meter gegen die Kehle des Hauptwerkes vorgeschoben, erbaut und am 15. August früh deren Feuer eröffnet. Zur Unterstützung dieses Angriffs wurde derselbe nicht nur durch das Tirailleurfeuer der Jäger, sondern von der Wasserseite auch durch das Feuer mehrerer Schiffe begleitet, während die englische 32pfündige Batterie auf 750 Meter den nördlichen Thurm in Bresche zu legen suchte. Als dieses am Abend zwischen zwei Scharten gelungen war, ergab sich derselbe am Abend des 15. an die Engländer und es konnte nun vereinigt der Angriff gegen die Kehle des Hauptwerks vorgenommen werden. Der zuerst verlorene südliche Thurm war an diesem Tage durch eine Hohlkugel, welche das Pulvermagazin traf, von den Russen in die Luft gesprengt worden. Auch der Thurm von Prestö hatte sich den 15. früh 11 Uhr an Plumridge ergeben. In der Nacht vom 15. zum 16. wurden die Breschbatterien gegen die Kehle des Werks errichtet und zwar eine von 4 Stück Dreißigpfündern auf 400 Meter und eine zweite von 2 Dreißigpfündern und 2 schweren Haubitzen, letztere verstärkt durch 2 Stück Hundertpfünder vom „Blenheim" unter dem Kapitän Pelham, auf 380 Meter Entfernung. Zwischen diesen Batterien und dem Hauptfort entspann sich am 16. früh ein lebhafter Geschützkampf, welcher von der Wasserseite durch ein Geschwader von zusammen 14 Schiffen, nämlich den englischen Linienschiffen Edinburg, Ajar, Blenheim und Hogue und den französischen Trident und du Guesclin, der Rest kleinere Dampfer, unterstützt wurde. Die weite Entfernung, 2400 Yards, auf welcher dieser Seeangriff unternommen wurde, ergab indessen nur einen geringen Erfolg; desto ergiebiger war aber das Feuer des Landangriffs, und da der Gouverneur der Festung, General Bodisco, das Erfolglose eines längern Widerstandes einsehen mochte, so zog er am 16. August Mittags 12 Uhr die weiße Flagge auf und übergab den Platz. Die Sieger fanden in demselben große Vorräthe an Pulver, Lebensmitteln, Waffen u. s. w.; das Hauptfort besaß 139 Geschütze und 3 Mörser, in den Thürmen erbeutete man außerdem 46 Geschütze. Die Gefangenen, 2155 an der Zahl, bestanden aus dem 10. finnischen Linienbataillon, einem Kommando Garnisonsartillerie und 2 Kompagnien des Grenadier-Scharfschützen-Bataillons, und wurden zu gleichen Theilen von den Engländern und Franzosen übernommen. Der Verlust wird für die Verbündeten auf 8 Todte und 30 bis 40 Verwundete, für die Russen auf 33 Todte und 70 Verwundete, nach Andern auf 53 Todte und 86 Verwundete angegeben, war für beide Theile also nicht bedeutend zu nennen. Die in der Festung vorgefundenen Pläne zeigten, daß die gegenwärtigen Befestigungen nur der Anfang eines größern projektirten Etablissements waren und kaum ein $1/5$ des Ganzen vollendet war. Noch 10 andere detachirte Thürme waren projektirt und zum Theil schon in Angriff genommen. Das Baumaterial bestand zwar durchgängig aus Granitblöcken, war aber schnell ohne Sorgfalt zusammengefügt.

Gleich nach der Einnahme von Bomarsund verkündete General Baraguay d'Hilliers in einer Proklamation den Bewohnern der Alandsinseln das Aufhören der russischen Herrschaft und begab sich nach Stockholm, wo er in einer Audienz vom König von Schweden empfangen wurde, vermuthlich um denselben in Folge des errungenen Sieges zum Heraustreten aus der Neutralität zu bewegen. Derselbe ging indessen darauf nicht ein und bei weiterer Erwägung scheint man das anfängliche Projekt, die Alandsinseln während des Winters besetzt halten zu wollen, aufgegeben zu haben. Es wurde daher die Zerstörung der Festungswerke von Bomarsund beschlossen und diese dadurch motivirt, daß es doch unmöglich sei, die Forts in dem gegenwärtig beschädigten Zustande zu halten, daß bei einer Besetzung der Alandsinseln während des Winters unter den obwaltenden klimatischen Verhältnissen Verpflegungsschwierigkeiten erwachsen müßten, und daß die Russen, wenn die Ostsee im Winter zufröre, leicht über das Eis kommen und den Platz wieder nehmen könnten. Die Alandsinseln wären also ohne den gleichzeitigen

Besitz von Finnland nicht zu halten und die Russen würden den zerstörten Platz ohnedies nicht sofort wieder befestigen können. Diese schlagenden Gründe, welche allerdings im Widerspruch mit dem großen Werthe stehen, den man offiziös auf die Wegnahme von Bomarsund legte (General Baraguay ward dafür zum Marschall von Frankreich, Admiral Parseval Dechênes zum Großkreuz der Ehrenlegion ernannt), bewogen die Westmächte, sich mit einem an sich geringfügigen Resultate zu begnügen und da man die Jahreszeit für zu weit vorgerückt hielt, gegen die übrigen Plätze in der Ostsee noch etwas vorzunehmen, so wurden die französischen Expeditionstruppen nach Frankreich zurückgeschickt. Marschall Baraguay verließ mit dem ersten Konvoi am 4. September die Flotte, welche numerisch geschwächt durch die Transportschiffe für die Truppen und Gefangenen, nur zur Aufrechthaltung der Blokade zurückblieb. Die Cholera, welche ausgebrochen war, raffte in kurzer Zeit 600 Mann hinweg und mochte den Beschluß beschleunigen, auch die französische Flotte baldigst vom Kriegstheater zurückzuziehen. Der Rest der französischen Flotte, welche bis zum 4. September vollständig vor Ledsund liegen geblieben war, wurde daher, wie es scheint, gegen die Ansichten des englischen Kabinets, bald darauf gänzlich zurückberufen und trat schon am 19. September den Rückweg direkt nach Frankreich an und war Anfang Oktober bereits wieder vollständig in den Häfen von Cherbourg und Brest eingelaufen. Am 26. November war die französische Ostseeflotte bereits wieder zum Auslaufen bereit; die Dampfer derselben wurden nach Toulon geschickt, um die Truppentransporte nach der Krim zu übernehmen, die Segelschiffe dagegen wurden abgetakelt, um im Laufe des Winters in sogenannte gemischte Schiffe (s. die Kriegsmarine Frankreichs) verwandelt zu werden. Möglich, daß diese schon früher projektirte Verwendung der Ostseeflotte deren frühzeitiges Zurückrufen veranlaßte. So blieb denn für den Rest des Sommers die Bewachung der Ostsee der englischen Flotte überlassen.

Die englische Flotte blieb, wie erwähnt, zuvörderst vor Ledsund liegen und entsendete 2 Linienschiffe und 3 Dampfer unter Kommodore Grey zum Transport der Gefangenen nach England. Ein kleines Geschwader unter Kapitän Scott ging nach der Einnahme von Bomarsund in den finnischen Meerbusen, wo es die von den Russen mittlerweile verlassene und zerstörte kleine Feste Gustavsvärn auf der Halbinsel Hangö vollends demolirte und am 22. August vor Abo erschien. Die russischen Kanonenboote engagirten hier ein Gefecht, beiläufig gesagt, das einzige Seegefecht im ganzen Feldzuge, gingen aber nach erfolglosem Kampfe zurück, welchen nebenbei Sturm und Regen abbrachen. Am 28. August erschien die Escadre verstärkt abermals vor Abo; die Rekognoszirung ergab aber, daß die Einfahrt für Linienschiffe zu verwickelt und der Hafen durch einen schwimmenden Baum, Kanonenboote und 3 bis 4 Strandbatterien vertheidigt sei. So wurde auch hier von einem gewaltsamen Angriffe abgestanden. Auch Admiral Parseval Dechênes hatte am 24. August Reval und 2 Tage später Sweaborg rekognoszirt; doch fand man überall einen Angriff für unausführbar.

Am 30. August begann die Sprengung der Festungswerke von Bomarsund, einschließlich aller angefangenen Neubauten, von Grund aus. Admiral Chads benutzte die Gelegenheit zu einem interessanten Versuche, indem er mit dem Edinburgh, einem Propeller von 60 Stück 30pfündigen Kanonen, sich vor das Hauptfort legte und auf 648 Schritte mit 7 Breitseiten, also 210 Schuß, eine Bresche in die 6 Fuß dicken Mauern mit überwölbten Strebepfeilern legte. Das Resultat war so überraschend, daß es von Artilleristen billig in Zweifel gezogen worden ist. Am 14. September waren die Sprengungen vollendet und am 15. wurden die Alandsinseln vollständig von den Engländern geräumt und den russischen Behörden zur Verwaltung wieder überlassen. Die Flotte selbst schickte die Division Plumridge am 6. September von Ledsund nach der Insel Nargen, 2 Meilen westlich von Reval, und ließ vor Bomarsund nur die Fregatte Penelope. Vice-Admiral Napier machte sich mit einigen Schiffen noch ein letztes Mal auf den

Weg und rekognoszirte am 23. September Sweaborg, während am 21. September auch das Gros der Flotte von Ledsund sich nach Nargen begeben hatte. 4 Linienschiffe, die am wenigsten seetüchtigsten, gingen an demselben Tage in Begleitung der kleinen Dampfer, welche den immer heftiger werdenden Stürmen nicht mehr widerstehen konnten, direkt nach England zurück, und am 7. Oktober verließ die gesammte Flotte Nargen, um bei den eintretenden Stürmen bessern Ankergrund zu gewinnen. Admiral Chads begab sich mit den Schraubenschiffen nach Barösund, um Helsingfors zu überwachen, während Kapitän Martins zwischen den Alandsinseln und dem bottnischen Meerbusen kreuzte. Den 26. Oktober liefen die ersten Kriegsschiffe auf dem Rückwege in Kiel ein, woselbst die Flotte sich allmälig versammelte. Nur ein kleines Geschwader blieb bis Ende Oktober in Barösund zurück. Als Napier dasselbe am 21. Oktober verließ, erklärte er die Blokade der Häfen im bottnischen Meerbusen für aufgehoben; auch die Penelope verließ am 28. Oktober Bomarsund und begab sich nach dem Sammelplatz Kiel, wo Anfang November, mit Ausnahme einiger kleiner kreuzenden Dampfer, der Rest der Flotte somit vereinigt war. 14 russische Dampfschiffe, welche von Kronstadt und Sweaborg ausgelaufen waren, folgten der abziehenden Flotte etwas später bis Dagö, ohne noch etwas vom Feinde vorzufinden. Mit der schließlichen Rückkehr der englischen Flotte in der ersten Hälfte des Dezember von Kiel nach England verschwanden die letzten Schiffe der Verbündeten aus den Gewässern der Ostsee, welche sie somit 8 Monate befahren hatten, womit der diesjährige Feldzug faktisch sein Ende fand.

Wirft man einen Blick auf die Resultate des Kriegs in der Ostsee, so fällt vor Allem das Mißverhältniß zwischen dem Maße der Anstrengungen und den damit erlangten Erfolgen in die Augen. Mit einer Flotte, wie sie das baltische Meer noch nie gesehen hatte, verstärkt durch alle maritimen Verbesserungen der neuern Schiffsbaukunde und unter dem Befehle eines seiner Kühnheit wegen berühmten Seemanns, wurde nichts erreicht, als die Wegnahme einer unbedeutenden, strategisch nicht haltbaren, daher unnützen Inselgruppe und zwar war deren Eroberung lediglich das Werk der nachgeführten französischen Landtruppen. Diese bewährten übrigens ihren alten Ruf sowohl als geschickte Ingenieure, wie als tapfere Soldaten. Den französischen wie englischen Seeleuten gebührt wohl auch das letztere Lob, doch ward ihnen hierzu nur sparsam Gelegenheit geboten. Alle die zahlreichen Seeplätze an der russischen Ostseeküste, die zum Theil nur provisorisch befestigt waren, wurden entweder wegen der schwierigen Beschaffenheit der Küsten, die zu klippenreich und seicht für die großen Kriegsschiffe sind, gar nicht angegriffen, oder wie Kronstadt und Helsingfors wegen ihrer Vertheidigungsmittel für uneinnehmbar erklärt und es dürfte der Kriegführung der Verbündeten der Haupteinwurf gemacht werden, daß sie mit großen Kräften einen Feldzug begann, ohne von Haus aus ein bestimmtes strategisches Ziel für diesen im Auge gehabt zu haben. Das Ganze trägt das Gepräge eines auf gut Glück unternommenen Zugs, bei welchem man im Vertrauen auf übergroße Kräfte jedes Hinderniß überwinden zu können meinte und daher einen auf die unveränderlichen Gesetze der Kriegskunst gegründeten Plan für unnöthig hielt. Neben diesem militärischen Fehler haben die Engländer den politischen gemacht, durch ihre Brand- und Kaper-Expeditionen sich die Sympathien zu verscherzen, die ihnen einzelne Stämme der Küstenbewohner, wie z. B. die Finnen, vielleicht geschenkt hätten, ganz abgesehen davon, daß die englische Flagge durch solches Verfahren gegen Privateigenthum ihrem Ruhm befleckte. Der politische Vortheil des Feldzugs bestand dagegen in der Vernichtung der Suprematie des russischen Ansehens in der Ostsee; sie hörte wie das schwarze Meer auf ein mare clausum unter russischer Obhut zu sein, ein Resultat, welches man auf die Vervollkommung der Schiffsbaukunst durch die Einführung der Schraube zurückführen kann. Diese hat unbedingt dem Seekriege, so zu sagen, einen strategischen Aufschwung gegeben; über ihre taktischen

Einwirkungen im Seegefechte brachte auch dieser Seekrieg noch kein Resultat zu Tage. Daß aber trotz der Schraube die Küstenbefestigungen unmittelbar an ihrer überlegenen Defensivkraft nichts verloren haben, dafür dürfte gerade die Beschießung von Bomarsund (wie im schwarzen Meere von Sebastopol) das beste Zeugniß ablegen; die Schiffe vermochten trotz ihrer erhöhten Beweglichkeit keine Bresche zu legen, und es wagte die mächtigste aller je gesehenen Flotten nicht den Angriff gegen die granitnen Wälle von Kronstadt und Sweaborg, hinter denen die russische Flotte ein sicheres Asyl fand. Unversehrt erscheint dieselbe zu Ende des Seekriegs und das naturgemäße Endziel der Verbündeten, deren Vernichtung als Trägerin der russischen Seemacht, ist unerreichbar geblieben. Ob dieser Seekrieg vom höhern politischen Standpunkte betrachtet nur in der Absicht unternommen war, den Kern der russischen Landmacht durch fortwährende Bedrohung der Küsten von einer Verwendung auf dem südlichen Kriegstheater abzuhalten, können wir nicht entscheiden, bezweifeln aber, daß er dies hätte im Grunde verhindern können, ohne eine namhaftere Anzahl Landtruppen zur Disposition zu haben. Vielmehr dürfte die Ansicht gerechtfertigt erscheinen, daß man unter den obwaltenden Umständen zweckmäßiger gehandelt hätte, die russischen Ostseehäfen mit einer nur gerade genügenden Flotte zu blokiren und den Rest zu ergiebigeren Operationen an den viel verwundbareren Küsten des schwarzen Meeres zu verwenden, wo die Mittelmeerflotte durch Truppentransporte und Detachirungen für größere Unternehmungen zu schwach geworden war. Rußland ist daher, Alles in Allem genommen, mit Ausnahme des leicht zu verschmerzenden Verlustes von Bomarsund, unter Umständen sehr glücklich dem bedrohlichen Angriffe auf das Herz des Landes entgangen.

Es bleibt uns nur noch übrig in kurzer Uebersicht die Operationen der verbündeten Escadres im weißen und im stillen Meere zu betrachten. Nach dem Auslaufen von England ward eine Escadre englischer Schiffe, bestehend aus den Schiffen Euridice (Raddampfer) von 26 Kanonen, Miranda von 15 Kanonen und Brisk von 14 Kanonen (beide Schraubendampfer) unter dem Kommando des Kapitän Lyons von der Miranda in das weiße Meer entsendet, wo sie am 26. Juni anlangten und am 12. August die Blokade erklärten. Da sich in den Häfen aber noch sehr viel französisches und englisches Eigenthum befand, so konnte dieselbe während der kurzen Zeit, welche sie währte, nur sehr lau gehandhabt werden. Die Hauptplätze am weißen Meere, Archangel und Onega, wurden sofort rekognoszirt. Am 3. Juli ward zuerst der Versuch gemacht, über die Barre der Dwina nach Archangel zu gelangen. Da diese aber den Zugang nur für Schiffe von 13 Fuß Tiefgang zuläßt und hinter selbiger die russische Flotille, bestehend aus einer Brigg von 15 Kanonen, 2 Dampfern, 2 Schoonern und 19 Kanonenbooten, zur Vertheidigung lag, so mußte der Versuch, nach Archangel zu gelangen, aufgegeben werden. Diese Stadt selbst war übrigens durch das Fort Navjorin bei Linklie mit 80 Kanonen und durch die Batterie von Potsabol vertheidigt, auch gestattet das schmale Fahrwasser nur den Angriff mit einem einzelnen Schiffe. Man verbrachte daher die Zeit damit, wie in der Ostsee, die kleinen Hafenstädte einzuäschern und einige Klöster zu brandschatzen, so am 23. Juli, wo das Städtchen Nowitska in Brand geschossen wurde, und am 24. August, wo die Hauptstadt des russischen Laplands, Namens Kula, völlig vernichtet ward. Die Miranda, welche überhaupt eine große Thätigkeit an den Tag legte, fuhr mit großer Kühnheit Tags vorher den sehr schwierig zu befahrenden und schmalen Fluß vier Stunden weit hinauf und forderte die Stadt Kula zur Uebergabe auf. Als diese im Vertrauen auf einige schwache Pallisadirungen und Verschanzungen verweigert ward, wurde am 24. früh die Stadt von der Miranda beschossen und von den ans Land gesetzten Matrosen und Marinesoldaten gestürmt. Die schwache Besatzung hielt sich bis zum Nachmittag, mußte aber endlich den Flammen weichen, welche das aus Holz erbaute Städtchen am Abend gänzlich in Asche verwandelt hatten. Mit dieser Affaire waren die Thaten im weißen Meere beendet; das Ge-

schwader trat am 14. September den Rückweg nach England an, wo es Anfang Oktober einlief. Auch die Kriegsoperationen der Engländer im weißen Meer tragen den Stempel einer barbarischen Kriegsführung, ohne daß dieser Schatten durch einen Lichtblick einer kriegerischen Großthat gemildert würde.

Im großen Ocean befanden sich zur Zeit der Kriegserklärung russischerseits nur die beiden Schiffe Aurora und Dwina, von 40 und 20 Kanonen, deren Station die Hauptstadt von Kamtschatka, Namens Petro Paulowsk (Peter Paulshafen) war. Die russische Seemacht daselbst bestand außer beiden genannten Kriegsschiffen nur aus einem kleinen Schraubentender, Wostock, einem Postdampfer, mehreren Schoonern, Transportschiffen, Schleppschiffen und Kanonenbooten. Am 6. Juni hatte Admiral Putiatim, Befehlshaber der Seemacht an der Ostküste Sibiriens, dieses Geschwader daselbst vereinigt, mit Ausnahme der Dwina, welche sich während des Winters in Valparaiso befand. Dieselbe begab sich von hier nach Honolulu, auf den Sandwichsinseln, wo sie von der Kriegserklärung der Westmächte Kenntniß erhielt und sich den 15. Mai sofort auf den Heimweg machte. Sie erreichte glücklich Petro Paulowsk. Am 17. Juli erschien gleichfalls in Honolulu ein englisch-französisches Geschwader, welches bis dahin die russischen Schiffe vergeblich aufgesucht hatte und am 28. Juli von hier zum Angriff auf Kamtschatka auslief. Das Geschwader wurde von dem englischen Vice-Admiral Price und dem französischen Kontre-Admiral Fevrier des Pointes befehligt und bestand aus den englischen Kriegsschiffen President (Admiralschiff mit 50 Kanonen), Amphitrite (24 Kanonen), Pique (40 Kanonen), Dampfer Virago (6 Kanonen) und aus den französischen La Forte (Admiral mit 60 Kanonen), Euridice (32 Kanonen), Artemise (30 Kanonen), Obligado (16 Kanonen); zusammen 8 Schiffe mit 258 Kanonen. Ende August langte das Geschwader vor Petro Paulowsk an, welches im Hintergrunde der Awantschai-Bai liegt und die herrlichste Rhede in allen fünf Welttheilen bietet. Die Stadt liegt am Endpunkte der Bai, durch deren Mitte parallel mit der Stadt eine Sandbank läuft, durch welche die Bucht gewissermaßen in zwei Becken getheilt wird, zu deren Innerem der Zugang für Schiffe äußerst schmal ist. Admiral Price fand statt einer kleinen unbedeutenden Stadt, wie sie bis 1825 gewesen war, einen wohlbefestigten Platz, dessen natürliche günstige Lage zu einem Punkte von militärischer Wichtigkeit umgeschaffen worden war. Den Eingang der Bucht deckten die beiden Kriegsschiffe der Russen mit ihren Breitseiten, außerdem waren zur Vertheidigung der Bucht und der Stadt 4, nach Anderen 8 Strandbatterien angelegt, so daß die Zugänge von der Seeseite durch etwa 144 Geschütze gedeckt waren. Außerdem mochten sich circa 4000 Mann Russen von den sibirischen Garnisonen hierhergezogen haben. Am 30. August sollte der Angriff des verbündeten Geschwaders beginnen, als sich Admiral Price in seiner Kajüte durch einen Pistolenschuß entleibte, wie man sagt, weil er das Vergebliche seines Unternehmens eingesehen habe. In Folge dieses Ereignisses ward der Angriff auf den folgenden Tag verschoben, nachdem der Kontre-Admiral Fevrier den Befehl übernommen hatte. Eine heftige Kanonade von beiden Seiten eröffnete den Kampf, der den Russen eine Batterie zum Schweigen brachte, ein Landungsversuch mißglückte. Der Kampf dauerte bis zur Nacht und ward erst den 4. September wieder aufgenommen. Nach einer dreistündigen Kanonade gelang es der verbündeten Escadre, früh 8 Uhr, 2 Strandbatterien zum Schweigen zu bringen und 700 Mann, darunter 167 Matrosen-Karabiniers, ans Land zu setzen, welche sich jener Batterien bemächtigten, dieselben aber vernagelt fanden. Alle Versuche, weiter vorzudringen, mißlangen aber, denn die auf einer Höhe im Gebüsch vortheilhaft postirten Russen vertheidigten sich aufs Hartnäckigste trotz des tapfern Ungestüms der Angreifer. So blieb denselben endlich nichts übrig, als sich auf die Schiffe zurückzuziehen. Die russischen Schiffe sollen bedeutend zusammengeschossen worden sein, auch die Stadt einigen Schaden erfahren haben. Die Verbündeten verloren über 60 Mann an Todten und viel-

leicht gegen 200 Verwundete. Am 7. September begab sich die verbündete Escadre auf den Rückweg und da der Hauptzweck, die Wegnahme der Stadt und Zerstörung der russischen Schiffe, unerreicht blieb, war somit das Unternehmen als gescheitert anzusehen. Auf keinem Fall war der angerichtete Schaden den Opfern angemessen. Einigermaßen entschädigt wurden die Verbündeten, daß sie auf offener See einen russischen Schooner und ein größeres Fahrzeug, die „Sitka" von 800 Tonnen, kaperten, welche eine werthvolle Ladung von Munition und Proviant für Petro Paulowsk führte. Den Mangel an Erfolg schreiben die Engländer dem Umstande zu, daß sie zu einem längern Aufenthalte zum Zweck eines Bombardements nicht genügend verproviantirt waren, auch wären sie nicht darauf vorbereitet gewesen, eine wohlbefestigte Stadt anzutreffen. Die Engländer wandten sich nach Vancouver Eiland, die Franzosen nach Kalifornien, um im nächsten Frühjahr der Stadt einen neuen Besuch abzustatten.

St. Louis in Missouri. Der jetzige Staat Missouri hieß im vorigen Jahrhundert nach einem in der Nähe des heutigen St. Louis seßhaft gewesenen Indianerstamm Illinois und bildete einen Theil des unter französischer Hoheit stehenden Louisiana. Illinois war wegen des Pelzhandels wichtig und enthielt eine Menge zerstreuter Ortschaften oder Wohnungen, die sich bis Kanada erstreckten. St. Geneviève, Chartres, Kaskakia und Cahokia waren die bedeutendsten Punkte, und die Zahl der in Illinois lebenden Franzosen wurde auf mehrere Tausende geschätzt. Zur Gründung von St. Louis führte das Handelsprivilegium, das der Statthalter Abadie im Jahre 1762 dem Peter Liguesse Laclede, dem Peter Chouteau und mehreren Andern ertheilte. Die Genannten wollten eine Gesellschaft für den Pelzhandel mit den Indianern am Missouri und westlich vom Mississippi bilden und machten sich im nächsten Jahre auf den Weg, um einen geeigneten Platz für eine Niederlassung aufzusuchen. Sie fanden auf dem westlichen Ufer des Mississippi, der Ortschaft Cahokia gegenüber, eine schöne wellenförmige Wiese, die mit Ausnahme eines einzigen Wäldchen von Bäumen frei war. Hier legte Laclede am 15. Februar 1764 den Grundstein zu einem Orte, den er St. Louis nannte. Er selbst starb vierzehn Jahre später auf einer Reise an der Mündung des Arkansas, aber sein Gefährte Peter Chouteau erreichte ein so hohes Alter, daß er am 15. Februar 1847 dem Feste beiwohnen konnte, mit dem die Bewohner von St. Louis die Gründung ihrer Stadt durch ihn und Laclede feierten. Die späteren Schicksale der Stadt hängen so sehr von den politischen Ereignissen der folgenden Zeit ab, daß wir auf diese einen kurzen Blick werfen müssen.

Die Bevölkerung von Louisiana vermehrte sich beträchtlich, als Frankreich im Frieden von 1763 Kanada abtrat. Viele Kanadier wanderten aus, fanden aber auch in Louisiana keine französischen Behörden mehr, da das Mutterland diese Besitzung ebenfalls, zum größten Theil an Spanien, abgetreten hatte. Im Jahre 1800 wechselte dieselbe abermals ihren Herrn, indem der spanische Antheil durch den geheimen Vertrag von San Ildefonso (1. Oktober) an Frankreich zurückgegeben wurde. Die Wiederherstellung der ursprünglichen Herrschaft dauerte indessen nicht lange, denn schon am 30. April 1803 verkaufte Napoleon, damals erster Konsul, Louisiana für die Summe von sechszig Millionen Franken an die Vereinigten Staaten. Der Wiederausbruch des Kriegs mit England stand bevor, Louisiana hatte keinen einzigen Soldaten, und ließ sich um so weniger behaupten, als die Einwohner nach so häufigem Wechsel gegen die französische Herrschaft gleichgültig geworden waren. Diese Erwägungen und seine Geldnoth bestimmten Napoleon ein Land zu verkaufen, dessen Wichtigkeit er sehr gut kannte. Seine Worte an Barbé Martois beweisen dies. „Vielleicht wird man mir vorwerfen", sagte er, „daß ich den Amerikanern eine Macht gebe, die sie später für Europa gefährlich machen kann. Ich antworte darauf, daß die Gefahr, mit der die riesenhafte Macht Englands bedroht, die nähere ist. Indem ich die Macht der

Amerikaner vermehre, gebe ich den Engländern einen Nebenbuhler zur See, der vielleicht einst unsere Niederlagen rächen wird." Das damalige Gebiet der Vereinigten Staaten wurde durch die Erwerbung Louisiana's geradezu verdoppelt. Die Unterhandlungen waren amerikanischer Seits von Jakob Monroe, der später Präsident der Union wurde, und von Jakob Levingston geführt worden.

Die Uebergabe von Unterlouisiana erfolgte am 20. Dezember 1803 zu Neuorleans, jene von Oberlouisiana am 9. März 1804. Ohne Erfolg, fast ohne Beachtung blieb ein Protest Spaniens, welcher sich auf ein von Frankreich im Vertrage von San Ildefonso gegebenes Versprechen stützte, „daß Frankreich Louisiana an keine andere Macht abtreten wolle." Spanien nahm seinen Protest noch im Jahre 1804 selbst zurück. Die Vereinigten Staaten bildeten aus ihrer neuen Erwerbung zwei Gebiete. Das „Gebiet von Neuorleans" umfaßte etwa das gegenwärtige Louisiana, während die jetzigen Staaten Arkansas, Missouri, Jowa und der „ferne Westen" bis an das Felsengebirge und das stille Meer „Bezirk von Louisiana" genannt wurden. Im Jahre 1812 wurde aus dem Bezirk ein „Gebiet Missouri", 1820 ein Staat, dessen Aufnahme in die Union am 6. März erfolgte. An diese Aufnahme knüpfte sich ein erbitterter Streit zwischen den Parteien der Sklavenhalter und der Negerfreunde, welcher endlich durch den berühmten Missouri-Vergleich beigelegt wurde. Damit die Sklavenstaaten durch den Beitritt des sklavenhaltenden Missouri nicht das Uebergewicht erhielten, nahm man mit diesem Staat gleichzeitig das sklavenfreie Maine auf. Ein neuer Streit entstand noch über einen Artikel der Verfassung von Missouri, welcher die Einwanderung freier Neger und Farbiger untersagte. Erst als Missouri die Erklärung abgegeben hatte, daß dadurch kein Bürger der Union ausgeschlossen werden solle, ließ man die Abgeordneten von Missouri im Kongreß zu.

Die Franzosen Missouri's, nach der Art aller „Kreolen" genußliebende, gemüthliche und etwas bequeme Leute, ahnten, daß die Erwerbung ihres Vaterlandes durch die Vereinigten Staaten sie beeinträchtigen werde. Dies geschah in der That. Wie Tocqueville in seinem Werk über die nordamerikanische Demokratie nachweist, haben alle die ruhigeren Völkerschaften, die mit den rastlosen Nordamerikanern in demselben Staat in Berührung gekommen sind, von dieser Zeit an in Wohlstand und Volkszahl die auffallendsten Rückschritte gemacht. Auch in Missouri ist die französische Bevölkerung in dem seit 1804 verflossenen halben Jahrhundert zusehends zusammengeschmolzen und hat sich außer in den größeren Städten in ihre Häuschen und Gärtchen zurückgezogen. Die vornehmeren Franzosen halten noch immer auf französische Sprache und Abstammung, so wie auf feinere Sitte, aber ihr Einfluß im Staatsleben ist gleich Null. St. Louis hat dadurch ungemein gewonnen, der Aufschwung der Stadt datirt von dem Augenblicke, wo sie unter das Sternenbanner getreten ist. 1804 bestand St. Louis aus lauter Blockhäusern, welche drei kurze und enge Straßen bildeten. Das Geld war so selten, daß man im Verkehr mit Hirschhäuten bezahlte. Einmal im Monat empfingen die Bewohner durch die Reitpost ihre Briefe, mußten sich dieselben aber von dem gegenüberliegenden Cahokia holen. In welchem Verhältniß die Bevölkerung zugenommen hat, besonders seit dem Jahre 1833, lehren die folgenden Zahlen.

Die Einwohnerzahl von St. Louis betrug

1804	. .	925	Menschen.
1813	. .	1,400	"
1815	. .	2,000	"
1820	. .	4,595	"
1833	. .	6,694	"
1840	. .	16,469	"

1847 . . 60,000 Menschen.
1850 . . 77,465 *) „
1853 . über 100,000 „

Von den Einwohnern des Jahres 1850 waren 37,051 aus den Vereinigten Staaten gebürtig, 23,774 waren Deutsche, 11,257 Irländer, 2933 Engländer. Die Deutschen wohnen hauptsächlich auf der nördlichen und südlichen Seite. Am nördlichen Ende haben unsere Landsleute eine Vorstadt angelegt und Neubremen genannt. „Die deutsche Bevölkerung", sagt Löher, „ist in St. Louis an Zahl, Reichthum und Bildung in außerordentlichem Zunehmen begriffen, und alte Nichtdeutsche lassen ihre Kinder schon Deutsch lernen, weil diese es in wenigen Jahren nicht mehr entbehren könnten. In St. Louis leben viel mehr gebildete Deutsche, als das unter einer gleichen Anzahl sonst in den Vereinigten Staaten der Fall ist. Sie nehmen dort auch eine sehr bedeutende Stellung in der Gesellschaft und Politik ein, halten den Nativismus nieder und erlauben keine Anwendung der Sonntagsgesetze. Ihre Schulen sind gut, ihre Musikvereine noch besser und ihre Biergärten die besten in Amerika. Ueberhaupt herrscht unter den Deutschen in St. Louis ein sehr lebendiger Verkehr; man hört auch wohl Kinder auf der Straße Deutsch reden, was selbst in Cincinnati seltener ist, und es würde auch in St. Louis das deutsche Selbstbewußtsein schon offen hervortreten, wenn hier nicht die stärkste Schaar der Mischungsmänner ihren Standort hätte. Diese unterdrücken mit Vergnügen deusche Selbstständigkeit und sprechen über deutsches Leben mit einer Erbitterung, deren Uebermaß wenigstens nicht zu begreifen ist." Unter Mischungsmännern sind solche Deutsche zu verstehen, welche die Aufgabe des amerikanischen Deutschthums darin suchen, in die anglo-amerikanische Eigenthümlichkeit aufzugehen.

In demselben Verhältniß wie die Bevölkerung, und sogar noch stärker, hat sich der Reichthum vermehrt. 1833 wurde das steuerbare Eigenthum der Einwohner auf zwei, 1853 dagegen auf mindestens neununddreißig Millionen Dollars geschätzt. Hat sich die Bevölkerung seit dem erstgenannten Jahre um das siebenzehnfache vermehrt, so beträgt diese Vermehrung bei dem Reichthum mehr als das neunzehnfache. In dem Jahre 1853 zahlte das steuerbare Vermögen an den Staat 420,000 Dollars und die städtische Kasse hatte eine Einnahme von 1,124,408 Dollars. Neue Häuser wurden in jenem Jahr in Stadt und Vorstadt zusammen 1300 gebaut. Unter den Ursachen, welche diese Zunahme hervorgerufen haben, spielt die Einwanderung eine beträchtliche Rolle. Nicht blos Deutsche, sondern auch Irländer und Amerikaner siedeln gern nach Missouri über, theils wegen der Wichtigkeit, welche dieser Staat durch die Entwicklung des fernen Westens gewinnt, theils weil hier die Besitzrechte so gut geordnet sind, daß der Käufer eines Grundstücks nicht zu befürchten hat, von einem früher Berechtigten aus seinem Eigenthum verdrängt zu werden. Außer den Vortheilen, die St. Louis aus der steigenden Volkszahl des Landes zieht, besitzt es noch eigene Vorzüge, die selbst in dem so vielfach bevorzugten Nordamerika fast beispiellos genannt werden können.

Etwa drei deutsche Meilen unterhalb zweier der mächtigsten Ströme der Welt, des Missouri und des Mississippi, gelegen, ist St. Louis das hauptsächliche Waarenlager für eine ausgedehnte Schifffahrt. Es ist 262 Meilen vom mexikanischen Meerbusen, 242 Meilen von Neuorleans, 182 Meilen von Natchez, 83 Meilen von Memphis, 34 Meilen von der Mündung des Ohio, 146 Meilen von den Anthonyfällen entfernt. Seine Flußverbindungen laufen das ganze ungeheure Mississippi-Thal entlang und erstrecken sich außerdem über den Illinois,

*) Unter dieser Zahl sind die 2616 Sklaven des Jahres mit begriffen.

Ohio und Missouri. 1817 ging das erste Dampfschiff den Mississippi aufwärts, 1819 wurde die erste Dampffahrt direkt von Neuorleans nach St. Louis unternommen und in demselben Jahre auch der gefährliche Missouri glücklich durch die neue Kraft bewältigt. 1850 wurde die Verbindung von St. Louis mit andern Städten bereits durch 246 verschiedene Dampfboote unterhalten, welche 2599 Fahrten machten. 1853 machten die Dampfer 3307 Fahrten und hatten einen Gehalt von 835,397 Tonnen, 100,153 Tonnen mehr als 1852. Diese Schiffe haben die Segelfahrzeuge zurückgedrängt. 1848 hatten die Barken und Kanalboote von St. Louis noch einen Tonnengehalt von 36,000, im Jahre 1853 war derselbe auf 8500 herabgesunken. Aber die Flußschifffahrt genügt dem Vorwärtsstreben der Bewohner nicht mehr, weil sie bald durch einen zu hohen Wasserstand, bald durch zu großen Wassermangel unterbrochen wird. Man projektirt daher mehrere zum Anschluß an die Systeme der Nachbarstaaten bestimmte Eisenbahnen, die zum Theil bereits im Bau begriffen sind. Wie Gumprecht in der Zeitschrift für allgemeine Erdkunde (III, 441) nachweist, werden, wenn diese Bauten vollendet sind, nicht blos viele bisher unzugängliche Gegenden dem Handel und Verkehr aufgeschlossen und bebaut werden, sondern St. Louis bildet sich alsdann auch zum Knotenpunkt aller großen Eisenbahnzüge aus, wie Nordamerika keinen zweiten besitzen wird. Es werden hier zusammenstoßen von Norden her die Linien vom Michigansee und zwar zunächst von den Städten Milwauki und Chicago, ferner von Nordosten die Linien von Quebeck und vom St. Lorenzstrom, von Osten her die von den großen Hafen- und Handelsstädten Boston, Neuyork, Philadelphia, Baltimore, Charlestown, von Süden her die von Neuorleans und Galveston, von Westen die von Kansas und St. Joseph.

In St. Louis konzentrirt sich ein großer Theil des Pelzhandels, da hier zumeist die Beute des amerikanischen Trappers auf den Markt kommt. Die Lage des Orts bedingt, daß alle nach dem Westen oder Norden bestimmten Handelszüge von hier ausgehen müssen, und auch die Erzeugnisse des Landbaues und der Bergwerke des Mississippi-Thales hier zusammenströmen. Von diesen Erzeugnissen kamen im Jahre 1850 nach St. Louis:

Tabak	9,055	Oxhoft.
Hanf	60,662	Ballen.
Blei von den obern Bergwerken	37,589,729	Pfund.
" " " untern "	6,000,000	"
Weizen	1,792,074	Bushel.
Mehl	325,070	Barrels.
Mais	484,014	Bushel.
Schweinfleisch	101,561	Barrels.*)

Die Einfuhr europäischer Manufakturwaaren, die theils aus Europa direkt, theils aus den großen Handelsstädten der Ostküste kommen, ist im fortwährenden Steigen begriffen. Der Werth der eingeführten europäischen Waaren betrug im Jahre 1851 neun Millionen Dollars, 1852 aber 10½ Millionen. Von den Waaren des letzten Jahres stammten für drei Millionen aus Deutschland (meistens Artikel des Zollvereins), für 7½ Millionen aus Frankreich und England. Für 1853 liegt noch kein vollständiger offizieller Bericht vor.

St. Louis erhebt sich am rechten Ufer des Mississippi auf einem Kalksteinhügel, welcher allmälig zum Wasser abfällt. Die Handelsgegend der Stadt bildet der untere Theil, der bei großen Ueberschwemmungen des Stroms schon mehrmals zu leiden hatte. Hier ist auch der Hafen, dessen Anlage 250,000 Dollars gekostet hat. Man bildete ihn dadurch, daß man den Stromarm zwischen Bloody-Island

*) Außerdem wurden in der Stadt 115,000 Schweine geschlachtet.

und der Stadt bis auf einen Kanal von 600 Ellen Breite einengte und dadurch auf eine Länge von einer deutschen Meile eine Wassertiefe schuf, welche für die tiefstgehenden Schiffe ausreichend ist. Vom Strome her bietet die Stadt einen sehr hübschen Anblick dar, besonders durch ihre belebten Kais, hinter denen in langer Reihe große Waarenspeicher stehen. Sie hat am Mississippi bereits eine Ausdehnung von anderthalb Stunden, doch sind manche der Vierecke noch nicht ausgebaut. Die Häuser sind meistens von Backsteinen aufgeführt, viele haben aber auch schönen Marmor zum Material. Bis 1814 stand in St. Louis kein einziges Haus von Backsteinen, und jetzt giebt es deren tausende. Ziegeleien, Mahlmühlen, Brennereien und Brauereien, Fabriken von Licht und Seife haben sich bedeutend vermehrt, Fabriken von Glas, Papier und Tuch fehlen dagegen noch, obgleich das Material vorhanden ist und sogar in nicht unbeträchtlicher Menge ausgeführt wird. Eiserne Oefen, die noch vor wenigen Jahren eingeführt wurden, gehen jetzt aus eigenen Fabriken weit in die Ferne. Neuerdings hat ein Deutscher, Palm, eine Maschinenfabrik errichtet und darin im Jahre 1852 nebst vielen Maschinen und Werkzeugen, die jenen der alten Staaten in keiner Weise nachstehen, die ersten Lokomotiven gearbeitet, welche der Westen geliefert hat. Ein interessantes Unternehmen ist die seit mehreren Jahren betriebene Bohrung eines artesischen Brunnens, der gegenwärtig eine Tiefe von 2160 Fuß erreicht hat. Man wird die Arbeit bis zu 2500 Fuß fortsetzen und hofft in dieser Tiefe gutes und reichliches Trinkwasser zu erhalten, das St. Louis gegenwärtig noch fehlt. Als man durch festen Kalkstein und weiter hin durch wechselnde Lagen von Kalkstein und Sandstein bis zur einer Tiefe von 1700 Fuß gelangt war, erreichte man Wasser in Menge, das aber einen salzigen und schwefeligen Beigeschmack hatte. Mit der jetzigen Tiefe des Brunnens von St. Louis können sich nur noch zwei artesische Brunnen messen, deren Tiefe mit wissenschaftlicher Genauigkeit bekannt ist, die Brunnen von Rehme in Westphalen und von Mondorf im Luxemburgischen.

Bei der Pflege der materiellen Interessen läßt man die geistigen keineswegs verkümmern. 1850 hatte St. Louis 49 Kirchen, deren Bau 1,213,000 Dollars gekostet hatte. Die Katholiken haben von diesen Kirchen 12, die Methodisten eben so viele, die Presbyterianer 8, die Lutheraner 5, die Bischöflichen 5, andere protestantische Genossenschaften 7. Seitdem ist noch eine Kirche hinzugekommen. An andern öffentlichen Gebäuden, die zum Theil von einem geläuterten Geschmack sprechen, hat St. Louis eine Stadthalle, auf deren Bau eine halbe Million Dollars gewendet wurde, eine Bibliothek, drei große Theater, zehn Markthallen, ein großes städtisches, ein Marine- und mehrere andere Hospitäler. Die Union hat hier ein Zollamt, ein Schatzamt, ein Landvermessungsamt, ein Zeughaus, ein Hauptquartier und große Kasernen, die sogenannten Jefferson Barracks, die aber nicht in St. Louis selbst, sondern einige Stunden unterhalb der Stadt liegen.

Die Katholiken, welche St. Louis als ihren Mittelpunkt im Westlande betrachten, haben hier mehrere Lehranstalten, an denen vorzüglich Jesuiten wirken, z. B. die St. Louisuniversität, mit 15 Professoren und etwa 130 Studenten (1850), sodann mehrere höhere weibliche Bildungsanstalten, auf deren Leitung gleichfalls die Jesuiten Einfluß üben. Die Staatsuniversität hat gleich der katholischen eine medizinische Fakultät. Es besteht außerdem eine westliche Akademie der Wissenschaften, in deren Sammlungen sich viele amerikanische Merkwürdigkeiten befinden. Die öffentlichen Schulen haben ein jährliches Gesammteinkommen von 42,500 Dollars, zu denen die zu ihnen gehörenden Ländereien 14,500 und freiwillige Steuern 28,000 Dollars beitragen. Außer den öffentlichen Schulen bestehen viele Privatanstalten, unter ihnen manche, welche nichts zu wünschen übrig lassen. So unterhält die literarische Gesellschaft der Kaufleute zwölf Schulhäuser mit sechsundzwanzig Schulen, die von 12,000 Kindern beiderlei Geschlechts besucht werden. Andere gemeinnützige und wohlthätige Anstalten sind das im Jahre 1851

errichtete Blindeninstitut, das unter trefflicher Leitung steht, die mit dem städtischen Hospital verbundene Rettungsschule für die Jugend (Iuvenile Reform School), das Institut für kranke Arme unter der Pflege von barmherzigen Schwestern, das Asyl des guten Hirten, in dem bereuende gefallene Mädchen und zugleich alle Opfer der Armuth, des Unglücks und des Unrechts Aufnahme finden, die Heimath für Freundlose, welche Verlassenen, Bejahrten und Schwachen Hülfe angedeihen läßt, endlich zahlreiche Waisenanstalten. Für die Deutschen sorgt ein Rettungsinstitut, das sich die Aufgabe gestellt hat, die ankommenden Einwanderer gegen Betrügereien zu schützen und denselben eine Gelegenheit zu verschaffen, ihr Geld bis auf bessere Verwendung sicher und gegen einen Zinsfuß von 6 Prozent anzulegen. Mit dem Institut ist eine unter umsichtiger Verwaltung stehende Sparkasse verbunden. Vgl.: History of St. Louis, commercial statistics, improvements of the year, account of leading manufacturies etc., St. Louis, 1854.

Bis jetzt hat St. Louis seine Einwohnerzahl in durchschnittlich fünf Jahren verdoppelt. Geht das so fort, so hat die Stadt im Jahre 1858 200,000 Einwohner. Es eröffnet sich ihr eine große Zukunft. Sie wird stets der Hauptstapelplatz des westlichen Binnenhandels bleiben und nach der Vollendung ihres Eisenbahnnetzes manche ältere und jetzt blühendere Stadt überholen. Die Eisenbahn von Meer zu Meer würde einen großen Theil des Verkehrs mit Nordasien, dem Osten der Union und Europa über St. Louis leiten. Sollte einst der Sitz der Bundesregierung von Washington weg nach dem Westen verlegt werden, so wird wahrscheinlich St. Louis zur Hauptstadt des großen Staatenbundes.

H. von Colomb, preußischer General der Reiterei, geboren im Jahre 1778, gestorben am 12. November 1854 in Berlin, gehörte zu den geachtetsten Offizieren der preußischen Armee. Er war schon in den Jahren 1813 und 1814 ein hochberühmter Parteigänger. Ein kürzlich erst von ihm selbst herausgegebenes Tagebuch aus dieser Zeit macht die interessantesten Mittheilungen über diese seine damalige Thätigkeit. Im Jahre 1815 führte er das erst von ihm errichtete achte Husarenregiment und focht mit demselben tapfer bei Belle-Alliance. Er selbst drang zuerst in ein feindliches Infanterie-Carré. Sein Schwager, der Fürst Blücher, berichtete in dem ersten Briefe vom Schlachtfelde an seine Gattin darüber mit den Worten: „Der Schwager hat sich mit seinem neuen Regiment als ein braver Offizier geschlagen." Von der Friedenslaufbahn Colomb's ist wenig zu sagen, als daß er, als ein sachkundiger Offizier, von Stufe zu Stufe höher stieg. Er war namentlich ein vortrefflicher Kavallerist, und galt in seinen jüngern Jahren für den besten Reiter in der Armee. Erst im Jahre 1848, wo er als Kommandeur der Provinz im Großherzogthum Posen stand, fand er Gelegenheit, seinen festen kriegerischen Muth und seine Besonnenheit wieder zu entfalten. Er hatte schon bei den Unruhen 1846 große Klarheit und Festigkeit gezeigt. In den schwierigen Umständen des Jahres 1848 aber machte er sich außerordentlich verdient. Es war dies um so anerkennenswerther, als er dabei mit dem General Willisen, der eine völlig andere politische Ansicht hatte, und mit einem wichtigen außerordentlichen Kommando betraut war, in die bedenklichsten Konflikte gerieth. Bei all seiner militärischen Tapferkeit war er ein Mann von großer Freundlichkeit und Herzensgüte. Das oben erwähnte Tagebuch giebt davon mehrfache interessante Züge, und ist überhaupt ein ungemein schätzbares Werk für die, welche den kleinen Krieg studiren wollen. Es ist ein praktischer Lehrmeister.

Unter Verantwortlichkeit des Ergänzungsblätterverlags in Meißen. — Redakteur Dr. Fr. Steger.
Druck von A. G. Gato in Meißen.

Die Insel Sumbava (Hinterindien). Im Norden von der javanischen See, im Süden von dem indischen Ocean, im Westen von der Straße von Allas, im Osten von der Straße von Sappi begrenzt, liegt Sumbava (die südwestliche Spitze) unter 9° 2′ südlicher Breite und unter dem 116° 42′ östlicher Länge. Die Insel ist ungefähr 32 deutsche Meilen lang, 6 deutsche Meilen breit, und hat eine sehr unregelmäßige Form, da Seearme tief in sie eindringen; vor der Küste liegt eine Zahl kleiner Inseln. Durch dieses Eintreten von Seearmen hat Sumbava einen großen Reichthum von Buchten erhalten, worin sie alle Sunda-Inseln übertrifft. Eine der Buchten ist bei einer Breite von vier Stunden dreizehn Stunden tief, andere hängen nur mittelst enger Einfahrten mit dem Meere zusammen und gleichen Binnenseen. Ihre natürliche Gestalt läßt die Insel in vier Theile zerfallen, in die nordwestlich gelegene Halbinsel Sumbava, in die östliche Halbinsel Bima, in die Halbinsel des Vulkans Tambora und in das Innere. Der Boden ist außerordentlich vulkanisch, und die Insel scheint in ihrer geologischen Gestalt gewaltigere Veränderungen erlitten zu haben, als irgend eines der benachbarten Eilande. Abgesehen von einigen kleinen Ebenen im Innern und von einem Streifen angespülten Landes an den Küsten besteht sie nur aus Bergen. Ihre Gebirge bieten einen so auffallenden Anblick dar, daß Niemand sie wieder vergißt, wer sie einmal gesehen hat; und diese Thatsache macht sie für die Chinafahrer zu vortrefflichen Landmarken. In einzelnen Theilen (Dompo und Sumbava) findet man Gold, an andern Orten Salpeter und Schwefel, Opale, die in zersetzten Trachyten auftreten, Arsenik, Salz, Schleifsteine und eine verhärtete Thonerde, welche die Einwohner Batulebbo nennen und essen. Es giebt weder Seen noch größere Ströme. Die vorkommenden Flüsse sind zum Theil nicht einmal an der Mündung mit Booten befahrbar und trocknen in der heißen Jahreszeit größtentheils aus. Die Vulkane der Insel, die sich theils auf ihr selbst, theils auf einem vorliegenden Eiland Apie auf der Nordostseite befinden, scheinen lange Zeit erloschen gewesen zu sein, wenigstens wußten die Eingeborenen nichts von einer Thätigkeit derselben. Aber am 11. April 1815 fand ein Ausbruch des Vulkans Tambora statt, der zu den furchtbarsten gehört, welche jemals stattgefunden haben. Das Geräusch wurde in Celebes, auf den Molukken und auf Sumatra gehört, oder auf einer Fläche, deren Radius, vom Vulkan aus gerechnet, mehr als 170 deutsche Meilen betrug. In Java hielt man den Ausbruch für so nahe, daß man glaubte, einer der größten Vulkane dieser Insel arbeite. Die ausgeworfene Asche verfinsterte die Luft und begrub auf der benachbarten Insel Lombok mehrere Menschen. Auf dieser Insel starben auch viele in der Hungersnoth, welche die Asche durch Vernichtung des Pflanzenwuchses hervorrief. Sie fiel auf dem etwa 70 deutsche Meilen entfernten Ostende von Java mehrere Zoll hoch und erreichte sogar Sumatra, welches 170 deutsche Meilen entfernt ist. Auf der Insel Sumbava selbst war die Verwüstung entsetzlich. Allein in zwei der nächsten Bezirke wurden 12,000 Menschen getödet, und es sollen damals von der ganzen Bevölkerung von Sangar blos 200 Menschen übrig geblieben sein, welche dann noch von Seeräubern vertrieben wurden. Das Reich Tambora wurde gänzlich vernichtet; die dem Ausbruch entronnenen dreißig Menschen kamen im nächsten Jahre durch eine Ueberschwemmung um. Derselbe Ausbruch brachte auch dem Reiche Papekat den Untergang. Während der Vulkan in Thätigkeit war, trat auch das Meer aus den Ufern und riß Häuser und Menschen mit sich fort. Funfzehn Jahre später hatte sich der Pflanzenwuchs von den Wirkungen dieses furchtbaren Ereignisses noch nicht wieder erholt. Ein folgender Ausbruch, der im November und Dezember stattfand, war in seinen Einflüssen bei weitem nicht so zerstörend. Der Ausbruch veränderte auch

die Gestalt des Vulkans selbst. Früher ein Kegel mit zwei Gipfeln und der höchste Berg der ganzen Insel, verlor er mehr als den dritten Theil seiner Höhe. Jetzt befindet sich oben ein 1700 Fuß tiefer Krater von ovaler Gestalt und etwa einer Stunde im Durchmesser, in dessen Mitte das angesammelte Regenwasser einen kleinen länglichen See gebildet hat. Die jetzige Höhe des Berges beträgt noch immer 8800 rheinländische Fuß, nach englischen Messungen 8940 englische Fuß. Nachdem frühere Versuche, den Gipfel zu ersteigen, gescheitert waren, woran wohl hauptsächlich die abergläubische Furcht der Eingeborenen vor dem Berge, dessen Furchtbarkeit sie 1815 hatten kennen lernen, die Schuld trug, hat der Naturforscher Zollinger im Jahre 1847 die Spitze glücklich erreicht.

Sumbava hat ziemlich dieselben Jahreszeiten wie Java, doch ist die mittlere Jahreswärme hier etwas niedriger als auf der großen holländischen Insel. Man will bemerkt haben, daß seit dem großen Ausbruche von 1815 der Regen seltener geworden sei, was sich vielleicht durch die damalige Vernichtung des Pflanzenwuchses erklären ließe. Gewiß ist, daß die Umgegend des Vulkans Tambora, die übrigens schon vorher ziemlich arm an fließendem Gewässer war, seitdem sehr durch Wassermangel leidet. Erdbeben kommen noch immer häufig vor, wenn die Insel auch seit 1815 und 1838 von vulkanischen Eruptionen verschont geblieben ist. In der trocknen Jahreszeit verlieren die Bäume und Sträucher alle Blätter, so daß sie den Anblick unserer Pflanzen im Winter darbieten, doch machen die Tamarinden, die künstlichen Anpflanzungen, die hohen Gebüsche im Gebirge und die Pflanzen unmittelbar am Strande eine Ausnahme. Sumbava gilt für sehr ungesund, ist es aber nicht überall. Die Fieber sind eigentlich nur auf der östlichen Halbinsel zu fürchten, wo sie in der trocknen Jahreszeit mit einem schleichenden Charakter auftreten. Augenentzündungen sind häufig, eben so die Kuhpocken, die durch Impfen zu vertreiben noch nicht hat gelingen wollen. Zu den Hautkrankheiten der Eingeborenen, die einer bessern ärztlichen Behandlung weichen würden, haben die Europäer syphilitische Leiden hinzugebracht.

Der Charakter der Pflanzenwelt ist ziemlich derselbe, wie in Java, nur daß die alpine Flora fehlt, da die Berge von Sumbava nicht die Höhe der javanischen erreichen. Der Tambora, der bis in die Alpenregion aufsteigt, ist ganz von Vegetation entblößt. Den Reis baut man theils auf trockenen, theils auf nassen Feldern. Der Aehrenreis ist kleiner als auf Java, den Bergreis baut man nicht so viel, als auf jener Insel und giebt für die allgemeine Nahrung dem Mais den Vorzug. Man pflanzt Mais, Tabak, Zwiebeln, Bataten, Baumwolle, Zuckerrohr, Kaffee, Indigo und verschiedene Arten Katjang, eine Brechbohne, welche mannigfaltigen Nutzen gewährt, indem die Frucht gegessen, die Blüthe als Farbestoff benutzt, die Pflanze selbst dem Vieh gefüttert wird. Nutzhölzer sind der Dschati oder die indische Eiche, der Sappanbaum (eine Art Brasilienholz von Caesalpinia Sappan) und der Tikbaum. Dieser letztere bedeckt große Strecken von Sumbava, kommt aber nur da zur völligen Ausbildung, wo die Radschas sich die alleinige Nutzung vorbehalten haben. An den Küsten läßt die stete Nachfrage den Baum selten zu mehr als einem Fuß Durchmesser kommen, im Innern erreicht er eine außerordentliche Schönheit, wie sie in Java nicht vorkommt, bringt aber wenig Nutzen, da der Transport an die Küste zu schwierig ist. Thiergattungen besitzt Sumbava wie alle von dem Festlande weit entfernten Inseln nicht viele, doch entschädigt für diese Armuth an Gattungen die Individuenmasse der vorhandenen. In unglaublicher Menge kommt besonders eine Art wilder Schweine vor, auch Hirsche und ein kleines zierliches gebautes Reh von funfzehn Zoll Länge, das den Moschusthieren nahe steht und in den dichtesten Wäldern von Beeren lebt, sind häufig. Die Eingeborenen nennen dieses Thier, das übrigens weder den Moschusbeutel noch Hörner hat, Kantschil. Die einzige vorhandene Affenart, der gemeine graue Affe, treibt sich ebenfalls in Menge umher, wilde Ziegen sind da-

gegen selten. Die reißenden Thiere werden allein durch eine kleine Art wilder Katzen vertreten, selbst der wilde Hund fehlt. Die Vögel sind nicht so zahlreich, wie auf Java, besonders bemerkt man wenige Raubvögel, sowohl von denen, welche am Tage, als von denen, welche in der Nacht ausfliegen. Sumpfvögel, namentlich Reiherarten, sind noch am häufigsten, und in dieser Klasse sind Gattungen vertreten, welche in Java fehlen. Von Hausthieren hat man Ziegen, Büffel und Pferde, welche beide letztere Arten frei umherlaufen und nur dann eingefangen werden, wenn man sie braucht. Von den Pferden, die in großer Anzahl vorhanden sind, hat man zwei Arten, die von Bima und die von Tambora. Die Pferde von Bima sind die schönsten des ganzen indischen Archipels, die von Tambora sind aber kräftiger.

Von der früheren Geschichte der Insel weiß man gar nichts. Die Ureinwohner scheinen die Orang Dango (Bergmenschen) zu sein, echte Polynesier, die wahre Kinder an Herz und Geist sind und von den übrigen Einwohnern gefürchtet werden, weil sie tapferer sind. Die andere Bevölkerung besteht hauptsächlich aus Malaien, die aber eine dunklere Farbe, als die Menschen auf den andern Inseln, haben. Der untere Theil des Gesichts ist spitzer, und die Hautfarbe geht ganz so in das Braune und Bronzene über, wie auf den weiter östlich gelegenen Inseln. Auch die jetzt übliche Sprache — die alte Sprache und Schrift ist verloren gegangen — deutet auf einen östlichen Ursprung hin. Sie kennt den F-Laut, der im Malaischen, das für das F ein P setzt, nicht existirt, und läßt gewöhnlich den End- und Mittelkonsonanten weg. Geschrieben wird sie nicht, vielmehr ist das Makassarische, zu dem man sich malaiischer Buchstaben bedient, die Schriftsprache. Die Hindureligion ist in Sumbava nie üblich gewesen, obgleich in alter Zeit Flüchtlinge aus Java auf die Insel gekommen zu sein scheinen, vielmehr ist die Bevölkerung unmittelbar vom Fetischdienst zum Mohamedanismus übergegangen. Wahrscheinlich wurde dieser Glaube erst im sechszehnten Jahrhundert von Makassar nach der Insel gebracht und in derselben Zeit die Herrschaft der malaiischen Mohamedaner gegründet. Der Mohamedanismus hat aber die alten abergläubischen Gebräuche nicht verdrängen können, und seine Priester, die blos von Geschenken leben, stehen noch heute in sehr geringem Ansehen. Die Fremden sind Buginesen und Makassaren. Die Bewohner von Sumbava (in engerer Beziehung) scheinen mit jenen der Insel Lombok denselben Ursprung zu haben, und es sollen Familienbeziehungen zwischen den Großen dieses Reichs und dem Fürsten des Reiches Bandjarmassin auf der Südküste von Borneo bestehen. Ueberhaupt besteht ein Unterschied zwischen der Bevölkerung des westlichen Inseltheils oder des Reichs Sumbava und jener des östlichen Theils oder der Reiche Bima, Dompo und Sangar. Aber auch im östlichen Theil unterscheidet sich Sangar durch seine Sprache nicht unwesentlich von Bima. Die Bewohner von Sumbava sind größer und schlanker und tragen nicht die Beinkleider, die in Bima bei Männern und Frauen üblich sind. Die Häuser von Sumbava sind groß und stehen auf hohen Pfählen, die kleinen Häuser von Bima erheben sich nur wenig über den Boden u. s. w. Von allen Insulanern kann man sagen, daß sie träge sind und die Gewohnheit des Lügens im hohen Grade besitzen. Sie hängen sehr an alten Gewohnheiten und sind gastfrei. Wo der Opiumgenuß und der Verkehr mit Europäern nicht ihren verderblichen Einfluß geltend gemacht haben, kommen gröbere Verbrechen, wie Meineid, Diebstahl, Mord, selten vor.

Bis zum Jahre 1815 hatte Sumbava sechs Staaten, Sumbava, Bima, Dompo, Sangar, Tambora und Papekat. Jetzt bestehen im Grunde nur noch zwei, Bima und Sumbava, denn Tambora und Papekat sind ganz vernichtet worden, Dompo ist von 80 auf 13 Dörfer zurückgegangen und Sangar besteht blos aus einem einzigen Dorfe. Die Bevölkerung der jetzigen Reiche beträgt nach muthmaßlicher Schätzung:

Bima	45,000	Menschen.
Sumbava	26,000	"
Dompo	3,200	"
Sangar	200	"
	74,400	Menschen.

Die Bewohner von Dompo sind muthig und kriegerisch, aber auch sehr träg und dumm, so daß der von ihnen besetzte Theil, obgleich er den fruchtbarsten Boden enthält, am wenigsten Ertrag liefert. Sie besitzen keine Schiffe, fällen kein Sappanholz mehr, haben nur Tauschhandel und ernähren sich meistens von der Jagd. Auf der andern Seite machen sie von starken Getränken und von Opium keinen Gebrauch.

Bima, das bedeutendste der Reiche, treibt einen bedeutenden Handel mit Sappanholz, Schildkrötenschaalen, Vogelnestern, Pferden u. a. m. Aber der Sultan und die Großen treiben selbst viel Handel, der Sultan hat gewisse Monopole, zum Beispiel den alleinigen Verkauf der Vogelnester, und erhebt von den Waaren, welche ihm nicht gehören, bedeutende Zölle, so daß der Handel beeinträchtigt wird. Ein Flächenmaß kennt man nicht, so daß die Oberfläche eines Feldes blos nach der Zahl der auf ihm wachsenden Reisbüschel abgeschätzt wird, als Längenmaß braucht man Fuße und Klaftern, als Hohlmaß ein javanisches Gemäß, das einer halben deutschen Metze gleich ist. Auch einheimische Münzen sind nicht da, aber die von Fremden eingeführten hat man so gern, daß selten eine wieder Bima verläßt. Man nimmt alle im indischen Archipel umlaufenden Münzen, besonders die alten, am gebräuchlichsten sind kleine chinesische Geldstücke, von denen man so viele an eine Schnur reiht, daß der Werth eines Realen herauskommt. Obgleich die Schifffahrt von den vielen so günstigen Buchten nicht den möglichen Gebrauch macht, besitzen die mohamedanischen Bewohner doch eine Anzahl von Schiffen, theils von einheimischer, theils von fremder Bauart. Es ist mehr als Verdacht, daß diese Fahrzeuge gelegentlich auch zu andern als Handelszwecken dienen. Die Seeräuber der andern Inseln besuchen Sumbava oft und besitzen dort Einverständnisse. Die Verkehrsmittel des Binnenlandes befinden sich im schlechtesten Zustande. Brücken, Fahrstraßen und Wagen giebt es nicht, die vorhandenen Wege sind Fußpfade von solcher Beschaffenheit, daß ein Pferd oder Büffel mit Mühe fortkommt. Die in den großen Dörfern oder Kampongs stattfindenden Märkte dienen nicht dem Handel, sondern blos dem täglichen Verbrauch. Der materielle Zustand der Bewohner des untern Landes dürfte derselbe wie auf den übrigen Sundainseln sein. Die Häuser baut man von Bambusrohr oder wählt auch dünn gespaltene schmale Streifen von den Blattscheiden zweier Palmenarten (Sagverus Rumphii und Corypha Utan) als Material. Das Dach besteht aus Schilfgras oder aus Schindeln von Bambus. Die Häuser stehen auf Pfeilern zwei bis drei Fuß über der Erde und haben vorn einen offenen Gang, in dem die Bewohner den Tag über sitzen und ihre Arbeiten verrichten. Eine große Stube enthält links den Heerd und rechts zwei durch eine niedrige Wand von einander geschiedene Abtheilungen. Rings umher läuft ein Gerüst, auf dem der sehr einfache Hausrath steht und der Mais getrocknet wird. Viehbehälter kennt man außer Hühnerställen nicht. Die Einwohner sind von kleiner Gestalt und gedrungenem Körperbau. Die Kleidung besteht für beide Geschlechter aus Beinkleidern, über denen die Frauen ein Oberkleid tragen. In Sumbava fällt, wie schon bemerkt, das Beinkleid weg, und beide Geschlechter tragen ein Oberkleid (Savang) und einen langen um den Hals gewundenen Shawl (Slendang). Jagd wird in Bima viel getrieben und auch von den untern Klassen, da Büffel und Ziegen äußerst wohlfeil sind, viel Fleisch gegessen. Recht süßes und öliges Gebäck, das man zu Anfang und zu Ende der Mahlzeit genießt, gilt für einen Leckerbissen. Obgleich die Bevölkerung im Gebrauch von Reizmitteln im allgemeinen

mäßig ist und sich nur dem Genuß von Opium zu sehr hingiebt, kennt sie doch mehrere geistige Getränke und andere berauschende Gegenstände. Aus der Kokospalme und der Lontharpalme (Corypha Utan) bereitet man Palmwein, aus Reis den sehr berauschenden Brum. Außerdem ist das Opiumrauchen und das Betelkauen allgemein im Gebrauch. Tabak raucht Jedermann und zwar in der Form von dicken und langen Cigarren. Feste werden bei jeder Gelegenheit gefeiert, bei Beschneidungen, Hochzeiten, selbst bei Krankheiten, in welchem letztern Fall die bösen Geister vertrieben werden sollen. Tänze der Unverheiratheten und eine sehr einfache Musik begleiten jedes Fest. In der Hauptstadt Bima, die an der Küste liegt, giebt es einige Reformirte und Katholiken, sonst nur Mohamedaner und in den Gebirgen unter den Orang Dongo Fetischanbeter. Die Reicheren lernen lesen und schreiben, gewöhnlich in der Makassar-Sprache, nicht in dem einheimischen malaiischen Dialekt. Bei den untern Klassen giebt es durchaus keinen Unterricht. Die Orang Dongo leben in Reishäuschen, wie man sie in Java kennt, und sollen eigenthümliche Sitten haben.

Das Reich Sumbava hat mehrere bedeutendere Orte: Mata, Ampang, Plampang, Lapi, Sumbava, Re, Utan, Allas, Setelok, Taliwang und Tschereweh. Die meisten liegen von der Küste eine bis drei Stunden entfernt und haben alte Befestigungen, die zum Schutz gegen innere Feinde und gegen Seeräuber errichtet worden sind. Das Volk ist träger und das Land daher weniger gut angebaut, als in Bima. Sappanholz und andere schöne Hölzer für Hausgeräth, Büffel und Pferde, Waffen von eigenthümlicher Form, die hier in Menge und gut verfertigt werden, und Minjak Sumbava sind die Ausfuhrartikel. Die letztere Waare ist ein mit andern Stoffen gemengtes Oel der Kokospalme, von dem mehrere Sorten, deren Verfertigung streng geheimgehalten wird, als äußerliche Heilmittel dienen, eine aber mit Reis und Backwerk als überaus nahrhafte, förmlich mästende Speise genossen wird. Eingeführt werden feine Kleidungsstoffe, Salz und Zucker, auch Opium, dessen Verkauf zwar verboten ist, aber durch Buginesen stark eingeschmuggelt wird. Die Bevölkerung ist ziemlich bedeutend mit Buginesen, Makassaren und Orang Dongos gemischt. Die letztern, denen man allerlei Böses nachsagt, fürchtet man in der Ebene sehr, kann aber nichts gegen sie ausrichten, da sie tapferer und kriegserfahrener als die Sumbavaer sind. Die Häuser erheben sich auf Pfählen so hoch als möglich über den Boden, so daß man auf einer Leiter zu ihnen hinansteigen muß. Auf der einen Seite erstreckt sich draußen eine Galerie, im Innern findet man einen Gang, der als Küche benutzt wird, und drei bis sechs Zimmer. Die Zwischenwände lassen sich wegnehmen und auf dem Boden befestigen, wodurch aber die Zimmer sehr niedrig werden. In seinen Sitten ist das Volk das Widerspiel der Bewohner von Bima. Feste werden sehr wenig gefeiert, und zwar ohne Musik und Tanz, die man verachtet, so daß man auch keine musikalische Instrumente hat. Geistige Getränke sind verboten und man trinkt nur Wasser, selten Kaffee, nur der Gebrauch des Opiums hat nicht verhindert werden können. Die Sumbavaer sind streng mohamedanisch und waren in der Zeit nach dem Ausbruch des Tambora, als der Wohlstand sehr gelitten hatte, sogar fanatisch. Die Sittlichkeit der Frauen ist trotzdem nicht besonders groß.

In ihrer Verfassung weichen Bima und Sumbava von einander ab. In beiden Reichen ist das Volk in Gilden eingetheilt und steht unter der Leitung von Dorfältesten, in beiden giebt es einen Adel der Häuptlinge oder Mantri's. Aber die Radschas von Bima haben ihren Adel ziemlich niederzuhalten gewußt, während die von Sumbava von demselben abhängig geworden sind. In Bima soll der Fürst zwar gewählt werden, doch bleibt die fürstliche Macht immer in derselben Familie und die Wahl des erbberechtigten Sohns ist eine bloße Form. Ziemlich eben so steht es mit der Bestimmung, daß der Fürst bei der Erlassung von Gesetzen seine Häuptlinge um Rath fragen muß. In Sumbava dagegen halten sich der Radscha und der hohe Adel die Wage, und der erstere ist gegen den letztern eher im

Nachtheil. Fünf der ersten Häuptlinge theilen als Rath die Regierungsgewalt mit dem Fürsten. Stirbt der letztere, so ernennen die Räthe den Nachfolger, stirbt dagegen einer der Dea's oder Räthe, so füllt der Radscha die leere Stelle wieder aus. In der jüngsten Zeit hat einer der fünf Räthe, der Reichsgeneral, die meiste Gewalt an sich gerissen. Von den Bezirkshäuptlingen gehorchen die wenigsten, selbst Dorfälteste haben sich unabhängig gemacht. Sowohl in Sumbava als in Bima behaupten die Bewohner, daß ein geschriebenes Recht vorhanden sei, das aber von dem Fürsten und den Häuptlingen sehr geheim gehalten werde und namentlich nie einem Fremden gezeigt werden dürfe. In Sumbava saugen der Radscha und die fünf Räthe das Volk wetteifernd aus. Es soll auf der Insel eine mit der Vielweiberei eigentlich unverträgliche Rechtsgewohnheit herrschen, die nämlich, daß nicht die Frau dem Mann, sondern der Mann der Frau folgt.

Mit der holländischen Regierung haben die kleinen Inselreiche mehrfache Verträge abgeschlossen, die indessen von ihnen nie sonderlich geachtet worden sind. Nur Dompo hat sich stets als einen treuen Bundesgenossen bewiesen, während Sumbava vielfach zu Klagen Anlaß gegeben und selbst Kriege hervorgerufen hat. Um den jetzigen Zustand zu erforschen und wo möglich neue Verhandlungen anzuknüpfen, besuchte der Naturforscher Zollinger im Jahre 1847 die Insel. In Dompo, wo die Bevölkerung offen ihren Wunsch aussprach, unmittelbar unter der holländischen Regierung zu stehen, fand er einen guten Empfang, in Bima und Sumbava einen um so schlechteren. Man begrüßte ihn an beiden „Höfen" mit dem schlichtesten Ceremoniel, und in Sumbava wurde zur Begrüßung Zollinger's sogar ein Mann niedrigsten Ranges verwendet, was für eine tödtliche Beleidigung gilt. Oft fehlten die Kulis (Träger), oder warfen das Gepäck mitten auf dem Wege hin. Freilich erkannte man in dem Naturforscher den Agenten, und die Herrscher vermerkten es gewiß übel, daß ihre Unterthanen Zollinger fortwährend mit Klagen über die Regierung bestürmten. Nicht politischer Abneigung, sondern dem Geiz war es zuzuschreiben, daß der Sultan von Sumbava, als er Zollinger zu sich einlud, ihn aufforderte, „die Speisen und den Wein mitzubringen, weil der Sultan von der europäischen Kochkunst sehr viel halte." Oede Gegenden fand Zollinger viele, oft kam er in Ebenen, wo er die Spuren früherer, jetzt verlassener Dörfer erkannte, oft führte ihn sein Weg durch völlige Aschenwüsten. In dem früheren Reiche Sangar lebten noch, zweiunddreißig Jahre nach dem furchtbaren Ausbruche von 1815, so wenige Menschen, daß es schwer wurde, so viele aufzutreiben, als Zollinger für das Besteigen des Vulkans nöthig hatte. Das Gebirgsland von Dompo betrat er als der erste Europäer; die dortigen Einwohner stellten sich unter den Weißen eine Art von feindlich gesinnten Bergteufeln vor. Einen Bericht über diese Reise enthalten die „Verhandlungen der batavischen Gesellschaft" in ihrem 23. Bande und nach diesem Bericht hat die „Zeitschrift für allgemeine Erdkunde" eine Darstellung der Verhältnisse der Insel mit Zusätzen vom Major **Diedrich**, einem lange in niederländisch Indien stationirt gewesenen Offizier, gegeben. Tiefer eingehende Notizen hat außer Zollinger kein Reisender von Sumbava gegeben. Und doch haben die Niederländer seit 1669 in nahen Beziehungen zu der Insel gestanden, und diese wird von Bali nur durch die Insel Lombok getrennt und liegt der nordöstlichen Spitze von Java nahe. Die maritimen Verhältnisse Sumbava's behandelt Smits in The Seeman's Guide round Java, manches Naturgeschichtliche Sir **Stamford Raffles** in seiner berühmten „Geschichte von Java."

Karl Zeisberg, österreichischer Feldmarschallieutenant, wurde im Jahre 1789 in Breslau geboren. Im Januar 1807 als Kadet bei dem Uhlanenregiment Fürst Schwarzenberg Nr. 3 eingetreten und im Mai 1809 zum Fähnrich bei dem Infanterieregiment Erzherzog Karl befördert, wurde er in der Schlacht von Wagram im rechten Fuß verwundet und nahm im folgenden Sommer seinen

Abschied. Genau ein Jahr später trat er abermals in die österreichische Armee ein, dieses Mal als Kadet bei dem siebenten Jägerbataillon, machte den Feldzug gegen Rußland mit und erwarb sich in dem Gefecht bei Kowel durch sein kluges und muthiges Benehmen die silberne Denkmünze für Tapferkeit. Am 27. September 1812 war nämlich die Division Siegenthal bei Kowel und deren Nachhut unter dem Oberstlieutenant Veyder auf dem rechten Ufer der Turia, in der Ebene gegen Kollodeyno hin, mit einem Jägerbataillon und einer Schwadron Husaren aufgestellt. Von einer mehr als zehnfach überlegenen feindlichen Reiterei angegriffen, wurden diese Truppenkörper nach einem heftigen Plänklergefecht bis an die äußersten Häuser von Kowel zurückgedrückt, während der Gegner zugleich die über die Turia führende Brücke vor dem österreichischen Nachtrab zu gewinnen suchte. In diesem kritischen Augenblick bot sich der Kadet Zeisberg freiwillig an, den Rand der Vorstadt so lange zu vertheidigen, bis die Mannschaft sich gerettet habe und die zum Anzünden vorbereitete Brücke in Flammen stehe. Die Russen ließen sich jedoch durch das wirksame Feuer der Jäger nicht abhalten, dem Nachtrab auf der noch nicht ganz brennenden ersten Brücke zu folgen, so daß Zeisberg mit seinem kleinen Häufchen abgeschnitten wurde. Von einer Menge Uhlanen, Kosaken und Baschkiren umringt, verschmähte er muthig den angebotenen Pardon, schlug sich mit wenigen Jägern bis an die Brücke durch und stürzte sich, als er dieselbe vom Feinde besetzt fand, nun ganz allein dem beiderseitigen Feuer ausgesetzt, in den Fluß, bis in dessen Mitte schon mehrere Kosaken vorgeritten waren. Mit vielem Geschick wich er hier mehreren Lanzenstichen glücklich aus und hatte beinahe das jenseitige Ufer erreicht, als ein tollkühner Kosak, der sich ungeachtet des heftigsten Feuers so weit gewagt hatte, ihn einholte. Jetzt begann mitten im Wasser zwischen dem Jäger und dem Kosaken ein furchtbarer Zweikampf. Obgleich er bereits durch einen Lanzenstich am Kopfe verwundet war, gelang es Zeisberg doch, seinen Gegner durch einen Kolbenschlag auf den Kopf leblos vom Pferde in die Wellen zu stürzen. (Strack, die Generale der österreichischen Armee.)

Durch diese tapfere That seinen Oberen empfohlen, focht Zeisberg noch in allen Vorpostentreffen der Brigade Fröhlich und wurde am 12. November zum Unterlieutenant im Bataillon befördert. Während der Feldzüge von 1813 bis 1815 blieb er in dieser ausgezeichneten Truppe, in der er beim Abschluß des zweiten Pariser Friedens Oberlieutenant war. 1813 erhielt er zwei Wunden, bei Altenburg einen Schuß in den rechten Fuß und bei Leipzig eine Kugel in die rechte Seite des Unterleibs, die ihm beinahe den Tod gebracht hätte. Nach seiner Wiederherstellung eilte er der Armee nach, die inzwischen in Frankreich eingerückt war, und war in dem Treffen von Troyes wie bei allen Gefechten der Division Lichtenstein gegenwärtig. Nach der Beendigung des letzten Feldzugs gegen Napoleon wurde er am 24. Juli 1815 zum Generalquartiermeisterstab versetzt und bei der Mappirung und Militär-Landesbeschreibung verwendet. 1818 zum Hauptmann befördert, diente er bis 1829 theils bei zwei Husarenregimentern, theils beim Militär-Grenzkordon in Böhmen, theils in einem Jägerbataillon und hatte am Schlusse dieser Periode wieder eine Anstellung bei der Mappirungs-Oberdirektion. Im November 1830 zum Major befördert, war er bis zum Jahre 1831 Direktor der Militär-Landesbeschreibungs-Abtheilung in Kroatien, ging 1831 als Chef des Generalstabs im zweiten Armeekorps nach Italien und erhielt während dieser Dienstleistung Orden von Rom und Parma. Der 1. Januar 1836 brachte ihm das Obristlieutenantspatent, der 24. Januar 1840 das des Obersten. Während dieser Zeit war er als Direktor der Generalstabs-Abtheilung in Ungarn beschäftigt, übernahm 1843 die Leitung der statistischen Abtheilung des Generalquartiermeisterstabs in Wien und ging 1847 nach Dalmatien, wohin er als General und Brigadier in Zara berufen wurde.

Die Wirren des Jahres 1848 bestimmten auch diesem General eine höhere Thätigkeit. Als Chef des Generalstabs begleitete er den Ban von Kroatien auf

dessen Zuge nach Ungarn, der bekanntlich durch den in Wien ausgebrochenen Aufstand eine andere Richtung erhielt. Bei dem Angriffe vom 28. Oktober erhielt er von seinem Obern den Auftrag, den gegen die Marxer Linie bestimmten Kolonnen die rechte Direktion zu geben. Die von dem Linienwall aus bestrichene Hauptstraße vermeidend, drang er mit dem Grenadierbataillon Ferrari, einigen Kompagnien des dritten Bataillons vom Oguliner Grenzregiment, einer Abtheilung Pioniere, funfzig Freiwilligen des fünften Jägerbataillons und einigen Seressanern vorwärts und nahm, obwohl von dem heftigsten Kleingewehrfeuer empfangen, jene Linie im Verlauf weniger Minuten. Die Sturmkolonnen rückten nun nach, und während sie die von den Aufständischen besetzten Häuser nahmen, aus denen noch immer ein lebhaftes Feuer unterhalten wurde, drang Zeisberg an dem Wien-Neustädter-Kanal vor, ließ die Umfassung der Gärten durchbrechen und gelangte durch dieselben und die anstoßenden Häuser in die Flanken und den Rücken der Barrikaden-Vertheidiger, wodurch den nachrückenden Truppen auf dem Rennwege das Vordringen wesentlich erleichtert wurde.

In dem Gefecht vom 30. Oktober, bei dem es sich um den Entsatz von Wien handelte, kam ein Moment, in dem die Entscheidung schwankte. Der feindlichen Uebermacht weichend, hatten die kaiserlichen Truppen des linken Flügels das rechte Ufer der Schwechat von Kleberling bis an die Donau räumen müssen. Der Markt Schwechat brannte an zwei Punkten, durch feindliche Granaten in Brand gesteckt, und der anbefohlene Angriff auf den rechten Flügel der Magyaren, mit dem die Reiterbrigade Lichtenstein beauftragt war, erfolgte noch immer nicht, obgleich bereits die zweite Mittagsstunde geschlagen hatte. Da ergriff Generalmajor Zeisberg, welcher vom Fürsten Windischgrätz die Erlaubniß erhalten hatte, das Kuirassierregiment Wallmoden gegen den Feind zu führen, die Offensive und ging mit diesem Reiterregiment, mit zwei Bataillonen des Fußregiments Khevenhüller, mit einer zwölfpfündigen und einer sechspfündigen Batterie auf das rechte Ufer der Schwechat vor. Nachdem er seine Batterien auf der beherrschenden Höhe rechts von Schwechat, nur achthundert Schritte von dem Mittelpunkt der feindlichen Stellung entfernt, aufgestellt hatte, eröffnete er ein so wirksames Feuer, daß er die Geschütze gegenüber nicht nur zum Schweigen brachte, sondern auch zum Rückzug zwang. Kaum war dies geschehen, so setzte sich Zeisberg mit seinen Kuirassieren und den beiden Fußbataillonen in Bewegung, worauf der Feind den allgemeinen Rückzug antrat und bis zum Einbruch der völligen Dunkelheit lebhaft verfolgt wurde.

In dem darauf folgenden Feldzuge behielt Zeisberg seine Stellung als Generalstabschef des ersten Armeekorps unter dem Baron Jellachich. Einen neuen Beweis seiner militärischen Tüchtigkeit legte er bei einer Erkennung ab, die er am 19. Dezember mit einem Theil des Kuirassierregiments König von Sachsen gegen Altenburg ausführte. Obgleich er bei dieser Gelegenheit zweimal das heftigste feindliche Geschützfeuer passiren mußte, entledigte er sich doch seines Auftrags vollständig und kehrte mit einem ganz unbedeutenden Verlust ins Hauptquartier zurück. In dem Gefecht vom 29. Dezember bei Moor legte er ein militärisches Talent und eine Kaltblütigkeit an den Tag, die in dem bezüglichen Bericht des Barons Jellachich rühmend hervorgehoben wurden. In der Folge übernahm er eine Brigade bei dem zweiten Reserve-Armeekorps unter Graf Nugent, wurde durch allerhöchste Entschließung vom 22. Juli 1849 zum Feldmarschallieutenant befördert und erhielt auf den Antrag des Ordenskapitels das Ritterkreuz des Maria-Theresien-Ordens als würdigen Lohn seines ausgezeichnet tapfern Benehmens. Als am 1. November 1849 eine neue Eintheilung der Armee in Wirksamkeit trat, wurde Zeisberg mit dem Befehl über eine Division bei dem zwölften Armeekorps in Siebenbürgen betraut. Bald darauf wurde er nach Linz versetzt, wo er in wenigen Jahren sich eine allgemeine Liebe erwarb, die bei einer Krank-

heit, die ihm ein Zufall zu Ende des Jahres 1854 brachte, auf das rührendste hervortrat.

Zeisberg ist ein schlichter Mann, der von seinen Orden — auch den russischen St. Annen-Orden besitzt er — gewöhnlich nur das Marien-Theresien-Kreuz trägt. So abgehärtet er auf seinen Feldzügen lebte, wo er die Biwacht des gemeinen Mannes zu theilen pflegte, so lebte er auch stets in Linz. Mitten im Winter schlief er bei offenen Fenstern und scheute weder Wind noch Wetter.

Erzherzog Albrecht ist der erstgeborene Sohn des Erzherzogs Karl, des Siegers von Aspern, und dessen Gemahlin Henriette von Nassau-Weilburg. Am 3. August 1817 geboren und 1830 zum Obersten und Inhaber des erledigten Infanterieregiments Graf Bellegarde Nr. 44, in demselben Jahre auch zum Ritter des goldenen Vließes ernannt, trat der Erzherzog im Jahre 1837 in den praktischen Dienst ein, und zwar als zweiter Oberst bei dem Infanterie-Regiment Baron Wimpffen Nr. 13, von dem er 1839, damit er sich auch die Kenntniß des Dienstes der Reiterei verschaffe, zu dem Kuirassier-Regiment Baron Mengen Nr. 4 versetzt wurde. 1840 Generalmajor, 1843 Feldmarschalllieutenant, vermählte er sich 1844 mit der Prinzessin Hildegarde von Baiern. Der greise Vater begleitete ihn nach der baierischen Hauptstadt und erhielt dort von der gesammten Bevölkerung Beweise der innigsten Verehrung, wie sie der Held, der zuerst Napoleons Macht gebrochen hatte, im reichsten Maße verdiente. Seine 1845 erfolgte Ernennung zum befehligenden General von Oesterreich ob und unter der Ems, dann auch von Salzburg, verschaffte dem Erzherzog Albrecht die erwünschte Gelegenheit, die Erfahrungen, die er bereits gemacht hatte, zu verwerthen. Er ließ sich die theoretische und praktische Bildung der ihm übergebenen Truppen aufs thätigste angelegen sein, gab auch einen eigenen Vorposten-, Lager- und Felddienst zum Unterricht heraus und ließ denselben in den Lagern bei Neustadt, in der sogenannten neuen Welt, einüben. Durch sein humanes Betragen, durch seine unermüdete Sorgfalt für das Wohl des Soldaten erwarb er sich die herzlichste Zuneigung, die aufrichtigste und innigste Verehrung aller seiner Untergebenen in hohem Grade. So kamen die unruhigen Märztage des Jahres 1848 herbei. An jene Tage hängt sich eine Beschuldigung gegen den Erzherzog Albrecht, die seitdem so oft in Schriften wiederholt worden ist und so fest zu sitzen scheint, daß wir für Pflicht halten, sie aus bester Quelle näher zu beleuchten. Unser Gewährsmann ist das schon in der vorigen Biographie angeführte Werk von Strack, und dessen Darstellung die folgende: „Als Montags den 13. März 1848 die geistige Gährung Wiens den Staat aus dem Joche langjähriger Vormundschaft zu befreien beabsichtigte, war bei den reinsten und edelsten Absichten der studirenden Jugend und ihrer Führer doch auch der Bodensatz gerüttelt worden, der ein militärisches Einschreiten an verschiedenen Orten zur Folge hatte.

„Mit großem Unrechte wurde Se. kaiserliche Hoheit der Erzherzog Albrecht von einer gewissen Partei, die sich schon damals bemerkbar machte, beschuldigt, als habe er bei einer Gelegenheit das Feuern selbst anbefohlen. Es ist zwar hier nicht der Ort, auch sind wir nicht befugt, eine Beschuldigung zu widerlegen, die im militärischen Publikum — wo ein Jeder weiß, daß es nicht die Sache des kommandirenden Generals ist, einzelne Kompagnien und Bataillone bei Krawallen selbst anzuführen — ohnedies keinen Glauben gefunden hat, können aber nicht unterlassen, die Fälle anzuführen, welche ein militärisches Einschreiten nothwendig machten, um auch dem nicht militärischen Publikum den Beweis zu liefern, wie sehr man schon damals einen Prinzen des Hauses zu verdächtigen suchte.

„Die Garnison war an diesem Tage auf den Allarmplätzen konsignirt und hatte den strengen Auftrag, nirgends einzuschreiten, außer wo Gewaltthätigkeiten oder der öffentlichen Sicherheit gefahrbringende Handlungen verübt würden, von den Waffen aber nur in dem Falle Gebrauch zu machen, wenn die Truppe bei ihrem Einschritten thätlich angegriffen würde.

„Als man bereits im Ständehause Tische, Stühle, Uhren und Fenster der Vorzimmer in Trümmer geschlagen, die Ankündigungstafeln auf der Gasse zerbrochen und daraus Waffen gemacht hatte, war noch keine Polizei und kein Militär, war noch Niemand eingeschritten, der zu solchen Gewaltthaten Veranlassung gegeben hätte, womit man die nachfolgenden entschuldigte. Platz-General Matauschek war der Erste, der, blos von einem Kavallerie-Korporal und zwei Ordonnanzen begleitet, welche in der Entfernung stehen blieben, unter das vor dem Landhause versammelte Volk ritt und demselben wohlwollend zusprach, um es von fernerer Verwüstung abzuhalten; er wurde jedoch von der Menge insultirt; ja erhielt sogar einen Schlag mit einem Stück Holz an die Schläfe, daß er blutete, und der Pöbel machte Miene, den wehrlosen alten Mann vom Pferde zu reißen. Als dies der Ordonnanz-Korporal sah, kehrte er mit seinen zwei Mann um und holte das auf der Freiung beim General-Kommando aufgestellte Pionier-Bataillon. Dieses rückte nun durch die Strauchgasse gegen das Landhaus vor. Hauptmann Czermak bildete mit seiner Kompagnie die Avantgarde und ward an der Spitze seiner in Zügen gebrochenen Kompagnie noch vor einem ernstlichen Einschreiten mit Steinwürfen empfangen und verwundet; auch soll gleichzeitig ein Schuß aus dem Erdgeschosse des Ständehauses gegen die Truppe gefallen sein. Erst hierauf wurde von dem ersten der voranmarschirenden Züge eine Decharge gegeben, jedoch nicht auf Befehl des Erzherzogs Albrecht, der nicht einmal zugegen war; selbst wenn er sich bei der Haupttruppe befunden hätte, was aber nicht der Fall war, konnte er den Befehl nicht dazu ertheilt haben, da letztere kaum beim Einbuge der Gasse war, und man daher unmöglich sehen konnte, was bei der Avantgarde vorging. Das Militär ist hier in Ausübung seiner Dienstpflicht, „Aufrechthaltung der Ordnung, Sicherheit der Person und des Eigenthums in Friedenszeiten", thätlich angegriffen worden, wer kann es dem Kommandanten der Abtheilung verargen, wenn er von den Waffen Gebrauch machen ließ? Was hätte er thun sollen, als seine Truppe gleich beim Erscheinen feindlich angegriffen ward, bevor es ihr noch möglich war, durch begütigende Worte die Masse zum Verlassen des Platzes zu bewegen? Hätten die Pioniere ruhig auf sich zuschlagen lassen oder vielleicht gar vor einem übermüthigen Pöbel die Flucht ergreifen sollen?

„Daß dann Nachmittags die auf dem Hofe versammelte Militärmacht die Plünderung des Zeughauses in ihrer Gegenwart nicht gestatten durfte, ohne ihren moralischen Werth in das ungünstigste Licht zu setzen, und kräftigst einschreiten mußte, als begütigende Worte die stürmende Masse nicht zu entfernen vermochten, bedarf wohl keiner Entschuldigung. Daß es in Folge dessen zwischen den Truppen und dem Volke, welches am Judenplatze Barrikaden bauen wollte und das Militär mit Steinwürfen empfing, zu ernstlichen Konflikten kam, wobei die auf das Heftigste erbitterte Mannschaft sich mit ihrer Waffe vertheidigte, war sicherlich nicht die Schuld Sr. kaiserlichen Hoheit des kommandirenden Generals. Eben so wenig konnte Erzherzog Albrecht den Vertheidigern des mehrmals angegriffenen Polizei-Gebäudes, des Schrannen-Gebäudes am hohen Markte und der kaiserlichen Stallungen das Feuern anbefohlen haben, indem er weder an dem einen noch an dem andern dieser Orte persönlich zugegen war, und Pflicht und Ehre allein dieselben aufforderte, diesen ihnen anvertrauten Posten gegen jeden Angriff auf das Hartnäckigste zu vertheidigen. Selbst dann nicht, als er vom Volke aufs Gröbste insultirt worden war, hatte er anders gehandelt als in seiner Pflicht als Landes-Kommandirender lag, und welch' strengen Befehl die Mannschaft in Betreff des Gebrauches der Feuerwaffe hatte, liefert uns die Antwort des Oberfeuerwerkers Pollet auf die Aufforderung, gegen den eindringenden ungestümen Volkshaufen zu feuern: „daß er nur auf ausdrücklichen Befehl Sr. Majestät des Kaisers oder des kommandirenden Generals Feuer geben dürfe."

„Diese ungerechten Beschuldigungen und die hierdurch herbeigeführte gereizte Stimmung des Volks bewogen den Erzherzog Albrecht, folgenden Tages seine Stelle in die Hände Sr. Majestät des Kaisers niederzulegen."

Nachdem der Erzherzog von den Truppen mit einem Generalbefehl Abschied genommen, seine Güter bereist und seine Privatangelegenheiten in Ordnung gebracht hatte, begab er sich als Freiwilliger zur Armee von Italien. Schon in der Schlacht von Santa Lucia wurde er unter denjenigen genannt, welche mit der entschlossensten Haltung der Gefahr des Augenblicks sich preisgaben, und in den nachfolgenden Gefechten bis zur Einnahme von Mailand verdiente er sich das Lob, das Marschall Radetzky in seinem Bericht an das Kriegsministerium ihm spendete, „nicht allein durch persönlichen Muth, dem Erbtheil seines Hauses, sondern auch durch Aufmunterung und Aneiferung aller Untergebenen und Eindringen in den Geist der Bewegungen in Schlachten, somit in die Vorschule seines einstigen Wirkens, seines hohen Berufs sich würdig gezeigt zu haben." Als im nächsten Jahre Sardinien, dem unwiderstehlichen Andrange der italienischen Revolutionspartei nachgebend, das Glück der Schlachten nochmals zu versuchen beschloß, erbat sich Erzherzog Albrecht ein Divisionskommando, damit er zeigen könne, was er vor dem Feinde zu leisten verstehe. Seinem Wunsche wurde entsprochen und ihm eine Division des zweiten Armeekorps übergeben, mit der er während des Marsches gegen die Piemontesen den Vortrab des Feldzeugmeisters d'Aspre bildete. Dieser Feldzug sollte beweisen, daß der Erzherzog ein würdiger Sohn des Helden von Aspern sei.

Als bei Pavia der Uebergang über den Tessin erzwungen wurde, hatte er zuerst in der Gegend von Gravellone mit dem Feinde zu kämpfen. Dann kam der Tag von Mortara, an dem er mit seiner Division eine Uebermacht von mehr als 16,000 Mann gegen sich hatte. Es war gegen die sechste Abendstunde, als das Gefecht begann. Die Piemontesen hatten eine feste Stellung, und die eintretende Dunkelheit, wie dichte Staubwolken verhinderten jede Uebersicht. Die österreichischen Angriffskolonnen waren richtig gebildet worden, aber unter den obwaltenden ungünstigen Umständen verloren sie bald jede Verbindung, und ein Erfolg wurde um so zweifelhafter, als der Feind den hartnäckigsten Widerstand leistete, der besonders von den beiden Flügeln auf keine Weise zu überwinden war. Die Mitte, bei der sich der Erzherzog befand, rückte vor, aber die Flügel blieben hinter ihr zurück. Von dieser Sachlage unterrichtet, befahl Baron d'Aspre, daß, wenn ein letzter Angriff auf die Stadt mißlinge, die Division sich zurückziehen und in kein zweifelhaftes Nachtgefecht einlassen solle. Inzwischen erfuhr der Erzherzog, daß Oberst Benedek mit einem Bataillon seines Regiments Giulay in die Stadt eingedrungen wäre, aber in Gefahr schwebe, da sich feindliche Truppen aus der Flankenstellung hinter seinem Bataillon in die Stadt gedrängt hätten. Auf der Stelle führte Erzherzog Albrecht mit allen Truppen, die er zur Hand hatte, einen abermaligen Angriff auf Mortara aus, erzwang den Eingang in die Stadt und behauptete sich, wodurch es dem Obersten Benedek möglich wurde, die Truppen des Feindes, die ihn abschneiden wollten, seinerseits abzuschneiden und seine am andern Ende von Mortara begonnenen militärischen Maßregeln mit glänzendem Erfolg auszuführen.

Die Schlacht von Novara leitete der Erzherzog durch eine Erkennung des vorliegenden Bodens ein, die er am Morgen des 23. März ausführte. Er erlangte dabei die Ueberzeugung, daß ein theilweise mit Wald bedeckter Höhenzug, der sich von Novara gegen Nibbiola seitwärts der Hauptstraße hinzieht, den Vertheidigern von Novara viele Vortheile darbiete und von demselben zu Flankenbewegungen gegen die Hauptstraße benutzt werden könne. Um dem Feinde die Möglichkeit einer solchen Bewegung zu benehmen, faßte der Erzherzog den Entschluß, seine beiden Brigaden so zu vertheilen, daß die eine auf jenen Höhen, die andere aber zu beiden Seiten der Hauptstraße vorgehe. Doch der einlaufende

Befehl des Marschalls bestimmte anders, nämlich, daß die ganze Division sich von Nibbiola nach Garbagna ziehe, um von dort aus auf der Hauptstraße gegen Novara vorzugehen. Dem Erzherzog erschien indessen die Entsendung nach jenen bewaldeten Höhen in der linken Flanke der Angriffskolonne so nothwendig, daß er auf eigene Verantwortung den Obersten Kielmannsegge beauftragte, mit einem Bataillon Paumgarten, einer Division Jäger, einem Flügel Husaren und zwei Geschützen von Nibbiola aus über Montarsello auf jenen Höhen vorzugehen und die linke Flanke der Hauptkolonne zu begleiten. Bald darauf entspann sich zwischen der letztern und den Piemontesen der Kampf. Im Laufe desselben gelang es der bedeutenden Uebermacht, mit welcher der Feind Novara besetzt hielt, zwischen dem österreichischen Centrum und dem erwähnten Höhenzuge vorzudringen, so daß die Hauptkolonne Gefahr lief, in ihrer linken Flanke gänzlich umgangen und von der bereits mit heißer Anstrengung und vielen Opfern eroberten Häusergruppe von Bicocca verdrängt zu werden. Diese Gefahr war um so dringender, als dem Erzherzog keine Reserve mehr zu Gebote stand, die er dem Feinde nach dieser Seite hin hätte entgegenwerfen können. In diesem Momente zeigte sich aber die Abtheilung des Obersten Kielmannsegge bei Torre di Quadro. Zwar griff der Feind diese tapfern Truppen an, wurde jedoch durch ihren hartnäckigen Widerstand aufgehalten und wahrscheinlich zu der Meinung verleitet, er habe den Vortrab eines größern Truppenkörpers vor sich, so daß er von weiterm Vordringen in die linke Flanke der Oesterreicher abstand. So brachte die Entsendung des Obersten Kielmannsegge den höchsten Nutzen, denn nun wurde es möglich, die auf einer Anhöhe gelegene Häusergruppe von Bicocca, diesen wichtigsten Punkt in der ganzen Schlachtlinie, mit Truppen, die nach einem mehrstündigen Kampfe gegen einen an Geschützen und Fußvolk vielfach stärkeren Feind höchst erschöpft waren, so lange mit wechselndem Erfolge festzuhalten und dem mit immer frischen Reserven anstürmenden Gegner so lange den äußersten Widerstand zu leisten, bis die mittlerweile nachgerückte Division Lichnowski eingetroffen war. Diese Verstärkung machte es dann möglich, die Piemontesen neuerdings anzugreifen und sie nach und nach aus ihrer festen Stellung in die Stadt Novara zurückzuwerfen. „Nur Gerechtigkeit wäre es", berichtete Marschall Radetzky, „diesen Prinzen des Hauses mit dem Theresien-Orden zu schmücken." In Erwiederung darauf übersandte der Kaiser dem Erzherzog durch dessen Bruder Erzherzog Wilhelm das berühmte Kreuz und fügte später auf den Antrag des Ordenskapitels das Kommandeurkreuz hinzu.

In demselben Jahre 1849, in dem seine Gemahlin ihm die zweite Prinzessin schenkte, erhielt der Erzherzog die Ernennung zum Oberbefehlshaber des dritten Armeekorps in Böhmen und zum Statthalter der Bundesfestung Mainz. 1851 wurde ihm der Posten eines Statthalters von Ungarn ertheilt, was von dem hohen Ansehen zeugt, in dem er bei dem Kaiser steht, denn einen wichtigeren hatte dieser nicht zu vergeben. Alle Parteien begrüßten ihn in Pesth mit Achtung, und er rechtfertigte diesen Empfang durch den Ernst, mit dem er den politischen Zuständen und Einrichtungen nachfragte. Der erste Prinz aus dem kaiserlichen Hause, welcher Ungarn seit dem August 1849 gesehen hatte und unbefangen die politische Lage prüfen konnte, bereiste er von Pesth aus das Innere Ungarns, und zwar Großwardein, Kaschau, Eperies, die Bergstädte, also gerade den Theil des Landes, der bei der früheren Bewegung eine wichtige Rolle gespielt hatte. Er überzeugte sich durch diese Reise, wie sehr seit jener Zeit dort alles anders geworden war. Als die Mazzinisten mit einer neuen Bewegung drohten, unternahm der Erzherzog eine Reise nach Italien, an dessen Konsolidirung er mit dem Schwerte einen so wackern Antheil genommen hatte, um bald darauf in Wien an den Berathungen über die ungarischen Angelegenheiten Theil zu nehmen. 1854 endlich, als die Aufstellung von Truppen an der türkischen Grenze nöthig

wurde, erhielt er ein Kommando unter Heß und verweilt noch gegenwärtig als Höchstbefehlender in Hermannstadt.

Johann Nepomuk Joseph Graf Mailáth von Székhely war eines der achtzehn Kinder, welche der verdienstvolle Staatsminister Joseph Mailáth von Székhely von zwei Gemahlinnen erhalten hatte. Sein Vater, einer altadeligen Familie angehörig, war im Jahre 1783 von Joseph gegraft worden, und verschaffte seinen zahlreichen Kindern eine sorgfältige Erziehung. Johann war mit einer seltenen Stärke des Gedächtnisses begabt, ein wahrer Mnemotechniker. Damit ist eine gewisse Extensivität der Geistesthätigkeiten ausgesprochen — Fruchtbarkeit im geistigen Produziren; die Tiefe und Gründlichkeit leidet darunter, die Unvollkommenheit der menschlichen Natur will es nicht anders. Der häuslichen Erziehung entwachsen, durchging Mailáth die spezifische staatswissenschaftliche Studienbahn, welche bis 1848 in Ungarn Norm war. Philosophie zu Erlau, die Rechte in der Raaber Akademie — wer steht auf, um uns Nichtmagyaren die eigenthümliche Konstruktion des ungarischen Studienplanes zu enträthseln? Mailáth war bereits Sekretär bei der königlichen Statthalterei, als ihn ein gefährliches Augenleiden zwang, den Staatsdienst zu verlassen. Zwei und ein halbes Jahr lang unterzog er sich der ärztlichen Behandlung des großen Oculisten Beer zu Wien, der ihm der Gefahr entriß, am schwaren Staar für immer zu erblinden. Er lebte von da an fast ausschließlich der Literatur, und zwar zu Wien, welchen Aufenthalt er, wie viele seiner Landes- und Standesgenossen, vorzüglich liebte.

Am 5. Oktober 1786 geboren, trat Mailáth zuerst im Jahre 1812, also im sechsundzwanzigsten Lebensjahre, in die Reihen der vaterländischen Schriftsteller, und wurde Verfasser zahlreicher Schriften, historischen und belletristischen Inhalts. Diese literarische Thätigkeit übte er noch bis an den Vorabend seines Todes. Sein erstes selbstständiges Werk war der Kolocsaer Kodex altdeutscher Gedichte (Pesth 1817). Ihm folgten: Altdeutsche Gedichte, neudeutsch bearbeitet" (Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1819). Seine eigenen Gedichte kamen 1824 zu Wien heraus. „Magyarische Sagen und Mährchen" zu Brünn 1825. Eine Aehrenlese aus magyarischen Dichtern, ins Deutsche übersetzt, druckte die J. G. Cotta'sche Buchhandlung in demselben Jahre 1825.*) Drei Jahre darauf begann sein Hauptwerk: „Die Geschichte der Magyaren"; im Jahre 1830 waren bereits fünf Bände erschienen, welche die Geschichte Ungarns bis zum Tode Karls VI. erzählten (die zweite Auflage dieses Buches erschien 1852 in Regensburg bei Manz). Im Jahre 1830 schrieb er eine Monographie über die Krönungen der Könige von Ungarn, bei Gelegenheit als Kaiser Franz seinen ältesten Sohn zum König krönen ließ. In demselben Jahre machte er die deutsche Lesewelt mit Himfy's anmuthigen Liebesliedern durch eine zu Pesth erschienene Uebertragung bekannt. Der denkwürdige Reichstag von 1830 fand in Mailáth seinen Historiographen, in einer Form, welche die Wiener Censur leichter passirte als die gleichzeitige Arbeit von Dróßz. Auch auf das Gebiet der Linguistik wagte sich Mailáth mit einer magyarischen Sprachlehre (erste Auflage, Pesth, 1830; zweite Auflage 1833).

Von da an verließ er den exclusiv vaterländischen Boden, und lieferte eine Geschichte des gesammten österreichischen Kaiserstaats in fünf Bänden, welche in der berühmten Sammlung von Heeren und Ukert Aufnahme fand, und erst in jüngster Zeit zum Abschluß gediehen ist. Der frühverstorbenen Hofschauspielerin Sophie Müller schrieb er einen Nachruf, der, im Verein mit den hinterlassenen Papieren derselben abgedruckt, ein nicht unbedeutendes Bändchen füllt (Wien, 1832). Auch die Geschichte der Stadt Wien gab er im letztgenannten Jahre

---

*) Die zweite Auflage in zwei Bänden erschien in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung im Jahr 1837.

heraus. Nebenbei liefen zahllose Aufsätze gemischten Inhalts in Hormayr's Archiv, in der Allgemeinen Zeitung, im Morgenblatt, in der Wiener Zeitschrift, im Wiener Konversationsblatt, Bäuerle's Theaterzeitung; ferner in der Ceres und den Taschenbüchern Hormairs und Mednyanszky's, in der Aglaja, Selam, Huldigung der Frauen, Philomele u. s. w. Im Jahre 1838 gab er eine ungarische Sprachlehre in sokratischer Form heraus, so wie eine Flugschrift über das ungarische Urbarialsystem. Um dieselbe Zeit machte eine Tragödie aus seiner Feder, die „Zwillingsschwestern", im Hofburgtheater Fiasco. Mit Dr. S. Saphir begann er im Jahre 1839 die Herausgabe eines ungarischen Taschenbuchs, unter dem Titel: „Iris", welches bis zum Jahre 1848 alljährlich erschien; zuletzt unter Mailáth's alleiniger Redaktion. Im Jahre 1842 wagte er sich auf das Feld der Mnemonik, mit einer weitläufigen Monographie über diesen Gegenstand. Die nächste Publikation war ein Werk über die Religionswirren in Ungarn (zwei Bände, Regensburg, 1845, nebst einem Band Nachträge, 1846). Der erste Band enthält die Geschichte der ungarischen Dissenter bis zum Jahre 1843, der zweite beschäftigte sich ausschließlich mit den Transaktionen des Reichstags von 1843 bis 1844 über diesen Gegenstand. Nebenbei übersetzte er des Freiherrn von Eötvös allerliebsten Roman: „Der Dorfnotar", ins Deutsche.

Im Jahre 1850, nachdem Mailáth während der inhaltsschwersten Periode seines Vaterlandes geschwiegen hatte, erschien eine Broschüre: „Ungarn und die Centralisation" (Leipzig, G. Wigand). Im folgenden Jahre lieferte er eine gedrängte Geschichte des österreichischen Kaiserstaats in vier Lieferungen (Wien, Mayer). Im Jahre 1852 endlich trat er als Kämpe für die therapeutische Wirkung des thierischen Magnetismus auf (Regensburg, Manz). Sein Schwanengesang war die „Neueste Geschichte der Magyaren" in zwei Bänden, welche sich als sechster und siebenter Band an das Hauptwerk anschließen sollten. Das Ganze war ein Versuch, sich gegenüber einer noch so jungen Vergangenheit auf neutralem Boden zu halten. Das Buch fand bei den Bekennern aller Meinungen harten Tadel, und daß dieser ihm vielfältig zu Ohren gekommen, war mit ein Nagel zu seinem Sarge. Er mißt nebenbei seiner Person darin eine Bedeutsamkeit bei, wozu ihn sein passives Benehmen während jener Zeit nicht berechtigte. Das verwendbarste Material an diesem Buche ist die Anführung der Quellen am Eingang, welche künftigen Historiographen sehr willkommen sein dürfte.

Wir haben diese Nachrichten dem von v. Schwarzer redigirten neuen Wiener Blatt, „Die Donau," entnommen und fügen nun einiges über die letzten Lebensjahre des Grafen hinzu. Er widmete sich während derselben fortwährend seiner eigentlichen Lebensaufgabe, die Geschichte des dreißigjährigen Kriegs aus den Archiven aufzuklären, und hatte sich zu diesem Zweck nach München gewendet, dessen berühmte Hof- und Staatsbibliothek noch so viele ungehobene Schätze in Bezug auf jene Epoche enthält. Seinem Stande und seiner hohen Bildung entsprechend lebte Graf Mailáth mit seiner Tochter in den höchsten und gebildetsten Kreisen Münchens, wo ihm stets seine überaus liebenswürdige Persönlichkeit und seine geselligen Talente die beste Aufnahme und größte Anerkennung sicherten. Besonders wohlthuend und rührend war sein Verhältniß zu seiner Tochter,*) wel-

*) Er widmete dieser Tochter seine „Magyarischen Sagen und Märchen" mit folgenden Worten: „Mein heiteres Kind! Seit Du erfahren, daß Dein Vater Bücher schreibt, hast Du wiederholt den Wunsch geäußert, er möchte Dir einmal eines zueignen. Du konntest Deines Wunsches gewiß sein. Wie sollte ich Dir nicht zueignen, was aus meinem Herzen kommt — ist doch mein ganzes Herz Dir zu eigen. Ein helles Märchen schwimmt die Welt vor Deinem Blick; möge sie Dir an Glück alles bieten, was die Märchen ihren Auserwählten verheißen; möge es Dir wohlergehen, daß Dein Glück im Andenken unserer Nation fortlebe, und nach Jahrhunderten noch die Sage von der glücklichen Jette von Mund zu Mund gehe. Mein bester Segen sei mit Dir Dein ganzes Leben über."

cher er einen großen Theil seiner Werke diktirt, und die er durch seinen steten Umgang mit ihr ganz zu sich herangebildet hatte, von der er aber auch mit der unbeschreiblichsten Zärtlichkeit geliebt war, wie sie denn auch eines Tags bei dem Betrachten eines Porträts von ihm, das in ihrer Abwesenheit gemacht war, ihm weinend und schluchzend um den Hals fiel. Alles dies durfte wohl zu dem Glauben berechtigen, daß er ein überaus zufriedenes Leben führen müsse, allein das Schicksal schien es anders mit ihm beschlossen zu haben. Eine Augenkrankheit hatte ihn schon beim Beginn seiner Laufbahn genöthigt, den Staatsdienst aufzugeben; sein Vermögen kann wohl, da er noch siebenzehn Geschwister hatte, nie bedeutend gewesen sein, so daß er sich endlich genöthigt sah, das kostspielige Wien zu verlassen und sich in München mit der Hoffnung niederzulassen, sich hier irgend einen Wirkungskreis zu verschaffen, der ihm und seiner Tochter, welche ihn auf allen seinen Lebenswegen wie ein treuer Engel begleitete, eine sorgenfreie Existenz sicherte. Allein auch diese Hoffnung sollte sich ihm nicht realisiren, so daß er, ungeachtet der großmüthigsten Unterstützung seiner Freunde, seine Lage von Tag zu Tag sich verschlimmern, den Horizont sich immer schwärzer umwölken sah. In dieser Lage, verlassen von allem, worauf seine letzten Hoffnungen gestützt waren, machte er sich endlich mit dem Gedanken vertraut, seinem Leben ein Ende zu machen, nachdem er gewiß manchen Tag sich mit seiner Tochter hungernd zu Bett gelegt hatte. Bei dem innigen Verhältniß zwischen Vater und Tochter konnte das Vorhaben des Vaters der Tochter nicht verborgen bleiben, einem Wesen, das in jeder Miene des Vaters seinen Seelenzustand lesen mußte, ja es mußte sogar zu Besprechungen über diesen Gedanken zwischen beiden kommen, und es sind dies gewiß Unterredungen gewesen, vor deren Beschreibung jede Feder zurückbeben muß, wenn den in Verzweiflung ringenden Vater die Tochter in der Begeisterung kindlicher Liebe nicht überleben wollte. Endlich sollte der grauenerregende Entschluß, vor aller Welt verborgen, zur That werden. Am 3. Januar 1855 entfernten sich beide von München, und Vater und Tochter fanden, an den Armen an einander gebunden, wie im Leben so im Tod vereint, im Starnberger See ihren Untergang.

Hat sich Graf Mailáth auch auf zu vielen und zu verschiedenen Gebieten der Literatur versucht, so sind seine schriftstellerischen Leistungen doch sehr bedeutend zu nennen. Besonders müssen wir seine Arbeiten über den dreißigjährigen Krieg hervorheben, die im dritten Bande seiner österreichischen Geschichte enthalten sind. Durch Graf Mailáth erst ist Wallenstein zu einer wahrhaft geschichtlichen Person geworden und aus dem Dunkel der Verschwörungen und des Kabinetsgeheimnisses herausgetreten. Da in der neuesten Zeit, besonders durch Förster angeregt, eine förmliche Wallenstein-Literatur entstanden ist, so wird es gerechtfertigt erscheinen, wenn wir Wallenstein's Katastrophe hier so mittheilen, wie Mailáth sie festgestellt hat. Wallenstein fiel nicht wegen geheimer Verhandlungen mit Schweden, sondern wegen geheimer Verhandlungen mit Frankreich, die von Kinsky und Feuquieres geleitet wurden. Während er aber bedacht war, zur Vervollständigung seiner Unterhandlungen mit Frankreich die Armee dem Kaiser abspenstig zu machen, und dieser, seiner Macht schon fast beraubt, erklärte, wenn nicht Baiern das Wort (gegen den verrätherischen Feldherrn) erhebe, könne es niemand, drang Kurfürst Maximilian in Ferdinand, seine eigenen Unterthanen, das Reich, die Religion, sich selbst, vom Untergange zu retten, entdeckte der Herzog von Savoyen dem Kaiser den ganzen Gang von Friedlands Unterhandlungen mit dem französischen Hofe. Der Verräther war entlarvt ehe er es ahnte, und auch das äußerste Schicksal muß verdient erscheinen. Der Kaiser begnügte sich jedoch, als auch die Kunde von dem Versuche Wallensteins in Betreff des Reverses eingetroffen war, dem abtrünnigen Feldherrn das Kommando zu entziehen, ohne das Patent früher bekannt zu machen als man sich der Treue des Heeres versichert hatte. Die ungemeine Thätigkeit der dem Kaiser ergebenen Generale bewirkte, daß, während Wallenstein selbst die

Armee in Prag konzentriren wollte, die Regimenter wirklich dahin eilten — um die Hauptstadt dem Kaiser zu retten, und der Generalissimus war somit plötzlich isolirt und an die böhmische Grenze gedrängt. Die von Mailáth benützten Handschriften des k. k. geheimen Haus-, Hof- und Staatsarchives des Hofkriegsraths geben von jeder Bewegung der Generale in den verhängnißvollen Tagen des Februar Kunde. Am 24. Januar hatte der Kaiser das Patent unterzeichnet, am 18. Februar erhielten die Obersten den Befehl, nach Prag zu marschiren, am 21. Februar empfing Wallenstein die Kunde von der Bekanntmachung des Patentes in Prag, und an demselben Tage schrieb Gallas, der an seiner Stelle das Kommando erhalten hatte, an Piccolomini, sich mit ihm zu vereinigen, um Wallenstein aus Böhmen zu jagen; am 22. Februar zog dieser bereits von Pilsen nach Eger. Hinter seinem Rücken fiel die verlassene Stadt ohne Schwertstreich in die Hände der Kaiserlichen. Wallenstein selbst zwang den Oberst Buttler ihn nach Eger zu begleiten, hielt aber diesen in solcher Abhängigkeit, daß er von seinen Soldaten getrennt, und wie ein Geißel behandelt wurde. Buttler, wider seinen Willen genöthigt, sich an Wallenstein anzuschließen, und aus dessen ängstlichen Vorkehrungen den beabsichtigten Verrath vermuthend, sandte einen Vertrauten an Piccolomini, diesen seiner Treue gegen den Kaiser zu versichern. Als Antwort kam der Befehl, Wallenstein lebend oder todt zu überliefern; ehe jedoch diese Ordre an Buttler gelangte, war die Katastrophe schon erfolgt. Die in Eger versammelten Kommandanten hatten keine andere Wahl vor sich gesehen, um ihre Treue zu wahren, als entweder ihre Fahnen zu verlassen und zu fliehen, was ein anderer Eidbruch gewesen wäre, oder den verrätherischen Feldherrn zu ermorden. Leslie sprach das verhängnißvolle Wort aus; in der nächsten Nacht ward es zur blutigen That. So erreichte den treulosen Feldherrn das Geschick, das er selbst hervorgerufen; aber mit seinem Tode beginnt merkwürdigerweise erst noch eine besondere Geschichte seiner Ermordung. Mit überzeugenden Gründen weist Graf Mailáth nach, daß die Darstellung, als wenn der Kaiser den Befehl erlassen, Wallenstein lebend oder todt einzuliefern, aller Wahrheit entbehre. Im Gegensatz zu der herrschenden Ansicht beweist er vielmehr, daß der Kaiser an der Ermordung Wallensteins weder direkt noch indirekt Antheil hatte. Nicht nur ist in keinem Archive je ein solcher Befehl oder auch nur eine Hinweisung auf einen solchen entdeckt worden, sondern es läßt sich auch positiv darthun, daß selbst denjenigen, welche ihn hätten kennen oder vollstrecken müssen, den vertrautesten Räthen und Generalen des Kaisers, gleichfalls nichts ähnliches bekannt war. Alle Bemühungen der kaiserlichen Feldherren gingen nur darauf hinaus, eine Vereinigung Wallensteins mit den Schweden zu hintertreiben, und überhaupt zu verhindern, daß er sich nicht in Eger und Böhmen festsetzte. Als Wallenstein dessen ungeachtet nach Eger gekommen war, erfolgte der Befehl Piccolomini's, seiner um jeden Preis habhaft zu werden, was, wenn man sich in die Lage des kaiserlichen Generals versetzt, so natürlich ist, daß man deshalb wohl nicht einmal zu der Annahme eines besondern Hasses des einen gegen den andern zu greifen genöthigt ist. Buttlers Benehmen, welches bisher von einer gewissen Treulosigkeit und Hinterlist nicht ganz losgesprochen werden konnte, erscheint unsträflich, seitdem durch Mailáth die Einsicht in den Originalbericht dieser Sache, in die von Buttlers Beichtvater nach dessen eigenem Geständniß entworfene Erzählung bekannt gemacht wurde.

Unter Verantwortlichkeit des Ergänzungsblätterverlags in Meißen. — Redakteur Dr. Fr. Steger.
Druck von A. G. Gato in Meißen.

Das Armenwesen in England und Wales. Die noch jetzt im englischen Armenwesen geltenden Grundsätze datiren, so weit ihre Hauptzüge in Betracht kommen, aus der Regierungszeit Elisabeths. Bis auf diese Königin war man weder dahin gelangt, dauernde Normen aufzufinden, noch hatte man sich über die leitenden Regeln verständigt, so daß in der Gesetzgebung häufige Schwankungen und Abweichungen vorkommen. Auch Elisabeth selbst machte an ihren Bestimmungen Aenderungen, die zum Theil von tief eingreifender Natur waren, blieb aber doch gewissen Grundsätzen getreu. Ihre erste Maßregel, das „Gesetz zur Unterstützung der Armen" wurde in dem Verwaltungsjahre 1562 zu 1563 erlassen. Das Gesetz hatte, wie seine eigenen Worte lauten, „die Absicht, müßige Personen und arbeitsfähige Bettler zu beseitigen, dagegen aber zu bewirken, daß die arbeitsunfähigen, schwachen und kranken Hülfsbedürftigen, welche in Wahrheit die Armen seien, für die Zukunft unterstützt und mit dem Nöthigen versehen würden." Den früheren gesetzlichen Bestimmungen folgt dieser Erlaß darin, daß er in jeder Pfarrei Einnehmer bestellt, welche die Liebesgaben für die Armen sammeln, neu ist aber das Gebot, „weigere sich Jemand absichtlich und beharrlich, nach Verhältniß seines Vermögens den Armen zu geben, so sei derselbe an seine Pflicht zu erinnern, weigere er sich aber noch immer, so solle ihm ein Wochenbeitrag vorgeschrieben und derselbe, falls mildere Mittel nicht anschlügen, zwangsweise beigetrieben werden." Der alte Grundsatz, daß die Armenfürsorge als Werk der christlichen Liebe der Kirche zuzuweisen sei, wurde darin erhalten, daß man die Aufsicht über die richtige Verwendung der Armengelder den Bischöfen und Pfarrern übertrug. Nur darin lag eine Abweichung, daß man die christliche Pflicht zu Beiträgen zu einer weltlichen, durch Rechtszwang geltend zu machenden Pflicht machte. Noch stärker zeigt sich diese Abweichung in dem spätern Gesetze Elisabeths von 1572, welches die zehn Jahre früher erlassene Verordnung noch mehr einschärfte und Vorschriften zur Unterdrückung der Bettelei und Landstreicherei hinzufügte. „Da die christliche Mildthätigkeit fordert," heißt es darin, „daß man, wie man die Landstreicher und muthwilligen Bettler bestraft, eben so die alten und arbeitsunfähigen Armen nach Nothdurft unterstützt, ihnen auch angemessene Orte zu Wohnung und Aufenthalt anweist, damit sie sich dort niederlassen und nicht auswärts zu betteln brauchen, so verordnen wir, daß die Friedensrichter jedes Bezirks alle alten arbeitsunfähigen und verarmten Personen, welche in dem Bezirke geboren sind oder dort seit mindestens drei Jahren wohnen, vormerken und ihnen, falls die Pfarrei, zu der sie gehören, nicht für sie sorgen will, einen angemessenen Aufenthaltsort anweisen und den Einwohnern des Bezirks eine wöchentliche Abgabe auferlegen, aus der die Armen zu erhalten sind. Wenn Jemand das erforderliche Vermögen besitzt, dieses mildthätige Werk zu fördern, und sich dennoch beharrlich weigert, zum Unterhalt der Armen beizutragen, so soll derselbe dazu zwangsweise angehalten werden. Dasjenige, was von der Armensteuer über den Bedarf für die Unterstützung der Hülfsbedürftigen übrig bleibt, soll dazu verwendet werden, die Landstreicher und schlechten Menschen, die in dem Bezirke geboren sind oder seit drei Jahren darin wohnen, in Arbeit zu setzen, auf daß sie ihren Lebensunterhalt einzig durch den Ertrag ihrer Arbeit finden." Aus diesen Bestimmungen über die Armen und Landstreicher folgte von selbst, daß Arme in ihren heimathlichen Bezirk verwiesen werden konnten, und daß sie, wenn sie außerhalb desselben bettelnd betroffen wurden, als Landstreicher und liederliche Menschen behandelt werden durften. Das neue Gesetz enthält außerdem zwei wichtige Aenderungen, die beide auf eine Verwandlung der christlichen Pflicht in eine weltliche hinauslaufen. Die Unterstützung erfolgt nicht mehr nach Pfarreien, sondern nach

Friedensgerichtsbezirken, und die Armensteuer erscheint nicht mehr als Ausnahme, sondern als Regel.

Unter Elisabeth erschienen noch mehrere Gesetze über das Armenwesen. 1575 wurde verordnet, daß jede Stadt einen angemessenen Vorrath von Wolle, Hanf, Flachs, Eisen oder einem andern Stoff ankaufe und den Armenvorstehern überweise, damit arbeitsfähige Arme zur Arbeit angehalten werden könnten, andere dürftige Personen aber, die den Willen hätten, zu arbeiten, nicht durch Mangel an Arbeit gezwungen würden, auswärts zu gehen und zu betteln. Ein Gesetz vom Jahre 1596 kehrte zu der Armenunterhaltung nach Pfarreien zurück, ein letztes von 1601 traf darin einige Abänderungen und stellte die Hauptgrundlagen des heutigen Armenwesens fest. Dieses Gesetz macht die Kirchenvorsteher und zwei bis vier Hausväter, welche aus den Begüterten zu wählen sind, zu Armenvorstehern, und giebt den Friedensrichtern die Oberaufsicht. Die Bestimmungen sind folgende: Sowohl die Kinder von Armen als alle Erwachsenen, welche keine Unterhaltsmittel und kein ordentliches Geschäft haben, sind zur Arbeit anzuhalten; alle Einwohner und Grundeigenthümer haben eine Armensteuer zu entrichten; aus dem Ertrage derselben schaffen die Vorsteher die zur Beschäftigung der Armen benöthigten Rohstoffe an, unterstützen die Arbeitsunfähigen und bringen arme Kinder in auswärtigen Lehren unter. Von Ausweisungen auswärtiger Armen sprach dieses Gesetz nicht, wohl aber führte eine Verordnung Karls II. von 1662 dieselbe wieder ein. Es wurde nämlich bestimmt, daß alle auswärtigen Personen, welche sich auf einem Grundeigenthum von weniger als 10 Pfd. St. Jahresertrag niederlassen wollten, auf rechtzeitige Anzeige der Armenvorsteher in ihre Heimath zurückgewiesen werden könnten.

Die Folgen dieser Bestimmung lasteten schwer auf den Arbeitern und hinderten eben so den Aufschwung mancher Städte. Der arme Arbeiter mußte in seiner Heimath bleiben, für die er eine Last war, und in Städten, wo die Fabriken sich mehrten, fehlte es an Händen. Dies führte zu einer Aenderung, die indessen nur theilweise war, so daß die Folgen des verderblichen Gesetzes von 1662, das nie ganz abgeschafft worden ist, sich bis in die Gegenwart erstrecken. 1772 machte man wieder eine Neuerung — man führte Arbeitshäuser ein. Die Pfarreien konnten solche allein oder im Verband mit andern Gemeinden unterhalten, und es wurde bestimmt, daß keiner Unterstützung erhalte, wer sich weigere, in einem Arbeitshause zu wohnen. Man traf diese Einrichtung, weil man hoffte, daß die bedeutend gestiegenen Armenkosten durch die Armenhäuser vermindert werden würden. In der That war dies anfangs der Fall, aber da die Verarmung Fortschritte machte, so stiegen auch die Kosten bald wieder zu der früheren Höhe und mehr. Ganz unverhältnißmäßig wurde dieses Steigen, als man 1795 das sogenannte allowance system annahm, d. h. jedem dürftigen Arbeiter eine wöchentliche Unterstützung für sich, seine Frau und jedes seiner Kinder gab und diese Unterstützung nach den Brodpreisen bemaß, mit ihnen steigen und fallen ließ. „Der Arbeiter", sagt ein englischer Schriftsteller über die Folgen, „sah von nun an in seiner Pfarrei den Ort, an den er, der aber noch mehr an ihn gebunden sei durch ein Band, noch unlösbarer als das seiner eigenen Knechtschaft. Der Arme konnte in Folge der Armengesetze seine Heimath nur schwer verlassen, aber diese selbst fesselte sich noch mehr, indem sie, damit er jede Lust verliere, sie zu verlassen, die Thore der öffentlichen Unterstützung für alle ihre Angehörigen so weit als möglich öffnete und jedem Armen sogar ein Jahreseinkommen aussetzte, das dem Umfange seiner Bedürfnisse entsprach und mit der Zunahme seiner Familie von Jahr zu Jahr, mit dem Wachsen der Kornpreise von Woche zu Woche stieg."

Eine Reform dieser Uebelstände erfolgte erst im Jahre 1834 durch die damalige Whigverwaltung. Was diese Reform — das Gesetz zur Verbesserung und besserer Ausführung der Armengesetze vom 14. August 1834 — gebracht hat, ist weniger eine Umänderung des Armenrechts, die nur in wenigen Punkten erfolgt

ist, als die Einführung einer centralisirten Armenverwaltung, mit der sich eine allgemeine Armenordnung verbindet, welche die allgemeinen Grundsätze enthält, nach denen aus den Armensteuern Unterstützungen verabfolgt werden sollen. Der Inhalt dieses Gesetzes ist in der Kürze folgender:

Es wird eine königliche Armenbehörde (für England und Wales) bestellt, welche das ganze Armenwesen beaufsichtigt und leitet, über die Unterstützung der Armen, die Einrichtung der Arbeitshäuser, die Erziehung armer Kinder und die Unterbringung derselben bei Lehrherrn allgemeine Verordnungen erläßt und die Ausführung derselben überwacht. In einzelne Unterstützungsfälle darf sich die Behörde nicht einmischen. Die Aufsicht derselben erstreckt sich auf den Bau, Ankauf, Tausch u. s. w. der Arbeitshäuser und über die Aufnahme oder Zurückzahlung von Geldern zu solchen Zwecken. Sie kann aus einer beliebigen Anzahl von Pfarrgemeinden Armenverbände bilden, deren Arbeitshäuser zum gemeinschaftlichen Gebrauche des Verbandes dienen, wodurch indessen nicht ausgeschlossen wird, daß jede Gemeinde die Kosten ihrer in dem gemeinschaftlichen Arbeitshause befindlichen Armen selbst bestreitet. Arme, welche durch hohes Alter oder Gebrechlichkeit zur Arbeit vollständig unfähig gemacht worden sind, werden außerhalb des Arbeitshauses unterstützt, worüber zwei Friedensrichter des Verbands entscheiden. Bei der Errichtung eines Armenverbandes trägt jede Gemeinde zu den Bau- und andern Kosten bei nach dem Verhältniß ihres durchschnittlichen Armenaufwandes in den drei letzten Jahren. Das Beitragsverhältniß kann später durch die königliche Behörde von Zeit zu Zeit nach den gleichen Grundsätzen neu festgestellt werden. Wenn zwei Drittheile der Vorsteher des Verbandes einwilligen, kann die Behörde denselben ganz oder theilweise aufheben und die Gemeinden mit andern verbinden. Giebt sie ihre Zustimmung, so können die Vorsteher des Verbands alle Gemeinden desselben für alle Zeiten in der Art vereinigen, daß alle Kosten gemeinschaftlich getragen werden. Unter den Verbandsvorstehern stehen Bezirksvorsteher, für jede Gemeinde einer oder zwei, die außer dem Friedensrichter, der von Amtswegen Mitglied ist, durch die Steuerpflichtigen und gewisse Grundbesitzer gewählt werden. Die königliche Behörde kann jeden Hausvater eines Armenhauses und jeden besoldeten Armenbeamten der Gemeinde wegen Unfähigkeit oder Ungehorsams entlassen und die zur Anstellung Berechtigten auffordern, den Posten anderweitig zu besetzen. Da die Unterstützung arbeitsfähiger Personen und ihrer Familien an manchen Orten mit Uebelständen verknüpft ist, welche nicht mit einem Male abzustellen sind, so soll die königliche Behörde wenigstens die Ausdehnung und die Art (Geld, Nahrungsmittel, Kleidung) dieser Unterstützung feststellen. In dringenden Fällen darf der Friedensrichter Unterstützungen verabreichen, sonst sind aber nur die Armenvorsteher dazu befugt.

Seitdem dieses Gesetz erlassen worden ist, haben sich (bis zum Jahre 1853) in England und Wales 608 Armenverbände gebildet, welche zusammen eine Bevölkerung von 16,137,136 Seelen umfassen. Jeder Armenverband enthält mithin im Durchschnitt 26,541 Seelen. Da die Gesammtbevölkerung in dem genannten Jahre in 17,927,609 Menschen bestand, so beträgt die Zahl derer, welche keinen Armenverband unter sich gebildet haben, immer noch 1,790,473.

Spätere Verordnungen der höchsten Armenbehörde haben die Verfassung eines Armenverbandes in der folgenden Weise geordnet. Die Armenvorsteher werden alljährlich von den berechtigten Steuerpflichtigen gewählt. Die Gewählten müssen die gesetzlich erforderten Eigenschaften besitzen. Sie ernennen einen Vorsitzenden und einen oder zwei Stellvertreter. Sie versammeln sich jede Woche, mindestens alle zwei Wochen, an einem bestimmten Tage und Orte. Nur wenn drei Mitglieder anwesend sind, kann ein gültiger Beschluß gefaßt werden. In außerordentlichen Sitzungen, zu denen schriftlich einzuladen ist, dürfen nur die vorher bezeichneten Gegenstände verhandelt werden. Die Beschlüsse werden mit einfacher Stimmenmehrheit gefaßt. Von Zeit zu Zeit werden für die einzelnen

Bezirke Ausschüsse ernannt, welche über die Unterstützungsgesuche verfügen und ihre Entscheidungen den Armenvorstehern vorlegen. Ist eine Entscheidung noch nicht ausgeführt, so kann sie von den Vorstehern rückgängig gemacht werden.

Dies ist die einfache Verfassung. Was nun das Materielle betrifft, so ist darüber folgendes verordnet: Es kann eine Unterstützung als Darlehn gegeben werden. Ist dies der Fall, so kann sie von dem Schuldner jederzeit eingefordert und der Arbeitgeber desselben gerichtlich gezwungen werden, ihm Abzüge vom Lohn zu machen. Die Unterstützung soll in der Regel nur an solche Arbeitsfähige gegeben werden, welche sich im Arbeitshause befinden. Ausnahmen treten ein: 1) Wenn Jemand in plötzlicher und dringender Noth sich befindet. 2) Bei einer Krankheit, einem Unfall, einem körperlichen oder geistigen Gebrechen. 3) Wenn ein Armer um die Beerdigungskosten für ein Glied seiner Familie nachsucht. 4) Bei einer Wittwe in dem ersten halben Jahre nach dem Tode ihres Mannes, damit sie Zeit erhalte, für ihr weiteres Fortkommen Sorge zu treffen. 5) Bei einer Wittwe, welche ihre ehelichen Kinder nicht zu erhalten vermag. Die Unterstützung fällt weg, so wie die Wittwe ein uneheliches Kind bekommt. Steht eine arbeitsfähige Wittwe dieser Kategorie in Arbeit, so soll besondere Vorsicht angewendet werden. „Man darf nicht vergessen", sagt die Anweisung der Armenbehörde, „daß solche Unterstützungen den Verwandten gewöhnlich als Vorwand dienen, ihre größeren Hülfsbeiträge zurückzuziehen, daß sie ferner, wenn sie jeder Wittwe ohne Unterschied gegeben würden, ein unvorsichtiges Wirthschaften und die Unterlassung des Einkaufens in eine Wittwenkasse zur Folge haben müßten, daß sie endlich nicht immer den erwarteten Erfolg haben, da die Arbeitgeber häufig den Lohn herabsetzen." 6) Bei der Frau oder den Kindern von solchen, welche sich im Gefängnisse befinden. 7) Wenn eine Frau oder Kinder von ihrem Mann oder von ihrem Vater verlassen worden sind.

Der Regel nach soll eine Unterstützung nur solchen verabreicht werden, welche in dem Armenverbande und zwar in einer bestimmten Gemeinde wohnen. Ausnahmsweise kann eine auswärtige Person unterstützt werden während eines zufälligen Aufenthalts im Armenverbande, sobald Krankheit eintritt und in ähnlichen Fällen. Unter keinen Umständen sollen die Armenvorsteher den Miethzins eines außer dem Arbeitshause Lebenden ganz oder theilweise bezahlen. Jede Unterstützung, welche einem mündigen Mann für sich oder seine Familie gegeben wird, kann als Darlehn betrachtet werden. Diese strengen Verfügungen ließen sich nicht in allen Armenverbänden ausführen, und es wurden daher für eine Anzahl derselben Erweiterungen gestattet, bei denen man vorzüglich den Fall im Auge hatte, daß eine industrielle Krise eine Menge Menschen außer Brod setze. In dieser Beziehung wurde bestimmt: Jede arbeitsfähige männliche Person soll ihre Unterstützung mindestens zur Hälfte in Nahrungsmitteln, Kleidungsstücken oder andern Mitteln des täglichen Bedürfnisses erhalten. Solche Personen sollen zu Arbeiten verwendet werden, aber nur dann ihren Arbeitslohn erhalten, wenn sie die Arbeit zur Zufriedenheit der Aufseher verrichten. Es sind tüchtige Männer zu Aufsehern zu bestellen, „damit nicht das ganze System in sich zerfalle, Betrug und übler Wille der Armen alle Maßregeln der Armenvorsteher vereitele und die Unterstützung blos dazu diene, daß die Arbeiter unterlassen, auswärts Beschäftigung zu suchen und einen den Verhältnissen entsprechenden Lohn anzunehmen." Es soll vermieden werden, daß die Armen mehr erhalten, als sie für den Augenblick bedürfen, und daß sie dadurch in Versuchung kommen, Geld, das für einen längern Bedarf bewilligt wurde, auf einmal auszugeben. Die Vorsteher sollen keinen Armen in einem Handels- oder sonstigen Gewerbe verwenden, auch weder Handwerkszeug oder Hausgeräth für ihn einlösen noch ihm kaufen.

Von diesen Bestimmungen über die Unterstützung von Armen, die sich außerhalb des Arbeitshauses befinden, gehen wir zu den Verordnungen über das Arbeitshaus selbst über. Jeder Arme, welcher die Aufnahme verlangt, hat Zeugnisse

(nicht über sechs Tage alt) beizubringen von dem Ortsarmenvorsteher und eine Zulassungsurkunde von den Bezirksvorstehern. In dringenden Fällen kann der Hausvater oder die Hausmutter Aufnahme gewähren. Wird der Arme zugelassen, so führt man ihn in ein Wartezimmer, wo seine Gesundheit untersucht wird. Vor der Entfernung aus demselben wird er gereinigt und in die Kleidung des Hauses gekleidet. Geistige Getränke, Speisen oder Schriften, welche nicht erlaubt sind, Würfel oder Karten, Zündhölzchen und sonstige entzündbare Gegenstände werden ihm abgenommen. Für die Aufnahme von Kranken sind besondere Zimmer eingerichtet. Die Armen werden in folgende Klassen eingetheilt: Männer, die wegen Alters oder aus andern Gründen arbeitsunfähig sind; arbeitsfähige Männer und junge Leute über funfzehn Jahren; Knaben über sieben und unter funfzehn Jahren; Frauen, die wegen Alters oder aus andern Gründen arbeitsunfähig sind; arbeitsfähige Frauen und Mädchen über funfzehn Jahren; Mädchen über sieben und unter funfzehn Jahren; Kinder unter sieben Jahren. Jede Klasse wohnt in einer eigenen Abtheilung oder in einem besondern Gebäude und darf mit den andern Klassen keinen Verkehr haben, jedoch werden Mütter zu angemessener Zeit zu ihren Kindern gelassen. Auch innerhalb einzelner Klassen sind, wenn die Umstände es gestatten, noch fernere Abtheilungen zu machen, namentlich leichtsinnige Frauen von andern zu trennen. Fehlt es an besondern Schlafzimmern, so darf alten Männer und verheiratheten Frauen das Zusammenleben gestattet werden. Kinder unter sieben Jahren können auch in andern Abtheilungen weiblicher Armen untergebracht werden. Auch der Vater darf sein in derselben Anstalt befindliches Kind in gewissen Stunden und in einem dazu bestimmten Zimmer sehen und sprechen. Landstreicher und Bettler sind von den übrigen Armen streng zu trennen. Ihre Betten, die schlechter sein dürfen, müssen doch hinlänglich warm sein, geheizt werden ihre Zimmer nur bei strenger Kälte. Zum Ersatz für Essen und Wohnung haben sie zu arbeiten, weigern sie sich, so werden sie mit einmonatlicher Haft im Besserungshause bei strenger Arbeit bestraft. Zu rauchen und Karten zu spielen ist ihnen nicht gestattet.

Die Arbeitszeit beträgt für die Armen im Winter für gewöhnlich neun, im Sommer zehn Stunden täglich. Alle gesunden Armen, die Kinder und Alten ausgenommen, müssen zu gleicher Zeit aufstehen und sich niederlegen, zu und von der Arbeit gehen. Außer der zum Schlafen bestimmten Zeit darf Niemand sein Schlafzimmer betreten. Die Zeit für das Aufstehen und Niederlegen bestimmen der Hausvater und die Hausmutter mit der Genehmigung der Armenvorsteher. Eine halbe Stunde nach dem Aufstehen werden die Armen verlesen. Sie haben das Essen in dem gemeinschaftlichen Speisezimmer zu verzehren, in ihr Schlafzimmer dürfen sie nichts mitnehmen. Verlangen sie es, so ist ihnen die Speise vorzuwiegen, damit sie an der im Hause aufgehängten Tafel über Maß und Gewicht der Speisen vergleichen können, ob sie das ihnen Gebührende erhalten. Eine andere Speise außer der des Hauses soll kein Armer genießen, wenn der Arzt es nicht verordnet. Geschenke von Nahrungsmitteln durch Bekannte sind verboten. Genügt die übliche Kost für die Gesundheit eines Armen nicht, so wird sie verbessert, wobei aber zu vermeiden ist, daß die Austheilung von Gaben an Einzelne bei Andern Unzufriedenheit erregt. Geistige Getränke werden nur auf besondere Vorschrift des Arztes verabreicht und nur an solche Kranke, welche in dem Haushalt des Armenhauses mitarbeiten.

Jeder Arme hat die bestimmte Kleidung zu tragen, sich des Rauchens, des Spielens mit Würfeln und Karten zu enthalten. Wer die Hausordnung verletzt, erleidet nach den Gesetzen, die ihm vorher bekannt gemacht worden sind, eine Strafe. Entschädigung für die geleistete Arbeit erhält Niemand. Die Knaben und Mädchen werden täglich mindestens drei Stunden (die von den Arbeitsstunden abgerechnet werden) im Lesen, Schreiben, Rechnen wie in den Grundsätzen des christlichen Glaubens unterrichtet, später auch in solchen Dingen, welche sie zum

Dienen befähigen und an nützliche Thätigkeit, Fleiß und Wohlverhalten gewöhnen. Jeden Tag werden dreimal, Morgens, Mittags und Abends, Gebete verlesen. Die Armen haben freien Verkehr mit den Geistlichen und können die Kirche besuchen, in sofern die Ordnung des Hauses dadurch nicht gestört wird. Jedem, Kinder unter sechszehn Jahren ausgenommen, der vorher zu geigneter Zeit Anzeige macht, ist es gestattet, aus dem Hause auszuscheiden. Liegen nicht besondere, gesetzlich zulässige Gründe vor, so muß arbeitsfähigen Armen deren ganze Familie folgen. Das Haus auf kurze Zeit zu verlassen und dann dahin zurückzukehren, wird nicht anders erlaubt, als wenn der Hausvater oder die Hausmutter die angegebenen Gründe billigt. Besuche sind gestattet, aber es ist dabei einer der Beamten des Hauses anwesend. Auch der schriftliche Verkehr mit Auswärtigen ist nicht gehindert und keiner der an die Armen einlaufenden Briefe wird eröffnet. Geldsendungen an Arme sind dagegen den Vorstehern anzuzeigen und Schriften von ungeeignetem Inhalt nicht zuzulassen. Damit keine Willkürlichkeiten vorkommen, besuchen Kommissionen, welche von den Armenvorstehern ernannt werden, mindestens einmal wöchentlich die Arbeitshäuser, nehmen Klagen der Insassen entgegen und untersuchen den ganzen Zustand.

Mehrere Armenverbände haben gesonderte Armenhausschulen errichtet, in die man Kinder bis zu sechszehn Jahren aufnimmt. Für diese Schulen gilt mit wenigen Ausnahmen die eben dargestellte Hausordnung. Der Unterricht erstreckt sich hier bei den ältern Kindern auch auf gewerbliche und landwirthschaftliche Arbeiten. Zu dem Unterricht in diesen Arbeiten werden auch solche Kinder zugelassen, welche bereits außer der Schule in Dienst waren, ohne daß sie sich bei den übrigen Lehrgegenständen zu betheiligen brauchten. Benimmt sich ein Kind schlecht, so wird es aus der Schule entfernt und in ein Arbeitshaus geschickt. Einzelne Schulbezirke haben endlich Armenschulen errichtet, wo derselbe Unterricht wie in den Armenhausschulen ertheilt wird. Jede dieser Schulen besitzt Grundstücke, auf denen von den Kindern landwirthschaftliche Arbeiten vorgenommen werden, Schulaufseher führen die Aufsicht.

Die letzte Art der Unterstützung, die Unterbringung junger Leute in einem Dienst oder einer Lehre, ist bei den Armenbehörden nicht sehr beliebt. Wo sie nicht üblich ist, soll sie nicht eingeführt werden, immer aber nur dann bewilligt werden, wenn die Fälle eintreten, wo eine Unterstützung außerhalb des Arbeitshauses zuläßig ist. Ehe man ein Kind auf diese Weise unterbringt, soll sorgfältig erwogen werden, ob ein für die ganze Zukunft so wichtiger Schritt den Umständen nach sich empfehle, später aber darauf gesehen werden, daß der Lehrherr die eingegangenen Verpflichtungen erfülle. Zu diesen Zwecken sind folgende Vorschriften erlassen: Ehe man ein Kind in die Lehre giebt, wird dasselbe hinsichtlich seiner geistigen und körperlichen Fähigkeit, Gesundheit und Kraft zu dem bestimmten Geschäfte untersucht, wie auch geprüft, ob der Wohnort des Lehrherrn, die Art seines Geschäfts, die Zahl der Lehrlinge u. s. w. angemessen sei. Kein Kind, das jünger als neun Jahre ist und nicht seinen Namen schreiben kann, soll in die Lehre gegeben werden. Man darf ein Kind nie zu einem Tagelöhner, einer Person unter einundzwanzig Jahren, einer unverheiratheten Frau, oder zu Jemand geben, der nicht eine eigene Haushaltung oder ein Geschäft auf eigene Rechnung führt. Ist der Lehrling oder Diener sechszehn Jahre alt geworden, so wird blos eine Beisteuer für die Kleidung zugesichert. Wird überhaupt ein Lehrgeld gegeben, so besteht dasselbe zur Hälfte in Geld und zur Hälfte in Kleidern, welche der Lehrling bei dem Eintritt in die Lehre erhält. Die Lehrzeit darf in keinem Falle über acht Jahre dauern. Kinder über vierzehn Jahren müssen selbst, bei Kindern unter vierzehn Jahren muß der Vater oder die Mutter einwilligen. Der Vertrag wird, nachdem etwaige Einwendungen der Eltern oder Verwandten sorgfältig geprüft worden sind, in Gegenwart des Kindes und des Lehrherrn abgeschlossen. Der Lehrherr verpflichtet sich, das Kind in seinem Geschäft oder Gewerbe zu unterrich-

ten; mit angemessener Nahrung zu versehen; in einem guten Zimmer unterzubringen; mit reinlicher Kleidung und frischem Leinen zu versehen; nicht im sonntäglichen Kirchenbesuche zu hindern; demselben, nachdem es das siebenzehnte Jahr vollendet hat, eine Arbeitsvergütung zu geben, die mindestens den vierten Theil des in der Gegend üblichen Lohnes beträgt; das Kind nicht von dem verabredeten Aufenthaltsorte zu entfernen und es zu bestimmten Zeiten den Armenvorstehern vorzustellen. Jährlich mindestens zweimal besuchen Armenbeamte das Kind, um sich nach der Behandlung desselben zu erkundigen; Belästigungen der Lehrherrn so wie jedes verletzende Benehmen sind dabei zu vermeiden.

Dies sind die Vorschriften über das Materielle der Armenversorgung. Was die Beamten betrifft, so bestehen dieselben in dem Armenkommissär, dem Sekretär der Armenvorsteher, dem Kämmerer des Verbands, dem Hausvater und der Hausmutter, dem Geistlichen, aus Aerzten, Wärterinnen, Schullehrern und Schullehrerinnen, endlich aus einem Thürsteher. Den letztern bezeichnen die Anweisungen der königlichen Armenbehörde als einen sehr wichtigen Mann, und allerdings hat der Thürsteher nicht blos den Eingang gegen das Eindringen verbotener Personen und Sachen zu hüten, wozu mindestens Redlichkeit und Charakterfestigkeit gehören, sondern auch den Hausvater und die Hausmutter in ihrem Beruf zu unterstützen. Dem Hausvater liegen mannigfaltige Verrichtungen ob, die ohne Zuverlässigkeit des Charakters und umsichtige Klugheit nicht zu erfüllen sind, weshalb bei der Besetzung dieser Stelle mit der größten Umsicht verfahren werden soll. Er ist für die allgemeine Ordnung des Hauses verantwortlich, und es wird von ihm eine so genaue persönliche Aufmerksamkeit gefordert, daß er alle eingeschlichenen Mängel und jede Unreinlichkeit sofort entdeckt. Insbesondere liegt ihm ob, die ankommenden männlichen Armen, die über sieben Jahr alt sind, zu reinigen, zu bekleiden und in den für jede Klasse bestimmten Zimmern unterzubringen; darauf zu sehen, daß sowohl die Armen als die Angestellten auf Fleiß, Ordnung, Pünktlichkeit und Reinlichkeit halten und die Hausgesetze genau beobachten; die arbeitsfähigen Armen in den Arbeitsstunden zu beaufsichtigen und bei der Erziehung der Kinder zu einem Beruf, durch den sie ihren künftigen Lebensunterhalt gewinnen können, mitzuwirken; die Kinder zu bezeichnen, welche auswärts in einen Dienst oder eine Lehre gebracht werden können; beim Essen das Verlesen zu besorgen, die Hausschlüssel zn bewahren, die Schlafzimmer zu untersuchen, die Aufsicht beim Ankleiden, Essen und Niederlegen zu führen. In den Bezirksschulen besorgt diese Geschäfte des Hausvaters ein Oberaufseher, dem ein Verwalter beigegeben ist, welcher die in dem Schulgarten vorkommenden Arbeiten besorgt und die Schüler in der Gärtnerei und Landwirthschaft unterrichtet. Was der Hausvater bei den erwachsenen männlichen Armen, dasselbe versieht die Hausmutter bei den weiblichen und bei den Kindern. Die Funktionen der Lehrer sind die bekannten: Ertheilung von Unterricht und Einwirkung auf ein sittliches Betragen der Kinder. Sehr zu loben ist das von der englischen Armenordnung ausgesprochene unbedingte Verbot, Arme der Anstalt zum Unterricht zu verwenden. „Die mangelnde Befähigung derselben" sagt das Gesetz, „und ein Lebenswandel, welcher gewöhnlich die Ursache ihrer Verarmung gewesen ist, sind nur zu sehr geeignet, auf das Wohlergehen und Verhalten der Kinder selbst in ferner Zukunft einen sehr nachtheiligen Einfluß auszuüben."

Die Verrichtungen der übrigen Beamten werden schon durch den Titel derselben ausgesprochen. Nur dem Armenkommissär müssen wir wegen seiner besondern Bedeutung eine nähere Berücksichtigung schenken. Er wohnt allen regelmäßigen Sitzungen der Armenvorsteher bei, den außerordentlichen, wenn er dazu berufen wird. An ihn gelangen alle Gesuche um Unterstützung, und er hat sich durch Besuche im Hause des Bittenden von allen Umständen genau zu unterrichten, sich von der Zahl, dem Gesundheitszustand, der Arbeitsfähigkeit der Familienglieder zu überzeugen und über dieses alles an die Vorsteher zu berichten. Auch die außerhalb des Arbeitshauses Unterstützten besucht er von Zeit zu Zeit. In Fällen von

Krankheit und Verunglückung beruft er den Arzt, besucht die Kranken, ordnet in dringenden Fällen die Hülfeleistung auch für solche Personen an, welche nicht dem Armenverbande angehören, nimmt dieselben in das Arbeitshaus auf und begleitet sie im Nothfall dahin. Weigert sich ein Armer, welcher ins Arbeitshaus gehört, in dasselbe einzutreten, so wiederholt der Kommissär im Fall eingetretener Noth noch einmal dieselbe Weisung und hat, wenn eine neue Weigerung erfolgt, den Armen ohne Unterstützung zu lassen, nur daß er demselben, wenn es ihm an aller Nahrung gebricht, dieselbe verschaffen soll. Er besucht die in Dienst oder Lehre stehenden jugendlichen Armen. Er unterstützt die Armenkommissäre anderer Bezirke durch Vornahme von Erhebungen oder durch Hülfeleistungen bei Personen, welche jenen Bezirken angehören. Er vertheilt die Unterstützungen an die außer dem Arbeitshause wohnenden Personen in jeder Woche, besucht und unterstützt auch auf besondere Weisung die Armen anderer Bezirke. Fremde Armenvorsteher haben sich jedoch nicht an ihn, sondern an die Armenvorsteher seines Bezirks zu wenden. Diese Vorschrift soll eine Theilung der Verantwortlichkeit verhüten, aus der leicht Mißstände entstehen könnten.

Die besondern Verfügungen über Beamtenwahlen, Armensteuern und Rechnungswesen mag man bei Pashley (Pauperism and poor-laws, London 1852) nachlesen. Aus seinen Angaben interessiren uns nur die über die Kosten. Diese Angaben haben einen besondern Werth, da der genannte Schriftsteller sowohl den Armenaufwand, als auch die Bevölkerungszahl, den Aufwand auf den Kopf der Bevölkerung und die Weizenpreise jedes Jahres mittheilt. Alle diese Angaben findet man in der folgenden:

Uebersicht über den Armenaufwand in England und Wales in den Jahren 1834 bis 1852.

Jahr.	Bevölkerung.	Armenaufwand.	Aufwand per Kopf der Bevölkerung.		Durchschnittspreis von einem Quarter Weizen.	
		Pfund Sterling.	Schill.	D.	Schill.	D.
1834	14,372,000	6,317,255	8	9½	51	11
1835	14,695,000	5,526,418	7	7	44	2
1836	14,758,000	4,717,630	6	4¾	39	5
1837	14,955 000	4,044,741	5	5	52	3
1838	15,155,000	4,123,604	5	5¼	55	3
1839	15,357,000	4,406,907	5	8¾	69	4
1840	15,562 000	4,576,965	5	10½	68	6
1841	15 770,000	4,760,929	6	0½	65	3
1842	15,981,000	4,911,498	6	1¾	64	0
1843	16,194,000	5,208,027	6	5¼	54	4
1844	16 410,000	4,976 093	6	0¾	51	5
1845	16.629,000	7,039,703	6	0¾	49	2
1846	16.851 000	4,954,204	5	10½	53	3
1847	17,076,000	5,298,787	6	2½	50	0
1848	17,304 000	6,180,764	7	1¾	64	6
1849	17,534,000	5.792,963	6	6½	49	1
1850	17,765,000	5,395,022	6	1	42	7
1851	17,927,600	4,962,704	5	6½	39	11
1852	17,927,000	4,897,685	5	5½	39	4

Nach dieser Tabelle hat die Armensteuer in unserm Gelde etwa im jährlichen Durchschnitt 2 Thlr. 6 Ngr. auf den Kopf betragen. Eine solche Quote ist be-

deutend, doch darf man nicht übersehen, daß die englischen Armen weit besser verpflegt werden, als bei uns Sitte ist. Die Bestimmung, daß sie „mit der in der Gegend üblichen Kost" versehen werden sollen, sagt allein schon genug. Die übliche Kost selbst der bedrängtesten Fabrikbezirke Englands — Schottland und Irland kommen hier nicht in Frage — besteht aus Thee, Weizenbrod und Rindfleisch. Interessant wäre es, wenn Pashley uns die Ausgaben der einzelnen Verbände mittheilte, damit wir sie unter einander und mit den Ausgaben früherer Zeiten vergleichen könnten. Während man gewöhnlich annimmt, daß Fabrikbezirke mehr Armuth hätten, als Ackerbaubezirke, ergaben sich in England aus früheren Berichten umgekehrte Verhältnisse. Macaulay (Southey's Gespräche über die Gesellschaft) sagt über die Ausweise von 1825 und 1828: „In dem ersten Jahre finden wir die Armensteuer in Sussex, wo sie für jeden Einwohner etwa zwanzig Schilling betrug, am höchsten. Dann kommen Buckinghamshire, Essex, Suffolk, Bedfordshire, Huntingdonshire, Kent und Norfolk. In allen diesen Grafschaften macht die Steuer etwa funfzehn Schilling auf den Kopf. Wir wollen die ganze Liste nicht durchgehen. Selbst in Westmoreland und im nördlichen Bezirke von Yorkshire erhebt sich die Steuer auf mehr als acht Schilling. In Cumberland und Monmouthshire, den glücklichsten aller Ackerbau-Bezirke, beträgt sie sechs Schilling. Aber im westlichen Bezirke von Yorkshire sinkt sie auf fünf Schilling, und wenn wir nach Lancashire kommen, finden wir sie zu vier Schilling, mithin fünfmal niedriger als in Sussex. Die Berichte über das mit dem März 1828 endende Jahr sind den Fabrikbezirken etwas, jedoch nur ein klein Wenig ungünstiger. Lancashire brauchte selbst in jener schlimmen Zeit weniger Armensteuer, als irgend ein anderer Bezirk und wenig mehr als ein Viertheil dessen, was in Sussex erhoben wurde. Unter den Ackerbaugebieten war Cumberland der einzige, der so günstige Resultate wie der Westbezirk von Yorkshire hatte. Diese Thatsachen scheinen anzudeuten, daß der Fabrikarbeiter sowohl in einer behaglicheren als in einer unabhängigeren Lage lebt, wie der beim Landbau beschäftigte Tagelöhner."

Die Armengesetze waren zu der Zeit ihrer Erlassung und noch lange nachher außerordentlich verhaßt. Der Mißbrauch, der sich an den 1795 aufgestellten Grundsatz, dem Arbeiter nach dem Stande der Brodpreise und nach der Zahl seiner Familie mit Geld zu unterstützen, gehängt hatte, war zur langjährigen Gewohnheit geworden, so daß die Armen auf diese Art der Unterstützung ein wohlerworbenes Recht zu haben vermeinten. Man verwechselte die Arbeitshäuser mit Gefängnissen und nannte es geradezu unmenschlich, Arme, denen man nichts als ihr Unglück vorwerfen könne, wie gemeine Verbrecher einzukerkern. Nicht nur die Radikalen benutzten diese allgemeine Mißstimmung, auch die Tories donnerten gegen die „Whig-Bastillen", wie man die neuen Arbeitshäuser fast ausschließlich nannte, und das im ganzen sehr wohlthätige und dringend nothwendige Gesetz trug nicht wenig dazu bei, die Whigs unbeliebt zu machen. Es scheint indessen, als ob wirklich im Anfange Härten vorgekommen seien. Namentlich wurde häufig darüber geklagt, daß man die Familien in den Armenhäusern von einander fernhalte, wie überhaupt in manchen dieser Anstalten die Absicht dahin gegangen zu sein scheint, die Armen durch schlechte Behandlung aus ihren Asylen zu vertreiben, um dadurch einen Vorwand zu erhalten, daß man sich ihrer nicht mehr annehme. Das allgemeine Geschrei über die Whig-Bastillen hat eine schärfere Beaufsichtigung der Armenvorsteher und Hausväter hervorgerufen, doch mögen noch immer einzelne Fälle von Härte, selbst von Grausamkeit vorkommen. Ueber die schändliche Mißhandlung eines Armen durch einen Hausvater haben die Zeitungen im Sommer 1854 berichtet.

Fürst Karl Egon von Fürstenberg. Das fürstliche Haus von Fürstenberg, dessen Besitzungen an Größe und Einwohnerzahl — sämmtliche Herrschaften zählen etwa 150,000 Menschen — mehr als einen Bundesstaat übertreffen, leitet

seinen Ursprung von den Grafen Achalm und Urach ab. Aus ihm sind berühmte Kirchenfürsten hervorgegangen, so Wernher, Bischof von Straßburg, der treue Freund Heinrichs IV. und Konrad, Kardinal von Oporto, der die dreifache Krone zu Gunsten Gregors IX. ausschlug, aber auch der Kardinal Wilhelm und der Bischof Franz von Straßburg, die sich so weit vergaßen, Ludwigs XIV. Verbündete in dessen Kriegen gegen Deutschland zu sein. Auch berühmte Staatsmänner zählen die Fürstenberge, so jenen Heinrich, den Rudolf von Habsburg den Ständen der Romagna als „Blut von meinem Blut, Fleisch von meinem Fleisch" vorstellte, und Friedrich, dem Karl V. sein Vertrauen schenkte. Als erprobte Kriegsmänner des Geschlechts nennen wir den Grafen Wilhelm, der ein Ruhmesgenosse der Frundsperge war und den die Pariser Damen, als er in Gefangenschaft gerieth, als ein Wunder ihrer Zeit anstaunten, und Karl Egon, der von dem Markgrafen von Baden als sein bester General bezeichnet wurde. Ueberhaupt haben sechszehn Fürstenberge ihr Leben in Schlachten oder Belagerungen gelassen, meistens unter österreichischen Fahnen. Durch ihre Dienste, aber doch mehr durch Erbschaften haben die Männer des Geschlechts diesem reiche Besitzungen erworben. Durch eine Heirath mit der Tochter des letzten Zäringers kamen ausgedehnte Besitzungen in Schwaben, im Breisgau und in der Ortenau an die Fürstenberge, Heinrich erhielt von Rudolf von Habsburg die Landgrafschaft Baar, nachdem der Versuch des Kaisers, seinem treuen Diener den Rest der Mathildischen Lehen in der Mark Ankona zu verschaffen, gescheitert war. Auch die Grafschaft Heiligenberg, die Herrschaften Trechtelfingen und Jungnau, der größte Theil des Helfenstein'schen Stammguts und ein großer Theil der Waldstein'schen Allodien in Böhmen wurden erheirathet.

Der Vater des Fürsten Karl Egon war Karl Aloys von Fürstenberg in Prag, die Mutter die Prinzessin Elisabeth von Thurn und Taxis, eine Frau von mehr als gewöhnlicher Hochherzigkeit, von feiner Bildung, von weichem Gemüth und warmer Religiosität. Die Aussichten des Fürsten Karl Aloys waren bescheiden; er war ein appanagirter Prinz — in den Fürstenbergischen Stammbesitz theilten sich drei Linien. Das schwäbische Reichsfürstenthum besaß, nach dem 1796 erfolgten Tod seines Bruders Benedikt Maria, der kürzlich erst mit der schönen Tochter des Landgrafen Joachim von Fürstenberg vermählte Fürst Karl Joachim; die landgräfliche Linie in Mähren hatte sich kürzlich in zwei Aeste getheilt, den Weitraer und Taykowitzer, und erfreute sich einer zahlreichen Nachkommenschaft; die böhmische Secundogenitur endlich hatte zum Stammhalter den siebenzehnjährigen Fürsten Karl Gabriel, von welchem sein Oheim, der Vater Karl Egons mit einer Appanage ausgestattet war. Deshalb hatte er in österreichischen Kriegsdiensten die Laufbahn nachgeborener Fürstensöhne betreten. Er begleitete den Erzherzog Karl am 25. März 1799 in die Schlacht von Liptingen und rückte mit dem Versprechen, den Platz zu behaupten, so lange er athme, der feindlichen Stellung entgegen. Bald darauf durchbohrten fünf Kartätschenkugeln seine Brust. Ein Fähnrich des Regiments Gemingen zog den Trauring von der erstarrten Hand und brachte die Reliquie nach Prag in das Trauerhaus. Karl Egon, der einzige Sohn des fürstlichen Paars und am 28. Oktober 1796 in Prag geboren, war noch nicht drei Jahre alt, als er auf diese Weise des Vaters beraubt wurde. Mit um so wärmerer Neigung nahm sich die Mutter des verwaisten Sohnes an.

Noch in dem Todesjahre des Vaters trat der Prinz, da die böhmische Nebenlinie ausstarb, in deren reiches Erbe ein. Im Jahre 1804 starb auch die reichsfürstliche Linie aus, deren Erbe Karl Egon war, und vereinigten sich nun alle Besitzungen mit Ausnahme der mährischen Güter in seiner Hand, was seit der Gründung des Hauses nur zweimal der Fall gewesen war. Die Mutter führte den Sohn in die schwäbischen Stammlande ein. Doch nur kurze Zeit erfreute er sich der Selbstherrlichkeit eines Reichsfürsten. Kaum hatte der fürstliche Knabe

mit seiner Mutter die Reichslande besucht und die neuen Unterthanen durch die Leutseligkeit, womit er nicht nur die Wohnungen der Beamten, sondern auch die Stube des Landmanns, die Hütten der Armen besuchte, zu den frohesten Hoffnungen berechtigt für die Zukunft, so verscheuchte der Kriegssturm ihn aus der Residenz Donaueschingen. Mitten zwischen den kriegführenden Armeen gelegen, mußte das Land der Macht Lieferungen machen, die ihre Ansprüche mit dem Schwert zu unterstützen wußte. Dies und der Umstand, daß ein fürstenbergisches Regiment — freilich nur das landgräfliche — in den Reihen der österreichischen Armee stand, gab den Vorwand, unter welchem Fürstenberg sequestrirt und von Augereau eine provisorische Regierung eingesetzt wurde. In der bald darauf (12. Juli 1806) erlassenen Rheinbundsakte fiel das Fürstenthum der Mediatisirung anheim, welche den größten Theil der Besitzungen dem Großherzogthum Baden, andere dem Fürstenthum Hohenzollern-Sigmaringen und dem Königreich Würtemberg unterordnete. Die Schritte der Landesregierung, der Mutter, des Landgrafen Joachim, der Vormund war, zur Abwendung der Mediatisirung waren vergeblich gewesen; Napoleon hatte den letztern getröstet: „Glauben Sie mir, Sie werden sich später so besser befinden." Am thätigsten hatte sich die Mutter gezeigt. Wie einer der wackersten Männer der Zeit über sie urtheilte, beweist das Schreiben, mit dem der Fürst-primas Dalberg die Zusendung seines Werkchens „Ueber den Einfluß der schönen Künste auf das öffentliche Wohl" an sie begleitete. „In einer Zeit der Unruhe, der Anarchie, der Wankelmüthigkeit und der Begehrlichkeit", schrieb der Fürst, „ist die zärtliche Mutter, welche die Rechte der theuren Waise vertheidigt, das Glück ihrer Freunde bildet, durch die Vereinigung der Eigenschaften des Herzens und des Kopfes entzückt und in allen ihren Zügen die Schönheit ihrer Seele verräth, in einer solchen Zeit ein Stern, der in den Finsternissen einer stürmischen Nacht leuchtet, führt und tröstet."

Im Jahre der Mediatisirung auf ihre Besitzungen zurückgekehrt, vollendete die Fürstin die erste Erziehung ihres Sohnes. Seine weitere Ausbildung erhielt er von 1811 bis 1813 auf den hohen Schulen zu Freiburg und Würzburg. Er begleitete dann den Fürsten Schwarzenberg 1815 als Ordonnanzoffizier nach Paris und sah auf diese Weise den Untergang des Mannes, durch den er seine Souveränetät verloren hatte. Auch auf dem Wiener Kongreß bemühte sich die Fürstin Elisabeth ohne Erfolg, die einmal ausgesprochene Mediatisirung rückgängig zu machen. Als sie am 4. Mai 1817 den jungen Fürsten ihrer Vormundschaft entließ, gab sie ihm folgende Richtschnur seines Handelns: „Leuchte denen, die deine Unterthanen waren, vor in der Ergebenheit an die Oberherren, die das Schicksal dir gegeben hat. Wer mit Würde sich zu unterwerfen weiß, beweist am kräftigsten, daß er als Herr die allgemeine Achtung verdient hätte!" „Obgleich ein Gutsbesitzer, wie mancher andere", schrieb sie ihm, „müssen ihm dennoch die mehr als 90,000 auf fürstenbergischer Erde geborenen Menschen ein heiliges Erbtheil seiner Väter sein. Vorüber sei die Zeit, da der Fürst von Fürstenberg, von seinen eigenen Leuten umgeben, mit der Macht begabt, Tausende zu versorgen, mit sehr mittelmäßigen Gaben, in seiner Schwachheit übersehen haben können, daß seine Persönlichkeit kaum in Anschlag komme bei der Ehrerbietung, die ihm erwiesen würde. Ob er diese Ehrerbietung wohl eines Seufzers würdig achte im Genuß der wahren Achtung, einer unselbstsüchtigen Liebe seiner Umgebung, seiner Mitbürger und im Bewußtsein, dieselbe zu verdienen?" „Gerade die Zurückweisung in den Stand eines Privatmanns müsse seiner moralischen Ausbildung nützlich werden — Hochmuth und Hoffarth solle ihm fremd bleiben — edler Stolz dagegen ziere den deutschen Jüngling!"

Vermählt am 25. April 1818 mit der Prinzessin Amalie von Baden, der Tochter des noch nicht vergessenen Karl Friedrich, verlor der Fürst am 21. Juli 1822 seine edle Mutter. Sein Regierungsantritt fiel in eine Zeit großer Theuerung und gab ihm Gelegenheit, mit den reichen Mitteln, welche die mütterliche

Sparsamkeit ihm hinterlassen hatte, jene fürstliche Großmuth gegen jeden Bedrängten zu bewähren, welche ein Hauptcharakterzug seines Lebens geblieben ist. Seine Residenz Donaueschingen, das Schloß Heiligenberg, auch seiner Gattin liebster Aufenthalt, wurden bald der Sitz eines Lebens voll Regsamkeit für Wissenschaft und Kunst, für alles, was dem vergänglichen Dasein unvergänglichen Schmuck giebt. Da tönte die Leier Karl Egon Eberts, des Sängers des „Wlasta", da leitete erst Konradin Kreuzer, dann Kalliwoda eine Hofkapelle, die an Trefflichkeit ihres Gleichen suchte; Ernst Münch, später Fickler beuteten ein reiches Archiv für eine Geschichte des Geschlechtes aus. Wie dem Fürsten der Genuß nur ein halber war, den er nicht mit andern theilte, wurde zu allen Genüssen, welche von den Koryphäen der Kunst geboten wurden — und diese suchten aus weiten Fernen diesen kunstsinnigen Hof — jeder Gebildete der Einwohnerschaft freundlich geladen. Mit diesen und unter persönlicher Betheiligung der hohen Herrschaft selbst wurden dramatische, musikalische Aufführungen gegeben, die denen manches ständigen Theaters nicht nachstanden. Keinem Streben versagte er seine Unterstützung, welches ohne diese zu verkümmern drohte. Der — wenn gleich zu größerer Ausführung noch nicht gereiften galvanischen Lokomotive Wagners wurde durch ihn die Möglichkeit einer größern Probe; mit seinem Gelde druckte zu Villingen das Komptoir für deutsche Klassiker die vollständigste Ausgabe Winckelmanns und die Auswahl von Lessings Werken. Seine Hand war immer offen, wo es galt, aufkeimendes Talent zu unterstützen: Zwerger in Frankfurt, Xaver Reich, die Gebrüder Heer, Kalliwoda der jüngere sind dessen die ehrenvollsten Zeugen. Eine für einen Privatmann, wenn auch einen fürstlichen, einzige Münzsammlung, ein ausgezeichnetes Naturalienkabinet, eine Kupferstichsammlung, die ihres Gleichen sucht, eine ruhmvoll genannte Bibliothek, neulich erst durch die literarischen Schätze Joseph von Laßbergs gemehrt, um welche die Residenzen deutscher Groß- und Mittelmächte warben, werden auch den Epigonen von diesem Streben Kunde geben. Solches Herz mußte auch warm für fremdes Unglück schlagen. Das Karls-Krankenhaus in Donaueschingen und so manche andere Stiftung ist dessen ein sprechendes Denkmal; zu Neidingen, an der Stätte, wo einst Karl der Dicke sein Ende fand, wurden die Anfänge des Blindeninstituts gelegt, dessen Wirksamkeit jetzt dem Staate zum Frommen, zur Ehre gereicht. Dort fand über der Gruft des fürstlichen Hauses die Rettungsanstalt für verwahrloste Kinder ihr erstes Asyl, welches vor wenigen Jahre eine ruchlose Hand einäscherte. Am glänzendsten bethätigten sich aber seine Wohlthaten durch die Art, wie sie geübt wurden. Kein Bedrängter verließ das Schloß ohne ein freundliches Wort seines Herrn, kein Kummer ward ihm kund, dem er nicht persönliche Theilnahme geschenkt hätte.

Auch der ersten Klasse der Industriellen reihte der Fürst sich an. Die erste Eisenbahn Deutschlands, zunächst nur für Pferdekraft, führte er durch seine böhmischen Güter, um sie später als Zweigbahn mit der großen Verkehrsader in Verbindung zu setzen, die Böhmen mit der Ostsee und dem adriatischen Meer in Berührung bringt und den Erzeugnissen der fürstenbergischen Herrschaft den Markt der Hauptstadt sichert. Auf den Eisenwerken des Fürsten wurden die bedeutendsten Einrichtungen neuhergestellt oder erweitert, und die meisten dieser Werke zeichnen sich noch heute durch die Neuheit der Arbeitsmethode und die Güte der Erzeugnisse aus. Wenn namentlich Süddeutschland unter ungünstigen Zeitverhältnissen diese nicht unbedeutende Quelle nationalen Wohlstandes gegen die Konkurrenz des Auslands festhielt und rettete, so haben des Fürsten Kapitalien, Beharrlichkeit und Opferwilligkeit nicht unwesentlich zu diesem Ergebnisse beigetragen. Auch die bedeutende Maschinenfabrik in Immendingen förderte er bei ihrer Entstehung und übernahm sie später zu eigener Verwaltung. Den Vereinen für Landwirthschaft war er ein großmüthiger Gönner und gab durch die Einrichtung von Musterwirthschaften zu Hüfingen und Donaueschingen das Signal zum Kampfe gegen verjährtes Vorurtheil. Unter seiner Bürgschaft trat eine Sparkasse ins Leben, der

Wittwen und Waisen seiner Beamten nahm er sich durch Gründung einer Versorgungsanstalt an, die Zukunft der Beamten selbst sicherte er durch eine Dienerordnung, welche der badischen nachgebildet war.

Bei der verwandtschaftlichen Stellung zum regierenden Hause konnte ihm ein Platz unter den öffentlichen Charakteren des Landes nicht fehlen. In dieser Beziehung reicht seine Wirksamkeit über die Grenzen des engern Vaterlandes hinaus. Seine Hauptthätigkeit war in dem denkwürdigen Landtage von 1831 als Mitglied, als stellvertretender Vorsitzender der ersten Kammer. Großherzog Leopold war, eben erst seinem Stiefbruder Ludwig in der Regierung gefolgt, von einer Rundreise durch seine Lande zurückgekommen. Noch brandeten die Wogen des Volksjubels, der ihn empfangen; dieses Mal nicht blos Begleiter des Neuen, nicht blos die Wirkung der hinreißenden Persönlichkeit des jungen Herrscherpaares, sondern zugleich auch Ausdruck der Lust, jener beengenden Schranken ledig zu sein, womit das selbstherrliche Walten Ludwigs jede freiere Regung zurückgedrängt hatte. Großherzog Leopold erklärte seinen Willen über Nichteinmischung der Regierung bei den nächsten Kammerwahlen, und bald sah sich die gedrückte Opposition der vorigen Landtage als Führerin der zweiten Kammer in unbestrittener Majorität, ja fast ohne Gegner. In der ersten Kammer war es mit dem edeln v. Wessenberg vorzüglich der Fürst von Fürstenberg, welcher die Anträge der zweiten Kammer unterstützte. Weit entfernt indessen, Opposition gegen die Regierung zu bilden, war seine Haltung nur das Ergebniß seines Wunsches, einen Bruch zwischen dieser und dem Volke zu verhüten, die Rolle des Vermittlers zu übernehmen, wozu ihn seine Stellung vorzugsweise berufen hatte. In allen Lebensfragen jener Tage stimmten die von der Regierung ernannten Mitglieder der ersten Kammer mit ihm; durch die Ablösung des Zehnten, der Leibeigenschaftsabgaben brachte er selbst die beträchtlichsten Opfer. Nur das Wort, womit er für die Gesetzvorschläge eintrat, war sein volles Eigenthum, das Ergebniß seiner politischen Anschauung. Einen Tag hatte er geschwankt, ob er dasselbe für die Freiheit der Presse in die Wagschale werfen sollte; des Abends faßte er den Entschluß, und des andern Tages hielt er jene Rede, die in den Annalen parlamentarischer Beredsamkeit immer einen der ersten Plätze einnehmen wird. Erregte die Wärme mancher Stellen derselben das Befremden seiner Standesgenossen außerhalb Baden, so wurde diese Mißstimmung genährt durch die Träume gewisser Politiker hinter dem Pulte, welche ihn als den künftigen Herzog von Schwaben, oder als König eines geträumten einigen Deutschlands bezeichneten, Stimmen der jungen Presse, gegen welche er vergeblich die ernsteste Verwahrung einlegte. Als mit dem Jahre 1833 die hochgehenden Wogen eben so heftig zurückzustauen anfingen, da konnte es nicht fehlen, daß sich hier und da gegen ihn eine Mißstimmung wegen seiner Haltung in jener Zeit geltend machte. Ueberall aber, wo man ihn selbst hörte und sah, kam diese Verstimmung nicht zur Geltung, oder glich sich bald aus. Dies zeigte sich schon 1834, als eine Reise nach seinen österreichischen Besitzungen ihn in die Hofburg führte. „Ich weiß schon, lieber Fürst", sagte ihm damals der Kaiser Franz, „daß Sie es immer gut gemeint hatten." Bei der Thronbesteigung des Kaisers Ferdinand erhielt er den Orden des goldenen Vließes und wohnte 1838 der Krönung in Mailand bei, wo er, wie kurz vorher bei den Krönungsfeierlichkeiten in London, durch viele Beweise von Hochachtung sich geehrt sah.

Ein reicher Kranz blühender Kinder umgab bald den Fürsten. Der jetzt regierende Fürst Karl Egon wurde im zweiten Jahre der Ehe, am 4. März 1820, geboren und vermählte sich 1844 mit der Prinzessin Elisabeth Henriette von Reuß-Greiz. Von vier Töchtern wurde den Eltern eine auf einer Reise nach Böhmen durch den Tod entrissen, während zwei andere sich vermählten, die eine mit dem Herzog von Ratibor, die andere mit dem Prinzen von Hohenlohe-Oehringen. Nur allzubald nahten die traurigen Jahre von 1848 und 1849.

Schon vorher hatte eine politische Richtung, von der der Liberalismus als ein überwundener Standpunkt betrachtet wurde, den Fürsten zum Stichblatt erkoren. Man verfolgte ihn mit Klagen wegen Jagdbeschädigungen, die vom Zaun gebrochen wurden, man hetzte ganze Gemeinden auf, ihre Pflichtigkeit abzuleugnen, und benutzte die ungünstige Entscheidung dieser Klagen durch die Gerichte zu neuen Verleumdungen. Ein räthselhafter Brand des Gebäudes des auswärtigen Ministeriums in Karlsruhe, das an den fürstlichen Palast grenzt, ließ für die Zukunft Schlimmes ahnen. Als die Revolution ausbrach, suchte der Fürst wieder zu vermitteln. Freiwillig verzichtete er fast auf den ganzen Rest seiner standesherrlichen Vorrechte und vergaß auch in diesen Zeiten der Armen nicht. Die Bürger seiner Residenz vergaßen sich so weit, daß sie den Prinzen die Abreise verwehrten, und von Struve wird gesagt, er habe gedroht, wenn die Würtemberger anrückten, die Prinzen vor die Front seiner Freischaaren zu stellen und den Reichstruppen so entgegenzugehen. Als der Aufstand bewältigt war, wirkte der Fürst auf dem ersten Landtage im versöhnlichsten Sinne. An dem zweiten nahm er keinen Antheil mehr, weil der Ausbruch der kirchlichen Streitigkeiten ihm zu schmerzlich war. Sein letztes Lebensjahr verlebte er in Böhmen, Wien und Berlin. Im blühenden Kreise seiner Kinder schienen seine Kräfte wieder zuzunehmen, deren allmäliges Sinken schon seit einiger Zeit mit Besorgniß bemerkt worden war. Am Schlusse eines Badeaufenthalts zu Ischl wurde ein anfangs wenig beachtetes Uebel an der rechten Hand die Veranlassung zu seinem Tode, der am 22. Oktober 1854 erfolgte.

Von fast unnachahmlicher Herzensgüte hatte Karl Egon jedem Leiden, das sich ihm nahte, wo Hülfe nicht möglich, ein freundlich tröstendes Wort, in Bekümmernissen einen wohlmeinenden Rath. Gern war er fröhlich mit den Frohen; nur selten riß ihn im Unwillen sein lebhaftes Gemüth zu einem raschen, herben Worte hin. Doch leicht versöhnlich, war er bald geneigt, durch vermehrte Freundlichkeit dafür zu entschädigen. Hinreißend war alsdann sein Blick; von der Brust des Angeredeten hob er sich zum Auge und senkte, wie klarer Himmel, sich tief in dessen Seele. Die Regsamkeit des Geistes gab sich auch im Aeußern kund. Von etwas mehr als mittlerer Größe war er bis in sein reifes Mannesalter schlanker Statur, ein trefflicher kühner Reiter, gewandt in allen körperlichen Uebungen. Seine Züge sind von mehrern Künstlern in Marmor, und auf Leinwand wiedergegeben worden, die anziehendsten dieser Porträts sind wohl die von Maria Ellenrieder und R. Lauchert. Jene stellte ihn als Jüngling dar, dieser in seiner letzten Lebenszeit, da sich um den freundlichen Mund schon ein Zug geheimen Schmerzes zeigt, den die Jahre 1848 und 1849 dort eingegraben. Groß war die Theilnahme, welche die Nachricht von seinem Hintritte auch über die Kreise hinaus erregte, denen er sonst nahe gewesen. Sie sprach sich aus am häuslichen Herd, in der deutschen Presse, in kirchlichen Trauerfeierlichkeiten auch solcher Städte, die zu dem Hause Fürstenberg in keinerlei Beziehungen mehr stehen, aber den Hingang so großer menschlicher Tugenden beklagten. So unter andern Meersburg, Villingen, Karlsruhe, Freiburg, wo der Erzbischof das Traueramt celebrirte. Karl Egon zu Fürstenberg starb — auch dies möge unvergessen bleiben — als der letzte der Fürsten, dessen Thron noch im zerfallenden Riesenbau des heiligen römischen Reiches deutscher Nation gestanden; im letzten Frühling hätte er die goldene Jubelfeier seines Regierungsantritts als Reichsfürst begehen können.

Der chinesische Yam (Dioscorea batatas). Die Yam-Arten ersetzen in mehreren Ländern mit heißem Klima die Kartoffel, der sie im Geschmack sehr gleichen. Die in Jamaika bekannte Art wird in der Asche geröstet und schmeckt eben so gut und noch besser, als die Kartoffel. Man dachte darum wohl an diese Pflanze als Ersatz für unsere Kartoffel, deren Krankheit nicht wieder verschwinden zu wollen scheint, glaubte sie aber an unser kaltes Klima nicht gewöhnen zu

können. Jetzt ist dieses Hinderniß, wie die französischen Blätter berichten, in Beziehung auf den chinesischen Yam glücklich besiegt. Mitte April 1854 hat ein Herr Decaisne chinesischen Yam gepflanzt, Stücke von Knollen und drei ganze Knollen. Sie wurden in lockerem Boden in ebene Rabatten eingelegt, 50 Centimeter nach allen Richtungen von einander; die Erfahrung hat bewiesen, daß sie weit näher an einander hätten sein müssen. Die Pflanzen schossen in regelmäßiger Weise auf. Die langen rankenartigen Stengel entwickelten sich kräftig und mit dichten Blättern bedeckt; sie trieben Anfangs August eine Menge Blüthen, im September wuchsen sie nicht mehr und sie nahmen eine gelbe Farbe an, das Zeichen der nahen Reife der Knollen. Sie waren in drei Loose getheilt. Zwei dieser Loose waren mit starken Stangen von drei und mehr Meter, das dritte mit Stangen von ungefähr zwei Meter Höhe gestäbelt. Die Yamstengel rankten sich so regelmäßig wie die Bohnen um die Stangen, und reichten bald über sie hinaus. In dem dritten Loose wurden die Pflanzen sich selbst überlassen; ihre Stengel schlangen sich in einander, und breiteten sich am Boden aus, ohne dort Wurzel zu schlagen; sie waren nicht völlig so lang wie die gestäbelten. Nirgends wurden die Pflanzen gehäufelt oder gejätet. Am 6. November nahm man sie heraus, und das Ergebniß war folgendes: Die ganz eingelegten Knollen wogen durchschnittlich 300 Grammes. Die bemerkenswerth kräftigen Pflanzen, welche sie hervorbrachten, hatten jede eine neue Knolle, zwei dieser Knollen waren sehr groß, und wogen, als man sie herausnahm, 1 Kil. 350 und 1 Kil. 360. Decaisne hält diese Legungsart indessen für fehlerhaft. Was die gelegten Knollenstücke betrifft, so gaben die mit Stangen von ungefähr drei Meter gestäbelten Pflanzen jede eine Knolle im durchschnittlichen Gewicht von 281 Grammes 56 Cent. Die mit Stangen von ungefähr zwei Meter gestäbelten Pflanzen hatten jede eine Knolle im Gewicht von 345 Grammes 18 Cent. Die nicht gestäbelten Pflanzen endlich zeigten jede eine Knolle von 311 Grammes 23 Cent. durchschnittlich im Gewicht. Der Durchschnitt der drei Loose ergiebt deshalb 303 Grammes auf die Knolle. Decaisne rechnet nun aber, daß jeder Quadratmeter Erde durchschnittlich 20 Fuß Yam zu nähren vermag, was einen Total-Ertrag von 60,000 Kilogrammes Knollen auf die Hektare macht, also zweimal mehr als durchschnittlich die Kartoffel auf derselben Raumfläche ergiebt. „Dieser sehr starke Ertrag", sagt Decaisne, „ist allerdings durchaus hypothetisch und auf die günstigsten Boden- und Temperaturbedingungen, wenigstens in dem Klima von Paris, kalkulirt; das gesammte Terrain war außerdem gleichförmig bearbeitet. Nach allen Abzügen aber und trotz der höheren Kosten des Einsetzens, das mit den Händen zu geschehen hat, habe ich allen Grund zu der Annahme, daß der Ertrag der Dioscorea batatas weit größer sein wird, als der der Kartoffel, und daß die größere Schwierigkeit des Ausnehmens der Knollen mehr als aufgewogen wird durch das stärkere Verhältniß ihres Nahrungsstoffes. Um die Arbeit des Ausnehmens zu erleichtern, dürfte sich übrigens das Ziehen des Yam an kurz geschnittenen Weinreben (billons) empfehlen." Das Ausnehmen der Knollen ist in der That die einzige Schwierigkeit, welche der Yambau bietet. Bei der steigenden Vervollkommnung der Ackergeräthe indessen darf man annehmen, daß diese Schwierigkeit alsbald sich verringern lassen wird. „Ich nehme", sagt Decaisne weiter, „keinen Anstand, meine Ansicht dahin auszusprechen, daß der Yam an Qualität weit über der Kartoffel steht. Ich habe freilich noch kein Ergebniß vergleichender Analysen zwischen den beiden Knollen, aber ich glaube, daß der Yam an Nahrungsstoff viel reicher ist. Seine Wurzeln sind inwendig weiß wie Schnee, sie haben keine holzigen Fasern, und wenn sie in Wasser gekocht werden, so werden sie so weich, daß ein leichtes Pressen genügt, einen Teig aus ihnen zu machen, wie das schönste Weizenmehl, so daß sie zu Suppen besonders geeignet sein dürften. Mit Dampf oder in der Asche gekocht, sehen sie aus und schmecken so wie die beste Kartoffel. Vor allen Dingen verdient aber die Schnelligkeit hervorgehoben zu werden, mit der sie gahr

kochen. Zwei Knollenstücke, das eine von Yam, das andere von weißer Batate von der Größe eines Hühnereies, die gleichzeitig mit einer eben so großen holländischen Kartoffel in siedendes Wasser gelegt wurden, waren das erste und zweite in zehn, die Kartoffel erst in zwanzig Minuten gahr. Der Yam kocht also um so viel schneller als die Kartoffeln, als die Kartoffeln schneller als die mehlhaltigen Körner, selbst die abgeschälten. Man darf nicht vergessen, daß gerade das schnelle Gahrwerden zu der Verbreitung der Kartoffel wesentlich beigetragen hat; der Vortheil beim Yam ist aber noch weit größer." Decaisne macht endlich darauf aufmerksam, daß der Yam sich mit Leichtigkeit bis zum nächsten Jahr, und selbst noch länger konservirt, während es bekanntlich nicht gelingt, die Kartoffelknollen über den Winter hinaus zu bringen. Die Kartoffel schlägt im Frühjahr auch im Keller aus, der Yam wird weder von Kälte noch von Hitze afficirt, er kann sogar Nässe ertragen. Läßt man ihn in der Erde, so halten sich die Knollen den ganzen Winter unversehrt.

Joseph Augustin von Stassart, geboren im September 1780 in Mecheln, gestorben im Oktober 1854 in Brüssel. Dieser ausgezeichnete Mann gab zuerst in französischen, und zwar in kaiserlichen Diensten die glänzendsten Proben jenes praktischen Sinnes, welcher die Belgier im allgemeinen kennzeichnet. In Deutschland, wo er nach allen Seiten hin die Strenge der napoleonischen Verwaltung zu mildern beflissen war, wird sein Name nicht vergessen werden. Als Königsberg mit einer Kriegssteuer von 8 Millionen Franken belegt wurde, erwirkte er, daß man diese Steuer auf die ganze Provinz repartirte, und als die Stadt ihm als Zeichen ihrer Dankbarkeit 10,000 Dukaten darbot, wies er die Deputation, welche ihm das Geschenk zu überreichen kam, mit den Worten ab: „Wollt Ihr, daß ich über eine Handlung der Gerechtigkeit erröthe?" Für sein Auftreten in Tirol im Jahre 1806 dankte ihm der Kaiser von Oesterreich durch die Verleihung des Kammerherrnschlüssels. Als Napoleon von Elba zurückkehrte, war es Stassart, den er mit der Mission betraute, Oesterreich Friedensvorschläge zu machen. Er konnte nicht weiter als nach Linz gelangen, aber er fand Gelegenheit, auf sicherem Wege seine Depeschen nach Wien zu befördern, und in München wartete er die Antwort ab. Das Schreiben, mit welchem er jene Depesche begleitete, ist sehr merkwürdig; eine Stelle darin klingt fast prophetisch, wenn es heißt: „Warum will man den Krieg erneuern, und welchen Zweck könnte ein solcher gegen die Interessen Deutschlands erneuerter Krieg haben? Will man vielleicht die Lilien wieder herstellen, welche, trotz eines Zusammenwirkens von Umständen, die schwerlich so günstig je wiederkehren dürften, in Frankreich keine Wurzeln geschlagen haben? Es würde ein vergeblicher Versuch sein. Gott behüte, daß ich das Schicksal der Bourbonen verhöhne; aber von habsüchtigen, ungeschickten und eingebildeten Höflingen umgeben (welche Warnung für die Dynastie des dritten Napoleon!), scheint ein Schwindel, eine Art Verhängniß, sie in den Abgrund zu ziehen. Ein allgemeines Anathem verbannt sie, um die napoleonische Dynastie zu proklamiren." Nach dem zweiten Sturz Napoleons kehrte Stassart nach Belgien zurück, und leistete dort vor und nach 1830 seinem Vaterlande wichtige Dienste. Aber freilich wurde derselbe Mann, dessen das Ausland trotz der Verwicklungen des Augenblicks noch jetzt ehrenvoll gedenkt, in seiner Heimath geschmäht, verhöhnt und an den Pranger gestellt mit jenem hämischen Geist der Eifersüchtelei, der sich in kleinen Ländern und Verhältnissen nur zu oft ausbildet, und es mag für ihn, der mit attischem Witz und attischer Eleganz in hohem Grade ausgerüstet war, nur das ein Trost gewesen sein, daß die besten Männer Athens dasselbe Schicksal traf.

Unter Verantwortlichkeit des Ergänzungsblätterverlags in Meißen. — Redakteur Dr. Fr. Steger.
Druck von A. G. Gato in Meißen.

Das neue India-Gesetz. Nach den früheren gesetzlichen Bestimmungen über das englische Ostindien war der Freibrief der ostindischen Gesellschaft alle zwanzig Jahre zu erneuern. Bei der Erneuerung von 1813 ließ man so ziemlich die alten Verhältnisse bestehen, aber 1833 wurde nach heftigen Agitationen der Handelswelt eine durchgreifende Aenderung beschlossen. Die öffentliche Meinung war darin einstimmig, daß das Privilegium der Gesellschaft auf den chinesischen Handel aufhören müsse, über alles Uebrige gingen die Meinungen weit aus einander. Man nannte es eine politische Anomalie, daß eine Börsengesellschaft von Kaufleuten, deren Aktien täglich von Hand zu Hand gingen, eine Gesellschaft, deren integrirende Theile fortwährend wechselten, mit der Souveränetät über ein größeres Volk, mit der Verfügung über eine bedeutendere reine Einnahme, mit dem Oberbefehl über ein zahlreicheres Heer, als dem unmittelbaren Einfluß der englischen Regierung unterliege, betraut werde. War man aber entschlossen, diese Anomalie aufhören zu lassen, so mußte man an die Stelle der ostindischen Gesellschaft etwas Anderes setzen, und da zeigten sich unübersteigliche Schwierigkeiten. Es handelte sich darum, gegen Mißbräuche, die in Indien vorkommen könnten, eine Schranke zu finden. Sollte man diese Schranke in einer Indien zu gebenden Repräsentativverfassung suchen? Das machte der ganze politische und gesellschaftliche Zustand des Landes unmöglich. Sollte man der Krone die Verwaltung einräumen und auf die dem Parlamente zustehende Kontrole vertrauen? Dann hätte Indien unter Mißbräuchen erdrückt werden können, ohne daß eine Abhülfe möglich gewesen wäre, denn dem Parlament fehlte außer der Kenntniß indischer Verhältnisse auch das Interesse an Vorgängen, die in so ungeheurer Entfernung spielten. Macaulay hat dies mit den kräftigen Worten hervorgehoben: „Ein in Coldbath-Fields zerschlagener Kopf macht unter uns viel mehr Aufsehen, als drei geregelte Schlachten in Indien*)." Sollte man der Krone, indem man die Gesellschaft bestehen ließ, die Ernennung der Direktoren und der andern höhern Beamten übertragen? Dann schuf man für die einheimische Regierung eine Verlegenheit bedenklicher Art, da nach jedem Ministerwechsel die noch von der gestürzten Partei ernannten Direktoren und sonstigen Beamten die unbequemste Opposition gemacht haben würden.

Die ostindische Gesellschaft vertheidigte ihr Handelsmonopol auf das Aeußerste, weil die Aktien ihren Werth verlieren würden, sobald man den Handel mit China freigebe. Um die Theilhaber in dieser Hinsicht zu beruhigen, garantirte die Regierung jeder Aktie eine Jahresdividende von 10½ Prozent und bildete eine Tilgungskasse, um nach einer bestimmten Reihe von Jahren die Aktien zu ihrem Nominalwerth von 1834 (zwölf Millionen Pfund), der das Doppelte des eingezahlten Werths betrug, einzulösen. Sie ließ der Gesellschaft ferner ihr Patronatsrecht, an dem die Direktoren aus begreiflichen Gründen sehr festhielten. Nach diesen Zugeständnissen gelangte man mit der Gesellschaft zu einem Vergleich, der nach einigen Verhandlungen im Parlament, bei denen immer nur 80 bis 90 Mitglieder anwesend waren, bestätigt wurde. Die Gesellschaft hörte auf ein Handelsverein zu sein, jeder Engländer erlangte das Recht, nach Ostindien und China Handel zu treiben. Es wurde ferner jedem Engländer gestattet, sich in Ostindien niederzulassen, jedoch nur in den Hafenplätzen und in den Gebietstheilen, welche seit 1800 unter englischer Herrschaft stehen. Die Gesellschaft behielt die Regierung Indiens ziemlich unter den alten Bedingungen, die nur in sofern eine

*) Die Regierung Indiens, in den Reden (Uebersetzung von Steger. Braunschweig bei Westermann), Theil 1, S. 177.

Aenderung erlitten, als dem Kontrolamt der Regierung und dem Parlament erweiterte Aufsichtsrechte übertragen wurden. Die Insel Helena trat die Gesellschaft mit allen Souveränetätsrechten an die Krone ab.

Die neuen mit der Umänderung des Freibriefs eintretenden Verhältnisse wollten durch Gesetze geregelt sein. Die Regierung wollte die Gleichberechtigung aller Nationen, die nun zum Grundsatz erhoben wurde, auf die Gleichheit der Gesetze ausdehnen, das englische common law und die Satzungen der Eingeborenen, die für die Mohamedaner aus dem Koran, für die Hindu aus den Grundregeln bestehen, zu einem einheitlichen Ganzen verschmelzen. Es wurde ein Ausschuß ernannt, in dem Macaulay, Amos, Cameron und andere bewährte Rechtskundige Platz nahmen, und ein kostspieliger Mechanismus eingerichtet, so kostspielig, daß allein die Besoldung des Vorsitzenden im Ausschuß im Laufe der Jahre 200,000 Pfd. St. gekostet hat. Aber der Codex ist nicht zu Stande gekommen, weil die begründete Besorgniß entstand, daß die Mohamedaner wie die Hindu an vielen Bestimmungen Anstoß nehmen und insbesondere die Brahminen, die aus dem Haupte Brahma's entsprangen, es unerträglich finden würden, mit den Sudras, die aus den Füßen hervorgingen, unter denselben Gesetzen zu leben. Aber die Regierung führte Geschworene ein, gab Preßfreiheit und hob durch die Bestimmung, daß kein Richter eine Klage auf Zurückführung eines entlaufenen Sklaven annehmen dürfe, die Sklaverei thatsächlich auf. Die Wittwenverbrennung, die 1829 auf dem unmittelbaren Gebiet der Gesellschaft abgeschafft worden war, wurde 1840 im Gebiet des Guikowar (in der Provinz Gutscherat) und den benachbarten Schutzstaaten aufgehoben, im Jahre 1846 durch den Einfluß des Obersten Ludlow in Dscheypur, und von den achtzehn Radschputstaaten folgten elf dem Beispiel. Im Jahre 1847 konnte der damalige Generalstatthalter Lord Hardinge berichten: in ganz Indien dürfe die Sitte der Wittwenverbrennung, so wie der Kindermord als abgeschafft betrachtet werden, sogar im entlegensten Hindufürstenthum, in Kaschmir. In der Radschputana war kaum ein Verbrechen so häufig wie der Kindesmord, oder vielmehr er wurde von den Radschputen gar nicht als Verbrechen betrachtet, vielmehr galt es diesen fast für eine Schande, weibliche Kinder zu haben, und diese wurden ohne Barmherzigkeit nach der Geburt getödtet. In dem einen Staat Mirpur blieb — nach dem Zeugniß Unwin's, der viel zur Abstellung des Greuels beigetragen hat — im Jahre 1843 kein einziges neugeborenes Mädchen am Leben, wogegen im Jahre 1850 daselbst 1400 weibliche Kinder geboren wurden und unverletzt blieben. Und doch galt es hier ein tiefgewurzeltes Vorurtheil zu überwinden. In den letzten zwanzig Jahren wurde das furchtbare Thaggy- oder Phansigiry-System entdeckt und gesetzlich unterdrückt*). Man entdeckte, daß es eine zahlreiche religiöse Sekte gab, die den Mord für ein gottseliges Werk hält und Menschen belistend, erdrosselnd, erdolchend das ganze Land von einem Ende bis zum andern durchstreift. Die völlige Ausrottung dieser Mördersekte dürfte indessen noch immer nicht erfolgt sein. Im Jahre 1843, als Leopold von Orlich Indien bereiste, saßen blos in den Gefängnissen von Lacknau mehrere hundert Thags. Die Ausrottung ist aber auch sehr schwer, denn die Mördersekte ist uralt, und in den Höhlentempeln von Ellora findet man ihre meisten Hantirungen bildlich dargestellt. So viel ist wenigstens erreicht, daß man gegenwärtig in den meisten Gegenden Indiens so sicher wie in Europa reist.

Die öffentlichen Werke, Straßen, Brücken, Kanäle, Tanks (Wasserbehälter), Baumwollenpflanzungen u. s. w., lauter Gegenstände von höchstem Belang für Indiens und unmittelbar für Englands Wohlfahrt, erfreuten sich einer steigenden Aufmerksamkeit von Seite der Behörden sowohl in England als in Indien, und

---

*) Nach dem Bericht des Hauptmanns Reynold wurden in den Jahren 1831 bis 1837 1059 Thags nach Pinang deportirt und 412 gehängt.

namentlich in den letzten fünf Jahren verdoppelten sich die Einnahmen hierfür beinahe. Sie stiegen von 250,000 Pfd. St. jährlich auf 400,000 Pfd. St., ja im Jahre 1852 betrugen sie sogar 700,000 Pfd. St. Viel geschah in dem letzten Jahrzehnt in den drei Präsidentschaften für den Straßenbau. So führt jetzt ein trefflicher macadamisirter Weg, der 191 deutsche Meilen lang ist, von Kalkutta bis Kurnal (16 Meilen jenseits von Delhi) und binnen zwei Jahren wird diese Straße bis Peschawer fortgesetzt und 280 Meilen lang sein. In dem Bau von Kanälen und Bewässerungswerken hat sich ebenfalls eine große Thätigkeit gezeigt, und zwar der Art, daß vierzehn Millionen öden Landes dem Ackerbau gewonnen oder wiedergewonnen sind. Freilich bleibt da noch viel zu thun, besonders in dem heißen Dekhan, wo man überall auf die Ruinen ehemaliger Wasserwerke stößt. Doch sollen längs der Flüsse Godaweri und Kistna bald siebenzig Meilen Kanal hergestellt sein. Auch mit Eisenbahnbauten schritt man rüstig vorwärts. Am 16. April 1853 erfolgte die Eröffnung der ersten asiatischen Eisenbahn, der sieben Meilen langen Strecke von der Stadt Bombay bis Tannah, eines Theils des großen Peninsular-Schienenwegs. Seitdem haben täglich im Durchschnitt tausend Eingeborene die Bahn befahren und können sich nicht genug über diese wunderbare europäische Erfindung wundern. Ein großer Vortheil für den Eisenbahnbau in Indien ist die Wohlfeilheit des Tagelohns und die Gelehrsamkeit und Lenksamkeit der Arbeiter. Die Kosten der vollendeten Bahnstrecke sind um ein Fünftheil unter dem Voranschlag zurückgeblieben. Fünf weitere Meilen werden jetzt vollendet sein. Es ist der Plan, die Hochebene des Dekhan, 2000 Fuß über dem Meer, in zwei Bahnen zu ersteigen. Zu diesem Ende wird sich der Schienenweg bei Kallian, etwa sieben Meilen von Bombay, gabelförmig trennen; der eine Zweig führt nordwestlich nach dem Thul-Ghat in der Richtung auf Nassick, der andere nach dem Bhor-Ghat auf die 52 Meilen von Bombay entlegene Stadt Puna. Beide Zweigbahnen sind zu etwa $2\frac{1}{2}$ Millionen Pfd. St. veranschlagt. Später soll die eine bis in die nordwestlichen Provinzen, die andere bis an die Koromandel-Küste fortgesetzt werden. Was die große projektirte „bengalische Eisenbahn" betrifft, so ist der Boden bereits bis Allahabad hinauf — eine Strecke von 180 Meilen, zu diesem Zweck untersucht. An der Strecke von Kalkutta bis Radschmahal (40 Meilen) arbeitet man bereits so rüstig, daß die Eröffnung derselben auf das Spätjahr 1854 festgesetzt werden konnte. Eine der wichtigsten Maßregeln endlich war die seit einigen Jahren durchgeführte Abschaffung der Binnenzölle. Früher stand von acht zu acht englischen Meilen ein Zollhaus. Der Sorgfalt der Regierung ist es mit zuzuschreiben, daß die Ausfuhr sich um das Doppelte vermehrt hat, die Einfuhr aber von den 7,993,000 Pfd. St., welche sie im Jahre 1834/35 betrug, im Jahre 1849/50 auf 17,313,000, d. h. um 140 Prozent, gestiegen war.

Trotz der vielfachen Verbesserungen und Reformen giebt es in Ostindien noch viel zu thun. Die jetzigen Uebelstände datiren zum größten Theil aus der vorenglischen Zeit und sind häufig mit einheimischen Gesetzen, Einrichtungen und Gebräuchen so eng verbunden, daß an ihnen rütteln hundert Vorurtheile beleidigen heißt. Ein großes Hinderniß liegt auch in dem Charakter der Eingeborenen. Es ist notorisch, daß man sich in keinem Lande der Welt so leicht und mit so wenig Geld falsche Zeugnisse erkaufen kann. Das Herbeischaffen meineidiger Zeugen wird förmlich wie ein Geschäft betrieben. Bis auf die neueste Zeit klagte die englische Regierung auch, daß die Eingeborenen gegen Mißbräuche nicht die Stimme erhöben, sondern stillschweigend duldeten. Gegenwärtig sind die Eingeborenen lauter, als man in London wünscht, und schreiben ihre Zeitungen in einem solchen Tone, daß man für nöthig gefunden hat, dieselben um die Hälfte höher zu besteuern (indirekt durch höhere Postgebühren), als die in Ostindien in englischer Sprache erscheinenden. Als das englische Parlament 1833 über die Erneuerung des Freibriefs berieth, lief nicht eine einzige Bittschrift von Hindu oder Mohamedanern ein; um so zahl-

reicher sind 1853 die Eingaben der Eingeborenen gewesen. Die Stimmung, welche sich in diesen Eingaben ausspricht, ist nicht gerade feindselig, aber sie drückt ein Selbstbewußtsein aus, das uns ein kostbarer Beleg ist, wie durch freie Institutionen selbst ein so schüchternes und unterwürfiges Volk wie die Hindu zu männlicher Würde erhoben werden kann. Wir müssen auf diese Eingaben näher eingehen, da sie uns die Lage Indiens nach der Anschauung und mit den Worten der Eingeborenen selbst darstellen. Es ist in diesen Schilderungen manches Uebertriebene, aber auch Wahrheit, und in wiefern die englische Regierung gegründeten Beschwerden entsprochen hat, werden wir später bei der Mittheilung der Bestimmungen des neuen India-Gesetzes sehen.

Was die Entstehung der Eingaben betrifft, so hatten sich in den Hauptorten Vereine gebildet, welche die Thatsachen sammelten, erörterten und zu Bittschriften zusammenstellten. In diesen Vereinen trafen alle Nationalitäten und Religionen des Landes zusammen, aber auch viele Einzelne, Hindu, Armenier, Parsen u. s. w. machten an das Parlament Vorstellungen. Die wichtigste und umfassendste derselben ist diejenige, welche die Radschas Radhakant und Kalikrischea, Pertab Ischander Singh und 5900 reiche Grundbesitzer und bedeutende Männer Bengalens, unter ihnen viele Semindare oder Steuereinnehmer, vorgelegt haben. Sie ist besonders darum so interessant, weil hier von Hindu, die als Sachwalter Hindostans aufzutreten befugt sind, dargelegt wird, wie die wechselseitigen Beziehungen zwischen England und Ostindien sich gestalten sollten. Die Verfasser erkennen bereitwillig an, daß Ostindien unter brittischer Oberherrlichkeit großer Vortheile genießt, und nennen als solche Vortheile Entfernung fremder Einfälle und innerer Zwietracht, Sicherheit des Lebens und des Eigenthums gegen widerrechtliche und gesetzlose Gewalten. Aber sie beklagen, daß man an Maßregeln zur Heranbildung der Eingeborenen, damit auch diese einst freie Institutionen ertragen könnten, nicht gedacht, allbekannten Mißständen nicht abgeholfen, die drückende Grundsteuer unverändert gelassen, öffentliche nützliche Bauten zur Entwicklung der Hülfsquellen nicht unternommen habe, so sehr auch Industrie und Verkehr des Landes durch die freie Einfuhr aus England beeinträchtigt worden sei. Hinsichtlich der politischen Wechselbeziehungen zwischen England und Ostindien beantragen die 5900 angesehenen Hindu: „Den Ministern der Krone verbleibt unter parlamentarischer Aufsicht die Oberleitung. Sie sollen aber zu Unterbeamten nur solche Männer, und zwar aus allen Klassen der Bevölkerung, nehmen, welche durch längeren Aufenthalt mit allen Verhältnissen des Landes vertraut geworden sind. Die Krone mag die Hälfte der Mitglieder des indischen Raths einsetzen, die andere Hälfte soll aber von den indischen Staatsgläubigern, mögen diese nun Engländer oder Eingeborene sein, gewählt werden. Was die Regierung in Indien betrifft, so erheischt die Stellung des Oberstatthalters zu seinem Rathe und zur Regierung Bengalens manche Veränderung. Bengalen muß von der Centralregierung getrennt werden. Die ausübende Gewalt ist von der gesetzgebenden zu trennen, die letztere aber sieben Räthen zu übertragen, unter denen drei Eingeborene, für jede Präsidentschaft einer, sein müssen. Der Oberstatthalter darf ohne die Zustimmung seines Raths Kalkutta nicht verlassen*). Zu Präsidenten der einzelnen Regierungen soll man blos mit den Geschäften vertraute Männer wählen, denen man in diesem Falle keine Räthe beizugeben braucht. In Bombay und Madras, wo man immer frische Ankömmlinge aus Indien anstellte, war regelmäßig, obgleich man Räthe hatte, eine schlechte Verwaltung, während Agra, obgleich es dort keine Räthe gab,

---

*) Diese Bitte bezieht sich darauf, daß Lord Ellenborough als Generalstatthalter die Gewohnheit hatte, „seinen Räthen zu entweichen" und Monate lang in einem Winkel des Landes, 140 deutsche Meilen von den Hauptorten entfernt, zu leben, wodurch die Geschäfte in die nachtheiligste Verwirrung kamen.

gut regiert wurde, weil die Präsidenten erfahrene Männer waren. In die Grundgesetze ist die feierliche Erklärung aufzunehmen, daß den Bewohnern von Hindostan der unantastbare Gebrauch ihrer religiösen Gesetze und Institutionen verbürgt wird. Die Besoldungen der Beamten sind dahin zu verändern, daß die höheren Stellen weniger, die untern mehr erhalten. Das ganze Beamtenwesen muß umgestaltet werden, denn bis jetzt hat es den Anschein, als ob Indien blos dazu da sei, einer Anzahl Engländer eine glänzende Versorgung zu verschaffen. Alle Eingeborenen müssen den Engländern gleichgestellt und wie diese zu allen Aemtern zugelassen werden, selbst zu den höchsten."

Die Höhe der Steuern ist in allen hindostanischen Eingaben an das Parlament eine stehende Klage. Wir ersehen aus den übereinstimmenden Angaben, daß die Hinduregierungen jedes Dorf, jede Ortschaft mit einer im Verhältniß zum Boden bestimmten Steuersumme belegten, die von Ausschüssen der Ortschaften auf die Einzelnen vertheilt wurde. Im Frieden betrug diese Steuer ein Sechstel, im Kriege ein Viertel des Bodenerträgnisses. Die mohamedanischen Regierungen erhoben sie auf die Hälfte des Bodenertrags, und die Engländer haben dies beibehalten. Sie verließen ferner die Erhebung nach Dorfschaften, um den Einfluß der großen Grundbesitzer und der Aristokratie zu brechen und um die Theilung des Landes, somit aber die Schwächung der Gemeinden und Genossenschaften, zu fördern. Sie führten statt der alten zwei neue Erhebungsarten ein, das Reiotwar-System (nach dem die Regierung jeden einzelnen Grundbesitzer abschätzt und die Steuer unmittelbar von ihm erhebt) und das Semindar-System (bei dem die Steuern an Einnehmer verpachtet werden). Beide Systeme haben zu zahllosen Bedrückungen geführt, und die Engländer, welche Indien kennen, geben dies selbst zu. So sagte Macaulay bei der Berathung über das neue India-Gesetz im Unterhause: „Ein Steuereinnehmer ist in Indien eine viel wichtigere Person, als bei uns in England. In vielen Gegenden Indiens ist er gleichsam der Konsul einer großen Provinz, welcher einer der vier Provinzen Irlands, z. B. Leinster oder Munster, an Umfang ungefähr gleichkommt und eine Million Einwohner und darüber enthält. In diesem ganzen Bezirk giebt es kein einziges Dorf, keine einzige Hütte, in welchen nicht der Unterschied zwischen einem guten und einem schlechten Einnehmer den Unterschied zwischen Glück und Elend machen kann. Der Charakter des Steuereinnehmers läßt sich da in den Augen und in der Kleidung der Bevölkerung lesen, im Aussehen der Felder und der Wohnhäuser. Wo ein hartherziger und rücksichtsloser Steuereinnehmer sein Wesen treibt, da schwindet dem Landvolk Wohlstand und Lebensmuth. Zuerst werden die Spangen und Ohrringe der Weiber, auf welche das indische Landvolk so großen Werth legt, verkauft, dann wird den Familien ihr Dorf, an welchem sie bisher mit Liebe gehangen, verleidet und Hunderte und Tausende wandern aus. Die Dörfer veröden, das hohe Gestrüpp des Dschengel überwuchert das bisher wohlbebaute Land, und wildes Gethier schlägt sein Lager auf, wo bisher menschliche Wohnungen gestanden. Aber es löse eine guter Steuereinnehmer den schlechten ab, und die ganze Szene verändert sich. Die Kultur erscheint wieder, das Dschengel weicht zurück, die Tiger und andere Raubthiere entfliehen in ihre alten Schlupfwinkel, und die frühere Bevölkerung siedelt sich wieder in den verlassenen Dörfern an. Eine solche Gewalt, wie sie der Steuereinnehmer in Indien über das Volk hat, besitzt kein Beamter in der ganzen Welt. So bin ich überzeugt, daß wir selbst durch die beste Einrichtung der indischen Regierung in England jenen Millionen, deren Wohl wir doch zu allererst zu berücksichtigen haben, einen viel geringeren Dienst leisten würden, als wenn wir die sittliche und geistige Befähigung der Civilbeamten in Indien möglichst zu heben suchen."

Drückend und in ungerechter Weise vertheilt ist die Matupha oder Gewerbssteuer, aber noch weit schädlicher wirkt die Branntweinaccise. „Die Pächter der Regierungsschenken", heißt es in einer Eingabe des Vereins von Madras, „sehen

natürlich blos auf ihren Vortheil. Die Branntweinpest verbreitet sich mittelst dieser Leute und ihrer über das ganze Land verbreiteten Wirthschaften nach allen Richtungen. Trunkenheit, unter der Herrschaft der Hindu und Moslem unerhört, wird unter dem europäischen und christlichen Regiment ein täglich mehr um sich greifendes Laster. Alle Vorkehrungen, welche zur wirklichen oder eingebildeten Erhebung, zur wirklichen oder vorgeblichen Bildung des Volks getroffen wurden und getroffen werden können, sind hierdurch im voraus aufgehoben." Eine der bedeutendsten Beschwerden ist das Salzmonopol. Die Verhältnisse sind folgende. Indien wird von vier Seiten mit Salz versehen, von Bengalen aus mit gekochtem Salz aus den Sümpfen der Sunderbunds am Meerbusen von Bengalen, von der Küste von Koromandel mit Salz, das an der Sonne am Ufer ausgetrocknet, von Lahor und Adschmir durch Steinsalz, endlich über das Meer her mit eingeführtem Salz verschiedenen Ursprungs, das 3 Rupien per Mand (der bengalische Centner von 82 Pfund) Zoll bezahlt. Das bengalische Salz wird von der Kompagnie selbst fabrizirt und zwar auf eine sehr unvollkommene Art, so daß der Mand sie auf eine Rupie zu stehen kommt; es wird dann in die Magazine der Kompagnie in Kalkutta geliefert und in Partien von 100 Mand zum Preise von 360 bis 420 Rupien die Partie verkauft. Von den Käufern wird es durch ganz Bengalen und die umliegenden Länder, wie Audh, Assam, Nepal u. s. w. geführt und von ihnen zu willkürlichen Preisen im Detail verschlossen. Die großen Salzhändler haben nach und nach ein Monopol des Detailverkaufs gegründet, welches den Preis besonders in den etwas entfernter liegenden Gegenden so vermehrt, daß eine Tonne Salz, welche in den Magazinen der Kompagnie 10 Pfd. St. kostet, an vielen Orten im Detail zu 30 bis 36 Pfd. St. verkauft wird, wobei das Salz noch so mit Erde und allerlei Unreinigkeiten, wie z. B. einem Absud von Salpeter u. s. w. gemischt wird, daß es 20 bis 30 Prozent fremder Substanzen enthält. Im Jahre 1845 wurden 4,644,046 bengalische Centner dieses Salzes verkauft und 970,525 vom eingeführten. Die Kompagnie berechnet, dies gebe jährlich 12 Pfund Salz auf den Kopf, aber theils ist die Bevölkerung größer als die Kompagnie sie berechnet, theils ist diese Quantität nicht hinreichend, indem der Reis, von dem die große Masse fast ausschließlich lebt, viel Salz erfordert; der Ueberschuß wird daher geschmuggelt, und Jedermann in Indien weiß, daß das ganze Zollpersonal bestochen ist. Dennoch ist die Leichtigkeit des Schmuggelns nicht so groß, daß sie den Preis im Innern herunterdrückt, indem sonst diese große Masse von offiziellem Salz nicht verkauft werden könnte. Jedenfalls ist der Druck, den diese Auflage auf die große und sehr arme Masse ausübt, fast unerträglich. Denn wenn eine ackerbauende Familie von fünf Personen jährlich 60 Pfund Salz braucht, so kostet es den ganzen Betrag von zweimonatlicher Arbeit des Mannes. Höher oben am Ganges trifft das bengalische Salz mit dem Steinsalz von Lahore zusammen und wird von diesem verdrängt. In Madras und Bombay sind die Verhältnisse des Salzhandels etwas verschieden, und die Umstände haben die Kompagnie genöthigt, den Preis dort etwas niedriger zu halten, aber er ist überall viel zu hoch. Das Salzmonopol bringt etwa 2,800,000 Pfd. St. ein, wovon etwas über 600,000 Pfd. St. Auslagen abgehen. Es handelt sich also um eine Einnahme von 2,200,000 Pfd. St., und die Schwierigkeit, diese zu ersetzen, ist der Stein des Anstoßes. Der Vorschlag, der schon oft gemacht ist, besteht darin, daß man die Salzfabrikation freigebe, alles einheimische Salz mit einer Accise von 1 Rupie per Mand besteuere und das fremde ebenfalls mit einem gleichen Zoll belege, und man glaubt, daß die Regierung dabei nur wenig verlieren würde. Indien enthält über 100 Millionen Einwohner und die von den Besitzungen der Kompagnie eingeschlossenen Staaten, welche ihr Salz von der Seeküste oder durch Transit durch die nordwestlichen englischen Provinzen beziehen müssen, geben eine beträchtliche Zahl von Konsumenten. Wenn man annimmt, daß bei wohlfeilerem Salz und der Abnahme des Schmuggelns die Konsumtion

auf 16 Pfund per Kopf steige, was vielleicht nicht genug ist, so würden 100 Millionen Menschen wenigstens 20 Millionen Mand verzehren, also 2 Millionen Pfd. St. Steuer liefern, während das Volk dieses nothwendige Lebensbedürfniß in besserer Qualität um den dritten Theil des bisherigen Preises erhalten würde. Für England hätte es ein nicht unbedeutendes Interesse, indem gegenwärtig die Schiffe nur halbgeladen aus Europa ankommen, was die Fracht sehr unnöthig vertheuert. Gewöhnliches Kochsalz kostet in Liverpool 13 Sh. an Bord des Schiffes und im Ofen getrocknetes 18 Sh.; wenn man nun für die Fracht 20 Sh. rechnet, wofür die Rheder sich glücklich fühlen würden, es zu verschiffen, so kann die Tonne englischen Salzes der besten Qualität um höchstens 40 Sh. in Kalkutta gelandet werden, und da das Salz des Sunderbunds die Kompagnie 49 Sh. per Tonne Fabrikat kostet, so ist offenbar, daß englisches Salz mit Vortheil konkurriren könnte; dadurch würde die Zahl der europäischen Schiffe in den indischen Häfen sehr vermehrt und die Fracht für indische Produkte, wie Zucker, Reis und Indigo, herabgesetzt, so daß Indien den doppelten Vortheil hätte, besseres und wohlfeileres Salz zu erhalten und seine Ausfuhr von Ackerprodukten zu vermehren und nichts dafür aufzuopfern, als seine verpesteten Salzsümpfe. Auf gleiche Art würde sich der Handel mit Siam, Cochinchina und dem persischen Meerbusen heben, von welchen Gegenden ebenfalls Salz ausgeführt wird.

Die Stempelabgabe, die seit 1817 besteht, kehrt in allen Eingaben Indiens als Beschwerdegrund wieder. Sie steigt von zwei Shilling bis auf zweihundert Pfund. Ehe sie bestand, betrugen die Gerichtskosten höchstens 5 Prozent der streitigen Sache, jetzt belaufen sie sich nicht selten auf höher als 25 Prozent. Ein Verringern der Besoldung ist nothwendig, aber bei den höheren Beamten, nicht bei den untern, denen man häufig Abzüge von 20 bis 25 Prozent ihres Gehalts macht. Ueber diese Gehalte entnehmen wir einer einheimischen Quelle nähere Angaben. In der „Kalkutta Review" findet sich folgende Uebersicht von den Salarien der vornehmsten Civilämter in Indien, solcher nämlich, die von Engländern bekleidet werden. Sie sind theilweise enorm, und bilden einen auffallenden Gegensatz zu den Einkünften eingeborener Beamten in den unteren Stellen. Die Summen sind nach Rupien angegeben, und eine Rupie ist nach ihrem jetzigen Verhältniß zum englischen Münzfuß = 2 Shilling 4 Pence.

Jahrgehalt des Generalstatthalters von Indien	250,800	R.
Oberrichter des Supreme Court in Kalkutta	83,347	"
2 Puisne Judges (jüngere Richter) an demselben, jeder . .	62,510	"
4 Konseilsmitglieder, jeder	60,320	"
5 Richter des Sudder-Duanni-Adawlut (d. h. des Appellationsgerichts für die Duanni-Tribunale, welche über Civilprozesse bis zum Belang von 500 Rupien sprechen), jeder	52,200	"
2 Mitglieder des Ober-Finanz-Bureau's, jeder	52,200	"
3 " " Zoll-, Salz- und Opium-Amtes, jeder . .	52,000	"
4 politische Beamte, jeder	50,000	"
4 Gouvernements-Sekretäre, jeder	52,200	"
2 Opium-Agenten, jeder	42,000	"
9 Revenuen- und Abkari-Kommissarien, durchschnittlich jeder .	38,000	"
30 Richter, durchschnittlich jeder	30,000	"
45 Steuereinnehmer und Magistrate von	38,000	"
bis	12,000	"

So zählt die ostindische Revue noch eine ganze Reihe von Salarien auf, die nicht unter 4800 Rupien heruntergehen, aber wohl zu merken: das sind die sogenannten „covenanted" des Civildienstes, d. h. vom Direktorium der ostindischen Kompagnie unmittelbar Angestellte. Die subalternen Aemter, zu denen Eingeborene gelangen können, sind desto bescheidener besoldet. Obiges Verzeichniß betrifft blos Bengalen,

die Präsidentschaften Madras und Bombay und die halbe Präsidentschaft Agra sind nicht darin begriffen. So erkläre es sich, bemerkt Daily News, daß die 24 Mitglieder, aus denen das Direktorium der ostindischen Kompagnie besteht, ihr Monopol, das Patronat, das sie zu Gunsten ihrer Söhne, Neffen und Vettern ausbeuten, eifersüchtig vor jeder nähern Erforschung zu bewahren suchen. Wie aber bei diesem System das als Melkkuh benutzte Land sich befindet, ist eine andere Frage.

Ein bestimmter Theil der Einnahme, so fordern fast alle Eingaben, mindestens 5 Prozent, muß auf Straßen, auf Wasserbehälter und andere Landesverbesserungen verwendet werden. In kurzer Zeit bringen die Auslagen hundertfachen Gewinn. Die vor wenigen Jahren nach dem Hafen Komptah erbaute Straße steigerte den Zollertrag von fünf Pfd. St. auf zwanzigtausend. Die blos 24 deutsche Meilen lange Straße von Bombay nach Punah trägt an Zöllen die jährliche Summe von viertausend Pfd. St. Die Handelskammer von Bombay klagt: „Die Interessen des Handels und der Menschlichkeit leiden durch den Mangel an Straßen und allen Verkehrsmitteln im Binnenlande im gleichen Grade. Bei einem Flächenraum von 70,000 (englischen) Geviertmeilen, mit einer Bevölkerung von sieben Millionen Seelen, Sindh nicht mitgerechnet, besitzt die Präsidentschaft blos eine Straßenstrecke von 400 (englischen) Meilen für Wagen geeignet und blos 24 (englische) Meilen Eisenbahn. In Candeish starben vor einigen Jahren Tausende des furchtbaren Hungertodes, weil der Ueberfluß von Punah, das so weit von Candeish entfernt ist, wie Yorkshire von London, nicht herbeigeschafft werden konnte. Diese Thatsache steht nicht allein; auch zu Schelapor im Süden und zu Gwalior im Norden starb die Bevölkerung vor wenigen Jahren am Hungertode, weil es unmöglich war, aus der Umgegend Lensmittel zuzuführen. Außerdem wird das Thierleben massenhaft verwüstet. Die Ochsen fallen wegen zu großer Anstrengung zu Hunderten, von den aus Candeish und dem übrigen Dekhan nach Bombay getriebenen Schafen stirbt ein gutes Drittheil. So lange von dem fruchtbarsten Lande des westlichen Indiens blos ein Achtel angebaut wird und in guten Jahren auch die Erzeugnisse dieser wenigen Ländereien verfaulen, weil Straßen und Wege fehlen, so lange ist an eine wirksame Hülfe für den gedrückten Bauernstand nicht zu denken. Nur der Mangel an Verkehrsmitteln ist die Ursache, daß der Ackersmann unter dem verhältnißmäßig geringen Druck einer Steuer von zwei Shillingen für den Morgen leidet." Dieser Wegemangel, fährt die Handelskammer fort, sei auch die hauptsächlichste Ursache, daß England seinen Baumwollenbedarf nicht aus Indien beziehen könne. Die Erzeugung sei wohlfeiler als in Amerika, aber das Verfahren der Waare bis zum nächsten Seehafen koste mindestens eben so viel als der erste Ankauf. Jetzt führe Indien englische Waaren blos einen Shilling auf den Kopf ein, während der Bedarf Südamerika's, das sich wohl mit Indien vergleichen lasse, das Zehnfache betrage. In Australien, wo freilich besondere Verhältnisse walteten, brauche der Kopf für acht Pfund englische Waaren.

Mehrere der Eingaben aus Indien werfen der Regierung vor, daß sie die öffentlichen Arbeiten geflissentlich vernachlässige. Man begründet diese schwere Anklage durch die üble Behandlung, welche in Madras einem für öffentliche Arbeiten niedergesetzten Ausschuß widerfuhr. Dieser Ausschuß, den der Einnehmer Boundillon und die Majore Cotton und Balfour bildeten, hatte berichtet: „Fast überall in der Präsidentschaft Madras hängt der Anbau und die Fruchtbarkeit des Landes von der künstlichen Bewässerung ab. Die frühern Machthaber, die Hindu wie die Mohamedaner, erkannten deren Wichtigkeit sehr wohl. Während der ersten Zeit unserer Regierung wurden diese Arbeiten sehr vernachlässigt. Nach einiger Zeit erkannte die Regierung das Gebrechen, ernannte Oberaufseher der Teichverbesserungen, gab ihnen Ingenieure bei und vertheilte unter sie die Aufsicht über die einzelnen Bezirke. Auch der Straßenbau wurde diesen Beamten übergeben,

aber sehr vernachlässigt. Für Wasserbehälter und Vorrichtungen zur Berieselung hatten die früheren Regierungen hinlänglich gesorgt, und es wäre weiter nichts nothwendig gewesen, als die vorhandenen Arbeiten in gutem Zustande zu erhalten. Straßen hingegen und schiffbare Kanäle waren in der Präsidentschaft Madras kaum vorhanden. Selbst die Bergstraßen für Geschütz und Reiterei waren schlecht unterhalten, und Flußbauten, mit denen man den von der Natur gegeben Verkehrsmitteln hätte nachhelfen können, waren keine vorhanden. Da außerdem hohe Binnenzölle bestanden, so scheint es, als habe man den Verkehr absichtlich erschweren oder unmöglich machen wollen. Unsere Regierung hat bisher sehr wenig zur Abhülfe gethan. Dies fällt um so mehr auf, als die Einnahme und der Verkehr sich gewaltig heben, wo man der Bewässerung und dem Straßenbau Aufmerksamkeit schenkt. Bei vielen Werken verzinst sich das Anlagekapital mit 71 Prozent. In Tandschur, wo man auf die Bewässerung größere Sorgfalt und größere Kapitalien verwendet, hat die Regierung bedeutendere Einnahmen als in andern Bezirken, und doch befindet sich die Bevölkerung wohl. Weil es an künstlicher Bewässerung fehlt, entstehen in den Ländern der Präsidentschaft, wie auch sonst in Hindostan und im Dekhan Hungersnöthe, welche furchtbare Krankheiten im Gefolge haben. So starben 1832 zu Gantur 200,000 Menschen mehr, als in gewöhnlichen Jahren. Dies brachte der Verwaltung einen solchen Verlust an direkten Steuern, daß selbst heute noch der frühere Stand nicht hat erreicht werden können." Der Präsident der Regierung von Madras, Pottinger, nahm diesen Bericht so übel, daß er dem Ausschuß den Zutritt zum Regierungshause verbot. Dies geschah zu Anfang des Jahres 1853.

Weitere Klagen haben das Schulwesen zum Gegenstande. Gleichwohl hat die Regierung in dieser Beziehung viel gethan. Als Sir Charles Wood am 3. Juni 1853 den Regierungsplan hinsichtlich der künftigen Regierung Indiens vorlegte, sagte er über diesen Punkt: „Was Schulunterricht und praktische Bildung betrifft, ist in den letzten zwanzig Jahren viel geschehen. Früher wurden beträchtliche Summen darauf verwendet, eine große Anzahl Eingeborener in der alten orientalischen Literatur, der indischen und persischen, zu unterrichten, was ihnen nur wenig Nutzen brachte. Jetzt ist die europäische, zunächst die englische Literatur, an die Stelle des veralteten Sanskrit getreten, und die einheimische Jugend hat in dieser Beziehung große Fortschritte gemacht. Auch in mehreren praktischen Wissenschaften, zumal in der Medizin, haben die Eingeborenen sich tüchtig vorangemacht, und ihrem nationalen Vorurtheil gegen Zergliederung der Leichen entsagt. In der Geschicklichkeit, womit sie das Skalpell führen, thun es viele den Europäern gleich." Aber die Eingeborenen wollen mehr, nämlich daß man überall Staatsschulen errichte und, da die englische Sprache wenig verbreitet sei, wissenschaftliche Werke in die Volksdialekte übersetze. „An Mitteln", bemerkt der Verein von Madras etwas spitz, „kann es nicht fehlen, da sie sich ja zu andern nutzlosen Einrichtungen finden."

Das Patronatswesen der indischen Gesellschaft wird aufs stärkste angegriffen. Wir haben tüchtige Leute genug, bemerken die Hindu; weshalb schickt man uns da Jungen, die kaum der Schule entwachsen sind, und macht sie zu Richtern, Einnehmern und bekleidet sie mit der Gewalt über hunderttausend Seelen? In der That führen die Einheimischen schon jetzt die Geschäfte unter dem Namen von Gehülfen, und die englischen jungen Leute beziehen blos ihre großen Besoldungen. Wie Macaulay bestätigt, hat man es in England in Folge des Patronatswesens mit den Anstellungen sehr leicht genommen. „Ich habe Fälle erlebt", sagte er im Parlament, „wo öffentliche Beamte in die schmerzliche Nothwendigkeit versetzt waren, junge Männer bei der Prüfung für unfähig zum Staatsdienst zu erklären. Was ist die Folge? Der Kandidat betheuert, sich aufs äußerste anstrengen zu wollen, fleht, es doch mit ihm zu versuchen, und er werde gewiß alles thun, um seiner Pflicht Genüge zu leisten. Der Vater kommt mit Thränen in den Augen,

die Mutter schreibt herzbrechende Briefe. Schon sehr feste Naturen sind durch solche Berufungen an ihr Gefühl wankend gemacht worden." „In Indien", fährt der menschenfreundliche Redner fort, „wo achthundert Beamten das Wohl von 120 bis 140 Millionen Menschen anvertraut ist, kann nicht ein Zehntel oder nur ein Zwanzigstel der Beamtenklasse aus unfähigen Individuen bestehen, ohne daß gleich Tausende darunter zu leiden haben." An unfähigen Beamten fehlt es aber nicht. Als das chinesische Handelsmonopol der Gesellschaft aufgehoben wurde, schob man durch das Patronat eine Menge von untauglichen Menschen, die früher im Handel ihr Unterkommen gefunden hatten, in den Staatsdienst und zumal in die Justizstellen ein. Dies ist einer der Gründe, weshalb die englisch-indischen Gerichte so viel zu wünschen übrig lassen.

Ein böser Punkt sind die Religionsbeschwerden, die von den Hindu und Mohamedanern erhoben werden. Die Engländer enthalten sich im ganzen der Proselytenmacherei, und auf der andern Seite sind die Brahmanen verständig genug, den Hindukindern den Besuch der Missionsschulen zu gestatten, wo die Bibel gelesen wird. Aber die englische Regierung hat das Gesetz aufgehoben, nach dem jeder vom Glauben Abtrünnige sein Erbrecht verlor, und darin sehen die Hindu einen Rechtsbruch. Dieser Widerspruch ist unlöslich, denn die Regierung muß den Grundsatz festhalten, daß kein brittischer Unterthan seines Glaubens wegen Verlust an Habe und Gut erleiden darf. Die Hindu der Provinzen Bengalen, Bichar und Orissa sagen dagegen: „Dem Gesetze wird der religiöse Boden entzogen, in dem seit dem Bestand des Hindustaats alle Verhältnisse wurzeln. Es ist damit eine unerträgliche Begünstigung des Abfalls vom heimischen Glauben geboten. Ueberdies ist das neue Erbgesetz ein Treubruch der feierlich gegebenen Versicherungen (von 1781 und 1793). Eine solche Begünstigung des Proselytenthums ist gar nicht nothwendig. Die vom Glauben ihrer Väter und ihres Vaterlandes Abfallenden treten ohnedies in höchst günstige Lagen. Ihnen werden Stellen nnd Beförderungen geboten, worauf die dem tausendjährigen Glauben Treubleibenden verzichten müssen." Ein Mohamedaner, Scheich Achmed Cubbay, geht weiter als die Hindu. Er verlangt, daß von nun an kein Hindu oder Moslem zum Unterhalt einer fremden Religion beitrage. Die Feldprediger will der Scheich sich gefallen lassen, wozu aber die Masse hochbesoldeter Geistlicher, Bischöfe und Erzbischöfe? Wer einen Geistlichen haben will, der mag ihn auch bezahlen. Auf der andern Seite sind die christlichen Geistlichen mit der Regierung durchaus nicht zufrieden. „Die Tempelgüter", tragen sie dem Parlament vor, „müssen ohne Ersatz eingezogen, alle Verbindungen der englischen Beamten mit den einheimischen Religionen, deren Ceremonien und Festen abgebrochen werden. Die indischen Religionen und Sekten, ihre Geistlichen und Gehülfen sind der vorzüglichste Grund aller Noth, alles Verderbens." Um diese Behauptung zu erhärten, weisen die Geistlichen darauf hin, daß Räuberbanden das Land durchziehen, die Polizei mit dem Diebsgesindel in Verbindung steht, die Bauern von den Grundherrn furchtbar gedrückt werden u. s. w. Der Regierung sagen diese Bittsteller: der von ihr geduldete, ja angeordnete Opiumschmuggel nach China stehe in Betreff seiner Schändlichkeit auf gleicher Stufe mit dem Sklavenhandel.

Die in Indien ansässigen Weißen, gewöhnlich Ostindier oder auch Halbkastleute genannt, sind mit ihren Beschwerden nicht zurückgeblieben. „Wir vermehren uns schnell", sagen sie, „und doch beachtet man unsere Klagen nicht. Wir sind zur Stufe der eingeborenen Hindu und Muselmänner herabgedrückt und des Schutzes der Habeascorpus-Akte beraubt. Wir werden nicht blos noch Gutdünken der europäischen Richter und Magistrate, sondern auf Geheiß der Hindu- und Moslem-Beamten eingesperrt, körperlicher Züchtigung unterworfen und mit mancherlei Strafen belegt. Das peinliche Gesetz, unter dem wir stehen, ist eine Beleidigung der Religion, zu der wir uns bekennen. Noch ermangeln wir der Wohlthat bestimmter bürgerlicher Gesetze. In dieser Beziehung stehen wir Christen, in

Erziehung und Bildung den Europäern befreundet, hinter den Hindu und Moslem, die sich doch ihres eigenen Rechts erfreuen. Aemter mit pragmatischen Rechten wurden uns niemals verliehen, die Ostindier bleiben immer im untergeordneten Dienst. Für die Eingeborenen werden aus Staatsmitteln Erziehungsanstalten gegründet, wir, die christlichen Bewohner Hindostans, sind leer ausgegangen. Selbst bei der medizinischen Anstalt, wo uns der Zutritt gestattet ist, werden uns, den Ostindiern, die Stipendien versagt, blos Moslem und Hindu haben Ansprüche. Man glaubt, Leute unserer Art paßten blos zu untergeordneten Handlangerarbeiten, aber das ist unbegründet. Ostindier sind Richter, Verwaltungsbeamte und Einnehmer, freilich blos im unpragmatischen Dienste. Sie betreiben jedes ehrenhafte Geschäft, sie dienen als Geistliche, Glaubensboten, Aerzte, Advokaten, Seeleute, Ingenieure, Geometer, und beschäftigen sich mit allen Zweigen der Kunst, sind Schullehrer, Apotheker, Kaufleute, Ackerbauer."

In diesen zahlreichen Eingaben, die wir sehr abgekürzt und nur nach ihrem wichtigsten Inhalt wiedergegeben haben, finden sich die Wünsche und Bedürfnisse der verschiedenen Klassen und Völkerschaften Indiens unverschleiert dargelegt. Sie sind darum bei weitem wichtiger, als die Parlamentsverhandlungen über das neue Indiagesetz. Was diese Verhandlungen betrifft, so wurden sie aus guten Gründen sehr beschleunigt. Die Bewegung in Indien griff immer weiter, die Geldzeichnungen für Reformbestrebungen mehrten sich, unter einzelnen Bittschriften schwoll die Anzahl der Unterzeichner auf 10,000 an, in Kalkutta fanden Volksversammlungen statt, bei denen sich Tausende einstellten und die aufreizendsten Reden gehalten wurden. Man mußte eine noch größere Aufregung befürchten, so daß der Generalstatthalter Lord Dalhousie zu schneller Entscheidung rieth. Auch wurde der russisch-türkische Streit immer ernster und nahm die ganze Aufmerksamkeit der Regierung in Anspruch. Man hatte in Ostindien die Niedersetzung einer gemischten Untersuchungskommission verlangt, bestehend aus Engländern und Eingeborenen, Beamten und Bürgern, theils in Großbrittannien, theils in Ostindien erwählt, und die Regierung war nicht abgeneigt gewesen, auf dieses Verlangen einzugehen. Da aber Beschleunigung beliebt wurde, ließ man den Gedanken fallen und wies selbst das wiederholt gestellte Gesuch zurück, daß man noch mehrere Einheimische aus Indien kommen lassen, oder eine Untersuchungskommission dahin abschicken möge. Allerdings verhörte der Ausschuß der Gemeinen, der seine Arbeiten am 8. August 1853 beendete, Zeugen, aber nur den sechsten Theil der angemeldeten. In die „blauen Bücher" sind die meisten dieser Zeugnisse nur auszugsweise gekommen, aber diese Lücke wird durch die von uns mitgetheilten Eingaben aus Ostindien ausgefüllt.

Die Berathungen begannen bei den Gemeinen am 3. Juni 1853 und waren am 8. August im Oberhause durch die Annahme des Gesetzes beendet. Der wichtigste Gegenantrag war der von Lord Stanley (dem Sohne des Grafen Derby), „die Entscheidung zu vertagen, bis man weitere Auskunft aus Ostindien erhalten habe." Als dieser Antrag zurückgewiesen wurde, konnte die Regierung ihrer Sache gewiß sein. Abgesehen von einigen Amendements — zum Beispiel gegen das Salzmonopol, welches vom Unterhause abgeschafft, vom Oberhause aber wieder hergestellt wurde — griff die Opposition die Maßregel als nicht weit genug gehend an. Sie wollte die „Doppeltregierung" abgeschafft wissen, welche allerdings in sofern in England besteht, als es ein von der Regierung abhängiges Kontrolamt mit einem Minister (Sir Charles Wood) an der Spitze und einen von den Aktieninhabern gewählten Direktorenhof giebt, welche sich in die Leitung der indischen Geschäfte theilen. Aber es würde unzulässig sein, der Regierung die ausschließliche Leitung zu übertragen, da in England die Minister häufig wechseln und dem jeweilig mit dem Kontrolamt betrauten Rath der Krone die nöthige Erfahrung mangeln würde, wenn man ihm nicht in dem Direktorenhof eine bleibendere Körperschaft an die Seite setzte, die als eine Aufsicht und Beschränkung für das Mi-

nisterium wirkt. Diese Körperschaft kann um so weniger entbehrt werden, als die englischen Politiker gegen Indien sehr gleichgültig sind, und die Angelegenheiten jenes Landes, wenn man sie den Ministern allein übertrüge, wegen mangelnder Kontrole des Parlaments sehr leiden würden. Bei den Berathungen des Parlaments über das India-Gesetz trat diese Gleichgültigkeit abermals schroff hervor, denn die besten Redner sprachen vor einem leeren Hause, vor höchstens funfzig bis sechszig Mitgliedern. Ueberdies schadet die Doppeltregierung sehr wenig, denn Indien wird in Indien regiert. Die Wahl des Generalstatthalters ist die wichtigste Handlung, welche die englischen Behörden vornehmen, und selbst von dem Charakter des Generalstatthalters hängt viel weniger ab, als von der Sittlichkeit und dem Talent der ihm untergebenen Verwaltungsbeamten. Fast täglich werden in Indien Maßregeln getroffen, ohne daß man die Bewilligung der einheimischen Behörden einholt. Wie Macaulay bezeugt, gilt dies von fast jeder bedeutenderen Maßregel, deren die Geschichte gedenkt. Beispiele aus der neuesten Zeit sind die Reform des Erziehungswesens, die Abschaffung der Binnenzölle, die Einführung von einerlei Münze, das Verbot der Wittwenverbrennung, die Zulassung der Eingeborenen zu den niedern richterlichen und fiskalischen Aemtern. Diese und andere Argumente hatten die Wirkung, daß die Opposition es auf keine Abstimmung über die Abschaffung der Doppeltregierung ankommen ließ. Das ganze Gesetz wurde in beiden Häusern mit bedeutenden Mehrheiten angenommen; bei der Abstimmung im Unterhause über Lord Stanley's Antrag hatte die Regierung 322 gegen 140 Stimmen.

Nach seinem wesentlichen Inhalt verfügt das neue India-Gesetz Folgendes: Der Freibrief wird auf unbestimmte Zeit erneuert. Während derselbe früher gewöhnlich auf zwanzig Jahre lautete, kann er von nun an in jeder Parlamentssitzung zur Sprache gebracht, verändert und aufgehoben werden. Der Hof der Direktoren wird von vierundzwanzig auf zwölf Mitglieder vermindert, denen die Regierung sechs Beamte beigiebt. Diese sechs Beamte müssen zehn Jahre in Indien zugebracht und dort entweder im Dienst der Krone oder der Gesellschaft gestanden haben. Eben so muß die Hälfte der von den Aktieninhabern gewählten Direktoren mindestens zehn Jahre in Indien gedient haben. Jeder Direktor erhält 500 Pfd. St. Jahresbesoldung, der Vorsitzende oder dessen Stellvertreter je 1000 Pfd. St. Diese Neuerung läßt beständig das Damoklesschwert über dem Direktorenhof schweben und macht die zwölf Beamten der Gesellschaft von den sechs Beamten der Regierung abhängig. Die letztern brauchen der Regierung blos zu berichten, daß man sie nicht anhört oder sie überstimmt, und sogleich tritt der Minister der indischen Angelegenheiten vor das Parlament mit einem Antrage, das Direktorium ganz abzuschaffen oder es in einen blos von der Regierung ernannten Rath zu verwandeln. Wie die Regierung jetzt die Direktoren, eben so hat die Gesellschaft die einheimischen Fürsten Indiens beibehalten. Die jetzigen Direktoren auf Widerruf, ohne Macht, ohne Sicherheit des Besitzes, in beständiger Erwartung des Signals zu ihrer endlichen Vernichtung, gleichen auf ein Haar den Puppenkönigen und Radschas der Halbinsel des Ganges. Es ist an dieser Aenderung zu tadeln, daß sie nicht weit genug geht, den alten Wählern (den Aktieninhabern) das Wahlrecht läßt. Es existirt kein Freibrief mehr, die ostindische Gesellschaft selbst ist kaum mehr als ein Name geblieben, nachdem man ihr 1833 das Handelsmonopol genommen, ja den ferneren Handelsbetrieb geradezu untersagt hat. Warum da überhaupt Direktoren, die von den Aktieninhabern gewählt werden? Zumal da diese Aktien schon lange an Besitzer jeder Art übergegangen sind, die sich um die Zustände Indiens größtentheils gar nicht kümmern. Das ist ein innerer Widerspruch, und dieser theoretische Widerspruch schließt den praktischen in sich, daß jene Wahl der Direktoren durch die Aktieninhaber ihren einzigen Zweck, den der Versorgung von Söhnen, Neffen und Vettern in Indien, verlieren soll. Das Interesse an der Wahl hat von Seiten der Wahlberechtigten ganz aufgehört.

Man begreift also nicht, weshalb die Regierung nicht einen neuen Wahlkörper, etwa wie Lord Ellenborough ihn zweimal im Oberhause vorgeschlagen, geschaffen hat. Er wollte, daß man die Wahl den alten jeweilig in England befindlichen Beamten und Offizieren der indobrittischen Regierung, also Leuten, die durch Erfahrung und moralische Theilnahme an der Verwaltung Indiens dazu besonders befähigt sind, übertragen solle.

In den Funktionen des neuen Direktorenhofs ist keine Aenderung eingetreten. Er führt die Verwaltung des indobrittischen Reichs ganz wie früher, und der Vorsitzende des Kontrolamts erhält wie von je von den massenhaft einlaufenden Depeschen nur einen sehr geringen Theil zur Einsicht. Die nach den verschiedenen Verwaltungszweigen aus dem Direktorium selbstgewählten und von Zeit zu Zeit erneuerten Ausschüsse berathen und beschließen wie früher. Der Hof der Direktoren berathet und beschließt über die Vorträge der Ausschüsse und sendet die Beschlüsse an den indischen Minister. Stimmt dieser nicht bei, so müssen die Gründe schriftlich angegeben werden.

Es wird in Indien ein gesetzgebender Rath gebildet, zu dem jede Statthalterei ein Mitglied sendet und in dem auch ein Oberrichter aus jeder Präsidentschaft Sitz und Stimme erhält. Die Mitglieder dieses gesetzgebenden Raths müssen wenigstens zehn Jahre in Civilämtern der ostindischen Gesellschaft gedient haben. Dieser Rath hat die Befugniß, in Uebereinstimmung mit dem Oberstatthalter und dessen Rath Gesetze und Verordnungen zu erlassen. Eingeborene erhalten in dieser wichtigen Behörde keinen Zutritt. Sie ist also kein auf Volksvertretung beruhendes Parlament, sondern gleicht eher den gesetzgebenden Räthen in der Mehrzahl der brittischen Kolonien, aber sie wird wenigstens die Gewalt so wie die zureichende Kenntniß besitzen, um an Ort und Stelle Gesetze zu erlassen, welche für die verschiedenen Oertlichkeiten und Umstände geeignet sind. Werden die Verhandlungen dieses gesetzgebenden Raths öffentlich, wie das zu wünschen ist, so wird darin eine beträchtliche Kontrole liegen, und zugleich wird die Ausübung einer solchen Gewalt vor den Augen des Volks das beste Mittel sein, in Indien sowohl unter den Eingeborenen als unter den Engländern einen öffentlichen Geist hervorzurufen.

In England selbst wird ein Gesetzgebungsausschuß niedergesetzt, welcher die längst eingereichten Vorschläge und Arbeiten der früheren indischen Gesetzgebungskommission zu prüfen und Bericht zu erstatten hat. Dieser Ausschuß wird wahrscheinlich auch bei Reformen thätig sein, die sich im indischen Gerichtswesen vorbereiten. Vor der Hand werden die viel getadelten Gerichtshöfe der Gesellschaft (Sudder Courts) zwar nicht abgeschafft, aber mit den königlichen verschmolzen, womit man beiden zu helfen hofft, indem man in die ersteren mehr englische Denkart, in die letztern mehr Kenntniß der indischen Verhältnisse zu bringen denkt. Man erhöht die Gehalte an den einheimischen Gerichtshöfen, um die Selbstachtung und Rechtlichkeit der Richter zu erhöhen, man eröffnet durch den Rath in Kalkutta Aussicht auf Beförderung, um dadurch allmälig einen bessern Advokatenstand heranzuziehen. Im Parlament war bezüglich der Gerichte noch beantragt worden, in jeder Präsidentschaft aus den Richtern derselben einen Appellhof zu bilden, der die Kompetenz hätte, alle Streitfragen zwischen der indischen Regierung und den einheimischen Fürsten, welche nicht englische Unterthanen sind, zu entscheiden, und von dem an den Geheimenrath in England appellirt werden könnte. Diese Einrichtung, welche schon Sir Robert Peel 1832 beabsichtigte, ist verworfen worden. Es bleibt also bei dem jetzigen System, das der Gesellschaft in ihren eigenen Sachen zu urtheilen erlaubt. Dennoch hat sich das Bedürfniß eines Appellhofs nie lebhafter fühlbar gemacht, als eben jetzt, wo die ostindische Gesellschaft ihr an sich jedem Rechtsbegriff widerstreitendes Privilegium, in eigener Sache zu richten, auf das grausamste benutzt. Man braucht in dieser Beziehung nur an die Ge-

walthaten des Direktoriums gegen die Radschas von Sattara und Kurg, gegen den Nizam und den König von Audh zu erinnern.

Die Generalstatthalterschaft wird von der Regierung Bengalens getrennt und für das letztere ein besonderer Präsident ernannt. Diese Maßregel hat den Zweck, dem Generalstatthalter volle Muße zu lassen, sich mit den allgemeinen Angelegenheiten zu beschäftigen. Dem Generalstatthalter bleiben aber immer noch gewisse Bezirke, die sogenannten „auswärtigen Besitzungen" zu eigener Verwaltung, nämlich Pegu, Tenasserim und das Pendschab. Die Statthalterschaft in Agra für die obern Gangesländer besteht fort, aus den Indusländern (Sindh, Pendschab und Peschawer) soll eine eigene Präsidentschaft gebildet werden, wahrscheinlich mit dem Sitz in Lahor, und für die Brahmaputraländer und die abgerissenen Theile von Birma ist muthmaßlich eine sechste im Keime. Die jährliche Besoldung des Oberkommandanten des Heers ist wie jene der Statthalter auf 100,000 Rupien festgesetzt. Die Mitglieder des Indiaraths erhalten 80,000 und die der Gesetzgebungskommission 50,000 Rupien.

Tief eingreifend ist die Aufhebung des Patronats. Die Ausbildung für den indischen Dienst wird von zwei Schulen vorbereitet, den Schulen von Haileybury und Addiscombe. Die Zulassung zu beiden Schulen hing bisher vom Patronat der Direktoren ab, mittelbar vom Patronat der Aktieninhaber, welche immer Verwandte zu versorgen hatten und bei den Direktoren auf Berücksichtigung hoffen durften. Dieses Patronat bleibt bei den gewöhnlichen Militärstellen bestehen, nicht aber bei den wissenschaftlichen Militärstellen und bei den Civilämtern. Alle diese letztern Stellen sollen der allgemeinen Konkurrenz eröffnet werden, so daß von nun an jeder Engländer zu den Prüfungen, welche der Aufnahme in eine der beiden Schulen vorangehen, zugelassen werden und die Aufnahme in Haileybury und Addiscombe lediglich nach dem Ausfall der Prüfungen erfolgen soll. In den Schulen selbst tritt die Aenderung ein, daß das bisher im Uebermaß getriebene Studium der orientalischen Sprachen beschränkt wird, da sich die Kenntniß dieser Sprachen leichter in Indien gewinnen läßt, um dadurch mehr Zeit für praktische Lehrgegenstände, so namentlich in Haileybury für das Studium des Hindu- und mohamedanischen Rechts zu gewinnen. Statt des Prinzips der Konkurrenz hatte man in England die Ernennung zu allen Staatsämtern durch den Generalstatthalter beantragt. Dieser Vorschlag wurde durch Macaulay bekämpft und beseitigt. Dieser Staatsmann, der gegenwärtig in Indien für den besten Redner gilt, für den einzigen, der noch an die klassischen Muster des achtzehnten Jahrhunderts erinnert, sagte: „Einige Gentlemen, deren geistige Befähigung ich hochachte, wenn ich auch ihre Ansichten nicht theilen kann — meinen: das beste Mittel, die Verwaltung Indiens zu verbessern, wäre wohl, wenn man die öffentlichen Anstellungen in die Hand des Generalstatthalters legte, und es ihm überließe, seine Werkzeuge zu wählen. Es würde nicht an Kapazitäten fehlen, sagt man, wenn man ihm nur freie Auswahl unter seinen Dienern gewährte. Es liegt etwas plausibles in diesem Vorschlag; gleichwohl bin ich überzeugt, daß an dem Tage, wo der Civildienst in Indien aufhörte ein geschlossener Dienst zu sein, eine Periode der ungeheuerlichsten und gefährlichsten Jobberei beginnen würde, die jemals in der Welt dagewesen. Jeder Generalstatthalter würde dann einen Schwarm von Verwandten, Neffen, nächsten und entfernteren Vettern, Freunden und politischen Anhänglingen mitbringen, oder ein solcher Schwarm würde ihm nachfolgen, und jedes vom rothen Meer kommende Dampfboot würde eine Ladung Abenteurer den Ganges hinaufführen, welche von einflußreichen Herren und Damen in England Empfehlungsbriefe mitbrächten und alle angestellt zu werden verlangten. Und den also empfohlenen Personen hätte der Generalstatthalter die Macht, freie Wohnungen anzuweisen, Sitze im Konseil, Aemter von 4000 bis 6000 Pfd. St. Salar, und das käme Leuten zu gut, welche nicht die mindeste Kenntniß von dem Charakter, den Gewohnheiten und Bedürfnissen der Eingeborenen besäßen, und von ihrer Sprache

eben nur so viel verständen, um nach einer Flasche blassen Biers rufen, oder ihren Bedienten eine raschere Schwingung des Pankah (d. h. des breiten in den Zimmern aufgehängten Fächers) befehlen zu können. Wie wollte man in England einem solchen Unwesen steuern? Könntet ihr, das Haus der Gemeinen, es kontroliren und beschränken? Ist es euch denn so vollständig gelungen, den Nepotismus und die Jobberei vor eurer eigenen Thür auszurotten, und allen Mißbrauch und Unterschleif von Whitehall und Somerset-Haus auszuschließen, daß ihr euch einbilden könntet, Uneigennützigkeit und sittliche Reinheit in Ländern einzuführen, deren Lage ihr nicht einmal kennt, und deren Namen ihr nicht einmal aussprechen könnt? Gewiß, eine solche Einrichtung, anstatt Indien die gewünschte Reinheit zu geben, würde es nur mehr und mehr beflecken; und bald würde man es erleben, daß ein dringender Empfehlungsbrief, den ein Sohn oder Bruder eines rührigen Parlamentsmitglieds vom Premierminister an den Generalstatthalter nach Kalkutta mitbrächte, so gut wäre, wie ein als Entgelt für parlamentarische Unterstützung gezogener Wechselbrief auf die indische Staatskasse. Auch wäre das kein neuer Schacher, sondern nur die Wiederbelebung eines schon früher dagewesenen. Wir sind nicht ohne Erfahrung in diesem Punkte. Wir brauchen blos auf jene beklagenswerthen und schmachvollen Jahre zurückzuschauen, welche auf die erste Begründung unserer Macht in Bengalen folgten, und die jeder Poet, Satiriker und Essayst jener Zeit genugsam gekennzeichnet hat. Erst gestern, als ich, zu einem andern Zweck, eine Schichte Zeitungen vom Jahre 1771 durchblätterte, fiel mir ein Artikel auf, welcher meldet: Herr So und So, der vor drei Jahren mit dem Generalstatthalter nach Indien gegangen, sei so eben mit 40,000 Pfd. St. in England gelandet. Das war einer von den Leuten, die kein Amt übernahmen, sondern sich blos vom Generalstatthalter eine Art Lösegeld bezahlen ließen, ihm eine Art Taxe auflegten — was die Mahratten Choret und die Schotten „Blackmail" nennen, d. h. Diebssold, weil der Dieb davongegangen, ohne größeren Schaden zuzufügen. In Kalkutta hörte ich mit allen Umständen eine Geschichte erzählen, die dort allgemeinen Glauben fand: ein junger Mann kam von England mit einem kräftigen Empfehlungsbrief von einem Minister an Lord Clive; als dieser fand, daß der Empfohlene für jedes Amt nicht blos ganz unfähig sei, sondern auch groß Unheil darin anrichten würde, sagte Se. Lordschaft zu ihm in seiner derben Manier: „Wohlan, Bursche, wie viel braucht Ihr? Würden 10,000 Pfd. St. genug sein?" Der Mann antwortete: es würde ihn freuen, wenn er sich durch fleißigen Dienst diese Summe erübrigen könnte. Lord Clive schrieb sofort eine Anweisung auf diesen Betrag, und sagte dem Adspiranten: er solle mit demselben Schiff, worin er nach Indien gekommen nach England heimkehren und, wenn er einmal dort sei, ja dort bleiben. Mir kommt diese Geschichte sehr wahrscheinlich vor, und ich glaube, daß das indische Volk sich bei Lord Clive für dieses Verfahren hätte bedanken dürfen; denn wiewohl er die Staatskasse von Bengalen plünderte, um jenem Mann eine große Summe in die Tasche zu stecken, so würde der Stellensucher selbst, wenn er ein Amt erhalten hätte, nicht blos selbst geplündert, sondern auch das Amt schlecht verwaltet haben. Gegen Mißbräuche der Art liegt die einzige Sicherheit darin, daß der Civildienst an feste Bedingungen geknüpft gehalten wird, so daß der Generalstatthalter zwar immerhin eine große Auslese habe, jedoch aus einer gewissen Klasse schon bereit gehaltener Kandidaten zu wählen habe."

Am 30. April 1854 ist das neue Indiagesetz in Kraft getreten, am 8. März desselben Jahres hat die Einsetzung des neugestalteten Direktorenhofs stattgefunden, und auch der Gesetzgebungsausschuß hat seine Arbeiten begonnen. Von den Wünschen, welche die oben mitgetheilten Eingaben enthalten, sind zu viele unberücksichtigt geblieben, als daß das neue Indiagesetz in Ostindien Zufriedenheit erregen könnte. Insbesondere enthält dasselbe keine Garantien, daß die Eingeborenen im Staatsdienst berücksichtigt werden sollen. Sir Charles Wood hat den Eingeborenen allerdings amtliche Verwendung in weiterem Umfang, als sie bisher statt-

gefunden hat, versprochen, aber dies ist eben ein Versprechen, für dessen Erfüllung jedoch spricht, daß die Anstellungen von Eingeborenen im Staatsdienst immer zahlreicher geworden sind und Lord Dalhousie kurz vor der Berathung des Indiagesetzes sogar den bis dahin unerhörten Schritt gethan hat, einen Hindu von hoher Kaste in Kalkutta zum Magistrat zu ernennen. Die Sache hat indessen ihre Schwierigkeiten, denn sowohl unter den geborenen Engländern als unter den sogenannten Ostindiern herrscht gegen die Anstellung von Eingeborenen eine große Eifersucht. Uebrigens spricht das Gesetz das Losungswort „Erziehung der indischen Jugend" aus, und erkennt damit an, daß die Indier allmälig zum Selbstregiment herangezogen werden müssen. Bis jetzt, darin stimmen alle mit Indien bekannte Männer überein, giebt es noch keinen Hindu, durch dessen Berufung zu einem höhern Amte seinen Stamm- und Glaubensgenossen eine Wohlthat würde erweisen werden. Die Indier klagen, daß sie faktisch für alle Zeiten vom Staatsdienst ausgeschlossen bleiben müßten, da man die Stellen, obgleich die allgemeine Zulassung ausgesprochen sei, doch nur den Zöglingen von Haileybury und Addiscombe vorbehalten bleiben sollten. „Unsere althergebrachten religiösen Satzungen", sagen sie, „verbieten uns Reisen über das Meer, und somit ist es uns unmöglich, den Aufenthalt und die Erziehung in Haileybury, diese Vorbedingungen zum indischen Civildienst, uns zu Nutzen zu machen." Diese Klage verdient keine Berücksichtigung, denn nicht an der englischen Regierung ist es, unsinnige Satzungen zu achten, sondern an den Hindu, diese Satzungen abzuschaffen. Mehrere ihrer besten Männer, Romahun Roy, Dwakarnath Tagor u. a. m., haben sich über das Vorurtheil weggesetzt, und nur wenn die Hindu diese glänzenden Beispiele nachahmen und ihr Kastenwesen, ihre altindische Barbarei abwerfen, können sie sich der Selbstregierung würdig zeigen.

Die Reformbewegung Ostindiens ist nach dem neuen Indiagesetz geblieben und selbst stärker geworden. Unter den vielen Vereinen, welche seitdem entstanden sind, zeichnet sich der in Madras seit dem Mai von 1854 bestehende aus, welcher alle Kastenunterschiede beseitigt und sich die Aufgabe stellt, in England richtigere Ansichten über Ostindien und seine Regierung zu verbreiten. Die meisten dieser Vereine fordern eine Verfassung. „Wir hören", heißt es in einer ihrer Druckschriften, „daß dem Vorgebirge der guten Hoffnung und Neuseeland Verfassungen verliehen worden sind, wodurch die Einheimischen sich derselben Wahl- und Munizipalfreiheiten erfreuen, wie die europäischen Ansiedler. Man möge doch in England die Barbaren des Vorgebirges und die Menschenfresser von Neuseeland nicht für geeigneter und würdiger eines Antheils an der Besorgung ihrer eigenen Angelegenheiten halten, als die Bewohner eines Landes, das vor vielen tausend Jahren in der ganzen Welt berühmt war wegen seiner Civilisation, wegen seiner Literatur und seines Handels, welches seine eigenen Fürsten, Regierungen und Gesetzbücher hatte, lange bevor England sich eines Namens in der Geschichte erfreute." Diese lauten Klagen sind für England ein günstiges Zeugniß, denn vollkommen richtig ist das Wort Sismondi's, das Land sei das freieste, wo am meisten geklagt werde. Despotische Regierungen unterdrücken jede Klage.

Es hat keine Gefahr, daß England die Unzufriedenheit der Hindu bis zu einem Abfall steigern werde. Durch die Losreißung der Vereinigten Staaten gewarnt, emanzipirt England seine Kolonien stufenweise, und so werden wir auch in dem uralten Reiche Brahma's das interessanteste Schauspiel einer Repräsentativregierung erleben.

Unter Verantwortlichkeit des Ergänzungsblätterverlags in Meißen. — Redakteur Dr. Fr. Steger.
Druck von A. E. Gato in Meißen.

Der Kirchenstreit in Baden. Der Konflikt der geistlichen mit der weltlichen Gewalt in Baden, dessen endliche Schlichtung noch immer auf sich warten läßt, ist das Ergebniß eines Zwiespalts, der in der ganzen oberrheinischen Kirchenprovinz zwischen den Regierungen und den Bischöfen besteht. Es bezieht sich dieser Zwiespalt zum Theil auf rechtliche, zum Theil auf geschichtliche Verhältnisse, und wir werden daher in unserer rein objektiven Darstellung beide erörtern müssen. Der geschichtliche Ausgangspunkt des Streits sind die Säkularisationen von 1803, bei denen die Fürsten sich für die Verluste, welche sie durch Frankreich erlitten hatten, an den geistlichen Gütern erholten. Die katholische Kirche suchte bei dem Kaiser wie bei dem Papst um Schutz nach, aber bald trat für sie eine Periode vollkommener Hülflosigkeit ein. Fast alle Bischofsstühle waren erledigt, die geistlichen Behörden desorganisirt, die kirchlichen Anstalten zerstört, das Oberhaupt der Kirche in Gefangenschaft, alle legitimen Vertreter und Schützer der kirchlichen Rechte entweder verschwunden oder verhindert, Kaiser und Reich nicht mehr vorhanden. Die einzelnen neuen Regierungen erließen inzwischen Regulative über ihr Verhältniß zur katholischen Kirche, so namentlich Baden die katholische Kirchenkommissions-Ordnung vom 21. Oktober 1803 und das Konstitutionsedikt vom 14. Mai 1807 über die kirchliche Staatsverfassung. Die erstere hob (nach der Auffassung der badischen Regierung) alle entgegenstehenden Bestimmungen des westphälischen Friedens auf, das letztere übertrug dem Bischof von Konstanz und dem in Bruchsal residirenden Fürstbischof von Speyer die Verwaltung der rein geistlichen Angelegenheiten in den katholischen Landestheilen Badens. In Würtemberg, Nassau und den beiden Hessen wurden fast gleiche Einrichtungen getroffen.

Nach dem Zustandekommen des deutschen Bundes lag der Wunsch und das Bedürfniß nahe, die äußere Organisation der Kirche mit der politischen Abgrenzung der Staaten in Einklang zu bringen und den kirchlichen Angelegenheiten durch Vereinbarungen mit Rom eine festgeordnete Grundlage zu geben. Demnach vereinigten sich Würtemberg, Baden, beide Hessen und Nassau zu gemeinsamen Verhandlungen mit dem päpstlichen Stuhl. Sie verabredeten zu Frankfurt am Main „Grundzüge zu einer Vereinbarung über die Verhältnisse der katholischen Kirche in deutschen Bundesstaaten" und arbeiteten aus diesen eine Deklaration aus, welche 1819 dem Papst vorgelegt wurde, damit er dieselbe durch seine Zustimmung als kirchliches Grundgesetz für die katholische Kirche in den genannten Staaten bestätige. Da der Papst diese Deklaration, „weil sie mit dem Glauben, der Verfassung und dem Rechte der katholischen Kirche im Widerspruch stehe", zurückwies, entwarfen die fünf Regierungen zu Frankfurt eine Kirchenpragmatik. Die Unterhandlungen mit dem päpstlichen Stuhl dauerten von 1819 bis 1827, und das Resultat war die Bildung der jetzigen oberrheinischen Kirchenprovinz, welche Würtemberg, Baden, beide Hessen und Nassau begreift. Die darüber vereinbarten Bestimmungen sind in den beiden Bullen Provida solersque vom 16. August 1821 und Ad Dominici gregis custodiam vom 11. April 1827 enthalten. Man einigte sich jedoch nur über die erste Bulle, welche die Eintheilung und Begrenzung der Bisthümer (Freiburg, welches Erzbisthum ist, Limburg, Rottenburg, Fulda und Mainz) feststellte. Die zweite Bulle enthält in ihren Artikeln namentlich zwei (5 und 6), welche von den fünf Regierungen zurückgewiesen wurden. Der fünfte Artikel bestimmt, daß in jeder Diözese ein Seminar bestehen soll, in welchem die Geistlichen nach der Vorschrift der Kirchenversammlung von Trient zu erziehen sind, der sechste aber lautet: „Es soll freistehen, mit dem heiligen Stuhl über kirchliche Angelegenheiten zu verkehren, und der Erzbischof in seiner Diözese und Kirchenprovinz, so wie auch die Bischöfe, jeder in der eigenen Diözese, sollen mit

vollem Recht die bischöfliche Jurisdiktion ausüben, welche nach den jetzt geltenden Kirchensatzungen und der gegenwärtigen Disziplin ihnen zukommt." Da diese beiden Artikel trotz der Erklärung der fünf Staaten, „bestehe Se. Heiligkeit auf deren Aufnahme, so wären sie genöthigt, sich ihre unveräußerlichen Hoheitsrechte in diesen Beziehungen vorzubehalten", aufgenommen wurden, so nahmen die Regierungen in die Verordnung, womit sie die Bullen veröffentlichten, die Bemerkung auf, daß beide Bullen blos in sofern angenommen und mit der Staatsgenehmigung versehen seien, „in soweit sie die Bildung der oberrheinischen Kirchenprovinz, die Begrenzung, Ausübung und Einrichtung der dazu gehörigen fünf Bisthümer mit ihren Domkapiteln, so wie die Besetzung der erzbischöflichen und bischöflichen Stühle und der domstiftlichen Präbenden zum Gegenstand hätten, ohne daß jedoch aus denselben etwas abgeleitet werden könne, was den landesherrlichen Hoheitsrechten Eintrag zu thun im Stande sei."

Da eine Ordnung des Verhältnisses der bischöflichen zur Staatsgewalt doch hergestellt werden mußte, so glaubten die vereinten Staaten der Kirchenprovinz ihrerseits die Regeln dafür feststellen zu müssen. Dies geschah von allen in einer gleichlautenden Verordnung vom 30. Januar 1830. Dieselbe beschränkte die Bischöfe in der Ausübung ihrer Diözesangewalt nicht mehr, als bereits in andern deutschen Staaten geschehen war, und behielt den Regierungen blos für den Fall des Bedürfnisses ein wirksames Oberaufsichtsrecht vor. Noch in demselben Jahre, am 30. Juni, erließ der Papst Pius VIII. ein Breve an sämmtliche Bischöfe der oberrheinischen Kirchenprovinz, durch welches die Bestimmungen jener Verordnung, als mit der Lehre und Verfassung der katholischen Kirche in Widerspruch stehende Irrthümer und Neuerungen, „durch welche die Kirche einer schmählichsten und kläglichsten Knechtschaft unterworfen werde," verworfen, die Bischöfe aber aufgefordert wurden, die Rechte der Kirche muthig zu vertreten. Aber es trat jetzt der Fall ein, daß die Bischöfe selbst dem Papst Aufklärungen gaben, bei denen er sich beruhigte. Andere Berichte veranlaßten später den Papst Leo XII. zu einer Beschwerdenote vom 5. Oktober 1833 über den Vollzug der abgeschlossenen Verträge. Allein nach Darlegung des wahren Sachverhalts durch die badische Regierung wurde auch diese Beschwerde nicht weiter verfolgt. Wenn die Bischöfe in der nächsten Zeit Beschwerden oder Wünsche bezüglich der Ausübung ihrer Diözesangewalt bei der Regierung einbrachten, verständigte man sich mit ihnen um so leichter, als sie den Hoheits- und Oberaufsichtsrechten der Regierung nie zu nahe traten. Diese Verhältnisse blieben bis 1843, dem Jahre der Inthronisation des Erzbischofs Hermann.

Im Jahre 1845 kam es zwischen dem neuen Erzbischof und der badischen Regierung zu einem Streite, der durch die Frage der gemischten Ehen hervorgerufen wurde. Aeußere Ereignisse ließen damals den Streit, gerade als er seinen Höhenpunkt erreicht hatte, einschlafen, und der kirchliche Friede blieb nun Jahre lang ungestört. Im Jahre 1848 vereinigten sich die deutschen Bischöfe in Würzburg zu einer Konferenz. Der Erzbischof Geißel von Köln erließ die Einladungen und führte den Vorsitz. Es waren fünfundzwanzig Erzbischöfe oder Bischöfe erschienen, aber nur zwei aus Oesterreich (von denen sich der eine vertreten ließ), so daß dieser Konferenz der Charakter einer „Versammlung der deutschen Bischöfe" oder des „ersten deutschen Konzils im neunzehnten Jahrhundert" nicht wohl beigelegt werden konnte. Dennoch hat man der bischöflichen Denkschrift, die bei der Trennung der Versammelten erlassen wurde, bindende Kraft für die ganze Geistlichkeit beilegen und die in ihr aufgestellten Grundsätze als die unumstößliche Basis darstellen wollen, welche von den Staaten bei allen ferneren Verhandlungen anerkannt werden müßte. Diese Grundsätze sind folgende:

1) Die Kirche nimmt die vollste Freiheit und Selbstständigkeit in Anspruch. Die bestehenden Konkordate werden von ihr heilig gehalten werden, „wo jedoch im Einzelnen und Besondern die Bestimmungen solcher Verträge sich als Hemmnisse

des kirchlichen Lebens und der freien episkopalen Wirksamkeit bereits bewiesen haben, wie dies z. B. vielfach mit dem sogenannten Staatspatronatrechte, mit der Placetirung zu Kirchenämtern u. a. der Fall ist — da werden die Bischöfe nicht säumen, die Weisheit des heiligen Stuhls um seine Vermittlung zur Abwendung alles Hemmenden anzugehen."

2) Die Kirche wird allen Andersdenkenden gegenüber Liebe und Gerechtigkeit beobachten, ohne einen allen Bekenntnissen gleich verderblichen Indifferentismus und eine ihren Satzungen widerstreitende communicatio in sacris zu begünstigen.

3) Die Kirche nimmt jetzt wie früher die unbeschränkte Freiheit der Lehre und des Unterrichts, so wie die Errichtung und Leitung eigener Erziehungs- und Unterrichtsanstalten im ausgedehntesten Sinne in Anspruch. Sie wählt die zum Erziehen bestimmten Individuen und Korporationen, wie auch die Lehrbücher, und entscheidet allein, welche Korporationen etwa für diese Zwecke zu erhalten oder zu errichten und welche nicht mehr nützlich oder zulässig sind. Die Bischöfe werden die zu katholischen Schulzwecken bestimmten Fonds festhalten und nöthigenfalls da, wo sie der Kirche entzogen sind, zurückfordern. Den Bischöfen steht das Recht zu, den Religionsunterricht an allen öffentlichen Schulen zu beaufsichtigen, die bestehenden Seminarien zu leiten, das Vermögen derselben zu verwalten und neue Seminarien frei und ungehindert zu errichten.

4) Den Bischöfen allein steht das Recht zu, die zum geistlichen Stand Berufenen über Wandel und Wissenschaft zu prüfen, sie in die Seminarien aufzunehmen und ihnen das Zeugniß der Tüchtigkeit zur Verwaltung des Predigtamts zu ertheilen. Jede Mitbetheiligung des Staats an den Prüfungen der in den geistlichen Stand Tretenden oder bei Pfarrkonkursprüfungen würde eine wesentliche Beschränkung der kirchlichen Freiheit und eine Beeinträchtigung der bischöflichen Rechte enthalten.

5) Aus dem Begriff ihrer Sendung geht das Recht der Kirche hervor, ihren Kultus und die Art und Weise, wie derselbe zu feiern, die Spendung ihrer Sakramente und die Einrichtung alles dessen, was auf den Gottesdienst sich bezieht, Gebete und öffentliche Andachtsübungen ohne alle Dazwischenkunft oder hemmendes Eingreifen der weltlichen Gewalt ungehindert und selbstständig zu ordnen.

6) Die Kirche hat das Recht, alles katholische Kirchen- und Stiftungsvermögen als ihr durch rechtmäßige Titel wohlerworbenes Eigenthum gegen gewaltsamen Eingriff geschützt zu sehen und dasselbe frei und selbstständig zu verwalten und zu verwenden.

7) Zu dem innersten Wesen der Kirche gehört ihr in Lehre, Verfassung und Zucht überall sich bewährender Charakter der Einheit. Bedingung und Folge dieser Einheit ist der stets lebendige Verband und Verkehr zwischen Haupt und Gliedern, zwischen dem h. Vater zu Rom und den Gläubigen. Dieser ungehemmte Verkehr bedingt das gesunde Leben der Kirche, wie der ungestörte Blutumlauf das durch alle Adern pulsirende Leben des Menschen. Was diesem die Unterbindung, dasselbe ist dem Leben der Kirche jeder Akt willkürlicher Hemmung des freien Verkehrs mit dem Mittelpunkt der Einheit.

Die preußischen, baierischen und österreichischen Bischöfe formulirten einzelne Aufstellungen der Würzburger Denkschrift zu Eingaben an die betreffenden Regierungen. Die Bischöfe der oberrheinischen Kirchenprovinz thaten dies nicht. Erst am 5. Februar 1851 legten auch sie eine Denkschrift vor. Diese adoptirte die sämmtlichen oben angegebenen Beschlüsse der Würzburger Konferenz und verlangte die Annahme dieser Grundsätze seitens der fünf Regierungen. Insbesondere erklärten die vereinigten Bischöfe es für einen Gegenstand besondern Schmerzes, daß sie noch bis auf den heutigen Tag Seminarien im Sinne des tridentinischen Kirchenraths vermißten. Diese Seminarien definirten sie als „bischöfliche Erziehungsanstalten, in welchen die künftigen Kleriker unter der unmittelbaren Leitung des Bi-

schofs von dem Knabenalter an bis zu ihrem Eintritt in das Presbyteriat gemeinsam und von der Welt zurückgezogen leben und mit der wissenschaftlichen zugleich ihre klerikalische Aus- und Durchbildung empfangen sollen". Wo solche Seminarien noch nicht eingerichtet werden könnten und deswegen einstweilen die Gründung eines Konvikts bei einem katholischen Gymnasium hinzunehmen sein sollte, müsse der Bischof die alleinige Leitung des Konvikts, Anstellung der Lehrer u. s. w. haben. Unzulässig sei es, wenn der Staat der Freiheit des Bischofs in der Erziehung, Prüfung und Auswahl seiner Kleriker mit dem Anspruch entgegentrete, daß zur Anstellung eines Geistlichen auch ein sogenannter Tischtitel erforderlich sei — „ein Anspruch, der, wie wohlwollend auch die Absicht erscheinen möge, dem dienstunfähig werdenden Kleriker eine anständige Subsistenz zu sichern, immerhin die Hände des Bischofs fessle, die Ertheilung der heiligen Weihen von der Bewilligung oder Verweigerung des sogenannten Tischtitels abhängig mache und die Freiheit und Selbstständigkeit der Kirche in einer ihrer eigensten Angelegenheiten, in der Spendung eines Sakraments, beeinträchtige." Namentlich sei eine Beschränkung der bischöflichen Rechte nicht zu rechtfertigen, wenn der Staat seine Unterstützung des Geistlichen aus sogenannten allgemeinen Kirchenfonds gewähre, die aus den Einkünften säkularisirter geistlicher Güter subvenirt würden, also in der That aus kirchlichem Vermögen unterstütze. Die Ernennung und Entfernung aller Lehrer dehnten die Bischöfe dahin aus, daß auch bei den Hochschulen kein Lehrer bei einer katholisch-theologischen Fakultät zum katholischen Lehramt berufen werden dürfe ohne vorläufige ausdrückliche Einwilligung des Bischofs. „Ueberdies müssen sich die Bischöfe in Hinsicht auf diese für die höhere theologische Wissenschaft so wichtigen Anstalten die ganze Aufsicht vorbehalten, welche die Reinbewahrung der Lehre und der Zucht der Kirche erfordert." Als selbstverständlich wird erklärt, „daß die aus dem Mittelpunkt der kirchlichen Einheit hervorgehenden Entscheidungen über kirchliche Angelegenheiten, die Bullen und Breven des h. Vaters zu Rom, eben so wie die Ausschreiben der Bischöfe an ihren Klerus und die Hirtenworte derselben an ihre Gläubigen zu ihrer Bekanntmachung nicht erst der landesherrlichen Genehmigung, des sogenannten Placet bedürfen." Die Bischöfe rechnen darauf, daß man ihnen die freieste Uebung ihrer Kultusformen gestatten wird, also die Einführung etwa zweckdienlich erscheinender Gottesdienstordnungen, Agenden, Gebet- und Gesangbücher, die Anordnung der Fest- und Fasttage, Prozessionen und Wallfahrten, die Spendung der heiligen Sakramente, die Abhaltung von Priesterexercitien und Volksmissionen. Sie remonstriren dagegen, daß die Regierung nicht den Bischöfen oder Domkapiteln allein die Aufstellung von vier Kandidaten zu erledigten Stellen in Domkapiteln überlasse (wobei die Regierung einen der vier als minder angenehm soll bezeichnen dürfen), sondern bei der Aufstellung jenes Verzeichnisses intervenire und die schließliche Ernennung noch von der landesherrlichen Genehmigung abhängig mache. Der Kirche soll das kraft völkerrechtlichen Vertrags als fester und selbstständiger Dotationsfonds auszuscheidende Vermögen der Stifter, Abteien und Klöster voll überantwortet werden. Endlich sind alle seit der Säkularisation des Jahres 1803 erlassenen, die Kirche vielfach beeinträchtigenden Gesetze zu widerrufen.

Dem einheitlichen Vorgehen der Bischöfe gegenüber mußte auch die einheitliche Solidarität der fünf Staaten der oberrheinischen Kirchenprovinz geltend gemacht werden. Denn trotz der übereinstimmenden Kirchenverfassungen hatten sich im faktischen Verhältnisse der Bischöfe zur weltlichen Gewalt in den einzelnen Staaten praktische Verschiedenheiten ausgebildet. Aus diesen Erwägungen ging eine Konferenz der fünf Staaten zu Karlsruhe hervor, in der die Forderungen der Bischöfe geprüft und gemeinschaftliche Beschlüsse über dasjenige verabredet wurden, was ohne Gefährdung der staatlichen Interessen zugestanden werden könne. Noch ehe die Bevollmächtigten zusammentraten, versammelten sich die Bischöfe in Freiburg zu einer Berathung, deren Resultat eine „gehorsamste Vorstellung" vom

10. Februar 1852 war. Diese Schrift war ein Ultimatum. Die Bischöfe gaben die „rückhaltlose Erklärung" ab: „Eine vorgängige kommissarische Benehmung der Regierungen wird nur in dem Falle eine zweckfördernde Maßregel sein, wenn dieselbe wirklich in Bälde zu einer der göttlichen Autonomie der Kirche vollkommen Rechnung tragenden, die seitherigen, auf länger schlechterdings nicht mehr erträglichen Uebelstände in der einschläglichen Staatsgesetzgebung prinzipiell und faktisch gänzlich beseitigenden Abhülfe führend wird. Die Unterzeichneten erlauben sich", fuhr die gehorsamste Vorstellung fort, „hieran die gehorsamste Erinnerung zu schließen, daß es sich nicht um Hebung von einzelnen Mißlichkeiten, wie sie auch bei konkordatmäßiger Regelung des Verhältnisses zwischen Kirche und Staat hier und da sich finden können, sondern um die Abschaffung eines ganzen prinzipienhaft aufgestellten Systems handelt." Zum Schluß erklärten die Bischöfe sich entschlossen, „alles entschieden und nachhaltig daranzusetzen", daß ihnen ihr Recht werde, „ohne Rücksicht auf widerstrebende, noch so theure Gefühle, ohne Bangen vor den beweinenswerthen Folgen eines tiefeingreifenden Zwiespalts zwischen der Kirchen- und Staatsgewalt."

Aus der Konferenz der Regierungsbevollmächtigten ging eine im wesentlichen gleichlautende Erklärung vom 1. März 1853 hervor, welche den Bischöfen sehr erhebliche Zugeständnisse machte. In Abänderung der Verordnung vom 30. Januar 1830 sollte das landesherrliche Placet beschränkt, der Verkehr der Katholiken mit dem heiligen Stuhl unbeschadet des Diözesan- und Metropolitanverbandes ausdrücklich freigegeben, die Verbindung eines Konvikts mit der katholisch-theologischen Fakultät angeordnet, und die Mitwirkung der Staatsbehörden bei der Seminarprüfung in eine bloße Kenntnißnahme umgewandelt werden. Ueberdies erließ die badische Regierung Verordnungen über die Verleihung der Kirchenpfründen, wodurch die bischöflichen Rechte bedeutend erweitert wurden — über die Ertheilung des katholischen Religionsunterrichts an den Volks- und Gelehrtenschulen, wodurch dem Erzbischof ein überwiegender Einfluß auf diesen Lehrgegenstand eingeräumt, und seine Einwirkung auf die katholisch-theologische Fakultät erweitert wurde; das Institut der landesherrlichen Dekanate wurde aufgehoben, die Verwendung des Kirchenvermögens an die Zustimmung der erzbischöflichen Behörde gebunden, und derselben unbeschränkte Kenntnißnahme von der Verwaltung dieses Vermögens zugestanden. Gleichzeitig theilte die Regierung dem Erzbischof die Entwürfe von vier weitern Verordnungen zur Aeußerung mit, wodurch für die katholischen Lycealschüler, die sich dem geistlichen Stande widmen wollen, Konvikte errichtet, die Einwirkung des Erzbischofs auf das mit der katholisch-theologischen Fakultät zu verbindende höhere Konvikt erweitert, die Mitwirkung der Staatsbehörden zur Konkursprüfung der Geistlichen vermindert und die Einholung der Staatsgenehmigung zu den Disziplinarkenntnissen der geistlichen Gerichte, unter der Voraussetzung einer angemessenen Einrichtung der letztern, auf die wichtigsten Fälle beschränkt werden sollte. Damit war der größere Theil dessen, was der päpstliche Stuhl im Jahre 1819 beantragt hat, und noch manches damals nicht Berührte zugestanden oder angeboten. Diese höchsten Entschließungen fanden aber die zu erwartende Anerkennung der Bischöfe nicht. Obgleich alle Aenderungen an dem bisherigen Zustande nur eine Erweiterung ihrer bisherigen Befugnisse enthielten, erließen sie dennoch eine Protestation dagegen und reichten unterm 12. April eine gleichzeitig in den Zeitungen veröffentlichte Eingabe ein, worin sie erklärten, daß sie in den Angelegenheiten, welche die Kirche und den Staat gemeinsam berühren, nicht mehr nach den bestehenden Gesetzen und landesherrlichen Verordnungen, welchen von nun an auf das entschiedenste entgegenzutreten sie sich berechtigt glauben, sondern nach den Normen, die sie als dem Dogma und dem Verfassungsrecht ihrer Kirche entsprechend aufgestellt haben, ihr Amt verwalten werden.

Die badische Regierung erwiderte dem Erzbischof auf die Eingabe vom 12. April: wenn das von ihm angekündigte Entgegentreten in einer die Landes-

gesetze verletzenden Weise in Anwendung gebracht werden solle, so werde der Regent die Gesetze und die Verfassung des Staats gegen jeden Eingriff schützen und denjenigen für die Folgen verantwortlich machen, der, indem er ein vermeintliches Recht geltend machen wolle, in anerkannter Wirksamkeit bestehende Gesetze verletze. Am 16. Juli 1853 reichten die Bischöfe mit einer ausführlichen Erklärung eine Denkschrift vom 18. Juni ein, welche die schon früher erhobenen Forderungen auf das positive Recht zu stützen suchte. Alle fünf Staaten der oberrheinischen Kirchenprovinz waren den Bischöfen bisher entgegengetreten. Von nun an hörte die Einigkeit jedoch auf. Würtemberg, eben der Staat, welcher sich noch jüngst am schroffsten geäußert hatte, scheint thatsächlich außerordentliche Zugeständnisse gemacht und noch weitere in Rom angeboten zu haben. Aehnlich verfuhr das Großherzogthum Hessen, während Nassau den Frieden zu erhalten suchte und Kurhessen sich in ein Dunkel hüllte, welches vollständig ungewiß ließ, ob dieser Staat die bischöflichen Forderungen begünstige oder abweise. Der Streit beschränkte sich nun auf Baden allein, dessen Lage dadurch allerdings eine ungünstige wurde.

Die badische Regierung ließ die Eingabe der Bischöfe vom 18. Juni unbeantwortet. Der Erzbischof Hermann (v. Vicari) ging nunmehr eigenmächtig voran. So konnte die Errichtung niederer Konvikte nicht zur Ausführung kommen, und es mußte selbst das mit der katholisch-theologischen Fakultäten in Freiburg verbundene höhere Konvikt geschlossen werden, da der Erzbischof jede Mitwirkung der Staatsbehörde zurückwies. Die Verordnung vom 1. März 1853 hatte die früher bei Konkursprüfungen von Geistlichen bestandene gemischte Kommission von Staats- und Kirchenbehörden aufgehoben und dem Erzbischof die Leitung dieser Prüfungen mit untergeordneter Theilnahme der Staatsgewalt überlassen. Jetzt wies der Erzbischof auch diese untergeordnete Theilnahme zurück, weil er allein zu bestimmen habe, ob und wie eine Konkursprüfung stattfinden solle. Die Nothwendigkeit einer Mitwirkung der Staatsbehörde bei der Prüfung ist aber offenbar, da nicht nur der Landesherr die meisten Pfründen zu besetzen hat, sondern den Geistlichen auch die Aufsicht über die Volksschulen übertragen ist und dieselben zugleich Beamte bürgerlichen Standes sind, die Staatsregierung daher wohl die Pflicht hat, über die Tüchtigkeit und Würdigkeit der Bewerber sich zu verlässigen. Eben so wollte der Erzbischof bei den Prüfungen der Kandidaten für das Seminar, die früher von Staats- und Kirchenbehörden gemeinschaftlich vorgenommen wurde, seit dem 1. März aber von ihm selbst in Anwesenheit eines landesherrlichen Bevollmächtigten geleitet werden sollte, diese Bevollmächtigten nicht mehr zulassen. Während früher das Ernennungsrecht zu allen Pfründen, zu denen nicht ein Privatmann zu präsentiren hatte, als ein Ausfluß der Kirchenlehenherrlichkeit vom Landesherrn ausgeübt wurde, räumte die Verordnung vom 1. März dem Erzbischof die Befugniß ein, alle in Juni und Dezember durch Todesfälle erledigten, dann alle aus dem allgemeinen Kirchenvermögen errichteten Pfründen selbst zu besetzen. Der Erzbischof ernannte jetzt selbst zu verschiedenen Pfarreien, welche früher vom Landesherrn vergeben worden waren. Durch dieses alles und durch einen Streit über das Kirchenvermögen wurde ein Konflikt mit dem Oberkirchenrath und mit der badischen Regierung selbst hervorgerufen.

Der katholische Oberkirchenrath Badens ist eine dem Ministerium des Innern untergeordnete Staatsbehörde, die das landesherrliche Schutz- und Aufsichtsrecht über die Kirche auszuüben und in den Angelegenheiten, welche die Kirche und den Staat gemeinsam berühren, den letztern zu vertreten hat. Dieser Oberkirchenrath steht auch an der Spitze derjenigen Behörden, welche die Verwaltung des Kirchenvermögens zu beaufsichtigen haben. Hinsichtlich der Verwaltung gelten folgende Bestimmungen. Die sämmtlichen Lokalstiftungen stehen unter der Aufsicht eines Kirchen- oder Stiftungsvorstandes am Ort der Stiftung, der aus dem Pfarrer, dem weltlichen Vorsteher und vier bis sechs Gemeindemitgliedern besteht. Haben mehrere Orte an einer Stiftung Antheil, so wählt jede Gemeinde dieser Orte ein

eigenes Mitglied in den Vorstand. Der Pfarrer führt den Vorsitz, bei wichtigen Beschlüssen über Veräußerung u. s. w. ist die Genehmigung der weltlichen Behörde erforderlich. Das allgemeine Kirchenvermögen wird von dem Oberkirchenrath und dasjenige, an welchem die Gemeinden mehrerer Aemter Antheil haben, von den Kreisregierungen verwaltet. Daß diese Einrichtungen viel Gutes für die Stiftungen bewirkt haben, wird von allen Seiten anerkannt. Der Kirchenrath hat Ordnung geschaffen, eine musterhafte Geschäftsführung zur Regel gemacht und viele Stiftungen, besonders im Seekreise, vor dem Untergang gerettet. Nach einer Mittheilung des Oberkirchenraths von 1849 betragen die katholischen kirchlichen und weltlichen Stiftungsfonds unter unmittelbarer Aufsicht:

	Zahl.	Jahresertrag.	Vermögen.
1) Des katholischen Oberkirchenraths . . .	61 .	583,136 fl. .	8,324,863 fl.
2) Der Regierung des Seekreises	829 .	511,365 " .	12,677,404 "
3) " " " Oberrheinkreises . .	863 .	365,099 " .	7,452,513 "
4) " " " Mittelrheinkreises . .	646 .	367,595 " .	7,437,655 "
5) " " " Unterrheinkreises . .	444 .	169,715 " .	3,992,866 "
Im Ganzen also:	2843 .	1,996,907 fl. .	39,885,301 fl.

Zu diesem Vermögen kommt nun noch jenes der Pfründen (Pfarreien und Benefizien), welches nach einer Mittheilung derselben Kirchenbehörde vom Jahre 1851 einen Kapitalwerth von 12,206,363 fl. und einen Jahresertrag von 1,021,712 fl. darstellt. Diese Mittheilung von 1851 gab das gesammte Kirchenvermögen an, wie folgt:

	Jahresertrag.	Vermögen.
Allgemeine kirchliche Fonds .	1,267,619 fl. .	26,992,291 fl.
Geistliche Pfründen . . .	1,021,712 " .	12,206,363 "
Weltliche Fonds	682,833 " .	11,984,853 "
Schulfonds	46,455 " .	908,157 "
Zusammen:	3,018,619 fl. .	52,091,664 fl.

Das reine Vermögen der katholischen Kirche Badens verzinst sich zu 5,83 Prozent, welcher große Jahresertrag ohne Zweifel daher rührt, daß die liegenden Güter zu sehr niedrigen Preisen in den Vermögensstand eingeführt sind.

Ueber dieses Kirchenvermögen entstand nun auch ein Streit. Die Gesetzgebung gestand der kirchlichen Behörde ein Mitaufsichtsrecht zu, aber über die Ausdehnung dieses Rechts verfügten die Gesetze nichts. Ihrer guten, selbst von ihren Gegnern anerkannten Verwaltung sich bewußt, glaubte die Regierung ihrer Pflicht zu genügen, wenn sie dem Erzbischof allgemeine Uebersichten über den jährlichen Stand des Vermögens mittheilte, wogegen der Prälat alle speziellen Rechnungen mit den Belegen forderte, sich also nicht die Mitaufsicht, sondern die Oberaufsicht beilegte. Diese Auslegung wies die Regierung zurück, gestand aber zu, daß der Erzbischof in einzelnen Fällen genaue Nachweise fordern dürfe. Der letztere verlangte nun von den Mitgliedern des Kirchenraths, daß sie ihr Verhalten nur nach seinen Erklärungen regeln sollten. Die Gesetze und Verordnungen der Staatsgewalt und ihre dienstlichen Verrichtungen erklärte er als nichtbindend, soweit die Autonomie der Kirche durch dieselben gehindert würde. Die Vorstellungen der Mitglieder des Oberkirchenraths blieben erfolglos, und eben so ein weiterer Versuch der Regierung, den Erzbischof von fernerem eigenmächtigen Vorgehen abzuhalten und auf den Weg der Unterhandlung zurückzuführen. Der Erzbischof erklärte offen, er werde sich die Rechte, welche die Regierung ihm verweigere, selbst zu verschaffen wissen. Die Regierung erließ darauf, nachdem eine nochmalige Aufforderung an den Erzbischof ohne Erfolg geblieben war, am 7. November 1853

eine Bekanntmachung, welche bestimmte: 1) daß weder der Erzbischof, noch das Ordinariat, noch in ihrem Namen ein Dritter einen Erlaß dürfe ergehen lassen ohne Zustimmung und Billigung des landesherrlichen Kommissärs, Stadtdirektor Burgers in Freiburg; 2) daß Zuwiderhandelnde nach Maßgabe des Gesetzes von 1852 (die Aufhebung des Kriegszustandes betreffend) zu behandeln seien. Das Gesetz ordnet schon im administrativen Wege Gefängniß bis zu monatlanger Dauer, nöthigenfalls mit Schärfung durch Dunkelarrest und Geldstrafen bis zu 300 fl. an. Das Regierungsblatt fügt diesen Strafen unter Umständen die Aussicht auf Sperrung und Temporalien bei. Gleichzeitig mit dem großherzoglichen Regierungsblatt war eine Verordnung des Ministerium des Innern durch den Druck veröffentlicht worden. Dieselbe ist an die katholische Geistlichkeit gerichtet, und giebt derselben von der hohen Staatsministerial-Verfügung Kenntniß, indem sie Eingangs die versöhnenden Schritte der Regierung und ihre Bemühung bespricht, den Erzbischof noch letzlich, nachdem er eigenmächtig, ohne Gegenwart des landesherrlichen Kommissärs, die Prüfung der Theologen abgehalten, einen Pfarrer ernannt und unter Frist von 14 Tagen die Mitglieder des großherzoglichen Oberkirchenraths mit dem Kirchenbann bedroht, zum Widerruf der letztern Eingriffe in die Hoheitsrechte des Staates zu bewegen. Da dies nicht gelungen sei, so erwarte sie von der Geistlichkeit, die mit wenigen Ausnahmen sich bisher regierungstreu benommen, daß sie sich durch keinerlei Furcht oder Drohung von ihrer Treue gegen die Regierung abbringen lassen werde. Sie verspricht ihr für dies ihr Benehmen vollen Schutz; ohnedies könne ja der Erzbischof nach den Bestimmungen des Regierungsblatts keine Schritte gegen dieselbe thun. Nöthigenfalls würde das Pönitentiarhaus in St. Peter geschlossen werden, wie denn die Regierung überhaupt nicht dulden werde, daß ein Geistlicher durch den Vorwand einer Kirchencensur von seinem Posten abgerufen würde. Insbesondere werden die Pfarrgeistlichen, in Beziehung auf den zu verkündenden Bannspruch gegen den Oberkirchenrath, zur Nachachtung der Bestimmung 2 des Regierungsblattes aufgefordert. Unter demselben Datum erging an den ernannten landesherrlichen Kommissär eine Instruktion, deren Bestimmungen dahin gehen, daß er den mehrerwähnten Erlaß dem erzbischöflichen Ordinariat zur Kenntniß bringen und dessen Vorstand bedeuten solle, daß, um rechtsgültig zu sein, jeder Erlaß desselben oder des Erzbischofs seiner Gegenzeichnung bedürfe, daß hierzu ein Ort und bestimmte Stunde zu bezeichnen sei, wo die Prüfung der Erlasse vorzunehmen sei, daß im Fall des Zuwiderhandels die im Regierungsblatt bezeichneten Strafen verfügt werden würden. Bei der Prüfung der Erlasse habe derselbe vorzüglich darauf zu achten, daß den Hoheitsrechten des Staats darin nicht in der bisher geschehenen Weise entgegengetreten werde, daß insbesondere die Bestimmungen des Regierungsblatts von 1830, die Errichtung der oberrheinischen Kirchenprovinz betreffend, ihre Beobachtung finden. Nach dem Erscheinen dieser Verordnung sprach der Erzbischof die Exkommunikation nicht blos gegen die Mitglieder des katholischen Oberkirchenraths, sondern auch gegen den landesherrlichen Spezialkommissar Burger am 11. November aus und erließ an demselben Tage einen Hirtenbrief. Der Bann wie der Hirtenbrief wurden auf vielen Kanzeln verlesen, worauf die Regierung die Pfarrer, welche dies gethan hatten, verhaften jedoch nach kurzer Zeit wieder in Freiheit setzen ließ.

In der nächsten Zeit versuchte die Regierung den Erzbischof zu zwingen, daß er mit den von ihm in Bann erklärten Oberkirchenrath verkehre, und der Erzbischof versuchte die Aufhebung dieser Behörde zu erzwingen. Die Regierung verweigerte die Auszahlung der Gehalte an die vom Erzbischof eingesetzten Priester und wies die fremden Geistlichen aus, die auf manchen Pfarreien zur Aushülfe dienten. Der Erzbischof stellte dem Ministerium vor, „daß denjenigen Geistlichen, welchen von der kirchlichen Behörde das officium übertragen worden sei, auch das beneficium nicht vorenthalten werden könne, und daß er in dieser Vorenthaltung

des kirchlichen Einkommens einen Eingriff in das Eigenthumsrecht der Kirche sehen müsse, welcher um so weniger zu rechtfertigen sei, als deren Vermögen und dessen stiftungsmäßige Verwendung durch die Verfassung des Großherzogthums gewährleistet sei." In Betreff der ausgewiesenen Pfarrer verfügte er, daß die betreffenden Gemeinden in Kenntniß zu setzen seien, der Erzbischof könne und werde ihnen wegen Mangels an Priestern keinen weitern Seelsorger senden und habe den benachbarten Pfarrern bei kanonischem Gehorsam untersagt, in diesen Gemeinden andere als die nothwendigsten Verrichtungen zu besorgen.

Nachdem die Regierung die Ausweisung der fremden Geistlichen widerrufen hatte, nahm sie auch ihre Verordnung vom 7. November zurück, erklärte jedoch gleichzeitig, „sie sei nicht gemeint, eine wesentliche Aenderung in ihrem bisherigen Standpunkte eintreten zu lassen." Gleichzeitig wurde den Bezirksämtern anbefohlen, darüber zu wachen, daß die Rechte der Regierung nirgends verletzt würden, und insbesondere darauf zu sehen, daß von den Verrechnern der Stiftungen ohne die Anweisung der Regierungsbehörden keine Zahlung geleistet werde. Im eigenen Hause des Erzbischofs wurde auf einen Hirtenbrief gefahndet, der wegen des Unterrichts in den Volksschulen an den Klerus gerichtet war, das Kanzleigebäude des Ordinariats auf gewaltsame Weise durchsucht, mit der Bestrafung von Geistlichen fortgefahren. Da der Erzbischof Anweisungen auf Fonds stellen wollte, welche die Regierung noch im Besitz hatte, so that die Regierung mit ihrem Verbot, Zahlungen aus diesen Fonds zu leisten, weiter nichts, als was jeder Besitzer einer streitigen Sache thut. Allerdings kam aber die Kirchenbehörde in eine gepreßte Lage, da sie nicht über die kleinste Summe verfügen konnte. Der Erzbischof wendete sich nun noch einmal an die Regierung, indem er erklärte, nachdem alle Mittel zur friedlichen Verständigung erschöpft seien, bleibe ihm nur noch die vollständige Erfüllung seiner Pflicht übrig. In Erwägung dieser seiner Lage werde er daher künftig keiner weltlichen Behörde irgend eine Einwirkung auf die Ausübung derjenigen kirchlichen Rechte und Pflichten zugestehen, welche nach der Ausführung in der Denkschrift des oberrheinischen Episcopats ihm zukommen; — er werde deshalb in dieser Beziehung weder selbst noch durch die ihm untergebenen kirchlichen Stellen mit Staatsbehörden verkehren, und keinerlei ihrer Verfügungen und Anordnungen innerhalb seiner Sphäre eine rechtsgültige Wirksamkeit beilegen lassen. Seine Beschwerde über die Verweigerung der Gebühren an die von ihm angestellten Pfarrverweser habe bei dem Ministerium des Innern keine Beachtung gefunden; — diese Priester entbehren des nothwendigen Lebensunterhaltes, sie leben vom Almosen und wenn sie mit Demuth Noth und Hunger ertragen, so dürfte er es nicht dulden, daß sie der Noth und dem Hunger preisgegeben seien. Da nun durch diese Zustände nicht nur die Seelsorge, sondern auch das Kirchenvermögen geschädigt werde, so müßte er, in Fürsorge für die katholischen Priester und Laien, auch seinerseits Maßregeln zur Abwehr treffen. Er habe bereits den Geistlichen, welchen die Temporalien gesperrt seien, die Führung der bürgerlichen Staatsbücher und überhaupt die Verrichtungen der bürgerlichen Staatsbeamtung unter kanonischem Gehorsam verboten, und werde nothgedrungen die ferneren Verfügungen beschließen: 1) er werde die Priester, welchen die Erträgnisse ihrer Pfründen oder die normalen Gebühren nicht verabfolgt werden, von ihren Pastorationsplätzen abrufen und die Pfarreien sperren; 2) er werde, wenn ihm die selbstständige Verwaltung des Vermögens der Kirche länger vorenthalten werde, allen ihm unterstellten Geistlichen die Verrichtungen der Standesbeamtung untersagen; 3) er werde nicht mehr gestatten, daß sein Ordinariat mit dem Kirchenrath in Verkehr trete, und allen ihm unterstehenden Priestern den Verkehr mit Staatsstellen in kirchlichen Dingen verbieten; 4) er werde kraft seines Rechtes Dekreturen auf das Vermögen der Kirchen ertheilen und 5) vor der Hand all die Anordnungen treffen, die ihm geeignet scheinen, das Vermögen der katholischen Kirche von fremden Eingriffen zu befreien.

Diese Eingabe erwiderte die Regierung mit einer Anordnung, welche die

Kirche von jedem Antheil an der Verwaltung ihres Vermögens ausschloß. Sie verfügte nämlich, daß alle etwaigen Weisungen der Kirchen- und Stiftungsfonds unmittelbar und nicht mehr durch Vermittlung der betreffenden Pfarrer erlassen, alle die Verwaltung und Verwendung des Fondsvermögens betreffenden Geschäfte nicht mehr durch den Pfarrer besorgt werden sollten. Der Kirchenstreit entwickelte sich jetzt rasch zu einer Katastrophe. Der Erzbischof erließ an die Pfarrer die folgenden Weisungen: „1) jeder Verkehr mit dem großherzoglichen Oberkirchenrathe, oder Vollzug seiner Verfügungen über und wegen Gegenständen, welche zu ordnen und zu entscheiden laut unserer Denkschrift vom 18. Juni 1853 ausschließend uns zusteht, ist in allen unseren Kuraten streng untersagt. 2) In allen Fällen, in welchen die Geistlichkeit unserer Erzdiözese Zweifel hat, ob der Landesregierung und somit dem großherzoglichen Oberkirchenrath oder einer andern weltlichen Stelle ein Recht der Verfügung oder Betheiligung zustehe, ist die Entscheidung unseres erzbischöflichen Ordinariats einzuholen. 3) Wenn unsern Kuraten etwas, so unsern, in der Denkschrift vom 18. Juni 1853 begründeten Rechten und Anordnungen zuwiderläuft, von einer Landesstelle zugemuthet werden sollte, so haben dieselben unser Verbot vorzuweisen, und gegen die betreffende Stelle die Erwartung auszusprechen, daß man ihnen nicht zumuthen werde, ihren kanonischen Gehorsam zu brechen, den sie auf keinen Fall brechen würden."

Als Gegenschlag erließ die Regierung am 6. Mai 1854 eine Verfügung, welche den Streit zum äußersten trieb. Sie verordnete vorerst: „1) Die Amtsvorstände werden auf den Grund des §. 5 der Verordnung vom 21. Dezember 1820 (die Verwaltung katholischer Stiftungen betreffend) angewiesen: in denjenigen Gemeinden, in welchen sie es nach besondern Umständen zum Schutz der Stiftungen und zur Wahrung der der Regierung zustehenden Befugnisse für nothwendig erachtet, je nach ihrem Ermessen entweder selbst, sofern sie der katholischen Konfession angehören, oder durch geeignete Stellvertreter den Vorsitz in der Stiftungskommission als Regierungskommissäre zu führen und die nach der angeführten Verordnung dem Vorsitzenden zukommende Leitung zu übernehmen. Es versteht sich von selbst, daß der katholische Ortsgeistliche Mitglied des Stiftungsvorstandes bleibt und daher auch zu den Sitzungen, die nicht zu häufig vorkommen und sich wohl gelegentlich anderer in der Gemeinde vorzunehmender Geschäfte abhalten lassen werden, einzuladen ist. 2) Sollte ein weltliches Mitglied des Stiftungsvorstandes seine Stelle niederlegen, so ist, wofern es rathsam erscheint, die Wahl eines neuen Mitgliedes zu unterlassen und die Stelle einstweilen provisorisch durch ein zuverlässiges Gemeindemitglied zu besetzen. 3) Eben so ist zu verfahren, wenn die Mehrheit der Mitglieder der Mitwirkung des Regierungskommissärs entgegentreten oder dieselbe zu vereiteln suchen sollte. 4) Besondere Aufmerksamkeit ist auf den Stiftungsverrechner zu richten und es ist sich zu verlässigen, ob derselbe unbefugten Zahlungsanweisungen kirchlicher Behörden Folge zu leisten Willens ist. In diesem Falle ist derselbe von seinem Dienste zu entfernen und durch einen zuverlässigen Mann zu ersetzen. 5) Sollte es im einzelnen Falle für geboten erachtet werden, die Stiftungskiste aus den Wohnungen der Geistlichen zu entfernen, so ist dieselbe an einem andern geeigneten Orte, womöglich in der Gemeinde selbst, aufzubewahren; auch ist dem Geistlichen der Schlüssel zur Stiftungskiste abzunehmen, in gleicher Weise ist mit der Stiftungsregistratur zu verfahren."

Auf diese Ministerialverordnung vom 6. Mai gab der Erzbischof am 5. Mai Antwort, mithin einen Tag früher, als sie erlassen worden war. In dieser sehr ausführlichen Antwort erörterte er noch einmal, daß der Kirche die Verwaltung ihres Vermögens sowohl nach dem kanonischen Recht, als nach den Staatsverträgen zustehe. Die badische Regierung habe aber, als ob sie Eigenthümerin des katholischen Kirchenvermögens wäre, in neuester Zeit Pfarrern und Pfarrverwesern ihr rechtliches Einkommen gesperrt, damit der katholischen Kirche die ungehemmte, stiftungsgemäße Verwendung ihres Eigenthums untersagt und den verfassungsmäßi-

gen Genuß desselben entzogen. So wäre „die Gefahr sehr nahe, daß die katholischen Religionsbedürfnisse von den katholischen Gemeinden getragen werden müßten, daß den Katholiken ihre Schul- und Armenfonds entzogen würden.“ „Wir können es“, fuhr der Erzbischof fort, „bei dem vorhandenen so ansehnlichem Kirchenvermögen in unserm Lande nicht ferner zugeben, daß die Gläubigen, zumal in einer so bedrängnißvollen Zeit, auch noch die Lasten der Seelsorge tragen. Wir dürfen es nicht dulden, daß die freie Ausübung der katholischen Religion gehemmt werde, dadurch, daß derselben ihr Eigenthum vorenthalten wird, welches zur Unterhaltung der Geistlichen, wie überhaupt zur Befriedigung der katholischen Bedürfnisse bestimmt ist; deshalb halten wir, Angesichts unserer ewigen Verantwortung vor Gott, für unsere Pflicht, einzustehen für die Wahrung des katholischen Kirchenvermögens.“ Der Erzbischof erklärte ferner, er möge keinem katholischen Bürgermeister oder Gemeinderath zutrauen, daß er mithelfen werde, um der Kirche ihr Eigenthum vorzuenthalten; die katholischen Ortskirchenmittel gehörten nicht der politischen Gemeinde, und darum hoffe er, daß ein Jeder eine solche Zumuthung ablehnen und seiner Kirchspielsgemeinde in Vertheidigung seiner Religion pflichtmäßig vorangehen werde. Auf diese Einleitung stützte der Erzbischof eine Reihe von Befehlen, in denen er verordnete, daß die Ortsstiftungsvorstände das Kirchenvermögen in der bisherigen Weise unter seiner alleinigen Leitung verwalten sollten; daß jeder Verkehr mit weltlichen Stellen aufhören müsse, die Dekanate bei der Revision der Rechnungen u. s. w. an die Stelle der großherzoglichen Aemter zu treten hätten; daß alle Stiftungsvorstände und Rechner kirchlicher Fonds, welche Verfügungen weltlicher Behörden auf das Kirchenvermögen beachteten, sich außer der fremden Sünde auch des Vergehens einer Mitbeeinträchtigung fremden Eigenthums schuldig machten, weshalb der Erzbischof sie bei Vermeidung eigener Haftbarkeit verpflichte, keine Weisung weltlicher Stellen über Theile des katholischen Vermögens zu vollziehen, andererseits aber erwarte, daß sie den Seelsorgern ihr volles gesetzliches Einkommen auszahlen würden. Die Ortsgeistlichen wies der Erzbischof an, diese Befehle den Vorständen mitzutheilen, dieselben einzeln zu Protokoll zu befragen, ob sie das Kirchenvermögen getreu verwalten wollten, diejenigen, welche eine solche Erklärung verweigerten, auszuschließen und im Verein mit den übrigen Mitgliedern des Vorstands durch eifrige Männer zu ersetzen, endlich die erzbischöfliche Bekanntmachung von den Kanzeln zu verkünden.

Die Bekanntmachung, deren so auffallendes Erscheinen *) vor dem Erlaß, den sie beantwortet, wir nicht weiter erörtern wollen, muß in mehrfachen Beziehungen eine unglückliche genannt werden. Ohne allen Grund warf der Erzbischof den Ministern vor, daß sie im Begriff seien, gegen das katholische Kirchenvermögen Gewaltakte, mit andern Worten einen Raub, zu begehen. Offenbar lag in diesem Vorwurf eine Aufreizung gegen die Staatsgewalt, die ein hoher Kirchenfürst sorgfältiger als jeder Andere vermeiden sollte. Gegen diese von ihm befürchteten Gewaltakte ordnete der Erzbischof durch die Weisungen, die er den Pfarrern hinsichtlich des Kirchenvermögens ertheilte, sogleich eine thätliche Abwehr an. Mit einem Worte, wie er dem Erlaß des Ministeriums selbst zuvorgekommen war, so handelte er, als ob die nur in seinen Befürchtungen vorhandenen Vermögensangriffe bereits in der Ausführung begriffen seien. Ferner ignorirte er nicht blos der Regierung, sondern den eigenen katholischen Gemeinden gegenüber die bestehenden Gesetze, indem er den Stiftungsvorständen, die von der Gemeinde zu wählen sind, gestattete, sich unter der Anleitung des Ortspfarrers selbst zu ergänzen. Er über-

---

*) Die „Deutsche Vierteljahrsschrift“ (Nr. 68) sagt „nach erhaltener Aufklärung“, der Erzbischof habe von dem Ministerialerlaß vorher „genaue Nachricht“ erhalten. So läge also eine Verletzung des Amtsgeheimnisses vor, und eine solche Pflichtwidrigkeit benutzt zu haben, gereicht dem Erzbischof zum Vorwurf.

sah daher, daß jede von einem solchen widerrechtlich konstituirten Vorstande ausgehende Verfügung von vorn herein nichtig gewesen wäre. Welchen Eindruck dieses alles machte, sagt ein gewiß nicht für die badische Regierung parteiischer Aufsatz der „Deutschen Vierteljahrsschrift". „Die Meinungen über diese Verordnung waren gar sehr verschieden. Viele kirchlich gesinnte Katholiken waren der Ansicht, es sei nicht wohlgethan gewesen, Maßregeln in Gang zu setzen, welche zum Schaden des kirchlichen Vermögens den Vollzug gewisser staatlicher Gesetze hemmen, und welche in jedem Falle den Gang der Verwaltung verwirren und stören, welche die Beibringung der Revenuen erschweren und eine Menge von Ausständen veranlassen oder erleichtern; es sei nicht wohlgethan gewesen, Anordnungen zu treffen, deren Ausführung die weltliche Gewalt hindern, welche den Besitz des Kirchenvermögens ganz in die Hände der Staatsbeamtung bringen und möglicherweise gerade diejenigen Zustände herbeiführen konnten, welche man zu hindern bemüht war. Gewiß ist es, daß die Geistlichkeit in ein feindliches Verhältniß zur Regierung und in eine peinliche Stellung gegen ihre Gemeinden gebracht wurde, und gewiß ist es, daß ohne den Besitz der physischen Macht Niemand Dinge unternehmen muß, zu deren Ausführung die moralische Macht nicht hinreicht."

Nach der Verkündigung der erzbischöflichen Schrift begann erst die rechte Verwirrung. Das badische Ministerium, das in derselben eine Aufreizung gegen die Staatsgewalt sah, mußte alle Schritte verhindern, welche die Durchführung dieser Absicht zum Zweck hatten. Es konnte den Geistlichen die Verkündung eines erzbischöflichen Erlasses in der Kirche nicht verbieten, und so blieb ihm nichts übrig, als die Wegnahme aller Abdrücke anzuempfehlen. Im ganzen Lande vom Main bis zum Bodensee begann ein emsiges Jagen. Es wird von den Pfarrern geklagt, daß bei den Nachsuchungen nach der Schrift vielfach rauh und hart verfahren worden sei, aber auf der andern Seite ist es gewiß, daß die meisten Geistlichen dieselbe verheimlichten und an dem vorgeschriebenen Sonntage (25. Mai 1854) wirklich von den Kanzeln verkündeten. Da die meisten der Pfarrer, welchen die Schrift genommen war, sich Abschriften zu verschaffen wußten, soll der erzbischöfliche Erlaß bis Ende Mai auf ziemlich allen katholischen Kanzeln verlesen worden sein. Die Leidenschaft stieg auf beiden Seiten auf das höchste. Von beiden Seiten wurde die Presse sehr stark benutzt, aber da die Regierung die Opposition badischer Blätter nicht duldete, so mußte die erzbischöfliche Partei die ausländisch-deutsche Presse für sich sprechen lassen. Auf dieser Seite gehemmt, machte sie einen um so freieren Gebrauch von der Kanzel, und es entstand nun die immer unangenehme und bedenkliche Erscheinung, daß eine Streitfrage politischer Natur an heiliger Stätte erörtert wurde. Die Stiftungsvorstände hatten sich nun zu erklären, ob sie den schnurstracks entgegenstehenden Verordnungen des Erzbischofs oder der Regierung gehorchen wollten. Auch diese Gemeindebehörden wurden nach beiden Richtungen bearbeitet. Die Organe der Regierung konnten Vortheile bieten, die einzelnen Gemeinden und einzelne Mitglieder derselben mit Unannehmlichkeiten und Strafen bedrohen, die Pfarrer ihrerseits redeten von neuen Säkularisationen, von neuen Einziehungen des Kirchenguts, und hoben gegen ihre Pfarrkinder die große Sünde des Ungehorsams gegen die geistliche Obrigkeit hervor.

Unter diesen verschiedenen Einwirkungen kamen sehr verschiedene Resultate zum Vorschein. Die Erklärungen der Stiftungsräthe zerfallen in fünf Rubriken. Die erste Rubrik sprach sich entschieden für den Erzbischof aus, die zweite eben so entschieden für die Regierung. Eine dritte Gruppe erklärte sich mittelbar für die letztere, nämlich für die Aufrechthaltung der Verordnung vom 21. November 1820 über die Verwaltung des Kirchenvermögens. Die Motive, welche diese Gruppe aussprach, dürften die beste Kritik des erzbischöflichen Befehls vom 5. Mai enthalten. Diese Stiftungsräthe sagten, wenn die Entscheidung des schwebenden Kirchenstreits für den Erzbischof ausfalle, so würden sie die Verwaltung unter seiner Autorität und nach seinen Anordnungen führen, jetzt aber seien sie weder befähigt

noch befugt, eine Stimme abzugeben in dem Streite zwischen beiden Gewalten. Sie seien auf die Verordnung vom 21. November 1820 verpflichtet, und von dieser Verpflichtung könne sie nur die Regierung oder die förmliche Aufhebung der Verordnung entbinden. Die Konstituirung eines erzbischöflichen Stiftungvorstandes sei durchaus unpraktisch, denn wenn sie in diesen einträten, so würde die Regierung ihn auflösen, die Verwaltung beliebigen Personen übertragen, und dann seien die Stiftungen eben ganz in die Hände der weltlichen Behörden gegeben, was der Erzbischof doch verhindern wolle.

Eine vierte Gruppe von Stiftungsräthen verweigerte jede Erklärung, eine fünfte löste sich freiwillig auf. Diese beiden Gruppen bildeten die Neutralen, die bei keinem innern oder äußern Kampfe ausbleiben. In Zahlen ausgedrückt, waren die Verhältnisse der verschiedenen Rubriken:

	Zahl der Stiftungsräthe.	Verhältniß zu 1.
1) Für die Verordnungen des Erzbischofs erklärten sich .	194 . .	0,34.
2) " " " der Regierung " " .	91 . .	0,16.
3) " " Aufrechthaltung der Verordnung vom 28. November 1820 erklärten sich	156 . .	0,28.
4) Es lösten sich freiwillig auf	45 . .	0,08.
5) Es verweigerten jede Erklärung	80 . .	0,14.
	566 . .	1,00.

Mithin hatte der Erzbischof von 566 Stiftungsräthen 194 oder etwas über den dritten Theil für sich, während für die Regierung mittelbar oder unmittelbar 247 oder nicht viel unter der Hälfte sich erklärten, die Zahl der Neutralen endlich nicht viel über ein Fünftheil ausmachte. Dieses Zahlenverhältniß giebt dem Erzbischof um so mehr Unrecht, als die Stiftungsräthe aus dem kirchlich gesinnten Theil der Bevölkerung, von dem der Oberhirt Unterstützung erwarten durfte, zu bestehen pflegen.

Nun schritt die Regierung weiter gegen den Erzbischof ein, indem sie ihn „wegen Störung und Gefährdung der öffentlichen Ruhe" in peinliche Untersuchung zog. Am 19. Mai wurde die letztere eingeleitet, der Erzbischof von einem Beamten mehrere Stunden lang vernommen und sein Haus durchsucht. Am 22. Mai kündigte ihm derselbe Beamte seine Verhaftung an und ließ ihn in seinem Zimmer durch Gensdarmen bewachen. Auf Befehl des Verhafteten stellte das Ordinariat sofort alle Geschäfte ein, berichtete nach Rom, auf daß der Papst für die Verwaltung der Diözese Fürsorge treffe, und ermächtigte bis dahin die Dekane zu solchen Anordnungen, welche die Noth des Augenblicks erheische. Es wurde große Kirchentrauer angeordnet, jeder Altar seines Schmuckes entkleidet, das Geläute eingestellt und jede Gemeinde zu Gebeten versammelt. Das Interdikt, zu dem es sich anließ, trat indessen nicht ein, denn am 31. Mai wurde die Haft des Erzbischofs, weil die Untersuchung geschlossen sei, auf den Befehl der Regierung wieder aufgehoben.

Der Streit über die Verwaltung der Stiftungen ging inzwischen seinen Gang fort. An vielen Orten traten sich zwei Stiftungsvorstände gegenüber, denn während die Pfarrer nach den Befehlen des Erzbischofs diejenigen Vorstände, welche ihnen nicht gehorchten, auflösten und neue ernannten, setzten die Beamten nach den Befehlen ihrer Regierung, die alten Vorstände wieder ein, oder bildeten an den Orten, wo der Erzbischof Gehorsam fand, ihrerseits neue. Die Untersuchungen über die Verkündigung des erzbischöflichen Befehls in den Kirchen wurde niedergeschlagen, dagegen sollte von nun an jeder Versuch zur Durchführung der erzbischöflichen Verordnungen durch Predigten, durch Ausfälle gegen die bestehenden Gesetze und Verordnungen, durch Erregung von Mißstimmung und Unzufriedenheit u. s. w. polizeilich verfolgt werden. Eine neue Verwicklung wurde herbeigeführt

durch die sogenannten Stiftungskisten und die betreffenden Akten, die sich im Besitze der Pfarrer befanden. Diese sollten ihnen abgenommen werden, und es kam dabei an manchen Orten zu gewaltthätigen Handlungen, da die Pfarrer die Schlüssel verweigerten und die Behälter mithin erbrochen werden mußten. Aber auch Ruhestörungen durch Bürger und Bauern, die ihre Pfarrer schützen wollten, fielen vor, und im Odenwalde wollte man eine solche Gährung bemerken, daß die Regierung Exekutionstruppen — ein Bataillon Infanterie und eine Schwadron Dragoner — dorthin beorderte. Diese Truppen blieben vom 28. Mai bis 27. Juni und verursachten den betreffenden elf Gemeinden (es waren fast lauter solche, bei denen die erwähnten Ruhestörungen vorgekommen waren) einen Kostenaufwand von 16,262 Gulden. Am 27. Juni hatte sich übrigens der ganze Odenwald, mit Ausnahme von drei Gemeinden, den Regierungsbefehlen unterworfen.

Faktisch hatte die Regierung gesiegt, ihre Stiftungsvorstände waren aller Orten in Wirksamkeit. Der moralische Sieg war indessen noch immer streitig, und namentlich gab der Erzbischof nicht um ein Haar breit nach. Am 18. Juni 1854 verkündete er wieder den großen Kirchenbann gegen zwei Beamte, weil sie in kirchlichen Dingen die Zuständigkeit der Kirchengewalt leugneten, die ein Glaubenssatz sei, der kirchlichen Autorität keine Folge leisteten, Angriffe auf das Eigenthumsrecht der katholischen Kirche unternähmen, durch gewaltthätige Unterhandlungen gegen Priester und Laien Aergerniß gäben und eine bedauerliche Erregung der Gemüther verursacht hätten — Verbrechen, welche das kanonische Recht ausdrücklich mit dem großen Kirchenbann belege. Ihrerseits ließ die Regierung gegen verschiedene Pfarrer wegen Mißbrauchs des Predigeramts Untersuchungen einleiten, befahl eine neue Durchsuchung der erzbischöflichen Kanzlei, machte gegen Redaktionen auswärtiger Blätter Preßprozesse anhängig und unterwarf mehrere Personen polizeilicher Bewachung.

Inzwischen war an den römischen Hof über die Verhaftung des Erzbischofs berichtet worden, und es war somit eine Aeußerung des Papstes zu erwarten, welche auch bald eintraf. Schon unter dem 8. Juni richtete der Kardinalstaatssekretär Antonelli an den Grafen von Leiningen-Billingheim als außerordentlichen Gesandten Sr. königl. Hoheit des Prinzregenten von Baden eine Note, die in Ausdrücken abgefaßt war, so scharf und bestimmt, als sie selten in einem diplomatischen Aktenstück, besonders von Seiten des römischen Hofes vorkommen. Diese Note spricht sich sehr ausführlich über den Gang des vorliegenden Streites, über die Verwaltung des Kirchenvermögens aus, und sagt in Beziehung auf die Schritte des Erzbischofs: „Wer immer eine unparteiische Prüfung vornehmen will, wird keinen Augenblick anstehen, die volle Rechtmäßigkeit und Zweckmäßigkeit des Schrittes zu erkennen, welchen der Hochwürdige Herr Erzbischof von Freiburg durch sein Ausschreiben vom 5. Mai 1854 gethan hat; und zwar deswegen, weil die ministeriellen Verordnungen in ihrem Grunde eine unerträgliche Einmischung waren, oder die Aufhebung des natürlichen unveräußerlichen Rechts der Kirche, die Verwaltung milder Stiftungen zu leiten und zu regeln, die Einkünfte derselben ihrer Widmung zuzuwenden und überhaupt alles das zu verwalten, was die Natur von Kirchengütern annimmt." Ist dieses aber festgestellt: „so war das Verfahren, welches der Hochwürdige Herr Erzbischof einschlug, ein solches, wie es ihm das Recht und die Pflicht in einer dringenden Noth der Kirche auferlegte, und zu welcher ihn seine Verpflichtungen nöthigten. Daraus möge man Anlaß nehmen, zu überlegen, ob in Folge einer Pastoralhandlung, welche auf ein so würdiges Ziel gerichtet war, je zu befürchten gewesen wäre, daß der erlauchte Prälat (illustre prelato) von der badischen Regierung einen gehässigen und schmählichen Vorwurf des Mißbrauchs seiner Gewalt zum Schaden der öffentlichen Ordnung sich hätte zuziehen sollen, wie er mit großem Unrecht gegen ihn erhoben worden ist."

Die päpstliche Aeußerung wurde unterm 12. Juni 1854 von der badischen

Gesandtschaft erwiedert. Diese Antwort suchte das Verfahren der Regierung zu rechtfertigen, entschuldigte die Verhaftung des Erzbischofs und bat, daß man die Verhandlung über eine definitive Regelung der katholischen kirchlichen Verhältnisse im Großherzogthum Baden in Gang setzen möge. Als Antwort auf diese Note erschien unter dem 24. Juni eine an den Grafen von Leiningen und den Staatsrath Brunner gerichtete Note des Kardinal-Staatssekretärs Antonelli, welche die Bereitwilligkeit des heiligen Stuhls zur Aufnahme der Unterhandlungen aussprach, jedoch mit Bestimmtheit erklärte, daß diese Unterhandlungen nicht eröffnet werden könnten ehe die großherzogliche Regierung die folgenden Bedingungen erfüllt habe: Der Erzbischof von Freiburg soll in seinen vollkommenen Rechtsstand wieder eingesetzt, jedes Verfahren und besonders der Prozeß gegen ihn aufgehoben werden. Eben so soll das Verfahren und sollen alle Strafen aufgehoben werden, welche gegen Priester oder Laien wegen Befolgung der Befehle des Erzbischofs eingeleitet oder erkannt worden seien. Da in den Verhandlungen die Pfründen ausgeschieden werden müssen, auf welche die großherzogliche Regierung Patronatsrechte nachweisen könne, so soll der Erzbischof bis zum Abschluß der Vereinbarung die erledigten Pfründen mit Verwesern besetzen, und die Regierung müsse sich verbindlich machen, diesen die angewiesenen Gehalte verabfolgen zu lassen, auch dürfen die betreffenden Einkünfte jenen Priestern nicht vorenthalten werden, welche der Erzbischof zur Leitung (direzione) der Pfarren gesendet habe. Die Verwaltung der kirchlichen Lokal-Stiftungen soll in den frühern Stand gesetzt werden, so daß die kirchlichen Beamten dabei den Vorsitz führen; die Regierung soll daher die Ministerialverordnung vom 16. April und das Rundschreiben vom 6. Mai 1854 widerrufen (rivocare). Ueber diese Forderungen soll im großherzoglichen Staatsministerium längere Zeit eine große Meinungsverschiedenheit geherrscht haben, aber unterm 8. August erließ der Präsident des Ministeriums des Innern ein Schreiben an den Erzbischof von Freiburg, welches diesem anzeigte, daß Se. königliche Hoheit der Regent die von dem päpstlichen Stuhl gestellten Präliminarien angenommen habe, und daß die betreffende Erklärung bereits nach Rom abgegangen sei. Durch dieses Schreiben wurde der Erzbischof ferner in Kenntniß gesetzt, daß das Verfahren gegen ihn sowohl wie gegen seine Priester sistirt sei, und daß der Vollzug der angeführten Präliminarien alsbald werde angeordnet werden, wenn der Erzbischof der Regierung angezeigt habe, daß die amtliche Mittheilung vom heiligen Stuhl ihm zugekommen sei. Es ist nöthig zu bemerken, daß in der päpstlichen Note vom 24. Juni die Exkommunikationen und andere Kirchenstrafen mit keinem Worte berührt sind.

So hat nun die badische Kirchenangelegenheit damit geendet, womit sie hätte beginnen sollen — mit den Einleitungen zu einem Konkordat. Ein solches anzubahnen, ist man bis zur letzten Zeit wenig geneigt gewesen, und zwar auf beiden Seiten. Seitens der badischen Regierung hat man offenbar die bekannte lange Dauer, welchen allen Unterhandlungen in Rom eigen zu sein pflegt, und wohl auch eine gewisse Parteilichkeit des heiligen Stuhls für seine Bischöfe gefürchtet. Schwerer erklärt es sich, daß man auch bischöflicher Seits im Anfange jedes Konkordat verworfen hat. Was nun den Streit selbst betrifft, dessen Gegenstand und verschiedene Phasen wir dargelegt haben, so standen sich bei ihm zwei geschlossene, einander feindseligste Systeme gegenüber: auf der einen Seite das bureaukratische, auf der andern Seite das hierarchische, und zwar beide auf die Spitze getrieben. Die badische Regierung hatte bei diesem Streite den Vortheil für sich, daß ihre Auffassung von einem positiven Recht unterstützt wurde, das die katholische Kirche Badens selbst ein Menschenalter lang anerkannt hatte. Diese Anerkennung plötzlich in die schrofffste Negation verwandelt und gefordert zu haben, daß was ihm als Recht erscheine auch von der badischen Regierung sofort als Gesetz hingenommen werde, ist das Unrecht, dessen der Erzbischof sich schuldigt gemacht hat. Es ist die Frage, ob die öffentliche Stimmung nicht eine ganz andere geworden wäre,

wenn er nicht durch Angriffe auf den rechtlichen Besitzstand und durch Drohungen gegen die Regierung ein agressives Verfahren eingeschlagen hätte. Wie dem aber auch sei, immer bleibt so viel gewiß, daß der Bischofsstreit am Rhein zu den nicht seltenen kirchlichen Streitigkeiten dieser Tage gehört, bei denen die Kirche, der man durch sie zu dienen meint, nicht gefördert wird.

Gottlieb Wilhelm Bischoff, gestorben am 11. September 1854 in Heidelberg. Im Jahre 1797 zu Dürkheim an der Hardt geboren, wo sein Vater Apotheker war, genoß er den ersten Unterricht in der Botanik bei Dr. Koch im nahen Kaiserslautern, mit welchem er lebenslänglich, auch als dieser den Lehrstuhl der Botanik in Erlangen eingenommen, in der innigsten Verbindung blieb. Entschiedenes Talent und die zuerst erwähnte Beschäftigung befähigte ihn vorzugsweise zum botanischen Zeichner, als welcher er sich auch bei der Herausgabe des Werkes von Martius über die brasilische Flora betheiligte. Seine Studien waren von jetzt an ausschließlich der Botanik zugewendet, und veranlaßten ihn, die Tiroler und Salzburger Alpen zu besuchen. Nach einem kurzen Aufenthalt in der Heimath siedelte er 1823 nach Heidelberg über, wo er den naturgeschichtlichen Unterricht in der Privat-Lehranstalt eines Freundes und Landsmannes übernahm, noch einige einschlägige Vorlesungen besuchte, und sich 1825 als Privatdozent der Botanik neben Professor Dierbach habilitirte und mit vielem Beifall lehrte. Nach Dierbach's Tode erhielt er 1839 selbst die Professur, mit der wissenschaftlichen Direktion des botanischen Gartens, welchem gegenüber er sich angebaut hatte. Von Jugend auf schwerhörend, mied er das Gesellschaftsleben; seine wissenschaftlichen Studien boten ihm Ersatz und beschäftigten ihn ausschließlich. Insbesondere war seine Thätigkeit der genauen Untersuchung der Pflanzen der Umgegend und der Arzneigewächse zugewendet, wobei ihn das Mikroskop und ein reiches Herbarium unausgesetzt unterstützten; man fand ihn auf seinem Zimmer nie anders als beschäftigt mit beiden und den Zeichenstift zur Hand. Daher war auch insbesondere der erste größere Theil seines „Handbuchs der botanischen Terminologie und Systemkunde" von einem alle früheren gleichnamigen Werke weit überragenden Verdienst, die Frucht einer vieljährigen gründlichen Arbeit, in welcher kein Kunstausdruck ohne eigene entsprechende Untersuchungen, oft mit Hülfe des Mikroskops, ohne Vergleichung langer Pflanzenreihen, ohne von ihm ausgeführte Zeichnungen aufgenommen wurde; der ganze reiche dazu gehörige Atlas ist von Bischoff selbst gezeichnet. Eben so reich an eigenen Untersuchungen sind seine „Kryptogamischen Gewächse", für welche er durch Koch eine große Vorliebe gewonnen hatte. Sein „Lehrbuch der Botanik" in mehreren Bänden bildet einen Theil der in Gemeinschaft mit mehreren seiner Heidelberger Kollegen herausgegebenen und in Stuttgart erschienenen „Naturgeschichte der drei Reiche". Zum Entwurf seines „Grundrisses der medizinischen Botanik" fühlte er sich schon durch seine frühesten botanischen Beschäftigungen vorzüglich berufen; er diente ihm zur Grundlage bei seinen Vorlesungen über diesen Gegenstand. Auch war Bischoff Verfasser eines „Grundrisses der Botanik" (1848) in der Franke'schen „Neuen Encyklopädie der Wissenschaften", und noch eine Zeitlang Mitarbeiter an „Koch's Deutschlands Flora", so wie Verfasser mehrerer kleinern Aufsätze. Aus einer Ehe von kurzer Dauer waren ihm ein Sohn, den er in einem Alter von etwa siebenzehn Jahren verlor, und zwei ihn überlebende Töchter entsprossen. Geliebt und geachtet von allen, die ihn kannten, hatte Bischoff keinen Feind. Ungeachtet der mit Gehörschwäche gewöhnlich verbundenen Monotonie des Vortrags besuchten die Studirenden gern seine Vorlesungen, in welchen überall die Gründlichkeit seiner Studien hervortrat; insbesondere fanden die meist als Privatissima behandelten Unterweisungen in der kryptogamischen Botanik vielen Beifall.

Unter Verantwortlichkeit des Ergänzungsblätterverlags in Meißen. — Redakteur Dr. Fr. Steger.
Druck von A. G. Cato in Meißen.

Die gallikanischen Freiheiten. Unsere Zeit bietet die nicht ungefährliche Erscheinung dar, daß die ultramontane Partei ihre rückschreitenden Tendenzen mit den wesentlichen Interessen der Kirche zu identifiziren sucht. Dadurch sind viele der Streitigkeiten entstanden, welche in der jüngsten Zeit Europa und Amerika erschüttert haben. Man hat oft gefragt, wie diese Streitigkeiten sich für die Zukunft verhüten ließen, aber nur selten hat man an den Gallikanismus gedacht, der doch die beste Abwehr enthält. Als solche hat er sich in Frankreich bewährt. Mehr als einmal hat man dort dem Ultramontanismus mit Erfolg den Gallikanismus entgegengesetzt. Jahrhunderte lang waren die Freiheiten der gallikanischen Kirche das Palladium des Staats. Von dem heiligen Ludwig bis auf Napoleon ist die Vertheidigung dieser Freiheiten mit den größten Ereignissen der französischen Geschichte verbunden. Es bedurfte blos einer Drohung gegen sie, und sofort standen Parlamente, Universitäten, der Adel, die Geistlichkeit, alle Stände zur Vertheidigung auf. Aber man kennt diese Freiheiten nicht allgemein und noch weniger genau, und wir halten gerade die jetzige Zeit geeignet, die Lücke auszufüllen. Wir werden nachweisen, was der Gallikanismus ist und wie er angewendet worden ist, mit welchen Fortschritten und verschiedenen Schicksalen er bis auf unsere Zeit gelangt ist, in welchem genauen Zusammenhange er mit den sogenannten Grundsätzen von 1789 steht und wie jetzt das Verhalten der französischen Geistlichkeit zu ihm ist. Das historische Interesse ist bei dieser Frage nicht das überwiegende, denn die Sendung des Gallikanismus ist nicht beendet, obgleich im Augenblick die entgegenstehende Meinung einen augenblicklichen Erfolg errungen hat.

„Was unsere Väter die Freiheiten der gallikanischen Kirche genannt haben", sagt der berühmte Pithou, „und worauf sie so eifersüchtig gewesen sind, das sind nicht etwa eingeschlichene Gebräuche oder außerordentliche Privilegien, sondern vielmehr natürliche Freiheiten oder allgemeine Rechte, welche unsere Ahnen stets bewahrt haben, so daß man auf keinen andern Rechtstitel hinzuweisen braucht, als auf den Besitz und naturgemäßen Genuß." Bossuet nennt die gallikanischen Freiheiten „aus der Tradition der allgemeinen Kirche hervorgegangen." Daß diese Freiheiten gallikanische genannt worden sind, hat nur darin seinen Grund, daß Frankreich erfolgreicher als andere Länder sich im Besitz des allgemeinen Rechts erhalten hat. Es verdankte diesen Vortheil größtentheils der Benutzung glücklicher Umstände. Es war, als diese Freiheiten sich ausbildeten, noch weder von den falschen Dekretalien die Rede, noch von der päpstlichen Anmaßung, sowohl die Reiche als die Kirche zu beherrschen. Die apostolischen Canones und Dekrete der ersten Konzilien waren noch theilweise in Kraft, und das Beispiel der afrikanischen Kirche reizte den französischen Klerus zur Nachahmung auf. So alt sind die gallikanischen Freiheiten, daß ein alter Rechtsgelehrter mit Stolz sagen konnte: „Weil sich in Frankreich eine Freiheit erhalten hat, wie kein anderes katholisches Volk ihrer genießt, darum darf man nicht sagen, daß Frankreich sich befreit habe: es ist vom Anfang an frei und unabhängig gewesen."

Zu den ältesten und theuersten Nationaltraditionen gezählt, blieben die gallikanischen Freiheiten lange geachtete und unverletzliche Rechtsgewohnheiten, welche keiner gesetzlichen Fassung zu bedürfen schienen. Erst 1594, als die Unruhen der Ligue ihr Ende erreicht hatten, fühlte man das Bedürfniß, ihnen eine bestimmtere Form zu geben. Pithou sammelte sie und brachte sie in Ordnung, indem er die Rechtsgrundsätze von einer Menge von Nebenbestimmungen befreite. Er stellte mit bewunderungswürdiger Schärfe dreiundachtzig Artikel auf und leitete aus denselben zwei Grundsätze ab. „Die erste dieser Maximen", sagt Grosley, „lautet, daß die Päpste im allgemeinen wie im besondern nichts anordnen und befehlen können, was die weltlichen Angelegenheiten der Länder betrifft, und daß, wenn sie

irgend etwas dieser Art anordnen und befehlen, die Unterthanen des Königs, auch die Geistlichen, nicht zu gehorchen brauchen. Der zweite Grundsatz ist, daß wenn der Papst in geistlichen Dingen auch der Herrscher ist, doch seine Macht in Frankreich keine unendliche und absolute ist, sondern durch die Canones und die Regeln der alten Kirchenversammlungen, welche in diesem Königreiche abgehalten worden sind, in Schranken gewiesen wird."

In diesen beiden Grundsätzen Pithou's ist der Gallikanismus ganz enthalten. Die Erklärung der theologischen Fakultät von Paris vom 8. Mai 1663 und die feierlichere Erklärung der Versammlung des französischen Klerus vom 19. März 1682 sind nur eine Wiederholung jener Maximen in einer mehr theologischen Form. Die letzte, welche Bossuet redigirt hat, spricht in vier Artikeln folgendes aus:

1) Der heilige Petrus und seine Nachfolger haben als Stellvertreter Christi, wie die ganze Kirche selbst, von Gott keine andere Macht empfangen, als über die geistlichen Dinge, welche das Seelenheil betreffen, nicht aber über die weltlichen und bürgerlichen Angelegenheiten.

2) Die Machtvollkommenheit des heiligen apostolischen Stuhls und der Nachfolger des heiligen Petrus als Stellvertreter Christi über alle geistlichen Dinge ist so beschaffen, daß nichts desto weniger die Dekrete des heiligen ökumenischen Konzils von Kostnitz, welche in den Sitzungen 5 und 6 erlassen, von dem heiligen apostolischen Stuhl bestätigt, durch die Praxis der ganzen Kirche und der römischen Oberhirten bestärkt und in allen Zeiten von der gallikanischen Kirche gewissenhaft beobachtet worden sind, ihre Kraft und Geltung behalten.

3) Der Gebrauch der apostolischen Gewalt muß sich regeln nach den Canones, welche die Kirche Gottes erlassen und die allgemeine Ehrfurcht der Welt geheiligt hat. Die Regeln, Gewohnheiten und Verfassungsgrundsätze, welche in diesem Königreich und in der gallikanischen Kirche Annahme gefunden haben, müssen ihre Kraft und Geltung behalten und die Gebräuche unserer Vater unerschüttert bleiben.

4) Obgleich der Papst bei allen Glaubensfragen die höchste Autorität ist und seine Dekrete alle Kirchen im allgemeinen und jede Kirche im besondern angehen, ist doch sein Urtheil nicht unwiderruflich, es sei denn, die Kirche haben demselben ihre Zustimmung ertheilt.

Die Versammlung schickte diese Sätze allen französischen Kirchen und Bischöfen zu. Noch in demselben Jahre veröffentlichte der französische Klerus eine energische Protestation gegen die Breven Innocenz XI., „durch welche die Freiheit der Kirche geknechtet, die Formen der Kirchenzucht zerstört, die Ehre des Episkopats erniedrigt und die geheiligten Schranken, welche die Hand unserer Ahnen vor Alters errichtet hat, umgestürzt werden." Das die Erklärung bestätigende Edikt des Königs wurde vom Pariser Parlament am 23. März 1682 registrirt. Im folgenden Jahrhundert wurde dieses Edikt erneuert, und Napoleon erklärte es schließlich am 25. Februar 1810 zum allgemeinen Reichsgesetz.

Dies sind die berühmten Dokumente des Gallikanismus, bei denen es sich, wie man sieht, eben sowohl um die Rechte und Grundlagen des Staats als um die innere Verfassung der Kirche handelt. „Man muß nicht glauben", bemerkt Dupuy, der Erläuterer Pithou's, „daß die französischen Geistlichen allein den Körper der gallikanischen Kirche bilden. Ganz Frankreich, das heißt alle französischen Katholiken zusammengenommen, bilden im Verein den Körper dieser Kirche." Nach Marca begreift die Benennung „gallikanische Kirche" die Laien und sogar den König. In seinen Grundlagen umfaßt der Gallikanismus die beiden Gewalten und ihre gegenseitigen Beziehungen. So erklärten auch die französischen Bischöfe in ihrem Rundschreiben von 1682: „Die christliche Republik wird nicht blos von der Priesterschaft regiert, sondern von der Macht, welche die Könige und die Regierungen besitzen." Es ist daher, wenn man den Sinn der gallikanischen

Freiheiten nicht mißverstehen will, nöthig, die beiden Seiten des Gallikanismus, oder den bürgerlichen und den kirchlichen Gallikanismus, von einander zu trennen. Beide haben nicht dieselben Schicksale gehabt und unterliegen zuweilen den verschiedenartigsten Beurtheilungen.

Die Unabhängigkeit der bürgerlichen Gewalt bildet die erste aller gallikanischen Freiheiten. Man muß es den französischen Königen nachrühmen, daß sie ihre Souveränetät standhaft behauptet, der siegreichen Theokratie nie ganz nachgegeben, die erste entstehende Aufklärung für sich benutzt und bis an das Ende kräftig für die Wiederherstellung der Integrität der politischen Gewalt gekämpft haben. Diese jahrhundertlange Arbeit, an der die Parlamente einen glorreichen Antheil nahmen, hat die gänzliche Trennung des Staats von der Kirche vorbereitet. Vom neunten Jahrhundert an, so wie die Päpste offen gegen die weltliche Macht vorgingen, setzten die Könige ihnen „die politische Majestät" entgegen. Karl der Kahle erklärte Adrian II., „die Könige seien nicht die Verweser der Bischöfe", und zwang ihn, seinen ungerechten Plänen zu entsagen. Der heiligste und gallikanischste der alten Könige, Ludwig IX., führte gegen die Uebergriffe Roms die Schranke der pragmatischen Sanktion auf und erklärte, „der König hänge von Niemand ab, als von Gott und von sich selbst." Auch der Titel „Von Gottes Gnaden", der jetzt so viel Anstoß erregt, war eine Unabhängigkeitserklärung. Bei Gelegenheit des Streits, den Philipp der Schöne mit Bonifaz VIII. hatte, richteten die Abgeordneten des Bürgerstandes an den König die Bitte, „er möge um des Volkes willen, das dabei stark betheiligt sei, die freie Souveränetät seiner Krone erhalten, kraft deren er keinen Herrn über sich zu erkennen brauche, als Gott allein." Als Ludwig XII. von Julius II. in den Bann gethan wurde, schaarte sich das ganze Volk um ihn.

Daß die Mitglieder der Kirche, welchen Rang sie auch auf der hierarchischen Stufenleiter einnehmen, wie alle andern Bürger den Gesetzen unterworfen seien, ist ein Grundsatz, der beständig einen Theil des französischen öffentlichen Rechts ausgemacht hat. Allerdings genoß die Geistlichkeit wichtiger politischer und bürgerlicher Vorrechte, aber der Staat nannte diese Vorrechte auf Widerruf ertheilt und erkannte weder eine Theilung der souveränen Gewalt, noch ein dem Priesterthum anklebendes Recht an. Diese Ansicht wurde mehr als einmal aufgestellt, namentlich in einem Erlaß des Staatsraths vom 24. Mai 1766. Dieser Erlaß sagt: „Es steht allein der weltlichen Gewalt zu, zeitliche Strafen zu vollziehen und Exekutionen gegen Güter und Körper vorzunehmen. Abgesehen von den der geistlichen Gewalt innewohnenden Rechten, genießt dieselbe in diesem Königreiche mehrerer Rechte und Privilegien in Beziehung auf besondere Gerichte, deren Formalitäten und der Vollstreckung ihrer Urtheile, aber diese Rechte und Privilegien, welche ihr um der Religion willen und zum eigenen Vortheil der Gläubigen eingeräumt sind, können nur als Zugeständnisse gelten, von denen die Kirche ohne die Erlaubniß des Herrschers, von dem sie herrühren, keinen Gebrauch machen darf."

Diese Privilegien verringerten sich außerdem unaufhörlich, und es läßt sich in der ganzen französischen Geschichte ein Streben nach Säkularisation nachweisen, wodurch der Klerus mehr und mehr unter das gemeine Recht gestellt werden sollte. Schon 1651 beantragten bei den Ständen von Pontoise die Abgeordneten des dritten Standes eine radikale Maßregel, welche der Geistlichkeit als Stand ein Ende gemacht haben würde. Augustin Thierry sagt darüber in seinem „Versuch einer Geschichte des dritten Standes" (Paris, 1853): „Das absolute Recht des Staats auf die Besitzungen des Klerus wurde als Grundsatz aufgestellt und diente verschiedenen Plänen über die Tilgung der öffentlichen Schulden zur Basis. Derjenige der beiden von den dreizehn bürgerlichen Abgeordneten entworfenen Pläne, welcher schließlich vorgezogen und zur Annahme empfohlen wurde, bestand darin, alle Kirchengüter zum Nutzen des Staats zu verkaufen und den Klerus

durch Gehalte, je nach dem Range seiner Mitglieder, zu entschädigen." Es verflossen mehr als zwei Jahrhunderte, ehe dieser Plan angenommen wurde, doch hatte der Staat gegen den Mißbrauch einer bevorzugten Stellung seine Maßregeln ergriffen. Die Gegner des Gallikanismus haben in diesen ein unerträgliches Joch sehen wollen. Wenn man aber erwägt, daß der Klerus mit seinen unermeßlichen Reichthümern und seinem Antheil an der richterlichen Gewalt einen Stand im Staate bildete, und wenn man bedenkt, daß das Oberhaupt der Kirche zugleich ein weltlicher Fürst war, dessen Besitzungen zwar einen geringen Umfang hatten, der aber einen unermeßlichen Einfluß besaß, so wird man nicht erstaunen, daß der Staat den Verkehr der Geistlichen und namentlich der Bischöfe mit Rom einer strengen Aufsicht unterwarf.

Das Aufsichtsrecht des Staats erstreckte sich noch auf andere Gegenstände. „Wir sehen", sagt ein alter Rechtsgelehrter, „auf die Dinge der Religion, berühren aber die Religion selbst nicht." Mehrmals schritt der Staat mit Strenge gegen aufrührische Tendenzen ein, gegen Predigten, in denen zur Revolution und zum Bürgerkriege aufgefordert wurde. Die Erlasse des römischen Hofs, selbst die von ökumenischen Konzilen wurden einer wachsamen Prüfung unterworfen. „Die Geistlichen", sagt ein berühmter Canonist des vorigen Jahrhunderts, „würden bald im Stande sein, den Staat umzustürzen, wenn die Behörden von den Glaubensformeln, den Gelübden und Eiden, die man von den Bürgern verlangen dürfte, nicht Einsicht nähmen." Das Aufsichtsrecht des Staats äußerte sich besonders durch seine Entscheidung über Berufungen, die man gegen Rechtsverletzungen einlegte, durch seine Aufhebung ungerechter Exkommunikationen und durch sein Einschreiten, wenn ein Sakrament oder das Begräbniß versagt wurde. Die Berufungen gegen Rechtsverletzungen hat auch die gegenwärtige Gesetzgebung beibehalten, sie aber dem Staatsrath vorbehalten, weshalb sie seltener und wirkungsloser geworden sind. „Ich habe es immer bedauert", bemerkt **Dupin** über diesen Gegenstand, „daß die Entscheidung der Berufungen gegen Rechtsverletzungen, die früher den Parlamenten zustand, nicht den königlichen Gerichtshöfen und den Staatsprokuratoren überwiesen worden ist. Man wird früher oder später dies einführen müssen." Was die ungerechten Exkommunikationen, die Verweigerung von Sakramenten u. s. w. betrifft, so schritten die Parlamente in solchen Fällen energisch ein, erließen Urtheile und bewachten die Vollziehung derselben. Eine solche Strenge war nöthig, denn die Geistlichkeit exkommunizirte häufig aus leichtsinnigen Gründen, z. B. ein ganzes Gericht wegen eines einfachen Kompetenzkonflikts, und ein Exkommunizirter sah sich in früheren Zeiten nicht selten Beschimpfungen des Pöbels ausgesetzt. Auch die ökumenischen Konzile, deren Autorität in Frankreich über jene des Papstes gestellt wurde, fanden nicht immer Gehorsam. Da mehrere der Beschlüsse der tridentiner Versammlung ein vollständiges Aufgeben der gallikanischen Grundsätze hätten zur Folge haben müssen, so weigerte man sich der Anerkennung, und alle Anstrengungen, welche der Papst und die Bischöfe ein Jahrhundert lang machten, erreichten ihr Ziel nicht, obgleich die rein dogmatischen Entscheidungen des Konzils in Frankreich als Glaubensartikel anerkannt wurden.

Der Widerstand gegen Rom hatte beständig in dem Parlament von Paris seinen Mittelpunkt. Häufig vertheidigte auch der französische Klerus die Freiheiten der Kirche und die Rechte des Staats gegen Rom, aber sein Korpsgeist und seine Anhänglichkeit an seine weltlichen Privilegien machten seinen Widerstand ungewiß und schwach. Dagegen unterhielt das Parlament mehrere Jahrhunderte lang gegen die Theokratie einen regelmäßigen Krieg. Es fand nicht immer bei der königlichen Gewalt Unterstützung. Mehr als einmal gelangte der römische Hof mit Hülfe von Günstlingen und Beichtvätern dahin, daß die gegen ihn erlassenen Dekrete kassirt wurden, und die königliche Gewalt ließ sich sogar zu einer Verschwörung gegen den Gallikanismus hinreißen, aus welchem Bunde das Konkordat von 1516

hervorging. Wenn Rom der schwächere Theil war, temporisirte es und legte seine Unzufriedenheit durch versteckte Repressalien an den Tag. „Der Papst", sagt Aguesseau, indem er eine dieser häufigen Streitigkeiten bespricht, „beharrte bei seinem Schweigen, verrieth aber seinen Zorn durch die schwächliche Rache, daß er den Parlamentsbeschluß nebst vielen andern Beschlüssen zu Gunsten unserer Grundsätze, die der heilige Vater kanonisirt, indem er sie verdammt, auf den Index setzte."

Eines fehlte dem Gallikanismus. Die Negation des theokratischen Rechts schließt logisch die Aufhebung jeder Staatsreligion oder die Gleichstellung aller Religionen in sich ein. Dies erkannte man nicht, doch darf uns das nicht überraschen, denn in jener Zeit herrschte überall Unduldsamkeit, auch bei den Protestanten, und man verbrannte nicht allein in Rom, sondern auch in Genf. Weder die großen Rechtsgelehrten der Parlamente, noch die Canonisten, die aus dem Klerus und dem Advokatenstande hervorgingen, dachten an einen Kampf gegen die Unduldsamkeit und sprachen vielmehr von der Pflicht christlicher Fürsten, die Kirche zu schützen. So kam es, daß der Erklärung von 1682 die Aufhebung des Edikts von Nantes dicht auf dem Fuße folgte, und daß Bossuet mit dem ganzen französischen Klerus diesen Akt der Unduldsamkeit pries, so kam es, daß die Parlamente ihren Namen durch so viele Bluturtheile schändeten. Doch als die Zeit gekommen war, die Rechte des Gewissens und des Gedankens anzuerkennen, da waren die Schüler Bossuet's und vom Portroyal die ersten, welche 1789 von der Nationalversammlung die Freiheit der Kulte forderten. Damit trug der bürgerliche Gallikanismus seinen letzten und entschiedenen Sieg davon, während dem religiösen Gallikanismus noch weitere Prüfungen vorbehalten waren.

Der kirchliche oder rein religiöse Theil des Gallikanismus umfängt die Souveränetät der Kirche und die Grundsätze ihres geistlichen Regiments. In diesen Fragen stellt der Gallikanismus die Sätze auf, daß die Kirche keine willkürlichen oder despotischen Rechte duldet, wenn sie auch den Primat des römischen Stuhls vollkommen anerkennt, daß die Souveränetät nicht einem Menschen, auch nicht einem Theil, sondern der ganzen Kirche und subsidiarisch dem dieselbe repräsentirenden ökumenischen Konzil zusteht, und daß alles so viel als möglich nach dem Geist der alten Kirchenzucht zu regeln ist. Die Erklärung von 1682 legt der Entscheidung der Kirche Untrüglichkeit bei, nicht den einzelnen Bischöfen. Die apostolische Disziplin ist immer der Wunsch der Gallikaner gewesen. Nach der ältesten Verfassung der Kirche waren den Laien, den Priestern und den Bischöfen ihre Pflichten und Rechte, ihr Antheil an der Gewalt und ihre Verantwortlichkeit genau zugewiesen, Ordnung und Freiheit standen mit einander im innigen Einklange, es gab ein allgemeines, durch den Einfluß der Würdigsten gemäßigtes Stimmrecht, durch das die geistlichen Würden übertragen wurden, und es gab doch auch eine kirchliche Hierarchie.

Diese apostolische Verfassung ganz zu fordern, verbot die alte soziale Ordnung. Sie war zu volksthümlich und freisinnig, um sich mit dem Lehnswesen oder der Monarchie Ludwigs XIV. zu vertragen. Obgleich sie sich immer auf die Beispiele der ersten Jahrhunderte beriefen, kämpften die gallikanischen Canonisten hauptsächlich für die Rechte der Bischöfe, viel weniger für jene der Priester und Laien. Erst in der jüngsten Zeit hat man die letztern zu berücksichtigen angefangen. Was unter uns Hirscher angestrebt hat, dasselbe betreibt in Frankreich Bordas-Demoulin, ein katholischer Philosoph, indem er den Beweis führt, daß das Laienthum eine der konstituirenden Gewalten der Kirche ausmacht.

Schon aus dem einen Grunde, weil er die politischen Grundlagen der alten Verfassung verletzte, konnte der kirchliche Gallikanismus nicht auf denselben Beistand des Königthums rechnen, wie der bürgerliche. Dieses begünstigte ihn wohl zuweilen, aber nur deshalb, weil die Theorie wie die Tradition ihn unauflöslich mit dem bürgerlichen Gallikanismus verband. Ludwig XI. und Franz I. schafften

die kostbarsten Garantien der kirchlichen Freiheit ab, und keiner ihrer Nachfolger stellte sie wieder her. Ludwig XIV., der 1682 so liberal gewesen war, verließ bald die in diesem Jahre erlassene Erklärung und versprach Rom, daß sie nie zur Ausführung gelangen solle. Nachdem er die Rechte der Bischöfe so erweitert hatte, sprach er ihnen thatsächlich ihr unveräußerliches Recht ab, in Glaubenssachen zu richten. Er versammelte sie 1713 und befahl ihnen, die für die Kirche und für Frankreich so verderbliche Bulle Unigenitus, welche die Bischöfe sich nie gefallen lassen haben würden, anzunehmen. Der religiöse Gallikanismus bietet daher nicht den Anblick des Fortschritts dar, den wir bei dem bürgerlichen wahrnehmen. Die größte Summe von Freiheit zeigt sich in der ältesten Zeit, doch sind die Grundsätze nie ganz untergegangen, die Mißbräuche immer auf Widersprüche gestoßen.

In den ältesten Zeiten lag die Seele der Kirchenverfassung in den Wahlen, die von Klerus und Volk in Verein vorgenommen wurden. Die Wahlformen und der verhältmäßige Antheil von Klerus und Volk scheinen aber geschwankt zu haben, und zwar nicht blos von einer Epoche zur andern, sondern zuweilen auch bei den verschiedenen Ländern in derselben Zeit. Hatten die Apostel eine Art von allgemeinem Stimmrecht eingeführt, das Niemand von den Wahlen oder Aemtern ausschloß, so war doch von den ersten Zeiten an die Wahlthätigkeit des Klerus von jener des Volks getrennt. Bald wählte das Volk die Priester, die Bischöfe, selbst den Papst, und nachher bestätigte der Klerus die Wahl. Bald schlug der Klerus dem in der Kathedrale versammelten Volk Kandidaten vor. In Frankreich bestand noch zu Anfang des Mittelalters die Gewohnheit, wahre Volkskomitien zu versammeln, an denen laut den alten Urkunden „die Geistlichen aus der Stadt und vom Lande, die Adeligen und die andern Laien, die Mönche, die Wittwen und die Jungfrauen" Theil nahmen. In einer Versammlung dieser Art wurde Hinkmar zum Bischof von Reims gewählt. Der heilige Leo stellte als Papst den Grundsatz auf: „Wer Allen befehlen will, muß von Allen gewählt sein." Ein anderer Papst, Hormislas, erkannte in dem Zuruf des Volks das Urtheil Gottes. Spuren der apostolischen Verfassung erhielten sich in Frankreich lange. Man findet bis in das zwölfte Jahrhundert Beispiele, daß der Klerus und das Volk die Wahlen gemeinschaftlich vornahmen. Aber schon kam es von allen Seiten her zu Angriffen. Die Könige nahmen unter dem Vorwand, die Canones schützen zu wollen, einen größern Einfluß in Anspruch, der Adel und vorzüglich die großen Lehnsträger folgten diesem Beispiel, der Papst wollte der alleinige Wähler sein. Da die bürgerlichen und kirchlichen Einrichtungen fortwährend die Tendenz haben, sich in Einklang zu setzen, so erhielt auch die französische Kirche ihr Zeitalter des Lehnswesens. Von jetzt an spielen die Kapitel, in denen der Adel vorherrschte, wenn er nicht das Recht des alleinigen Eintritts besaß, die Hauptrolle. Dort konzentriren sich die Wahlen, und diese Verfassung wird durch die pragmatischen Sanktionen des heiligen Ludwigs und von Bourges bestätigt. Diese Gesetze erhielten freilich die alte Kirchenfreiheit nicht, blieben aber doch bei dem Wahlprinzip, schufen einen nationalen Klerus, der mit dem Volke im Einklang blieb, und begünstigten das Aufkeimen tüchtiger Männer. Dies waren die blühendsten Zeiten der Sorbonne, die Zeiten, in denen die Konzile von Kostnitz und Basel sich vereinigten.

Im sechszehnten Jahrhundert sollte ein absolutes Regiment eingeführt werden. Pius II., der ehemalige Sekretär der Kirchenversammlung von Basel, bereitete das Konkordat vor, das 1516, am Vorabend der Reformation, zwischen Leo X. und Franz I. abgeschlossen wurde und die letzten Freiheiten der Kirche vernichtete. Pius II. wollte seine Parteinahme für die gallikanischen Freiheiten gut machen. Die pragmatische Sanktion von Bourges verhinderte das Ausströmen französischen Geldes über die Alpen und bestätigte die Beschlüsse von Basel, welche die Kirche über den Papst setzten. Ehrgeizige Prälaten unterstützten den Papst, und Ludwig XI., der die Freiheit nicht sonderlich liebte, ließ sich leicht überreden, „daß er

in seinem Königreiche der Zügellosigkeit einen Tempel gebaut habe." Er schaffte die pragmatische Sanktion ab, sie wurde in Rom in den Straßen umhergeschleift, und der Papst weinte vor Freude. Indessen war sie nicht so leicht zu beseitigen. Ludwig XII. ließ sie bestehen, und das Konkordat Franz I. fand in Frankreich eine sehr widerwillige Aufnahme. Es ging damals allgemein die Rede, Leo X. und Franz I. hätten sich gegenseitig geschenkt, was nie ihr Eigenthum gewesen wäre. Der Papst habe dem König durch die Ernennung der Bischöfe das geistliche Recht, der König dem Papst durch die Wiederherstellung der Annaten das weltliche Recht vergeben, der Papst habe die Rechte der Kirche und der König die Rechte der Nation usurpirt. Franz I. hatte eine große Menge von Bischöfen und Prälaten berufen, um das Konkordat von ihnen annehmen zu lassen. Diese behaupteten gegen ihn, da die Sache den allgemeinen Zustand der gallikanischen Kirche betreffe, so könne man ohne diese nichts thun. Der König drohte darauf den Bischöfen, er werde sie nach Rom schicken, wo sie mit dem Papste disputiren möchten. Im Parlament war der Widerstand nicht weniger energisch. „Der König und der Papst", sagte der königliche Advokat Lelievre, „können den gallikanischen Rechten nichts vergeben, denn diese liegen über ihre Kompetenz hinaus." Franz I. erzwang die Einregistrirung mit Gewalt. „Ich will in Frankreich keinen venetianischen Senat haben," rief er aus. Mermel, der Rektor der Pariser Hochschule, ließ an den Straßenecken den Buchdruckern durch Anschlag verbieten, das Konkordat zu drucken. Bei der Versammlung der Geistlichkeit von 1585 verglich der Erzbischof von Vienne Leo X. und Franz I. mit den Soldaten, die sich in Christi Kleider getheilt haben. Die Protestationen gegen das Konkordat setzten sich im sechszehnten Jahrhundert bei den Generalstaaten und Kirchenversammlungen fort. 1608 bestand noch in mehreren Diözesen, namentlich in denen von Mans und Clermont, der Gebrauch, öffentliche Gebete um Aufhebung des Konkordats und Herstellung der Wahlen zu halten. Dieser Wunsch kehrt am Schlusse der neueren Geschichte Frankreichs in vielen Anweisungen für die Generalstaaten von 1789 wieder.

Eine so allgemeine und lange Opposition beweist, wie sehr das Konkordat die ersten Grundsätze des Gallikanismus verletzte. Auch nennt die Mehrzahl der modernen Gallikaner dasselbe mit Duhamel „das Grab der Kirchenrechte". Das Konkordat machte die Bischöfe zugleich vom Papste und vom König abhängig, führte eine Herrschaft des Absolutismus und der Günstlinge ein. Allerdings machte es die Gelangung zu kirchlichen Würden von theologischen Graden abhängig, gewährte aber Personen von königlichem Blut oder von hoher Abkunft Dispense, so daß bei diesen die Prüfung des Adels die Prüfung der Kenntnisse ersetzte. Ein solches Gesetz konnte von der französischen Kirche nie anders als geduldet werden, wie auch bei einer Gelegenheit öffentlich ausgesprochen wurde. Als nämlich 1718 über die Einsetzung der Bischöfe zwischen dem französischen und dem römischen Hofe Streit entstand, erklärte der Regentschaftsrath, „man werde die päpstliche Bullen nicht beachten, denn nachdem man die Sorbonne um Rath gefragt, sei die Meinung aller Direktoren einstimmig dahin gegangen, daß die Nationalkirchen das Recht hätten, sich ihrer Freiheit wieder zu bemächtigen, deren Ausübung durch die Konkordate blos suspendirt worden wäre und wieder auflebe, sobald man das Bedürfniß nach ihr empfinde." (Dupin, Vertheidigung des organischen Gesetzes über das Konkordat.)

In historischer Beziehung hat das Konkordat von 1516 auch seine Vorzüge. Es unterstützte jene energische Bewegung der Centralisation, durch die Frankreich unter der Beihülfe des Despotismus seine Nationaleinheit und seine bürgerliche Gleichheit erlangt hat. Um zu dem für alle gemeinschaftlichen Recht zu gelangen, mußte die Kirche dasselbe Schicksal wie der Staat erleiden, mußten die örtlichen und aristokratischen Vorrechte aufgehoben werden. Auch trug das Konkordat einige Heilmittel in sich selbst. Die gallikanische Kirche hatte zwei Herren, den König

und den Papst, aber diese Herren stimmten selten überein, und so bewahrte sie in Folge dieser Uneinigkeit einige Unabhängigkeit. Die Bischöfe erinnerten sich lange ihrer Würde und ihrer Rechte. Die Wissenschaft behauptete ihren Einfluß, und es gab noch immer eine Sorbonne, wo die alten Traditionen gelehrt wurden. Die geistlichen Gerichte konnten freilich den Tribunalen der Urkirche nicht verglichen werden, behielten aber die Formen regelmäßiger Urtheile bei. Der Skandal willkürlicher Entscheidungen, durch die man verurtheilt wird, ohne daß man gewußt hat, daß man angeklagt gewesen ist, kam bei ihnen nicht vor. Eine weitere und mächtige Garantie war die Autorität der Parlamente. Sie zeigten sich eben so eifrig, den kirchlichen Gallikanismus zu vertheidigen, wie den bürgerlichen, und kein Stand der Kirche rief ihren Schutz vergebens an. Wie stark der Gallikanismus blieb, beweist die Erklärung von 1682, dieser starke Protest gegen das Konkordat. Frankreich behielt seine großen Bischöfe des siebenzehnten Jahrhunderts und seine bewunderungswürdige Schule vom Port Royal, die wohl einige Irrthümer begangen, aber doch ausgezeichnete Dienste geleistet hat.

Im achtzehnten Jahrhundert wurde der Mißbrauch, die kirchlichen Würden dem Adel zu übertragen, auf die höchste Spitze getrieben. Der Marquis von Bouillé gesteht dies in seinen Denkwürdigkeiten selbst ein. „In diesen letzten Zeiten“, sagt er, „hat die Geistlichkeit einen Theil ihrer Achtung verloren, weil die Bischöfe jetzt blos noch unter dem jungen Adel vom Hofe und aus den Provinzen gewählt werden.“ Die geistliche Aristokratie hatte die kirchlichen Studien, die Kirchenzucht und die Sitten in Verfall gerathen lassen. Dieser Verfall war für die Bewegung von 1789 ein großes Unglück. Die Gesetzgeber der ersten Revolution hatten die Absicht, den kirchlichen Gallikanismus wieder zu beleben, fanden aber im Innern der Kirche zu wenig Unterstützung. Ihre „bürgerliche Verfassung des Klerus“, die man als eine profane Neuerung verschrieen hat, war in der That eine Rückkehr zu den ältesten Satzungen. Während ihrer kurzen Dauer entwickelte die konstitutionelle Kirche eine lobenswerthe Energie, sich im Innern zu reinigen und den Verfolgungen von außen zu widerstehen. Es hatten sich anfänglich leichtsinnige oder unsittliche Priester in ihr eingeschlichen, aber sie entfernte diese und stand nun rein und geachtet da. Selbst die Gegner gestehen zu, daß ihre aus Wahlen hervorgegangenen Bischöfe jeder Kirche Ehre gemacht haben würden. Sie war es, welche 1795 die Kirchen wieder öffnete, 1797 und 1801 zwei Pariser Konzile hielt und zuletzt ohne alle Unterstützung des Staats, der seine völlige Trennung von der Kirche ausgesprochen hatte, 7,500,000 Franzosen wieder für den Glauben gewonnen hatte. Von dem ersten Konsul hing es ab, ihr zum Siege zu verhelfen, er zog es aber vor, den römischen Hof zu zwingen, in dem Konkordat von 1801 die bürgerlichen Eroberungen der Revolution anzuerkennen, und in den organischen Artikeln dem Gallikanismus ein letztes und dürftiges Asyl zu öffnen. In dem nie zum Vollzug gelangten Konkordat von 1813 wollte er für den letztern besser sorgen, aber schon hatte sich das Glück gegen ihn erklärt.

Der kirchliche Gallikanismus war zugleich mit der Kirchenreform von 1791 erlegen. Frayssinus und die Bischöfe der Restauration behielten nur Trümmer bei. Sie vermengten damit politische Doktrinen, welche bei der Menge unbeliebt waren. Dies überlieferte den Gallikanismus waffenlos den Spöttereien des Grafen Maistre und den heftigen Angriffen des Abbé Lamennais. Seinerseits erhielt der kirchliche Gallikanismus, obgleich schwache Vertheidiger ihn bloßstellten, die beständige Unterstützung der liberalen Meinung. Die Julirevolution bewirkte bei den Ultramontanen einen unerwarteten Umschwung. Sie wählten plötzlich die Freiheit zum Feldgeschrei, und namentlich verwandelte sich Lamennais in einen heftigen Demagogen. Man kämpfte für die Freiheit der Presse, für die Freiheit des Unterrichts, und die Regierung ließ sich gewinnen. Später fiel die Maske, und der Ultramontanismus zeigte sich wieder in seiner wahren Gestalt. Dadurch hat die theokratische Partei moralisch viel verloren. Sie streckte bereits die Hand nach dem

bürgerlichen Gallikanismus aus, machte aber die Entdeckung, daß die gallikanischen Lehren auf diesem Gebiete unzerstörbar geworden waren. Es trat nun eine Spaltung unter den Ultramontanen ein, welche mehrere ihrer geschicktesten Vertheidiger verloren. Diese Partei ist trotzdem noch sehr stark, die Mehrzahl der Doktoren der Theologie, der Bischöfe und Erzbischöfe gehört ihr an. Man wird in keinem französischen Seminar ein einziges kirchenrechtliches Werk finden, in der die Unabhängigkeit der bürgerlichen Gewalt rückhaltlos anerkannt würde. Das Konkordat hat keinen von seiner neuen Mission durchdrungenen Klerus zu schaffen verstanden. Die Regierung hätte von ihrem Recht, die Bischöfe zu ernennen, bedeutenden Nutzen ziehen können, aber nie sind ihre Ernennungen prinzipielle gewesen. Den niedern Klerus hat man weder 1830 noch 1848 befreit. Man hat ihm alles verweigert, selbst die Vermehrung der unabsetzbaren Pfarrer, eine sehr einfache und doch höchst wichtige Maßregel, zu der man vollkommen ermächtigt gewesen wäre. Jetzt hat Frankreich 3301 Pfarreien mit unabsetzbaren Pfarrern und 27,451 Sukkursalen, deren Geistliche nach Willkür zurückgerufen werden können. Vor 1789 war das Verhältniß ein umgekehrtes, denn damals gab es nach Dupin's Handbuch des französischen Kirchenrechts 36,000 Pfarren mit unabsetzbaren Inhabern und nur 2500 Nebenstellen, deren Geistliche nach Belieben abgerufen werden konnten.

Die Bewegung für den kirchlichen Gallikanismus, auf die wir hingedeutet haben, geht von Geistlichen aus. Drei derselben, Couture, Prompsault und Laborde, haben sich genannt, zwei kämpfen ohne Namen. Alle diese Schriften lassen die Frage der Stellung der geistlichen Gewalt zur bürgerlichen unberührt, oder weisen jede Uebereinstimmung mit den Ansichten der alten Parlamente von sich ab. Die Verfasser beschäftigen sich mit der Kirchenzucht und fordern Rechte für die Bischöfe, ohne sich der Geistlichen der untern Grade oder der Laien anzunehmen. Für diese letztern beiden Klassen hat aber ein Laie F. Huet das Wort genommen, indem er so ziemlich dasselbe fordert, was in Deutschland die Anhänger der Diözesan-Synoden beantragen. Dieser Schriftsteller hofft mit Zuversicht auf einen glücklichen Ausgang seines Kampfes. „Die Laien", sagt er, „sind in Masse Gallikaner, wenn sie es auch nicht immer wissen. Der letzte französische Bauer ist ein Gallikaner." — Die Schriften der Geistlichen sind: Sur la situation présente de l'Église gallicane, Paris 1852. — Observations sur le décret de la congrégation de l'Index du 27. septembre 1851, par l'Abbé de La Couture, Paris 1852. — Du Siége du pouvoir ecclésiastique dans l'Église, par l'Abbé Prompsault, Paris 1853. — Lettres Parisiennes, par l'Abbé Laborde. — De l'Autorité de l'Index en France, par le même. — L'Église gallicane et ses maximes vengées contre les attaques de M. le comte de Montalembert.

Die Fremdenlegionen. Drei moderne Völker, Deutsche, Schweizer und Iren haben die meisten Legionen geliefert, welche in fremdem Dienst Blut und Leben geopfert haben, um Undankbarkeit zu ernten. Gegen den Schluß des Mittelalters waren besonders die Schweizer und die deutschen Landsknechte gefürchtete Soldaten. Reiterei hatten die Schweizer nicht; um so furchtbarer war ihr Fußvolk, dessen Hauptwaffe neben dem starken Schwert die achtzehn Fuß lange Lanze war. Hatten die Schweizer ihre Schlachtordnung gebildet, so ragten die Lanzen der fünf ersten Glieder vor der Front hervor, eine undurchdringliche Hecke bildend, an der jeder Angriff der Reiterei scheiterte. Die Schutzwaffen bestanden meistens aus einem Brustharnisch von Eisen oder Leder; Rückenpanzer und Armschienen kamen selten vor; Helme waren nicht gebräuchlich. Die sich schwerer panzerten, pflegten statt der Lanzen Hellebarden zu tragen, die drei Armlängen maßen und sich zu Hieb und Stich eigneten. Im Geschützwesen hatten die Schweizer viel Erfahrung; zwischen den Lanzenträgern standen in Zwischenräumen Büchsenschützen.

In der Bewaffnung wie in der Fechtweise waren die deutschen Landsknechte den Schweizern ganz gleich, eben so tapfer und noch größer und stärker. Deutsche

und Schweizer haßten sich auf das grimmigste; in jeder Schlacht suchten sie sich auf; Quartier wurde in ihren Kämpfen nicht gegeben. In der Sammlung der Berichte venetianischer Gesandten finden wir über die Landsknechte gesagt: „Es sind starke Menschen und starke Pferde; wie aber jeder Vorzug von einem Nachtheil begleitet zu sein pflegt, so ist es auch hier; die Pferde sind so schwer und fressen eine solche Masse Hafer, die Menschen sind so der Schwelgerei ergeben, daß ein Heer von selbst zu Grunde geht, wenn die ungeheueren Quantitäten Hafer, Wein und sonstige Getränke, woran Alles sich gewöhnt hat, ausbleiben." Auf das Plänkeln ließen sich die Landsknechte nicht ein; wegen ihrer Schwerfälligkeit machten sie nur kleine Märsche; bei ihren Zügen schleppten sie Weib und Kind auf ihren Karren mit sich. Der Monatssold des Fußgängers betrug vier, der des Reiters zehn Gulden; das Geld mußte pünktlich eintreffen; hatte der Hauptmann seine Mannschaft einmal zur Musterung gestellt, so mußte für alle Leute, die in den Rollen standen, der Sold fortbezahlt werden, für die kranken und todten, gesunden und lebenden. So gefürchtet dieses Fußvolk sich machte, so geringes Lob erntete die Reiterei. Die Pferde waren zu schwer, die Sättel zu niedrig; den Soldaten fehlten die Beinschienen; aus allen diesen Gründen zog die deutsche Reiterei gegen die französische und italienische den Kürzeren. Ueberdies führte jeder Reiter nur ein Pferd, so daß er mit einem vom Marsche abgematteten Thiere in das Gefecht kam.

Der berühmteste Kampf, den die Schweizer als Miethstruppen ausgefochten haben, ist die Riesenschlacht von Marignano. Sie fochten diese für Maximilian Sforza gegen Franz I. von Frankreich, die Venetianer unter Alviano, die schwarzen Banden (von denen Macchiavelli eine Wiedergeburt Italiens gehofft hat) und andere Miethtrupppen. Die Stellung des Königs wäre für andere Truppen unangreifbar gewesen. Der Zugang von der Seite der Schweizer war eine freie Dammstraße durch Wiesen, die von Wassergräben durschnitten wurden. Wo diese Straße endete, dehnten sich die dreifachen, mit vierundsiebenzig schweren Geschützen besetzten Schanzen der Franzosen aus, zwischen denen ein hinreichender Raum für die Aufstellung des Heeres war. Vor den Schanzen zog sich der Lagergraben hin, Seiten und Rücken des Lagers waren völlig gedeckt, und überdies stand Alviano so in der Nähe, daß er während des Kampfes herbeikommen konnte, wie auch wirklich geschah. Französische Gensdarmen und deutsche Landsknechte gingen den Schweizern entgegen; beide wurden geworfen, die letztern fast aufgerieben. Der Lagergraben wurde überschritten, das erste französische Treffen ganz in die Flucht geschlagen, das zweite zurückgedrängt; selbst Bayard floh; der König zog sich auf sein Hintertreffen zurück. Eine Stunde vor Mitternacht endete das Gefecht; die Schweizer hatten zehn Fahnen und zwölf Geschütze gewonnen, aber so unverhältnißmäßig verloren, daß sogar der kriegerische Kardinal von Sitten, den man während der Schlacht stets in den vordersten Reihen gesehen hatte, zum Rückzuge nach Mailand rieth. Die Anführer stritten hin und her; am nächsten Tage erneuerten sie die Schlacht. Der erste Angriff galt den schwarzen Banden; während diese Boden verloren, ritt die französische Gensdarmerie auf die Schweizer ein; aber auch sie vermochte nichts. Schon erschienen die ersten leichten Reiter Alviano's; die Schweizer achteten kaum auf sie; alle ihre Anstrengungen galten dem französischen Mitteltreffen, das sich um den König gesammelt hatte. Um Mittag trat im Kampfe eine Pause ein, und jetzt zeigten sich die vollen Reihen des venetianischen Heeres. Viele der schweizerischen Hauptleute meinten, daß eine letzte Anstrengung einen um so glänzenderen Sieg geben werde; doch ehe sie mit ihrer Ansicht durchdringen konnten, ließ Trivulzio die Dämme des Lambro durchstechen, und das einströmende Wasser, das ihnen bereits bis zum Knie reichte, zwang die Schweizer zum Rückzuge. Ihre Verwundeten und ihre vier Feldschlangen trugen sie auf den Schultern mit sich fort; in ein Viereck geordnet zogen sie ab, noch furchtbar von dem feindlichen Geschütz gezehntet. (13. und 14. September 1515.)

Ihr Verlust hatte zwischen sechstausend und siebentausend Todte betragen. Die Zeitgenossen nannten diesen Kampf die Riesenschlacht von Marignano; sein Andenken hat sich in Italien noch heute erhalten in dem Volkssprüchwort: „Suche Gnade bei Marignano".

Frankreich hat von Alters her schweizerische und deutsche Soldtruppen in seinem Dienst gehabt. Reiter (Reitres) im französischen Dienst werden schon 1245 erwähnt, in der Schlacht von Cortryck fochten für Philipp den Schönen 8000 Mann deutsche Hülfsvölker, 1448 standen 6000 Landsknechte in französischem Sold, 1483 ließ Karl VIII. 10,000 Deutsche anwerben, welche im Jahre 1492 um 2000 verstärkt wurden, und 1558 gab es in französischen Diensten sogar 20,000 Landsknechte und 900 Reiter. Noch stärker war die Zahl der Schweizer im französischen Dienst. Militärschriftsteller haben berechnet, daß von 1474 bis 1777 über 600,000 Schweizer für Frankreich angeworben worden seien. Diese Menschenmassen vertheilen sich auf die einzelnen Regierungen wie folgt:

Ludwig XI.	12,000	Mann.
Karl VIII.	53,000	"
Ludwig XII. . . .	97,400	"
Franz I.	14,600	"
Heinrich II.	82,000	"
Karl IX.	48,700	"
Heinrich III. . . .	62,200	"
Heinrich IV. . . .	43,600	"
Ludwig XIII. . . .	63,700	"
Ludwig XIV. . . .	60,200	"
Ludwig XV. . . .	31,025	"
	608,425	Mann.

Diese Zahl bezieht sich aber nur auf die ersten Anwerbungen, nicht auf die Ersatzmannschaften. Rechnet man die letztern, die in jedem Jahr nachzogen, hinzu, so gelangt man zu dem Ergebniß, daß Frankreich in dreihundert Jahren 1,110,800 Menschen aus der Schweiz gezogen hat. Nach genauen Berechnungen sind von je 1808 Angeworbenen 783, wovon ein Drittheil invalid, in die Heimath zurückgekehrt. Danach haben von der angegebenen Zahl nur 481,059 die Schweiz wiedergesehen, wovon 160,253 Invaliden als für die Bevölkerung unbrauchbar abgezogen werden müssen, so daß der wirkliche Menschenverlust der Schweiz sich auf 790,092 Menschen beläuft. Die Schweizer haben aber nicht blos Frankreich gedient, sondern in der That allen Regierungen, welche Geld für sie hatten. 1737 standen zum Beispiel im Dienst fremder Herrscher:

In Frankreich	12	Schweizerregimenter.
" Spanien	8	"
" Holland	6	"
" Neapel	4	"
" Sardinien	3	"
" Preußen	2	"
Im Kirchenstaat	1	"
	36	Schweizerregimenter.

Aus lauter geborenen Schweizern bestanden die sogenannten Schweizerregimenter freilich nicht. Die Offiziere nahm man aus den Kantonen, wo gewisse Familien (Erlach, Diesbach, Sonnenberg, Kurten, Salis u. a. m.) in fast erblichem Besitz der höheren Offizierstellen waren, aber die Mannschaft rekrutirte sich aus Aben-

teurern fast aller Nationen, namentlich aus Deutschen. Mit 1792, dessen 10. August so viel Schweizerblut hat fließen sehen, hörten die französischen Schweizertruppen (6 Bataillone Schweizergarde, hundert Schweizer, Leibwache Monsieurs und des Grafen von Artois und die Reste der elf Linienregimenter) auf, aber unter der Restauration standen wieder 12,000 Schweizer im französischen Dienst. Es ist richtig, daß diese Truppen sich für den sinkenden Thron Karls X. mit Heldenmuth geschlagen haben, doch ist die Frage, ob der Ausgang nicht ein anderer gewesen wäre, wenn die Linientruppen, welche meistens die müßigen Zuschauer machten, sich nicht durch ihren Haß gegen die Schweizer und königlichen Garden hätten abhalten lassen, an dem Straßenkampfe Antheil zu nehmen. Jeder Schweizer bekam jährlich funfzig Franken mehr, als ein einheimischer Soldat, und auch in der Uniform und in andern Dingen kamen Bevorzugungen vor.

Seit 1849 sind die Werbungen in der Schweiz untersagt, doch hat man 1850 Aushebungen für die einmal kapitulirten Regimenter wieder gestattet. Solche bestehen noch in Neapel, und auch der Kirchenstaat bemüht sich, seine alten Schweizerregimenter wieder zu organisiren, wobei man es aber mit der Nationalität nicht so streng nimmt, sondern auch Franzosen, Belgier und Deutsche zuläßt. Trotz dem schweizerischen Verbot der Werbungen lassen zur Zeit Rom, England und Frankreich in der Schweiz werben. Die englischen Bemühungen haben bis jetzt kein Resultat gehabt. Besser gelingen die päpstlichen in Freiburg, Luzern und den Urkantonen, so daß sich erwarten läßt, daß es bald wieder zwei Regimenter schweizerischer Schlüsselsoldaten geben wird. Am meisten Anklang findet aber die französische Fremdenlegion, welche in den offiziellen Erlassen, da es in Algier bereits eine solche giebt, gewöhnlich als die „zweite" bezeichnet wird. General Ochsenbein, vom Sonderbundskriege her bekannt, ist zum Befehlshaber bestimmt. Diese Legion wird bestehen aus zwei Regimentern, zu je zwei Bataillonen von ungefähr 1200 Mann. Die Gesammtstärke der Legion wird also vorläufig 4800 Mann betragen. Sie ist in Bezug auf Sold, Verwaltung, Pensionen u. s. w. den französischen Linientruppen gleichgestellt. Die Offiziersstellen sollen ausschließlich mit fremden Offizieren besetzt werden. Die Anwerbung geschieht auf die gleiche Weise, wie sie für die erste Legion festgestellt ist. Von einem Kapitulationsbegehren, oder auch nur von Zumuthungen, das in der Schweiz bestehende Werbeverbot aufzuheben, wird also die Rede nicht sein. Nachdem die erste Formation vollendet sein wird, findet das Avancement nach den hierüber geltenden Reglementen statt. Militärs, welche sich durch Tapferkeit und gute Aufführung ausgezeichnet, haben nach vollendeter Dienstzeit Aussicht auf Ländereien, die man ihnen in Afrika oder einer andern französischen Kolonie anweisen wird.

Eine der berühmtesten Fremdenlegionen ist die polnische, welche nach dem Untergange Polens im französischen Revolutionskriege bis zuletzt für Frankreich focht und bis zuletzt — genarrt wurde. Hohen Ruhm haben auch die Irländer erworben, die besonders im Laufe des vorigen Jahrhunderts für Frankreich kämpften, tapfere Vorläufer der Polen, gleich diesen von Frankreich die Herstellung der Unabhängigkeit ihres Vaterlands erwartend und gleich diesen von Frankreich bitter getäuscht. Neuerdings ist eine englische „Geschichte der irischen Brigaden im französischen Dienst" erschienen, mit dem Schicksal der polnischen Legion beschäftigen sich mehrere bekannte Schriften.

Bis zum Ende seines Freistaats unterhielt der Doge von Genua zwei deutsche Regimenter, Portugal hatte deutsche Bombardiere, Spanien eine größtentheils aus Deutschen bestehende Wallonengarde. In Sardinien dienten in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts drei deutsche Regimenter, Hackbret, v. Schulenburg und v. Rehbinder. Venedig führte seine Türkenkriege ein halbes Jahrhundert lang mit Deutschen, welche die Schlacht von Patras (24. Juli 1687) entschieden und die tüchtigsten Anführer hatten, namentlich den Grafen Schulenburg, der die Venetianer an ihre großen Feldherrn des Mittelalters erinnerte und von ihnen

durch ein Denkmal auf Korfu geehrt wurde. Die Holländer hatten stets deutsche Hülfstruppen, bis 1820 ein Regiment Nassauer. Dem Regiment Würtemberg, das am Vorgebirge der guten Hoffnung verwendet wurde, gilt Schubart's bekanntes Abschiedslied:

Auf, auf, Ihr Brüder, und seid stark,
Der Abschiedstag ist da!

In den niederländischen Besitzungen bilden noch heute Deutsche den Stamm der Kolonialtruppen, d. h. der Gemeinen und der Unteroffiziere, denn die Offiziere nimmt Holland aus seinen Landeskindern.

Durch Seume und viele andere Schriftsteller hat sich die Theilnahme auf die deutschen Hülfstruppen gelenkt, welche England zur Zeit des nordamerikanischen Freiheitskriegs von deutschen Fürsten kaufte. Wären diese Truppen frei geworbene Leute gewesen, so hätte der Verkauf weniger Gehässiges gehabt, aber man raubte die Menschen auf den Landstraßen zusammen, oder hob sie gewaltsam aus den Bauernhöfen aus. Wie viele ausgehoben wurden und wie viele nicht zurückkehrten, zeigt die folgende Liste:

Hessen-Kassel	stellte	16,992 Mann,	von denen fielen oder starben	10,500 Mann.
Braunschweig	"	5,723	" " " " " "	3,015 "
Hanau	"	2,422	" " " " " "	981 "
Anspach	"	1,644	" " " " " "	461 "
Waldeck	"	1,225	" " " " " "	720 "
Anhalt-Zerbst	"	1,160	" " " " " "	176 "
		29,166.		15,853.

Diese Truppen haben in Nordamerika wichtige Dienste geleistet, unter anderm das starke Fort Washington erobert und die Schlacht von Brandywine entschieden. Noch in dem letzten Feldzuge der Nordamerikaner gegen Mexiko hat deutsche Tapferkeit hervorgeleuchtet, doch haben Deutsche dort nicht mehr als Soldtruppen gefochten, denn so wenig die Deutschen des nordamerikanischen Heers diesen Namen verdienen, so wenig verdienen ihn die deutschen Kuirassiere der Mexikaner, die unter dem Hessen v. Racknitz die Schlacht von Matamoros beinahe gegen die Nordamerikaner entschieden hätten.

In Frankreich dienten 1776 acht deutsche Fußregimenter und ein Reiterregiment. Die Standorte waren außer Korsika lauter der Grenze nahe Städte: Straßburg, Landau, Hagenau, Bitsch, Saarlouis, Longwy und Lille. Royal Allemand war das Reiterregiment, der letzte Inhaber von Royal Alsace war der nachherige König von Baiern Maximilian. Es versteht sich von selbst, daß Frankreich von diesen Regimentern in seinen Kriegen gegen Deutschland den unbedenklichsten Gebrauch machte, aber die deutschen Soldaten gingen häufig zu ihren Landsleuten über, das alte Royal Allemand (jetzt Berching) mit Dumouriez in Masse zu den Oesterreichern. Traurig war das Schicksal der beiden Regimenter, welche die Fürsten Karl und Ludwig von Hohenlohe 1792 für das Heer der Ausgewanderten unter Condé anwarben. In den Kämpfen gegen die Franzosen, namentlich bei den Weißenburger Linien, furchtbar gezehntet, wurden beide Regimenter in ein einziges von 1400 Mann vereinigt uud traten Ende 1793 in holländische Dienste, wo die 1400 auf 300 zusammenschmolzen. Abermals dem Truppenkörper Condé's zugetheilt, ging dieser Rest 1797 in russische Dienste über und wurde 1801 endlich aufgelöst. 1818 wurde Fürst Ludwig in Frankreich naturalisirt und bildete als Generallieutenant eine Legion Hohenlohe, die als der Vorläufer der französischen Fremdenlegion betrachtet werden kann.

Diese Légion étrangère, von ihren Angehörigen gewöhnlich légion à étrangler genannt, entstand 1830 nach der Julirevolution als eine Demonstration Ludwig

Philipps gegen Deutschland. Politische Flüchtlinge, namentlich vom Göttinger Aufstande, ließen sich durch große Versprechungen zum Eintritt verlocken, und wurden wie die ganze Legion in Algier als Kanonenfutter verwendet. Den ersten Stamm bildeten außer diesen Flüchtlingen ehemalige Schweizergardisten und Ausreißer aus deutschen Regimentern. Mehr noch als andere Fremdenlegionen war diese algierische, obgleich sie wackere Elemente enthielt, ein Zufluchtsort ungetreuer Beamten, durchgefallener Offiziere, ungerathener Söhne, liederlicher Handwerksburschen und ähnlicher Leute. Es wurde ihr stets der undankbarste, schwerste Dienst zugemuthet, man setzte sie in jeder Hinsicht gegen die Landeskinder zurück, und hatte der einzelne Soldat seinen Dienst gethan, so wies man ihm die Thür. Durch die Polen, die nach 1832 in Frankreich eine Zuflucht suchten, wurde sie bedeutend verstärkt. Ludwig Philipp schickte sie später den Christinos in Spanien zu Hülfe, und auf den spanischen Schlachtfeldern dürfte die alte Fremdenlegion so ziemlich begraben sein. Viele gingen zu den Karlisten über, und in der Schlacht von Barbastro (2. Juni 1837) kreuzten Deutsche gegen Deutsche die Bajonnette. Nach der Besiegung der Karlisten sind viele derselben, welche nach Spanien übergetreten waren, gezwungen worden, in die Fremdenlegion einzutreten. Die Kriegszucht derselben hat sich durch die Spanier nicht gebessert, und es sind besonders seit dieser Zeit die fürchterlichen Strafarten aufgekommen, von denen in der französischen zweiten Kammer mehrmals die Rede gewesen ist. In der letzten Zeit hat die Fremdenligion gewöhnlich aus zwei Regimentern mit vier Bataillonen zu acht Kompagnien bestanden. Ueber die Kriegstüchtigkeit dieser Truppe läßt sich nur das Beste sagen.

Eine ganz andere Fremdenlegion, etwa den alten irischen und polnischen Legionen zu vergleichen, aber glücklicher als jene, war die deutsch-englische Legion (King's german legion), welche den spanisch-portugiesischen Krieg Englands gegen Napoleon mitfechten half. Sie entstand nach dem schmachvollen Vertrag von Suhlingen (3. Juni 1803), der die hannoverische Armee auflöste. 1807 zählte sie nach den amtlichen Listen 2989 Reiter und 7858 Mann zu Fuß. Ihr höchster Bestand war:

2 schwere Dragoner-Regimenter.
2 leichte " "
3 Husaren-Regimenter.
8 Bataillone Linie.
2 " leichte Infanterie.
6 Batterien.
1 Ingenieurkorps.

Sehr viele Männer, denen die Tyrannei Napoleons unerträglich war, eilten in ihre Reihen, der Truppenkörper, den der Herzog von Braunschweig-Oels auf seinem kühnen Zuge von Nachod in Böhmen bis an die Wesermündung führte, schloß sich ihr an. Die Legion war betheiligt bei den Expeditionen nach der Insel Walchern, nach Hannover, nach der Ostsee, focht mit einzelnen Abtheilungen in Italien, machte mit ihrem Hauptkörper die ganzen spanischen Feldzüge von 1808 bis 1813 mit, kämpfte unter Wellington im südlichen Frankreich, unter andern Führern im nördlichen Deutschland und in den Niederlanden und vollbrachte ihre letzte Heldenthat bei Waterloo, wo das zweite leichte Bataillon unter Baring den Schlüssel der englischen Stellung, den Hof La Haie-Sainte, vertheidigte.

Die Legion wurde angeführt von Männern aus den besten Familien des Landes, welche noch jetzt die Zierde der hannoverischen Armee sind, und bestand zum größten Theil aus den Söhnen des Bauernstandes, der, nicht wie der englische Pächter auf fremdem, sondern auf eignem Grund und Boden sitzend, mit der Liebe zu seinem Erbe und seinen alten Sitten die altsächsische Tapferkeit bewahrt hat. Freiwillig verließen sie Hab und Gut, Freunde und Verwandte, trotzten muthig den

Gefahren, welche französische Kugeln jedem nach England Flüchtenden drohten, und fochten in weiter Ferne in ungewohnten Klimaten zwölf Jahre lang für ihren König und ihr Vaterland. Von den Franzosen als tapfere und ebenbürtige Feinde gefürchtet, wurden sie damals von England geehrt und geachtet. Die Worte, die zu jener Zeit zu ihrem Lob ertönten, scheinen jetzt in England vergessen zu sein, bei uns aber leben sie noch in der Erinnerung, und wollen wir sie dem stolzen England ins Gedächtniß zurückrufen:

„Kriegsamt (War office), 18. August 1812. In Betracht, daß die königliche deutsche Legion sich so häufig, insbesondere bei der Gelegenheit des letzten Sieges bei Salamanca gegen den Feind ausgezeichnet hat, geruht Se. königliche Hoheit der Prinz-Regent im Namen und kraft Sr. Majestät zu verordnen, daß die Offiziere, welche bis jetzt mit temporärem Rang in den verschiedenen Regimentern dieses Korps dienen, von nun an permanenten Rang in der brittischen Armee, und zwar vom Datum ihrer respektiven Patente an erhalten sollen." „Depesche des Generallieutenants Viscount Wellington an Se. königliche Hoheit den Kommandeur en Chef, vom 23. Juni 1811. Es ist nicht möglich, bessere Soldaten zu haben als die eingeborenen Hannoveraner sind, und es würde sehr wünschenswerth sein, die hier bei der Armee auf der Halbinsel dienenden Bataillone der königlich deutschen Legion durch einen Schlag solcher Leute aus den Depots verstärkt zu sehen." „Horse Guards, am 21. Dezember 1815. Königliche Hoheit! Sr. Majestät Regierung hat mir angezeigt, daß die königlich deutsche Legion sofort aus dem großbrittannischen Dienst entlassen und in den hannoverischen Dienst versetzt werden soll, und ich kann dieses ausgezeichnete Korps nicht von meinem Kommando scheiden sehen, ohne gegen Sie als dessen Chef die lebhaften Gefühle des Beifalls und der Achtung auszusprechen, womit dessen unwandelbares und in jeder Beziehung vortreffliches Benehmen mein Gemüth erfüllt hat. An allen den mannigfachen Unternehmungen, in welche das brittische Heer im Verlauf des letzten ereignißreichen Kriegs verwickelt gewesen, hat die königlich deutsche Legion einen reichen Antheil genommen. Sie hat alle jene Kriegsthaten getheilt, durch welche die brittischen Waffen einen so hohen Glanz errungen haben, und darf gerechten Anspruch auf den Ruhm machen, womit diese Waffenthaten belohnt sind. Auf dem Schlachtfeld, dem Feind gegenüber, haben die Offiziere und Soldaten der königlich deutschen Legion stets den ausgezeichnetsten Muth und die größte Tapferkeit bewiesen; allein nicht weniger Ansprüche auf meine wärmste Erkenntlichkeit und auf die Dankbarkeit des Landes haben sie sich durch die musterhafte Kriegszucht, die Ordnung und das gute Benehmen erworben, wodurch sie sich auf jedem Punkt, sei es in Großbrittannien oder auf irgend einem andern von diesem Reich abhängigen Gebiet ausgezeichnet haben u. s. w. Ich bin Eurer königlichen Hoheit mit treuer Liebe zugethaner Bruder Friedrich, Kommandant en Chef. An Se. königliche Hoheit den Feldmarschall, Herzog von Cambridge."

Neuerdings hat England wieder eine Fremdenlegion zu errichten beschlossen. Beide Häuser des Parlaments haben, freilich nach langer Opposition, ihre Zustimmung ertheilt. Diese Opposition hat sich nicht entblödet, mit schmachvoller Undankbarkeit der früheren Leistungen der deutschen Truppen im englischen Dienst herzuleiten. Sie hat außerdem von den Gefahren, welche fremde Truppen der Freiheit und der Verfassung brächten, und von der Schande gesprochen, die für England aus dem Bekenntniß der Unzulänglichkeit seiner Hülfsmittel entspringe. Alle diese Einwendungen hat Lord John Russell widerlegt. Die brittische Armee zähle jetzt auf dem Friedensfuß 150,000, anstatt 120,000 Mann; dieses Heer müsse jedoch alle Kolonien decken. Endlich komme es nur darauf an, Zeit zur Einübung der englischen Rekruten zu gewinnen. Was die Tapferkeit der Deutschen betreffe, so berufe er sich auf das glänzende Zeugniß, das der Herzog von Wellington der deutschen Legion nach den Schlachten von Albuera und Salamanca, und bei vielen andern Gelegenheiten ausgestellt hat. Andere wieder wendeten ein, die Deutschen

würden blos als Miethlinge, und nicht, wie einst, aus persönlichem Antheil an der Sache kämpfen. Damit aber verneine man die große Ursache des Kriegs, und ziehe ihn zu einem lediglich brittischen Streit herab. Er habe dagegen stets behauptet, daß es ein Krieg im Interesse der Unabhängigkeit und Freiheit Europa's sei; und wenn auch einige der großen Souveräne Europa's, trotzdem, daß sie dies anerkannt haben, noch immer zaudern, so sei dies kein Grund zur Annahme, daß ihre Unterthanen dieselbe Gleichgültigkeit zeigen werden. Die Sympathien des deutschen Volks seien für die westlichen Mächte gegen Rußland; jeder Freiwillige aus Deutschland werde daher con amore fechten. Wenn England 200,000 Britten und 40,000 Fremde ins Feld stelle, so werde man gewiß nicht sagen können, daß es sich auf ausländische Schwerter stütze. Verwerfe man das Prinzip fremder Legionen, so werde England beim Ausbruch eines Kriegs nie schlagfertig oder gezwungen sein, selbst in Friedenszeiten eine ungeheure stehende Armee auf den Beinen zu haben — eine Last, die man bald unerträglich finden würde. Aber er hat nicht widerlegt, was die erste englische Zeitung einwendet. „Die Art," sagt die Times, „wie fast alle Sprecher beider Parteien im Parlament die tapfern Heere Englands und Frankreichs mit den Legionärs in spe kontrastirten, kann dem militärischen Stolz der deutschen Nation nicht schmeichelhaft sein, und man scheint allgemein zu erkennen, daß ein ausländischer Offizier von Ehre, oder ein Soldat, der seine Militärzeit ehrlich abgedient hat, vor allem die Ueberzeugung haben muß, daß in der neuen Stellung, die man ihm bietet, nichts herabwürdigendes liegt. Sonst hätten wir bloß den Auswurf des Festlandes zu erwarten. Wenn wir von den Braunschweigern und Hannoveranern reden, die in frühern Kriegen an unserer Seite kämpften, so sprechen wir von Korps, deren Führer Männer vom höchsten Rang und Ansehen in ihrer respektiven Heimath waren; eine solche Führerschaft ist auch die erste Bedingung bei der Bildung von Freikorps, namentlich wenn sie in der Fremde dienen, wo sie in Konkurrenz mit ausländischen Truppen treten und den militärischen Ruhm ihrer nationalen Fahne aufrecht zu halten haben. Nach dem 18. Artikel der Bundesakte von 1815 hat jeder deutsche Unterthan das Recht, in den Civil- oder Militärdienst eines andern Bundesstaats, aber nicht in den eines nichtdeutschen Staats zu treten. Es versteht sich, daß kein neutraler Staat seinen Unterthanen erlauben kann, sich am Krieg zwischen zwei andern Staaten aktiv zu betheiligen. Auf demselben Prinzip beruht unsere „Foreign Enlistment Akt;" dasselbe Gesetz besteht in den Vereinigten Staaten und in Frankreich. Wenn der König von Hannover oder der Herzog von Nassau die Befugniß hätte, ohne die Sanktion des deutschen Bundes uns einen Theil seiner Truppen gegen Rußland zu stellen, so dürften die Könige von Sachsen und Würtemberg eben so gut in ihren Ländern für die russische Armee werben lassen. . . Wir glauben mit J. Russel, daß die Stimmung gegen Rußland nirgendwo in Europa so allgemein ist wie in Deutschland, allein wir können nicht verlangen, daß die Unterthanen deutscher Staaten sich in einen Krieg stürzen sollen, dem ihre eigenen Regierungen fern bleiben; noch können wir annehmen, daß diese Regierungen, so lange sie an ihrer Neutralität festhalten, einer erheblichen Anzahl ihrer Landeskinder gestatten werden, die Waffen gegen Rußland zu ergreifen. Wenn die Stunde schlägt — welche hoffentlich schlagen wird — daß die größtr deutsche Macht mit Frankreich und England geht, und daß der Rest Deutschlands sich darin Oesterreich anschließt, dann liegt wenig daran, in wessen Sold und unter welcher Kokarde die deutschen Truppen kämpfen; dann schlagen sie sich für die gemeinsame Sache; dann hören sie auf, Miethlinge zu sein, indem sie Alliirte werden. Wenn der Regierung bei Abfassung der Fremdenlegionbill ein solches Resultat vorgeschwebt hat, dann lassen wir viele unserer Einwürfe fallen; andernfalls ist die Maßregel nicht nur tadelnswerth, sondern unausführbar, weil sie gegen die Gesetze der meisten Staaten auf dem Kontinent streitet, und unsern ausländischen Rekruten eine Stellung bietet, die kein Militär von Ehre ohne der Gutheißung seines Souveräns annehmen kann."

Unter Verantwortlichkeit des Ergänzungsblätterverlags in Meißen. — Redakteur Dr. Fr. Steger.
Druck von A. G. Gato in Meißen.

Die Münchener Industrie-Ausstellung. Als Friedrich List in der ersten Periode seiner für Deutschland so segensreichen Thätigkeit eine „alljährliche Reichsversammlung von Fabrikanten, Zeichnern und Modellstechern, von Schneidern und Putzmachern, berathend und beschließend über deutsche Einheit im Schnitt der Krägen und Mäntel, über Farben und Muster, über Renaissance und über Rokkoko, über Tapeten und Möbel" forderte, da hatten selbst die Kaufleute und Industriellen, welche sonst seinen Plänen geneigt waren, die Entgegnung, „man könne den Nutzen dieses Planes nicht einsehen und der Erfolg sei zu ungewiß, als daß Jemand sein Geld an eine solche Unternehmung wagen könne." Jetzt sind die deutschen Industrie-Ausstellungen periodisch wiederkehrende Erscheinungen, die man aus unserer innern Entwicklung sich gar nicht mehr herausdenken kann, und von denen Jedermann zugiebt, daß sie dem deutschen Gewerbfleiß den entschiedensten Nutzen bringen. So ist denn auch die Zahl der Aussteller immer größer geworden. Die erste Ausstellung in Mainz war so dürftig, daß sie kaum den Namen einer deutschen Ausstellung verdiente, in Berlin bei der zweiten hatten sich kaum 1000 Nichtpreußen (neben 700 Berlinern und 1300 andern Preußen) eingefunden, die dritte Ausstellung in Leipzig vereinigte nur 1400 Aussteller, die aber hinsichtlich der Zahl und Güte der ausgestellten Sachen die Berliner Aussteller übertrafen, und in München ergaben sich für die einzelnen Bundesstaaten die folgenden Zahlenverhältnisse:

Anhalt-Bernburg	6	Aussteller.
Anhalt-Dessau	15	"
Baden	180	"
Baiern	2331	"
Braunschweig	26	"
Bremen	8	"
Frankfurt	45	"
Hamburg	78	"
Hannover	158	"
Hessen-Kassel	132	"
Hessen-Darmstadt	148	"
Hessen-Homburg	11	"
Lichtenstein	1	"
Lippe	6	"
Lübeck	5	"
Luxemburg	4	"
Mecklenburg-Strelitz . . .	1	"
Mecklenburg-Schwerin . .	—	"
Nassau	57	"
Oesterreich	1477	"
Oldenburg	29	"
Preußen	767	"
Reuß ältere Linie	6	"
Reuß jüngere Linie . . .	25	"
Sachsen	462	"
Sachsen-Altenburg . . .	16	"
Sachsen-Koburg	78	"
Sachsen-Meiningen . . .	26	"
Sachsen-Weimar	27	"
Latus:	6126	Aussteller.

	Transp.:	6126 Aussteller.
Schaumburg-Lippe . . .	6	"
Schwarzburg-Rudolstadt . .	5	"
Schwarzburg-Sondershausen	8	"
Würtemberg	443	"
	Summe:	6588 Aussteller.

Diese sehr starke Vermehrung der Aussteller hat bei weitem nicht die Bedeutung, als daß die Münchener Ausstellung die erste war, welche nach dem nähern Anschluß Oesterreichs an den Zollverein stattfand. Sie war ein äußeres Kennzeichen der endlich mit einem entscheidenden Schritte angebahnten Handelseinheit, und es konnte nun die Industrie der beiden Gruppen mit einander verglichen werden. Auch erhielt diese Ausstellung dadurch einen höheren Charakter, daß sich eine Gemäldeausstellung mit ihr verband und daß gleichzeitig die Münchener Hofbühne durch eine Anzahl der ersten Schauspieler Deutschlands Meisterwerke unserer Dichter in Musterdarstellungen vorführte. Dieses alles hat der Münchener Ausstellung einen eigenen Typus aufgeprägt, und es ist nur zu bedauern, daß der Ausbruch einer furchtbaren Seuche den Besuch mitten im besten Zuströmen der Fremden fast gewaltsam unterbrochen und den Unternehmern zugleich einen beträchtlichen Geldschaden zugefügt hat.

Der Plan des Industrie-Palastes rührt von Oberbaurath Voit her, den Bau führte Cramer-Klett aus. Wie bei dem Londoner Glaspalaste war das Material Glas und Eisen. Der Bau steht im botanischen Garten auf dem Grundplan eines länglichen Rechtecks, das an beiden Seiten in rechtwinkeligt abgestufte Anbauten ausgeht. Die Länge beträgt 800 Fuß, die größte Breite 280 Fuß, die größte Höhe 87 Fuß, der kubische Inhalt 7,744,000 Fuß, der Flächeninhalt 210,000 Fuß. An Gußeisen wurden verwendet 3,075,230 Pfund, an Glas 224,778 Quadratfuß, an Holz 84,000 Kubikfuß. Der Vertrag zur Errichtung des Gebäudes wurde mit Cramer am 11. September 1853 abgeschlossen. Die Aufstellung der ersten Säule erfolgte am 27. Februar 1854, die Legung des ersten Sprengwerks am 10. März. Das eiserne Gerippe des ganzen Gebäudes war am 30. April vollständig aufgestellt. Die Aufrichtung des ganzen Gebäudes erfolgte in 78 Tagen, wovon jedoch die Tage, an welchen wegen schlechten Wetters nicht gearbeitet werden konnte, wieder abgezogen werden müssen. Die zweite Galerie, deren Erbauung erst gegen Ende Mai beschlossen wurde, stellte Cramer in nicht ganz acht Tagen fertig her. Ueberhaupt ist die mit Solidität und Geschmack verbundene Schnelligkeit, welche Cramer in der ganzen Ausführung des großen Unternehmens an den Tag legte, wahrhaft bewundernswerth. Langschiff und Transsept sind in drei Schiffe getheilt, ein 80 Fuß breites Mittelschiff und zwei 40 Fuß breite Seitenschiffe. Letztere sind wieder jedes durch eine Säulenreihe getheilt, auf welcher die Umfassungswand des Mittelschiffs ruht, welches sich über die der Seitenschiffe beträchtlich erhebt, während diejenige des Transsepts wieder über die des Mittelschiffs hinaufsteigt. Diese dreifache Abstufung, in Verbindung mit dem durch das Transsept und durch die östlichen Anbauten bewirkten Hervortreten einzelner Theile, giebt dem Ganzen ein belebtes äußeres Ansehen, das durch die feinen eisernen Verbindungsglieder und die glänzenden Glasmassen und durch die obenhinziehenden durchbrochenen Galerien wesentlich verschönert und bei der sehr flachen Decke durch keine aufsteigenden Dachmassen unterbrochen wird. Es liegt etwas ungemein zierliches, leichtes, ätherisches in diesen aufstrebenden, schlanken, durchsichtigen Formen, die nach allen Seiten hin schöne, ruhige und gesicherte Linien bilden. Mit welch feinem Gefühl und reinem, wahrhaft künstlerischem Verständniß hat der Baumeister hier die nichts weniger als monumentalen Stoffe: Eisen und Glas, innerhalb der Grenzen des gegebenen Zweckes, zu ästhetischen Wirkungen benutzt, die baulichen Theile und Gliederungen, wie dies das höhere

architektonische Schönheitsprinzip fordert, zugleich als ornamentale Formen behandelt, und alle Verhältnisse, sei es in der liegenden, sei es in der aufsteigenden Richtung, mit der wohlthuendsten, befriedigendsten Harmonie durchdrungen. Gewiß ist aber auch gerade in dieser harmonischen Vollendung des Ganzen und seiner Theile der hauptsächlichste Grund zu suchen, warum das Gebäude dem Auge minder kolossal und imponirend erscheint, als seine wirklichen Dimensionen vermuthen lassen; doch möchte zu dieser scheinbaren Minderung seiner Größe wohl auch die halblandschaftliche Umgebung das ihrige beitragen, die mit ihren hohen laubreichen Bäumen das Gebäude, zumal nach den beiden Flügelenden zu, halbverdeckend in ihre Mitte nimmt. Von den drei Brunnen, die einer im Transsept und zwei im Hauptschiff stehen, sind besonders zwei schön. Der eine ist der von dem Bildhauer **Lenk** ausgeführte Danaidenbrunnen. Schon die alten Griechen und Römer liebten das angedeutete Motiv zu Brunnen, indessen ist es aus der Kunstgeschichte bekannt, daß es nur in einzelner Figur mit einem Wassergefäß bisher dargestellt wurde. Wir haben hier diesen Gegenstand in großartigem Maßstab vor uns. Der Brunnen erhebt sich 18 Fuß hoch und in 20 Fuß Durchmesser mit dem Wasserbecken in runder Form. Vier zierliche Danaiden-Gestalten stehen nach oben über einer durchbrochenen Wasserschale, in welche sie nach der Mythe im Orkus zur ewigen Verdammung Wasser zu gießen haben. Diese Wasserschale wird von vier Nilpferden getragen, während zwischen diesen das Wasser auf ein abgedachtes Gesims herunterläuft und durch einen Kanal vier dreiköpfigen Höllenhunden zugeführt wird, die es dann in das große Wasserbecken ausschütten. Das Kunstwerk ist wie lebendig, wenn die Wasser aus den 24 Mündungen sich ergießen, die auf die vier Danaiden, die vier Nilpferde, die vier Bruchöffnungen unter der Schale und die zwölf Rachenschlünde von den dreiköpfigen Hunden vertheilt worden sind. Der zweite Brunnen bietet die Gruppe eines Knaben auf einem Schwan, der den Hals des Thieres aufwärts richtet und dem Strahl aus dem Schnabel vergnügt nachschaut. Die Schwanengruppe ist von galvanisirtem Zink, die Wasserschale, worauf die Gruppe ruht, von Granit.

Man hatte für die ausstellenden Gegenstände die Eintheilung in zwölf Gruppen gewählt. Diese Gruppen waren: 1) Mineralien und Brennstoffe, 2) landwirthschaftliche Erzeugnisse, 3) Chemikalien und Farben, 4) Nahrungsmittel und häusliche Konsumtionsgegenstände, worunter auch Seifen und Beleuchtungsstoffe zählen, 5) Maschinen, 6) Instrumente, 7) Gespinnste und Gewebe, 8) Metallwaaren und Waffen, 9) Glas und irdene Waaren, 10) Holzwaaren und Kurzwaaren, 11) Papier-, Schreib- und Druckwaaren, 12) alle Leistungen der bildenden Künste, sofern sie Gegenstände der Ausstellung werden können. Für jede dieser Gruppen wurden wieder besondere Unterkommissionen gebildet: im ganzen neunzig und etliche Mitglieder. Zum größten Theil waren es natürlich Gewerbtreibende und Künstler, deren freiwillige Unterstützung man angerufen, und es zeigte sich dabei, daß München fähige und willige Kräfte in solchem Ueberfluß besitze, daß man nur zuzugreifen brauchte. Besonders rühmen müssen wir aber, daß fast keiner der Gewählten die Einladung abgelehnt hat, obgleich jedes solche Amt Opfer erfordert und in der Regel mehr Verdruß als Dank einbringt. Den Ausstellern wurden viele Begünstigungen von den Regierungen gewährt. Außer der baierischen Regierung, von der es sich von selbst verstand, sicherten Oesterreich, Preußen, Sachsen, Hannover, Würtemberg, Baden, Altenburg Portofreiheit für die Korrespondenz der öffentlichen Organe mit der königlichen Kommission in München zu. Besonders verdienstlich ist aber, daß auch die fürstlich Thurn- und Taxis'sche Post die gleiche Freiheit zugestand. In Bezug auf die Transportfreiheit der Ausstellungsobjekte waren die Bewilligungen unter sich sehr verschieden. Oesterreich gab die Fracht auf seinen Staatsbahnen frei, eben so die liberale Verwaltung der Ferdinand-Nordbahn-Gesellschaft. Preußen gewährte freien Transport hin und zurück, nach und von der baierischen Grenze. In Hannover, Oldenburg, Weimar, Nassau,

Koburg-Gotha wurden die Frachten aus Staatsmitteln bestritten. In Baden erstreckte sich die Frachtbefreiung auf die Staatseisenbahn und die Post zur Grenze. In Würtemberg wurden die Sendungen frei bis Ulm befördert. In Altenburg frei bis an die baierische Grenze bei Objekten unter und mit zwei Centnern Gewicht. Sächsische Produkte gingen frei auf allen Eisenbahnen des Landes, und fremde Produkte genossen eine Frachtermäßigung von 25 Prozent. Der Hauptsache nach gingen daher die meisten Gegenstände kostenfrei nach München, und die Aussteller hatten nur die Fracht bis zum Bahnhof ihrer Landeseisenbahnen zu tragen, oder für die überall kurzen Strecken, wo die Güter über dritte Staatengebiete hinweggingen, ehe sie die baierische Grenze erreichten. Die baierische Regierung hatte unter anderm auch den Ausstellern für Maschinen, die man im Gang zu zeigen wünscht, unentgeltlich eine Dampfkraft bis zu je sechs Pferden und drei Atmosphären zugesichert, dagegen mußten die Aussteller die Kosten für die Leute zur Bedienung der Maschinen bestreiten. Die Eröffnung der Ausstellung erfolgte am 15. Juli 1854 in Gegenwart der baierischen Majestäten und vieler der anwesenden Fremden. Der baierische Staatsminister des Handels hielt die Eröffnungsrede. „So ist denn," schloß v. d. Pfordten, „unter den Auspizien Ew. königlichen Majestät dieses wahrhaft nationale Unternehmen glücklich zu Stande gebracht worden. Es ist ein Werk der vereinten Kräfte der deutschen Nation in den Schöpfungen des Friedens, und wird nicht blos auf dem Gebiete der Industrie die Thatkraft zum Selbstbewußtsein bringen, anspornen und nachhaltig beleben, sondern auch dazu beitragen, daß für alle andern Richtungen des Völkerlebens das Gefühl des Zusammengehörens wachse, und die Ueberzeugung immer lebendiger werde, wie Großes und Herrliches die vereinten Kräfte Deutschlands zu gründen vermögen." An dem Tage der Eröffnung versammelte sich auch zum ersten Male die Beurtheilungskommission, in der Platz gefunden hatten als Vorstand: Ministerialrath Dr. v. Hermann; Sekretär: Professor Dr. Wagner (aus Nürnberg); Mitglieder: Baiern, Oberbaiern: Liebig, Pettenkofer, Steinheil, Kaiser, Schafhäutl, Rothmund, Weiß, Locy, Eichthal, Pauli, Voltz, Schmidt, Fraas, Knapp; Niederbaiern: Poschinger, Closen; Oberpfalz: Pustet; Schwaben und Neuenburg: Dingler, Forster, Merz, Heinzelmann; Pfalz: Wurster, Jordan; Mittelfranken: Dr. Wagner, Schwarz, Kirchdörfer, Forster, Wiß, Hering; Oberfranken: Trendel, Münch, Frank, Glaß, Fikentscher, Kolb; Unterfranken: Oppmann, Ebenauer; Sachsen: Weinlig, Hülße, Wieck, Bodemer, Stein, Böttcher, Sonnenkalb, Schubert; Oesterreich: Burg, Streicher, Geis, Rösner, Müller, Engert, E. Wertheim, F. Werthheim, Krupp, Seubel, Pointner, Röckenschuß, Wurm, Raudnitz, Auer; Preußen: Viebahn, Wedding, Dechelhäuser, Diergardt, Carl, Borrmann, Reichheim, Jacobi, Auer, Dubots, Ravenet, Schöller; Oldenburg: Dr. Temme; Hannover: Karmarsch, Rühlmann, Angerstein, Hausmann; Kurhessen: Wille, Pfeifer; Hamburg: Pichelheim; Sachsen-Koburg-Gotha: Müller; Frankfurt: Neden, Junge; Hessen-Darmstadt: Zeller, Denninger, Jordan; Baden: Dietz, Köchlin, Redtenbacher; Würtemberg: v. Steinbeis, Fehling, Dörner, Bilfinger, Schwenk, Rau, Gugler, Holzmann.

Ist der Hauptnutzen von Industrie-Ausstellungen nicht vermehrter Absatz oder Ruf, sondern die Anregung zu neuen Verbesserungen und Erfindungen, der Antrieb zu Verfeinerung des Geschmacks, der durch den Wetteifer erregt wird, so sind auch wir gerechtfertigt, wenn wir den Geschmack, der sich in den ausgestellten Gegenständen verrathen hat, besonders berücksichtigen. Wir beginnen daher auch bei der Kunst, soweit sie im Glaspalast Aufnahme gefunden hatte, nämlich bei der Skulptur. Diese zeigte die größten Lücken, denn die ganze Berliner Schule (Rauch, Rietschel, Kiß), Launig in Frankfurt, Wolf, Wittig, Kümmel, Wagner hatten nichts geschickt, so daß sich ziemlich alles auf die Münchener Schule beschränkte. Diese hat sehr durch den Einfluß Schwanthaler's gelitten, der

sich in seinen spätern Jahren durch Ueberhäufung mit Arbeiten und durch Kränklichkeit zu einer eiligen und fabrikmäßigen Behandlung verleiten ließ. Von den eingeschickten Sachen standen in erster Reihe drei Arbeiten von Hähnel in Dresden: eine lebensgroße Statue der Medizin von dem Monumente Karls IV. in Prag, eine Porträtbüste von Cornelius und eine Skizze zur Statue Raphaels an dem neuen Museum in Dresden. Man findet in diesen Werken eine so eigenthümlich schöne individuelle Auffassung mit einer geistreich durchgebildeten Form in einem so bedeutenden Grad vereinigt, daß man sie dreist dem Besten an die Seite setzen kann, was die neue Zeit in dieser Beziehung überhaupt hervorgebracht hat. Von Fernkorn in Wien traf man einen Zinkabguß seines Ritters Georg, ein vortreffliches Werk voll Feuer, Leben und Energie, das mit seiner Eigenthümlichkeit an mittelalterliche Skulpturen erinnert. Sehr verdienstvolle Schöpfungen brachte Widemann in München in seinem Achillesschilde, einer vollendeten und wohlthuenden Produktion, und in seiner Gruppe des Jägers, der seine Familie gegen einen Leoparden vertheidigt. Brugger verrieth seine große Begabung durch eine Penelope, bei der nur die Gewandung rhythmischer hätte sein können, und durch einen Jäger mit Wild auf dem Rücken, bei dem besonders der Körper mit großem Verständniß und Schönheitssinn durchgeführt war. Zwei reizende Kunstwerke waren die Medaillons von G. Schilling in Dresden, einem Schüler von Hähnel, der eine eminent geistreiche Auffassung mit der zierlichsten Durchbildung der Form vereinigt. Die zahlreichsten Skulpturen enthielt der Palast von Halbig, besonders eine große Anzahl Porträtsbüsten, in denen man überall einen talentvollen Naturalisten voll Kühnheit, Energie und Unternehmungsgeist erkannte. Gasser aus Wien stellt in seiner Kolossal-Statue Wielands diesen als einen unbeholfenen Alten mit einem schwerfälligen Lächeln dar. Mit der Erwähnung der Dichterstatuetten von Schaller haben wir die eigentlichen Skulpturen schon erschöpft, denn die beiden kolossalen Bronzefiguren des naturalistischen Amerikaners Crawford waren nur als Gußmuster da.

Unserer geräthbildenden Thätigkeit, die nur durch die innigste Verbindung des Künstlers mit dem Handwerker zum Gedeihen gebracht werden kann, fehlt leider der architektonische Halt. Das Geräth im Kleinen hat immer mit der Baukunst im Großen Zusammenhang. Wer wollte ableugnen, daß der hellenische Tempel den Geschmack des kleinsten Thon- und Erzgeräths beherrschte, daß der maurische Baustyl in den reichen äußern Dekorationen der maurischen Geräthe wieder zu erkennen ist, daß die Gothik sich bis auf die Tische, Stühle und Humpen erstreckt hat, der Zopfstyl in den Porzellanen, Silbergeschirren u. a. m. der Zeit auf den ersten Blick herauszufinden ist. Fehlt uns zur Zeit ein solcher charakteristischer Baustyl noch, so können wir doch aus den früheren Baustylen lernen. Namentlich haben wir uns der Natur eng anzuschließen, den Charakter jedes Materials zu wahren (z. B. den Thon nicht wie Metall erscheinen zu lassen) und jedes Gefäß seinem Zweck angemessen zu gliedern. Auf der andern Seite darf man den Kunstzweck nicht so vorherrschen lassen, um zu vergessen, daß eine geschmackvolle und stylreine Form sich mit den Anforderungen des Gebrauchs, der Bequemlichkeit und der Handlichkeit vereinigen muß. In dieser Beziehung wird, insbesondere bei den Geräthen in gothischem Styl, viel gesündigt. So war auf der Ausstellung ein Gartentisch mit Stuhl, dessen geschmackvolle und organische Komposition aus Weinlaub und Ranken nichts zu wünschen übrig ließ, der aber gänzlich unbrauchbar war, da man auf den Tisch ohne Gefahr des Zerbrechens nichts stellen, auf dem Stuhl ohne Schmerzen nicht sitzen konnte. Wo die Einwirkung der Kunst fehlt, da gefällt man sich in der Künstlichkeit und glaubt Großes geleistet zu haben, wenn man sagen kann, diese Figur hat vier, jene sechs Wochen Zeit gekostet. Bis auf die neueste Zeit verschmähte der Künstlerdünkel oft jede Einwirkung auf das Handwerk. Jetzt widmen sich solchen Arbeiten viele Künstler mit Lust, namentlich Voit, Dyk, Herwegen, Seitz, Erz und Eduard Neureuther für Ornamentik, Ludwig und Philipp Foltz, Kreling und Hautmann für das

Figürliche, Habenschaden für Thiere. Die Münchener Gewerbe haben dieser künstlerischen Mitwirkung eine Reihe von Siegen auf der Ausstellung zu verdanken gehabt.

In edlen Metallgeräthen war das Schönste ein großer silberner Tafelaufsatz von Struve in Leipzig. Die Zeichnung hatte Widenmann in Dresden entworfen, die fünf größeren Figuren waren von Rietschel und Hähnel modellirt worden. Es finden sich an diesem Werke aber doch noch Schwächen; die vier kleinen Büsten über der Schale stechen gegen die von den Künstlern modellirten Figuren gewaltig ab, die angewandte Polirung des Silbers beeinträchtigt durch Spiegelung und Reflexe die Klarheit der Form der Figuren, endlich fehlt dem architektonischen Gerüste des Ganzen Sinn und Zusammenhang, und die gothischen Dreiecke sind mit den gewundenen Rokkokolinien und den unglücklichen Büsten auf ihren halben Bogen gar nicht innerlich verbunden. In dieser Beziehung war der Tafelaufsatz von Schmedding in München, zu dem Neureuther die konsequent und organisch gedachte Zeichnung gemacht hatte, besser gelungen, obgleich die Ausführung hinter dem Entwurf zurückgeblieben, der alte Münchener Fehler bunter und unpassender Farbenzusammenstellung nicht ganz vermieden und die Figuren nicht so vollendet schön modellirt waren. Ein sehr reicher Tischaufsatz von Pereira in Wien litt zu sehr an der Nachahmung französischer Waaren und ihrer Stylvermengung. Unter den Bijouterien zeichneten sich die der würtembergischen Handelsgesellschaft in Stuttgart aus, unter den Juwelen ein geschmackvoller Brillantschmuck von Merk in München, zu dem Herwegen die Zeichnung geliefert hatte.

Unter den Bronzen und Zinkgüssen nahmen die Berliner Arbeiten von Geiß, Fürst, Schäfer, Walther und Mewes eine sehr bedeutende Stelle ein. Der letztere hatte einen sehr hübschen Springbrunnen nach Kalide und eine Menge sehr geschmackvoller Kunstaufsätze, Statuen und Gruppen aller Art geschickt. Auch die vergoldeten Bronzeartikel von J. Glänz aus Wien, Nippes, Schreibzeuge, Briefbeschwerer, so wie die Chinasilberwaaren, Tafel- und sonstige Geräthe von C. Forst in Wien, ferner die Lustres und Leuchter von Bernstorff und Eichwede in Hannover, ganz vortreffliche kleine Bronzelustres von Hörner in München verdienen lobende Erwähnung. Lebendig gedachte Thiere in gelungenen Zinkabgüssen waren von Pelargus in Stuttgart da, von demselben auch ein guter Kandelaber. Ganz reizend aber waren die Briefbeschwerer mit Thiergrüppen von Habenschaden in München, auch ein Brunnen mit Thieren desselben Künstlers zog durch seine Sinnigkeit an. Auch die Zinngießerarbeiten von Kreitmann und von Groll in München, Kannen und Pokale, die von Saßstätter, Ludwig Foltz, Kreling u. a. gezeichnet und modellirt waren, sind sehr zu rühmen. Einen bedeutenden Rang unter den Bronzewaaren nahmen die sehr geschmackvoll gearbeiteten Fabrikate der Fabrik von Hollenbuch in Wien ein. Höchst merkwürdig war die von M. A. Röckel in München nach einem selbst erfundenen Verfahren bereitete zahlreiche Sammlung von Bronzeabgüssen nach altdeutschen Siegeln, Münzen und Medaillen vom 8. bis 19. Jahrhundert in einer Feinheit und Präcision, ohne alle Ciselirung, wie ähnliches noch nie dagewesen sein dürfte. Endlich ist noch die große Glocke mit gothischer Verzierung des Gießers Rosenlächer in Konstanz zu erwähnen, jedenfalls das beste dieser Gattung. Rosenlächer scheint dabei die Ornamente des Ulmer Doms benutzt zu haben, der reinsten und schönsten Quelle gothischer Verzierungen in Deutschland. Die Güsse der Münchener Erzgießerei behaupteten natürlich ihren wohlverdienten Ruf, doch ließ sich bemerken, wie sehr die Feinheit des Originals unter der Feile des Ciseleurs leidet. Sehr schön waren auch die Bronzewaaren von Erhard in Gmünd, die Erzgüsse von Burgschmidt in Nürnberg, von Devaranne und Pohl in Berlin.

Unsere Eisengußwaaren können, was Güte des Materials und geschmackvolle Zeichnung betrifft, jede Konkurrenz mit dem Auslande aushalten. Es fand sich auch in München viel schönes, indessen gab die Ausstellung durchaus kein voll-

ständiges Bild dieser ungeheuren Industrie, da die preußische Erzeugung zwar in der Qualität der Waaren vortrefflich, aber an Zahl sehr schwach vertreten war. Durch die Zuhülfenahme künstlerischer Kräfte leisteten sehr viel die Eisengießerei des Grafen Einsiedel in Lauchhammer und die Salm'sche Eisenhütte zu Raiz-Blanka in Mähren. Die erste hatte unter anderm einen englischen Kamin und ein Uhrgehäuse mit Figuren und Pflanzenornamenten, die zweite eine große Gartenlaube, von Bergmann in Wien erfunden, geliefert. Die hübschesten gewöhnlichen Möbeln, Bettstellen, Blumentische u. s. w., sämmtlich im Renaissancestyl, lieferten Mez und Aug in Eich bei Luxemburg, die besten und geschmackvollsten Oefen das Eisenwerk Tangerhütte bei Magdeburg, mit denen die von Schwarz und Hagedorn in Düsseldorf wetteiferten. Den gothischen Baustyl vertraten die königlich baierischen Gießereien Sonthofen und Bodenwöhr, den antiken und mit einem Stücke, einem Kronleuchter, den maurischen Geschmack die königlich würtembergische Eisengießerei Wasseralfingen. Ausgezeichnet scharf gegossen und gut gezeichnet waren auch die Oefen und andere Artikel der Erzherzog Albrechtshütte bei Wien. Zwei Eisenhütten, Zizenhausen und Ludwigshafen, brachten Artikel, an denen alles hübsch war bis auf die Figuren, so daß man denken muß, diese Fabriken werden die Kosten für gute Modelle gescheut haben. Die schönsten Schlösser, nach Zeichnungen von Herwegen, lieferte der Schlosser Rombach in München, dem der Münchener Kölbl am nächsten kam.

Von Waffen brachte Oesterreich die schönsten Erzeugnisse, namentlich Lebeda in Prag die prachtvollsten Büchsen und Pistolen. Ein herrliches Pistolenpaar und ein paar Pulverhörner aus Buxbaum geschnitzt erregten das allgemeinste Aufsehen. Nach ihm schickte wohl Kuchenreuter in Regensburg die schönsten Exemplare. Auch die berühmten Suhler Fabriken von Schilling, Jung u. a. brachten schöne Gewehre, eben so Hartmann aus Hamburg einen schönen Stutzen, Bader in München Pistolen, Wiggenhauser in Konstanz einen Stutzen. Ganz besondere Aufmerksamkeit erhielten die Arbeiten des Münchener Ciseleurs Fortner in München, dessen aufgestellter Schwertgriff, Pulverhorn, Hirschfänger und sonstige Waffen wohl das beste und stylvollste dieser Gattung waren. Durch ihren niedrigen Preis merkwürdig waren die Waffen von J. Just in Ferlach in Kärnthen. Er liefert Flinten zu 4 fl. 30 kr., Doppelflinten zu 7 fl. 50 kr., ja Pistolen zu 1 fl. 40 kr. Unsere Messerschmiedewaaren sind vom ersten Range und schneiden immer tiefer in das Gebiet des englischen Absatzes ein. Vortrefflich waren die ausgestellten Messer und Scheeren von Stopper in Wien und Schuchbauer in Würzburg, die Bestecke von Hohloch in Nördlingen, Hofmann und Hammons Wittwe in Nürnberg. Man kann mit Fug behaupten, daß unsere Messerschmiedewaaren die englischen bei gleichen Preisen übertreffen. Ein großer Theil der unsrigen steht freilich, um einen niedrigen Preis bieten zu können, zurück. Zweierlei versäumen aber unsere Arbeiter noch. Das erste ist der Schliff, der in England von weit geübteren Händen besorgt wird, so daß die Fläche nicht nur keine Striche, sondern auch keinen zwei- oder dreimaligen Ansatz zeigt, während bei den deutschen Waaren das spiegelnde Licht noch immer den Ansatz verräth. Das zweite ist die Verpackung, deren Eleganz und Handlichkeit von großer Wichtigkeit ist, was die Engländer und Franzosen sehr gut wissen. In England ist nicht blos die Verpackung viel gleichförmiger und besser, das Papier glatter und feiner, der Bindfaden fester und ebener, sondern es wird auch mit bunten und vergoldeten Etiquetten ein großer Luxus getrieben, der auf die Anlockung der Käufer berechnet ist. Indessen ist auch bei uns, wenn wir auch noch bedeutend hinter dem Auslande zurück sind, die Verpackung im kleinen Eisenkram um hundert Prozent besser geworden. Immer noch ist aber die Papierfabrikation und die Zwirnerei nicht hinreichend auf sie eingerichtet. Zu den kleineren Metallgeräthen gehören auch die lackirten Waaren, in denen Stobwasser aus Berlin seinen alten Ruf behauptete. Seine Theebretter, Ofenschirme u. s. w. sind meistens mit

großer Geschicklichkeit und Eleganz gemacht, doch läßt sich die Wahl der Gemälde seltener loben. Wenn man sich überzeugen will, wie sehr unser Geschmack trotz ästhetischer Dressur der Jugend, trotz ästhetischer Unterhaltungen, trotz aller Vorlesungen über Kunst und Kunstausstellungen noch zurück ist, so muß man sich diese lackirten Waaren ansehen. Der Erzeuger muß sich aber danach richten, was gekauft wird, und so darf es nicht wundern, wenn man auf Ofenschirmen und Theebrettern meistens nur die mattesten und fadesten Leistungen unserer Maler kopirt sieht, während auf den Dosen üppige oder entschieden unsittliche Gemälde sich widerlich breit machen.

In der neunten Gruppe begegnen sich die Steine, gebrannten Erd- und Glaswaaren. Von Steinen war weder viel noch bedeutendes da. Wir erwähnen die Marmorvasen aus der nassauischen Marmorfabrik, die Achat-Arbeiten von Wild aus Idar, die Marmorfußböden von Leonhard in Vilmar, die Marmorvasen und Granitarbeiten von Laberdune in Breslau. Etwas neues war die hübsche chemitypische Verzierung der bekannten Solenhofer Platten zu Fußböden und Tischplatten. Ein sehr erfreulicher Fortschritt ist die sichtliche Zunahme der Terrekotten, in denen sowohl das Alterthum als das Mittelalter so reizende Denkmale hinterlassen hat. Miesbach in Wien, dessen Erzeugung eine riesenhafte genannt werden muß, und die privilegirte Thonwaarenfabrik in Wagram zeichnen sich in diesem Fache besonders aus. Fildner und Tütel hielten den altbegründeten Ruhm der Berliner aufrecht. Der originellste Ofen war der von dem Münchener Alois Nüttermayer nach einer Zeichnung von Ludwig Foltz gefertigte. Dieser in gothischem Geschmack gebaute und mit einem Kamin versehene Ofen ist mit komischen Figuren geschmückt, welche die Wirkungen der Kälte darstellen, und bildet die reizendste Zimmerverzierung, ohne daß seiner Brauchbarkeit der mindeste Eintrag geschähe. Die genialste Leistung, ein Schachtbrett mit fußhohen Thonfiguren, rührte auch von dem eben genannten Künstler her. Auch die Blumentöpfe, Vasen und Pokale des Künstlers verrathen durch ihren sinnigen Reiz und durch ihre echte innere Wärme den wahren Künstler. In den theuren Porzellanen konkurriren besonders die Staatsanstalten in Wien, Berlin, München und Meißen. Die Wiener Fabrik ist eine strenge Nachahmerin der Franzosen, hatte aber doch einen sehr schönen Kamin nach der Zeichnung des Architekten van der Nüll geschickt. Die Meißener Fabrik excellirt im Rokkoko, in dem ihr keine andere Fabrik auch nur nahe kommt, da sie alte Muster in Masse besitzt, während die konkurrirenden Anstalten sich mit Nachahmungen begnügen müssen, welche in den wunderlichen Geist des Rokkoko nie ganz eindringen können. Vortrefflich waren die Meißener Vasen mit Gemälden, die von Schnorr herrühren, doch mußte man es sonderbar finden, daß auch hier wieder eine der Ehebruchsszenen dargestellt war, an denen die Hofdamen des vorigen Jahrhunderts ein besonderes Gefallen gefunden zu haben scheinen. Die Meißener Fabrik besitzt auch noch immer in ihrem Material einen Vorzug. In technischer Beziehung hat die Berliner Fabrik wohl die höchste Vollendung erreicht, wie sie ferner eine große Reinheit des Styls bewahrt. Die Münchener Fabrik befleißigt sich unter Neureuther's Leitung, Eigenthümlichkeit des Gedankens und der Form zu erreichen. Sie hatte außer Porzellangemälden von Wustlich und Auer auch Porzellanmosaiken ausgestellt, denen man, wenn gewisse Schwierigkeiten vollständig überwunden sind, eine Zukunft vorhersagen kann. In den gewöhnlichsten und wohlfeilsten Porzellansachen machte sich eine Verbesserung der Form nicht sehr fühlbar. Es herrschen hier in der Regel noch die alten styllosen Formen, wobei man freilich nicht vergessen darf, daß das Publikum bei Näpfen, Schüsseln, Kannen, Tassen vorzugsweise die bequemen Formen liebt, welche man beim Rokkoko am meisten trifft. In diesen verbreiteten Artikeln scheint am weitesten fortgeschritten die Fabrik von Lenz im badischen Zell am Hammerbach zu sein, welche Suppenterrinen und Vasen ausgestellt hatte, in denen die Zusammenstellung der Lokaltöne den feinsten Farbensinn zeigte. In den ein-

fachen Steingutsachen behaupten die Engländer noch immer ein gewisses Uebergewicht. Sie haben sehr einfache und zweckmäßige Formen, ihr weißes Steingut ist eben so billig wie gut. Die deutschen Steingutwaaren, die jetzt wieder häufiger erscheinen, sind geschmackvoller als die englischen, aber im Stoff und namentlich in der Glasur stehen sie zurück. Die Fayence ist grau und die Glasur reißt durch den Wechsel zwischen heißer und kalter Temperatur. Dagegen sind die Engländer in der letztern so weit gediehen, daß man ihr Steingut von Porzellan nicht unterscheiden kann. Daß diese Ueberlegenheit der Engländer an ihrem Material läge, wie zuweilen behauptet wird, möchten wir bezweifeln.

Bei dem Glase sind vier Gruppen zu unterscheiden, das einfache Hohlglas, das Scheibenglas, das gepreßte Glas und das geschliffene. Der Bedarf an gewöhnlichem Hohlglase (Flaschen u. s. w.) wird durch die örtliche Erzeugung befriedigt. Die Kostspieligkeit der Verpackung und Versendung läßt keine Konkurrenz aufkommen. Bei dem Scheibenglase und dem gepreßten, wo es wenig auf Geschicklichkeit ankommt, spielt das Kapital die größte Rolle. Dieses Vorwiegen des Geldes wird unserer Erzeugung gefährlich, denn England und Belgien haben in diesen Fabrikzweig neuerdings große Summen geworfen. Man brennt auch in Böhmen Holz, das immer theurer wird, in England und Belgien Steinkohlen, die immer wohlfeiler werden, und das ist ein zweiter Vortheil des Auslandes. In der That treten die englischen und belgischen Gläser dieser Gattung nicht blos auf den fremden, sondern auch auf den deutschen Märkten (in Hamburg sind große Lager) mit Ueberlegenheit auf. Sie liefern vortreffliche und dabei sehr billige Waaren, namentlich sehr gutes gepreßtes Glas. Die letzte Gruppe, das geschliffene Glas, wird gegenwärtig auch in Belgien stark in Angriff genommen, und es soll das belgische geschliffene Glas bei gleichem Preise noch billiger sein, als das böhmische. Im Diamantschliff und in bunten Gläsern besitzt Böhmen noch heute seine alte Ueberlegenheit und wird sie wohl dauernd behaupten. Auch auf der Ausstellung konnte man sich von den Vorzügen der Böhmen überzeugen, doch wäre eine massenhaftere Repräsentation ihrer alten Industrie zu wünschen gewesen. Die gräflich Harrach'sche Fabrik hatte koloristisch sehr schöne Sachen, die bei etwas mehr Originalität der Zeichnung und Form musterhaft gewesen wären. Man konnte an den böhmischen Gläsern sehen, daß die Vorzüglichkeit der Arbeit mit der steigenden Schwierigkeit nicht zu, sondern abnimmt. Nach den oft unglaublich geschmacklosen Gemälden auf den böhmischen Glasvasen zu urtheilen, sind die Arbeiter talentvoll aber ungebildet und verschwenden ohne Erfolg eine Menge technischen Geschicks. An ähnlichen Fehlern leidet aber auch die Steigerwald'sche Fabrik, die zwar einige reinere Formen bringt, dagegen im Geschmack der Farbenzusammenstellung hinter den Böhmen bemerkbar zurückbleibt. Von der vollkommensten Technik war das von ihr ausgestellte kolossale Füllhorn von Milchglas, doch ein Monstrum geschmackloser Erfindung.

Die Maschinen hatte man in ein besonderes Nebengebäude weisen müssen, wo sie mit dem von der baierischen Regierung hergeliehenen Dampfe nach Gefallen arbeiten konnten. Geht man bei diesem Gegenstande nicht ganz ins Einzelne ein, wozu nur in einer technologischen Zeitung der Ort ist, so läßt sich über ihn nicht viel sagen. Der allgemeine Gang des Maschinenwesens ließ sich auch in der Ausstellung verfolgen. Die meisten neuesten Verbesserungen der Maschinen bestehen in einer Ersparung der menschlichen Arbeit. Früher brauchte man für jede Maschine einen Aufseher. Jetzt giebt es eine Menge Maschinen, welche sich selbst beaufsichtigen, so daß sie stillstehen, wenn die geringste Störung eintritt. Man hat es nun dahin gebracht, daß ein Aufseher für zwei Maschinenstücke hinreicht, ja daß vier bis sechs solcher Stücke, die man durch glückliche Kombinationen zu einem Werke zusammengestellt hat, blos noch einen Aufseher brauchen. Die Maffei'sche Fabrik trug den Preis davon, namentlich war die Eleganz einer von ihr aufgestellten Dampfmaschine tadellos. Auch ein neuer Versuch war da, die so

viel angegriffenen und doch nie beseitigten Pappon des Jacquardstuhles unnöthig zu machen. Der aufgestellte Webstuhl wollte dies durch eine hölzerne Rolle mit Löchern erreichen, doch war das Muster ein sehr einfaches.

Was die weißen und gedruckten Baumwollenzeuge betrifft, so müssen wir hervorheben, daß bei den ersteren das Kapital, bei den letztern der Geschmack den Ausschlag giebt. Daraus folgt, daß bei den weißen Zeugen — zu denen technisch auch die zu zählen sind, welche durch Walzendruck einfache Muster darstellen — die Engländer, bei den letztern die Franzosen den Markt beherrschen. Auf dem innern deutschen Markte haben allerdings die Schutzzölle ihre wohlthätige Wirksamkeit geäußert, so daß der deutsche Markt für die gewöhnliche und selbst für die mittelfeine Waare ganz unzweifelhaft von der deutschen Industrie erobert worden ist, und zwar nicht blos bei der glatten, sondern auch bei der gedruckten Waare. Echte französische Mousselins, Jaconnets, Barrèges u. s. w. wird man in Deutschland sehr selten mehr antreffen, schon weil sie zu theuer sind. Dieses Verdrängen der auswärtigen Konkurrenz von dem innern Markte hat indessen auch seine Nachtheile, wie man auf der Ausstellung deutlich wahrnehmen konnte. Unsere besten Druckereien liefern plumpe, farblose, steife Drucke. Sie können sich allerdings mit dem Geschmack ihrer Kunden entschuldigen, der wieder von den Geldverhältnissen abhängig ist. Unsere meisten Käufer sind leider in der Lage, billige Stoffe kaufen zu müssen, die zugleich so eintönig als möglich sein sollen, damit es nicht auffällt, daß das Kleid so lange getragen wird. Das ist der Grund, weshalb man in vielen Gegenden so wenig helle Kleider sieht. Trotzdem, daß die fremde Konkurrenz aufgehört hat, hängen unsere Drucker noch sehr von dem Auslande ab. Die besseren Stoffe werden fast alle nach Mustern gefertigt, die man sich von Frankreich schicken läßt und theuer bezahlt — nachdem der französische Produzent sie bereits für sich abgenutzt hat. Der deutsche Geschmack wird dadurch keineswegs verbessert, denn einmal bekommt man die besten Muster nie und dann kopirt der deutsche Drucker sein fremdes Vorbild nicht ganz, sondern höchstens halb, weil er etwas „neues und eigenes" auf den Markt bringen will. So bleibt die deutsche Musterzeichnerei nicht blos in ihrer Kindheit, sondern auch in einer gefährlichen Abhängigkeit. Ein weiterer Nachtheil ist die deutsche Gesetzgebung, welche dem Erfinder eines Musters nicht die Sicherheit für sein Muster giebt, die er haben sollte. Es ist gar nicht selten, daß Handlungsreisende, welche eben in einer Fabrik ein neues schönes Muster gekauft haben, schon im nächsten Orte dasselbe für eine Erfindung ihrer Fabrik ausgeben und Bestellungen darauf annehmen. Solche Verhältnisse schlagen den Muth und den Erfindungsgeist nieder.

Die Produkte der Spinnerei lassen sich schwer beurtheilen. Auf der Ausstellung waren hauptsächlich Mittelgarne zu sehen, auf welche die deutsche Erzeugung mit einer sehr lobenswerthen Energie sich geworfen hat. Die feinsten Garne über 150 hinaus, wo der Faden von unendlicher Feinheit wird, überlasse man immerhin vor der Hand den Engländern, die bei diesen Garnen, wo alles auf das Kapital ankommt, in Vortheil sind. Wir müssen es sehr anerkennen, daß unsere Spinner in den mittleren, zum Theil auch in den feineren Fabrikaten sich einen Markt geschaffen haben. Es ist dieser Erfolg nach schweren Kämpfen im Inlande und gegen das Ausland erreicht worden, und dieser industrielle Sieg gehört nicht zu den kleinsten. Eines vermissen unsere Spinner jedoch immer noch, England beherrscht den Rohstoff, sein Baumwollenmarkt hält uns in Tributpflichtigkeit, und unsere Spinner unterliegen allen Schwankungen des Handels eines in der Industrie neidischen Volks. Weshalb zögert Deutschland, sich seinen eigenen Baumwollenmarkt zu schaffen? Irren wir nicht, so sind von Nordamerika mehrmals Eröffnungen gemacht worden, welche ein bereitwilliges Entgegenkommen erwarten lassen.

An halbwollenen Waaren, namentlich an karrirten Zeugen, bei denen freilich auch viele ganzwollene Artikel mitunterlaufen, fertigen Sachsen und Preußen seit

meheren Jahren Millionen von Ellen an. Mit diesen Artikeln haben sich die betreffenden Fabriken fast im Fluge einen Markt erobert, der sich bis tief in die Vereinigten Staaten hinein erstreckt. Die leichten Modestoffe (Terneaux, Paramattas, Orleans u. s. w.) haben wir nicht blos eben so gut, sondern noch besser als Franzosen und Engländer. Besser ist hier im Verhältniß des Preises zur Güte zu verstehen. Der Vorzug, den ein echter französischer Terneaux vor einem sächsischen besitzt, wird durch den höhern Preis mehr als neutralisirt, und im Aussehn bemerkt man zwischen beiden Waaren keinen Unterschied. Auch die Färberei ist gut, gleichmäßig, in allen Schattirungen satt und meistens auch ziemlich echt. Die deutsche Wollenmanufaktur liefert in Tuchen und Strumpfwirkerwaaren Artikel, neben denen englische und französische Konkurrenz nicht bestehen kann. Das englische Tuch, das zwar sehr billig und durch seine Appretur lockend, aber fast immer farbehaltig ist, erscheint selten mehr auf den Märkten, und dasselbe gilt von den zwar schönen aber sehr theuren französischen Tuchen aus Sedan und Verviers, die man früher unter dem Namen der niederländischen Tuche zu begreifen pflegte. In diesen Artikeln begnügt sich der deutsche Fabrikant nicht damit, das vorhandene Bedürfniß, indem er immer neue Muster von Halb- und Sommertuchen schafft. Beherrschen die Franzosen die weibliche Toilette, so thun wir dies ziemlich in demselben Grade mit der männlichen. So muß unsere Wollmanufaktur noch immer unser Stolz sein, und wir verdanken ihre Siege dem hohen Stande der deutschen Schafzucht, die sich seit einiger Zeit besonders in den deutschen Gebieten zu konzentriren scheint, wo große geschlossene Güter bestehen und der Boden niedrig im Werthe steht. Diese Aenderung in den Oertlichkeiten der Schafzucht kommt der Landwirthschaft und der Industrie gleich sehr zu gut. Für die Landwirthschaft ist es offenbar vortheilhaft, daß die Schafzucht aus den fetteren Gebieten, die den Thieren Krankheiten verursachen und die zu andern Zwecken verwendet weit höheren Nutzen abwerfen, nach Ländern mit schlechterem Boden wandert, wo sie neue Erwerbsquellen schafft und der rationellen Landwirthschaft Bahn bricht. Auf der andern Seite kann der Fabrikant Wolle von Schafen, die auf magerem Boden geweidet haben, weit besser verarbeiten, da das Entfetten nicht so viel Mühe und Kosten verursacht. Es fehlte übrigens viel, daß die deutschen Wollen auf der Ausstellung vollständig vertreten gewesen wären. Nur die österreichischen Tuche waren in würdiger und glanzvoller Weise vertreten, viel weniger die norddeutschen.

Der deutschen Tuchmanufaktur ist eine Neuerung zur Hülfe gekommen, welche von dem größten Theil des Publikums gar nicht beachtet und von dem übrigen Theil bitter angefeindet wird. Es sind dies die Magazine fertiger Kleidungsstücke. Der Geschmack der Schneider ist dadurch sehr ausgebildet, gewissermaßen zur Selbstständigkeit erhoben worden, und der Tuchfabrikant hat nicht weniger Nutzen gehabt, indem er die Verwendbarkeit neuer Stoffe gesehen hat. Man hat gegen diese Neuerung nationalökonomische Gründe geltend gemacht, die aber nur dieselben sind, welche gegen das Fabrikwesen überhaupt aufgestellt werden können. Die Erfahrung hat überdies gezeigt, daß die Magazine einer Menge von heruntergekommenen Meistern wieder Arbeit und Verdienst gegeben haben. Ist man durch die Magazine dahin gelangt, der Schneiderei eine „wissenschaftliche Basis" zu geben — worunter das Erkennen von ganz festen und allgemeinen Regeln, die dem Zuschneiden zum Grunde liegen, zu verstehen ist — so hat man dem Gewerbe selbst durch die Erziehung weit tüchtigerer Gesellen, durch die Verbesserung der Modezeitungen und überhaupt durch ein allgemein regeres Leben, lauter Folgen der Magazine, sehr genützt. Die Ausfuhr fertiger Kleidungsstücke nach überseeischen Plätzen ist bereits eine bedeutende. Mehrere große Städte, hauptsächlich aber Leipzig, Hamburg und Berlin, sind die Fabrikorte, Hamburg und Bremen besorgen die Ausfuhr, Westindien und Südamerika sind die Käufer.

Wie das Glas muß auch die Seide in mehrere Gruppen getheilt werden,

deren sich drei ergeben, wenn man die etwas façonnirten Kleiderstoffe mit zu den glatten rechnet, wie wir es thun. In diesen glatten Seidenzeugen besaß früher die Schweiz für die leichteren, die sogenannten Marcelline, früher fast ein Monopol, obgleich sie den Nachtheil der Fracht und des Transits zu bekämpfen hatten. Sie verdankte dies ihrer Geschicklichkeit im Färben, das bei den Marcellinen wegen der großen Leichtigkeit des Stoffes besonders schwer ist, fast noch schwerer als das Weben. Auf der Ausstellung sah man bereits sehr hübsche Marcelline, denen man es ansah, daß dieser Fabrikationszweig, nachdem einmal der schwere Anfang überwunden ist, noch weitere Fortschritte machen wird. Noch entschiedener tritt der deutsche Fortschritt hervor in den Kleiderstoffen der Gros de Tours, Gros de Naples u. s. w., und in denen, wo der Stoff mit Atlasstreifen gemischt ist. Im Glaspalast sah man nicht viele dieser Waaren, was wohl in der Besorgniß seinen Grund hatte, daß diese empfindlichen Stoffe leiden würden. Das Vorhandene war vortrefflich, den französischen Artikeln derselben Art an Wohlfeilheit und den englischen noch entschiedener an Geschmack überlegen. Da es hier nicht auf Muster ankommt, sondern auf die Farbe und den Preis, so können die Franzosen ihre sonstige Ueberlegenheit nicht geltend machen.

Die gemusterten und bunten Seiden (Taschentücher, Westenzeuge u. dgl.) sind der deutschen Herrschaft so ziemlich anheimgefallen. Selbst der Vorzug, den die Engländer zur Zeit noch in Piquéwesten besitzen, wird ihnen gegenwärtig streitig gemacht, und von französischer Waare erscheinen blos noch die ersten und darum theuersten Artikel. Umgekehrt steht es in der dritten Gruppe der schweren Seiden, Atlasse und Damaste, wo Frankreichs Herrschaft unangetastet dasteht. Hier sind die österreichischen Stoffe die ersten und theuersten, und die französischen behaupten sich im großen Verkehr, so weit überhaupt bei diesen Artikeln, deren Verbrauch verhältnißmäßig ein geringer ist, von einem solchen die Rede sein kann. Dieser Gruppe schließen sich die Sammte an. Der Seidensammt, der eigentlich allein hierher gehört, war bisher ziemlich das Monopol Frankreichs, während England sich der Fabrikation des Baumwollensammts, den es von schwarzer Farbe zu liefern pflegte, bemächtigt hatte. Diesen englischen Sammt betrachtete man lange als unebenbürtig und verwies ihn zu werthlosen Besetzen, Kragen u. s. w., in welcher Beziehung namentlich die untern Klassen von ihm Gebrauch machten. In dieser Beziehung ist eine Aenderung eingetreten, deren weiterer Verlauf eine völlige Umwälzung herbeiführen zu müssen scheint. Die farbigen Baumwollensammte erfreuen sich nämlich eines steigenden Beifalls. Auf der Ausstellung befanden sich von diesen Proben, die sich wie Seidensammt anfühlten, in Weichheit und Sättigung der Farben den strengsten Anforderungen genügten und von dem Seidenprodukt wirklich nicht zu unterscheiden waren. Da dieser neue Artikel Schönheit und Billigkeit vereinigt, so steht ihm eine große Zukunft bevor, doch nur unter der Voraussetzung, daß die deutschen Färber durch vorzügliche Arbeit für diese Manufaktur leisten, was sie früher für die deutsche Wollenbereitung geleistet haben, und daß sie dadurch die deutschen Fabrikanten befähigen, die energische Konkurrenz zu überwinden, die sich von den Engländern erwarten läßt.

Verwandt mit einander sind die Bänder und die Posamentierwaaren. In dem ersten Artikel haben wir es mit Frankreich zu thun und sind unglücklich gewesen, bei dem letztern ist England unser Feind und haben wir überraschende Erfolge erzielt. Daß die Bänder in Frankreich auf das herrlichste, fast unbegreiflich schön, geliefert werden, ist allgemein bekannt. Der französische Fabrikant scheut kein Geld, neue Erfindungen und Muster an sich zu bringen, und so sehen wir aus dieser Bänderwerkstatt eine unerschöpfliche Mannigfaltigkeit von Auffassungen und Verbindungen hervorgehen, mit denen sich ein Grad von Lebendigkeit und Farbe, von Leichtigkeit und Frische verbindet, dem kein Konkurrent nahe kommt. Selbst die leichten, in den Putzhandlungen zum Verbrauch kommenden Bändern, die kaum einen Sommer an einem Damenhute halten, zeichnen sich durch diesen

Geschmack aus. Die deutschen Fabrikanten glauben sich helfen zu können, indem sie in Paris Agenten halten, welche ihnen in jeder Jahreszeit die neuesten Muster zuschicken, allein es gilt hier, was wir früher schon von andern Artikeln bemerkt haben. Die besten Sachen kommen nicht nach Deutschland, und mit den andern kommen die deutschen Fabrikanten hinterdrein, so daß sie bisher weiter nichts als Mittelarten haben liefern können. In Posamentierwaaren ist England thätig und versorgte eine Zeit lang den Markt allein mit Litzen, Schnüren und Quasten. Jetzt hat Sachsen den Vorsprung gewonnen, nicht allein durch die Wohlfeilheit seiner Waare, die in einzelnen Fällen 20 Prozent beträgt, sondern auch durch die geschmackvolle Arbeit. In diesem Artikel hat das Erzgebirge einen raschen Aufschwung genommen, nachdem es in Folge der Dummheit seiner Arbeiter nahe daran gewesen war, sein ganzes Posamentiergeschäft zu verlieren. Die Arbeiter widersetzten sich nämlich der Einführung gerade der Maschine, ohne die man die gegenwärtige, für Damen fast unwiderstehliche Eleganz nie erreicht haben würde. Auch diesem Artikel öffnet sich eine weite Zukunft, und um so mehr haben wir uns des jetzigen Aufschwungs zu freuen.

Aus dem Gesagten haben sich bereits mehrere der allgemeinen Bemerkungen ergeben, mit denen wir von der Industrie-Ausstellung scheiden werden. Die Theilung der Arbeit ist unter uns nicht genug fortgeschritten. Nicht wenige der Aussteller waren in mehreren Rubriken zugleich vertreten, ja es gab welche, die außer ihrem fertigen Fabrikat auch den Rohstoff und die Instrumente, die dazu benöthigt werden, ausgestellt hatten. Es ließ sich auch bemerken, daß die Einzelwerkstatt selbst in solchen Artikeln, wo sie von der Fabrik erdrückt werden muß, das Feld zu behaupten strebte. In dieser Beziehung kann nicht genug wiederholt werden, daß die menschliche Hand, wo sie nicht durch höhere Kunstfertigkeit einen Beruf zu wirken hat, der Maschine nicht rasch genug das Feld räumen kann. Nicht wenige Handwerker glauben, die Maschine ließe sich noch abwehren. Allein die große Industrie ist bereits mit ihrer Allgewalt bei uns eingezogen, und wiesen wir sie wieder hinaus, so rückte das Ausland mit seinen Fabriken und Maschinen gegen uns in das Feld. Wir leben in einer Zeit des Uebergangs, und jeder Uebergang bringt seine Leiden mit sich und fordert seine Opfer. Man kann den vollständigen Sieg der großen Industrie nicht hindern, verzögern allerdings, aber damit erreicht man weiter nichts, als daß die Zeit des Uebergangs, d. h. die Zeit der Leiden und der Opfer, sich verlängert. Man denkt sich die Wirkung der Maschinenarbeit gewöhnlich so, als ob immer mehr Menschenarbeit verdrängt werde, und fragt mit Schaudern, wohin das am Ende hinaus solle. Wo es keine Maschinen giebt, da wird nicht viel gekauft, weil die Waaren zu theuer sind, wo aber die Maschine arbeitet, da erzeugt sich ein Massenverbrauch, und der Fabrikant beschäftigt daher mehr Menschen, als früher der Handwerker. Man sucht auch wohl dem wohlfeilen Produkt durch die Zuthat einer neuen Arbeit einen höhern Werth zu geben und braucht aus diesem Grunde wieder menschliche Arbeitskräfte. So wie der schlichte Mousselin die Tracht der Dienstboten wurde, begann man Muster einzuwirken, und da auch die Muster wenig Arbeit kosteten, brachte man Stickereien an. Hat hier eine Beseitigung von Menschenkräften stattgefunden?

Mit dem steigenden Wohlstand steigen die Ansprüche. Leider hat eine fast beispiellose Reihe von Unglücksjahren — seit 1846 Theuerung und Mißernten, gewaltsame Revolutionen und gewaltsame Reaktionen, Bürgerkriege und auswärtige Kriege, eine fast unausgesetzt drohende Handelskrise und ein fast unausgesetzt drohender europäischer Krieg — die Fortschritte im materiellen Gedeihen, die wir in den ersten zehn Jahren nach dem Zustandekommen des Zollvereins gemacht hatten, auf eine grausame Weise unterbrochen. Allein Ausnahmezustände gehen vorüber, es werden bessere Zeiten kommen, und darauf sollten unsere Fabrikanten und mehr noch unsere Handwerker früh sich vorbereiten. Wohlfeil und schlecht! ist ein erbärmlicher Grundsatz, und trotz unserer unleugbaren, in manchen Punkten

außerordentlichen Fortschritte hat dieser Grundsatz immer noch zu viel Geltung. Auf die Instrumente namentlich sollte man das größte Gewicht legen. Man wird nie die englische Sauberkeit der Arbeit erreichen können, wenn man sich nicht wie die Engländer der zuverlässigsten Instrumente bedient. Wie behilft sich aber unser Arbeiter noch gar zu oft!

Auf der Ausstellung ließ sich bereits voraus erkennen, welchen Einfluß der Beitritt Oesterreichs, wenn er auch zur Zeit noch kein vollständiger ist, auf unsere Industrie haben muß. Erinnern wir uns nur, wie der Zollverein, dieser kleinere Bund, gewirkt hat. Bis zu diesem erzeugte jeder Staat seinen Bedarf womöglich selbst, der Absatz, das Kapital waren klein. Seit dem Zollverein hat die örtliche Erzeugung an Masse zu- und an Mannigfaltigkeit abgenommen. Dieselbe, die Industrie so fördernde Erscheinung wird sich in größerem Maßstabe wiederholen. Daß durch Oesterreichs Beitritt nun auch eine selbstständige und eigen geartete Industrie sich entwickeln möge, bleibt hoffentlich kein frommer Wunsch. Oesterreich wäre ganz dazu geeignet, uns eine solche zu geben. Wien ist eine reiche Stadt, eine Hauptstation, wo das eigenthümliche Leben des Orients mit dem des Occidents sich trifft. Von hier könnte der Anstoß zu der Selbstständigkeit ausgehen, welche uns leider noch sehr fehlt. Wie dem aber auch sei, neue Gestaltungen und Richtungen entstehen gewiß, das Feld wird größer, die Bewegung lebhafter, und so scheiden wir von der Münchener Industrie-Ausstellung, der ersten wirklich allgemein deutschen, mit den besten Hoffnungen.

Ulrich Ochsenbein, geboren im Jahre 1811 zu Nidau im Kanton Bern, wurde nach vollendeten Studien Sachwalter. Ein eben so kluger und gebildeter, als charakterfester und tapferer Mann, und wegen dieser Eigenschaften allgemein geachtet, wurde er doch durch das alte Herkommen, welches das Patriciat entschiedener begünstigte, als es in großen Monarchien mit dem Adel zu geschehen pflegt, von der höheren Staatslaufbahn seines republikanischen Vaterlandes ausgeschlossen. Als nach der Julirevolution die „Dorfmagnaten" das Signal zu einer Bewegung gaben, von der sie bald überholt werden sollten, schloß sich Ochsenbein einer Sache an, die sowohl seinen persönlichen Ueberzeugungen als seinem persönlichen Ehrgeiz zusagte. Gleichzeitig bildete er sich zum Militär aus und erlangte sehr bedeutende theoretische Kenntnisse. Von der Berner Artillerie aus, in der er als Offizier diente, bahnte er sich seinen Weg in den eidgenössischen Stab, wo er es, als die Aargauer Klosterfrage zum Bürgerkrieg führte, bis zum Hauptmann gebracht hatte. Seine politischen Ansichten wie seine militärischen Kenntnisse brachten ihn an die Spitze des Freischaarenzugs gegen Luzern. Statt daß er aber aus einer eroberten Stadt über Großthaten und Siege hätte schreiben können, mußte er aus dem Asyl, das er glücklicher als mehr denn tausend andere fliehend erreicht hatte, über eine schmachvolle Niederlage berichten. Man kann diesem Bericht das Lob der Wahrheitstreue nicht versagen. Faßt man seine nicht lange Erzählung in noch kürzere Worte zusammen, so lautet sie einfach: „Die Freischaaren gehorchten nicht, sie hielten keine Ordnung, sie liefen davon." In der allgemeinen Verwirrung der Hauptkolonne unmächtig, trennte er sich von ihr mit acht Reitern, um die zweite Kolonne aufzusuchen, von der er bisher keine Nachricht erhalten hatte. Sie war verschwunden, aber inzwischen hatte die Hauptkolonne ein Gefecht zu bestehen, wie Ochsenbein an dem zu ihm herüberdringenden Bataillonfeuer deutlich wahrnahm. „Beides nahm bald ein Ende", sagt er wörtlich, „und ich konnte endlich meine letzten acht Mann nicht mehr in die Schlachtlinie einführen; ich würde zu spät gekommen sein." Also wandte er sich „physisch und moralisch zerknirscht" zur Flucht.

Dieser Zug hatte für Ochsenbein die unangenehme Folge, daß er mit dem einzigen eidgenössischen Offizier (Hauptmann Mollet aus Solothurn), der außer ihm an dem Putsche Antheil genommen hatte, aus dem Stabe ausgestoßen wurde. Nur drei (richtiger zwei und ein halber) Kantone, Bern, Aargau und Baselland,

stimmten für ihn. Als hervorragendes Mitglied des „Bärenleistens", des Berner Klubs der Radikalen, suchte er die Scharte durch die Herbeiführung einer Verfassungsveränderung in Bern auszuwetzen, welche seiner Partei die Herrschaft und somit die Möglichkeit zu einem neuen, dieses Mal gesetzlichen Angriff auf Luzern gewähre. Die Verfassung wurde geändert und Ochsenbein zum Regierungsrath und zum Mitglied für die Tagsatzung erwählt. Die letztere Wahl lehnte er ab und nahm den Posten zuletzt nur unter der Bedingung an, daß er ihn nicht antreten müsse. Hierüber spotteten die konservativen Blätter und nannten Ochsenbein's Wahl eine leere Demonstration. Der Gesandte von Schwyz, Abyberg, ging noch weiter und erklärte im Schooße der Tagsatzung, er werde neben einem Landfriedensbrecher und Hochverräther nicht sitzen. Als Ochsenbein diese Ausfälle vernahm, eilte er nach der Bundesstadt und trat plötzlich in die Tagsatzung, wo Abyberg gänzlich stumm blieb. Im nächsten Jahre (1847) nahm Ochsenbein sogar den Präsidentenstuhl der Tagsatzung ein. Das war den Konservativen freilich zu viel, und überall wurden Beschwerden laut. Bei allem Haß gegen die Sache äußerte sich doch eine unverkennbare Hochachtung gegen seine Person, die selbst in einem Berner Artikel hervortritt, von dem Ochsenbein sich so verletzt fühlte, daß er klagend gegen ihn auftrat. Jener Artikel (der Volkszeitung) sagte: „Diese Rücksichtslosigkeit ist ganz im Geiste der jungen Schule, welcher die Majorität des großen Raths durchweht und treibt. Kann in der That etwas rücksichtsloseres, wenn man will, etwas pikanteres geben, als den nämlichen Mann, der vor zwei Jahren den Landesfriedensbruch leitete, jetzt an der Spitze derjenigen Behörde zu sehen, die den Landfrieden bewahren soll, den aus dem Verzeichnisse der eidgenössischen Offiziere gestrichenen Stabshauptmann zum Präsidenten des eidgenössischen Kriegsraths zu machen! Wahrlich dies erinnert an mexikanische und peruanische Zustände, wo alle Jahre die gleichen Personen als Sieger in die Hauptstadt einziehen und als Verbannte das Land verlassen. Hier wie dort dieselbe Rücksichtslosigkeit in Bezug auf die Ehre und das Wohl des Volks, wenn nur der augenblickliche Ehrgeiz der Führer seine Befriedigung findet. Obgleich seinem Kollegen Stämpfli an Charakterfestigkeit und Talenten nachstehend, würden wir doch unter den Gliedern der jetzigen Regierung Ochsenbein für den passendsten Bundespräsidenten halten, wenn — der 1. April 1845 aus der Geschichte weggewischt werden könnte. Allein jener Tag hat das Geschick dieses Mannes und unmittelbar vielleicht das Schicksal des Vaterlandes unwiderruflich besiegelt. Wenn wir auch persönlich überzeugt sind, daß Ochsenbein lieber das äußerste nicht wagen würde, so erinnern wir uns, daß er mit Leib und Seel dem System verkauft und verschrieben ist, welches der Schweiz den Untergang geschworen hat. Von diesen Banden kann er sich nicht losringen, so sehr er sich winden und drehen mag; Rachsucht, Ehrgeiz und Furcht treiben ihn unaufhaltsam auf die blutige Bahn, von der ihm kein Entrinnen bleibt."

In der stürmischen Zeit, welche der Sprengung der Tagsatzung vorausging, bewies Ochsenbein als Vorsitzender die taktvollste Haltung, die sich durch keine Angriffe der Gegner — und es kamen deren sehr heftige vor — erschüttern ließ. Wieder in den eidgenössischen Stab gewählt, zog er zu Ende 1847 gegen den Sonderbund mit in das Feld. Bei dem Angriff auf Freiburg bildete er mit seiner Reservedivision den linken Flügel bei Laupen und Neuenegg bis in das gebirgige Schwarzenburger Amt. Bei dem folgenden Zuge gegen Luzern führte er seine Division durch das Entlebuch und näherte sich der Stadt zwischen der Emme und dem Gütsch, ohne auf den geringsten Widerstand zu stoßen. Seinen Einzug hielt er an der Reußbrücke durch dasselbe Baseler Thor, vor welchem zwei Jahre früher die Freischaaren unter seiner Anführung eine so schlimme Nacht zugebracht hatten.

Das Jahr 1848, das für das übrige Europa ein so unruhiges war, sah die Schweiz im Besitz der Vortheile, welche sie sich durch frühere Mühen und Kämpfe

errungen hatte. Ochsenbein redete nun in der Tagsatzung mit Wärme für die strengste Neutralität, erklärte die Sache der Lombarden, während noch alles für sie schwärmte, für unrettbar verloren, sprach auch der französischen Republik die Lebensfähigkeit ab und nannte es geradezu unbegreiflich, wie Jemand davon sprechen könne, demselben Karl Albert, der sich zum Kerkermeister des Dr. Steiger erboten habe, Hülfe zu bringen. In Bern wollten die Radikalen die neue Bundesverfassung verwerfen, aber Ochsenbein trat gegen sie auf und siegte. Nun äußerte sich der Haß der Partei, die ihm so vieles verdankte, immer heftiger gegen ihn und führte zuletzt dahin, daß er aus dem Bundesrath ausgeschlossen wurde. Die Schweizer Blätter erzählen von diesem Hader folgendes Nähere. Die Geschichte datirt aus dem Jahre 1849. Damals — sagen die Radikalen — war es Ochsenbein, der, von Ehrgeiz getrieben, zuerst den Gedanken faßte, mit schweizerischen Bataillonen über die Alpen zu ziehen, der zuerst die Hand bot, Freischaaren zur Unterstützung der lombardischen Revolution zu werben. Als dann Stämpfli und andere Mitglieder der damaligen Regierung auf diese Werbungen näher eingingen, die Anzuwerbenden durch bindende Verträge sicher gestellt wissen wollten, da trat Ochsenbein mit schwerer Anklage im großen Rath gegen sie auf. Das ist es, was sie Ochsenbein's Verrath nennen. Daß dieser die Richtigkeit der Anklage bestreitet, braucht nicht gesagt zu werden. Der Haß der Radikalen wurde gesteigert, als Ochsenbein im Jahre 1850 durch den Versuch mit der sogenannten „weißen Demokratie" einen zwischen Radikalen und Konservativen stehenden Tiers-Parti bilden, den Sturz des sechsundvierziger Regiments vollenden half, und von da an offen als entschiedener Gegner desselben und namentlich Stämpfli's auftrat. Dieser letztere konnte bei Anlaß der Fusion Gegnern, wie Blösch und Fueter, aufrichtig die Hand zur Versöhnung reichen, nicht aber dem ehemaligen Freund, von dem er sich verrathen glaubt. Die jüngern Radikalen der übrigen Kantone theilen seit 1850, wenn auch im geringen Maß, die Abneigung der Berner gegen Ochsenbein. Deshalb konnte auch bei der letzten Erneuerung des Bundesraths (1851) seine Wiederwahl nur mit Mühe erlangt werden. Seither hat Ochsenbein als Militärdirektor sich auch in andern Kreisen manchen zum Feind gemacht. Dieser wirft ihm starres Festhalten an antiquirten, bei den jüngern Militärs in Mißkredit gefallenen Persönlichkeiten vor; jener Zugänglichkeit für unrepublikanisches Hofiren, und in Folge dessen Bevorzugung und Schonung nach einer, Rücksichtslosigkeit und schroffes Auftreten nach andern Seiten; einem dritten war seine Geschäftsführung zu wenig geordnet, während ein vierter über unverhältnißmäßige Ausdehnung der Militärlasten klagt. Einzelnes an diesen Vorwürfen mag begründet sein; da Ochsenbein denselben aber überwiegende Verdienste entgegenstellen kann, würden sie ohne die persönlichen Motive nie seinen Fall herbeigeführt haben.

Bald darauf hat Ochsenbein die Ernennung zum Befehlshaber einer schweizerischen Fremdenlegion in französischem Dienst angenommen und die Bildung derselben begonnen. Seine Persönlichkeit ist eine höchst günstige und wird durch ein einnehmendes Betragen in der Gesellschaft noch mehr gehoben. Die hohe gewölbte Stirn, welcher der nicht minder stark entwickelte untere Theil des Gesichts glücklich die Wage hält, giebt seiner Physiognomie etwas durchaus kräftig-martialisches, wozu auch der starke Schnurbart das seinige beiträgt, und sein Bild würde in einer Porträtsammlung von Generalen und alten Knasterbärten keine unebene Figur machen.

Unter Verantwortlichkeit des Ergänzungsblätterverlags in Meißen. — Redakteur Dr. Fr. Steger.
Druck von A. G. Gate in Meißen.

Die Festungsbaukunst hat in ihrer Anwendung auf die Erbauung der neueren Festungen eine derartige Bedeutung gewonnen, daß ein Abriß derselben für das nichtmilitärische Publikum wesentlich zum Verständniß der gegenwärtigen Kriegsbegebenheiten beitragen dürfte. Die Festungsbaukunst ist nur ein Theil der Befestigungskunst — Fortifikation — im Allgemeinen, jener Kunst, welche sich bis zu den ersten Anfängen der Völkerkämpfe verfolgen läßt und sich auf das natürliche Bestreben gründet, die momentane oder die stabile Wichtigkeit eines Ortes durch künstliche Veranstaltungen der Art zu verstärken, daß eine schwächere Anzahl sich längere Zeit mit Vortheil an solchem Orte gegen eine Ueberzahl vertheidigen kann. Aus dem vorübergehenden oder bleibenden Zweck solcher Befestigungen geht die Eintheilung der Befestigungskunst in die Feldbefestigungskunst oder flüchtige, und in die permanente, oder beständige, auch Festungsbaukunst, hervor. Zwischen beiden steht mitten inne die vorläufige — provisorische — für unbestimmte Dauer und sowohl für Zwecke des Feld- als Festungskrieges angewendet. Als zugehörige Zweige der Befestigungskunst lassen sich endlich die Minirkunst, wie die Belagerungskunst oder der Angriff der Festungen ansehen, da beide Zweige die Mittel und mannigfaltigen Anlagen kennen lernen, mittelst deren man feste Plätze wegnimmt.

Ihren temporären Zwecken entsprechend charakterisiren sich die Feldbefestigungen nächst ihrer vorübergehenden Bestimmung durch eine verhältnißmäßig kurze Ausführungszeit und dieser entsprechende geringere Widerstandsfähigkeit; denn um sich für einen momentanen Kriegszweck einzelne wichtige Punkte zu sichern, wie Brücken, Defileen, Dörfer, Gebäude, Anhöhen, in Positionen u. s. w., hat man in der Regel nur Stunden und Tage, höchstens Wochen zur Verfügung; daher die Erde, die sich überall vorfindet und leicht zu Deckungen formen läßt, das Hauptmaterial solcher Befestigungen ausmacht. In der Regel macht man sie nicht stärker, als daß sie den Kugeln der Feldgeschütze (Sechs- und Zwölfpfünder) zu widerstehen vermögen, giebt ihnen also, wie man sagt, ein schwaches Profil. Man nennt diese Befestigungen gewöhnlich Schanzen oder Verschanzungen (retranchements).

Die Werke der permanenten Befestigungskunst unterscheiden sich von den vorigen meist durch einen größern Umfang, vorzüglich aber durch eine größere Vollkommenheit und Dauer in der Erbauung. Das Hauptmaterial ist wohl auch die Erde, aber man verstärkt dieselbe auf den Außenseiten durch Mauerwerk, da solche Werke den schwersten Geschützgattungen zu widerstehen haben, giebt ihnen zu Folge dessen auch ein sehr starkes Profil. Solche Werke sind in Folge ihrer Lokalität auch von bleibendem militärischem Werthe (Hauptstädte, Gebirgspässe, Hauptdepotplätze, Schlüssel zu Provinzen, Flußübergänge) und bedürfen schon deshalb einer soliden Erbauung. Die größern dieser Anlagen nennt man Festungen, die kleineren, welche gewöhnlich innerhalb derselben liegen und als letzter Haltepunkt — Reduit — dienen, Citadellen — wenn sie außerhalb der Festungen auf besonders wichtigen Punkten liegen: Kastells oder Forts.

Die provisorische Befestigungskunst, vom Marschall von Sachsen herrührend, ist ein Mittelding zwischen beiden Gattungen und findet bei solchen militärischen Punkten Anwendung, die erst während eines Feldzugs die Wichtigkeit von Festungen erlangen. Ihr Umfang und ihr Grundriß bestimmt sich nach den Regeln der Festungsbaukunst, ihre Ausführung hingegen nach den Regeln der Feldbefestigung. Das Mauerwerk wird hier durch Reisig, Rasen oder Holzverkleidung vertreten; das Profil ist in der Regel gegen schweres Geschütz berechnet. Durch eine zweckmäßige Anwendung und Vereinigung dieser Mittel ist es möglich, binnen wenig Wochen und Monaten dergleichen Orte dergestalt zu befestigen, daß sie nicht durch einen Gewaltstreich genommen werden können, sondern den Gegner zu einer förm-

lichen Belagerung nöthigen. Das eklatanteste Beispiel in der neuesten Zeit sind die theilweisen provisorischen Befestigungen auf der Südseite von Sebastopol, ferner die Befestigungen der Oesterreicher in Galizien (Krakau, Przemisl u. s. w.).

Die Belagerungskunst endlich hat das Charakteristische, daß ihre Werke nur vorübergehender Natur sind und immer unter dem feindlichen Feuer ausgeführt werden müssen. Diese Werke ähneln den Feldbefestigungen und sind auch nur von Erde erbaut. Man beginnt dieselben in der Regel 700 bis 1000 Schritt vor dem zu erobernden Werke und führt sie allmälig vorwärts fort bis in dieses hinein. Ihre Bestimmung ist verschieden, denn zum Theil sollen sie nur eine gedeckte Annäherung gestatten, zum Theil aber die aufgeführten Geschütze, welche die Festung beschießen, vor den feindlichen Geschossen sichern; letztere Werke heißen dann Batterien. Eine letzte Bestimmung der Belagerungswerke ist endlich, die Truppen zum Schutze dieser Batterien gesichert aufzustellen.

Nach dieser vorläufigen theoretischen Eintheilung wenden wir uns nunmehr speziell zu der Festungsbaukunst. Obgleich man in neuerer Zeit in dieser Wissenschaft nicht mehr unbedingt an starren Formen festhält und die Erbauung der Festung möglichst dem Terrain anzupassen sucht, so bestehen doch gewisse Grundformen und technische Anordnungen, die in der Natur der Festungen begründet sind und die wir in ihren Grundzügen vorausschicken müssen. Den Kern der Festungswerke, unter welchen letztern man sämmtliche Befestigungen versteht, welche in ihrer Verbindung zusammen die Festung ausmachen, bildet der Hauptwall mit dem Graben. Der Hauptwall, aus Erde aufgeschüttet, umschließt den zu befestigenden Ort zunächst und schützt ihn gegen die Einsicht und das direkte Feuer des Feindes. Er erhebt sich 12 bis 30 Fuß über den Bauhorizont, so daß man von ihm herab die umliegende Gegend übersehen und beschießen kann. Am äußern Rande des Walles ist eine Erderhöhung aufgeschüttet, die sogenannte Brustwehr, welche die zur Vertheidigung dahinter aufgestellten Geschütze und Truppen gegen die feindlichen geraden Schüsse deckt. Sie ist mindestens 24 Fuß stark, so daß mit Einschluß des dahinter zur Kommunikation nöthigen Wallganges sich die Stärke des Walles auf 60 Fuß erstreckt. Vor dem Walle nach außen zu liegt der Hauptgraben, welcher nicht allein die Erde zum Walle und zur Brustwehr giebt, sondern auch dem Feinde ein großes Hinderniß entgegensetzt. Die untere Fläche des Grabens oder dessen Boden nennt man die Grabensohle, die Fläche, welche ihn nach dem Walle hin begrenzt, die Escarpe, wohingegen die entgegengesetzte Fläche, nach dem Felde zu, die Kontre-Escarpe genannt wird. Diese Flächen sind gewöhnlich mit steilem Mauerwerk bekleidet, revetirt, und vermöge dieser steilen Mauern, welche von der Grabensohle bis zu der Brustwehr von neuern Ingenieurs 30 Fuß hoch verlangt werden, wird der Festungswall gegen die Ersteigung durch den Feind gesichert, d. h. er wird sturmfrei. Letzteres wird auch erreicht, wenn man Wasser in den Graben bringen kann, die meisten Festungen haben aber trockene Gräben.

Um dem Feinde die Annäherung an den Hauptwall so lange als möglich streitig zu machen und Herr des davorliegenden Grabens zu bleiben, führt man jenseits desselben in einiger Entfernung vom äußern Grabenrande (gewöhnlich mit 30 Fuß Abstand) eine niedrige Brustwehr in aus- und eingehenden Winkeln auf, deren obere Fläche oder Krone sich ganz sanft in das Feld verläuft. Diese Brustwehr heißt das Glacis und der rückwärts zwischen ihr und dem Grabenrande verbleibende 30 Fuß breite Gang der bedeckte Weg. Das Glacis gewährt den Vortheil, die im Graben liegenden Werke (s. u.), wie auch die Escarpe bis zu einer gewissen Höhe gegen die feindlichen geraden Schüsse zu decken und da es sich gewöhnlich bis 60 Fuß weit in das freie Feld verläuft, so kann es selbst nicht durch die Geschosse der Artillerie zerstört werden. Außerdem wird es von dem Hauptwalle aus rasirend bestrichen und gestattet in dem bedeckten Wege Truppen und Geschütze aufzustellen, welche von hieraus leichter die Festung bewachen und sich

hier zu Ausfällen sammeln können. Um diese Ausfälle zu begünstigen, hat man in neueren Festungen ein Glacis en contrepente, d. h. es ist kein bedeckter Weg da, sondern die Kontre-Escarpe verläuft sich sehr flach von der Grabensohle bis zum Rande des Glacis, so daß man bei trockenen Gräben mit den ausfallenden Truppen aller Waffengattungen sich sogleich mit breiter Front von der Grabensohle auf das Glacis begeben, den Feind angreifen und eben so schnell sich wieder zurückziehen kann. Diese Art Glacis wird in der Regel nur an einzelnen Stellen angewendet, weil es sonst dem Feinde ein leichtes Eindringen in den Graben bei mißlungenen Angriffen gestatten würde.

Die Gestalt oder Umrißform des Hauptwalls markirt sich durch die sogenannte Gürtellinie oder Magistrale, wie die Grenzlinie zwischen Hauptwall und Graben genannt wird, und hiernach unterscheidet man vier Hauptformen oder Tracés von Befestigungen, nämlich:

1) Die Kreisbefestigung. Sie ist die einfachste, nämlich eine Kreislinie.

2) Die Polygonalbefestigung. Sie entsteht aus der vorigen, indem innerhalb der Kreislinie ein Polygon oder Vieleck (Vier-, Fünf-, Sechs- und Achteck) eingeschrieben wird. Der Winkel, den zwei Seiten des Vielecks einschließen, heißt der Polygonwinkel, und die Linie, welche einen solchen Winkel halbirt, eine Kapitallinie. Jede Polygonseite wird somit von zwei Kapitalen begrenzt und heißt in dieser Beziehung eine Befestigungsfront.

3) Die Tenaillen- oder Zangenbefestigung entsteht wieder aus der Polygontrace, indem aus der Mitte jeder Polygonseite ein Perpendikel von bestimmter Länge hereinwärts gefällt und von den zwei Endpunkten jeder Polygonseite nach dem Endpunkte ihres Perpendikels eine gerade Linie gezogen wird. Es entsteht so eine sternartige Grundform mit abwechselnd ein- und ausspringenden Winkeln. Die Linien, welche auf diese Weise den Umriß des Hauptwalls bilden, heißen die Tenaillenschenkel oder Tenaillenfacen.

4) Die Bastionärbefestigung. Sie ist die zuerst erfundene und noch heutigen Tages am häufigsten angewendete und findet ihre Grundidee schon in der alten Städtebefestigung vor der Erfindung des Schießpulvers, indem die in den Ecken der Stadtmauer liegenden vorspringenden viereckigen Thürme eine den Bastionen sehr ähnliche Form haben. Die Bastione (Bollwerke, Basteien) sind Vorsprünge, wodurch die einfache Gestalt des Polygons oder Vielecks in sofern geändert wird, daß man an dem ausspringenden Winkel des Polygons die Spitze dreimal nach außen, pfeilartig bricht. Demnach besteht jedes Bastion aus zwei langen Seiten, den sogenannten Gesichtslinien oder Facen, welche die vorspringendste Ecke erzeugen und zwei rückwärts geführten kürzeren Linien, den Streichen oder Flanken, die sich an die Polygonseiten wieder anschließen. Der Theil der Polygonseite, welcher je zwei neben einander liegende Bastionen mit einander verbindet, also das unverändert stehen gebliebene Stück der Grundform, heißt der Mittelwall oder die Courtine. Die vorderste Spitze, wo die beiden Facen zusammenstoßen, heißt der Bollwerkspunkt oder die Pünte, der Zusammenstoß der Facen mit den Flanken der Schulterpunkt, die Berührung der Flanken mit der Courtine der Courtinenpunkt. Analog benennt man die durch diese verschiedenen Linien entstehenden Winkel.

Bei einer zweckmäßigen Proportionirung und richtigen Zusammenstellung dieser Linien erlangt man folgende Vortheile. Während die Cirkular- und Polygonalbefestigung nur eine Frontalvertheidigung, die Tenaillenform hingegen vorzüglich eine gegenseitige Flankenvertheidigung repräsentiren, so kombinirt eine gute Bastionstrace beide Vertheidigungsarten; denn die Courtinen vertheidigen frontal das vor ihnen liegende Terrain, während die Bastionsflanken ein kreuzendes Feuer vor den benachbarten Bastionsspitzen möglich machen, und die langen Bastionsfacen gleich einer stumpfwinkeligen Zange das Terrain vor sich und vor den Courtinen kreuzend bestreichen. Auch gestattet die Bastionstrace vermittelst der Flanken,

wie die tenaillirte, eine direkte Bestreichung des Grabens. Dagegen wirft man dieser Umrißform vor, daß sie eine größere Wallausdehnung als alle andere erfordere, um denselben Raum zu umschließen, daß die Facen und Flanken sehr leicht vom Feinde der Länge nach bestrichen (enfilirt) werden können und sie sich nicht leicht jedem Terrain anpassen läßt. Man hat in der neuern Schule viele dieser Mängel möglichst zu beseitigen gesucht und so bildet die bastionirte Trace immer noch den überwiegenden Theil der neuern Befestigungen.

Obgleich nun bei allen Befestigungsmanieren der Hauptwall und der Hauptgraben nebst dem bedeckten Wege und Glacis die Hauptvertheidigung gewähren, so hat man diese letztere doch noch dadurch zu verstärken gesucht, daß man vor dem Hauptwalle und zwar in den Graben noch besondere Werke legt, welche zum Theil die schwachen Stellen des Hauptwalls verstärken, zum Theil erst genommen und zum Schweigen gebracht werden müssen, ehe der Angreifer den Hauptwall in Bresche legen kann. Die Verstärkung des Hauptwalls im Graben geschieht durch den sogenannten Unterwall oder die Faussebraye und durch etagenartig gebaute Flanken, die Hinhaltung der Graben-Vertheidigung hingegen durch die im Graben liegenden Außenwerke. Das wichtigste Außenwerk, welches in Gestalt eines Dreiecks vor der Courtine liegt, heißt der Halbmond oder das Ravelin. Die übrigen vorkommenden Außenwerke führen wir nur dem Namen nach auf; es sind die Grabenscheere oder Zange (Tenaille), das Zangenwerk, die Gegen- oder Bollwerkswehren (Couvrefacen und Contregarden), der Mantel oder die Enveloppe. Alle diese Außenwerke sind, da sie im Hauptgraben liegen, von der Kontre-Escarpe, von dem bedeckten Wege und dem Glacis umgeben, und erhalten ihre Vertheidigung außer dem eigenen Feuer von rückwärts durch das Feuer des Hauptwalls. Einige Werke, die auch im Graben aber vor den Bastionsspitzen liegen, wo sie ihre Front selbst vertheidigen müssen, werden äußere Werke genannt; es sind dies Scheeren, Hornwerke, Kronwerke und gekrönte Werke. Diese Werke kommen in der neuern Schule aber immer mehr außer Gebrauch und sind auch bei den ältern Festungen nur nach dem Bedarfsfalle einzeln angewendet. Dagegen hat man in neuerer Zeit sein Augenmerk auf eine Art von Werken gerichtet, welche die Vertheidigung möglichst weit vor die Festung hinauszurücken bestimmt sind, um nicht allein hier die erste Kraft des Feindes bereits zu brechen, sondern auch sich einen Spielraum für den taktischen Gebrauch der Festungsbesatzung im freien Felde zu sichern. Es sind dies die vorwärtsgelegenen (avancirten) und die abgesondert gelegenen (detachirten) Werke. Avancirte Werke nennt man alle diejenigen, welche über den bedeckten Weg hinaus und gewöhnlich am Fuße des Glacis liegen; es sind dies der Vorgraben mit dem doppelt bedeckten Wege und Glacis, so wie Lünetten und Fleschen (kleine Erdwerke), welche den Angreifer nöthigen, sein Feuer in weiterer Entfernung vom Hauptwall zu eröffnen und die genommen werden müssen, ehe der Angreifer weiter vorgehen kann. Wichtiger sind noch die detachirten Werke, gewöhnlich Forts genannt, welche auf besonders wichtigen Terrainpunkten außerhalb der Festung isolirt liegen und im Kleinen selbstständige Werke bilden. Sie sind gewöhnlich geschlossen und erhalten eine einfache passagere oder besser permanente Umwallung, die oft nur aus- und eingehende Winkel bildet, wodurch sich diese gegenseitig vertheidigen.

Aber nicht allein nach Außen, sondern auch nach Innen hat man die Vertheidigungsfähigkeit der Festungen zu erhöhen gesucht; es geschieht dies durch die sogenannten retirirten oder versagten Werke, welche im Innern eines andern Werkes liegen und der Besatzung zum Rückzug dienen, wenn der Gegner die Umwallung des Werks genommen hat; sie sollen dem Feinde nicht eher Widerstand leisten, bis das sie umgebende Werk genommen ist. Sie kommen fast in jedem Werke vor, sowohl in dem bedeckten Wege, als in den Außenwerken und am bedeutendsten in den Bastionen, wie auch in den detachirten Forts, wo sie neuerdings als kasemattirte Kernwerke auftreten. Man rechnet zu den retirirten Werken: die

Kavaliers (Reiter oder Katzen), das sind Erhöhungen von Erde im Innern der Bastione, welche überragend den Feind schon von Weitem beschießen; ferner die Abschnitte, womit man Verschanzungen im Innern der Bollwerke von verschiedenster Lage und Form bezeichnet. Sie vertheidigen das Innere der Werke, wenn der Feind die Spitzen derselben genommen hat; die Türken erbauten z. B. bei der letzten Belagerung von Silistria im Fort, Arab Tabia, drei Abschnitte hinter einander, die das Werk Schritt für Schritt vertheidigten. Reduits, Redouten, Blockhäuser sind ähnliche kleine Kernwerke im Innern der Werke, von Stein, Holz oder Erde, die aber nicht, wie häufig mit den Abschnitten geschieht, erst kurz vor dem Gebrauche erbaut werden. Eine großartige Verstärkung der innern Vertheidigung hat die Befestigungskunst durch die Anwendung der steinernen Hohlbauten gewonnen. Man nennt sie gewöhnlich Kasematten; dies sind 4—6 Fuß dicke und mit 6—7 Fuß Erde bedeckte, bombenfest überwölbte Keller, worin Geschütz aufgestellt wird. Sie dienen nebenbei zur sichern Unterkunft der Truppen und spielen in der neuern Befestigung eine Hauptrolle. Die Kasematten liegen theils in der Escarpe des Hauptwalls in langen zusammenhängenden oder gar über einander liegenden Linien, besonders in den Flanken und heißen dann Kasemattenkorps, die von dem Belagerer oft erst dann entdeckt werden, wenn er bis zu dem innern Rande des Glacis vorgerückt ist. Hier wird er dann mit dem kräftigsten und überlegensten Feuer empfangen; oft liegen solche niedrige Kasemattenkorps quer auf der Sohle des Hauptgrabens, um ihn zu flankiren und heißen dann Caponieren; sind die Kasematten nur für Infanteriefeuer eingerichtet, so nennt man sie Galerien. Am ausgebildetsten erscheinen diese Hohlbauten in den kasemattirten Thürmen, die eine kreisförmige oder hufeisenartige Thurmgestalt haben und in mehreren Etagen alles zu ihrer Vertheidigung Benöthigte fassen. Sie dienen im Innern eines größern Werks, besonders bei detachirten Werken, als Reduits, werden aber auch besonders auf beschränktem Raume, ohne von einem größern Werke umgeben zu sein, als detachirte Werke allein erbaut. In dieser Gestalt erscheinen sie in kolossalem Umfange bei den Seefestungen der Russen, z. B. in Sweaborg, Kronstadt und Sebastopol, als Kernwerke in den detachirten Forts von Paris, Koblenz, Ulm, Posen u. s. w. Eine originelle Anwendung haben die kasemattirten Thürme in der Befestigung von Linz gefunden. Nach ihrem Erfinder, dem Erzherzog Maximilian, Maximiliansthürme genannt, haben sie das Eigenthümliche, daß sie mit einem Graben umgeben mit drei Etagen unter der Erde versenkt liegen, so daß nur ihre Plattform sichtbar ist. Auf dieser stehen 11 Geschütze, welche das vorliegende Terrain direkt bestreichen, während aus den versenkten Etagen Wurfgeschosse geschleudert werden. Ueber 40 derselben umgeben bei Linz, 800 Schritt von einander entfernt, ein verschanztes Lager. Ihre Konstruktion betrachten die Oesterreicher als Geheimniß.

Ein letztes Mittel, die Vertheidigungskraft einer Festung unter Umständen zu erhöhen, gewähren endlich die Wassermanövers, um theils den Graben, theils das Angriffsterrain künstlich zu überschwemmen (Theresienstadt, Landau, Germersheim), so wie das System der Kontreminen unter dem bedeckten Wege, um die Annäherungsarbeiten und Minen des Angreifers in die Luft zu sprengen oder zu erdrücken. (Am großartigsten in Peterwardein angewendet.) Die Verbindung der Festung nach Außen wird durch Thore, Poternen (gewölbte Gänge) und Zugbrücken unterhalten. Um im Nothfalle nach Einnahme der Stadt sich noch halten zu können, wird noch oft eine Citadelle, meist abgesondert, angelegt und, wenn die Festung an einem Flusse liegt, durch Erbauung von Brückenköpfen die Freiheit der Bewegung nach beiden Flußufern gesichert. Beide Gattungen sind oft kleine Festungen in sich. Im Innern der Festung müssen stets Magazine für Proviant und Munition, Hospitäler, Brunnen, Werkstätten, Kasernen, wo möglich alle durch bombenfeste Decken gegen Wurffeuer gesichert, vorhanden sein. Um dem Feinde die Einsicht in die Stadt und die Werke zu verwehren, müssen die letztern gut

defilirt sein, d. h. die Gesammtmasse der hinter einander liegenden Werke muß sich dem Angreifer als eine sanft ansteigende terassenförmige Höhe darstellen, damit jedes hintere Werk über das vorliegende mit ungefähr vier Fuß Ueberhöhung hinwegschießen kann, weiter aber nicht sichtbar ist.

Nach diesen technischen Erklärungen wenden wir uns zu den Grundsätzen, welche bei Erbauung der Festungen vorzüglich ins Auge zu fassen sind. Dieselben zerfallen in einen technischen Theil, so weit er die Anlage der Werke betrifft, und in einen strategischen, der die Anlage der Festung im Großen anbelangt. In ersterer Beziehung, also vom rein fortifikatorischen Standpunkte, hat man folgende Grundsätze zu beobachten:

1) Sturmfreiheit, d. h. die Umwallung muß hoch und steil, also unersteiglich sein und die Eingänge müssen gegen Ueberraschung gesichert liegen.

2) Möglichste Erschwerung des Breschelegens.

3) Sicherstellung aller Vertheidigungsmittel (Truppen, wie Material) gegen feindliche Zerstörung und Witterungseinflüsse.

4) Gelegenheit zu möglichst erhöhter eigener Feuerwirkung (z. B. kasemattirte Geschützstände).

5) Längst mögliche Vertheidigungsdauer jedes angegriffenen Außenwerks.

6) Beschränkung des feindlichen Angriffsraumes und Erschwerung der Benutzung desselben (Gräben, Minen, Ueberschwemmungen), unter Umständen Abschälen der Erdkruste bis auf den steinigen Grund, wie in Luxemburg und neuerdings vor Sebastopol.

7) Bei der Anordnung der Lage der Linien und Winkel ist zu beachten, daß jeder Punkt im Graben und vor der Festung innerhalb des Schußbereichs bestrichen ist, daß jedes vorliegende Werk von den dahinterliegenden Werken nicht allein überhöht, sondern auch vertheidigt wird, daß endlich bei der Anlage der Werke, selbst auf Kosten ihrer Regelmäßigkeit, die Vortheile des Terrains möglichst benutzt, die Mängel desselben aber möglichst gehoben seien.

8) Die Offensive gegen den Angreifenden, sowohl außerhalb der Festungswerke, als auch innerhalb derselben, muß erleichtert und gesichert sein.

9) Endlich die möglichste Ersparniß der Baukosten im Verhältniß zu der Wichtigkeit des Platzes und seines Widerstandsvermögens.

Diese Grundsätze haben sich indessen erst im Laufe der Zeit herausgebildet und sind zum Theil fast gleichen Schritt mit der Entwickelung der Taktik gegangen, insofern dieselbe nämlich das offensive Element der Truppenverwendung ausgebildet hat. Die verschiedenen Befestigungsschulen, die wir nun zu betrachten haben, zeigen daher auch in chronologischer Folge die Uebergänge vom rein defensiven Charakter der mittelalterlichen Befestigung zu dem vorwaltend offensiven der modernen Schule. Eben so bewirkte als zweiter Faktor die Vervollkommnung in den Feuerwaffen die allmälige Umgestaltung der Festungsbaukunst.

Die erste Periode der Befestigungskunst bildet die italienische oder spanische Manier. Nach der Erfindung des Pulvers und dessen Anwendung zu Kriegszwecken entstanden am Ende des 15. und zu Anfang des 16. Jahrhunderts in Italien unter spanischer Herrschaft die ersten Befestigungen und zwar mit bastionirter Trace. Fast ausschließlich in den Händen italienischer Meister, deren vorzüglichste Marchi, Tartaglia, Castrioto u. A. waren, wurde sie im Laufe des 16. Jahrhunderts von fast allen europäischen Nationen als die beste Befestigungsmethode erkannt und angewendet und tritt uns in Festungen aus dieser Zeit noch hier und da vor Augen. (Antwerpen.) Die Trace zeigt kleine, enge, meist sehr stumpfe Bastione, die mittelst eines sehr langen Mittelwalles (Courtine) verbunden sind; die Stärke lag der vorwaltenden Defensiv-Konstruktion gemäß mehr nach Innen; man stützte sich auf hohe sturmfreie Wälle, auf Hohlbauten, Abschnitte und Thürme in den Bastionen und Citadellen. Als in Italien die Armeen stärker und die Geschütze etwas beweglicher wurden, fangen die ersten An-

deutungen zur Offensive und zur direkten Vertheidigung des Glacis an. Man baute wenn auch nur kleine Halbmonde vor den langen Mittelwällen für ein vorgerücktes Feuer und einen gedeckten Weg für Truppen. Die italienische Schule ward in Deutschland wesentlich durch Albrecht Dürer und namentlich durch den genialen Daniel Speckle verbessert, ohne die Grundzüge derselben aber umzuwerfen.

Die zweite Periode bildet die altniederländische Manier. Sie trat zuerst im niederländischen Befreiungskriege am Ende des 16. Jahrhunderts auf, verdrängte zum Theil die italienische und ihre Anwendung füllt das 17. Jahrhundert aus. Die Beschaffenheit des Landes und nothwendige Schnelligkeit in der Erbauung gegen den mächtigen Feind, prägten ihren Charakter aus. Sie zeigt breite und flache Wassergräben, niedrige Hauptwälle ohne alle Steinbekleidung, zahlreiche Außenwerke und eine niedere Grabenvertheidigung, endlich eine umsichtigere Terrainbenutzung als bei den Italienern. Das offensive Element wächst und die glorreichen Vertheidigungen erhöhen den Ruf dieser Manier. Der Ingenieur Freitag ist ihr Repräsentant. Der Nimbus dieser Schule lag aber mehr in dem Heldenmuth ihrer Vertheidiger und verlosch völlig in den Kriegen der Niederländer gegen Ludwig XIV. am Ende des 17. Jahrhunderts, wo ihr der „Fürst der Ingenieure", der erfinderische Cöhorn, einen neuen Aufschwung als „neuniederländische Manier" gab. Die charakteristischen Wassergräben haben allerdings ihre Anwendung auf die Niederlande beschränkt, aber die Anordnung in der Selbstständigkeit der Außenwerke, die Erweiterung des Glacis zu Ausfällen, die gute Bestreichung der Linien, sowie die Verbindung des Erd- und Steinbaues machen Cöhorn für immer zu einem berühmten Ingenieur. Die Vertheidigung des von ihm erbauten Bergen op Zoom ist historisch berühmt geworden.

Gleichzeitig mit Cöhorn treten die Franzosen auf. Indem sie den permanenten Charakter der italienischen Befestigung mit der auf faktischen Verhältnissen beruhenden Fortifikation der Holländer zu vereinigen streben, gewinnt ihre Befestigung ein bedeutendes Uebergewicht und leitet, durch Vorurtheile genährt, bei fast allen europäischen Nationen die Prinzipien der Fortifikation bis zum Schlusse der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Eine rühmliche Ausnahme von jener Unterordnung bilden die deutschen Ingenieure im 17. und 18. Jahrhundert, welche zwar nicht epochemachend wurden, aber in ihrem genialsten Repräsentanten Georg Rimpler merkwürdigerweise Ansichten zu Tage förderten, welche jetzt, nach 200 Jahren, als die einzig wahren anerkannt werden und auf welche Montalembert, der Schöpfer der letzten Manier, sein System basirte.

Die dritte Periode oder französische Manier ward anfänglich durch Errard de Barleduc und Pagan, vor Allem aber durch Marschall Vauban begründet. Sie charakterisirt sich dadurch, daß sie von den Italienern die Profile, von den Holländern die Anordnung der Werke in Bezug auf den Grundriß entlehnte und verbesserte. Man nennt drei Manieren Vauban's, obgleich er eine eigentlich neue nicht erfunden hat, sondern nur glücklich kompilirte und das weit seltenere Talent besaß, die Befestigungen dem Terrain geschickt anzupassen. Das Eigenthümliche seiner Manieren besteht in großen Bollwerken, deren Flanken rechtwinkelig auf den verlängerten Facen der Nachbarbastionen stehen und diese demnach kräftig bestreichen. Die Grabenvertheidigung ward durch mehrere von ihm erfundene Außenwerke verbessert, und nicht nur die innere Vertheidigung durch Mittelbollwerke und abgerückte Bastione erhöht, sondern auch das offensive Element gestärkt. Er erhob gleich Cöhorn das Ravelin (den Halbmond) zum Range eines selbstständigen Grabenwerkes, indem er es vergrößerte und ihm ein eigenes Reduit gab. Auch vor den Bastionsspitzen legte er Außenwerke an, wodurch zugleich der gedeckte Weg dem Angriffe weiter entgegen geschoben wird. Der Ausfallkrieg für den bedeckten Weg erscheint vervollkommneter. Aber wie erwähnt, bestand Vauban's Hauptforce in der Unterordnung seiner Befestigungen unter die Chicanen des Terrains, worin

er unerreicht dasteht; als Hauptvorwurf ist ihm die gänzliche Vernachlässigung des Kasematten- oder Hohlbaues zu machen. Nicht minder genial wie als Festungserbauer erscheint Vauban als Festungsangreifer, da er der Erste war, der die Kunst des Angriffs in ein System brachte, welches noch heute Geltung hat und das Uebergewicht der Vertheidigung zu brechen drohte. So steht Vauban gleich groß als Festungserbauer wie als Festungseroberer da und noch heute huldigen die Franzosen seinen Ideen, obgleich dieselben noch weiter von ihnen ausgedehnt worden sind. Dies geschah vor Allem durch Cormontaigne in der Mitte des 18. Jahrhunderts, der die Nachtheile der Vauban'schen Tracé namentlich in constructiver Beziehung verbesserte. Auch in taktischer Beziehung erhöhte er die Offensivfähigkeit jener Tracé, indem er den gedeckten Weg durch starke Waffenplätze mit Reduits verstärkte und das Ravelin bedeutend vergrößerte, da er dasselbe weiter ins Glacis hineinspringen ließ. Sein System fand solche Anerkennung, daß eine große Anzahl Festungen danach erbaut wurde (z. B. Theresienstadt, Torgau). Im Jahre 1750, 10 Jahre nach seinem Tode, ward die Ingenieurschule zu Mezières gegründet, welche das Vauban'sche System noch mehr zu verbessern suchte und unter dem Namen der „Schule von Mezières" eine Trace feststellte, welche noch jetzt von den Franzosen als die vollkommenste bastionirte angesehen wird. Sie legt einen großen Werth auf die Vertheidigung des Glacis, indem sie diese durch Kavaliere in den Bastionen und Minensysteme zu bewirken sucht und die aktive Vertheidigung des Glacis durch gemauerte Waffenplätze und durch besondere Lünetten, die sie vor die Bastionsspitzen legt, unterstützt. Dem Hohlbau ist aber auch bei dieser Schule noch nicht hinlänglich Rechnung getragen.

Im Jahre 1761 tritt Montalembert auf und die genialen Entwürfe dieses Ingenieurs waren so mächtig einwirkend, daß derselbe für sich allein eine vierte und letzte Periode der Befestigungskunst ausmacht. Seine Grundsätze haben Geltung bis in die neuesten Zeiten und nach ihnen werden bei allen Armeen, die französische ausgenommen, die fortifikatorischen Neubauten der Gegenwart ausgeführt. Obgleich Franzose, steht sein System doch noch heut zu Tage dem in Frankreich geltenden gegenüber und in Betracht der großen Uebereinstimmung, welche zwischen ihm und den berühmtesten deutschen Kriegsbaumeistern vor ihm, wie Albrecht Dürer, Rimpler, Landsberg u. s. w. besteht, könnte man sein System füglich zur deutschen Befestigungskunst rechnen. Seine Entwürfe bezeichnen einen großen Sprung vorwärts in der Festungsbaukunst und zwar nicht allein in technischer, sondern auch in taktischer Beziehung. Wie Napoleons Heerführung eine neue Aera in der Taktik begründete, so auch Montalembert durch analoge Grundsätze, indem er das Alte über den Haufen warf und das Uebergewicht seiner Entwürfe dokumentirte. Wie der Kaiser auf den entscheidenden Punkten seine Schlachten durch überwiegende Massen siegreich entschied, so hat auch Montalembert in seinen Entwürfen auf allen Punkten, wo der entscheidende Geschützkampf zwischen dem Angriff und der Vertheidigung stattfindet, außerordentlich große Geschützmassen vereinigt, welche den Angriffsbatterien oft mehr als zehnfach überlegen sind und deren Feuer zum Schweigen bringen sollen. Außer diesem charakteristischen Kennzeichen besteht das Wesen seiner Vorschläge hauptsächlich darin, daß er 1) die Bastione als eine unzweckmäßige Befestigung durchaus verwirft und statt ihrer die Tenaillen- oder die Polygonalbefestigung angewendet wissen will; 2) daß er die ganze Stärke der Vertheidigung auf die Anlage zweckmäßig konstruirter und zahlreicher Defensivkasematten basirt; daß er 3) jede Befestigung dergestalt mit soliden permanenten Abschnitten versieht, daß die Besatzung hinter ihnen Sicherheit findet, wenn der Hauptwall vom Feinde erstiegen ist. (Die glorreiche Vertheidigung von Sebastopol, welches nach ähnlichen Ansichten erbaut ist, liefert einen glänzenden Beweis für deren Richtigkeit.) In technischer Beziehung liegt die Stärke seiner Vertheidigung darin, daß das Feuer seiner Geschütze durch deren Aufstellung in bedeckten kasemattirten Geschützständen, womöglich eta-

genweise und von dem Erdwalle abgerückt, gegen das Wurf- wie das direkte Feuer gesichert ist; in taktischer Beziehung wird die innere Vertheidigung durch zahlreiche, gute Abschnitte und kasemattirte Thürme als Reduits im Innern der Werke bedeutend verstärkt, während nach Außen dieselbe durch die weit ins Vorterrain hineingreifenden Tenaillenfacen erhöht wird. Der Hauptvorwurf, der Montalembert zu machen ist, besteht in der Kostspieligkeit seiner zahlreichen Hohlbauten. Interessant ist bei ihm, daß er die Hauptumfassung schon zu vereinfachen anfängt und mit seinen Kräften nach vorn rückt, indem er zuerst das System der detachirten Forts angab (s. u.).

Im Laufe dieses 19. Jahrhunderts ist eine neue Schule nicht aufgetreten. Dagegen haben sich die Franzosen, repräsentirt durch die Ingenieuere Carnot, Bousmard, Choumara und Haxo bestrebt, die Bastionärbefestigung dadurch zu vervollkommnen, daß sie den Hohlbau mehr kultivirten, ihre Umfassung vereinfachten und namentlich die Beschränkung aktiver Truppenbewegungen hinwegräumten, somit die taktische Vertheidigung weiter nach außen rückten. Dieß geschieht bei Carnot durch Anlage des Glacis en contrepente, in Folge dessen die Ausfallstruppen in breiter Front aus dem Graben aufs Glacis rücken können, und durch Anlage kasemattirter Wurfbatterien, welche das Glacis bis zu dessen Fuß vertheidigen; die Bousmard'schen Vorschläge nehmen sogar den Fuß des Glacis noch in die Defensive auf, indem sie daselbst einen zweiten gedeckten Weg mit sichern Reduits für Ausfallstruppen verlangen; es entsteht so eine vorgeschobene Vertheidigungslinie, welche ihre erweiterte Anwendung schließlich in der modernen Anwendung der detachirten Forts findet. Die Befestigungen von Paris und Lyon sind hierfür die großartigsten Ausführungen und eigentlich Imitationen der neueren deutschen Schule, die wir gleich kennen lernen werden, obgleich französische Eitelkeit sich dagegen sträubt, dieß anzuerkennen.

Die deutsche Befestigung wird dadurch charakterisirt, daß sie vorurtheilsfrei das Gute fremder Ingenieure mit ihren eigenen, reichhaltigen Ideen sehr glücklich vereinigte und dadurch eine Befestigung begründete, welche an Zweckmäßigkeit und Originalität weder der italienischen, französischen, noch holländischen nachstand. Die deutsche Befestigung umfaßt zwar keinen bestimmten Zeitraum, denn ihre Heroen, Dürer, Speckle, Rimpler, Landsberg gehen historisch parallel mit den genannten Schulen, es haben aber nach den Befreiungskriegen die Deutschen zuerst und allgemein eine Befestigung im obigen Geiste kombinirt und zahlreich angewendet, so daß man sie wohl als Repräsentanten der modernen Befestigung ansehen kann und der Ausdruck einer deutschen Schule gerechtfertigt erscheint. Als ihre Schöpfer sind die preußischen Generale Aster und Brese, sowie der österreichische Oberst Scholl anzusehen, welche in England, Dänemark, Schweden, Holland, der Türkei und ganz besonders in Rußland Nachahmer fanden, so daß die französische Schule gegenwärtig allein in ihrem Vaterlande und auch da keine konsequente Anwendung bei Neubauten findet. Die wichtigsten seit 1815 nach der deutschen Schule errichteten Neubauten sind in Oesterreich Linz, Verona (eine Festung im großartigsten Style), die berühmte Paßbefestigung von Brixen, Komorn u. s. w. Der deutsche Bund baute Ulm und Rastadt und verstärkte durch wichtige Neubauten die Bundesfestung Mainz; die Baiern bauten Germersheim und Ingolstadt, die Preußen Posen, Koblenz — die erste Festung nach neuer Schule — die Neubauten von Köln, Königsberg u. s. w. Eben so sind die englischen Küstenbefestigungen nach dieser Schule und ganz unbedingt die großartigen Neubauten der Russen sowohl modifizirt in den Seefestungen Kronstadt, Helsingfors und Sebastopol, als im reinsten Style Brezk-Litewsk, Kiew, Dubnow-Zwanise, die Alexander-Citadelle in Warschau und das imposante Modlin (Nowo-Georgiewsk). Auch in der Türkei waren die neuern Festungsbauten fast ausschließlich in den Händen deutscher Ingenieure. Im Allgemeinen kann man die deutsche Schule dahin charakterisiren, daß des alten Rimpler Grundsätze ihr leitendes Prinzip sind, deren Ausführung aber

häufig nach Montalembert'schen obwohl sehr modifizirten Formen geschah. Die deutschen Ingenieure verlangen ein einfaches Tracé, eine solide Abschnitts- und Reduitbefestigung, bombensichere Unterkunft für die Vertheidigungsmittel und die nöthigen Vorkehrungen zu einer offensiven Vertheidigung. 1) Das einfache Tracé wird dadurch erreicht, daß man mit langen, geraden Linien, die viel Geschütz zeigen, ins freie Feld sieht, um die Belagerungsartillerie zu bekämpfen. Mit möglichster Anschmiegung an die Forderungen des Terrains legt man auf die Hauptpunkte desselben, welche die Umgebung beherrschen, geschlossene, meist bastionirte Forts, welche durch obige geradlinige oder sanftgebrochene Hauptwälle (sogenannte Anschlußlinien) mit einander verbunden sind, deren Hauptstärke in dem Frontalfeuer liegt und welche gegen den Ueberfall sturmfrei angelegt sind. Die lange Südseite von Sebastopol zeigt z. B. nur fünf bastionsähnliche Vorsprünge. Bei ebenem Bauhorizonte giebt man der reinen Polygonaltrace, wegen ihrer Einfachheit, den Vorzug. Außenwerke vermeidet man und legt zur Flankirung des Hauptwalles in die Mitte oder Ecken des Grabens auf jeder Seite nur eine mit Geschützkasematten versehene, ein- und zweistöckige steinerne Caponière, welche den Graben bestreicht und den Kampf mit den feindlichen Batterien aufnimmt, wenn diese auf dem Rande des Glacis errichtet werden. Diese Caponièren sind von Außen nicht sichtbar, haben unterirdische Kommunikation nach Innen und werden in ihrer Vertheidigung durch Galerien für Infanteriefeuer in der Kontre-Escarpe unterstützt, die häufig zugleich die Basis für die Kontreminen abgeben. Die innere Grabenmauer (Escarpe) reicht von der Grabensohle nur bis in die Höhe des Bauhorizonts und besteht aus einem 36 Fuß vom Erdwalle abgerückten vorgelegten kasemattirten Mauerwerk, so daß nach der Zerstörung der darin aufgestellten Geschütze und dem Einsturze der Mauer der eigentliche Erdwall noch immer unverletzt dahinter steht. So benutzt man diese detachirten Futtermauern zu einer niedern Grabenvertheidigung. Ist dieses nicht der Fall, so rückt man die Brustwehr etwa 6 Fuß vom Rande der Escarpe zurück, so daß ein sogenannter Rondenweg am Fuße der Brustwehr entsteht, den man nach der feindlichen Seite zu mit einer Mauer begrenzt, aus deren Schießluken der Graben durch Infanterie vertheidigt werden kann. 2) Die solide Abschnitts- und Reduitbefestigung besteht darin, daß der Feind nach der Wegnahme oder Eroberung der äußern Umfassung des Werkes im Innern desselben auf ein zweites steinernes, durch einen kleinen Graben getrenntes stößt, in welches sich die Besatzung sicher zurückziehen und von wo sie erst nach erneuerten Angriffsarbeiten vertrieben werden kann. Hier tritt namentlich auch die Anwendung des kasemattirten Infanteriefeuers in Wirksamkeit und haben besonders die Oesterreicher eine Force in allerhand Chicanen für den Feind. Die Reduits in den kleinern Werken gleichen den obengenannten Grabencaponièren in den großen und namentlich für die bastionirten Vorsprünge und die Forts sind es Montalembert'sche Thürme oder auch bombenfeste gewölbte Defensivkasernen. 3) Der Schutz der Geschütze und Mannschaften gegen das feindliche Vertikalfeuer wird auf den Wällen und in den Gräben durch die Kasematten, Hohltraversen, Caponièren u. s. w. erzeugt, die zugleich als Zufluchtsorte oder Wachtstuben dienen. Außerdem errichtet man in den Spitzen der Caponièren, hinter der Escarpe, hinter der Brustwehr und in den Reduits der Waffenplätze überwölbte Mörserstände, um das Wurffeuer des Angreifers in Sicherheit erwiedern zu können. Man hat aber auch noch überdies bombenfeste Brunnen, Pulvermagazine und Defensivkasernen innerhalb der Festung. Es dürfte hier der Ort sein, die vielerwähnten sogenannten Montalembert'schen Thürme in ihrer doppelten Eigenschaft als Unterkunftsorte wie als Vertheidigungsobjekte kurz zu beschreiben. Sie werden wie erwähnt als Reduits oder als selbstständige detachirte Werke benutzt und sind in ihrer Grundform runde Thürme von 60 bis 140 Fuß Durchmesser. Man hat diese Form verschieden modifizirt, z. B. in Koblenz halbkreisförmig und die nach der Festung zugekehrte Seite mit einer geraden Mauer geschlossen. Die Defensivkasernen selbst sind eigentlich nur in eine

gerade Linie aufgerollte Thürme, denn die innere Einrichtung ist ganz analog. Der Grund der Thürme ist tief und solid ausgemauert, da er eine bedeutende Steinlast zu tragen hat. Zwischen den Strebepfeilern in den Souterrains sind die Unterkünfte für Munition und Proviant und die Ausgänge zu den Kontreminen. Das unterste Stockwerk ist nicht rund, sondern ähnlich einer Sternschanze in zwölf aus- und einspringenden Winkeln angelegt. Die Mauern sind hier 7 Fuß stark und mit Schießluken versehen, um gegen den Andrang Stürmender das Infanteriegewehr zu gebrauchen. In den eingehenden Winkeln sind die Eingänge und vor den letztern besondere Mauern in Form ausspringender Winkel ebenfalls mit Infanterie-Schießluken. Die ausgehenden Winkel des Grundrisses springen stets 3—6 Fuß über die Tracirung vor und dienen als Strebepfeiler, auf denen das Gewölbe der obern Stockwerke ruht, außerdem sind zur Tragung desselben noch besondere Pfeiler im Innern des Thurmes aufgemauert. Die Bogen zwischen den ausspringenden Winkeln dürfen nicht über 30 und nicht unter 12 Fuß breit sein. In dem zweiten völlig rund gebauten Stock werden nun bei Thürmen von 60 Fuß Durchmesser 12, bei 140 Fuß 24 Kanonen aufgestellt; ein gleiches findet auch beim dritten Stockwerk statt. Ueber diesem schließt sich das Gewölbe wieder. Oben ist eine gemauerte Brustwehr und es stehen dort wieder eben so viel Geschütze. Auf der Platform, oder vielmehr auf den Strebepfeilern, erhebt sich noch ein Thürmchen mit 3 Fuß dicken Mauern, wo wieder in zwei Etagen Schußspalten für Büchsenschützen angebracht sind, und das von unten auf den Kern des ganzen Gebäudes bildet. Im Innern dieses Kernes befindet sich die Treppe, welche die Kommunikation zwischen den einzelnen Stockwerken unterhält. Das Thürmchen fehlt bei manchen Thürmen; manche Defensivkasernen, z. B. die Wilhelmsburg in Ulm, haben eine gewundene Auffahrt für Geschütze bis auf die Platform. Das beherrschende überlegene Feuer solcher Thürme gegen die Angriffsgeschütze leuchtet ein. Wo diese Thürme als detachirte Forts auftreten, sind sie mit einem Mantel, aus Brustwehr und Graben bestehend, vor dem untern Stockwerk umgeben und müssen im Kellergeschoß einen Brunnen haben. Da die Umfassungsmauer nur eine Schildmauer ist und die Gewölbe auf den Strebepfeilern ruhen, so bleibt der Thurm gegen das Einstürzen gesichert und vertheidigungsfähig, wenn die Umfassungsmauer auch eingeschossen ist. Die neuesten Erfahrungen lehren, daß vor Sebastopol diese Thürme trotz eines imposanten Angriffsfeuers doch nicht zum Einstürzen gebracht werden konnten und wahrscheinlich mit stürmender Hand genommen werden müssen. Analog diesen Thürmen sind auch die steinernen Reduits oder Caponièren als sichere Lokalitäten für die Besatzungen der kleineren Werke hergerichtet. 4) Die Vorkehrungen zu einer offensiven Vertheidigung charakterisiren sich durch Erhöhung der Bewegungsfähigkeit der Truppen zwischen den einzelnen Werken bei möglichster Sicherheit derselben; also Anlage geräumiger und vervielfältigter Ausgänge, so wie eines Glacis en contrepente. Vor Allem aber ist es die Anlage der die Festung umgebenden detachirten Forts, welche den Truppen den weitesten Spielraum für Offensivoperationen zwischen denselben giebt. Die aktive Vertheidigung der Festungen ist also gewissermaßen vor dieselbe hinausgerückt und dieselben treten dadurch in die Kategorie verschanzter Lager. Durch ihre Anlage okkupirt man zugleich diejenigen Terrainpunkte, welche die Festung beherrschen oder sonst gefährlich werden könnten und zwingt den Gegner bei seinem Erscheinen vor der Festung diese Forts oder wenigstens einige derselben zwar angreifen und seine Arbeiten in solcher Entfernung beginnen zu müssen, daß ein Bombardement des Platzes nicht möglich oder doch wenig wirksam wird. Dieß ist besonders bei Seestädten, in denen sich Arsenale, Schiffswerften, Docks u. s. w. befinden, höchst wichtig. Der erhöhte Kostenaufwand, den die Erbauung der detachirten Forts verursacht, wird dadurch gedeckt, daß man die Hauptumfassung der Festung einfacher und somit billiger herstellen kann und auf die Sturmfreiheit bei starker direkter Frontalvertheidigung reduzirt. Man erbaut die detachirten Forts je nach Maßgabe

ihrer Wichtigkeit entweder modifizirt im Geiste des obigen Tracé (drei-, vier-, fünfeckige Forts) oder nur Thürme oder nur in der Gestalt von Feldwerken (Lünetten, Fleschen) mit dem Profil permanenter Befestigungen und steinerner bombenfester Reduits. Die detachirten Forts von Silistria waren sogar nur Erdwerke mit dem Profil flüchtiger Befestigung.

Diese verschanzten Lager unter dem Schutze von Festungen anzulegen, giebt diesen eine strategische Bedeutung für die Kriegführung, wie ihn die größten Festungen selbst zu Zeiten Ludwig XIV. nicht gehabt haben. Dieselbe besteht darin, daß der Feind vor solchen Punkten ein außerordentlich starkes Belagerungskorps stehen lassen muß, was seine Operationstruppen vermindert; wollte er sie nur beobachten oder blokiren (s. sp.), so würden die Truppen des Lagers in seinem Rücken vorgehen, ähnlich wie Klapka bei der Cernirung von Komorn im Jahre 1849. Die förmliche Belagerung selbst ist für den Angreifer um so gefährlicher, als seine Angriffsarbeiten Ausfällen im größten Umfange ausgesetzt sind, die kleinen Schlachten gleichen. Beim plötzlichen Ausbruche eines Krieges gewähren sie den sich sammelnden Truppen einen sichern Vereinigungspunkt, eben so einer geschlagenen Armee einen gesicherten Zufluchtsort, in dem sie sich retabliren und dann wieder die Offensive ergreifen kann. Hiernächst dienen solche Lager zur Aufnahme und Sicherstellung großer Magazine für die Feldarmee. Ihr Hauptnutzen besteht, wie aus allem diesem hervorgeht, also darin, daß sie der Feind bei seinem Vorgehen nicht unbeachtet liegen lassen darf, wie dies in den letzten Kampagnen so häufig geschah. Ein größeres verschanztes Lager, welches mehrere Operationsfelder beherrscht, kann daher eine ganze Armee aufhalten. Die Vertheidigung ist so zu führen, daß die hinter den Forts lagernden Truppen den Angreifer erst durch das Frontal- und Flankenfeuer der Forts erschüttern lassen und wenn er zum offenen Angriff zwischen denselben vorgehen sollte, sich auf ihn stürzen. Die Forts sind also Stützpunkte und versehen gewissermaßen den Dienst der Bastione, während die Truppen, welche zu ihrer Vertheidigung in den Intervallen zwischen den Werken lagern, der That nach bewegliche Courtinen sind. Es ist augenscheinlich, daß ein solches Lager, dessen Forts mit zahlreichen Defensivkasematten und mit allen Widerstandsmitteln der permanenten Befestigungskunst versehen sind, sich kräftiger vertheidigen läßt als ein improvisirtes mit Feldverschanzungen und daß es einer befreundeten Armee auf dem Kriegstheater dieses Platzes eine mächtige Stütze gewährt. Die Mehrzahl der großen Festungsanlagen, welche nach dem Jahre 1815 in Deutschland entstanden, sind daher auch als große verschanzte Lager im obigen Sinne angelegt, in deren Mittelpunkte die Festung selbst liegt, welche den Kern, das Herz der Vertheidigung bildet. Von den Befestigungen von Paris und Lyon gilt dasselbe.

Diese Betrachtungen, welche das Ineinandergreifen des fortifikatorischen Standpunktes mit dem strategischen dargelegt haben werden, führen uns nun zu dem letzteren speziell hinüber, insofern er die Anlage dieser Plätze im Großen anbelangt. Nachdem wir über das Wie? klar geworden, ist noch die Frage des Wo? zu erledigen. Man kann bei sämmtlichen Festungen eine zweifache Hauptbestimmung unterscheiden, nämlich 1) Festungen mit rein defensiver Tendenz, welche bei einem ausbrechenden Kriege die Grenzen und Zugänge des Landes oder besonderer Provinzen sichern und eine solche absolute Stärke besitzen sollen, daß sie die längste Vertheidigungsdauer gestatten. Dies sind z. B. die preußischen Grenzfestungen in Schlesien, die Paßbefestigungen in Tyrol, im Rhonethal, der dreifache Festungsgürtel an der Nordostgrenze Frankreichs, den Vauban anlegte, die Feste Lötzen in Ostpreußen, Rendsburg, Luxemburg, Landau, Königsberg, Peterwardein und viele andere. 2) Festungen mit vorwaltend offensiver Tendenz, die als Hauptdepots an strategischen Linien auf den verschiedenen Kriegstheatern liegen. Centralpunkte, große Städte, wo die Hauptkommunikationen (Straßen und Eisenbahnen) zusammenlaufen oder Städte an schiffbaren Strömen eignen sich hierzu vorzüglich. Sie

markiren ihre Wichtigkeit für den Gegner, indem ihr Besitz den Unterhalt seiner Armeen bedingt oder auf deren Operationen im Großen influirt. Solche Festungen, die wie erwähnt neuerdings im Sinne großer verschanzter Lager erbaut werden, sind Rastadt, Mainz, Koblenz und Köln für den deutschen Ober-, Mittel- und Niederrhein; Ulm für die Beherrschung des Schwarzwaldes, Verona für Oberitalien, Ingolstadt, Linz, Komorn, Belgrad, Silistria für die Donau, Magdeburg für die Elbe, Posen für das östliche Preußen, Modlin und Danzig für die Weichsel, Dünkirchen und Metz für das nördliche, Lyon für das südliche Frankreich, Schumla für den Balkan u. s. w.

Mag nun die Wichtigkeit einer Festung mehr in der Bedeutung ihrer Lokalität oder in ihrer strategischen Lage liegen, ihre Anlage ist nur nützlich zu nennen, wenn sie der Feind unbedingt wegnehmen oder ihre Atmosphäre oder ihren Wirkungskreis durchschneiden muß. Grenzfestungen, welche die politischen Grenzen decken, sind daher in der Regel weniger wichtig, wenn sie nicht zugleich an physischen liegen, denn jene haben in der Kriegführung oft gar keine oder veränderliche Einwirkung, diese hingegen eine stetige. Man geht bei der Anlage von Grenzfestungen daher in der Regel bis an natürliche Terrainabschnitte zurück, z. B. Gebirge, breite Ströme, See- und Sumpfketten u. s. w. Bei Gebirgszügen legt man die Festungen auf oder in die Nähe der Hauptstraßen. Hier sind selbst kleine Festungen und Forts unter Benutzung der meist günstigen Terrainverhältnisse von einer großen Widerstandsfähigkeit (lokaler Defensivkraft) und bringen dem bedrohten Lande bei einem feindlichen Einfall wenigstens den oft unberechenbaren Vortheil des Zeitgewinns. Am Fuße der Gebirge legt man dann zur Deckung der Hauptzugänge größere Plätze mit Offensivkraft an. In diese Kategorie gehören Glaz, Kosel, Silberberg in Schlesien in erster, Schweidnitz als größerer Platz in zweiter Linie dahinter, St. Sebastian, Pampeluna, Urgel, Rosas, Figueras, Gerona an den Pyrenäen gegen Frankreich; Bayonne, Perpignan gegen Spanien; an der Rhone und in den piemontesischen Alpen: Vaucluse, Briançon, Epilles, Suza, Pignoral, das Fort Brunette, Fenestrelles, Cori, als Centralplatz ersten Ranges dahinter das verschanzte Lager von Lyon; Ulm als Grenzfestung hinter dem Schwarzwalde, zu dessen Vervollständigung die vorwärtigen Befestigungen in erster Linie, etwa bei Stockach oder Donaueschingen, von Sachkundigen verlangt werden. Hierher gehören endlich die schon erwähnten Paßbefestigungen in Tyrol. In niedern, wasserreichen Gegenden legt man die Festungen so an, daß die zwischen dem unwegsamen Terrain verbleibenden Zugänge durch dieselben gesperrt werden. Hierher gehört die neuerbaute Feste Lötzen bei Königsberg, Landau an der Queich, Germersheim an dem Rheine. Wird die Grenze durch das Meer gebildet, so sind vorzüglich die Häfen zu befestigen, um den Flotten und deren Arsenalen Sicherheit und Zuflucht zu gewähren. Diese Befestigungen, welche seit 50 Jahren in großem Style meist nach Montalembert'schen Grundsätzen angelegt wurden, sind fast in allen Seestaaten anzutreffen z. B. für England in Berwik, Plymouth, Portsmouth; für Frankreich: Toulon, Brest, Calais, Boulogne, Cherbourg; für Spanien Cadix, Barcelona; für Schweden Karlskrona; für Rußland Kronstadt, Helsingfors, Sebastopol, Anapa; für Oesterreich Venedig, Pola u. s. w. Oft werden solche Seeplätze nur wegen ihres kommerziellen Interesses befestigt und wenn sie an Strömen liegen, um deren Mündungen ins Meer gegen feindliche Unternehmungen zu schützen; z. B. Danzig durch Fort Weichselmünde, Stettin durch Fort Swinemünde, Antwerpen u. s. w. Festungen mit rein defensivem Element sind endlich die kleinen Bergfestungen, welche wegen ihrer isolirten Lage meist auf isolirten Bergmassen eine große Widerstandsfähigkeit besitzen, wie z. B. der Königstein in Sachsen, Silberberg und Kosel in Schlesien, der Hohenasperg in Würtemberg, Bitsch in den Vogesen, Kufstein in Tyrol u. s. w. Sie dienen in Folge dessen gewöhnlich nur zum Aufbewahren des Staatsschatzes, der Archive u. s. w. bei widrigen Ereignissen.

Die Festungen mit strategischem Moment und offensivem Charakter, welche man Festungen ersten Ranges nennen könnte, da sie in der Regel auch die umfangreichsten sind, finden naturgemäß ihre vortheilhafteste Lage in der Ebene, wo die natürlichen Fäden der Kommunikationen (Straßen, Eisenbahnen, Gewässer) zusammenlaufen. Ihre Ausdehnung fordert meist eine Besatzung von 10—15,000 Mann ohne die Operationstruppen außerhalb in dem verschanzten Lager, und da solche Festungen meist an Strömen gelegen, die Freiheit der Bewegung auf beiden Ufern verlangen, so erfordern sie mindestens eine doppelt so starke Macht des Feindes, um von demselben eingeschlossen zu werden. Wo ein Nebenfluß einmündet, entstehen sogar drei Operationsfelder, welche also ein dreifach stärkeres Einschließungskorps als die Operationstruppen erfordern. Diese Plätze sind die wichtigsten, da sie Defensiv- und Offensivkraft im größten Umfange in sich vereinigen. Hierher gehören Mainz an den beiden Ufern des Rheins und Mains, Koblenz des Rheins und der Mosel, Komorn der Donau und Waag, Ulm der Donau und Iller, Modlin der Weichsel und Narew u. s. w. Die Hauptfestung liegt gewöhnlich nur auf dem einen Flußufer, während man sich den Ausgang auf die andern durch Anlage starker Brückenköpfe oder detachirter Forts sichert.

Die Frage, ob Festungen überhaupt nützlich und nothwendig seien, ist durch die Erfahrung längst bejaht worden und würde uns bei einem weitern Eingehen darauf zu weit führen. Ihre Anzahl muß mit den Finanzkräften des Staats einestheils und mit seiner Heeresstärke anderntheils in einem richtigen Verhältnisse stehen, denn die Entscheidung im Kriege liegt in der Vernichtung des Gegners, und diese Aufgabe liegt mehr im Sinne der Offensive, welche durch eine hinreichend starke, wohlausgerüstete und organisirte Feldarmee repräsentirt wird. Ein Uebergewicht mittelst des defensiven Elements der Festungen auf Kosten des offensiven, der Feldtruppen, wird sich daher auf die Länge der Zeit immer bestrafen und deshalb die richtige Anzahl der Festungen eines Staats in letzter Instanz mit der vorwaltend offensiven oder defensiven Tendenz der Politik desselben in Einklang zu bringen sein.

Der Festungskrieg lehrt die Kunst des Angriffs und der Vertheidigung der festen Plätze. Da Angriff und Vertheidigung sich wechselseitig in ihren Anlagen und Fortschritten bedingen und auf einander beziehen, so erscheint es auch am zweckmäßigsten, den gedrängten Abriß dieses Zweiges der Befestigungslehre neben einander zu beschreiben. Die Kunst des Angriffs hat sich zwar naturgemäß aus der Festungsbaukunst entwickelt und ist deren Nachfolgerin; dennoch ist ihr Gebiet umfänglicher geworden, da sie weniger beschränkt in der Wahl der Mittel ist, während die Vertheidigung auf eine isolirte Lokalität reduzirt erscheint; endlich haben auch die Einflüsse der Taktik und der Feuerwaffen dem Angriffe der Festungen eine verschiedene Physiognomie aufgedrückt. Die hieraus hervorgegangenen Arten, sich in den Besitz fester Plätze zu bringen, sind: 1) Die Einschließung oder Blokade. 2) Das Bombardement. 3) Der Ueberfall. 4) Der gewaltsame Angriff. 5) Die regelmäßige oder förmliche Belagerung. Keine dieser Angriffsarten ist als die unbedingt beste zu bezeichnen; immer ist es diejenige, welche bei dem mindesten Aufwande an Menschen und Kriegsmaterial den Platz in der kürzesten Zeit überwältigt. Die Wahl der Angriffsweise richtet sich vorzüglich nach der Beschaffenheit der Festung, nach der Stärke und moralischen Kraft der Besatzung und nach den obwaltenden Kriegsverhältnissen. Oft wird nur eine Angriffsmethode angewendet, oft geht man zu einer andern über, einige können endlich sogar gleichzeitig in Kraft treten.

1) Die Einschließung oder Blokade besteht in der für den Vertheidiger unvermutheten Umschließung des Platzes, dergestalt, daß der Besatzung jede Verbindung mit außen völlig abgeschnitten wird. Die Festung wird vom Angreifer mit einer Vorpostenkette umzogen, hinter welcher an besonders wichtigen Terrain-

punkten größere Unterstützungsposten (Replis) aufgestellt werden. Das Belagerungskorps kantonnirt oder steht im Lager. Gewöhnlich ist das Blokadekorps bestimmt, die Festung auszuhungern, daher keine Lebensmittel in dieselbe gelassen und alle Ausfälle der Besatzung zurückgewiesen werden, damit es dieser nicht gelingt, Konvois mit Proviant und Munition in die Festung zu ziehen. Ehedem umschloß man die Festung fast stets mit Contravallationslinien oder mit zusammenhängenden Verschanzungen, welche Brustwehr und Graben nach der Festung zu hatten, während man sich nach Außen gegen Entsatztruppen durch Circumvallationslinien schützte. Beide waren aber wegen ihrer Weitläufigkeit ohne Nutzen, daher stellt man jetzt gegen ein anrückendes Entsatzkorps ein Beobachtungskorps auf oder stellt die Sicherung des Rückens durch isolirte Befestigungen an den Hauptzugängen her, wie z. B. die Belagerungstruppen vor Sebastopol, welche die linke Wand des Tschernajathales auf ihrem obern Rande an denjenigen Punkten, wo sie erstiegen werden kann, durch Feldwerke geschützt haben. Man wendet die Blokade an, wenn die Wegnahme eines Platzes, wie z. B. bei minder wichtigen, keine Eile hat, wenig Blut kosten soll oder nur mit unzureichenden Mitteln, z. B. Feldgeschütz, angegriffen werden könnte; sie ist von Werth vor volkreichen Städten, welche schlecht verproviantirt sind; eben so vor kleinen, aber starken Bergfestungen, bei denen man nur die Hauptzugänge abzusperren braucht. Auch geht man oft zur Blokade zurück, wenn aus irgend einem Grunde die regelmäßige Belagerung aufgegeben werden muß. Unwirksam oder unausführbar wird eine Blokade, wenn der Angreifer den Platz nicht vollständig einschließen kann, wie dies 1813 bei Wittenberg, 1807 bei Kolberg der Fall war; überhaupt wächst die Schwierigkeit der Aufgabe mit der Größe der Plätze und ist am schwierigsten bei Seehäfen zu lösen; leichter dagegen bei Plätzen im durchschnittenen Terrain und zwischen Morästen. In den wichtigen Jahren 1813 und 1814 wurden die meisten deutschen Festungen, in welchen die Franzosen Besatzungen zurückgelassen hatten, durch Blokade und Aushungerung zur Uebergabe gezwungen, darunter die starken Besatzungen von Danzig, Dresden, Magdeburg und Hamburg. Die Maßregeln des Vertheidigers erstrecken sich vor Allem darauf, durch eine möglichst umfängliche Verproviantirung — auf 6 Monate bis 1 Jahr — der Aushungerung vorzubeugen. Dies muß natürlich vor Eintritt der Blokirung geschehen; während derselben ergreift man als Hülfsmittel die Ausweisung der Greise, Weiber und Kinder und überflüssigen Bürgerschaft, auch sucht man zu fouragiren und Konvois in die Festung zu bringen. Ist die Besatzung stark, so muß der überflüssige Theil sich durchzuschlagen versuchen, damit der zurückbleibende Theil noch länger mit den Vorräthen auszukommen vermag. Die Geschichte solcher Vertheidigungen ist oft bewunderungswürdig, obgleich äußerst mühselig und ohne irgend einen Lichtblick kriegerischer Großthaten gewesen; Dulden und Entbehren sind hier der Wahlspruch.

2) Das Bombardement oder die Beschießung besteht darin, durch die Zerstörung der Magazine und Unterkunftsorte die Besatzung obdachlos und hülflos zu machen und zur Uebergabe zu zwingen. Obgleich grausam und zerstörend, erreicht der Angreifer hierbei doch gewöhnlich seinen Zweck, namentlich bei kleinen Festungen und solchen, die, wie die meisten älteren, keine bombenfesten Kasematten oder Gebäude haben. Man wendet das Bombardement an, wenn man eine Stadt strafen will, oder vermuthet, daß der Festungs-Kommandant besondere Rücksichten auf die Bevölkerung zu nehmen hat, ferner um einer Blokade, namentlich bei Seestädten, mehr Nachdruck zu geben, wie z. B. das Bombardement von Kopenhagen 1807 und des Hafens von Odessa 1854 durch die Engländer. Die Beschießung erfolgt durch Batterien, welche man 1200 bis 2000 Schritte vor dem Glacis aufführt und aus denen man Bomben, Granaten, glühende Kugeln und Raketen gegen die Stadt schleudert. Oft kann man sich hierzu nur der Feldge-

schütze, unterstützt durch einige Mörser, bedienen. Der Vertheidiger sucht sich gegen das Bombardement durch gute Löschanstalten und inprovisirte bombenfeste Decken von Erde, Reisig, Mist u. s. w. zu schützen (sogenannte Blockdecken); da die Geschütze des Belagerers wegen ihrer Entfernung und der Kleinheit des Ziels nur selten zum Schweigen zu bringen sind, so kann sich der Belagerte meistens allein durch indirekte Gegenmaßregeln schützen. Bei patriotischen Bürgern, wie in Kolberg 1807, wird das Bombardement nicht immer den Zweck der Kapitulation herbeiführen.

3) Der Ueberfall besteht darin, in den befestigten Platz unvermuthet einzudringen, ehe es der Vertheidiger erfährt oder hindern kann. Hauptbedingungen für ein Gelingen des Unternehmens sind, daß die Festung schwache Stellen hat und daß die Besatzung schwach und nachlässig in der Bewachung ist. Einverständnisse mit den Einwohnern befördern das Gelingen, genaue Lokalkenntniß des Innern ist aber unumgänglich nöthig, zumal solche Coups gewöhnlich bei Nacht ausgeführt werden. Ueberraschung und energische Kraftentwicklung müssen die Hauptsache thun. Gewöhnlich erfolgt der Ueberfall, wenn man 8 bis 12 Meilen von der Festung entfernt steht und die Besatzung noch keine Feindseligkeiten erwartet. Abtheilungen der Infanterie mit den nöthigen Geräthschaften, Leitern, Brettern, Stricken u. s. w. werden auf Wagen geladen und erscheinen nach Mitternacht vor der Festung. Der Angriff geschieht auf zwei bis drei Punkten gleichzeitig (Scheinangriffe); die Kolonnen rücken, mit den Arbeitern an der Spitze, in möglichster Stille bis an das Glacis der Festung, übersteigen die Pallisaden und gelangen in den bedeckten Weg, überrumpeln hier die Wachen und bemächtigen sich mit List oder Gewalt eines der Hauptthore im Hauptwalle und gelangen von hier in das Innere der Festung. Auch ersteigt man wohl bei trockenen oder zugefrorenen Hauptgräben geräuschlos den Hauptwall und öffnet das Thor von innen. Der kleinste Zufall macht oft ein solches Unternehmen scheitern und kostet viel Menschen, namentlich wenn der Charakter der Ueberraschung verloren geht und man zur Erstürmung mittelst Leiterersteigung (Eskalade), d. h. zum gewaltsamen Angriffe übergehen muß. Oft scheitert der Ueberfall an dem mangelnden Einklange in den Gefechten, die sich dann im Innern entspinnen. Als Beispiele geglückter Ueberfälle sind anzuführen: die Leiterersteigung von Prag durch die Sachsen und Franzosen 1741 und in demselben Jahre die Ersteigung von Glogau durch die Preußen; ferner die Ueberrumpelung und Wegnahme von Glatz durch die Oesterreicher am 26. Juli 1760 am hellen Mittag. Zu den mißglückten Unternehmungen gehören: der Ueberfall von Cremona 1704 durch Prinz Eugen, wo der mit dem Innern bekannte Anführer der eingedrungenen Truppen getödtet wurde; ferner der Ueberfall auf die Bergfestung Bitsch durch die Preußen 1794, endlich vor Allem der Ueberfall der Engländer auf Bergen op Zoom im März 1814, wo der schon fast errungene Sieg durch ein kühnes Unternehmen einer geringen Anzahl Mariniers und durch den tapfern Widerstand der Franzosen den Engländern vollständig wieder entrissen wurde. Die Anstalten gegen den Ueberfall sind leicht. Es genügt, daß man sich der Gefahr bewußt ist und durch große Wachsamkeit (wie häufige Allarmirung, weitgehende Außenpatrouillen, Beobachtung der feindseligen Bevölkerung, spätes Oeffnen und zeitiges Schließen der Thore) der Ueberraschung durch den Feind vorbeugt. Endlich verlangt die Vertheidigungskunst eine geschickte Benutzung und Vertheilung der Streitkräfte, namentlich die beständige Aufstellung einer starken Reserve, die sogleich auf den bedrohten Punkt eilt und den eingedrungenen Feind mit dem Bajonnet angreift.

Unter Verantwortlichkeit des Ergänzungsblätterverlags in Meißen. — Redakteur Dr. Fr. Steger.
Druck von A. G. Gato in Meißen.

Der Festungskrieg. 4) Der gewaltsame oder brüsque Angriff unterscheidet sich von dem Ueberfalle dadurch, daß man die Ersteigung der Wälle um jeden Preis zu bewirken sucht, ohne den Wall gebrochen und die Flanken wehrlos geschossen zu haben, in der Voraussetzung, daß dies durch die mangelhafte Beschaffenheit der Werke, durch eine unverhältnißmäßige Schwäche der Besatzung, durch die Demoralisation derselben u. s. w. möglich wird. In jedem andern Falle muß der Sturm mißlingen oder ungeheure Menschenverluste nach sich ziehen. Gewöhnlich erscheint der Angreifer mittelst eines Gewaltmarsches vor der Festung, umschließt dieselbe mit Tirailleurs und rückt mit Tagesanbruch in Kolonnen, mit Pionieren an der Spitze, an einem besonders schwachen Punkte des Platzes auf dem Glacis bis an den bedeckten Weg vor; hier etablirt er eine starke Batterie, welche die Wälle heftig beschießt und die Stadt mit Hohlgeschossen bewirft; Einschüchterung ist die Hauptsache. Gelingt es nicht ein Thor einzuschießen, so unternimmt man bei trockenen oder zugefrorenen Gräben und wenn die Wälle nur von Erde oder nicht zu hohe Mauern sind eine Leitersteigung und dringt mit Sturm in die Festung, was bei entmuthigten, schwachen oder feigen Gegnern oft gelingt. Eine Abart oder Modifikation dieser Angriffsweise ist der schnelle oder preußische Angriff, so genannt, weil eine große Anzahl niederländischer und französischer Festungen an der Nordwestgrenze Frankreichs 1814 und 1815 durch die preußischen Generale von Bülow und Prinz August von Preußen mit demselben überwältigt wurden. Es herrschten damals die obengenannten Vorbedingungen, doch scheute man mit Recht die großen Menschenverluste, welche mit dem gewaltsamen Angriffe verbunden sind und welche noch frisch im Gedächtniß waren, da die Engländer diese Angriffsmethode auf der pyrenäischen Halbinsel öfters erfolglos angewendet hatten. Der preußische beschleunigte Angriff unterscheidet sich von dem förmlichen (sub 5 nachfolgenden) vorzüglich dadurch, daß mehrere Zeitperioden desselben übersprungen werden. Man blokirt zuvörderst die Festung und rückt nach der Rekognoszirung derselben auf ihrer schwächsten Seite sofort bis an den Fuß oder auf die Mitte des Glacis und etablirt hierselbst eine Parallele (s. u.). Hier errichtet man Wurfbatterien, beschießt die Stadt und die Werke lebhaft, namentlich die Flanken, und rückt dann mittelst Laufgräben bis an den Kamm des Glacis, errichtet hier Breschebatterien und sucht durch heftiges Feuern einen Wallbruch (Bresche) zu erzeugen. Das weitere Verfahren ist wie beim gewaltsamen Angriff, doch bietet der Wallbruch mehr Wahrscheinlichkeit für das Gelingen des Sturmes. Oefters wendet man diese Angriffsform zur Abkürzung des förmlichen Angriffs an; in der Regel erfordert er mehrere Tage Zeit und wird unternommen, wenn man nur über wenig Belagerungsgeschütz zu verfügen hat. Eine Art gewaltsamer Angriff war das erste Bombardement der Werke und Stadt Sebastopol; da es aber seinen Zweck, die Demolirung derselben und Erzeugung einer Bresche, nicht erreichte, so mußte man zum zeitraubenden förmlichen Angriffe mittelst Parallelen übergehen. Ueberhaupt dürfte diese Angriffsweise nur mit Vortheil gegen Festungen älteren Systems anwendbar sein, wo der Erdbau entweder vorwaltet oder die Escarpe schon von weitem (auf 3—600 Schritte) in Bresche gelegt werden kann, weil sie nicht hinlänglich vom Glacis gedeckt wird. Die Maßregeln des Vertheidigers sind im Wesentlichen dieselben wie die gegen den Ueberfall, doch hat die Vertheidigung noch den Vortheil, daß sie besser geleitet werden kann, weil sie am Tage geschieht. Eine Hauptstütze ist eine starke Reserve und Vermeidung aller Zersplitterung; endlich giebt die starke und geschickte Vertheidigung der Bresche noch ein letztes Hülfsmittel, an welchem z. B. die Engländer in Spanien oft scheiterten. Gegen Städte mit provisorischen Befestigungen oder mit Feldschanzen umgeben, ist meist allein der gewaltsame Angriff zu empfehlen, doch darf man

nur bei einem zweckmäßigen Entwurfe und entschlossener Ausführung auf Gelingen rechnen, wie z. B. bei der Erstürmung der polnischen Forts in der Schlacht bei Warschau 1831; dagegen mißlang er in Ermangelung obiger Bedingungen vor Dresden 1813 und Namur 1815.

5) Der förmliche oder regelmäßige Angriff oder die Belagerung. Es ist der Weg, der am sichersten, wenn auch nicht am schnellsten zum Ziele führt. Das Charakteristische desselben ist, daß man sich durch Deckungen, gewöhnlich von Erde, gegen die Wirkungen der feindlichen Fernwaffen geschützt und durch die Wirkungen der eigenen, namentlich des Geschützes, unterstützt, den Schutzwehren des Gegners nach und nach nähert, dessen Geschütze zum Schweigen bringt und durch die Gewalt der Kugeln oder die zerstörende Wirkung des Pulvers mittelst Minen einen Weg durch die feindlichen Werke in das Innere bahnt. Die Besitznahme des Platzes erfolgt dann zuletzt durch Sturm oder das Gefecht mit der blanken Waffe. Während also die vier erstgenannten Angriffsarten sich mehr durch die Umstände bedingen und bei ihnen der günstige Erfolg oft ein Werk des Zufalls ist, so sucht man sich hier durch ein methodisch geregeltes Verfahren und durch die zweckmäßige Verwendung aller Waffenkräfte dem Ungefähr zu entziehen und sich den Erfolg des Sieges zu versichern. Der Marschall Vauban war der erste, welcher die Kunst des förmlichen Angriffs methodisch entwickelte und von Cöhorn und Cormontaigne verbessert, gilt dieses System bis auf den heutigen Tag noch als Maßstab. Jede Belagerung zerfällt in zwei Perioden; die erste umfaßt den Zeitraum, der zu den verschiedenen Vorbereitungen zur Belagerung und Sicherung des Belagerungskorps nach Außen erforderlich ist; die zweite beginnt mit der sogenannten Eröffnung der Laufgräben und endet mit der Uebergabe der Festung.

Die erste Periode beginnt mit der Einschließung des Platzes durch den Belagerer, und zwar dergestalt, daß jegliche Verbindung des Belagerten mit Außen aufhört. Wo man diese Einschließung (Cernirung) nicht zu Stande bringen kann, wie vor Silistria und Sebastopol, wird der Angriff bedeutend verzögert, weil der Belagerte durch den Ersatz an frischen Truppen, Lebensmitteln, Munition u. s. w. eine erhöhte Widerstandsfähigkeit bekommt. Die Einschließung der Festung erfolgt auf 3—4000 Schritt Entfernung zunächst durch Vorposten auf allen Zugängen, hinter denen auf Hauptpunkten und Straßen geschlossene Reserven als Unterstützung stehen. Gegen Außen schützt man sich wie bei der Blokade. In der Nähe des eigentlichen Angriffspunktes, den man durch eine Rekognoszirung ermittelt, lagert das Belagerungskorps; als Angriffspunkt wird gewöhnlich diejenige Stelle des Platzes bestimmt, welche den geringsten Aufwand an Zeit und Streitmitteln zu erfordern scheint, und hinter demselben verdeckt der Artilleriepark und die Materialiendepot etablirt. Das Belagerungskorps besteht in der Regel in der vier- bis fünffachen, oft auch nur doppelten Anzahl der Besatzung. Zum Artilleriepark gehören bei einer großen Belagerung circa 24—30 Stück Vierundzwanzigpfünder, 60 Zwölfpfünder, 30 Haubitzen und 40 Mörser; doch bringt man in der Regel diese Zahl nicht zusammen. An Munition rechnet man auf jedes Geschütz 1000 Schuß. Das Materialiendepot liegt eben so wie der Artilleriepark unweit des Angriffs, aber gegen das Feuer und die Ausfälle der Festung geschützt, und enthält große Mengen von Schaufeln, Hacken, Sägen, Rammen, Schlägeln, Sandsäcken, Bauholz, das Minir- und Bergmannsgeräth, endlich die Reisigdeckmittel, wie Faschinen, Horden und besonders viel Schanzkörbe, deren eine kleine Belagerung gegen 50,000 Stück erfordert. Die kleinste wirkliche Belagerung ist daher nicht unter 800,000 bis 1 Million, eine größere nicht unter 2 Millionen Thaler zu unternehmen.

Die Vorbereitungen der Festung bestehen in einer hinlänglich starken Garnison, die man beim Sechseck gewöhnlich auf 5000 Mann, bei Plätzen ersten Ranges auf 10—12,000 Mann annimmt; bei detachirten Forts einige tausend Mann mehr. Die stärksten Plätze, wie Köln, Koblenz, Metz, Mainz, Magdeburg,

Danzig, haben nicht mehr wie 16,000 Mann Besatzung. Unter der Besatzung sind einige hundert Mann Artillerie und etwas Kavallerie nebst 2—400 Mann Pionieren. Die Zahl der Festungsgeschütze richtet sich nach dem Umfange der Werke; die Geschütze sind anfänglich überall, aber nur schwach vertheilt und werden erst später auf den Angriffspunkt konzentrirt, sobald sich derselbe ausspricht. An Munition rechnet man 1000 Schuß auf jede Kanone und 800 auf jedes Wurfgeschütz (Haubitzen und Mörser). Nähert sich der Angreifer, so wird die Festung in Belagerungszustand erklärt. Von diesem Zeitpunkte an ist der Festungs-Kommandant unumschränkter Herr über Alles, was zum Gebiete der Festung gehört; daher auch die Bevölkerung in Bezug auf ihre Beschäftigungen, Proviantirung u. s. w. unter seine Befehle tritt. Die unmittelbaren Vorkehrungen gegen eine zu erwartende Belagerung bestehen vorzüglich in der Ausbesserung der Werke, Herstellung der Kommunikationen zwischen denselben, in der Ausführung von Ueberschwemmungen, wenn der Platz Anlagen dazu hat, der Anlage von Pallisadirungen, namentlich im bedeckten Wege, endlich in der Zusammenbringung von Reisig zur Anfertigung der Reisigarbeiten, von denen z. B. auf jedes angegriffene Bastion allein 4000 Faschinen und 150 Schanzkörbe gerechnet werden. Außerdem bringt man aus der Umgegend Getreide, Schlachtvieh und sonstige Lebensmittel in die Festung, nicht allein zum eigenen Gebrauch, sondern auch um sie dem Angreifer zu entziehen. Alle Gegenstände auf dem Glacis und im Umkreise von 800—1200 Ellen um die Festung, hinter denen der Feind Batterien erbauen oder sich decken könnte, werden entfernt, also alle Bäume, Sträucher u. s. w. umgehauen, die Häuser abgetragen oder nöthigenfalls abgebrannt, wie mit Vorstädten öfters geschieht, Vertiefungen ausgefüllt, auch wohl die Erdkruste abgeschält, wenn sie dünn ist und auf Felsen ruht. Die Bürger werden in Löschkompagnien organisirt und, wenn sie für die Garnison sind, auch zum Wachtdienst im Innern verwendet. Erhöhte Wachsamkeit nach Außen versteht sich von selbst.

Die zweite Periode der Belagerung kann man wiederum in zwei Abschnitte zerlegen, wovon der erste mit der Eröffnung der Laufgräben beginnt und mit dem Festsetzen am Fuße des Glacis endigt, der zweite, der die Arbeiten auf dem Glacis und die Eroberung des Hauptwalls in sich schließt. Während der erste demnach vorzüglich die Annäherung und gleichzeitig die Zerstörung der Festungsgeschütze durch die eigenen Geschütze bezweckt, soll der zweite Abschnitt die Werke selbst zerstören und den Gang bahnen, mittelst dessen man mit Sturm in die Festung zu dringen beabsichtigt. Die Angriffsarbeiten (Trancheen, Laufgräben) sind durchgängig nach dem Prinzip angelegt, daß man sich durch einen Erdaufwurf nach der Festung hin gegen deren Feuer zu sichern sucht. Gewöhnlich gräbt man sich hierzu 3 bis 4 Fuß tief in die Erde ein, so daß ein Graben entsteht, dessen Erde man als Brustwehr von 3 bis 4 Fuß Höhe auf dem Bauhorizont gegen die Festung aufwirft. Wo keine Erde ist, müssen diese Brustwehren durch Reisigarbeiten (Schanzkörbe, Faschinen) oder Säcke, die man mit Erde gefüllt an Ort und Stelle mitbringt, künstlich hergestellt werden. Man unterscheidet in den Trancheen je nach dem Zwecke derselben: Kommunikationsgräben oder Zickzacks; diese dienen nur als gedeckte Annäherungswege. Die Parallelen oder Waffenplätze hingegen sind lange Gräben, meist gleichlaufend mit dem Fuße des Glacis und einen Theil der Festung rings umfassend, die zur gesicherten Aufnahme des Fußvolks dienen, welches das Vortreiben obiger Zickzacks gegen den Angriff der Ausfallstruppen schützt. Da der Belagerte die langsam gegen ihn vorrückende Spitze der Annäherungsarbeiten heftig beschießt, so muß diese gefährliche Arbeit sehr vorsichtig und geschickt ausgeführt werden. Die Spitze dieses Grabens heißt im engern Sinne eine Sappe und die besonders auf diese Arbeit eingeschulten Soldaten hiernach Sappeurs. Im weitern Sinn nennt man aber auch alle Trancheearbeit Sappenarbeit. Eine andere Art der Trancheeanlagen sind die Belagerungsbatterien. Dies sind Erweiterungen in den Parallelen zur Aufstellung der Geschütze, welche durch ihr Feuer das

Festungsgeschütz zum Schweigen bringen sollen. Der Graben der Parallele, meist nur 7—10 Fuß breit, wird zu diesem Zwecke rückwärts bis 30 Fuß (auf Geschützlänge) erweitert und die gewonnene Erde zur Verstärkung der Brustwehr benutzt. Logements endlich nennt man die Anlagen, welche in einem eroberten Werke angelegt werden, um sich in demselben festzusetzen und von hieraus weiter gegen die andern Werke vorzugehen. Die Angriffsmittel liegen gewöhnlich in der Wirkung der Feuerwaffen und es spielt die Artillerie daher die Hauptrolle. Man bedient sich des geraden Schusses aus Kanonen, oder des sogenannten Wurffeuers aus den Haubitzen und Mörsern, um mittelst desselben von oben die Deckungen des Gegners zu zerstören; dies geschieht theils durch die erhöhte Fallkraft der Hohlgeschosse (Bomben, Granaten), theils durch deren Zerspringen beim Niederfallen mittelst ihrer Sprengladung, welche sie in Stücke zerreißt. Hat der Vertheidiger viel Wurfgeschütz zur Disposition, so müssen sowohl die Sappen, als auch die Batterien mit einer bombenfesten Decke versehen, d. h. bedeckt erbaut werden. Endlich sucht man die Deckungen des Vertheidigers auch von unten oder unterirdisch zu zerstören; d. h. man bedient sich der Minen, indem man Pulvermassen unter die Werke bringt und diese in die Luft zu sprengen sucht.

Die Eröffnung der Laufgräben besteht nun in der Erbauung der ersten Parallele. Dieselbe umfaßt in sanftem Bogen, gleichlaufend mit der Umrißform der Festung (daher ihr Name), die angegriffene Festungsfront (2 Bastionen mit den dazwischen liegenden Werken), so wie die Hälfte der Nachbarfronten und wird gewöhnlich 800 oder 600, auch wohl gar nur 450 Schritt vom Glacis angelegt. Die Erbauung geschieht in der Art, daß in einer finstern und wo möglich stürmischen Nacht eine Anzahl Arbeiter von Ingenieur-Offizieren auf der anzulegenden Linie neben einander angestellt werden. Jeder Arbeiter ist mit Schanzzeug und einer sogenannten Tracirfaschine versehen. Diese Faschinen werden derartig auf den Erdboden gelegt, daß sie in ihrem Zusammenhange den Grundriß der Parallele auf dem Terrain abzeichnen und hierauf beginnt jeder Arbeiter sich möglichst still $1\frac{1}{2}$ Fuß hinter seiner Faschine 3 Fuß tief und 4 Fuß breit in den Boden einzugraben und die Erde nach der Festung zu als Brustwehr der Parallele aufzuwerfen. Ein Haupterforderniß für die Begünstigung dieser ersten Arbeiten ist ihre Geheimhaltung, damit sie vom Belagerten durch Geschützfeuer oder Ausfälle nicht gestört werden. Gegen letztere schützt man sich durch besondere vorgeschobene Truppen, welche in einer dichten Plänklerkette sich vorwärts gegen die Festung aufstellen. Noch in der Nacht oder am frühen Morgen werden die Erdlöcher zu einem zusammenhängenden Graben erweitert, so daß die Parallele auf der Sohle 9 Fuß, oben 15 bis 18 Fuß breit und 3 bis $3\frac{1}{2}$ Fuß tief ist; die Brustwehr wird $4\frac{1}{2}$ Fuß hoch gemacht, damit die gesammte Tiefe von 7 bis 8 Fuß einen Mann in dem Parallelgraben vollkommen deckt. An der Faschine bleibt ein stufenartiger Auftritt von $1\frac{1}{2}$ Fuß Breite stehen. Außerdem legt man an einzelnen Stellen geräumige Waffenplätze für größere Truppenkörper und an den Enden der Parallele kleine Redouten zum Schutze der Flanken bei Ausfällen an. Zur Verbindung nach hinten mit dem Materialiendepot erbaut man Kommunikationen, welche wie die Parallelen, nur ohne Auftritte, gebaut werden. Die nächste Arbeit ist nun der Bau der Batterien der ersten Parallele, der in der folgenden Nacht erfolgt. Es sind dies die sogenannten Ricochet- oder Schleuderschuß-Batterien. Man erbaut sie in der Verlängerung der Facen der angegriffenen Bastione und Ravelins und armirt sie mit 2 bis 3 Kanonen oder Haubitzen, welche durch ihre in kurzen und hohen Sprüngen gehenden Geschosse die auf den langen Festungslinien nicht hinlänglich gedeckt stehenden Geschütze demontiren sollen. Daneben erbaut man in der ersten Parallele noch einige Mörserbatterien von 2 bis 3 Mörsern, gewöhnlich auf den verlängerten Kapitallinien (Mittellinien der Bastione und Ravelinen), welche die angegriffenen Werke mit Bomben bewerfen, die Eindeckungen zerstören und Hauptgebäude der Festung — Magazine und Kasernen —

von denen man vermuthet, daß sie keine bombenfesten Decken haben, demoliren. Beim beschleunigten Angriffe oder Bombardement, wo die Parallele gewöhnlich nahe liegt, werden hier auch die Batterien für glühende Kugeln (Vierundzwanzig- und Achtzehnpfünder) angelegt, indem man Roste zum Glühendmachen hinter den Geschützen erbaut. Alle diese Batterien beginnen gleichzeitig ihr Feuer und suchen nun 3 bis 5 Tage lang durch Enfiliren (Bestreichen) der Werke deren Geschütze unbrauchbar zu machen. In der zweiten Nacht schon beginnt man den Bau des Zickzacks vorwärts gegen die Festung, indem man aus der ersten Parallele, da wo sie von den Kapitallinien durchschnitten wird, also in der Regel an drei Stellen, einen zickzackförmigen Graben zu bauen anfängt, dessen einzelne Zacken (Schläge, Aeste) so schräg liegen, daß sie in ihrer Verlängerung am Fuße des Glacis vorüberstreichen und sonach nicht von den Festungswerken bestrichen werden können. Ist man in solchen Zickzacks in 4 bis 5 Nächten bis auf 3 bis 400 Schritte vom bedeckten Wege auf den Kapitalen vorgegangen, so erfolgt die Anlage der zweiten Parallele ganz in der Weise, wie die der ersten. Ihr Grundriß ist meist gleichlaufend mit der ersten, oder eine gerade Linie; natürlich braucht die zweite Parallele wegen ihrer größern Nähe an der Festung auch einen kürzern Umfassungsraum um die Angriffsfront, und ist daher viel kürzer. Die innere Wand der Brustwehr wird aus Schanzkörben erbaut. Die Batterien in der zweiten Parallele sind meist mit Kanonen armirt und heißen Demontirbatterien, weil sie die noch feuernden Festungsgeschütze in der Front beschießen und zerstören sollen. Sie werden daher diesen gerade gegenüber erbaut oder etwas von der Seite, um die Schießscharten zu zerstören. Auch legt man noch Mörserbatterien in diese Parallele, um das Innere derjenigen Werke zu bewerfen, bei denen man vermuthet, daß der Vertheidiger im Innern derselben Abschnitte anlegt; auch sollen diese Batterien wie die frühern die Eindeckungen zerstören. Von der zweiten Parallele geht man in gleicher Weise auf den Kapitalen mit Zickzacks vor, wie aus der ersten, nur müssen hier die Aeste der Zickzacke kleiner und schräger sein, um nicht enfilirt zu werden. 60 bis 70 Schritt vom ausspringenden Winkel des bedeckten Weges (nur wenn die Festung Minen hat, 180 Schritte vom Glacis) legt man nun die dritte Parallele am Fuße des Glacis an. Gewöhnlich legt man auf halbem Wege zwischen der zweiten und dritten Parallele rechts und links 300 Schritt lange sogenannte halbe Parallelen an, welche zur Aufnahme der Laufgrabenwache und Beschießung des gedeckten Weges mit Kartätschen aus einigen Haubitzen, die man dort placirt, benutzt werden. Die dritte Parallele umschließt den Fuß des Glacis auf der Angriffsfront, muß aber wegen des nahen Feuers gewöhnlich mit der sogenannten völligen Sappe erbaut werden, rückt also nur Schritt für Schritt in ihrer Erbauung vor, indem man von den Zickzacks rechts und links ausbricht. Diese Parallele dient zum neuen gedeckten Aufstellungsorte der Trancheewache und vorzüglich zur Aufnahme von Mörserbatterien, welche den gedeckten Weg von Vertheidigern säubern sollen. Auch legt man einige Demontirbatterien an, welche mit zwölfpfündigen Kanonen armirt werden. Einige derselben antworten dem feindlichen Feuer, die übrigen wenden sich vereinigt gegen eine feindliche Schießscharte nach der andern, bis diese zerstört sind und deren Feuer schweigt. Die Rcoschettbatterien der ersten Parallele schießen dabei im Bogen über die zweite und dritte hinweg und bekämpfen die noch aktiven Geschütze von der Seite. Auf diese Weise bereitet man die Eroberung des ersten Festungswerkes, des gedeckten Weges, systematisch vor. Sollten Lünetten oder Redouten am Fuße des Glacis liegen, so bezwingt man diese durch Wurffeuer mittelst Bomben und Granaten aus besonders dagegen aufgeführten Batterien oder nimmt sie mit Sturm. Haben diese Werke aber permanente Reduits (von Stein) oder steinerne Grabenescarpen, wie z. B. fast durchgängig die detachirten Forts, so müssen aus der dritten Parallele Zickzacks dagegen vorgetrieben werden. Man erobert dann den gedeckten Weg derselben und erbaut Breschebatterien, wie bei dem Angriff auf ein Bastion oder Ravelin

und verfährt, wie es weiter unten beschrieben werden wird. Jedenfalls ist dies eine sehr aufhältliche Operation, die meist eine Belagerung im Kleinen erfordert und viel Zeit und Menschen kostet.

Die Vertheidigung der Festung in der ersten Periode der Belagerung erstreckt sich ebenfalls vorzüglich auf den Geschützkampf. Es ist hierbei Grundsatz, denselben da energisch zu führen, wo man dem Gegner im Artilleriefeuer überlegen ist, dagegen die Geschütze ganz abzufahren und die Munition zu sparen, wo der Angreifer Ueberlegenheit entwickelt. Der erste Fall tritt vorzüglich in zwei Zeiträumen ein, nämlich das erste Mal von der Eröffnung der Laufgräben bis zum vollendeten Bau der Ricoschettbatterien und das zweite Mal, wenn der Angreifer sich auf dem Glacis festsetzt (logirt). Der Gebrauch des Kleingewehrfeuers beginnt erst dann, wenn der Angreifer in dessen Bereich kommt, also von der zweiten Parallele an. Eben so wichtig als die rein passive Vertheidigung ist in dieser Periode die sogenannte aktive Vertheidigung mittelst Ausfällen, auf welche Form die neuere Zeit einen Hauptaccent legt, vorausgesetzt, daß die Garnison zahlreich genug und zuverlässig ist. Eine geschickte Verbindung der Vertheidigung mit Ausfällen kann, besonders wenn sie unter dem Schutze eines verschanzten Lagers zwischen detachirten Forts stattfindet, die Angriffsarbeiten außerordentlich hinhalten. Die Ausfälle sollen entweder die Angriffsarbeiten nur unterbrechen oder auch zerstören und werden hiernach im großen oder kleinen Maßstabe vom bedeckten Wege aus unternommen, wobei namentlich der Nutzen des Glacis en contrepende hervortritt. Man unternimmt sie in der Regel nach Mitternacht, wenn der Angreifer arbeitet. Die größern Ausfälle, welche von Kolonnen von 600—1000 Mann ausgeführt werden, denen Arbeiter folgen, bezwecken die Zerstörung der Trancheen. Man dringt still vor; der erste Angriff geschieht mit dem Bajonnet, und verjagt man die überraschten Vertheidiger glücklich aus den Trancheen, so werden diese von den Arbeitern schnell eingeebnet und die Geschütze vernagelt. Unter dem Schutze der Festungsgeschütze zieht man sich bei grauendem Morgen schnell zurück. Die kleinern Ausfälle, oft nur von 10 bis 50 Mann unter einem entschlossenen Anführer unternommen, sollen nur eine Störung der Arbeit im rechten Moment bezwecken und werden gewöhnlich gegen die Sappenspitzen geführt. Dieser Ausfallskrieg ist für den Vertheidiger immer von großem Erfolg gewesen, denn er bringt ihm Zeitgewinn und ermattet die Angreifer durch das beständige Allarmiren und die gezwungene Aufstellung starker Trancheewachen.

Beim Beginn der Belagerung selbst beobachtet der Vertheidiger nur sorgfältig das Außenterrain und besetzt die muthmaßlichen Angriffsfronten mit Geschützen. Wird die Eröffnung der ersten Parallele durch Patrouillen oder den dabei unvermeidlichen Lärm wahrgenommen und erblickt man mittelst einiger geworfener Leuchtkugeln die Arbeiter, so beschießt man dieselben mit Kartätschen und sucht sie durch einen Ausfall zu vertreiben. Mit Tagesanbruch beginnt die Beschießung der im Bau begriffenen ersten Parallele aufs heftigste und zwar mit Kartätschen und Granaten und in den nächsten Nächten wird durch Ausfälle das Zustandekommen der feindlichen Ricoschettbatterien möglichst zu verzögern gesucht. Da nun die Angriffsseite der Festung bekannt ist, so werden die Geschütze auf derselben wesentlich verstärkt und deren Feuer ebenfalls auf die Bauplätze der Ricoschettbatterien gerichtet; sind diese trotzdem endlich vom Angreifer armirt, so führt man die Geschütze von den Facen der Bastione und des Ravelins bis auf einige ab, die man durch Anlage von Querwällen (Traversen) auf dem Wallgange dem Ricoschettfeuer zu entziehen sucht. Diese und die Mörser beschießen von da ab vorzüglich die Sappenspitzen. In dieser Zeit verstärkt man die Angriffsfront möglichst schnell durch Erbauung von bedeckten Mörserständen, Abschnitten im Innern der Bastione, Blockhäuser in den eingehenden Waffenplätzen des bedeckten Weges, legt kleine Handpulvermagazine an u. s. w. Bisweilen treibt man selbst einen kurzen Laufgraben vom Glacis schräg vor, um die Zickzacks der Länge nach bestreichen zu

können (sogenannte Contreapprochen) oder geht zu gleichem Zweck mit einigen Feldgeschützen, die sich schnell zurückziehen können, ins freie Feld. Das Einführen der feindlichen Geschütze in die erste Parallele wird gewöhnlich zu einem großen Ausfalle benutzt. Von dem Uebergange aus der ersten in die zweite und von der zweiten zur dritten Parallele schweigt das Feuer des Belagerten fast gänzlich; nur die Haubitzen bewerfen die Sappenspitzen und die Mörser die Bauplätze der Batterien. Der Ausfallskrieg nimmt dabei jedoch seinen Fortgang. Rückt der Feind bis an den Fuß des Glacis, so schließt man die Schießscharten mit Thürchen von vier Zoll starkem Eichenholz (Blendungen), um die Geschütz-Bedienung gegen das Gewehrfeuer zu schützen. Lünetten und andere vorliegende Werke werden von den entschlossensten Offizieren und besten Soldaten vertheidigt, so wie gegen die dritte Parallele kleine Ausfälle ausgeführt. Die Vertheidigung des gedeckten Weges erfolgt vorzüglich durch Infanteriefeuer; die Geschütze in demselben werden in die Reduits der eingehenden Waffenplätze gezogen.

Der zweite Abschnitt der zweiten Periode beginnt für den Angreifer, sobald er sich am Fuße des Glacis festgesetzt hat, mit der Eroberung des gedeckten Weges. Von hier an wird nun der Gang der Belagerung wesentlich durch die Art der Befestigung wie durch die etwaigen besondern Vertheidigungsmittel der Festung (Hohlbauten, Minen, Wassermanövers) modifizirt. Bei einer gewöhnlichen Festung nach Vauban'scher Manier mit Reduits in den Waffenplätzen des bedeckten Weges, beginnen die Trancheearbeiten mit dem Vertreiben von Kommunikationswegen aus der dritten Parallele gegen die ausspringenden Winkel des bedeckten Weges. Dies geschieht gewöhnlich mit der sogenannten doppelt gewendeten Sappe. Ist der gedeckte Weg noch nicht hinlänglich von Vertheidigern gereinigt, so errichtet man, auf der Hälfte des Glacis angekommen, zu beiden Seiten der Sappe sogenannte Tranchee-Cavaliere (-Reiter, -Katzen), d. h. kleine erhabene bogenförmige Aufwürfe, deren Brustwehr durch Faschinen, Erdsäcke u. s. w. so weit erhöht wird, bis sie den bedeckten Weg völlig übersehen und durch das von ihnen entsendete Infanteriefeuer die Vertheidiger in ihre Reduits treibt. Hat sich die Sappe 18—20 Fuß dem Kamme des Glacis genähert, so wendet sie sich längs desselben rechts und links ab und so entsteht nunmehr die Krönung oder das Couronnement des Glacis. Der 18—20 Fuß stark stehenbleibende Rand des Glacis dient nunmehr dem Angreifer als Brustwehr gegen die Festung. Diese Arbeit ist bei der großen Nähe des Feindes, der sie durch kleine Ausfälle leicht stören kann, höchst gefährlich, daher man oft vorzieht, bei einer schwachen Besatzung den gedeckten Weg mit Sturm zu erobern. Zu diesem Zwecke bricht unter dem Schutze der Nacht eine angemessene Anzahl Infanterie aus der dritten Parallele hervor, übersteigt die meist zerschossenen Pallisaden des gedeckten Weges und vertreibt die Vertheidiger desselben, sucht dort festen Fuß zu fassen und ins Reduit einzudringen. Das Manöver kostet gewöhnlich viel Menschen, gewährt aber den Nutzen, unter dem Schutze desselben die Krönung des gedeckten Weges auf der ganzen Länge nach Art des Parallelenbaues auf ein Mal vornehmen zu können. Ist aber das Glacis unterminirt, so tritt in diesem Zeitraume eine neue Epoche des Festungskrieges ein, nämlich der sogenannte unterirdische oder Minenkrieg, den wir im Kurzen übersichtlich darstellen wollen. Gewöhnlich sind die Festungen, deren Terrain- und Bodenbeschaffenheit dies zuläßt, auf ihrer schwächsten Seite, welche also voraussichtlich angegriffen werden wird, oft aber auch rings herum mittelst eines gebauten Minensystems in der Tiefe der Grabensohle schon von Haus aus wesentlich verstärkt. Nach ihrer Lage sind die vorzüglichsten Minen: 1) die Escarpengalerien, welche hinter der Escarpenmauer der Außenwerke oder des Hauptwalles fortlaufen. 2) Die Kontre-Escarpegalerien, welche unmittelbar hinter der Futtermauer der Kontre-Escarpe oder unter dem Kamme des Glacis angelegt werden. Diese Galerien sind ausgemauert, 6 Fuß hoch und 3 Fuß breit und durch niedrige sogenannte Kommunikationsgänge unterirdisch mit einander verbunden. Unter dem Fuße des Glacis läuft endlich bis-

weilen noch eine Enveloppegalerie. Von diesen sämmtlichen Hauptgalerien, besonders aber von der Kontre-Escarpegalerie, sind unter den Kapitallinien der Bastione und Ravelins sogenannte Horchgänge ein Stück weit unter dem Glacis vorgetrieben. Sie sind gewissermaßen die äußersten Fühlhörner, die Vorposten gegen den Feind und von ihnen aus werden demselben die kleinsten Galerien, sogenannte Aeste oder Zweige, welche nur ausgezimmert und ungefähr 1 Elle hoch und breit sind, entgegengetrieben. Am Ende des Zweiges wird dann die Minenkammer mit der Pulverladung unter dem zu sprengenden Objekte angelegt. Aehnlich diesen Vertheidigungs- oder sogenannten Kontreminen sind die Minen des Angreifers, nur mit dem Unterschiede, daß sie jederzeit mit Holz ausgebaut sind und in der Regel nicht so tief liegen. Der Zweck der Vertheidigungsminen ist nicht allein, die eignen Festungswerke in die Luft zu sprengen, falls sie nicht mehr gehalten werden können, sondern auch wesentlich der, die Belagerungsarbeiten und Minen des Angreifers zu belästigen und zu zerstören, da sie tiefer als diese liegen. Die Minen des Vertheidigers sind für den erstern Zweck stark geladene Demolitionsminen, für den zweiten sogenannte Quetschminen, deren schwache Ladung die Erde nur erschüttert und hohle Räume in derselben (die Minen des Gegners) zusammendrückt. Der Angreifende aber minirt, um die Minengalerien der Festung zu zerstören, die Kontre-Escarpe zu vernichten und auf diese Weise einen Niedergang in den Graben zu erlangen, endlich um die Werke selbst zu eröffnen und eine Bresche zu erzeugen. Das erstere erfolgt ebenfalls durch Quetschminen, das zweite mit überladenen Minen (Druckkugeln) oder mit Schachtminen. Die Hauptsache ist, daß die Mineure, sobald sie in der Wirkungssphäre ihrer Minen sich genähert haben, sich im Zünden derselben zuvorkommen, um den Gegner zu erdrücken. Die gegenseitige Annäherung wird in den Horchgängen in festem Boden auf 45 Fuß, im lockern, sandigen und feuchten Boden aber erst bei 24—30 Fuß wahrgenommen. Da der Vertheidiger seine Horchgänge schon fertig vorfindet, ist er meist im Vortheil und kann bei richtiger Schätzung der Pulverkraft seiner Kontremine gewöhnlich dem Angreifer zuvorkommen und seine Mine mit Erfolg springen lassen. Gewöhnlich treibt der Angreifer aus der zweiten oder dritten Parallele eine Galerie vor und bringt an deren Ende unter dem Kamme des Glacis eine Druckkugel an. Diese überladene Mine wirft nicht allein einen Trichter aus, sondern drückt bei ihrer stärkern Wirkungssphäre auch die Kontregalerien des Vertheidigers in größerer Entfernung zusammen, daß sie unbrauchbar werden. Kommt der Belagerte dieser Arbeit mit einer Quetschmine zuvor, so muß sie von Neuem begonnen werden. Gelingt es endlich, die Druckkugel spielen zu lassen, so eilt der Angreifer, den ausgeworfenen Trichter zu couronniren, d. h. man umfaßt den Rand desselben nach der Festung zu schnell mit Schanzkörben und errichtet so eine Brustwehr für Infanterie. Aus diesem Logement wird aufs Neue ein Minengang mit einer Druckkugel längs des Glacis vorgetrieben, der neue Trichter couronnirt und so fortgefahren, bis alle Minengalerien der Festung zerstört sind, das Glacis gekrönt ist und bis man selbst die Kontre-Escarpe in den Graben geworfen hat, um dann von dort den Mineur an die weiter zu erobernden Werke anzusetzen und mittelst der Demolitionsminen die zum Sturm nöthige Bresche zu erzeugen. Werden die Minen nicht vorwärts, sondern vom Couronnement des Glacis vertikal schachtartig hinter der Futtermauer der Kontre-Escarpe abgesenkt, so nennt man dies Schachtminen. Diese sind schnell anzulegen und geben dem Angriffe ein großes Uebergewicht, sobald man einmal den gedeckten Weg hat; denn die Kontre-Escarpe kann ihnen nicht widerstehen. Noch zeitraubender und blutiger wird der Minenkrieg innerhalb der Festungswerke, wenn Escarpengalerien oder Minen auf der Grabensohle vorhanden sind. Es ist dann sehr schwierig für den Angreifer, die Demolitionsminen für die Bresche anzubringen, besonders bei nassen Gräben, während der Vertheidiger den Vortheil hat, nicht allein den Grabenübergang des Feindes oder die schon gangbare Bresche zu belästigen, sondern mit einem Schlage durch

seine bereits vorhandenen Demolitionsminen durch in die Luftsprengen eines ganzen verlorenen Werkes sich von demselben zu befreien. Dies ist besonders von den Escarpengalerien aus statthaft, welche daher in der modernen Befestigung selten fehlen, wo ohnedies die vielfachen Hohlbauten ein Ansetzen der Kontreminen sehr begünstigen. Auf diese Weise kann, wie bei der Belagerung der Citadelle von Antwerpen geschah, der Festungskrieg von der Eroberung des gedeckten Weges bis zur Uebergabe noch einige Wochen lang hingehalten werden.

Wir kehren zu dem regelmäßigen Fortgange des Angriffs nach vollendetem Couronnement zurück. Der Hauptzweck des letztern ist die Placirung der sogenannten Breschebatterien, welche die Sturmlücke — Bresche — in die vorliegende Festungsmauer (bei der Bastionärbefestigung in der Ravelin- oder Bastionsface) legen sollen; ferner etablirt man hier die Kontrebatterien, welche ihr Feuer gegen diejenigen Linien richten, welche man vorher nicht direkt beschießen konnte, namentlich also gegen die Flanken und Grabencaponièren. Das Einschneiden der Schießscharten in den stehen gebliebenen Kamm des Glacis, der als Brustwehr dient, ist hierbei eine sehr gefährliche Arbeit. Die Breschebatterien werden mit den schwersten Kalibern, achtzehn- und vierundzwanzigpfündigen Kanonen, oder bei Erdwerken mit schweren Haubitzen armirt, deren Granaten minenartig wirkend den Wall zerstören. Zum Breschelegen bei entgegen stehenden Futtermauern schießt man zwei 70—90 Fuß entfernte Vertikallinien und hierauf zwischen diese mehrere Horizontallinien, wodurch das Einstürzen der Mauer bewirkt und durch die in den Graben nachrollende Erde ein Aufgang zum Wallgang gebildet wird, der mindestens 10—15 Schritt breit sein muß. Mit diesem Geschützangriff verbindet man wie erwähnt zuweilen einen Minenangriff unter der Escarpenmauer, der dann unerläßlich wird, wenn die Escarpe kasemattirt und das Mauerwerk abgerückt ist (s. früher). Die Kontrebatterien haben meist einen schweren Stand und werden vor den ausspringenden Winkeln der Bastione und Ravelins angelegt, um den Flanken der Bastione oder der Breitseiten der Caponièren gerade gegenüber zu stehen. Bestehen die Flanken aus mehreren kasemattirten Etagen, von denen die obern zurückgezogen sind, so sind dieselben äußerst schwer und fast nur mittelst Wurfgeschütze zum Schweigen zu bringen. Die steinernen Grabencaponièren können meistens nur mit dem Mineur unschädlich gemacht werden. Die neuere deutsche Befestigung, welche die Vertheidigung der Festung vorzüglich in den Graben gelegt hat, während die älteren Manieren den Kampfplatz mehr auf dem Glacis haben, dürfte in diesem Zeitraum ihre große Ueberlegenheit dokumentiren und eine Vorausberechnung der Zeit unmöglich machen. Während des Feuers obiger Batterien beginnt nun der Angreifer die Herabsteigung (descente) in den Graben, indem er aus den Couronnementlaufgraben einen apareillenartigen Gang, der entweder oben offen oder bedeckt sein kann, nach der Grabensohle oder bei nassen Gräben bis auf den Wasserspiegel schräg hinunter führt und hierauf von hinten die Mauer der Kontre-Escarpe der Bresche gegenüber durchbricht. Ist die Bresche geöffnet, so ist nunmehr der Grabenübergang auszuführen, um über den Graben gedeckt bis an den Fuß der Bresche gelangen zu können. Bei trockenen Gräben wird er mittelst der Sappe ausgeführt; bei einem Graben mit stehenden Wasser wird ein Damm errichtet, hat er fließendes Wasser oder gar Schleusenspiele und Wassermanöver, so erbaut man den Damm von Schanzkörben, durch welche das Wasser hindurch fließen kann oder eine Floßbrücke. Ein jeder solcher Weg muß nach der Seite, von wo der Graben von dem Festungswerke flankirt ist, durch eine Brustwehr gedeckt sein, die man gewöhnlich aus Schanzkörben, Erd- oder Wollsäcken ausführt. Es kann nun zum Sturm geschritten werden, falls die Bresche gangbar ist. Die Mannschaft hierzu, Freiwillige an der Spitze, im Ganzen einige hundert Mann, sammelt sich in der Nacht im Couronnement, bricht dort unerwartet hervor, eilt durch den Graben und ersteigt die Bresche. In der Regel gehen Sappeurs voraus, welche dieselbe vollends gangbar machen. Alles

wird mit dem Bajonnet abgemacht. Sobald die Bresche erstiegen ist und die Vertheidiger derselben vertrieben sind, dringen die Stürmenden in die Stadt ein, oder, was meistens der Fall, finden einen Abschnitt, Reduit, Thurm oder dergleichen vor, hinter welche sich der Vertheidiger zurückzieht und gegen dessen Feuer man sich sogleich durch Erbauung eines Logements aus Schanzkörben auf dem obern Rande der Bresche schützt. Ist das Reduit dem Angreifer im Voraus bekannt, so wird die Bresche zur Hälfte mit der Sappe und nur der obere Rand mit Sturm erstiegen, um sich schnell zu logiren. Zur Bezwingung des Reduits muß der Angreifer von diesem Logement aus seine Sappenarbeit wie früher auf dem Glacis fortsetzen, oft längs oder in der Brustwehr hingehend, um dadurch einen Laufgraben zu bilden, in welchen er Geschütze zur Zerstörung des Reduits und Fußvolk zur Sicherung aufstellen kann. Ein zweiter Sturm oder der Mineur muß dann der Vertheidigung das Ende setzen und so wird der Feind von Abschnitt zu Abschnitt getrieben. Mit der Erstürmung des Hauptwalls oder der Reduits, wo die tapferste Entschlossenheit oft an kleinen unerwarteten Hindernissen scheitert, endigt die Belagerung, wenn nicht besondere Vertheidigungsanordnungen im Innern der Stadt getroffen sind oder sich der Vertheidiger in eine Citadelle zurückziehen kann, welche dann eine Belagerung von Neuem erfordert. Die meisten Festungen werden aber vor der Wegnahme des Hauptwalls durch Sturm übergeben, weil sich die Garnison dann günstige Bedingungen stipuliren kann, die wegfallen, sobald die Festung durch Sturm übergeht, der meist mit einer Plünderung der Stadt endigt. Tenaillirte Festungen werden ganz so angegriffen, wie hier mit dem Bastionärsystem beschrieben war; man behandelt die vorderste Spitze als Ravelin, die Nebenspitzen wie Bastionsspitzen. Gegen Festungen von deutscher Manier liegen noch keine Belagerungen vor; man wird vermuthlich eben so schnell bis an den Rand des Grabens kommen, dann aber in dem Mineur, in dem durch zahlreiche Kasematten von allen Seiten vertheidigten Graben und in den permanenten Abschnitten hartnäckige und zeitraubende Widerstandsmittel finden, ganz abgesehen von der voraus zu schickenden Wegnahme der detachirten Forts.

Die Vertheidigung einer Festung in der letzten Epoche einer Belagerung ergiebt sich großentheils aus dem Gesagten über das Angriffsverfahren. Hatte der Angreifer von der ersten Parallele bis zum Glacis entschieden eine Ueberlegenheit durch seine Geschützfeuer, so wird dagegen von der Betretung des Glacis ihm das Angriffsterrain in mehrfacher Beziehung wieder ungünstig. Die umfassende Stellung geht verloren, die rückwärtigen Angriffsbatterien müssen schweigen, während der Vertheidiger seine noch erhaltenen oder reservirten Geschütze aufführt und damit vorzüglich die Bastionsflanken besetzt, welche bis dahin nicht in Wirksamkeit traten. Alle Angriffsarbeiten auf dem Glacis müssen unter dem nächsten Gewehr- und Vertikalfeuer (aus kleinen Mörsern) ausgeführt werden, sind fortwährenden kleinen Ausfällen ausgesetzt, denen man bei dem beschränkten Raum der Laufgräben gewöhnlich nicht genug Mannschaft entgegensetzen kann; endlich kann man das Eingraben des Angreifers in das Glacis noch durch künstliche Hindernisse aufhalten und erschweren, z. B. durch das Wurzelwerk der niedergehauenen Baumpflanzungen, durch Pflasterung oder wilde Mauerung; es ist jetzt der zweite Hauptmoment für die Vertheidigung eingetreten, wo sich namentlich auch das Kasemattenfeuer, welches noch intakt ist, geltend macht. Im Speziellen erfolgt die Vertheidigung des Glacis in der Nacht durch zahlreiche kleine Ausfälle gegen die Sappenspitzen, am Tage durch unausgesetztes Kleingewehr- und Vertikalfeuer gegen dieselben; die Kanonen auf den Wällen, besonders auf den Flanken, haben mit allen Kräften das Zustandekommen der Bresche- und Kontrebatterien zu verhindern oder zu verzögern, da mit deren Auftreten die Ueberlegenheit des Angriffsfeuers wieder beginnt. Nur da, wo man demselben Etagenkasemattenfeuer entgegenstellen kann, tritt eine Parallisirung des Angriffs ein, also z. B. wenn die Festung kasemattirte Flanken und Caponièren besitzt. Zur unmittelbaren Hinwegräumung unternimmt man Ausfälle, um die

Kanonen in den Breschebatterien zu vernageln und zu zerstören. Beginnt der Belagerer endlich den Grabenübergang, so kann dieser verzögert werden, indem man einige Geschütze auf der Bresche placirt, um den Angreifer zu hindern, aus der Kontre-Escarpe hervorzukommen. Wirksamer sind bei trockenen Gräben häufige Ausfälle gegen die Sappenarbeiten auf der Grabensohle und am wirksamsten bewähren sich bei nassen Gräben Schleusenspiele und Wassermanöver, welche das Wasser plötzlich steigen oder fallen machen und so dem Feinde ungemein schaden. Auch die Rückengalerien des Vertheidigers in der Kontre-Escarpe, wie seine Flankenkasematten, wenn dergleichen vorhanden, wirken mit, diese Arbeit aufzuhalten. Ist die Bresche geöffnet und der Grabenübergang zu Stande gekommen, so beginnt der Kampf auf der Bresche. Vor Allem muß das Aufräumen oder Logiren auf derselben dem Angreifer verwehrt werden. Dies geschieht am Besten durch Aufstellung einer Linie guter Schützen auf dem obern Rande der Bresche, wo man eine Brustwehr zu errichten sucht. Mit dem wirksamsten Erfolge läßt man große und kleine Hohlgeschosse, so wie brennende Pulversäcke, Pech- und Schwefelfaschinen die Bresche hinunterrollen, um die Arbeiter zu vertreiben. Ueberwindet der Gegner aber auch diese Hindernisse und gelingt es ihm, die Bresche gangbar zu machen und Sappenarbeiten anzulegen, so sind Flatterminen das erfolgreichste Mittel, diese Arbeiten wieder zu verschütten. Beim Sturme selbst entscheidet der Kampf mit dem Bajonnet, doch sucht man das Ersteigen der Bresche durch steiles Abstechen (Escarpiren), durch die Anwendung obiger Brand- und Hohlgeschosse, so wie durch Bedeckung mit Eggen, Fußangeln u. s. w. und zuletzt auch noch durch Flatterminen, die man unter den Füßen der Stürmenden springen läßt, zu erschweren; beim Kampfe selbst sind langgestielte Stoßwaffen — Lanzen, Sturmsensen u. s. w. — von wesentlichem Nutzen. Muß man endlich auch hier der Uebermacht weichen, so zieht man sich in das Reduit oder hinter den Abschnitt zurück, der als eingehende Zange den Aufgang der Bresche abschließt. Aehnlich wie diese Stadien erfolgt die Vertheidigung des Reduits, nach dessen Verlust die Kapitulation erfolgen muß, wenn man sich nicht in eine Citadelle zurückziehen kann oder einen Häuserkrieg beginnt, der nur bei einer fanatasirten Bevölkerung auszuf ühren ist, wie in Saragossa 1809. Straße von Straße war hier zu einen neuem Abschnitt verwandelt, der mit Kanonenfeuer bewältigt werden mußte, jedes Haus ward zum Schauplatze blutigen Handgemenges und dabei wütheten die Schrecknisse des Minenkrieges. Aehnlich waren die Vertheidigungen von Tarragona, Girona, Murviedro. Doch stehen diese Vertheidigungen zu isolirt, um als Regel zu gelten; gewöhnlich kürzt der Belagerer den Angriff nach erfolgtem Legen der Bresche dahin ab, daß er zum brüsquirten Angriffe übergeht und höchstens mit dem Sturme endigt. Weit häufiger aber endigt die Belagerung durch Kapitulation, da meistens bei dem Belagerten Mangel an dem einen oder andern Vertheidigungsmittel (Mannschaft, Geschütz, Pulver, Proviant) eintritt und neben andern bestimmenden Umständen zur Uebergabe nöthigt. Oft thaten auch Kommandanten und Truppen ihre Schuldigkeit nicht (wie in den meisten preußischen Festungen 1806). Der Grundsatz: „Kontre-Escarpe verloren, Alles verloren," wird nicht mehr als gültig angenommen, obgleich Kapitulationen selbst nach Eröffnung der zweiten oder dritten Parallele vorgekommen sind. Dies Verfahren gilt als durchaus ehr- und gewissenlos und die französischen Kriegsgesetze gestatten eine Kapitulation erst dann, wenn eine Bresche, die 12 Mann in Front ersteigen können, im Hauptwalle liegt und ein Hauptsturm abgeschlagen wurde. Als günstige Kapitulationsbedingung gilt allgemein, wenn die Garnison freien Abzug mit Kriegsehren erhält (unter Eskorte nach einem vom Vertheidiger besetzten Orte); doch geschieht dies nur, wenn sich die Festung noch lange halten konnte, das Belagerungskorps Mangel leidet und die Garnison sich tapfer wehrte. Der gewöhnliche Fall ist, daß die Besatzung mit Kriegsehren aufs Glacis zieht, dort die Waffen streckt, und die Mannschaft gegen das Versprechen, in dem Feldzuge oder ein Jahr lang nicht gegen den Feind zu dienen, in die Heimath entlassen wird; die Offiziere werden

auf Ehrenwort unter gleichen Bedingungen entlassen. Im ungünstigsten Falle tritt Gefangenschaft ein und die Ergebung auf Gnade und Ungnade endlich gehört zu den Seltenheiten, die sich nur in den Karlistenkriegen 1833—1840 neuerdings ereigneten. Andere Beendigungen der Belagerung können eintreten mittelst Durchschlagen der Belagerten durch den Feind, was gute und kräftige Truppen erfordert, oder durch Aufhebung der Belagerung durch den Angreifer, was in der Regel durch strategische Verhältnisse (Silistria 1854), Mangel an Lebensmitteln im platten Lande, Wegnahme eines Zufuhrkonvois, ungünstige Witterung, große Kälte, Krankheiten unter den Belagerern u. s. w. herbeigeführt wird. Der Belagerer zieht dann seine Geschütze zurück, zerstört seine Trancheearbeiten und beschränkt sich auf eine Blokade oder zieht ganz ab.

Die Dauer der Vertheidigungsfähigkeit einer Festung im glücklichsten Falle läßt sich nur annähernd berechnen. Mit Hülfe eines fingirten Tagebuches, welches die Theorie aufstellt und welches die für jeden Tage vorzunehmenden Angriffsarbeiten vorschreibt, hat man berechnet, daß sich ein Platz nach Vauban'scher Manier ohne Minen, detachirte Außenwerke, starke Lünetten vor dem Glacis, Wassermanövers und ohne Abschnitte 25—35 Tage halten kann, was nach Maßgabe dieser vorhandenen Verstärkungsmittel auf 40, 50—65 Tage steigen kann. Natürlich bringen Naturereignisse und besondere im Kriege vorkommende Zufälligkeiten hierin eine Aenderung, doch kann dies nicht in Anschlag kommen, wohl aber steiniger oder sumpfiger Boden. Naturfestungen auf hohen Felsen, in Sümpfen u. s. w. sind dieser Berechnung nicht unterzogen, werden wohl auch selten belagert, wenn sie auch nicht immer, wie man oft sagt, uneinnehmbar sind. Die deutsche Befestigung mit einfacher Umfassung, starken, kasemattirten Reduits und detachirten Forts hat noch keine Belagerung aufzuweisen; da aber die sehr zahlreichen Geschütze in den Kasematten eine erhöhte Vertheidigungsfähigkeit besitzen und die Werke des Angreifers mehrere Male zerstören können, so vermag diese Manier, wie schon erwähnt wurde, jedenfalls einen längern Widerstand zu leisten, als die französische. Erst die Erfahrung künftiger Kriege wird daher eine Berechnung der Zeitdauer ihrer Vertheidigung zulassen, wobei dem Ingenieur die Vertheidigung von Sebastopol, welches nach annähernden Grundsätzen auf der Landseite befestigt ist, einen eben so interessanten als befriedigenden Anhalt darbietet. —

Tuggurt. An der äußersten Grenze des französischen Algiers nach der großen Sahara hin, zwischen dem 33° und 34° der Breite und zwischen dem 3° und 4° der Länge liegt die Stadt Tuggurt, berühmt durch ihre Datteln. Sie ist, wie alle Städte der Wüste, zum Theil aus Steinen und zum Theil aus Ziegeln erbaut, welche an der Sonne getrocknet worden sind. Ihre dicht an einander gedrängten Häuser würden ein unentwirrbares Labyrinth bilden, wenn die Straßen nicht schnurgerade wären und in rechten Winkeln auf einander stießen. Die Einwohner sind wie in den umliegenden Oasen im allgemeinen häßlich, haben eine Kupferfarbe, eine dicke, platte Nase und halten zwischen dem Negerstamm und dem arabischen ziemlich die Mitte. Sie sollen jedoch das reinste Arabisch sprechen. Tuggurt ist von sehr hohen Mauern umgeben und hat vier Thore, unter denen zwei dreifach gewölbt sind. Sein stärkstes Vertheidigungsmittel bildet ein Graben, welcher etwa sechszig Fuß breit und funfzehn Fuß tief ist. Er ist mit einem schlammigen Wasser gefüllt, dessen Ausdünstungen als die Hauptursache der gefährlichen Fieber zu betrachten sind, welche in der Zeit der stärksten Hitze herrschen. Mehrere ebenfalls befestigte Dörfer, die von Gärten umgeben sind, in denen zahlreiche Palmen einen immergrünen Wald bilden, können als die detachirten Forts von Tuggurt betrachtet werden. Diese Gärten werden ununterbrochen durch laufendes Wasser bewässert, welches aber lauwarm ist und in Folge seiner Schwefelbestandtheile einen unangenehmen Geschmack hat. Es ist dies übrigens das einzige Wasser, welches man in der Wüste, ausgenommen bei den Uled-Suf, findet, und auch dieses Wasser erlangt man nur, indem man Brunnen gräbt, welche zuweilen bis

zu einer Tiefe von 180 oder 230 Fuß in die Erde hinabgeführt werden müssen. Hat man aber einmal eine Quelle gefunden, so steigt sie wie in einem artesischen Brunnen zur Oberfläche empor und liefert stets ein helles Wasser, dessen Lauwärme die Vegetation fördert. Man leitet dasselbe mittelst zahlreicher Graben in alle Gärten der Oase umher. Alle Oasen des Ued-Rir gleichen sich auf das Haar, nur daß die eine einige Häuser und ein paar Dutzend Palmbäume mehr als die andere hat. Alle bilden einen Palmenwald, in dessen Mitte ein von einer Mauer umgebenes Dorf steht. An manchen Orten, z. B. bei Ghamra, besitzt der Wüstenwind eine solche Heftigkeit, daß er Berge von Sand auf die Oase wirft und die Bewohner zwingt, sich eine andere Heimath zu suchen.

Tuggurt kann als eine Festung betrachtet werden, die allerdings sehr häßlich und fast ohne alles Interesse ist. Ihr wichtigstes Monument ist eine Moschee, deren Kuppel für ein Musterwerk der Architektur des innern Afrika gilt, obgleich nur die in Gyps ausgeführten Gesimse Aufmerksamkeit verdienen. Auch der Palast des Bey's hat hübsche Bogengänge und einen schönen Garten. Nennen wir noch zwei große viereckige Thürme, welche sich im Mittelpunkte der Stadt erheben, so haben wir alles erschöpft, was Tuggurt bedeutendes darbietet. Die Spitze des einen dieser Thürme ist bei einer Belagerung, welche die Stadt vor etwa hundert Jahren durch Salah-Bey, den Scheik von Konstantine, zu erdulden hatte, von Kanonenkugeln zerstört worden. Man hat den Thurm zum Andenken an die Belagerung in seinem Zustande gelassen und neben ihm einen zweiten erbaut, von dessen Spitze gegenwärtig die französische Fahne weht. Die Bedeutung Tuggurts beruht auf verschiedenen Umständen. Einmal hängen eine Menge von Oasen von ihm ab, deren Reichthum an Palmenbäumen ein sehr beträchtlicher ist und auf 400,000 Stück geschätzt wird. Die Dattel von Tuggurt ist die beste der Welt und wird unter dem Namen der Sultansdattel im Orient zu Lande weit und breit verschickt. Den Seetransport verträgt sie unglücklicher Weise nicht. Wie Reisende versichern, ist sie getrocknet weiß wie Zuckerwerk und zergeht auf der Zunge. Ferner ist Tuggurt der Haltpunkt zahlreicher Karawanen, welche von dem tunesischen Gebiet ausgehen und die algierische Wüste durcheilen, um sich nach Marokko zu begeben. Endlich besitzt die Stadt selbst eine für jene Gegenden bedeutende Industrie und versorgt die Araber mit Waffen wie mit goldenen und silbernen Zierrathen.

Tuggurt bildete eigentlich einen Theil der algierischen Provinz Konstantine, von dessen Hauptstadt es zweiunddreißig Tagereisen entfernt ist, wußte sich aber thatsächlich immer eine gewisse Unabhängigkeit zu behaupten. Es wurde nach der französischen Besitznahme von Algier von einer vornehmen Familie beherrscht und genoß im ganzen der Ruhe. Als aber der letzte Kaid von Tuggurt starb, bemächtigte sich ein gewisser Soliman der Herrschaft, nachdem er die Sprossen der Scheiksfamilie bis auf den letzten hatte niederhauen lassen. Mit diesem Soliman verband sich Mohammed-ben-Abdallah, ein berüchtigter Agitator der fanatischen Partei, der, nachdem er aus El-Aghuat vertrieben worden war, in der Wüste streifte und bei jeder Gefahr in Tuggurt einen Zufluchtsort fand. Dieser Scherif machte jedes Jahr Raubzüge, verwüstete die umliegenden Gebiete und erhob von Freund und Feind Abgaben. Diesem Unwesen ein Ende zu machen, war längst die Absicht der französischen Befehlshaber an der Grenze gewesen. Im Spätjahre von 1854 ist sie endlich zur That geworden, und seit dieser Zeit gehört Tuggurt zu den französischen Besitzungen.

Gegen das Ende des Oktobers setzten sich fast gleichzeitig drei Kolonnen von verschiedenen Punkten aus in Bewegung, um sich im Süden von Algerien zu vereinigen. Der Oberst Desvaux, der mit Mohammed-ben-Abdallah bereits mehrfach gekämpft hatte, führte den Oberbefehl. Die Kolonne von El-Aghuat, welche der Kommandant Barrail befehligte, bestand aus Gums (verbündeten Arabern), mehreren Kompagnien des 25. leichten Infanterieregiments, eingeborenen Schützen

und einer Abtheilung Spahis. Die Kolonne von Bucada, die der Bataillonschef Pein führte, war aus mehreren Kompagnien des dritten leichten Bataillons von Afrika, aus einer Kompagnie eingeborener Schützen von Konstantine, aus dem Gum von Bucada und aus einer Schwadron des dritten Chasseurregiments von Afrika gebildet. Die Kolonne von Biskara endlich, an deren Spitze der Oberst Desvaux stand, zählte ein Bataillon des 68. Linienregiments, vier Schwadronen Reiterei und eine Abtheilung Artillerie mit drei Feldgeschützen. Diese letzte Kolonne sollte warten, bis die beiden andern sich mit ihr vereinigt hätten, von denen die erste die Aufgabe hatte, die mit Mohammed-ben-Abdallah verbündeten oder schwankenden Stämme zu gewinnen, während die zweite die Gebirge von Bubail übersteigen und über die Oasen Tuggurt-el-M'gheir, Sidi Suhelil, Uglana, Tamerna, Sidi Raschel und Meggarin marschiren sollte. Mohammed-ben-Abdallah war Strateg genug, die Vereinigung der drei Kolonnen nicht abzuwarten. Unvermuthet überfiel er die zweite Kolonne, welche bereits die Oase Meggarin, in der Nähe von Tuggurt, erreicht hatte und bei einem Orte Bu-Bekrir lagerte. Er hatte mehr als 6000 Fußgänger und Reiter bei sich, fand aber einen warmen Empfang. Das Treffen war blutig, denn die Araber ließen, als sie endlich die Flucht ergreifen mußten, über 500 Todte zurück, wogegen die Franzosen und ihre einheimischen Verbündeten nur 12 Todte und 45 Verwundete verloren. Der Scherif Mohammed ergriff die Flucht, eben so Soliman, der Kaid von Tuggurt, und die Einwohner der letztern Stadt beeilten sich, den Franzosen die Thore zu öffnen. Am 2. November 1854 war Tuggurt von den Vortruppen besetzt.

Mit Tuggurt ist auch das mit diesem wetteifernde Temacin um seine Unabhängigkeit gekommen, womit die Franzosen die äußerste natürliche Grenze gegen die große Sahara hin erreicht haben. Sie haben nicht versäumt, sich festzusetzen. Die Verwaltung ist unter der Leitung eines den Franzosen befreundeten Scheiks geordnet worden, und bereits erhebt sich in Tuggurt eine Citadelle, welche mit ihren Geschützen jeden Aufstandsversuch vereiteln wird. So ist wieder ein Schritt geschehen, der Civilisation eine wichtige Handelsstraße zu sichern und sich dem leider durch Sand und Wassermangel abgesperrten Innern zu nähern.

Karl Friedrich Gauß wurde am 30. April 1777 von rechtlichen, aber sehr armen Eltern geboren. In seiner Geburtsstadt Braunschweig hat sich die Tradition erhalten, daß der zarte Knabe durch Mittellosigkeit seines Vaters gezwungen worden sei, sich als „Tabaksjunge" sein Brod selbst zu verdienen. Man zeigt noch das Haus, in dem der große Astronom mit dem Sortiren von Tabaksblättern und dem Rappiren von Schnupftabak beschäftigt gewesen sein soll. Als seine herrlichen Anlagen hervortraten, verschafften ihm wohlwollende Männer die Mittel, sich den Studien zu widmen. Das Collegium Carolinum seiner Vaterstadt — eine zwischen Schule und Universität in der Mitte stehende Anstalt — nahm ihn unter seine Schüler auf. Lehrer der Mathematik war Helwig, ein in seinem Fache berühmter Mann. Als Gauß diesem eine mathematische Arbeit vorgelegt hatte, nahm ihn der Lehrer nach der Stunde bei Seite und forderte ihn auf, seinem Vortrag nicht mehr beizuwohnen, da er bei ihm doch nichts lernen könne. In den Jahren 1795 bis 1798 studirte Gauß in Göttingen, wo er unter andern bei Kestner hörte. Von dort begab er sich nach Helmstedt, dem kurz vor seiner Aufhebung noch die Ehre zu Theil wurde, sich eines solchen Schülers rühmen zu dürfen. Dort promovirte er auch und schrieb bei dieser Gelegenheit eine Dissertation, welche allgemeines Aufsehen erregte. Er lieferte in ihr den ersten strengen Beweis des Fundamentalgesetzes der Gleichungen. Bis 1807 privatisirte er in Braunschweig, durch die Freigebigkeit des Herzogs in den Stand gesetzt, seinen Studien nachgehen zu können. Die erste Frucht derselben waren seine in Leipzig erschienenen Disquisitiones arithmeticae, welche wichtige Entdeckungen in der höheren Arithmetik enthalten, freilich aber wegen ihres Inhalts trotz der schönen und selbst eleganten Sprache nur den wenigsten Gelehrten verständlich sind.

In Braunschweig wurde ihm der Antrag gemacht, als Mitglied der Petersburger Akademie einzutreten, und er würde diesem Ruf, welcher seiner Neigung zu Forschungen entsprach, gewiß gefolgt sein, wenn sich ihm nicht die Aussicht eröffnet hätte, in der Nähe eine Anstellung zu finden. Olbers in Bremen empfahl ihn so dringend an Heyne, daß er am 9. Juli 1807 zum ordentlichen Professor und Direktor der Sternwarte in Göttingen ernannt wurde. So viele Berufungen an andere Anstalten er auch erhalten hat, ist er dieser Universität doch stets treugeblieben. Er hielt nicht gern Vorträge, übte aber doch seinen Beruf mit Treue aus und wurde der Lehrer vieler der bedeutendsten Mathematiker und Astronomen Europa's. Welche hohe Stellung er in seiner Wissenschaft eingenommen hat, ist allgemein anerkannt. Wir können unmöglich die Menge von Abhandlungen anführen, die er in den Abhandlungen der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften veröffentlicht hat, und begnügen uns mit der Bemerkung, daß er jeder seiner Arbeiten sowohl in Form als Inhalt die höchste Vollendung zu geben bemüht war. Seine „Theorie der Bewegungen der Himmelskörper" und andere Werke haben die Wissenschaft unendlich bereichert, in der Mathematik, der seine größte Vorliebe gewidmet blieb, stand er unerreicht da. In dem Briefwechsel von Pfaff, der in Helmstedt sein Lehrer gewesen war, wird über den Ruf, in dem Gauß als Mathematiker stand, folgendes mitgetheilt: „Als La Place, der lang verstorbene große französische Astronom und Mathematiker, einst von einem Deutschen gefragt wurde, wer der größte seines Faches in Deutschland sei, gab er zur Antwort: Johann Friedrich Pfaff. Als der fragende Deutsche erwiederte, ob nicht Gauß als solcher zu betrachten sei, sagte La Place: Pfaff ist der größte Mathematiker in Deutschland, Gauß der größte Mathematiker in Europa." Ein sehr kompetenter Beurtheiler äußerte, „in der ganzen Geschichte der Mathematik könnten nur drei ebenbürtige Geister von höchstem Rang genannt werden — Archimedes, Newton und Gauß." Nach der produktiven Seite beschränkte sich Gauß rein auf sein Fach, übrigens war er sehr vielseitig und erlernte z. B. noch in höheren Jahren das Russische. 1828 machte er seine letzte Reise (nach Berlin, wohin Humboldt ihn eingeladen hatte), seit dieser Zeit brachte er nie mehr eine Nacht außerhalb Göttingen zu. Die erste Eisenbahn und den ersten Dampfwagen sah er 1854, als die Eisenbahn von Hannover nach Göttingen eröffnet wurde. Er lebte in einer abgelegenen Wohnung ein gelehrtes Stillleben. Fast achtundvierzig Jahre lang gehörte er der Göttinger Universität an, und zwei Jahre vor seinem Tode, der am 22. Februar 1855 erfolgte, hielt er noch Vorlesungen.

Gauß war ein entschiedener Deist und haßte nichts mehr, als den krassen Atheismus und den damit verbundenen politischen Radikalismus. Sein Lieblingsschriftsteller war Jean Paul, wahrscheinlich wegen der Darstellungen, welche dieser Schriftsteller von der Unsterblichkeit giebt. Das Wesen des großen Mathematikers wird uns näher treten, wenn wir hören, was ein Göttinger Freund und Professor in der „Allgemeinen Zeitung" über ihn mittheilt. „Gauß nahm in den letzten zwanzig Jahren seines Lebens nur wenige Einladungen an, und erschien sehr selten in Gesellschaft, ja in dem letzten Decennium kaum mehr, trotz seiner Rüstigkeit. Aber täglich, mochte das Wetter sein wie es wollte, konnte man ihn in den Lesezimmern unseres literarischen Museums sehen, wo er ein paar Stunden zubrachte, alle politischen Blätter und andere Journale ansah, und es sehr liebte, sich mit einigen ihm näher Bekannten darüber zu unterhalten. In wahre Aufregung versetzte ihn z. B. die jüngste Epidemie der wandelnden Tische, und er pflegte dabei die Ansicht aufzustellen, daß es absurd sei, populäre Schriften über Gegenstände der Naturforschung zu schreiben. Gerade diese Tischgeschichte sei ein Beweis, wie wenig die Menschen durch solche Belehrungen wirklich belehrt worden seien. Sehr gern hatte er es, wenn man ihn in den Nachmittags- oder Abendstunden besuchte. Es waren besonders die ihm näher befreundeten Professoren Weber, Sartorius

von Waltershausen und Listing, welche viele Jahre lang mit gern gepflegter Pietät diese Besuche in seinem Hause regelmäßig wiederholten. Merkwürdig war seine, nicht von vielen getheilte, Neigung Gutachten über Aufsätze schriftlich zu den Akten zu geben, welche bei der Sozietät der Wissenschaften eingereicht wurden oder bei Universitätssachen vorkamen, in sofern sie in sein Fach schlugen. So lieferte er noch in den letzten Jahren eine meisterhafte Abhandlung über unsere Universitäts-Wittwenkasse, nachdem bei der Verwaltungsbehörde Zweifel über die Zweckmäßigkeit einiger Einrichtungen entstanden und eine Revision beantragt war. Die von ihm aus der Wahrscheinlichkeitsrechnung abgeleiteten Grundsätze, und die spezielle Anwendnng derselben auf die vorliegende Frage, verdienten eine öffentliche Bekanntmachung dieses Gutachtens. Noch bis gegen das Ende vorigen Jahres machte Gauß seinen täglichen Gang nach dem Museum; doch litt er in den letzten Monaten schon sehr stark an asthmatischen Beschwerden. Früher hatte der immer gesunde, an sich harte und nicht an Bequemlichkeit gewöhnte Mann sich ärztlicher Behandlung wenig unterzogen. Nunmehr nöthigte ihn sein Leiden Hülfe zu suchen, und er fand in Professor Baum einen liebevollen Arzt, der sein ganzes Vertrauen gewann und an dem er mit inniger Zuneigung hing. Seine von einer Erweiterung des Herzens ausgehenden Beschwerden steigerten sich in den letzten Wochen und bereiteten ihm qualvolle Stunden. Eine allgemeine Wassersucht trat hinzu; das Sprechen ward ihm immer schwerer, und so mußte er selbst die Besuche seiner näheren Freunde ablehnen. Sein Arzt und seine mit treuester Liebe ihn pflegende Tochter*) waren fast die einzigen Menschen, die er noch sah; jedoch las er viel und schrieb wohl noch einzelnes an seinem Schreibtisch. Ich traf ihn vor einigen Wochen als er eben eine Antwort an Brewster in Edinburg geschrieben hatte. Das Englische schrieb er gern und korrekt. Er zeigte mir den Brief; seine vor kurzem noch so schöne und feste Handschrift war zitternd geworden. Die letzten Tage und Nächte brachte er in seinem Lehnstuhle zu; in den letzten dreißig Stunden schwand abwechselnd das Bewußtsein, und er phantasirte. Sonst hatten sich seine Geistesfähigkeiten, sein Gedächtniß, sein Urtheil bis in die letzten Zeiten mit wunderbarer Fülle und Kraft erhalten. Sanft und ruhig verschied er in der Nacht vom 22. auf den 23. Februar. Um 1 Uhr Morgens nahm man seinen letzten Seufzer wahr. Auf die Todesnachricht eilten seine Freunde und näheren Bekannten nach der Sternwarte. Er saß in seinem Lehnstuhle, die beiden Hände auf den Knieen ruhend, die Füße vorgestreckt, das mächtige Haupt mit dem silbergrauen Haar nieder auf die Brust gesunken — ein ernster, ergreifender Anblick. Allgemein war der Schmerz, allgemein das Gefühl, daß die größte Zierde, welche die Universität je besessen, daß der Mann, um den uns Europa beneidete, von dem alle Welt wußte, daß er einzig und unersetzlich sei, uns nunmehr genommen worden."

---

*) Gauß hinterläßt, so viel ich weiß, außer seiner Tochter drei Söhne, von denen der älteste als Oberbaurath an der Spitze unserer Eisenbahnbauten in Hannover steht, während die beiden andern in Nordamerika angesiedelt sind.

Unter Verantwortlichkeit des Ergänzungsblätterverlags in Meißen. — Redakteur Dr. Fr. Steger.
Druck von A. E. Cato in Meißen.

Kunstvereine und Kunstausstellungen. Es ist nicht viel über ein Vierteljahrhundert verflossen, seit das Vereinswesen seine befruchtende Kraft auf die Kunst ausgedehnt hat. Allerdings gab es schon 1792 in Nürnberg einen Verein für Künstler und 1796 in Prag eine Gesellschaft der patriotischen Kunstfreunde, aber beide Gesellschaften faßten wie der 1823 in Mainz entstandene Verein nur die ältere Kunst ins Auge. Erst der Münchener Kunstverein, dessen Stiftung in das Jahr 1823 fällt, schlug eine neue Richtung ein, welcher sich dann auch die älteren Genossenschaften in Prag und Nürnberg anschlossen. Da von dem kunstsinnigen Ludwig von Baiern nur die wenigen Künstler beschäftigt wurden, welche vorzugsweise Beruf für das Monumentale hatten, die übrigen aber auf Bestellungen und zufällige Ankäufe Durchreisender angewiesen blieben, welche mit der wachsenden Zahl der Staffeleibilder in keinem Verhältnisse standen, so dachte man an einen Verein, welcher eine permanente Ausstellung veranstalte und selbst Bilder ankaufe. Die Gründer des Vereins waren die Maler D. Quaglio, Peter Heß und Stieler und der Baumeister v. Gärtner. Man gab dem Verein eine rein lokale Bedeutung, welche auch konsequent festgehalten worden ist. Nur Münchener Künstler dürfen ausstellen und mithin werden auch nur von solchen Gemälde angekauft. Man theilte die Mitglieder in zwei Klassen: Künstler und Kunstfreunde, und bildete einen Verwaltungsrath, der zu gleichen Theilen aus Mitgliedern beider Klassen bestand, und ein mit dem Ankauf der Gemälde beauftragtes Schiedsgericht, in dem neben vier Künstlern sieben Kunstfreunde Platz nahmen. Bis zum Jahre 1836 hatte der Münchener Verein bereits 100,000 Gulden für Kunstwerke verausgabt und die Zahl seiner Mitglieder bis nahe auf 2000 gebracht.

Dieser Verein wurde das Vorbild und die Anregung zu allen später entstandenen Anstalten derselben Art. Die Kunstfreunde vieler großen und mittleren Städte wurden zur Nacheiferung angeregt, und der Erfolg übertraf die kühnsten Erwartungen. An manchen Orten, wo man kaum Hunderte von Theilnehmern erwartet hatte, meldeten sich deren Tausende, und es zeigte sich überall, daß das Interesse an der Kunst auf das lebhafteste erwacht war und nur auf eine Gelegenheit gewartet hatte, wo es sich bethätigen könne. Der nächste Verein, welcher sich bildete, war der Berliner. 1825 ist das Stiftungsjahr, der Minister Wilhelm von Humboldt, die Professoren Jüngken, Rauch, Tieck und Wach, der Oberbaurath Schinkel und der Bankier Friebel waren die Gründer. Die Beitritte erfolgten so zahlreich, daß der Verein trotz des geringen Mitgliederbeitrags von fünf Thalern jährlich im ersten Jahre schon über 4223 und im Jahre 1838 schon über 18,000 Thaler verfügen konnte. Diese großen Einnahmen wurden bis etwa 1841 blos auf die Herausgabe von Vereinsblättern und auf den Ankauf von Gemälden zu den Verlosungen verwendet. Erst dann richtete man eine permanente Kunstausstellung ein, die man aber auch jetzt noch nicht zu einer öffentlichen gemacht hat, so daß der Berliner Verein von jener Vermittlung zwischen den Künstlern und dem Publikum, welche für beide Theile so wünschenswerth ist, gänzlich absieht.

Für den Norden von Deutschland wurde der Kunstverein wichtig, der sich 1828 in Halberstadt bildete. In dieser Stadt hat stets ein reger Sinn für Kunst und Literatur geherrscht, wozu insbesondere die von 1785 datirende literarische Gesellschaft viel beigetragen hat. Es bestehen in Halberstadt ferner Kunstsammlungen aus älterer Zeit, namentlich die der Domherren von Spiegel und von Ebbitt, die von Lichtwer, Eichholz, Gleim, Auberrauch und Augustin, wozu die neueren von Bremer, Cramer, Lucanus, Mangler, Niemann und Quidde gekommen sind. In einem der Kunstkränzchen, welche in Halberstadt bestanden, hielt Dr. Lucanus einen Vortrag darüber: „Ob und auf welche Weise

es wohl ins Werk zu richten sein möchte, den Residenzen und den Städten, in welchen sich der Sitz einer Akademie befindet, das Vorrecht, ja das Alleinrecht öffentlicher Kunstausstellungen streitig zu machen, um der ohne alle Frage gleichberechtigten Kunst auch in den Provinzen eine ähnliche Popularität zu verschaffen, als deren sich Musik und Dichtkunst erfreuen." Die Vorbereitungen, welche man im Frühjahr 1828 für ein großes Musikfest traf, gaben die Veranlassung, daß die Idee zur Ausführung gebracht wurde. Die Halberstädter Privatkabinette lieferten die meisten Gemälde, aber auch lebende Künstler aus Braunschweig, Dresden, Magdeburg und München stellten aus, und zwar achtzehn Gemälde, von denen acht verkauft wurden. Da die Eintrittsgelder die Unkosten vollkommen deckten, und da außerdem ein reicher Kunstgönner, der Domherr von Spiegel, erklärte, etwaige Ausfälle decken zu wollen, so faßte man den Muth zu größeren Kunstausstellungen und erhielt 1830 die königliche Genehmigung. In demselben Jahre noch hielt der Kunstverein seine zweite Ausstellung, für welche bereits Aktien (zu $2\frac{1}{2}$ Thalern) ausgegeben wurden, um Gemälde ankaufen zu können. 1834 entschied man sich auch für die Ausgabe von Kunstblättern an die Vereinsmitglieder. Dieses „Lockungsmittel" wurde nicht ohne Widerspruch vom Verein angenommen. Es wurde eingewendet, daß man die Mittel des Vereins zersplittere und die Mitglieder, die doch nur aus einem Kunstinteresse beitreten sollten, an den Empfang einer Gegenleistung gewöhne, sie dadurch aber des Charakters von Kunstgönnern entkleide. Der Vorstand des Kunstvereins entgegnete aber sehr richtig, die Blätter seien ein wesentliches Hülfsmittel zur Beförderung des Kunstsinns und des Geschmacks, indem sie im Gegensatz zu der vorübergehenden Erscheinung der Ausstellungen als dauerndes Eigenthum, als Zimmerschmuck täglich ins Auge fielen. Darum sei es aber auch doppelt nothwendig, bei der Wahl derselben höchst vorsichtig zu Werke zu gehen, wozu noch der Grund auffordere, daß diese Blätter zugleich Zeugniß von der Kunstbildung und dem Geschmack der Kunstvereinsvorstände ablegen würden. Diese Gesichtspunkte hat man in Halberstadt bei der Wahl der Vereinsblätter in der That festgehalten. Obgleich die Zahl der Aktien sich noch nie auf 400 gehoben hat, sind doch von 1828 bis einschließlich 1853 für den Ankauf von Gemälden 40,853 Thaler verausgabt worden. Für die monumentale Richtung hat allerdings nichts geschehen können, und selbst die Errichtung einer Vereinsgalerie ist von der Generalversammlung stets abgelehnt worden. Dieser kleine Verein ist dadurch wichtig geworden, daß er zu der Stiftung anderer Kunstvereine zu Hannover, Halle, Braunschweig, Magdeburg, Königsberg und Stettin Anregung gegeben hat.

In einer andern Beziehung von großer Bedeutung ist der Kunstverein für die Rheinlande und Westphalen, der 1829 zu Düsseldorf entstand. Vorzugsweise im Interesse der Düsseldorfer Schule gegründet, enthielt er sich dennoch jener Lokalisirung, welche die Münchener zur Regel machten, und verfolgte die höchsten Zwecke. Nicht blos die Richtung der Kunst wollte er fördern, der sich die Privatlieberei zuwendet, sondern auch jene, welche sich bedeutsame, auf das öffentliche Leben einwirkende Werke zum Ziel setzt. Seine Verfassung bildet einen beständigen Ausschuß, aus einer unbeschränkten Anzahl von Mitgliedern bestehend, welcher die Zwecke des Vereins fördern, die zu erwerbenden Kunstwerke auswählen und über Bestellungen Bestimmung treffen soll. Ein Verwaltungsrath, gebildet von zehn in Düsseldorf wohnenden Mitgliedern des Ausschusses, leitet die innere Verwaltung des Vereins. Mitglied ist jeder, welcher eine Aktie im Betrage von fünf Thalern kauft. Jährlich finden Ausstellungen und Vorlesungen statt. Nachdem die Kosten, welche durch die Verwaltung und die Vereinsblätter entstehen, abgezogen worden sind, kann der vierte Theil der ordentlichen Beiträge zu öffentlichen Zwecken verwendet werden, doch muß die zunächst betheiligte Gemeinde oder Kirche zwei Drittheile oder die Hälfte der zu einer solchen Arbeit erforderlichen Summe selbst aufbringen. Ausnahmsweise übernimmt der Verein zwei Drittheile oder das

Ganze der Summe. Es zeigte sich hier die Erscheinung, daß im Anfange nur sehr wenige Wünsche sich kundgaben, unter diesen Bedingungen unter Beihülfe des Vereins Gemälde zu erwerben. Es wurden sogar Aufforderungen und Anerbietungen, die man von Düsseldorf aus machte, wiederholt abgelehnt. Sobald jedoch mehrere Arbeiten an den Ort ihrer Bestimmung abgegangen und öffentlich besprochen worden waren, erwachte ein allgemeines Interesse, welches sich seitdem beständig gesteigert hat. Sogar arme Gemeinden, denen die Aufbringung ihres Kostenantheils im höchsten Grade schwer wird, wenden sich an den rheinisch-westphälischen Verein, um durch ihn zu monumentalen Werken zu gelangen. Verbreitet sich auf diese Art die Theilnahme für große Kunstwerke im Volke, so erwächst für die Kunst selbst der Vortheil, daß sie vor Verflachung bewahrt wird.

1828 trat der Kunstverein für das Königreich Sachsen in das Leben. Derselbe hält nur permanente Kunstausstellungen, um jede Kollision mit den Ausstellungen der Akademie zu vermeiden. Er giebt Aktien zu fünf Thaler aus und zählte im Jahre 1853 1332 Mitglieder. Diese theilen sich in 32 Direktorialbezirke, welche nicht blos Sachsen umfassen. Auswärtige Bezirke sind Altenburg, Berlin, Breslau, Brünn, Dessau, Hamburg, Magdeburg, Muskau, Nürnberg, Kalisch, Oldenburg, Prag, Schwerin, Warschau und Weimar. Die Einnahmen betrugen in dem genannten Jahre 8854 Thaler, die Ausgaben 6297, worunter 4474 Thaler für Kunstgegenstände. Neuerdings hat der Verein ein in jeder Beziehung vortheilhaftes Lokal auf der Brühl'schen Terrasse zur unentgeltlichen Benutzung überlassen erhalten. Statutenmäßig wird ein Theil der Vereinsmittel zur öffentlichen Stiftung von Kunstdenkmälern verwendet. 1852 erhielt das Krankenstift zu Zwickau ein gemaltes Altarblatt, die Kirche zu Niederrabenstein bei Chemnitz ein in vergoldetem Zinkguß ausgeführtes Krucifix mit der knieenden Magdalena am Fuße desselben, und der Verein trug noch bei zu der Herstellung eines bronzenen Standbildes von Gellert in dessen Geburtsort Haynichen, wie zu der Ausführung eines Wandgemäldes für die Altarnische in der neuen katholischen Kapelle zu Neustadt-Dresden. Früher sind bereits fünf protestantische Kirchen von dem Vereine mit einer würdigen Ausstattung versehen worden.

Ueber nicht viel geringere Mittel verfügt der seit 1837 bestehende Kunstverein in Leipzig. Die Rechnungsablage für 1851 weist eine Gesammteinnahme von 6563 und eine Gesammtausgabe von 6989 Thalern nach. Dieser Verein hat aus seinen Mitteln ein städtisches Museum gegründet, über dessen Entwicklung die günstigsten Berichte vorliegen. Die Theilnahme des Publikums an dem Institute ist in fortwährendem Steigen; an den öffentlichen Tagen sind die Räume stets von zahlreichen Besuchern aller Stände gefüllt, ja oft überfüllt, so daß die Nothwendigkeit der Vertauschung der gegenwärtigen beschränkten und für die Aufstellung und Beschauung, namentlich umfänglicher Bilder ungeeigneten Räume mit einer den wachsenden Bedürfnissen mehr entsprechenden Lokalität sich immer stärker herausstellt. Das Museum erhält auch viele Geschenke, an denen der achte Bericht zweiundzwanzig aufgezählt, darunter allein sechs werthvolle Oelgemälde von dem jetzt verstorbenen Kunstgönner Schletter. Der Leipziger Verein veranstaltet außer Hauptausstellungen auch Abendausstellungen für die Mitglieder. In einem der früheren Jahre machte er den Versuch, einen Ueberblick der Leistungen der bildenden Kunst im Allgemeinen und zwar von der ältesten christlichen Zeit bis auf die Gegenwart zu geben. Den Ausstellungen des Winters von 1851 lag der Plan zu Grunde, die vervielfältigenden Künste, Holzschnitt, Kupferstich, Lithographie u. s. w. in einer Auswahl ihrer Arbeiten von ihrem ersten Erscheinen im 15. Jahrhundert bis auf unsere Tage vor das Auge zu führen. Wo es nöthig erschien, wurde das Aufgestellte durch Verträge erläutert und das Technische der verschiedenen Kunstweisen mit Demonstrationen begleitet.

1831 wurde der österreichische Kunstverein zu Wien gegründet, welcher jetzt in Verbindung mit der literarisch-artistischen Abtheilung des österreichischen Lloyd zu

Triest Filialausstellungen zu Brünn, Gratz, Klagenfurt, Laibach und Insbruck veranstaltet. Auch der 1839 entstandene Kunstverein zu Salzburg steht mit ihm in Verbindung. 1830 bildeten sich Vereine zu Frankfurt, Hamburg und Altona, welcher letzterer jedoch wieder eingegangen ist. Halberstadts Anregung führte dann, wie wir bereits erwähnt haben, 1832 zu Stiftungen in Braunschweig, Hannover, Königsberg und Stettin, zwei Jahre später zu den Vereinen von Halle, Kassel und Magdeburg. Die am Eingange erwähnte Prager Gesellschaft konstituirte sich 1835 als Kunstverein für Böhmen, und in demselben Jahre ließ die schlesische Gesellschaft für vaterländische Kultur den Kunstverein zu Breslau entstehen. In den folgenden Jahren bildeten sich die nachbenannten Vereine: 1835 Posen und Münster, 1836 Mannheim, Straßburg, Karlsruhe, Darmstadt, Mainz, Stuttgart und Augsburg, 1837 Leipzig und Nürnberg, 1838 Köln, Lübeck, Regensburg und Würzburg, welche letztern sich später Passau mit dem Filialverein Straubing anschloß, 1839 Triest, Bamberg und Salzburg, 1840 Pesth, 1842 Bremen, 1843 Ulm, Greifswalde, Rostock und Stralsund, 1846 Gotha und 1854 Krakau.

Dr. Lucanus in Halberstadt hat das Verdienst, 1834 die erste Generalversammlung von Abgeordneten deutscher Kunstvereine zu Berlin veranstaltet zu haben. Diese Zusammenkunft hat sich als sehr fruchtbringend bewährt, denn durch sie ist in das Ausstellungswesen eine gewisse Ordnung gekommen und es haben sich geregelte Verbindungen gebildet. Bei dieser Gelegenheit konstituirten sich ein westlicher und östlicher Cyklus, welchem erstern gegenwärtig Halberstadt, Magdeburg, Halle, Braunschweig, Hannover, Kassel, Gotha und Leipzig angehören, während Königsberg, Breslau, Danzig, Posen und Stettin den östlichen Cyklus bilden. Der rheinische Kunstverein, der einige Jahre später entstanden ist, umfaßt Darmstadt, Mannheim, Karlsruhe, Mainz, Straßburg und Stuttgart, der nordische Verein Bremen, Hamburg, Lübeck, Greifswalde, Rostock und Stralsund. Seit dem Jahre 1853 existirt auch ein thüringischer Kunstverein, der seinen Sitz in Erfurt hat.

Durch diese eben genannten Verbände von Kunstvereinen sind die Ausstellungen über größere Kreise ausgedehnt worden. Die Bilder der Künstler sind von Ort zu Ort gewandert, und viele der bedeutendsten (freilich auch viele der unbedeutendsten, welche überall unverkäuflich blieben) haben die Rundreise durch ganz Deutschland gemacht. Eine allgemein deutsche Kunstausstellung, so nahe der Gedanke auch lag, kam aber nie zu Stande, bis die Münchener Künstler den Gedanken auffaßten und bei Gelegenheit der Münchener Industrieausstellung zur That werden ließen. So hat sich die Zahl der Bänder, durch die das deutsche Vaterland verknüpft wird, abermals um eines vermehrt, und es ist wieder ein Standpunkt gewonnen worden, von dem sich der Gang unserer kulturgeschichtlichen Entwicklung überblicken läßt. Diese neueste Kunstausstellung belehrt uns über den Zustand unserer jetzigen Malerei, und da sich zuweilen Gelegenheiten darbieten werden, Rückblicke auf frühere Erscheinungen zu thun, so sind wir der unfruchtbaren Mühe überhoben, frühere Ausstellungen im einzelnen zu verfolgen. Wir bemerken hinsichtlich der letzteren nur, daß nie eine von ihnen einen so würdigen Eindruck gemacht hat, wie die Münchener, welche keineswegs ein zufällig bunt und unharmonisch zusammengewürfeltes Konglomerat von schlechten, besseren und guten Werken war, sondern sich als eine systematisch und geschmackvoll geordnete Sammlung gab. Vollständig war übrigens auch sie nicht, denn waren auch alle Richtungen der Oelmalerei und der ihr verwandten Künste in Repräsentanten anwesend, so trat doch die streng historische deutsche Schule in verhältnißmäßig geringer Zahl auf, da die Mehrzahl der großen Meister derselben, Cornelius, Overbeck, Veit, Schwind u. s. w. nichts eingeschickt hatten. Die Düsseldorfer Malerschule war schwach, die Münchener Akademie nur durch zwei Bilder, die Frank-

furter gar nicht, die Berliner nicht zahlreich, aber um so achtbarer, die Dresdener und Wiener dagegen eben so zahlreich als ausgewählt vertreten.

In der Figurenmalerei, worunter wie sowohl die Historie als das Genre begreifen, haben sich längst die Schulen der Stylisten und der Naturalisten geschieden. Die ersten lehnen sich bald an die Antike an, bald an die altitalienische oder altdeutsche Kunst, die Naturalisten folgen der altdeutschen individualisirenden Richtung, oder der modernen, welche das Kostüm vorzugsweise berücksichtigt, oder den alten, zum Theil auch den modernen Niederländern, oder den Franzosen oder den alten italienischen Koloristen, namentlich den Venetianern. Die sogenannte akademische Kunstart wies in München immer noch eine ziemliche Anzahl von Werken auf. Dieser Manier folgte auch der sonst so treffliche Philipp Foltz in seiner „Demüthigung Barbarossa's vor Heinrich dem Löwen", einem Bilde, auf dem nur der Welfenfürst entsprechend charakterisirt ist, während man von dem großen Hohenstaufen nichts als die Krone und den Mantel sieht, und die übrigen Personen durch theatralische Bewegungen abstoßen. In einem ähnlichen konventionellen Style waren mehre andere Bilder gemalt, „das Urtheil des Daniels", ein kolossales Werk von Kaselowsky aus Berlin, ein Christus von Jakobs aus Gotha, eine Madonna von Koopman, Bilder zu den Nibelungen von Schwemminger in Wien, lauter Gemälde, denen die innere Wärme abging. Piloty ist im Begriff, sich von der akademischen Richtung, auf die Gallait und Delaroche sehr wohlthätig eingewirkt zu haben scheinen, loszureißen, wie sein kolossales Bild, „Maximilian von Baiern und die Ligue" bewies. Auch in diesem Werke herrscht eine theatralische und absichtliche Handlung vor, und die Nebenfiguren erdrücken die im Hintergrunde ziemlich unbeachtet dastehenden Hauptpersonen, aber es enthüllt sich doch eine natürlichere und freiere Charakteristik (namentlich in der Figur Tilly's), und wahrhaft ausgezeichnet ist die Stimmung des Bildes. Es lastet auf dem Gemälde eine dem Gegenstande angemessene ernste und unheimliche Atmosphäre, neben welcher Beherrschung der malerischen Mittel des Kolorits die strengste Modellirung bemerkbar wird. Der „Tod Leonardo da Vinci's" von Schrader in Berlin zeigt die korrekte Modellmalerei bis zur Vernachlässigung der Charakteristik getrieben, so daß das Bild trotz aller technischen Fertigkeit keinen Totaleindruck machen konnte.

Mit Schrader und Piloty lehnt sich noch eine Reihe deutscher Künstler an die Niederländer alter und neuer Schule an. Unter den Genremalern dieser Klasse behauptet Flüggen vielleicht die erste Stelle. Er ist der Iffland der Maler und gleich diesem ein Virtuos in der Darstellung der Leiden und Qualen des bürgerlichen Lebens. Er hatte die „Auspfändung eines Musikers" ausgestellt, ein in dem vortrefflichen Kolorit an die besten Niederländer erinnerndes, in der Totalwirkung meisterhaftes, in der Einzelncharakteristik ausführliches und befriedigendes Bild. In dieselbe Kategorie gehören Bürkel, der Wouvermann nachahmt, Eybl aus Wien, der mit Metsis glücklich wetteifert, und unter den Jüngeren Eugen Heß (Ueberfall Wrangels durch Johann v. Werth bei München), Bischof, Bocklund, Rhomberg, Hamm, Merz, Zahn, Mozet, Nonnenkamp und Hekel, lauter Münchener, endlich der Dresdener Gonne (ein Hannswurst, der nach beendigter Vorstellung trübselig über sein Handwerk nachdenkt).

Durch Schrader entstand in Düsseldorf eine Schule, welche das Kostüm vorzugsweise berücksichtigt und das Stoffige vor der menschlichen Gestalt bevorzugt. In allen Ausstellungen begegnet man einer ganzen Reihe von Gemälden, welche in jeder andern Beziehung unbedeutend sind, aber die Kleider- und Möbelstoffe mit großem Ernst und eben so viel Geschick behandeln. Diese Künstler stellen wo möglich Leinen, Damast, Baumwolle, Seide, Sammt und Brokat zusammen und triumphiren, wenn der Beschauer den jedem dieser Stoffe zugehörigen Schein oder Glanz auf den ersten Blick herausfindet. Auf der Münchener Ausstellung begegnete man dieser Verirrung besonders bei jüngeren Künstlern, wenn auch viele

bessere Maler wie Oesterlei, Rustige, Engerth und Boßhart sich von ihr nicht freigehalten hatten. Die individualisirende naturalistische Schule hält sich vorzugsweise an die Altdeutschen oder auch wohl an die Altniederländer. Aus dieser Schule sind namentlich viele Genre- und Schlachtenmaler hervorgegangen, und als der glänzendste Repräsentant der letztern kann Peter Heß betrachtet werden. In München hatte derselbe eine „Völkerschlacht von Leipzig" ausgestellt, in der man aber blos den nicht zur Schlacht gehörigen Moment dargestellt sah, in dem die drei Monarchen Gott für den erfochtenen Sieg danken. A. Adam brachte aus dem russischen Feldzuge von 1812 einen Uebergang über einen Fluß. Die Franzosen sind auf dem Rückzuge, ein kleiner Rest ihrer Truppen deckt die Batterie und den Reisewagen, welche durch den Fluß gehen, im Hintergrunde zeigen sich Kosaken mit russischen Geschützen, auf dem tiefen Schnee, über dem ein grauer Himmel liegt, bewegen sich halbverhungerte, halberfrorene Gestalten von Menschen und Thieren. Steinbruck, einer der älteren Düsseldorfer, stellte den freiwilligen Tod der Magdeburger Jungfrauen dar, eine gemachte und unerquickliche Szene. Derselben Richtung gehören an der Nürnberger Klein, der mit Vorliebe Fuhrmannsgespanne malt, die Münchener Habenschaden, Marr und Kaltenmoser, ferner der sogenannte Feuermüller, Schön, Scholz, Riedmann und Eberhard. Wahre Zierden der Ausstellung und Muster feiner Charakteristik gab Waldmüller aus Wien in seinem „Christmorgen in einer oberösterreichischen Bauernfamilie" und in dem „Namenstag des Großvaters". Enhuber führte den Beschauer auf den „Jahrmarkt eines oberbaierischen Gebirgsdorfs". Ein ehemaliger Husar und jetziger Fleckkugelnverkäufer versucht seine Kunst an der Joppe eines Gebirgsbauern. Das Publikum sieht bewundernd, ein Beamter mißbilligend zu, zur Seite ist die Frau des Fleckenreinigers beschäftigt, den Hintergrund nimmt in der Mitte ein Wirthshaus ein, rechts eine Laube, in der sich die Honoratioren des Orts versammelt haben, links eine von Jahrmarktsgewühl erfüllte Gasse. Das beste Bild dieser Gattung war Reichard Sebastian Zimmermann's „Orgelchor eines kleinen oberschwäbischen Bauernstädtchens". Der Maler hat auf diesem Bilde lauter originelle Menschen zusammengestellt „gute Nachbarn, aber schlechte Musikanten", denen man es ansieht, welche Mühe es ihnen verursacht, abscheuliche Musik zu machen. In der klaren Charakteristik der handelnden Personen war dieses Bild das gelungenste der ganzen Ausstellung.

Anklängen an die neuere französische Kunst begegnet man jetzt bei vielen jungen Künstlern. L'Allemand und Ender aus Wien stellten der erste eine Schlachtszene der zweite einen Benvenuto Cellini aus, Pettenkofer zwei meisterhafte Soldatenbilder, den Uebergang über einen Fluß, auf dessen andern Ufer eine Batterie Schüsse durch den Morgennebel sendet, und einen Transport Verwundeter über eine von einem Regenhimmel bedeckte Pußta. Diez brachte zwei Bilder aus dem schleswig-holsteinischen Kriege, Hagen ein allerliebstes, eben so sicher gezeichnetes, als schön individualisirtes und meisterhaft gemaltes Genrebild, Hausmann ein Zigeunermädchen, Spangenberg Kinder, welche aus der Schule kommen, Vischer aus Karlsruhe eine Schlacht von Pavia, die durch ihr Kolorit bestach. Eine andere Gruppe von Malern knüpft an die altvenetianischen Meister an. Am tiefsten über das Wesen des venetianischen Kolorits hat wohl Rahl nachgedacht, dem man aber trotz seiner außerordentlichen Begabung Vernachlässigung der feineren Zeichnung und Individualisirung zum Vorwurf machen kann. Er hat auf viele junge Künstler eingewirkt, wie man in der Ausstellung an dem „Christus, der zu Pilatus geführt wird", von Berdelle sah. Hofmann aus Darmstadt, der eine ähnliche koloristische Richtung verfolgt, brachte eine fein gefühlte „Grablegung", bei der nur der Christus mißlungen war, und einen „König Enzio im Gefängniß", der ein ausgezeichnetes technisches Talent verräth, dem nur die geistige Durchdringung fehlt. Von Pecht fand sich eine Episode

aus der jüngsten Einnahme von Venedig vor. Die ersten gelandeten österreichischen Soldaten theilen Brod und Wein aus, und eine halbverhungerte Menge, die sich unter einem der malerischen Sottoporticos Venedigs zusammengedrängt hat, nimmt die Geschenke begierig entgegen.

Die Thiermalerei bildet den Uebergang von der Darstellung des Menschen zu jener der Landschaft. Gauermann aus Wien hatte drei Bilder ausgestellt, an denen man die grauen Töne, wie die flache etwas manierirte Behandlung tadeln mußte, während ein bedeutendes Studium der Natur, mit dem sich eine große poetische Energie verbindet, diesen Maler zu einem höchst eigenthümlichen Künstler macht. Steffek's zwei Bologneserhündchen, die sich darum beißen, wer den Sonnenschirm der Herrin tragen soll, zogen eben so an, wie die Ziegen- und Fuchsfamilien auf den beiden Bildern von Benno Adam. So vortrefflich die „Pferdeheerde, die auf einer ungarischen Pußta zusammengetrieben wird", war, welche der Bruder des letztern, Franz Adam, eingeschickt hatte, muß man doch bedauern, daß sich dieser Künstler nicht ausschließlich der Schlachtenmalerei widmet, für die er ein außerordentliches Talent der lebendigen und charakteristischen Darstellung besitzt. Wie man nicht malen soll, zeigte v. Lachenwitz in einem Löwen, der wie aus Holz geschnitzt aussah. Das Meisterstück der Viehmalerei auf der Ausstellung waren die Kühe von Koller in Zürich, nahe kamen dieser Vollendung Voltz mit einer „Vieheerde, die vor dem Gewitter flüchtet", Eberle, Deiker, Klein, Pfeifer und Koch.

Auch in der Landschaftsmalerei hat sich eine historische und eine naturalistische Richtung ausgebildet. Die erstere lehnt sich an Poussin, Claude, Rubens, Tizian und braucht gewähltere Formen, strebt entschieden nach dem Ausdruck eines gewissen Gedankens und entfernt aus der Landschaft alles, was nicht zu der allgemeinen Stimmung paßt. Die naturalistische Richtung, welche sich Ruisdael, Wynants und die neueren Franzosen zum Vorbilde nimmt, schließt sich der Natur mit großer Treue an und erreicht dadurch ohne Zweifel eine größere Frische und Wahrheit, entbehrt dagegen oft jenes harmonischen Eindrucks, welcher die Landschaft als ein dichterisches Ganzes erscheinen läßt. Beide Schulen haben eine glänzende Technik gemein und unterscheiden sich überhaupt nicht auffalleud von einander, da die historische Schule ebenfalls ein gründliches Naturstudium verfolgt, wie die naturalistische ihrerseits nach poetischem Gehalt strebt. Die historische Auffassung hat besonders der Tiroler Koch begründet, von dem zwei Bilder auf der Ausstellung waren, welche eine eben so großartige als poetische Auffassung und Zeichnung, aber auch eine geringe Ausbildung des Kolorits verrathen. Ausgebildet hat diese Richtung Rottmann, der in der Landschaft sogar den Charakter der Ereignisse, deren Schauplatz sie gewesen ist, wiederfinden will, und durch seine wunderbar große und einfache Behandlung der Zeichnung wie durch seinen Rhythmus der Linien immer entzückt. Der werthvollste Repräsentant der historischen Richtung war Heinlein's Calanda, ein wild zerrissenes Felsenthal, durchtost von einem schäumenden Gebirgsstrome, der weiterhin in einen Abgrund stürzt. Die nackten Gebirge des Hintergrunds, auf die ein dichter Regen fällt, die stark bewaldeten Felsenmassen zur Rechten, der vulkanisch aufgerissene Felsspalt in der Mitte — alles wirkt auf dieselbe Stimmung hin, und so steht auch die Färbung mit dem Gedanken des Bildes in vollständigem Einklang. Die Technik ist sehr vollendet. Der genialste Vertreter der naturalistischen Richtung war Albert Zimmermann mit seinem großen Bilde des Obersees bei Berchtesgaden. Links steigen kahle graue Felsenwände empor, die ganze Breite des Bildes nimmt der meisterhaft gemalte See ein, hinter ihm erhebt sich sanft eine grüne Alm, abgeschlossen durch einen dunkeln Tannenwald, hinter dem wieder senkrechte Felsen nach oben starren. Es ist ziemlich Mittag, nur ein kleiner Theil des Sees verräth durch seine leicht gekräuselte Oberfläche etwas Leben. Obgleich die Linien von dem Künstler so genommen wurden, wie er sie in der Natur fand, ist doch durch Energie und Wahrheit eine poetische

Stimmung erreicht, welche die historische Richtung nicht glücklicher treffen könnte. Ein zweites Bild von Zimmermann portraitirte mit frappanter Wahrheit eine Gegend bei Trient: ein Kloster mit einem dunklen Cypressengarten auf einem felsigen Hügel, überragt von höherem kahlem Gebirge, mit einem tiefblauen Himmel darüber, während sich unten ein träger Fluß um den Klosterhügel windet. Chr. Morgenstern verstand einem oft gesehenen Gegenstande, dem Starnberger See, eine neue Seite abzugewinnen. Die Lufttöne, die sich in der freien Luft eines Gewittermittags und in dem Schatten eines Buchenwaldes bilden, lassen sich nicht besser wiedergeben, als es von Morgenstern auf diesem Bilde geschehen ist. Ein zweites Bild desselben Künstlers hatte einen Seesturm bei Helgoland zum Vorwurf, und es war hier ebenfalls der entsprechendste Ausdruck für eine poetische und wahre Empfindung gefunden. Bamberger, ein sehr begabter Anhänger der Rottmann'schen Art, der seinen Weg mit dem feinsten Schönheitssinn verfolgt, führte den Beschauer zu der Bucht von Algesiras. Der Maler hat seinen Standpunkt auf einem felsigen Hügel gewählt, der sich nach beiden Seiten allmälig abflacht, in der Mitte aber zu einer Hochebene ansteigt, die von einem Kloster gekrönt plötzlich abfällt und von einer Ebene begrenzt wird, in die ein blauer Meeresarm tief einschneidet. Hinter der Ebene glänzt im Morgenduft ein Kranz herrlich geformter Gebirge, seinerseits wieder von den weißen Schneefeldern der Sierra Nevada überragt. Von Preller in Weimar sah man einen Eichenwald am Meer im Regen, von Haushofer die Felsenkante eines Sees mit lustigen schlanken Buchen besetzt, im Hintergrunde das abendlich beleuchtete Gebirge. Der Düsseldorfer Schirmer hatte nur eine Gruppe immergrüner Eichen mit Fernsicht in die Campagna geschickt, mehr Studie als Bild, Ludwig Richter einen Hochzeitszug, Richard Zimmermann denselben Gegenstand und eine Ernteszene am Starnberger See, Lucas aus Darmstadt eine interessante italienische Landschaft, Hansch aus Wien eine Gebirgslandschaft und einen „Brunnen bei Golling", Steffan zwei ausgezeichnete Gebirgslandschaften, die an feiner Durchbildung des Einzelnen vielleicht alles hinter sich zurückließen.

Architekturen waren da von Neher (Dom zu Aachen), Gerhard (venetianische Salute), Gail, Kirchner, Seeberger, Take, Dyk u. A. Unter den Blumenstücken gefielen besonders die von Elise Wagner in Dresden und Neugebauer in Wien durch eine Meisterschaft der Technik, welche die alten Maler nicht besser ausgeübt haben. Der Kupferstich war vertreten durch seine bekanntesten Meister, namentlich durch Eugen Schäffer, Felsing und Stöber. Machte die ganze Ausstellung den wohlthuendsten Eindruck, so erhielt sie leider durch die Auswahl der zu Verlosungen bestimmten Gemälde einen fatalen Nachsatz. Von den vierundzwanzig ausgelosten Gemälden gehörten zwanzig Münchener Meistern — von denen sieben Mitglieder der Jury waren — und nur vier auswärtigen Malern.

Auf der Münchener Ausstellung, wie auf allen früheren, hat sich ein Voraussein der Landschafter und Genremaler vor den Historienmalern gezeigt. Namentlich in der Landschaft sind unsere deutschen Künstler zu einer Vollendung gelangt, welche sie neben und zum großen Theil über die großen Meister der früheren Zeiten stellt. Es ist dieses Voraneilen einzelner Kunstzweige im Grunde natürlich, denn bei einer jungen Kunst, wie die unserige, werden die leichteren Aufgaben immer früher gelöst werden, als die schwereren. Daß es aber schwerer ist, große historische Momente würdig darzustellen, als den Charakter einer Landschaft oder einer heitern Gesellschaft aufzufassen, schwerer, Helden und Staatsmänner zu malen, als Eichen und Buchen oder Dorfschulzen und Stadtmusikanten, das werden selbst diejenigen zugeben, welche eine Gleichberechtigung aller Kunstzweige annehmen. Zu diesem rascheren Fortschreiten der Landschafter und Genremaler haben die Kunstausstellungen wesentlich beigetragen. Die Landschaft und das Genre zählen viele Freunde, so daß der Künstler, welcher dieser Fächer mächtig ist, ziem-

lich sicher auf Absatz rechnen kann. Hätten die Kunstvereine und ihre Ausstellungen weiter nichts als diese Förderung erreicht, so könnten sie auf ihre Leistungen schon stolz sein. Giebt es doch ganze Schulen und Epochen, welche über die Landschaft und das Genre nie hinausgekommen sind und in der Kunstgeschichte doch mit Ehren genannt werden. Aber die Kunstausstellungen haben weit mehr gethan, nämlich die allgemeine Theilnahme für die bildende Kunst geweckt, zu Studien angeregt, den Geschmack gebildet und so die Lebensluft geschaffen, ohne welche die Kunst nicht athmen könnte. Mögen viele Künstler — und vielleicht gerade solche, welche ohne die Kunstvereine und deren Unterstützung im Anfang ihrer Laufbahn verkümmert sein würden — auf die Ausstellungen noch so vornehm herabsehen, so bleibt es doch gewiß, daß sich durch sie eine sehr bedeutende Absatzquelle geöffnet hat, die dem Ankauf vornehmer Kunstgönner vielleicht die Wage halten dürfte, und daß sie mittelbar, durch Anregung zu Käufen und durch Ermunterung der Künstler noch mehr gewirkt haben.

Man stellt an die Kunstvereine ein unsinniges Verlangen, wenn man von ihnen fordert, daß sie sogleich die höchste Kunstblüthe und den reinsten Kunstgeschmack schaffen sollen. Das erste ist ganz allein die Sache der Künstler und zu dem zweiten haben diese das meiste beizutragen. Den wenigen Meisterwerken der historischen Richtung, die seit 1823 unter uns geschaffen worden sind, hat es noch nie an einem Käufer gefehlt. Um solcher Gemälde willen braucht kein Kunstverein seine Kasse zu sprengen, was man nur dann verlangen dürfte, wenn ein Gemälde ersten Ranges wirklich einmal von Ausstellung zu Ausstellung betteln ginge, was aber wie gesagt noch nie geschehen ist. Versagen die Kunstvereine solchen Künstlern ihre Unterstützung, welche sich groß dünken, wenn sie eine ausgedehnte Leinwandfläche mit einem Gewirr von Figuren bedecken, so thun sie recht daran. Müssen wir daher die Vorwürfe zurückweisen, welche man den Kunstvereinen wegen ihrer Gleichgültigkeit gegen „das höhere Kunststreben" macht, so wollen wir doch nicht leugnen, daß manche derselben aus unwürdigen Rücksichten auf recht viele Gewinnlose zu viele kleine Gemälde ankaufen, wobei sie sich nicht immer durch den Kunstwerth, sondern häufiger durch den geringen Preis der Arbeit bestimmen lassen. Würde jeder Verein, welcher über einige Mittel verfügte, das Beispiel des Leipzigers nachahmen und eine städtische Galerie gründen, so entwöhnte er seine Mitglieder des Strebens, für sich Zimmerverzierungen zu gewinnen, und könnte in jedem Jahre ein größeres Gemälde ankaufen. Allerdings würde dann dieselbe Klasse von Malern, welche sich jetzt über die Kunstvereine unwillig äußert, auf der Stelle das Verlangen stellen, daß jede Gesellschaft alljährlich mindestens zehn „große Bilder" kaufe.

Ein reiner Kunstgeschmack kann auf einem lange vernachlässigten Boden nicht in einer Nacht wachsen. Man habe Geduld und erinnere sich, wie die Kunstausstellungen bereits in dem Vierteljahrhundert ihres Bestehens gewirkt haben. Es unterliegt keinem Zweifel, daß manches Bild, das zu Anfang der dreißiger Jahre mit Begeisterung aufgenommen wurde, jetzt blos ein Achselzucken hervorrufen würde. Von Detmold's köstlicher Satire, „Die Kunst, in vierundzwanzig Stunden ein Kunstkenner zu werden", paßt blos noch der kleinste Theil auf unsere Tage. Sieht man auch noch heute, daß die „kunstsinnige" Bevölkerung großer Städte in den ersten Tagen einer Ausstellung hartnäckig mit ihrem Urtheil zurückhält, bis die Kunstkenner des Orts ihre Entscheidung gefällt haben, so erlebt man doch nie, daß wirklich gute Werke bis zuletzt verkannt, schlechte Werke dauernd überschätzt würden. Schließen sich die Thüren der Ausstellung, so hat die allgemeine Stimme das Richtige getroffen. Es kommt nichts darauf an, wie wenig von diesem richtigen Urtheil aus dem Einzelnen selbst gekommen und wie viel er sich angeeignet hat. Genug, die Wahrheit hat gesiegt, und das ist alles, was der Künstler fordern darf, während der Geschmack des Publikums, wenn er mehrmals zurechtgewiesen worden ist, nach und nach sich läutert. Zuerst werden

die gröbsten Verirrungen berichtigt, dann die kleineren, und so gelangen wir fast unmerklich zum richtigen Geschmack. Wir würden in diesem natürlichen Fortschritt viel weiter gediehen sein, wenn nicht gerade die Künstler dem Ungeschmack so vielen Vorschub leisteten. Ferne sei es von uns, diejenigen Künstler zu tadeln, welche durch die bittere Noth gezwungen werden, dem Häßlichen Zugeständnisse zu machen. Unser Tadel trifft diejenigen, welche sich in falschen Richtungen gefallen, welche mit Bewußtsein die Modegecken spielen, geflissentlich unwahr sind und diese Unwahrheit Poesie taufen. Nicht wenige der namhaftesten Künstler sündigen gegen die ersten Regeln der Kunst, als ob diese für Männer ihrer Art nicht existirten. Haben wir doch ein hochberühmtes Gemälde gesehen, auf dem allen Personen des Vordergrundes von dem untern Rahmen des Bildes die Beine bis zum Knie weggeschnitten wurden, und ein anderes, in dem der Rahmen der linken Seite die Rücksichtslosigkeit so weit trieb, einen armen Araber von oben bis unten mitten durchzuspalten. Zu Hunderten ließen sich die Gemälde aufzählen, in denen die Handlung auf etwas jenseits des Rahmens Liegendes Bezug nimmt, z. B. die Soldaten des Bildes aus diesem heraus feuern u. s. w. Wir stehen davon ab, dieser Geschmacklosigkeiten noch mehr aufzuzählen, um zum Schluß den Künstlern den Rath zu geben, an ihrer eigenen Läuterung eben so zu arbeiten, wie es die Kunstvereine an jener des allgemeinen Geschmacks thun.

Richard Georg Spiller von Hauenschild (Max Waldau) wurde am 24. März 1825 in Breslau geboren. Sein Vater, der als Oberlieutenant in der sechsten Artilleriebrigade stand, hatte den Sohn für seinen eigenen Stand bestimmt, starb aber früh, so daß die Erziehung der Mutter anheimfiel. Bei dieser trefflichen Frau, die ihren Wohnsitz in dem Städtchen Katscher nahm, verlebte der Knabe seine Kinderjahre. Ein katholischer Geistlicher der Umgegend ertheilte demselben den ersten Unterricht und entwickelte in ihm Gaben, welche der berühmte Steffens schon geahnt hatte, als er, zu dem zweijährigen Kinde geführt, gesagt hatte: „In diesem Köpfchen schlummern so viele Geistesgaben, daß die Welt sich einmal darüber freuen wird." Nachdem Spiller verschiedene Gymnasien besucht hatte, studirte er in Breslau die Rechte und Kameralwissenschaft. Diese sogenannten Brodstudien zogen ihn jedoch ungleich weniger an als Geschichte und Philosophie in deren Verhältniß zu den schönen Künsten. Auch die neueren Sprachen machte er sich mit Eifer zu eigen. In Heidelberg erwarb er sich den Grad eines Doktors der Philosophie und wollte nun dort Vorträge über Kunstgeschichte halten, gab diesen Plan jedoch wieder auf, um sich durch Reisen mit den europäischen Hauptländern bekannt zu machen. Diese Reisen erstreckten sich über die verschiedenen deutschen Gebiete, über Belgien, Frankreich und Italien. Nach seiner Rückkehr führte er seine Braut, eine Tochter des Heidelberger Professor Willy, nach seinem Familiensitze Tscheidt, wo ihn das schönste Familienleben für seine Hoffnungen auf eine diplomatische Laufbahn, denen er im Jahre 1848 freiwillig entsagt hatte, reichlich entschädigte. Landwirthschaftliche Studien, die er noch in Proskau machte, verliehen ihm sowohl die Kenntnisse, die er zu einer landwirthschaftlichen Thätigkeit brauchte, als ein reges Interesse an derselben. Seine Studien, wie seine schon früher begonnenen literarischen Arbeiten setzte er in Tscheidt fort, und leider mit einem Eifer, der seiner Gesundheit gefährlich wurde und zuletzt sein schönes Leben zerstörte.

Seine ersten durch den Druck veröffentlichten Arbeiten fallen in das Jahr 1845 und waren Sonnette. Sie erschienen einzeln in Zeitungen, und die besten derselben nahm ihr Dichter später in seine „Blätter im Winde" auf. Diese Gedichtsammlung selbst erschien 1847, nachdem ihr bereits ein Jahr früher das „Elfenmännchen" vorangegangen war. Bewies schon die Wahl des Sonnetts für die ersten Ergüsse seiner Poesie, welchen Werth Max Waldau, wie der Dichter in seinen pseudonym erschienenen Arbeiteu sich zu nennen anfing, auf die Form lege, so zeigte sich dies noch entschiedener in den „Canzonen", welche mitten in den

Stürmen des Jahres 1848 in die Welt hinausgingen. In die vollendetste Form den schönsten poetischen Inhalt zu gießen, das wurde für Max Waldau eine Aufgabe, in der er nie genug thun zu können glaubte. Eines seiner größern Gedichte „Rahab" schmolz er zweimal um, ein anderes „Cordula" arbeitete er in der zweiten Auflage so durch, daß es eine gänzlich veränderte Gestalt erhielt. Bei mehreren seiner Canzonen, welche bei ihrem Erscheinen am meisten gefallen hatten, fand ein Freund, dem nach dem Tode des Dichters dessen mit Papier durchschossenes Handexemplar anvertraut worden war, von dessen Hand mit Bleistift Selbstkritiken danebengeschrieben, wie: „Taugt nichts! Hohle Deklamation! Phrase!" u. s. w. Einem andern Freund schrieb Max Waldau: „Ich lege an meine eigenen Arbeiten einen viel strengeren Maßstab an, als an fremde. Das Gute eines fremden Buchs entzückt mich, das Beste in meinen eigenen Arbeiten erscheint mir — kaum, daß ich mich überredet habe, es sei vollendet — unzugänglich."

Nach den „Canzonen" veröffentlichte Max Waldau in rascher Aufeinanderfolge zwei Romane: „Nach der Natur" und „Aus der Junkerwelt", beide im Jahre 1850 erschienen. Namentlich der erste Roman eroberte sich die Gunst der Lesewelt in einem so hohen Grade, daß schon im nächsten Jahre eine neue Auflage gemacht wurde, welche der Dichter nach seiner Gewohnheit gänzlich umarbeitete. Er nannte den Roman „Lebende Bilder aus der Zeit", weil er darin Charaktere, wie sie in der modernen Bewegung gebildet worden sind, mit Wahrheit geschildert hat. Beide Romane besitzen sowohl in der Charakterschilderung, als in der Originalität der Form, wie in der Schönheit der wahrhaft prächtigen Sprache große Vorzüge, aber auch einen Fehler, den der Dichter im späteren Leben vermieden haben würde. Es überwuchert die poetische Reflexion, dieser Nothbehelf, mit dem andere Schriftsteller ihren Mangel an Erfindung verhüllen, während der in der Charakteristik so fruchtbare Waldau sich nur durch seinen übergroßen Gedankenreichthum verleiten ließ, die eben so schönen als wahren Gestalten seiner Romane mit zu viel poetischem Beiwerk zu umranken. Ein dritter Roman „Der Jongleur", den Waldau nach langjährigen Studien und mit der Absicht, ganz neue Formen zu gebrauchen, bis zum Schluß des ersten Bandes gebracht hatte, ist nie vollendet worden. Wie schon der Name andeutet, spielt derselbe auf provençalischem Schauplatz und in der Zeit der Troubadours. Diesen Schauplatz und diese Zeit hatte Max Waldau sehr lieb gewonnen und sich mit beiden durch seine Uebersetzung der provençalischen Sirvente des Peyre Cardinal (Hamburg 1850) noch vertrauter gemacht.

1851 veröffentlichte Waldau nach einer schweizerischen Sage aus Graubündten sein liebliches episches Idyll „Cordula". In der zweiten Auflage, die zugleich die letzte Arbeit des Dichters ist, hat das Epos sowohl an Umfang, welcher der doppelte geworden ist, als an dichterischem Inhalt bedeutend gewonnen. In die letzte Zeit seines Lebens fällt auch seine „Rahab" (1855), die ursprünglich für Böttcher's Balladenbuch bestimmt war, aber wegen ihres zu bedeutenden Umfangs ein besonderes Erscheinen nöthig machte. Rahab sollte eine Reihe von Frauenbildern aus der Bibel (Esther, Rebekka, Judith u. s. w.) eröffnen, ist aber leider in dem Cyklus die einzige geblieben. Waldau selbst nannte die Rahab eine reine Kopfarbeit, „die mit seinem Ich nichts zu thun habe", und versprach sich von ihr keinen Erfolg. Eine Uebersetzung der „Francesca von Rimini" von Silvio Pellico ging aus einer Wette hervor, die der Dichter mit einem Freunde gemacht hatte. Außer diesen eigenen Arbeiten beschäftigte sich Waldau noch sehr viel mit den Arbeiten seiner Freunde, wie namentlich die Herausgabe der Dichtungen Leopold Schefer's, „Hafis in Hellas" und „Koran der Liebe", ihm zu verdanken ist.

Wäre Max Waldau ein Schnellschriftsteller, ein Lucas fa presto oder ein Alexander Dumas der deutschen Literatur gewesen, so hätte die starke Produktion,

die wir an ihm bemerken, ohne Schaden für ihn selbst vorübergehen können. Aber er nahm es mit seinen Werken zu ernst, legte sein ganzes Herz, seine ganze Seele in sie hinein, genügte nie sich selbst und rieb sich durch seine Anstrengungen auf. Eine längere Krankheit diente ihm nicht zur Warnung. Kaum genesen, arbeitete er wieder, so dringend der Arzt, seine Freunde und Angehörigen ihn auch abmahnten, ganze Nächte durch bis zum hellen Morgen und vernachlässigte die gerade ihm doppelt nothwendige körperliche Bewegung. Das Spazierengehen erschien ihm als unnütz, wie ihm denn nichts zusagte, was nicht mit seinen Bestrebungen in Beziehung stand. Am letzten Tage des Jahres 1854 erkrankte er an einem rheumatischen Fieber, dessen Heftigkeit den Arzt gleich im ersten Augenblicke besorgt machte, daß ein Nervenfieber im Anzuge wäre. Bald trat diese Krankheit auch mit den beunruhigendsten Symptomen auf, allen Bemühungen des Arztes und aller Pflege der Familie trotzend. In fast immerwährenden Delirien rieb sich die letzte Kraft auf, und nach zwanzig qualvollen Tagen hauchte der edle Dichter am 20. Januar 1855 seine Seele aus.

Max Waldau ließ in seiner äußern Gestalt den Denker und Dichter erkennen. Aus dem dunkeln Auge sprach ein gesundes Geistesleben, volles dunkelblondes Haar ließ das blasse Gesicht bedeutender und zugleich leidender erscheinen, die sehr gebeugte Haltung des großen und schmächtigen Körpers deutete auf innere Schwäche hin. In seinen Manieren frei und edel, in seinem Anzuge einfach und elegant, in gesunden Tagen von einem unverwüstlichen Humor beseelt, war er ein liebevoller Sohn, ein zärtlicher Bruder, der beste Vater und Gatte, wie der aufopferndste Freund. Eine Mutter, von der er die rastlose geistige Thätigkeit geerbt hatte, eine Frau, der Typus anmuthiger Weiblichkeit, zwei Schwestern und ein unmündiger Sohn betrauern ihn.

Lord Panmure (Fox Maule) gehört zu der Familie der Grafen Dalhousie. Sein Vater, der jüngste Sohn des achten Grafen von Dalhousie, veränderte seinen Namen Ramsey in Maule, als er von seiner Großmutter die Güter der alten Grafen von Panmure erbte. 1831 zum Peer erhoben, hieß er von nun an Lord Panmure, welchen Titel gegenwärtig auch sein Sohn führt. Dieser ist der älteste Sohn des verstorbenen Lords. Er wurde am 22. April 1801 im Schloß Brecon in Forfarshire geboren und erhielt seine Erziehung in der Charterhouse-Schule. Im Juni 1819 trat er als Fähnrich in das 79. Hochländer-Regiment, diente von 1821 bis 1828 in Kanada im Stabe seines Oheims, des Grafen von Dalhousie, und zog sich 1831 mit dem Hauptmannsrange zurück. An dem politischen Leben betheiligte er sich zum ersten Male bei den Wahlkämpfen, welche 1832 und 1834 in der Grafschaft Perth stattfanden. Sein Eifer, seine Gesinnungen, seine Talente machten die Wähler auf ihn selbst aufmerksam, so daß er 1835, als Sir Robert Peel das Parlament auflöste, aufgefordert wurde, selbst als Kandidat aufzutreten. Sir George Murray, Feldzeugmeister der Armee, war sein Gegner, aber Fox Maule siegte mit einer Mehrheit von hundert Stimmen. In demselben Jahre noch bildete Melbourne seine Verwaltung und ernannte ihn zum Unterstaatssekretär des Innern. Als bei der Thronbesteigung der jetzigen Königin allgemeine Wahlen stattfanden, wurde Fox Maule in Perth von Lord Stormont geschlagen, behielt jedoch sein Amt bei und erlangte später, im Februar 1838, die Stimme der Wähler in den Burgflecken des Bezirks Elgin. Daß man bei ihm eine Ausnahme von der Regel machte, nur solche Ministerialbeamte beizubehalten, welche zugleich das Vertrauen einer Wählerschaft besitzen, spricht für den hohen Werth, den man auf sein Rednertalent und seine Geschäftskenntniß legt. 1841 kehrten übrigens die Wähler von Perth zu ihrem alten Volksvertreter zurück, und in demselben Jahre erfolgte auch seine Ernennung zum zweiten Präsidenten des Handelsamts.

Um diese Zeit gewann eine kirchliche Bewegung, welche von dem Dorfe Auchterarder in der Grafschaft Perth ausgegangen war, große Dimensionen und

eine auf ganz Schottland ausgedehnte Bedeutung. Es handelte sich dabei um das Patronatsrecht, welches bei einem Drittel der Gemeinden vom Staat, bei zwei Dritteln von den adeligen Gutsherren oder von den reichsten Grundeigenthümern ausgeübt wurde, und zwar von allen diesen Berechtigten in einer solchen Weise, daß das verfassungsmäßige Zustimmungsrecht der Gemeinden zu einer bloßen Förmlichkeit herabgesunken war. Nachdem der Streit zwischen den Gemeinden und den Patronatsherren längere Zeit gedauert hatte, wendeten sich die ersteren an die Regierung wie an das Parlament, fanden aber bei beiden die gehoffte Abhülfe nicht. Das Parlament wies sie ab, und die Regierung schlug einen Mittelweg ein, welcher wie gewöhnlich keine von beiden Parteien befriedigte. Obgleich selbst Mitglied der Verwaltung nahm sich Fox Maule der Gemeinden doch mit Wärme an, machte alle ihre Ansprüche zu den seinigen und warnte wiederholt, nicht eine Trennung hervorzurufen, welche unvermeidlich werde, wenn man das Patronatsrecht nicht auf die alten Grenzen zurückführe. Parlament und Regierung vernachlässigten diese Warnung, die Trennung fand statt und Fox Maule schied selbst mit aus, um von nun an einer der eifrigsten und geachtetsten Führer der freien schottischen Kirche zu werden.

In der Opposition, welche die liberale Partei dem Ministerium Peel's machte, trat Fox Maule bei mehrern Gelegenheiten so bedeutend hervor, daß er als einer der Leiter betrachtet wurde. Peel hatte nicht sobald mit der Partei der Schutzzöllner gebrochen, als Fox Maule mit Lord Russell in das Ministerium eintrat. Er fungirte in demselben als Kriegssekretär vom Juli 1847 an. Im Februar 1852 zurückgetreten, lehnte Fox Maule, der inzwischen nach dem Ableben seines Vaters Lord Panmure geworden war, den Eintritt in das Koalitionsministerium Aberdeen-Russell ab. Dagegen übernahm er, als Russell's Rücktritt das Ministerium zu Anfang 1855 gesprengt hatte, den Posten des Kriegsministers. Nach Russell's im Parlament für ihn abgelegtem Zeugnisse könnte es für England keinen bessern Kriegsminister geben, doch wollen andere Stimmen wissen, daß Lord Panmure in seiner frühern Stellung blos ein solches Verwaltungstalent gezeigt habe, welches nicht über die gewöhnlichste Routine hinausgegangen sei. Was seine Thätigkeit betrifft, so gereicht derselben nicht zum Vortheil, daß er an der Gicht leidet und oft wochenlang das Bett hüten muß. Als Feind Rußlands hat er sich oft ausgesprochen — weil das russische System die Bibelgesellschaften, zu deren thätigsten Mitgliedern Lord Panmure gehört, an der Verbreitung von Uebersetzungen der Bibel hindert.

Die einzige Reform, zu der Lord Panmure bisher Zeit gefunden hat, ist die Aushebung von ältern Leuten, welche durch ihre höhere Reife zur Ertragung von Mühseligkeiten geeigneter erscheinen. Nach dem, was die jüngste Vergangenheit über die Mängel des englischen Heerwesens an den Tag gebracht hat, findet Lord Panmure einen wahren Augiasstall zu reinigen vor. Die Nachtheile der Käuflichkeit von Offizierstellen, die auf dem Festlande längst anerkannt worden sind, werden auch in England jetzt empfunden, und namentlich dringt die so einflußreiche Times auf eine schleunige Reform. Sie geht von dem Grundsatze aus, daß die Wurzel aller Desorganisation im System des Offizierspatent-Kaufs liegt. Es fehlt dem System durchaus nicht an eben so eifrigen, wie aufrichtigen Vertheidigern, die sich nur durch eine umfassende Beleuchtung des Gegenstandes werden überzeugen und entwaffnen lassen. Ohne Zweifel ist für den Stellenkauf mancherlei anzuführen, und diejenigen, welche jetzt ohne weiteres in das Geschrei gegen das System einstimmen, blos weil es ein Volksgeschrei ist, werden leicht in Verlegenheit gerathen, wenn die fachkundigen Militärs mit ihren Sophismen ins Feld rücken. Aber, bemerkt die Times, die populäre und oberflächliche Ansicht ist zufällig doch die richtige, und während ein mäßiges Raisonnement für den Stellenkauf zu sprechen scheint, wird ein tiefer gehendes am Ende die Eingebung des populären Instinkts rechtfertigen. Wenn es keine andere Wahl als entweder Se-

nioritäts- oder Kaufsystem gäbe — wie viele Militärs absichtlich annehmen — dann wäre letzteres gewiß vorzuziehen. Das Senioritätssystem hat bei dem Anschein der Billigkeit den außerordentlichen Nachtheil, daß es invalide Offizier verleitet, so lange als möglich sich auf der Avancementsleiter zu behaupten, und Pflichten zu übernehmen, denen sie seit einem halben Menschenalter nicht mehr gewachsen sind. Im Geniekorps und der Artillerie, wo es aus begreiflichen Gründen herrscht, hat es großes Unheil angerichtet. Bei all seiner unsinnigen Ungerechtigkeit im Prinzip hat das Kaufsystem gewiß praktische Vorzüge. Die Armee wird von Männern geführt, die durch die Bande des Eigenthums und der Verwandtschaft mit den höhern Klassen der Gesellschaft zusammenhängen, „so daß selbst in den Reihen der Armee der Bürgersinn über den Soldatengeist vorherrscht und uns von der Angst befreit, welche jede freie Regierung vor den käuflichen Führern einer Söldner-Soldateska instinktmäßig empfindet.“ Eine grobe Einseitigkeit wäre es, diesen Vorzug zu übersehen. Aber doch wiegt er nicht die Uebel des Systems auf. Der Dienst eines Offiziers, der sein Patent gekauft hat, ist ein unengeltlicher, denn sein Sold übersteigt nie die Interessen des Kaufkapitals (Lord Cardigan hat sein Avancement bis zum Generallieutenant mit 20,000 Pfd. St. bezahlt), und ein reiches Land, wie Großbrittannien, sollte keine unentgeltlichen Dienste annehmen. Das System schließt den Armen vom Avancement aus, nimmt dem reichen Soldaten jeden Sporn zur geistigen Ausbildung, macht aus den Offizieren eine Art Leibrenten-Korps, und belegt den Heldentod mit einer schweren Geldbuße. Ein zweiter großer Nachtheil ist der, auf den Graf Grey in der Oberhaus-Verhandlung vom 29. Januar 1855 aufmerksam gemacht hat. Es ist dies die Theilung und Trennung der Autorität, welche im Kriegswesen natürlich noch schlimmere Folgen hat, als in andern Verwaltungszweigen. Der Graf, als früherer Kriegssekretär in der Kriegsverwaltung wohl erfahren, motivirte seinen Antrag auf Konsolidirung der verschiedenen Kriegsdepartements unter andern mit folgenden Gründen: „Ihr habt vier oder fünf verschiedene, mehr oder minder von einander unabhängige Kriegsdepartements — einen Staatssekretär für das Kriegswesen (for the war) und einen Sekretär beim Kriegswesen (Secretary at war), welche beide im Kabinet sitzen; ferner einen Oberbefehlshaber (Commander-in-chief), welcher seinerseits wieder ein Kriegsminister von beträchtlicher Machtvollkommenheit ist, und unmittelbar mit der Souveränin geschäftlich verkehrt. Und ferner habt ihr den Feldzeugmeister mit einem ansehnlichen Maß von Selbstständigkeit in seinem Kreise, und dasselbe gilt vom Kommissariat. Wo soll da, ich frage Sie, Mylords! der erforderliche Einklang der verschieden gestimmten Instrumente herkommen? wie sollen alle diese, in verschiedenen Gehäusen angebrachten Räder zweckmäßig in einander greifen?“ Unter den Beispielen, mit denen der Graf seinen Antrag belegte, wählen wir einige der auffallendsten aus. „Herr Nasmyth, ein Ingenieur von europäischem Rufe, war im Auftrage der Regierung mit Anfertigung von Artillerie-Gegenständen beschäftigt, aber durch den verworrenen Geschäftsgang in den verschiedenen Kriegsdepartements wurden seine wichtigen Arbeiten vierzehn Tage lang unterbrochen. Herr Price, der Erfinder des unter seinem Namen bekannten tragbaren Ofens, des „Candle Stove“, hatte, auf die Kunde hin, wie sehr es der Armee in der Krim an Brennholz fehle, der Regierung schon vor Weihnachten angeboten, die Truppen in erforderlicher Anzahl mit solchen Apparaten zu versorgen, aber das Kriegsministerium verwies die Sache an das Feldzeugamt, dieses wollte sich nicht damit befassen, und so zerrten die einzelnen Kriegsbüreaus die Angelegenheit wochenlang hin und her, während die Soldaten in der Krim erfroren. Ein dritter eklatanter Fall: der Herzog von Newcastle als Kriegsminister hatte das am Kap der guten Hoffnung stehende 91. Regiment heim beordert, und ein Schiff, es zu holen, abgeschickt; der Statthalter der Kolonie empfing die Ordre des Ministers und wollte sie vollziehen lassen, aber der Oberst hatte keine bezügliche Ordre aus der Horse-Guards (der Generalität, d. h. vom Generalissimus

Lord Hardinge) erhalten, und so kehrte das Schiff leer nach England zurück! Und doch war das ein sehr tüchtiges, unlängst im Kaffernkriege versuchtes Regiment, welches für den jetzigen Krieg im Orient mehr werth sein würde, als die doppelte oder dreifache Zahl ungeübter Rekruten." Diese Beispiele werden genügen, die Schwierigkeiten darzulegen, mit denen Lord Panmure als Kriegsminister zu kämpfen haben wird, und zugleich die Erwartungen anzudeuten, welche man von ihm hegt. Beim Volke ist er beliebter, als bei der Aristokratie, weil Kopf und Herz bei ihm auf der rechten Stelle sitzen und man ihm nie eine Begünstigung von Familieninteressen hat zum Vorwurf machen können. Seine Theilnahme für die freie schottische Kirche sichert ihm einen großen Einfluß in Schottland, wo er unter andern zum Rektor der Glasgower Hochschule gewählt worden ist.

Gustav Adolf Harald Stenzel, geboren zu Zerbst am 21. März 1792, machte, mit einer tüchtigen Schulbildung ausgerüstet, eben seine Studien in Leipzig, wo er von der Theologie zur Philosopie und von dieser zur Geschichte übergegangen war, als der König von Preußen die deutsche Jugend gegen Napoloen zu den Waffen rief. Kraftvoll, wenn auch hochaufgeschossen, trat der einundzwanzigjährige Jüngling in die Reihen der Freiwilligen und kämpfte den großen Kampf mit, bis eine schwere Wunde, die er in einem Gefecht mit den Dänen erhielt, ihn untüchtig machte. Nach seiner Genesung ließ er sich in Leipzig als Dozent der Geschichte nieder und ging von da nach Berlin, wo er, mit seinen Vorlesungen und ersten literarischen Arbeiten beschäftigt, einen Ruf als außerordentlicher Professor nach Breslau erhielt. Seinen in Berlin erschienenen Erstlingswerken: „Die deutsche Kriegsverfassung" und „Geschichte von Anhalt" folgte 1827 und 1828 seine „Geschichte Deutschlands unter den fränkischen Kaisern", welche unter den Werken, die von der neu erwachten Theilnahme an der vaterländischen Vergangenheit hervorgerufen wurden, eines der vorzüglichsten ist. In einem warmen, zuweilen selbst manierirten Styl geschrieben, zeugte dieses Buch von einer scharfen Kritik der Quellen und von einer überlegenen Verarbeitung des zerstreuten und doch sehr reichen Materials. Die volle Kenntniß des Stoffs, zu der Stenzel gelangt war, zeigte auch sein tiefes Eingehen in die Verhältnisse des rechtlichen, sozialen und religiösen Lebens der Zeit.

Seine übrige Thätigkeit gehörte vorzugsweise der preußischen Geschichte an. 1825 zum Archivar des schlesischen Provinzialarchivs ernannt, sammelte er zu einer „Geschichte Schlesiens", von der jedoch nur der erste Band erschienen ist. Früher noch begann er seine „Preußische Geschichte", die bis zum fünften Bande gediehen ist. An ehrlicher Wahrheitsliebe und kritischer Sichtung übertrifft dieses Werk alle frühern, welche denselben Gegenstand behandeln, nur ist der Ton etwas nüchtern, zuweilen sogar trocken, und das Werk kann daher kaum populär werden. Es schließt mit einer gedrängten Darstellung des siebenjährigen Kriegs, und sein Verfasser hatte eben geendet: „Der Friede trat dann ein!" als er selbst in den ewigen Frieden einging.

Kein blinder Preußenfreund, aber dem Staate, mit dessen mannigfachen Vorzügen seine historischen Studien ihn bekannt gemacht hatten, mit Vorliebe zugethan, lehnte Stenzel jeden Ruf ab, der ihn Breslau, wo er inzwischen zum ordentlichen Professor und Geheimen Archivrath aufgerückt war, entfremdet haben würde. Es machte ihn stolz, daß bei einer Vacanz in Heidelberg Schlosser ihn in erster Linie genannt hatte, aber von Breslau wegführen ließ er sich durch diese Anerkennung nicht. Mit derselben patriotischen Wärme, die ihn aus der Studirstube in das Feldlager geführt hatte, nahm er an den politischen Ereignissen der Jahre 1848 bis 1850 Antheil. Der Geschichtschreiber der fränkischen Kaiser bethätigte sich auch in den Rathsversammlungen von Frankfurt, Erfurt und Berlin als einen braven und freisinnigen öffentlichen Charakter. Dieselbe große Mittelpartei, mit welcher sich die meisten Gelehrten vereinigten, zählte ihn zu den Ihri-

gen. Als die Partei mit allen ihren Bestrebungen scheiterte, kehrte er entsagend zu seinem akademischen Beruf zurück. So frisch er sich in den Jahren nach den Freiheitskriegen erhalten hatte, als die Mystik die strebende Jugend von 1813 in ihren Netzen fing, so frisch blieb er, als die Kapuzinerpredigten über „Umkehr der Wissenschaft" so viele seiner Genossen von 1848 verlockten. Ehrlich und gerade, gestattete er sich während seines langen Lebens nie ein Schwanken, und ging als wahrer Mann seinen ruhigen Weg, ohne den polititschen Konstellationen des Augenblicks Beachtung zu schenken. Freilich hatte er keine wilde schwärmerische Vergangenheit durch einen übertriebenen Restaurationseifer abzubüßen.

Neben seinem regen literarischen Wirken entwickelte Stenzel auch als Lehrer eine segensvolle Thätigkeit. Seine anregenden geschichtlichen Vorträge erwarben sich warme Anerkennung, und es ging aus ihnen mancher tüchtig geschulte Jünger hervor, in welchem die kritische Sorgfalt und der klare verständige Sinn des Meisters wohl zu erkennen sind. Stenzel genoß als Lehrer einer großen Popularität, und seine Vorlesungen sahen stets ein gefülltes Auditorium. Im Winter pflegte er auch vor dem nichtstudirenden Publikum Vorlesungen zu halten, so noch im Winter von 1853 zu 1854 über Friedrich den Großen. Der Andrang zu diesen letzten Vorträgen war so groß, daß der weite Musiksaal der Universität oft die Zuhörerzahl nicht fassen konnte. Sein Vortrag hatte etwas Fesselndes; er war von einer jugendlichen Lebendigkeit, daß man das silberweiße Haar des Mannes darüber vergaß. Von gleicher Frische und Rührigkeit war er auch im geselligen Umgange; Niemand ahnte, daß dieser rüstige Mann so schnell werde hingerafft werden. Der Tod überraschte ihn, als er am 2. Januar 1854 Abends nach elf Uhr in seine Behausung zurückkehrte. Auf der Treppe von einem Schlaganfall getroffen, wurde er todt in das Zimmer gebracht.

Stenzel war ein Gelehrter von der soliden und gediegenen Art, wie sie der deutschen Wissenschaft so besonders eigen ist. Umfassende Gelehrsamkeit, ein nie rastender Forschungstrieb und ein unermüdlicher Fleiß zeichneten ihn aus, und die Resultate seiner schriftstellerischen Thätigkeit sind weit und breit bekannt. Wer seine Geschichte Schlesiens fortsetzen könnte, ist schwer zu sagen, da wohl kein zweiter vorhanden ist, der gleich Stenzel mit den Gesichtsquellen Schlesiens bekannt wäre. Nicht minder wird es seiner Geschichte Preußens an einem würdigen Fortsetzter fehlen. In seinem letzten Bande stellt sich Stenzel allerdings auf die Seite Friedrichs des Großen, aber nicht als Preuße, sondern als deutscher Patriot, indem er nachweist, daß wenn die Gegner des Königs gesiegt hätten, eine Theilung Deutschlands in Folge gewesen wäre. Pommern wäre ganz an Schweden zurückgefallen, die Russen hätten sich mit Ostpreußen bezahlt gemacht, und die Niederlande wären ganz unter französische Botmäßigkeit gerathen. Dieses letztere Resultat wäre vielleicht das schlimmste von allen gewesen, denn schon die alten englischen Staatsmänner des vorigen Jahrhunderts (wie die nordamerikanischen Diplomaten zu Anfang des jetzigen) haben richtig erkannt, daß es mit der Unabhängigkeit Europa's vorbei wäre, wenn Frankreich die Niederlande und zugleich — eine gute Verfassung erlange.

Unter Verantwortlichkeit des Ergänzungsblätterverlags in Meißen. — Redakteur Dr. Fr. Steger.
Druck von A. C. Cato in Meißen.

Nikolaus I. Pawlowitsch, Kaiser von Rußland. Der plötzliche Tod des Selbstherrschers aller Reußen hat in ganz Europa einen erschütternden Eindruck hervorgebracht. Selbst diejenigen haben sich einer Regung der Sympathie nicht erwehren können, welche sich vollkommen bewußt sind, welche außerordentliche Gefahren dem Welttheil durch ein Reich drohen, das halb unangreifbar ist, im Begriff steht, die Ostsee und das schwarze Meer zu geschlossenen russischen Meeren zu machen, mit gewaltiger Faust an den Pforten Asiens rüttelt, in den Steppen Khorassans, in den Hochebenen Afghanistans, am Indus und Ganges Verbündete besitzt, in der Nähe der deutschen Hauptstädte Wien, Berlin und Dresden slawische Vorposten hat, seine polnische Provinzen wie eine Citadelle zwischen deutsche Gebiete einschiebt, durch die Furcht, welche seine Stellung einflößt, seine Macht mehr als verdoppelt, in jedem Lande der Welt eine erkaufte Partei für sich hat, in jeder europäischen Presse durch bezahlte oder freiwillige Helfershelfer vertreten wird, eine nicht kleine Anzahl von Mittelstaaten sich geneigt gemacht hat, über die beste Diplomatie der Welt verfügt, das bestgeregelte System auswärtiger Politik besitzt und seine außerordentlichen Mittel eben so schlau als rücksichtslos benutzt, selbst die Revolution für sich ausbeutet und noch aus jeder europäischen Krisis gewaltiger hervorgegangen ist. Dieses ungeheure Reich war seit länger als einem Vierteljahrhundert in einem Herrscher verkörpert, der an Geist und Körper ein Riese, die imponirendste Repräsentation seines in drei Welttheilen hingelagerten Staatskörpers war. Mit noch mehr Recht als Ludwig XIV. konnte dieser Herrscher von sich sagen: L'etat c'est moi! denn er dehnte seine Gewalt über Gebiete aus, die der französische Monarch nie hatte berühren dürfen, verfügte nicht blos über seinen Staat, sondern auch über seine Kirche, hatte die materiellen wie die geistigen Kräfte seiner unermeßlichen Länder in seiner Hand, hatte weder in gallikanischen Freiheiten, noch in Parlamenten eine Schranke, war in einer Person der Monarch, Papst und Bankier von Rußland — und scheiterte dennoch, wie Ludwig XIV., in dem Augenblicke, als er dem riesigen Gebäude seines Ehrgeizes die Krone aufsetzen wollte. Denn gescheitert ist schon jetzt der Plan des „weißen Czaren", am Bosporus die unerschütterlichen Fundamente einer russischen Weltherrschaft zu legen, und dieses Bewußtsein — vielleicht auch die Beschämung, doch einmal in seinem Leben den rechten Augenblick verfehlt, sich doch einmal verrechnet zu haben — scheint die eiserne Gesundheit des russischen Riesen erschöpft und ihn zu seinen Entwürfen in das Grab gebettet zu haben.

Despotisch regierte Länder unterliegen dem furchtbaren Nachtheil, daß von der Persönlichkeit des Herrschers alles abhängt. Für ein solches Land, wenn es weiter streben oder auch nur den errungenen Standpunkt behaupten will, ist ein großer Monarch eine unbedingte Nothwendigkeit. Von rein orientalischen Reichen zu schweigen, wo mit dem Tode eines Schahs oder Sultans so oft plötzlich alles ins Stocken geräth, auf das kräftigste Leben im nächsten Augenblick die Fäulniß des Todes gefolgt ist, haben wir in Rußland selbst erlebt, daß auf das Regiment einer Katharina II. eine Zeit gefolgt ist, in der die große slawische Monarchie binnen wenigen Jahren so hart an den Rand des Verderbens geführt wurde, daß die ruchlose That einer Mörderbande allgemein als eine rettende Handlung erschien. Der Monarch, der damals um des Wohls der Monarchie willen wie ein Thier in einer Schlinge erdrosselt wurde, war der eigene Vater des Kaisers Nikolaus. Wir wollen nicht sagen, daß die Regierung Alexanders II. zu jener des verstorbenen Kaisers denselben Kontrast bilden könnte, wie jene Pauls I. zu der Herrschaft Katharinens. Nur darauf wollen wir aufmerksam machen, daß mit dem Tode eines russischen Herrschers, wenn auch gewisse Traditionen der äußern Politik sich erhalten, jedes Mal eine Epoche abschließt, die durch den persönlichen Charakter

des Verstorbenen ihre Richtung und den größten Theil ihres Inhalts erhalten hatte. Vorzugsweise dürfte dies von dem jetzigen Todesfalle gelten, denn Kaiser Nikolaus hatte während einer fast dreißigjährigen Regierung seinem Reiche dergestalt den Stempel seines Geistes aufgedrückt, er hatte die sämmtlichen Theile der Regierungsmaschine, an der er als Werkmeister saß, für seine Riesenhand so genau passend gemacht, daß nur ein Nachfolger, welcher ganz und gar Nikolaus wäre, in seinem Sinn und Geist fortarbeiten könnte. Es ist vielleicht der größte Fehler, den man ihm zum Vorwurf machen kann, daß er alles so ganz auf seine Persönlichkeit gestellt, eine solche Menge von Pflichten und Arbeiten an sich genommen hat, so allthätig und allgegenwärtig gewesen ist, daß mit seinem Tode nothwendig die Triebkraft und der Geist verschwinden mußte. Sieht man schon in einem kolossal ausgedehnten Privatgeschäft, daß der Gründer nie zu ersetzen ist, so wird man schließen können, welche Wirkung auf ein kolossal ausgedehntes Regierungsgeschäft der Tod seines Gründers, seines belebenden Prinzips, üben muß. Als Nikolaus noch unter den Lebenden war, da war nur sein beispielloser Geist, seine beispiellose Kraft allein der täglichen und nächtlichen Arbeit, den aufreibenden Mühen und Sorgen gewachsen, welche er sich aufgebürdet hatte. Nie konnte Jemand den Lebenden ersetzen, wird sich für den Todten ein Ersatz finden? Wo fände sich nur diese physische Natur wieder, die den Kaiser befähigte, in allen den verschiedenen Kanzleien seiner Ministerien zu Hause zu sein und gleichsam zur Erholung mitten im eisigen Winter oder im kothigen Frühling des Nordens in einem der gewöhnlichen Fuhrwerke Rußlands auf abscheulichen Wegen bis an eine der äußersten Grenzen seines Reichs zu fliegen? Diese Unersetzlichkeit des Kaisers macht seinen Tod zu dem großen weltgeschichtlichen Ereigniß, das Jedermann in ihm erkannt hat. Die Bedeutung dieses Todes wird uns ergreifender berühren, wenn wir das große Leben, das gerade in einer solchen Zeit des Kampfes um Rußlands Gegenwart und Zukunft sein Ende erreichen mußte, vor unsern Blicken vorüberziehen lassen.

Paul I. hatte sich, nachdem seine erste Gemahlin Natalie Alexejewna von Hessen-Darmstadt 1776 kinderlos gestorben war, mit der Prinzessin Marie Feodorowna von Würtemberg vermählt. Aus dieser Ehe wurde Nikolaus als das neunte von zehn Kindern am 25. Juni (6. Juli neuen Styls) 1796 zu Gatschin geboren. Diese Vermehrung der kaiserlichen Familie um einen Sprossen wurde wenig beachtet, am allerwenigsten von der Kaiserin. Katharine hatte nur für ihre beiden ältesten Enkel, Alexander und Konstantin, Sinn, unter die sie das Rußland der Zukunft so getheilt hatte, daß Alexander das alte Reich, Konstantin das noch zu begründende byzantinische Kaiserthum erhalten sollte. Vier Monate nach der Geburt dieses dritten Prinzen, an den sie nichts mehr zu verschenken hatte, nicht einmal eine Aussicht in die Zukunft, starb sie, und ihr Sohn Paul I., dem sie fünfunddreißig Jahre die Krone vorenthalten hatte, stieg auf den Thron. In den vier Jahren dieser Regierung, die durch Wahnsinnsanfälle des Kaisers einen wahrhaft orientalischen Charakter erhielt, war die ganze Hoffnung Rußlands auf die beiden ältesten Großfürsten gerichtet. Alexander gab endlich dem eiskalten Grafen Pahlen seine Zustimmung, daß sein Vater Paul abgesetzt und in einem ruhigen Asyl verwahrt werde. In der Nacht des 23. März 1801 gingen die Verschworenen ans Werk. Aber sie setzten Paul I. nicht ab, sie ermordeten ihn. Das Geräusch der Waffen und der wild durch einander rufenden (betrunkenen) Mörder weckte die Kaiserin aus dem Schlafe. Sie riß ihre beiden Kinder Nikolaus und Michael aus den Betten und eilte mit ihnen zu den Zimmern des Kaisers, wo sie Graf Pahlen mit den Worten zurückwies: „Gnädige Frau, seien Sie ruhig, für Sie giebt es keine Gefahr." Man erzählt in Petersburg, Nikolaus habe dieser Mordnacht zuweilen erwähnt, und jedenfalls dürfte sie seine erste Erinnerung sein. Er war ja fast fünf Jahre, als die Subows seinen Vater erwürgten. Der alte Michailowsche Palast, in dem Paul starb, blieb während der ganzen Regierung

Alexanders verschlossen, und die Zimmer des Kaisers sollen sogar versiegelt gewesen sein *). Erst Nikolaus ließ den Palast öffnen und betrat selbst einmal, kurz nach seinem Regierungsantritt, die unheimlichen Zimmer, um sie dann aber sogleich wieder schließen zu lassen. In dem unbefleckten Theile des Palastes befindet sich eine Kadettenschule für Ingenieure, von der man in Petersburg wissen will, daß Kaiser Nikolaus sie ungerner und seltener als alle andern Anstalten besucht habe.

Den ersten Unterricht der Großfürsten Nikolaus und Michael (geboren am 28. Januar oder am 8. Februar neuen Styls 1798) leitete die Mutter persönlich. Unter den großen Ereignissen, welche die ersten Regierungsjahre Alexanders bezeichneten, blieben seine jüngeren Brüder mit Ausnahme Konstantins ganz unbeachtet. Neben der Mutter leitete der Graf Lambsdorf die Erziehung und unter den Lehrern befanden sich ausgezeichnete Männer, wie Murawiew und die Staatsräthe deutscher Abkunft Storch und Adelung, die beide auch als Schriftsteller bekannt geworden sind. Dem Großfürsten zugleich Freund und Erzieher zu sein, verstand keiner dieser Männer, und so darf es uns nicht wundern, wenn auch Nikolaus zu ihnen keine rechte Zuneigung faßte. Ueberhaupt scheint an dem Hofe der Kaiserin-Mutter eine kalte gedrückte Stimmung geherrscht zu haben, vielleicht eine Nachwirkung der getäuschten Hoffnung Maria Feodorowna's, die nach der Ermordung ihres Gemahls eine kurze Zeit geglaubt hatte, als regierende Kaiserin anerkannt zu werden. Auch Jugendfreunde hatte der junge Großfürst keine, und konnte sie nicht haben, da man mit den Pagenschülern, die man ihm zu Gespielen gab, zu oft wechselte. Seine Jugendlichkeit verrieth sich in manchen Tollheiten und in Nachspottungen der Manieren und der Sprache mehrerer seiner Höflinge, worin sein jüngerer Bruder Michael mit ihm wetteiferte. Unter seinen Professoren konnte sein Lehrer der französischen Sprache, Dupuget aus Lausanne, sich der größten Erfolge rühmen, wie denn Nikolaus überhaupt als Jüngling in der Erlernung der neueren Sprachen die größte Fertigkeit an den Tag gelegt hat. Neben den Sprachen liebte er besonders die Musik, die er auch selbst ausübte. Er war in seiner Jugend selbst Komponist, aber die rauschenden Klänge der Parademärsche, in denen seine einzige selbstschöpferischen Leistungen bestanden, drangen nie über die Uebungsplätze hinaus, wo er seine Soldaten einschulte.

Kriegerische Spiele wurden in dem Palaste der Königin-Mutter mit Leidenschaft betrieben. Beide Großfürsten waren die entschiedensten Soldatenfreunde, und Michael noch mehr als Nikolaus. Die Verschiedenheit, die zwischen dem Charakter der beiden Brüder bestand, übte auch auf die Meinung, in der sie bei den Soldaten standen, ihren Einfluß. So sonderbar es auch erscheint, ist es doch den russischen Verhältnissen ganz angemessen, daß der leidenschaftliche, harte und tyrannische Michael in weit höherem Ansehen bei dem gemeinen Mann stand, als der ruhigere und gerechtere Nikolaus. Das treue Abbild seines Vaters Paul und seines Bruders Konstantin, rügte Michael jeden Verstoß, den sich ein Soldat gegen die zahllosen Vorschriften des Dienstes zu Schulden kommen ließ, legte im auflodernden Zorn die empfindlichsten Strafen auf und vollzog sie wohl auch persönlich auf der Stelle. Dies letztere that sein älterer Bruder Nikolaus nie, wenn er auch eben so streng war, eben so ausschließlich blos auf das Aeußere sah, den Geist vernachlässigte, und mit einem Worte nichts als den sogenannten Kamaschendienst kannte. Auf der andern Seite hielt sich der ältere Großfürst den Soldaten stets fern, wogegen der jüngere in seinen heitern Stunden in der Kaserne wie in einem

---

*) Der Kaiser Alexander hat sich seine Zustimmung, daß sein Vater abgesetzt werde, nie vergeben können und sich sein ganzes Leben lang eine indirekte Theilnahme am Morde vorgeworfen. Allerdings hätte er wissen können, daß man in Rußland entthronte Herrscher nicht am Leben läßt. Noch am Schlusse seines Lebens, in den Fieberphantasien seiner letzten Krankheit kam er auf die Nacht des 23. März 1801 zurück. „O was für eine That, was für eine schreckliche That!“ hörte man ihn mehrmals ausrufen.

Familienzimmer verkehrte. Dies namentlich machte Michael trotz seiner Zornausbrüche so beliebt, wozu noch das weitere kam, daß er den vornehmsten Würdenträger nicht anders als den gewöhnlichsten Mann behandelte und, wenn seine Hitze verraucht war, das begangene Unrecht einsah und gutmachte, gewöhnlich freilich mit Geld, zuweilen aber auch durch eine offene Abbitte in Gegenwart aller derer, welche Zeugen der Beleidigung gewesen waren. Die vornehmen Offiziere vergaßen dagegen Michael dessen Beleidigungen, die gewöhnlich von dem schneidendsten Hohn begleitet waren, niemals, und bei dieser Klasse stand Nikolaus besser, namentlich seit auch er nach einem nicht sehr bedeutenden Militäraufstande von 1817 die Gewohnheit angenommen hatte, Uebereilungen auszugleichen.

Im Publikum hatte sich in dieser ersten Periode die Ansicht ausgebildet, daß der Großfürst Nikolaus nur mittelmäßige Kenntnisse besitze, gar keine Kenntnisse habe und sein ganzes Bestreben darauf richte, sich mit der steifen Haltung eines jener Gardesoldaten zu bewegen, welche er mit einem gefüllten Glase Wasser auf dem Tzako marschiren ließ, ohne daß ein Tropfen verschüttet werden durfte. Die Reden der Soldaten, welche mit ihm in Berührung kamen, dienten dieser Meinung nur zur Bestärkung. Man sah ihn selten öffentlich und dann nur aus der Ferne. Einer der Schriftsteller, welche über das neue Rußland geschrieben haben, erzählt von seinem Auftreten eine bezeichnende Anekdote. Bei einem der Peterhofer Feste, an dem die Bevölkerung Antheil zu nehmen pflegte, hatte der Kaiser mit der Kaiserin auf einem Platze, der eine Aussicht auf das Meer gewährte, Kaffee getrunken, mit den Nächststehenden aus dem Volke freundlich gesprochen und sich dann unter dem Jubelruf der Menge freundlich dankend zurückgezogen. Plötzlich räumten Wachen den Platz und drängten die Menge weit zurück, worauf der Großfürst Nikolaus erschien, den leeren Raum durchschritt, einen Blick auf das Meer warf und sich nach wenigen Augenblicken zurückzog, ohne von dem ehrerbietigen Gruß der Menschen die geringste Notiz zu nehmen. Jener Schriftsteller, dem die Erscheinung auffiel, hörte sie mit den Worten erklären: „Der Großfürst liebt es nicht, vom Publikum angegafft zu werden!" (Le grandduc n'aime pas à être badaudé du public.)

Das geräuschvolle Leben, das an dem Hofe eines jugendlichen Fürsten zu herrschen pflegt, erhielt durch die Mystik Alexanders einen Dämpfer aufgesetzt, und noch stiller ging es in dem Palaste der Kaiserin-Mutter zu. Obgleich man in Petersburg wissen will, daß der Großfürst Nikolaus die Monotonie seines Lebens durch einige zarte Verbindungen erheitert habe, und selbst die Namen von Hofdamen und Schauspielerinnen nennt, denen er seine Neigung zugewendet habe, sind diese Erzählungen doch so unbestimmt und widersprechen sich häufig so sehr, daß man nicht das geringste Gewicht auf sie legen kann. Sein strenger Ernst und seine leidenschaftliche Hingebung an das Kriegsspiel lassen überdies die Vermuthung galanter Abenteuer nicht aufkommen, und gar an Jugendausschweifungen zu denken, verbietet die unverwüstliche Körperkraft, die ihn fast bis an das Ende seines Lebens begleitet hat, das freilich kein kriegerisches war, aber der aufreibenden Sorgen und Mühen nicht wenige kannte. Wie es allen regelmäßig schönen Männern zu geschehen pflegt, wurde er seinerseits von den Frauen wenig beachtet und entging dadurch der Versuchung. Nicht blos der liebenswürdige Alexander, sondern auch die andern weniger bedeutenden Mitglieder der kaiserlichen Familie stellten ihn in den Schatten. „Die Dynastie macht mit ihm Staat", urtheilte eine der reizendsten und geistvollsten Damen damals über ihn, „und man sieht ihn gern. Ist er aber einmal entfernt, so vermißt man ihn viel weniger, als einen seiner häßlicheren Brüder."

Unmittelbar nach den Verträgen, welche Europa nach seinen langen Kämpfen gegen die französische Revolution und deren Erben Napoleon die Ruhe wiedergaben, wurde der Großfürst auf Reisen geschickt, um seine Ausbildung zu vollenden. Er besuchte namentlich die noch rauchenden Schlachtfelder der Freiheitskriege in

Deutschland und Frankreich, machte aber auch den vornehmsten Höfen einen Besuch, auch dem englischen. Großfürst Nikolaus war damals in England sehr gefeiert. Die glänzendste Gabe, die ihm überreicht wurde, war ein Gedicht Walter Scotts, das ihn als den Waffengenossen Englands, als Englands ewigen Alliirten begrüßte. Noch als Kaiser scheint Nikolaus die angenehmste Erinnerung an seinen englischen Ausflug bewahrt zu haben. Mit enthusiastischen Worten, wie er sie nicht oft gebrauchte, drückte er dies manchen hochgestellten Engländern, vor allem dem Grafen Durham und Castlereaghs Bruder, Lord Londonderry, aus. Der letztere spricht in seinen Recollections of a Tour in the North of Europe in 1836—1837 in folgender Weise von der Abschiedsaudienz, die er am 8. Februar 1837 bei dem Czar hatte: „Der Kaiser empfing mich in seiner prachtvollen Suite von Gemächern im Winterpalast. Die mächtigen Flügelfenster, aus einem einzigen Glas bestehend, gewähren eine die Newa und die großen Plätze der Hauptstadt beherrschende Aussicht, und nichts, was Luxus oder Komfort fordert, fehlt. Der Kaiser trug seinen militärischen Ueberrock, und kam mir mit höchster Freundlichkeit entgegen. Ich dankte Sr. Majestät für die unzählbaren Gnadenbeweise, die ich empfangen, wobei ich mit überströmendem Gefühl mich ausließ über den wundervoll schnellen Gang seines Reichs auf der Bahn der Civilisation. Oui c'est un bon pays, il faut me rendre cette justice, war des Kaisers kurze Antwort. Dann ging der Kaiser vertraulich auf seine Ansichten über England, dessen Regierung und dessen Stellung zu Rußland ein, wovon man natürlich nicht erwarten wird, daß ich es im Detail wiedergebe. Se. Majestät sprach dann überhaupt über die auswärtigen Angelegenheiten, und wies, zu seinem Tisch sich wendend, auf ein ziemlich umfangreiches Manuskript mit den Worten: „Sie sehen hier die letzten heiligen Meinungen und Instruktionen meines geliebten Bruders Alexander, gegründet auf die Verhandlungen von 1814 und 1815. Sie sind mir stets vor Augen; mit religiöser Treue hänge ich ihnen an, unterstützt, wie ich hoffe, von dem höchsten Lenker aller Dinge; nichts soll mich von ihnen abbringen." Der Kaiser sagte dies in einer Weise, die mir die tiefe Ueberzeugung gab, daß er aufrichtig spreche. Dann wieder abbrechend fügte er bei: „Mais parlons de votre pays et de vous-même." Nun drückte er sich auf die zuneigungsvollste Art über England aus, und sagte: England und Rußland seien von der Vorsehung geographisch so gestellt, daß sie stets sich verstehen und Freunde sein sollten; er habe sich immer bestrebt, alles, was in seiner Macht sei, zu thun, daß dies geschehe. „Wahrhaftig", fügte er bei, „ich liebe England so sehr, daß, wenn die öffentlichen Blätter und die Radikalen so maßlos über mich schimpfen, ich oft die größte Lust habe, mich in ein Dampfboot zu setzen und direkt nach England zu fahren, mich unter den verständigen und redlichdenkenden Britten zu zeigen, und ihnen darzuthun, wie ungerecht ich gehaßt werde. Es ist mein heißester Wunsch, friedliche, freundschaftliche Verhältnisse mit allen Mächten zu pflegen. Ich bedarf innere Ruhe und Zeit, um mich mit den wichtigen Anordnungen zu beschäftigen, die nöthig sind zur Konsolidirung der verschiedenen Theile dieses Reichs."

Wie man gewöhnlich glaubt, war diese Reise eine Brautschau, und es wird selbst behauptet, daß schon damals das Projekt bestanden habe, den Großfürsten mit einer preußischen Prinzessin zu verbinden und ihn, nicht den Großfürsten Konstantin, zum Nachfolger Alexander's zu bestimmen. Mit Bestimmtheit läßt sich über den letztern Punkt nicht sprechen. Daß Alexander und sein enger Verbündeter Friedrich Wilhelm III. früh erkannt haben werden, welche entsetzliche Folgen die Thronbesteigung Konstantin's, von dem sich nichts als eine Fortsetzung der Regierung Pauls I. erwarten ließ, für Rußland haben müsse, läßt sich wohl annehmen. Beide hatten auf einer gemeinschaftlichen Reise nach Frankreich zu ihren dort kantonnirenden Truppen gesehen, wie viel von dem abendländischen Geiste die russischen Regimenter eingesogen hatten. Möglicher Weise sagten sie sich, daß der gewaltthätige, eben so rastlose als wetterwendische Konstantin Rußland bis zu einer

Revolution treiben werde, während sich von dem kalten unerschütterlichen Nikolaus ein zäher Widerstand erwarten lasse, an dem das slawische Ungestüm sich zuletzt zerreiben werde. Ist damals wirklich schon der Entschluß einer Veränderung der Thronfolge gefaßt worden, so haben ihn die Wissenden fast bis zum Augenblicke des Todes Alexanders geheim gehalten. Als erste Enthüllung ist vielleicht ein im Herbst 1824 in Frankfurt an der Oder, also unter preußischer Censur, erschienener genealogischer Almanach zu betrachten, der an der Stelle des Großfürsten Konstantin den Großfürsten Nikolaus als russischen Thronfolger aufführte. Unwahrscheinlicher als die unbeglaubigte Annahme von einer Entstehung des Thronfolgeplans schon zur Zeit des Aachener Kongresses ist die offizielle Angabe, daß erst bei der Vermählung Konstantins mit der Polin Johanna Grudzinska (der späteren Fürstin Lowicz) von seiner Thronentsagung die Rede gewesen sei. Wenn auch die aus dieser Ehe etwa entspringenden Kinder nicht erbfähig sein mochten, so wurde doch in dem Thronfolgerecht des Großfürsten selbst durch seine morganatische Vermählung nichts geändert.

Die Vermählung des Großfürsten Nikolaus mit der Prinzessin Marie Charlotte von Preußen, durch welche die Thronfolgefrage den Erwägungen der beiden Höfe näher gerückt sein wird, erfolgte am 13. Juli (1. Juli a. St.) 1817. Auch bei dieser Gelegenheit, wie immer, bestand der russische Hof darauf, daß die Dame, welche einer Verbindung mit einem Großfürsten würdig erachtet werde, den griechischen Glauben annehme. Wie ungern Friedrich Wilhelm III. sich dieser Bedingung fügte — die um so eigenthümlicher ist, als russische Prinzessinnen, die man im Auslande zu placiren sich herabläßt, eben so unabänderlich dem griechischen Glauben treu bleiben — geht daraus hervor, daß er seine Tochter, die von nun an Alexandra Feodorowna hieß, bis an seinen Tod nie anders als „Charlotte" genannt hat. Die älteste Tochter der Königin Marie Louise, hatte sie als Kind den vollsten Beifall ihrer edlen Mutter gehabt, wie aus den Worten hervorgeht, welche die Königin nicht lange vor ihrem Tode an ihren Vater schrieb: „Täglich befriedigt mich Charlotte mehr. Ist sie auch verschlossen und wenig mittheilsam, so birgt sie doch, wie ihr Vater, unter kalten Aeußerlichkeiten ein warmes Herz, welches alle Leiden mitzufühlen versteht. Scheinbar gleichgültig geht sie einher, hat aber viele Liebe und Theilnahme. Daher kommt es, daß sie etwas Vornehmes in ihrem Wesen hat. Erhält sie Gott am Leben, so ist ihr gewiß ein glänzendes Loos beschieden". Die Prinzessin zählte bei ihrer Verheirathung neunzehn Jahre und der Großfürst war nur zwei Jahre älter als sie. In Petersburg machte sie im allgemeinen wenig Eindruck, hauptsächlich aus äußern Gründen und namentlich, weil sie blaß und für den russischen Geschmack zu schlank war. Sie nahm auch in den ungewohnten Umgebungen etwas Abstoßendes an, hinter dem sich ihre Verlegenheit über ihre unsichere Stellung verbarg. Bei weitem nicht das ungünstigste Urtheil ist das, welches der Fürst Koslowsky über sie gefällt hat: „Die Großfürstin hat eine majestätische Gestalt, das Aussehen einer Fürstin, angenehme und regelmäßige Gesichtszüge. Wenn sie animirt ist, so verschwindet das Lauernde ihres Blicks, und sie wird wieder ganz die Tochter der Königin von Preußen, ganz die Schwester der Großherzogin von Mecklenburg. Man erkennt dann freilich die Fürstin weniger, aber dafür treten die Engelszüge der Frau deutlicher hervor." Wir stellen neben dieses Urtheil über die Großfürstin ein anderes, welches in jener Zeit über den Großfürsten gefällt wurde: „Der gewöhnliche Ausdruck seines Gesichts hat etwas Strenges, selbst Menschenfeindliches, was keineswegs angenehm ist. Er lächelt nur aus Höflichkeit, nicht aus innerlicher Heiterkeit und Behaglichkeit. Er hat sich daran so sehr gewöhnt, daß es weder befangen noch gezwungen aussieht. Aber trotzdem sind alle seine Worte und Bewegungen abgemessen, als ob sie auf Noten gesetzt wären. Im Ton seiner Stimme und im Satzbau liegt weder Hochmuth noch Verstellung, aber man merkt es bald, daß er seine Herzensmeinung verschweigt, daß sein Inneres unzugänglich ist, daß

es eine Narrheit wäre, zu glauben, man könne seine Gedanken erforschen und sich seines vollen Vertrauens bemächtigen. Ein Theil dieses Wesens ist selbst auf seine Gemahlin übergegangen."

Hatte bei der Abschließung der Ehe keine persönliche Neigung zwischen den Ehegatten bestanden, so stellte sich diese später doch ein. Die Gatten lebten in dem Anitschkow'schen Palaste, der wohl eine halbe Stunde vom Winterpalast entfernt am Newskiprospekt liegt, ein ziemlich einsames Leben. Weshalb hätte auch ein Prinz Beachtung finden sollen, von dem Niemand wußte, daß er zum Thronfolger bestimmt sei! Die Geburt von Kindern machte das eheliche Band noch inniger. Es ist ein sonderbarer Zufall, daß dem Großfürsten Nikolaus außer dem jetzigen Kaiser blos Töchter geboren wurden — Marie, die spätere Herzogin von Leuchtenberg, 1819, Olga, die jetzige Kronprinzessin von Würtemberg, 1822, Alexandra, die 1844 gestorben ist, 1825 — und daß erst der Kaiser mehrere männliche Erben (Konstantin 1827, Nikolaus 1831 und Michael 1832) erhielt. In dem stillen Verkehr mit seiner hochgebildeten Gemahlin empfand der Großfürst, was ihm an Kenntniß fehlte, und holte vieles nach, was bisher vernachlässigt worden war. Als Oberinspekteur des Geniewesens hatte er wenig mehr als den bloßen Garnisonsdienst zu beaufsichtigen und beschäftigte sich nie mit technischen Fragen. Durfte doch noch dem Kaiser, als er eine neue Artillerie-Einrichtung lobte, ein alter General sagen: „Ew. Majestät verstehen das nicht!" Seiner mangelhaften Kenntnisse sich bewußt, hat Nikolaus in technischen Dingen sich immer bereitwillig untergeordnet und vielleicht zu bereitwillig fremde Ueberlegenheit anerkannt. Ihn, der auf den geistigen Gebieten nur das Hergebrachte und Gewöhnliche liebte, zogen auf dem technischen Felde Extravaganzen auf eine merkwürdige Weise an. Ein Zeuge dessen ist der Generallieutenant Schilder, der für seine wunderlichsten Grillen bei ihm Förderung fand. Auch in der Kenntniß der Taktik brachte es der Großfürst nicht weit. Als er einst bei einem Feldmanöver in der Nähe von Petersburg von dem Gegner umgangen und umzingelt wurde, gab er es für immer auf, den Feldherrn zu machen.

An politischen Aufgaben räumte ihm Alexander bis zu seinem Tode keinen Antheil ein. Dieses Verfahren erscheint als vollständig räthselhaft. Nach den Dokumenten, die aus dem russischen Senatsarchiv veröffentlicht worden sind, datirt die erste Thronentsagung Konstantins vom Jahre 1820. Dennoch ließ man diesen Prinzen noch fünf Jahre zu Warschau in einer Stellung, welche nothwendig die Meinung erzeugen mußte, daß er zum Throne bestimmt sei, während Nikolaus, der längst designirte Thronerbe, in einer Art von Verbannung lebte und von den Geschäften, deren oberste Leitung ihm dereinst anheimfiel, ferngehalten wurde. Wählte man diese Politik, damit das Geheimniß der Aenderung der Thronfolge besser gewahrt bleibe? Wollte man in diesem Falle Konstantin die Freiheit der Entscheidung lassen, bis der Tod des Kaisers wirklich eintrete? Oder versah man sich zu Nikolaus einer Mißbilligung der kaiserlichen Politik? Eine solche existirte seinerseits wohl gegen jene humanen und freisinnigen Experimente, welche Alexander im Anfang seiner Regierung gemacht hatte, nicht aber gegen dessen spätere reaktionäre Maßregeln, in denen er nur die Rückkehr zu der natürlichen und nationalen Politik Rußlands sah.

Die tägliche Lebensordnung, welche der Großfürst im Palast Anitschkow beobachtete, ist die des Kaisers geblieben. Er stand früh auf, machte einen Spaziergang, und setzte sich dann zur Erledigung der laufenden Geschäfte an seinen Arbeitstisch. Die Mittagstafel durfte nur kurze Zeit wegnehmen; die wenigen Gerichte wurden in Eile aufgetragen und eben so schnell gegessen. Zu Mittag aß der Großfürst ziemlich stark, machte aber von den aufgesetzten Weinen den mäßigsten Gebrauch. Abends nahm er nichts als zwei bis drei Tassen sehr starken Thee zu sich und unterhielt sich den Rest des Abends mit dem bekannten Kriegsspiel. Das Rauchen und Schnupfen gehörte nie zu seinen Gewohnheiten.

Seine Zimmer waren ohne Prunk, wenn auch elegant möblirt und wurden stets in einer etwas pedantischen Ordnung gehalten. Den Schmuck der Wände bildeten Abbildungen der Uniformen der verschiedenen Regimenter. So streng die Tagesordnung gehalten wurde, gewöhnte sich der Großfürst doch nicht in dem Grade an sie, daß sie ihm zum Bedürfniß geworden wäre. Er vermißte sie nicht, wenn er, z. B. auf seinen sehr häufigen Reisen, Ausnahmen von ihr machen mußte, obgleich er sogleich zu ihr zurückkehrte, wenn die Verhältnisse ihm gestatteten, nach seiner Neigung zu leben. Gegen die hohle Pracht der meisten russischen Großen stach dieses Leben zu sehr ab, als daß man nicht hätte verbreiten sollen, dasselbe sei eine auf den Effekt berechnete Koketterie.

Auf einer Reise nach dem Süden seines Reichs erkrankte der Kaiser. Der zurückgebliebene Theil seiner Familie feierte im Winterpalaste eben ein Dankfest seiner Genesung, die brieflich nach Petersburg gemeldet war, als die Nachricht seines am 30. November 1825 in Taganrog erfolgten Todes eintraf. Die Familienglieder verließen in Bestürzung die Kapelle, und Nikolaus, der einzige anwesende volljährige Großfürst, ging sogleich zur Kaiserin-Mutter, mit der er eine lange geheime Unterredung hatte. Von ihr begab er sich unmittelbar in den Senatspalast, um der Erste zu sein, welcher seinem Bruder Konstantin „als legitimem Erben des russischen Throns nach dem Recht der Erstgeburt" den Huldigungseid leiste. Aber der Senat nahm diesen Eid nicht entgegen, sondern öffnete zuvor ein Packet, welches in drei Ausfertigungen in seinem Palast, im heiligen Synod wie in der Kathedrale niedergelegt war und die Aufschrift hatte: „Im Reichsrath aufzubewahren, bis ich anders verfüge, doch im Fall meines Ablebens in außerordentlicher Sitzung zu eröffnen, bevor irgend ein anderer Akt vorgenommen wird." Als man das Packet eröffnete, fand man drei Dokumente: ein Schreiben Konstantins vom 26. (14. a. St.) Januar 1822, welches die Bitte enthielt, seine schon am 1. April 1820 eingereichte Thronentsagung *) anzunehmen, die Antwort des Kaisers vom 14. (2.) Februar desselben Jahres, welche diese Genehmigung aussprach, und endlich ein kaiserliches Dekret, datirt 28. (16.) August 1825, das den Großfürsten Nikolaus zum Thronfolger erklärte. Als der Senat dieses Packet geöffnet hatte, wollte er dem Großfürsten Nikolaus den Eid der Treue schwören, allein dieser wies die Huldigung mit Entschiedenheit zurück. „Ich bin nicht Kaiser", sagte er, „und will keine Zukunft auf Kosten meines ältern Bruders. Wird dieser auch jetzt auf seiner Verzichtleistung beharren, nun dann, aber auch nur dann werde ich meine Rechte geltend machen." Reichsrath, Senat und Synod machten vergebens Vorstellungen: es blieb bei diesem Entschlusse. Man half sich jetzt mit einer echt russischen Logik, indem man sagte: Kaiser Nikolaus ist unser Herr, und da er uns befiehlt, den Cäsarewitsch Konstantin auszurufen, so müssen wir gehorchen. In der That wurde Konstantin proklamirt, das Volk leistete ihm mit allen Behörden die Huldigung, und drei Wochen lang fertigte man in Petersburg alle Erlasse und Verordnungen unter dem Namen Konstantins I. aus. Weil Nikolaus, so wie die Nachricht von dem Tode Alexanders eintraf, seine Residenz in den Winterpalast verlegte, soll seine Handlungsweise eine Komödie gewesen sein. Diese beleidigende Auslegung ist aber falsch, denn offenbar ging die Handlungsweise des neuen Kaisers aus der Ungewißheit hervor, in der er über die Absichten seines Bruders schwebte. Daß in dem wild asiatischen Charakter Konstantins ein Zug von Größe verborgen sei, daß dieser Mann, von dem man bis dahin nur die Ausbrüche einer unbändigen Leidenschaft**) und einen

*) Diesen ersten Verzicht sprach Konstantin aus, als er sich von seiner Gemahlin, der Prinzessin Julie (Anna Feodorowna) von Sachsen-Koburg, einer Schwester des Königs Leopold von Belgien, scheiden ließ.

**) Wie Konstantin in Polen durch Härten und Rohheiten den Ausbruch der Revolution begünstigt hat, ist allgemein bekannt. Fast in jedem deutschen Lande erzählt man von ihm,

Wechsel der tollsten Launen kannte, die Kraft in sich trage, die schwere Kunst der Entsagung mit römischer Einfachheit zu üben, wußte man damals noch nicht. Widerrief Konstantin seinen Verzicht, nachdem Nikolaus als Kaiser anerkannt worden war, so entbrannte ein Bürgerkrieg, der nicht blos den Untergang des weit weniger beliebten Bruders herbeigeführt, sondern auch Rußland in die entsetzlichsten Gefahren gestürzt hätte. Um eine solche Katastrophe zu vermeiden, wartete Nikolaus die nochmalige Entscheidung seines Bruders ab, welche nach etwa drei Wochen eintraf. Konstantin erneuerte seinen Verzicht und meldete zugleich, daß in Warschau dem Kaiser Nikolaus bereits der Eid der Treue geschworen sei. Unrichtig ist übrigens, daß man an demselben Tage in Petersburg Konstantin und in Warschau Nikolaus geschworen habe. Vielmehr erwartete Konstantin, ehe er die Huldigung vornehmen ließ, einen bestimmten Befehl, und so verflossen auch in Warschau mehrere Wochen, ehe Kaiser Nikolaus ausgerufen wurde. Am 24. Dezember trat Nikolaus endlich die Regierung an, indem er zugleich befahl, daß seine Herrschaft vom 1. Dezember an gerechnet werden solle. Daß diese Zögerung nicht ohne Gefahren gewesen war, sollte sich auf der Stelle zeigen.

In dem Augenblicke der Entscheidung der Thronfolge trat die Adelsverschwörung aus dem Dunkel hervor und lieferte dem Czarenthum ihre Schlacht. Nikolaus wußte, daß seine erste Regierungshandlung ein Kampf gegen Aufrührer sein werde, und dies machte seine Stimmung zu einer ernsten und gedrückten. Kannte er aber auch das Bestehen, wie die Pläne der Verschwörung im allgemeinen und war er namentlich über die südliche Verzweigung derselben genauer unterrichtet, so wußte er doch nicht, wie weit die Fäden liefen und wo die erste Explosion zu erwarten sei. Moskau, Petersburg, Kiew, der Süden, Weißrußland, Polen waren lauter Heerde der Unzufriedenheit, und manche theilweise Entdeckungen waren auf eine geheimnißvolle unheimliche Art wieder vereitelt worden. Wie dies zuweilen geschehen war, davon erzählt C. von Martens in seinen „Denkwürdigkeiten“ ein Beispiel: „Die Offiziere und Gemeinen eines Kürassierregiments standen in dem Verdacht revolutionärer Umtriebe. Der Isprawnik (Kreispolizeimeister und Vorsitzer der niedern Rechtsbehörde) eines Kreises, in welchem zwei Schwadronen dieses Regiments standen, beeiferte sich, allen Handlungen und Reden der Offiziere nachzuspüren und darüber zu berichten. In einer Nacht, in welcher er von einem Ball in der Gouvernementsstadt in seinem Schlitten heimfuhr, wurde er ermordet und sein Kutscher schwer verwundet. Dieser sagte aus, daß ein Schlitten ihnen gefolgt sei, und daß zwei Kürassieroffiziere, die er in der Dunkelheit nicht habe erkennen können, ihren Schlitten angehalten und den Mord verübt hätten. Nachdem die Behörden ihren Bericht über diesen Vorfall nach St. Petersburg gesandt hatten, beorderte der Kaiser einen besondern Beamten, sich an Ort und Stelle zu begeben und die Sache aufs strengste zu untersuchen. Dieser Beamte wurde mit

---

daß er nach Postillonen, die ihm zu langsam fuhren, geschossen habe. Beglaubigt ist, daß ein sächsischer Postillon, den er ebenfalls bedrohte, mit den Pferden flüchtete und ihn in tiefer Nacht auf der Straße allein ließ. Bei einem Aufenthalt in Wien verlangte er von dem Fürsten Windisch-Grätz, der mit seinen Dragonern vor ihm manövrirte, daß er mit Mann und Roß durch die Donau gehe, und vergaß sich, als der Fürst den frechen Befehl nicht erfüllte, so weit, denselben zu schlagen. Der Fürst wurde von seinem Kaiser begütigt, der Großfürst aus Wien ausgewiesen, aber damit war die Sache, wie man sich in Oesterreich erzählt, nicht beendet. Als Konstantin eines Tags, so geht die Sage, noch auf österreichischem Gebiet auffallend schlecht gefahren wird, bedroht er in gewohnter Weise den Postillon mit der Pistole. Dieser spannt nun seine Pferde aus, der Großfürst will schießen, aber beide Pistolen versagen. Er springt darauf aus dem Wagen, um seinen Degen zu gebrauchen, was der Postillon nicht sobald sieht, als er sich mit seiner Peitsche in einer Weise vertheidigt, daß dem Großfürsten zuletzt Hören und Sehen vergeht. Der verbrecherische Postillon ist nie entdeckt worden, obgleich der Fürst Windisch-Grätz, auf dessen Besitzungen der Vorfall geschehen ist, sich die größte Mühe gegeben hat, den Schuldigen zu entdecken. Verbürgen wollen wir diese Anekdote nicht, aber sie wird allgemein erzählt und ist an sich wahrscheinlich.

großer Auszeichnung von dem ganzen Offizierskorps empfangen, und ihm zu Ehren bei dem Obersten ein glänzender Ball gegeben. Aber mitten im Tanz und Spiel liefen die Bedienten mit dem Geschrei herbei, daß der Beamte sich in einem Nebenzimmer aufgehängt habe. Wirklich fand man ihn entseelt an einem Nagel in der Mitte des Zimmers hängen. Natürlich machte diese Geschichte großes Aufsehen, und der Kaiser schickte abermals einen hohen Beamten des Senats, welcher den Rang eines Generals hatte, mit unumschränkten Vollmachten ab, jedes ihm beliebige Mittel anzuwenden, um die Urheber dieser zwei Mordthaten zu entdecken. Dieser Mann erschien, und wurde gleichfalls mit großer Auszeichnung empfangen. Die Untersuchung begann, und wurde mit allem Eifer betrieben. Nach einem großen Gastmahl, welches der Oberst des Regiments den vornehmsten Beamten und Edelleuten gab, und bei welchem sich auch der kaiserliche Abgeordnete eingefunden hatte, entfernte sich die Gesellschaft erst spät in der Nacht. Gedachter Beamte verlangte seinen Schlitten, derselbe fand sich jedoch nicht vor. Der Oberst bot ihm hierauf seine Equipage an, welche der Beamte jedoch unter dem Vorwand ausschlug, daß er ganz nahe und zwar nur drei Häuser von dem Obersten entfernt wohne, und daher zu Fuß nach Hause gehen wolle. Der Oberst gab ihm aber eine Kürassier-Ordonnanz mit, um ihn nach Hause zu begleiten. Der Kürassier kam mit dem Bericht zurück, daß er den Herrn bis an seine Wohnung begleitet habe. Am andern Morgen wurde der Beamte jedoch vermißt, und keine Spur war zu entdecken, was aus ihm geworden sei. Dieser Vorfall machte einen tiefen Eindruck auf den Kaiser Alexander, und es wurde weiter keine Untersuchung veranlaßt."

Zwei Elemente, ein geistiges und ein soldatisches, begegneten sich zusammenwirkend in dieser Verschwörung. Wir hören bei diesem ersten wichtigen Ereigniß, das auf die ganze Regierung des Kaisers Nikolaus den größten Einfluß geübt hat, zu viel auf die Stimmen des Westens, denen in dieser sonderbaren Episode einer republikanischen Schilderhebung mitten in Rußland manches räthselhaft bleibt, statt daß wir die slawischen oder russisch-deutschen, mit den Verhältnissen bekannten Schriftsteller zu Rathe ziehen sollten. Wir wollen zwei derselben über die Verschwörung reden lassen. Mizkiewitsch giebt uns in seinen „Vorlesungen über slawische Literatur und slawische Zustände" (drei Bände) über die geistige Umwälzung, in der die Verschwörung zur Hälfte fußte, merkwürdige Aufschlüsse. Schon unter Paul I. brachte dessen sonderbares und gewaltthätiges Benehmen den Gedanken an eine Verfassung in vielen Köpfen zur Reife. Selbst der Großfürst Alexander, der in französischen Ideen erzogen worden war, ließ sich öfters gegen den Despotismus vernehmen und sprach mehrmals von der Nothwendigkeit einer Verfassung für Rußland. So wurde die Verfassung für die Verschworenen zum Losungswort. Alexander bestieg den Thron mit dem Vorhaben, Gesetze zu geben. Die Entwürfe für die Verfassung zerfielen jedoch von selbst, denn sobald nur der Tod Pauls bekannt war, eilten die Offiziere den Thronfolger als Czar auszurufen, und Niemand wagte mehr, die Verfassung zu erwähnen. In der ersten Zeit war der neue Kaiser zu sehr nach Außen beschäftigt, um sich in die innern Angelegenheiten sehr einzumischen. Inzwischen nahmen die Verhältnisse zu Napoleon ihre bekannte Entwicklung. Die Folgen des Feldzugs von 1812 hatten die Russen nach Paris geführt, aber mit den russischen Offizieren und Soldaten war der Geist des westlichen Europa's in ganz anderer Weise nach dem Norden getragen worden, als einst durch französische Dichter, Philosophen und Tanzmeister. Vor allen wurde die bewegliche Schriftstellerwelt davon ergriffen. Mizkiewitsch sagt über diesen neuen Geist: „Karamzin, schon in seinem Jünglingsalter als talentvoller Schriftsteller anerkannt, geht nicht auf der breitgetretenen Bahn; statt Triumph-Oden zu schreiben, nach Rang und Auszeichnungen zu streben, begiebt er sich in fremde Länder, um die Reise zu benutzen; er macht sich mit den deutschen und englischen Schriftstellern vertraut, von denen Derschawin nicht einmal gehört. Batiuschkow,

ein Offizier der siegreichen Armee des Jahres 1812 und 1813, scheint beinahe den Krieg vergessen, welchen der alte Derschawin unabläßlich besungen; er weiht ihm nur ein einziges Lied, und spricht auch darin mehr von Naturbildern und den Ritterzeiten der Rheinlande als vom Hasse gegen Frankreich, oder von patriotischen Gefühlen für Rußland. Zukowski schrieb ein Kriegslied, das weit umher erscholl, aber bald wählte er einen andern Stoff; er schreibt Balladen und übersetzt Goethe und Schiller. Was ist die Ursache dieser Veränderung? Die ganze Generation scheint Rußland zu verlassen, von Petersburg auszuwandern. In dieser Zeit begann eine religiöse und moralische, und zugleich mit ihr eine allgemeine slawische Reaktion wider den in Petersburg herrschenden Geist.

„Der Fürst Galicyn, ein schlichter, rechtschaffener, frommer und strenger Mann, erhielt das Steuerruder des öffentlichen Unterrichts. Er umgab sich mit Martinisten, welche, unter Paul verfolgt, bis jetzt zurückgezogen lebten. Die Bekenner dieses Namens und Systems suchten die Regierung mit religiösem Geiste zu beseelen, und verbreiteten in dieser Absicht manche sehr begierig gelesene Bücher unter dem Volke, so daß die Beliebtheit derselben selbst den Behörden des russischen Reichs Schrecken erregte. Unglücklicher Weise verbargen sich unter der eben erst im Kabinet auftauchenden Religiosität sogleich falsche Nachahmer, scheinheilige, unmoralische Menschen, welche plötzlich Bewunderer der religiösen Formen wurden und den Mysticismus predigten. Der Repräsentant dieser Herren war Magnizki, ein verrufener Ränkeschmied und Verschwender. Bald brachten diese das religiöse Streben des Kaisers Alexander in Mißkredit. Andererseits vertheidigten einige Altrussen, wie der General Arakczejew und der Admiral Schyschkow, die das System Peters des Großen gänzlich wiederherstellen wollten, diese Begriffe, um sie als Vorwand zu benutzen, die Fremden, Franzosen, Deutschen, Finnländer u. s. w., welche die Vorzimmer der Ministerien füllten, zu verdrängen.

„Die öffentliche Meinung verurtheilte sie alle ohne Ausnahme. Aecht religiöse Männer, wie Galicyn, Heuchler, wie Magnizki, die altrussische Partei mit Schyschkow an der Spitze und der Kaiser Alexander waren sammt und sonders Gegenstände des allgemeinen Unwillens. In der ganzen neuen Generation brach ein entschiedener Haß gegen das Herrscherhaus der Romanow aus. Jetzt zum ersten Mal begann man Mißvergnügen zu verbreiten und Verschwörungen zum Sturze der Dynastie anzuzetteln, ohne an deren Statt etwas vorbereitet zu haben. Man beabsichtigte jetzt eine unter der ganzen jüngern Generation durchgreifende Revolution zu bewirken, eine der französischen gleich — man wollte die bestehende Ordnung umwerfen — um zu gelangen — wohin? Dies wußte man nicht.

„Die Literaten, beinahe alle bei der Regierungsverwaltung angestellt oder als Generale und Offiziere in der Armee dienend, traten der Verschwörung bei. Im Jahre 1820 stellte sich die ganze russische Literatur auf die Seite der Opposition, und nahm gegen die Regierung ein drohendes Schweigen an. Rußland bietet in diesem Zeitabschnitt ein sonderbares Schauspiel. Ein mächtiger Monarch, von ganz Europa gepriesen, der nichts mehr bedurfte, als einen Ring oder eine Dose einem Schriftsteller ins Ausland zu senden, um ein Gedicht zu seinem Lobe zu erhalten, oder in den englischen und französischen Zeitungsblättern die schmeichelhaftesten Weihrauchdüfte zu genießen — derselbe gewaltige Alleinherrscher konnte in seinem Lande nicht einmal den geringsten Aufsatz von einer ausgezeichneten Feder, nicht einmal ein paar Verse von einem russischen Dichter zu seinem Lob und zum Preis seiner Politik erringen. Man suchte jetzt Leute auf, die bisher in Rußland ganz unbekannt gewesen waren, und forderte sie auf, etwas zum Lobe des Kaisers in irgend einem Buche oder in einer Zeitung zu schreiben, und nicht einmal dieses konnte man bewirken. Die öffentliche Meinung hätte jeden, der dies zu thun gewagt, verurtheilt. Während also die ganze Literatur eine ausgedehnte, unerbittliche Opposition bildet, erschallt aus ihrer Mitte eine Stimme, die alle andern übertönt und eine neue Periode eröffnet, nämlich die Alexander Puschkins. Das erste Ge-

dicht, welches dieser Dichter dem Publikum liefert, athmet düstern Jakobinismus, grausamen Haß gegen alles, gegen ganz Rußland. Bald wurde der Name Puschkin zum Losungswort aller Mißvergnügten. Von Petersburg bis Odessa und in den Kaukasus trug, übersetzte und sang man in allen Heereslagern seine Ode „An den Dolch", welche übrigens keine weitern Vorzüge besaß, als daß jeder Mißvergnügte seine eigenen Gefühle darin fand."

Ueber die Stimmung des Heeres, über die Stellung der demokratischen Partei, welche bereits Napoleon bei dessen Marsch auf Moskau Eröffnungen gemacht hatte, zu der Verschwörung und über die bedeutendsten Persönlichkeiten spricht der Liefländer C. von Martens mit Sachkenntniß. In seinen Denkwürdigkeiten, die in dieser Beziehung vollen Glauben verdienen, sagt er: „Die Strenge, mit welcher die Soldaten behandelt wurden, hatte diese auf das höchste erbittert. Unter ihnen befanden sich noch viele, welche Deutschland und Frankreich gesehen, neue Ansichten mit heimgebracht hatten und die Lehrer ihrer neuen Gefährten waren. Noch mehr aber waren die Offiziere erbittert, welche unzähligen Plackereien, ja selbst den härtesten Verfolgungen ausgesetzt waren, sobald sie als verdächtig im schwarzen Buch notirt waren. Aber am meisten wirkte die Unthätigkeit auf den Geist der Armee. Die Kraft suchte einen Gegenstand. Ohne einen bestimmten Zweck vor Augen zu haben, verlangte sie dringend eine Veränderung, eine Thätigkeit. Der Kaukasus war für die Armee das geworden, was Sibirien für die Verbrecher war. Ein möglicher Krieg mit den Türken reizte die Armee nicht. Ihr Blick hing an dem Westen Europa's, und da von dieser Seite keine Aussicht auf einen Krieg vorhanden war, so konzentrirte sich die ganze Kraft in dem Gedanken einer innern Umwälzung. Die politischen Ansichten waren überdies sehr verschieden in der Armee. Unter den höchsten Befehlshabern waren nur einige, welche der alt-aristokratischen Partei, die jede Neuerung verabscheute, anhingen. Die meisten Chefs gehörten zum Juste-Milieu. Der große Haufe der Offiziere hatte keine bestimmte Meinung, war aber unzufrieden und sehnte sich nach Veränderung. Dennoch gab es, besonders unter den jungen Offizieren und in den gelehrten Theilen des Heers, eine Partei mit ächt demokratischen Grundsätzen. Und diese Partei war im Heer nicht die schwächste und hatte einen großen Einfluß auf die gemeinen Soldaten, aber besonders auf die Unteroffiziere bürgerlichen Standes, welche bei den Vorzügen, die der Adel genoß, keine Hoffnung hatten, zu Offizieren ernannt zu werden. Aus allen diesen heterogenen Theilen bildeten sich nach und nach Vereine. Diese Vereine näherten sich gleichzeitigen Vereinen, welche in andern Provinzen slawischen Ursprungs, wie z. B. Polen u. s. w., entstanden waren, und so entstand ein Centralverein, den man den „slavonischen Bund" nannte. Dieser Bund hatte anfangs keinen bestimmten Zweck, sondern verfolgte nur den allgemeinen, das Interesse aller slavonischen Stämme in Rücksicht auf ihre Ausbildung und ihre Verfassung wahrzunehmen.

„Im Jahre 1823, im Monat Januar, fand in Kiew eine Versammlung von Unzufriedenen aus allen Gegenden statt. Man hatte diese Stadt und diese Zeit gewählt, weil daselbst ein bedeutender Markt jährlich gehalten wird und das Zuströmen von Fremden daher kein Aufsehen erregen konnte. Diese Zusammenkunft hatte jedoch nicht das gewünschte Resultat. Kein vernünftiger Plan wurde vorgelegt und die andern slavonischen Stämme sonderten sich ab. Eben so kam die demokratische Partei zu der Ueberzeugung, daß einige von Ehrgeiz und Rachsucht angetriebene Glieder der Armee sich an die Spitze der Ereignisse stellen wollten, und daß das Volk und ihre eigenen Ansichten bei einem gewaltsamen Ausbruch durchaus im Nachtheil stehen würden. Ihre Bemühung ging daher dahin, die demokratisch gesinnten Offiziere und andere ihrer Meinung anhängende Personen zu warnen und jeder Theilnahme an einem unreifen Plan zu entsagen. Nur sehr wenige dieser Partei wurden in die spätern Begebenheiten mitverflochten. Daher kam es denn auch, daß die Revolution von 1825 gänzlich scheiterte. Sie

hatte ihren Anhang nur im Juste-Milieu, und wurde von dem persönlichen Ehrgeiz einiger ihrer Urheber geleitet, welche den Geist der Armee benutzen zu können glaubten.

„Von den fünf Personen, welche wegen dieser Revolution auf einer Bastion der Citadelle aufgehängt wurden, war unstreitig der Oberst Pestel die interessanteste. Er war ein Mann von vielem Geist, ausgebreiteten Kenntnissen und großer Entschlossenheit, fähig, einen kühnen Plan schnell aufzufassen, aber unfähig, denselben mit Ruhe und Ueberlegung auszuführen. Die Triebfeder aller seiner Handlungen war ein grenzenloser Ehrgeiz. Die Diktatur, die er sich zugeeignet hatte, für den Fall, daß die Unternehmung glückte, sollte ihn auf einen Thron führen. Dahin ging sein Ziel. Kein volksthümlicher, kein weltbürgerlicher Sinn kam in seine Seele. Trotz seiner wissenschaftlichen Ausbildung fehlte es ihm doch an den erforderlichen kriegerischen und administrativen Kenntnissen, um die große Rolle, die er spielen wollte, durchzuführen. Der Oberstlieutenant Muraview, welcher im Süden des Reichs einen wahnsinnigen Versuch mit einer Handvoll Leute machte, gefangen genommen und gleichfalls gehängt wurde, war nichts mehr als ein ganz ordinärer Offizier, welcher, wenn er getrunken hatte, zu allen tollkühnen Unternehmungen ohne Plan, ohne Ziel fähig war. Die beiden jungen Bestuschef, Garde-Offiziere, welche bei den Vorfällen in St. Petersburg gefangen und gehängt wurden, waren brave, edle, junge Männer, die von dem Strom der Partei mit fortgerissen wurden. Ihr Schicksal ist zu bedauern. Aber vorzügliche Theilnahme verdiente der edle Dichter Rylejew, dem man eine bessere Sache und ein besseres Loos wünschen mußte.

„Von den andern, die nach Sibirien in die Bergwerke verbannt wurden, war der Fürst Trubetzkoi, ein Schwager des österreichischen Gesandten, Grafen v. Lebzeltern, derjenige, welcher das meiste Aufsehen erregt hat. Es gebührt mir nicht, diesen Mann zu beurtheilen; denn theils ist es noch nicht Zeit, den Schleier zu lüften, der seine politischen Verhältnisse jener Zeit noch deckt, theils gebietet mir mein Gefühl, ein schweres Unglück zu ehren. Was aber den gleichfalls nach Sibirien verwiesenen General Fürsten Sergej Wolkonski betrifft, so finde ich keinen Grund, meine Ansicht über ihn nicht laut auszusprechen. Er war ein äußerlich gebildeter, innerlich roher Mensch, von hartem, stolzem Charakter, großer persönlicher Tapferkeit, wenigen reellen Kenntnissen und von grenzenlosem Ehrgeiz beseelt. Ehrgeiz und Rachsucht waren die Triebfedern seiner Theilnahme an dieser Revolution. Er glaubte sich vom Kaiser Alexander persönlich beleidigt, und hatte ihm Rache geschworen. Die andern Opfer dieser unglücklichen Begebenheit sind mit wenigen Ausnahmen unbedeutende Werkzeuge."

Der Kaiser erwartete aus dem Süden die Nachricht von der Verhaftung Pestel's und anderer Verschworener. Am 24. und 25. Dezember zeigte er sich dem Publikum nicht, nahm aber am Abend des letzteren Tags die Huldigungen des Reichsraths, des Senats und des heiligen Synods entgegen. In später Abendstunde erhielt er von dem Gardelieutenant Rostowtsow die briefliche Meldung, daß die Garderegimenter bearbeitet würden. Es wurde daher beschlossen, dieselben nicht zusammen bei einer großen Heerschau, sondern einzeln in ihren Kasernen zu beeidigen. Inzwischen hatten die Verschworenen auch das Volk für sich zu gewinnen gesucht. Ein deutscher Augenzeuge jener Tage giebt uns ein anschauliches Bild von der Stimmung, welche damals in Petersburg künstlich hervorgerufen worden war. Seinem Werke „Unterhaltungen über Rußland" (Altenburg, 1853) entnehmen wir die folgende Stelle: „Es herrschte eine ängstliche Spannung. Der Cäsarewitsch in Warschau war dem Erbrecht nach Thronfolger. Dessen Jugend, so wie spätere Zügellosigkeit war im Gedächtniß des Landes, das Militär war für ihn, es sehnte sich nach seinem Szepter, weil er es bis in dessen Anmaßung und Frechheit begünstigte. Die Bewohner der Residenz fühlten sich bei der Todesnachricht durch Neugierde und innere Unruhe zu dem Spaziergang

in der Newski-Perspektive getrieben, man wollte näheres erfahren. Das Gift einer Partei, die bald darauf auf dem Senatsplatz ihren Plan enthüllte, und dessen Schleier der Verrath lüftete, war am nämlichen Nachmittag schon wirksam gewesen, indem es Ungewißheit und Ansichten erzeugte, die am Vormittag noch fremd waren. Ich gehe mit zwei Freunden in der Perspektive, als einer derselben von bekannten Kaufleuten, die ihre Frauen am Arm führten, begrüßt und angeredet wurde. „Nun, hochgeschätzter Alexei Philippowitsch, was giebt es neues?" — Nichts, als was wir alle schon wissen; entgegnete mein Freund. — „Wer wird denn nun Kaiser?" — Natürlich Konstantin Pawlowitsch, Nikolai Pawlowitsch hat ihm bereits gehuldigt. — „Aber man sagt ja, daß dies nur eine Maske sei, Konstantin will wohl den Thron, aber Nikolai will ihn auch, und soll im Testament des verstorbenen Kaisers dazu ernannt sein. Was wird denn nun daraus werden?" — Wer hat Ihnen denn diese Fabel erzählt? — „Alexei Philippowitsch, was ich sagte, können Sie überall hören." — Ach Gott behüte! gaben die Kaufmannsweiber auch ihren Senf dazu, Gott behüte, daß Nikolai Pawlowitsch Kaiser wird, denn der soll noch schlimmer als Konstantin sein. — „So! Was hat er denn schlimmes gethan?" — Wir wissen es nicht, aber man redet so, die Soldaten wollen ihn auch nicht, die wollen durchaus Konstantin. Wir gingen weiter. Woher diese bärtigen Kaufleute die Stimmung aufgefangen hatten, konnten wir an den Fingern abzählen, wir wußten, wer sich an der Reichen Tischen satt aß.*) Wahr war, daß das Gerücht in dieser Weise sich allgemein verbreitet hatte. Man braucht gar nicht zu erörtern, ob Nikolaus Pawlowitsch wußte, daß er zum Thron erlesen sei, oder nicht, um sein Handeln zu beurtheilen, gewiß ist, daß er vorsichtig handelte, und keinen Schritt in das Ungewisse that. Zu einem Bruderkriege fanden seine Gesinnungen nicht den Weg, und er hatte sich gemerkt, was ihm die Sonne bereits beschienen hatte. Er ging nicht vorwärts, um schlimmenstenfalls nicht nöthig zu haben, einen Schritt zurückzuthun. Er wartete, wenn auch nicht ruhig, doch entschlossen das Aufziehen des Vorhangs ab. Ein Bruder war reicher an Erfahrung und Alter, der andere reifer zum Thron an Sittlichkeit. Von Nikolaus war als Großfürst weder gutes noch schlechtes im Umlauf, er war im Publikum fast nicht gekannt, daher die natürliche Erscheinung, daß er nur nach Hörensagen beurtheilt wurde, als ihn das Gerede zum Thronfolger bezeichnete. Indessen lauschten bange Erwartungen in Petersburg, und im Innern des Reichs der Dinge, die da kommen sollten. Die Verschwörung war überall thätig, und hauchte in ausgestreuten glimmenden Schwamm, um ein Feuer anzuzünden."

Am 26. Morgens begann das Garderegiment Moskau den Aufstand. So sehr die Berichte auch über Einzelnheiten abweichen, stimmen doch alle darin überein, daß der Kaiser es allein war, welcher den Aufstand besiegte. Es war dies die einzige Gelegenheit seines Lebens, wo er bei einem ernsten Kampfe seine Person einsetzte, und er bewies bei diesem ersten und letzten Male, daß er Kugeln

---

*) Später sagt dieser Beobachter: „Wer hätte sich nicht innig gefreut, als das häusliche Glück des großfürstlichen Ehepaars aus dem Anitschkow-Palaste auch von dem des kaiserlichen im Winterpalast nicht verabschiedet, sondern eben so fortgesetzt wurde. Wie trübselig aber unkten die Frösche an der Newa! Die reichen Zuckersieder an der obern Newabrücke stöhnten, daß der Hof jetzt für 10,000 Rubel Zucker jährlich weniger bedürfe. Der Kaffeelieferant beschwerte sich über den Verlust von 12,000 Rubel wegen geringerer Abnahme seiner Waare. Die Hofkomptoiristen rümpften die Nasen über kaiserliche Knickerei, weil ihnen eine Einnahme von 100,000 Rubeln jährlich für falsche Holzangabe, 100,000 Rubel durch Stehlen bei dem Etat der kaiserlichen Gärten u. s. w. gestrichen waren. Alle Hoflieferanten seufzten ob der czarischen Kargheit, und Koch, Mundschenk, Ofenheizer, Fourier, Kutscher, Kammerdiener u. s. w. alle schnitten Gesichter über die Wendung in der süßen Gewohnheit und Gewandtheit des Stehlens, denn sie konnten nicht mehr en gros und en détail an Kaufleute und Herumträger ihr gestohlenes Gut verkaufen. Wenigstens sah man die letztern nun seltener mit Hofkaffee, Hofzucker, Hofweinen, Hof-Wachs- und Hof-Talglichtern u. s. w. von Haus zu Haus wandern, und auf Bestellung in jeder beliebigen Quantität liefern."

pfeifen hörte, eine Kaltblütigkeit und Unerschrockenheit, ohne die er verloren gewesen wäre. Mehrere der Generale, die zu den meuterischen Truppen geredet hatten, waren verwundet oder getödtet worden, als der Kaiser erschien. Einem anstürmenden Reiterregiment sprengte er entgegen und rief gebieterisch: „Umgekehrt, in Eure Kasernen, ich bin der Czar." Als hätte der Donner es getroffen, stutzte und gehorchte das Regiment. Zuletzt entschied die Artillerie, deren erstes Geschütz der Großfürst Michael mit eigener Hand abfeuerte. Von den Häuptern der Verschworenen entkam nicht eines; sie geriethen meistens noch an demselben oder doch in den folgenden Tagen in die Hände der Gewalt.

Der Marquis v. Custine erzählt über den Aufstand folgendes, was er aus dem Munde des Kaisers selbst vernommen. „An demselben Tage, wo Nikolaus den Thron bestieg, brach der Aufstand in der Garde aus; sobald sie die Empörung der Truppen vernommen, begaben sich der Kaiser und die Kaiserin allein in die Kapelle, knieten an den Stufen des Altars und schworen sich einander vor Gott, wenn sie des Aufstandes nicht Meister werden könnten, als Herrscher zu sterben. Der Kaiser nahm die Sache sehr ernst, denn er hatte erfahren, daß der Erzbischof schon vergebens die Soldaten zu beruhigen versucht, und in Rußland ist, wenn die geistliche Gewalt nicht mehr ausreicht, die Unordnung furchtbar. Nachdem er das Zeichen des Kreuzes gemacht, ging der Kaiser hinaus, die Rebellen durch sein bloßes Erscheinen und durch die ruhige Energie seines Auftretens zu Paaren zu treiben." — „Sire", so unterbrach Custine die Erzählung dieser Auftritte, „Ew. Majestät hatten an der richtigen Quelle Kraft geschöpft." — „Ich wußte nicht, was ich thun und sagen würde; es war eine Inspiration." — „Wer solche Inspirationen empfängt, muß sie verdienen." — „Ich habe nichts außerordentliches gethan. Ich sagte zu den Soldaten: Tretet in eure Glieder zurück! Und als das Regiment in Revue vorüberging, kommandirte ich: Auf die Kniee! Alle gehorchten. Was mich stark machte, war, daß ich auf den Tod gefaßt war. Ich bin dankbar, daß es mir gelang, aber ich bin nicht stolz darauf, denn ich habe kein Verdienst dabei."

„Nikolaus ist der Ludwig XIV. der Slaven", ruft Custine nach dieser Unterredung bewundernd aus, und fügt dann hinzu: „Augenzeugen haben mich versichert, daß der Kaiser mit jedem Schritt, den er den Meuterern entgegentrat, größer wurde. In seiner Jugend war er schweigsam, melancholisch und ein Kleinigkeitskrämer gewesen, er wurde ein Held, sobald er den Thron bestieg. Für ihn ist der Thron das, was die Bühne für einen großen Schauspieler. Sein Auftreten gegenüber der aufständischen Garde war, wie man erzählt, so imponirend, daß einer der Verschworenen, während er zu den Truppen redete, viermal an ihn herantrat, um ihn zu tödten, und daß ihm viermal der Muth dazu gebrach. So lange der Kaiser den Truppen gegenüber sich befand, setzte er nicht ein einziges Mal sein Pferd in Galopp, so ruhig war er, nur war er sehr bleich. Er versuchte seine Macht, und der Erfolg seines Versuchs sicherte ihm den Gehorsam seiner Nation. Ein solcher Mann darf nicht mit dem Maßstab gemessen werden, den man an gewöhnliche Menschen legt. Seine ernste und gebietende Stimme, sein magnetischer und fest auf den Gegenstand, dem es gilt, gerichteter Blick, der freilich häufig kalt und starr ist, weil er, denn er ist offen, noch mehr seine Leidenschaften zu beherrschen, als seine Gedanken zu verhehlen gewöhnt ist, seine stolze Stirn, seine Züge, die etwas von Apoll und Jupiter haben, seine nicht sehr bewegliche, imponirende, gebietende Physiognomie, seine mehr edle als milde, eher monumentale als menschliche Gestalt übt auf jeden, der sich seiner Person nähert, eine unwiderstehliche Macht. Er beherrscht den Willen anderer, weil man sieht, daß er der Herr seines eigenen Willens ist."

Die Verschwörung des Südens scheiterte wie die von Petersburg, nachdem auch sie der Staatsgewalt einen blutigen Kampf geliefert hatte. Der ganze Gang des Aufruhrs sollte von Anbeginn an verfolgt, jeder noch so entfernte Keim des-

selben „zermalmt" werden, und der Kaiser nahm sich dieser Aufgabe mit solchem Ernst an, daß er vielen Verhören persönlich beiwohnte. Auch sein Bruder Michael war häufig gegenwärtig und wurde einmal durch die rücksichtslosen Aeußerungen eines der Verschworenen so verletzt, daß er ausrief: „Stopft ihm seine Worte mit dem Bajonnet in den Hals *)." Gegen das Verfahren selbst ließe sich vom europäischen Standpunkte vieles einwenden. Es war ein parteiisches, die Formen verletzendes, doch wurden seine Resultate bedeutend gemildert, indem der Kaiser nur genau so viel Strenge walten ließ, als gerade nöthig war, um den unzufriedenen Adel unschädlich zu machen. Dieses Ziel wurde erreicht und außerdem lernte der Kaiser seine persönlichen Freunde, die Benckendorff, Orlow und Adlerberg, kennen. Von den politischen Folgen der Verschwörung werden wir später noch zu sprechen haben.

Auf seinem Throne befestigt, ließ sich der Kaiser am 3. September 1826 in Moskau krönen. Kurz vorher überraschte ihn das plötzliche Eintreffen seines Bruders Konstantin in der Krönungsstadt, von dem er vorher nicht benachrichtigt worden war. Der Graf Beaumont-Vassy erzählt: „Als man dem Kaiser meldete, daß sein Bruder Konstantin die Stufen des Palastes heraufsteige, ertönte ein Ruf freudiger Ueberraschung von seinen Lippen und er eilte Konstantin entgegen, der sich ehrfurchtsvoll vor dem Czar verbeugte und ihm, in würdiger Vollendung des freiwillig übernommenen Opfers, zum Zeichen des Gehorsams die Hand küßte, und als am Tage nach diesem interessanten Auftritt, welcher den ganzen Palast mit Freude erfüllt hatte, eine religiöse und militärische Festlichkeit ganze Schaaren von Volk und Soldaten um den Kreml versammelte, begrüßte die ungeheuerste Begeisterung die Ankunft des Kaisers, der an der einen Hand den Cäsarewitsch und an der andern den Großfürsten Michael führte." Die Krönungsfeierlichkeit selbst fand im Kreml statt, genau nach dem Ceremoniel, das bei Alexander beobachtet worden war. Eine hohe Estrade war für die beiden Throne gebaut, von denen der eine, der des Kaisers, mit kostbaren Steinen bedeckt und früher von den Armeniern von Ispahan dem Czar Alexis Michaelowitsch geschenkt worden war, während der andere, der der Kaiserin, von Gold und nicht weniger reich mit Rubinen, Perlen und Türkisen verziert, dem Michael Feodorowitsch, dem Stifter der Dynastie Romanow, gehört hatte. Nachdem der Psalter gesungen worden, hielt Seraphim eine kurze Rede an den Kaiser, indem er ihm das apostolische Symbol überreichte, welches Nikolaus mit lauter Stimme las. Darauf befahl der Kaiser, den kaiserlichen Mantel zu bringen, bekleidete sich mit demselben und verbeugte sich vor dem Metropoliten, der ihn mit dem Leben bringenden Kreuze berührte; endlich nahm er die Krone und setzte sie sich aufs Haupt, während der Erzbischof ihn segnete und eine neue Anrede hielt. Alexandra Feodorowna kniete nun vor dem Czar nieder, um von ihm gekrönt und mit dem kaiserlichen, mit dem Bande des St. Andreas-Ordens geschmückten Mantel bekleidet zu werden. Alle der Feierlichkeit Beiwohnende, die Prinzen der Familie an der Spitze, brachten jetzt dem hohen Paare ihre Huldigung dar. Der Großfürst Konstantin beugte vor seinem Bruder das Knie; der Kaiser hob ihn auf und schloß ihn in seine Arme.

---

*) Der Charakter dieses Großfürsten verrieth sich auch in den Scherzen, zu denen er sich zuweilen herabließ. So ließ er eines Tags einen armen Juden auf sein Zimmer führen und fragte ihn, ob er gern Punsch trinke. Der Mann bejahte zitternd, worauf der Großfürst die Punschbestandtheile, heißes Wasser, Zucker, Zitronen und Rum kommen ließ und den Juden zwang, jeden derselben einzeln zu genießen. „Nicht wahr, der Punsch war vortrefflich?" mit dieser Frage wurde der Gequälte entlassen. Wie ein Mann, der so scherzte, im Zorn war, kann man sich denken.

Unter Verantwortlichkeit des Ergänzungsblätterverlags in Meißen. — Redakteur Dr. Fr. Steger.
Druck von A. C. Cato in Meißen.

Nikolaus I. Pawlowitsch, Kaiser von Rußland. Mit dem politischen Liberalismus, der selbst in der letzten Zeit Alexanders noch hatte Hoffnungen fassen dürfen, war es in Rußland nun vorbei. Durch die Verschwörung hatten sich Tendenzen verrathen, welche den Kaiser bestimmten, allen den Reformen, deren Nothwendigkeit in der allgemeinen Mißstimmung hervorgetreten war, Bestimmungen beizufügen, die der Regierung nicht blos gestatteten, den Fortschritt zu zügeln, sondern ihr sogar durch die Reform eine Machtvermehrung brachten. Dies gilt namentlich von dem Swod, jener allgemeinen Sammlung der Gesetze, deren Entwurf man unter den Papieren der Verschworenen vorgefunden hatte und mit wesentlichen Abänderungen adoptirte. Sehr wohlthätig war allerdings die Systematisirung der Wirrsale widersprechender Ukase und dunkler Verordnungen, in denen sich Niemand mehr zurecht finden konnte und wo daher die Unredlichkeit wie in einer eigends für sie bereiteten Heimath nistete, sehr wohlthätig die Regelung der rechtlichen Verhältnisse in Beziehung auf das Eigenthum und die Einführung fester Gerichtsformen, aber auf der andern Seite vernichtete der Swod alle Rechte und Garantien, mochten dieselben auch noch so feierlich verbrieft sein, welche einzelne Provinzen, Stämme oder Stände besaßen, und machte dem historisch entstandenen, naturwüchsigen, selbstständigen Leben, wo sich ein solches erhalten hatte, zu Nutz und Frommen der unumschränkten Czarengewalt eine Ende. Die Ostseeprovinzen verloren die Rechte, die in den dortigen eigenthümlichen Verhältnissen begründet sind, die Adelsversammlungen und Provinziallandtage wurden zur bloßen Form ohne Kern, selbst die Kosaken mußten ihrer Verfassung entsagen, deren belebenden Einfluß auf dieses Kriegervolk die seitdem so auffallend verminderte Kriegstüchtigkeit desselben bewiesen hat. Noch ungleich entschiedener als der Swod förderten die Finanzreformen Cancrin's die autokratischen Interessen. Durch sie wurden die überschüssigen Kapitalien in die Staatskassen geleitet, durch sie wurde der Kaiser zum Schuldner wie zum Gläubiger der ganzen Geschäftswelt, namentlich der Grundbesitzer, zum Herrn der Geldkräfte Rußlands.

Da die Reformen hauptsächlich die Vermehrung der kaiserlichen Macht zum Zwecke hatten, konnten sie sich selbstredend nicht auf solche Verhältnisse richten, bei denen die Entwicklung der Volkskraft ins Spiel gezogen wird. Die russische Politik weiß sehr gut, daß den materiellen Interessen die geistigen eng verbunden sind, daß der geistige Fortschritt dem volkswirthschaftlichen so sicher folgt, wie die Blüthe dem Blatt, und daß ein Volk, welches in der Landwirthschaft, in den Gewerben und im Handel eine hohe Stufe erreicht hat, auf die Länge nicht dulden wird, daß man es auf einer niedern politischen Stufe hält. Diese Ueberzeugung hat eine entsprechende Politik hervorgerufen. Ungeachtet eines Prohibitivsystems, das sich selbst als auf die Erzeugung einer russischen Industrie gerichtet angekündigt hat, sind in den russischen Gewerben seit Nikolaus' Thronbesteigung keine irgend nennenswerthen Verbesserungen eingetreten, bei welchem Resultat die hemmenden Maßregeln der Regierung eben so betheiligt sind als die schlimmen Eigenschaften der Bevölkerung. Eben so hat man die Landwirthschaft geflissentlich darniedergehalten, indem man ihr die unentbehrlichen Straßen hartnäckig verweigert hat. Eisenbahnen hat Rußland allerdings bekommen, aber nur solche, die der Kaiser zu militärischen Zwecken gebieterisch forderte. Selbst bei diesen hatte er das Widerstreben seines Finanzministers Cancrin zu besiegen, der auch in dieser Beziehung seinem Motto: „Ein Hund, den man fett werden läßt, wird toll," treu blieb und über die Eisenbahnen wörtlich sagte: „Das sind Dummheiten, in zwanzig Jahren wird es keine einzige Eisenbahn auf der Erde mehr geben. Freilich stehe ich jetzt Allen mit dieser Ansicht allein gegenüber. Ich weiß es wohl, daß die Eisenbahnen auch hierher kommen werden. Denn das ist wie die Cholera, das macht seine

Reise um die Welt. Der Kaiser will es durchaus, und so muß es gemacht werden. Aber wenn ich einmal todt bin, wird er an mich und meinen Widerspruch denken.“ Daß für die Leibeigenen sehr wenig geschah, haben wir bereits (Vgl. den Artikel: „Die russischen Leibeigenen“, S. 153 fgg.) ausführlicher erörtert und auch die Gründe genannt, welche es bedenklich machen, diesen wunden Fleck zu berühren, von dessen Heilung gleichwohl die Zukunft Rußlands abhängt.

Ueber die Verdienstlichkeit der Reformen, die bei dem Heerwesen vorgenommen wurden, lauten die Urtheile sehr verschieden. Da wir nicht selbst kompetent sind, wollen wir die Ansicht eines eben so unparteiischen als kenntnißreichen englischen Offiziers mittheilen. Der Oberst Poulett Cameron, der in dem Halbinselkriege mitgefochten hat und eine Zeit lang in Persien Gesandter gewesen ist, sagt in seinen: Personal adventures and Excursions in Georgia, Circassia and Russia (London, 1845, 2 vols): „Es dürfte nicht am unrechten Platz sein, einen flüchtigen Blick auf das Militärgesetzbuch zu werfen, dessen Verbesserung und allmälige Milderung, ohne Nachtheil für die dienstliche Mannszucht, der thätige Geist des Kaisers sich unablässig aufs kräftigste angelegen sein ließ. In der That war vor seiner Thronbesteigung das System, selbst unter dem menschenfreundlichen und aufgeklärten Alexander, im ganzen genommen fast eben so streng und grausam wie zur Zeit seines Vorgängers, und alle Klassen schienen nur durch Ein Band an einander geknüpft — das des Schreckens. Hierin liegt eine volle Bestätigung dessen, was ich mehrfach von Offizieren von Rang und Auszeichnung im französischen Heer während des Kaiserreichs vernahm, von Männern, auf deren Urtheilsfähigkeit und Mäßigung ich das vollste Vertrauen setzen konnte: daß nämlich die Zusammensetzung des russischen Heers in Betreff des „Materials“ vielleicht die schönste in der Welt sei; daß aber, da es unter einem intoleranten und grausamen Disziplinarsystem, welches die Menschen zu bloßen Maschinen herabwürdige, herangebildet werde, das Korps, wie die meisten Maschinen, wenn durch den Fall seines Führers und einer oder zweier der höhern ihm im Rang nächststehenden Offiziere die Schwungkraft oder das verbindende Glied gelähmt sei, selbst geopfert werde, da von den jüngern Offizieren keiner im Stande sei, den Oberbefehl zu übernehmen. Eine andere Folge dieses Systems ist, daß es die Truppen so äußerst empfindlich macht für die Flankenbewegungen, oder für einen plötzlichen Anfall von einer unerwarteten Seite her, was bei mehr als einer Gelegenheit im Laufe des letzten türkischen Kriegs der Fall war, und die verderblichsten Folgen nach sich zog. Bis damals war der Vorpostendienst unabänderlich den Kosaken anvertraut; im ersten jener Feldzüge aber wurde er den regelmäßigen Truppen überwiesen, bis die Ueberfälle und Niederlagen, welche darauf folgten, rasch zur Wiederherstellung des alten Systems führten: auf eine Wiederholung dieses Experiments ist man nie wieder zurückgekommen.

„Vor zwölf Jahren noch waren nicht nur die subordinirten Offiziere eines Regiments, die Hauptleute und Lieutenants, körperlicher Züchtigung von den Händen ihrer Vorgesetzten preisgegeben, sondern es war bei ihnen sogar nichts ungewöhnliches, daß sie an den Tafeln ihrer Befehlshaber, gleich andern Dienern, die Aufwärter machten. *) Dieses System erregte indessen sehr bald den Unwillen des

*) Ritter v. B., kaiserlicher Generalkonsul in London, sagte mir nach Durchlesung dieses Kapitels, ich sei hier im Irrthum; das fragliche System habe lange vor der von mir erwähnten Zeit aufgehört. Die genauesten späteren Nachforschungen bestätigen mir indessen die Richtigkeit der Behauptung, und obgleich es mißbilligt und von den kommandirenden Offizieren der Garden und anderer Elite-Regimenter im russischen Dienst nie gestattet wurde, so ward doch erst nach der Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus diese entwürdigende Unterwerfung unter die höhere Autorität peremtorisch und ein- für allemal abgeschafft. Als ein Beispiel unter den vielen, die ich zur Bekräftigung meiner Behauptung anführen könnte, will ich erwähnen, daß Slade in seinem Reisewerk bemerkt, er sei noch in dem türkischen Krieg von 1828 und 1829 persönlich Zeuge davon gewesen.

Kaisers Nikolaus, und eine Entscheidung desselben über einen höchst beklagenswerthen Fall machte im ganzen Reiche eine Sensation, die nicht so leicht vergessen werden wird. Ein Husaren-Offizier war mit wichtigen Depeschen für die Regierung auf der Reise nach St. Petersburg begriffen; er hatte in einem der Posthäuser seine Pferde gewechselt, und stand im Begriff, seinen Weg wieder fortzusetzen, als der Wagen eines General-Offiziers ans Thor fuhr, dessen Insasse, sehend, daß sich keine andern Pferde bekommen ließen, sofort den Befehl gab zur Wegnahme der dem Wagen des Husaren vorgespannten. Der Offizier that achtungsvoll Einsprache gegen diesen Schritt, zuerst auf Grund seiner frühern Ankunft am Posthause, und sodann mit Bezug auf die Beschaffenheit seiner Geschäfte, welche sehr dringend seien. Die einzige Erwiderung auf diese Vorstellungen war, daß der General aus seinem Wagen sprang und dem Husaren-Offizier mit geballter Faust einen heftigen Schlag ins Gesicht versetzte. Das Blut entströmte den Wangen des jungen Mannes, und Feuergluth überzog sein Gesicht bei dieser durch nichts veranlaßten muthwilligen Beleidigung. Er war aus dem Süden — die Grenze war kaum überschritten und er noch bewaffnet. In der Wuth des Augenblicks griff er mit zitternder Hand nach der Pistole in seinem Gürtel — ein Blitz, dem ein plötzlicher Fall folgte, sagte was geschehen: sein brutaler Oberer sank, durchs Herz geschossen, todt zu seinen Füßen. Der Mörder ward ergriffen und vor Gericht geführt, schuldig befunden und zur Arbeit in den Bergwerken Sibiriens verurtheilt. Nachdem der Kaiser die Prozeßakten, die ihm vorgelegt worden, eingesehen, ertheilte er dem Kriegsgericht den Befehl, sich, da es in einen der wesentlichsten Punkte nicht eingegangen, nochmals zu versammeln, und zu prüfen, ob die Pistole im Augenblick des Abfeuerns in der Hand des Offiziers und ob sie geladen gewesen. Nachdem dieses Versehen berichtigt und der frühere Wahrspruch bestätigt war, wurde der Befund und das Urtheil des Kriegsgerichts bald darauf dem Heer verkündigt, mit den demselben beigefügten Worten: „mißbilligt und für nichtig erklärt!" Einige kurze, aber energische Bemerkungen des Kaisers erwähnten der Gründe für die Ansicht, die er über diese Sache gewonnen; sie besagten: beide Theile seien, dem Rang und Stande nach, in dem sie lebten, Gentlemen,*) und die Schmach und Demüthigung eines Schlags rechtfertige unter den betreffenden Umständen den unglücklichen Ausgang, da die Schwäche der menschlichen Natur in solchem Fall der Leidenschaft Zaum und Zügel schießen lasse.

„Diese Entscheidung, welche große Ueberraschung erregte, rief unter allen Rangstufen, mit Ausnahme der brutalen und niedriggesinnten Menschen (deren es unglücklicher Weise nur zu viele giebt) die ungeheucheltste Freude hervor, da die wohlthätigen Wirkungen derselben mehr und mehr in ihrer ganzen Bedeutung an den Tag traten. Dessenungeachtet steht den Verbesserungen noch ein großes Feld offen, und zwar in einer Art, daß dadurch die Kraft der Mannszucht nicht nur nicht geschwächt, sondern vielmehr erhöht würde. Die Gewohnheit, den Offizieren aller Grade, vom General abwärts, ihren Rang zu entziehen, ist unbedingt schlecht, nicht blos darum, weil sie die Grenzlinie, welche stets zwischen Offizieren und Soldaten bestehen sollte, völlig aufhebt, sondern auch wegen der Ungleichheit und, in manchen Fällen, wegen der wirklichen Nutzlosigkeit der Strafe, wie folgende Beispiele bezeugen. Ein Dragoner-Offizier des Regiments Nischney-Novogorod,**)

*) Vourinien ist, glaube ich, das Wort hierfür. Es bedeutet buchstäblich „Edelmann", entspricht aber dem Ausdruck gentleman in unserer Auffassung desselben.

**) Dies ist das einzige Regiment regulärer Reiterei in der Armee des Kaukasus; es steht gewöhnlich in Karagatsch, und war während meines Aufenthalts in Georgien von dem hochsinnigen, tapfern und galanten Oberst B—b—ff befehligt. In diesem Korps dienten eine Anzahl polnische Jünglinge (einige derselben aus den ersten Familien des Landes) als gemeine Soldaten, weil sie thätigen Antheil an der letzten Erhebung genommen hatten, und es gereicht dem Charakter dieses vortrefflichen Offiziers zu nicht geringem Lobe, daß er gegen diese unglücklichen jungen Leute jede Rücksicht und Freundlichkeit beobachtet. Bei der

der von seinem kommandirenden Offizier auf der Parade, Angesichts des ganzen Korps, einen Verweis erhielt, schlug diesen kurzweg nieder. Dafür (in jedem andern Heer der Welt würde er verdientermaßen erschossen worden sein) ward er vor ein Kriegsgericht gestellt und seines Ranges verlustig erklärt. Er war ein tapferer und unternehmender, aber eigensinniger und halsstarriger junger Mann. Als aber das Korps wenige Wochen später gegen die Lesghier, die stolzen und kühnen Stämme des östlichen Kaukasus, beordert wurde, war er binnen zwölf Monaten wieder in seinen früheren Rang gerückt.

„Dieser Fall bildet einen traurigen Gegensatz zu dem folgenden. Während der Jahreszeit, in welcher die Gesellschaft der Benutzung der Bäder halber sich in Piätigorsk versammelte, befand sich unter den Besuchern ein in seinen Lebensjahren ziemlich vorgerückter, hochgestellter und reicher Edelmann, der erst kurz zuvor eine sehr reizende, um etwa dreißig Jahre jüngere Dame geheirathet hatte, mehr, wie ein Gerücht wissen wollte, auf dringenden Antrieb ihrer Eltern als aus persönlicher Neigung ihrerseits. Wie dem sein mag, es wurde bald offenkundig, daß sie nicht in bester Harmonie mit einander lebten, und man flüsterte sich zu, die Dame scheine über die Aufmerksamkeiten eines jungen und ungemein hübschen Jägeroffiziers nichts weniger als mißvergnügt. Was möglicher Weise nur auf Hörensagen beruhte, ward, und zwar in nicht sehr zarten Worten, als Thatsache an der Wirthstafel von einem ungeschliffenen rohen Menschen, einem Hauptmann in einem Infanterieregiment, wiederholt, der nicht wußte, daß der Gatte der betreffenden Dame anwesend war. Dieser verließ die Tafel, ging nach Hause, und schlug ohne weitere Besprechung seine harmlose und unschuldige Frau (denn sie war unschuldig) zu Boden, wo sie blutend und bewußtlos, von jenem jungen Jägeroffizier gefunden wurde, der von den andern Anwesenden erfuhr, zu was er, ohne sein Wissen, Anlaß gegeben. Er suchte nach dem Thäter, und fand ihn schnell. Nach den Präliminarien eines tüchtigen Peitschenhiebes inmitten eines großen Kreises von Zuschauern, von denen nicht einer ins Mittel trat, forderte er ihn. Eben so feig als roh, trug dieser das Cartel zum kommandirenden Offizier seines Gegners, dem, obwohl er den Denunzianten verabscheute, bei der Strenge der Militärgesetze keine Wahl blieb. Der Offizier ward in Arrest gesetzt, vor ein Kriegsgericht gestellt und seines Ranges verlustig erklärt, und aller Wahrscheinlichkeit nach bleibt er, obgleich schon Jahre verflossen, in dieser Lage.

„Ein zweiter Grund des Tadels ist die allen Graden, vom Fähnrich aufwärts, zustehende Berechtigung, den Soldaten, mit oder ohne Grund, körperlich züchtigen lassen zu dürfen — ein Vorrecht, das unglücklicher Weise nur zu oft zur Befriedigung einer plötzlichen Laune, einer Privatrache oder einer augenblicklichen Leidenschaft benutzt wird. Ich habe oben bemerkt, das leitende Prinzip des russischen Militärgesetzbuchs sei Furcht, daraus folgt, daß (mit glücklicher Weise vielen glänzenden Ausnahmen) der Offizier nur geringe Aufmerksamkeit darauf wendet, die Anhänglichkeit und Achtung des Gemeinen zu erwerben, obgleich vielleicht kein Wesen in der Welt fähiger ist, die Leutseligkeit seitens seiner Obern zu würdigen, als der russische Soldat. Von diesem gänzlichen Mangel an Sympathie, ich möchte sagen, an gewöhnlichem Gefühl, war ich selbst Zeuge. In Gesellschaft mit meinem Freunde B., von der kaiserlichen Garde, verließ ich den Badeplatz zu Piätigorsk. Als ich in den zierlichen und schönen Garten trat, welcher den Eingang zu dieser Anstalt bildet, bemerkte ich etwa zwölf oder vierzehn kranke oder verwundete Soldaten, die da und dort herumsaßen und die sich allesammt bei meiner Annäherung erhoben. Ich deutete meinem Begleiter an, er möge sie wieder nieder-

---

Inspektion seines Regiments durch den Kaiser während dessen Aufenthalts in Tiflis erhielt er das höchste Merkmal kaiserlicher Zufriedenheit über das Aussehen, die Tüchtigkeit und Mannszucht in dem ihm anvertrauten Regiment, indem der Kaiser sein eigenes Kreuz von der Brust nahm und es, vor der ganzen Parade, dem Befehlshaber anheftete.

sitzen lassen, und bemerkte, da ich auf dem Platz in ernster Unterhaltung mit ihm begriffen war, erst nach ungefähr zehn Minuten, daß sie immer noch standen, und dies einigen davon augenscheinlich große Schmerzen verursachte. Ich wiederholte meinen Wunsch lauter; die armen Geschöpfe blickten von uns weg nach einem russischen Offizier, der hinten stand, und den wir bisher nicht bemerkt hatten, auf dessen breitem, nichtssagendem und gemeinem Gesichte der schärfste Physiognomist nichts als die gleichgültigste Apathie hätte wahrnehmen können. W. warf einen Blick auf ihn, wandte sich dann an die Invaliden, und sagte in lautem und gebieterischem Ton: „Der englische Oberst befiehlt euch niederzusitzen". Die armen Bursche warfen uns dankbare Blicke zu und gehorchten, während der Automat unter militärischer Begrüßung an uns vorüberging. „Ich fürchte, Sie werden eine schlechte Meinung von uns haben," bemerkte mir W.; „allein seien Sie überzeugt, daß, obgleich unglücklicher Weise nur zu viele herzlose Menschen, wie dieser da, in unserm Dienst sich befinden, wir doch nicht alle so sind."

„Der letzte Punkt, über den ich noch einige Bemerkungen machen will, ist die alles Maß überschreitende Ausdehnung der körperlichen Züchtigung, welche ihren Gipfelpunkt in dem sogenannten „Panzerhandschuhlaufen" erreicht hat — einer Strafart, die ganz verschieden ist von der in früheren Jahren auch in den brittischen und preußischen Heeren üblichen, und in folgender Weise vollzogen wird. Eine Anzahl Leute, bald eine einzelne Schwadron, bald ein ganzes Regiment, je nach der Zahl der zu verhängenden Streiche, bilden sich in einzelne einwärts schauende Reihen; jeder Soldat hat eine starke, etwa vier Fuß lange eichene Ruthe, von der Dicke des Mittelfingers. Der unglückliche Gefangene, bis zur Hüfte entblößt und an den Händen gefesselt, wird dann durch die Reihen hindurch geführt, indem zwei Soldaten die Spitzen ihrer Säbel oder Bajonnette an seine Brust halten, um zu verhindern, daß er in einem schnelleren als dem vorgeschriebenen Schritte marschire, und um gewiß zu sein, daß er auf seinem Durchmarsche von jedem einzelnen Mann einen mit seiner ganzen Kraft geführten Streich erhalte. Dies dauert fort bis der Gepeitschte in völliger Erschöpfung bewegungslos zu Boden sinkt. Hierauf wird der bewußtlose Körper des Delinquenten auf eine Schleife oder einen Schubkarren gelegt und fortgeschleppt, um später noch den Rest seiner Strafe in gleicher Weise zu erstehen. Es läßt sich natürlich denken, daß bei einer solchen Strafe nicht wenige auf dem Platz ihren Geist aushauchen, während andere unter den gräßlichsten Qualen in den Regimentsspitälern schmachten, bis der Tod ihren Leiden ein glückliches Ende setzt. Das scheußlichste jedoch ist, daß, wenn der erstere Fall eintritt, der Leichnam noch einmal durch die Reihen geschleppt wird, bis er die bestimmte Anzahl Hiebe erhalten hat, denn diese muß er bekommen, sei es lebend oder todt. Wehe aber dem Unglücklichen, dessen Mitleid oder Nervenschwäche ihn unfähig macht, den Streich mit der vorgeschriebenen Stärke zu führen. Sofort wird er ergriffen und hat eine ähnliche Strafe auszuhalten. (?)

„Einer dieser fürchterlichen Auftritte trug sich in Eriwan zu, kurze Zeit nach meiner Durchreise nach Tiflis. Ein dort stehendes Regiment, in Verzweiflung gebracht durch die unaufhörliche Tyrannei und Mißhandlung, brach in offene Meuterei aus, in Folge deren der Kommandant, von einer Kugel durchbohrt, fiel. Die Meuterei war schnell unterdrückt, und die Rädelsführer wurden ergriffen, jedoch nur vier derselben vor das Kriegsgericht gestellt; sie wurden schuldig befunden und zum Tode verurtheilt. Von diesen erlitt derjenige, welcher den verhängnißvollen Schuß abgefeuert hatte, die Todesstrafe; den übrigen wurde sie in zweitausend Ruthenhiebe abgeändert. Das Resultat braucht kaum erwähnt zu werden; sie starben während der Auflegung derselben unter den gräßlichsten Todeskämpfen — der wirkliche Mörder aber kam am leichtesten davon. Welche Umänderung war dies! Ich muß indessen bemerken, daß mir ein russischer Offizier, mit dem ich später hierüber sprach, sagte: ein Todesurtheil verursache den Soldaten ein solches Entsetzen, daß, wie es in vorliegendem Fall geschah, die wirklich härtere und weit

furchtbarere Strafe der beiden andern mit vergleichsweiser Gleichgültigkeit hingenommen wurde, wahrscheinlich aus keinem andern Grunde, als wegen ihres oftmaligen Vorkommens. Er fügte schließlich bei, daß, wenn den Soldaten die Wahl gelassen werde zwischen der höchsten Strafe des Militärgesetzes oder selbst fünftausend Ruthenhieben, im ganzen russischen Heere sich nicht ein Soldat finden würde, der nicht unbedenklich letztere vorzöge, in der Hoffnung, daß, wenn auch andere unter dem zehnten Theil der Zahl schon zu Boden gesunken, er doch das Glück haben werde, mit dem Leben davon zu kommen."

Unter den Zügen von Nikolaus' Regierung tritt keiner schärfer und dauernder hervor, als die Gewalt, welche der Kaiser dem Militär in allen Zweigen der Verwaltung einräumte. Mit seinen ersten Versuchen, „Ordnung zu machen", das heißt die grauenerregenden Mißbräuche der Beamten zu beseitigen, war er gescheitert. Er selbst hatte die Reformpläne des Senators Peter Poletika, obgleich sich dieselben vorläufig nur auf die Petersburger Regierung bezogen, zurücklegen müssen. Andere Resultate glaubte er zu erlangen, wenn er sämmtliche Regierungen, sämmtliche Behörden von der ersten bis zur letzten, sämmtliche Anstalten und Magazine unter militärische Aufsicht stelle. Wie dieses Soldatenregiment, das in Rußland bis zu einer unerhörten Höhe hinaufgeschroben wurde, mit den politischen Anschauungen und Bestrebungen des Kaisers im innigsten Zusammenhang stand, hat eines der besten über das nordische Reich erschienenen Bücher „Rußland und die Gegenwart" (Leipzig, 1851) vortrefflich dargelegt. Sein Streben ging nicht blos dahin, das Chaos der Unordnungen in allen Verwaltungszweigen zu bewältigen, sondern er wollte auch die Form des Absolutismus, die unter Alexander eine mildere geworden war, wieder auf die Standpunkte früherer Zeiten zurückführen. Das war bei dem jungen Czaren keineswegs blanke Lust am Autokratismus; eine solche ist nur schwachen Charakteren eigen, und in fünfundzwanzigjähriger Herrschaftsübung hat sich Nikolaus fortwährend als starker Charakter erwiesen. Es war vielmehr ein Mißverständniß der Zeit und Verhältnisse, hervorgegangen aus den Bedingungen einer mangelhaften Vorbereitung auf den überkommenen Beruf, genährt durch Traditionen und Zufälligkeiten früherer persönlicher Stellungen. Im Angesicht der Unordnungen, ja Zerrüttungen in der Staatsverwaltung, wie sie unter Alexander, ganz abgesehen von allen andern begünstigenden Umständen, vorzüglich aus der plötzlichen Umkehr von einer freisinnigen Handhabung des Staatslebens zum Absolutismus und dennoch mit Verläugnung seiner abschreckenden Formen, sich hatten naturnothwendig entwickeln müssen — im Angesichte solcher Zustände sah Nikolaus zur Verfolgung des Selbstzweckes der souveränen Gewalt, welche nach seinem Prinzipe jeder andern Staatsaufgabe voransteht, kein anderes Mittel, als die Verwischung und Vernichtung aller Einflüsse und Wirkungen des ganzen letzten Vierteljahrhunderts. Er wollte ein Stück Weltgeschichte austilgen, suchte keinen Vermittlungsweg zur neuen Zeit — sondern glaubte an einen göttlichen Beruf des Czarenthums, den Wirkungen des europäischen politischen Lebens das Ideal einer absoluten Monarchie entgegenzustellen. Was gegen einander stehende Strebungen waren, das konnte freilich auf solchem Standpunkt nur als Unordnung erscheinen.

Die Niederschlagung eines gefährlichen Aufruhrs im Kerne der materiellen Macht seines Reichs hatte die erste und nothgedrungen blutige Handlung des jungen Herrschers sein müssen; die Aristokratie, sonst als Stütze des Thrones betrachtet, war tief in jene Verschwörung verwickelt befunden. Diese zufällige Nothwendigkeit zum Zurückgreifen auf die Anwendung der rohesten Machtmittel ließ ihn immer mehr in dem Vorurtheil erstarren, jegliche Annäherung an die Ideen der Zeit sei eine Gefährdung des monarchischen Prinzips, eine Bedrohung der Legitimität durch ihre geborenen Vertreter. Obgleich so eng mit Preußen befreundet, erkannte er nicht, wie auch das absolute Königthum mit der Anbahnung einer Selbstverwaltung der Gemeinden, mit der Gewähr selbstständiger Institutionen einzelner Reichs-

theile, mit der freien Gebahrung der materiellen Entwicklungen verträglich sei. Dies alles erschienen ihm Unordnungen, mindestens Trübungen des monarchischen Machtbegriffes, Drohnisse für die Zukunft des Königthums.

In die auswärtigen Beziehungen führte überdies den jungen Monarchen Graf Nesselrode ein. Der bewährte Berather, welcher schon 1812 an der Spitze der geheimen Staatskanzlei gestanden, den geheimen Subsidienvertrag mit England, das Bündniß gegen Napoleon, den Breslauer Vertrag mit Preußen, den Reichenbacher Vertrag mit England nach einander abgeschlossen, welcher mit Metternich die heilige Allianz vorbereitet, die Kongresse zu Aachen, Troppau, Laibach und Verona geleitet, endlich in allen europäischen Händeln die Konsequenzen jener russischen Siege so vortrefflich ausgebeutet hatte — dieser Berather konnte zu keiner Vertragung mit dem modernen Europa, zu keinem Anerkenntniß eines Geistes des neunzehnten Jahrhunderts rathen. So trat Rußland sowohl in seinen Beziehungen nach außen, wie in den von oben hergeleiteten Gestaltungen im Innern der vorschreitenden Zeit immer feindlicher gegenüber. Je schroffer aber die Gegensätze einerseits zwischen dem Wollen des Czaren-Absolutismus und dem passiven Widerstand des Altrussenthums, andererseits zwischen der sogenannten Russifizirung und den an allen Reichsgrenzen hereindrängenden Nationalbewegungen aus einander klafften, desto fragloser stützte sich der Absolutismus auf seine physischen Machmittel, desto entschiedener trat er in das Verhältniß eines bewaffneten Friedens, oder vielmehr der Kriegsfertigkeit nach innen, wie nach außen. Dazu schienen dem Czaren selbst die vorhandenen Einrichtungen nicht zu genügen. Er glaubte wohl selbst die Organe der Verwaltung bereits vom Pesthauche der neuen Zeit infizirt und nicht mehr energisch genug zur Fesselung der bedrohlichen Elemente. Allein- und Selbstherrscher zu sein, verlangte seine starke Natur; er bedurfte dafür nur Sendboten seiner Befehle, rücksichtslose Vollzieher seines unbeugsamen Willens. Mit der Erschaffung einer zahlreichen Generaladjutantur sollte dieses System des Soldatenregiments kulminirt werden. Hundertundzwanzig solcher Boten der Macht wurden kurze Zeit nach der Thronbesteigung ernannt, um in jedem Augenblick als außerordentliche Kommissare, unabhängig von jedem Ministerium, nach den verschiedenen Theilen des Reichs abgehen zu können, und hier revidirend, strafend oder lohnend, auch wohl den bisherigen Gang der Geschäfte umgestaltend oder neu anordnend, die unmittelbaren Czarenbefehle festen, soldatisch harten Eingriffs in die bestehenden Verhältnisse zur Ausführung zu bringen. So ward der den Despotismus beschränkende Grundsatz einer Abhängigkeit der Herrschaftsübung von geregelter Berathung der Krone thatsächlich wieder aufgehoben, obgleich die Eingangsworte der Ukase allerdings die darauf hinweisende Fassung beibehielten. Später ist dieses System der reinpersönlichen Herrschaftsübung noch weiter ausgebildet worden. Indem fast allen Korpsgeneralen die Eigenschaft kaiserlicher Generaladjutanten beigelegt ward, gewannen dieselben jene diskretionäre Macht, welche, einzig und allein vom „höchsten Willen" geleitet und beschränkt, sich eben so gut auf die Militär- als Civileinrichtungen des Staates bezieht und jede ministerielle Oberleitung der Verwaltung in jedem einzelnen Fall eludirt. Neben den organischen Fäden der staatlichen Konzentration im Ministerium wurden auf solche Weise neue und noch straffere Fäden einer noch unmittelbareren Konzentration an den obersten Verwaltungsbehörden vorübergezogen, um sich ausschließlich in der Person des Kaisers zu vereinigen. Gleich einem Telegraphennetz überstrickte nun ein durch soldatische Exekutoren geübtes absolutes und rein persönliches Czarenregiment noch neben der ministeriellen Verwaltung das ganze Reich.

Auch die Jahre seit 1830 haben darin keine Aenderung hervorgebracht, so groß und dringend ihre Lehren für jeden Monarchen sein mußten. Sehen wir ganz ab von Rußlands Theilnahme an den Welthändeln dieser Zeit, wie sie von seiner traditionellen Politik vorgeschrieben wurde, und bei deren Verhalten die Person des Kaisers sonach, bis zu einem bestimmten Punkt, ganz aus dem Spiel

gelassen werden muß, so finden wir Nikolaus' persönliche Stellung fortwährend abweisend, zornig verneinend gegen jede organische Aenderung und jeden physiologischen Entwicklungsprozeß im Staats- und Völkerleben. Es ist daher auch ganz folgerichtig, wenn eine solche Persönlichkeit dem monarchischen Konstitutionalismus, dieser als Staatsgestaltung ausgedrückten Thatsache einer unaufhörlich weiterschreitenden Volksgeschichte, sich feindlicher gesinnt erweist, als selbst der Republik. Sie kann von ihrem begrenzten Standpunkte aus darin nur die immer sich erneuende Abänderung des Bestehenden, also eine immer wiederholte Abweichung von der oktroyirten Norm, einen versteckten Kampf zwischen Gesetzlichkeit und Revolution, sonach freilich nur eine Staatsform der Lüge erblicken. Weil sich eine solche Anschauung der Dinge nicht für die Anschauung der Möglichkeit eröffnete, daß die Einherrschaft durch den Willen der Mehrheit beschränkt sein, daß das Staatsleben aus der Vereinbarung zwischen Regierenden und Regierten hervorgehen könne, so mußte sie zunächst die Neigung überstark entwickeln, Rußland gegen die ganze übrige Welt unserer Zeit abschließen zu wollen, und jene Theile des Reichs, welche von den Einflüssen näher als das eigentliche Russenthum berührt werden, mit allen zu Gebote stehenden Mitteln in dessen starre Ordnung einzuzwingen. In all diesen persönlichen Auffassungen der Zeit und ihrer Erscheinungen liegt auch der Hauptgrund dafür, daß Rußlands Regierung unter Nikolaus den absoluten Czarismus von Jahr zu Jahr zu unbedingterer Geltung zu bringen suchte, anstatt seine Ansprüche zu mildern. Daß ferner von Jahr zu Jahr das Abwehrsystem gegen eine Vermischung des sogenannten russischen Wesens mit nichtrussischen Lebenselementen mehr und mehr in eine Unterdrückungspolitik gegen den Fortbestand der nichtrussischen Elemente keineswegs bloß innerhalb der Reichsgrenzen, sondern überhaupt innerhalb des Bereichs russischer Macht und Einflüsse verwandelt worden ist.

Der polnische Aufstand bestärkte den Kaiser in der Richtung, die er seiner Regierung von Anfang an gegeben hatte. Er wurde durch die Niederschlagung dieses Aufstands von jeder konstitutionellen Rücksicht befreit und konnte seine Russifizirungspläne nun kräftiger denn je verfolgen. Als er in Warschau (nach dem Lager von Kalisch) zum ersten Male wieder mit den polnischen Behörden verkehrte, hielt er dem Stadtrath der polnischen Hauptstadt eine Rede, in der sich sein ganzes Wesen wie seine Gesinnungen so offen aussprechen, daß wir sie das bezeichnendste Dokument seiner ganzen Regierung nennen möchten, wie sie zugleich die ausführlichste und authentischste (das Journal de St. Petersbourg vom 3. Dezember 1835 theilte sie wörtlich mit) Aeußerung ist, die wir von ihm über seine Politik besitzen. „Ich weiß, meine Herren", sagte er, „daß Sie vor mir haben sprechen wollen. Ich kenne den Inhalt Ihrer Rede; um Ihnen eine Lüge zu ersparen, wünsche ich, daß Sie diese Rede nicht halten. Ja, meine Herren, um Ihnen eine Lüge zu ersparen, denn ich weiß, daß Ihre Gesinnungen nicht der Art sind, wie Sie mich glauben lassen wollen. Wie könnte ich Ihnen Glauben schenken, da Sie dieselbe Sprache am Vorabende der Revolution geführt haben? Waren nicht Sie selbst es, die mir vor fünf Jahren, vor acht Jahren von Treue und Hingebung sprachen, und mir die schönsten Betheuerungen der Ergebenheit machten? Wenige Tage später haben Sie Ihre Eidschwüre gebrochen und abscheuliche Handlungen begangen. Der Kaiser Alexander, der mehr für Sie gethan hat, als ein Kaiser von Rußland hätte thun sollen, der Sie mit Wohlthaten überschüttet, der Sie mehr als seine russische Unterthanen begünstigt und Sie zu der blühendsten und glücklichsten Nation gemacht hat, er ist mit dem schwärzesten Undanke belohnt worden. Selbst die vortheilhafteste Lage hat Ihnen niemals genügt, und Sie haben zuletzt Ihr Glück mit eigenen Händen zertrümmert. Ich sage Ihnen hier die Wahrheit, damit uns unsere gegenseitige Stellung klar werde, und damit Sie wohl wissen, woran Sie sich zu halten haben; denn ich sehe und spreche Sie zum ersten Male nach den Unruhen. Meine Herren, es bedarf der Handlungen und

nicht der Worte; die Reue muß aus dem Herzen kommen. Ich rede, ohne mich zu erhitzen. Sie sehen, ich bin ruhig. Schon längst habe ich die gegen mich und meine Familie gerichteten Beleidigungen verziehen. Mein einziger Wunsch ist, das Böse durch das Gute zu vergelten und Sie wider Ihren Willen glücklich zu machen. Ich habe dies geschworen, und ich breche nicht meine Eidschwüre. Der Marschall, den Sie hier sehen, erfüllt meinen Willen, unterstützt mich in meinen Ansichten und denkt gleichfalls an Ihr Wohl." Bei diesen Worten verneigten die Mitglieder der Abordnung sich gegen den Feldmarschall Paskewitsch, der zur Seite des Kaisers stand. „Ei was, meine Herren, was wollen solche Verbeugungen sagen? Man muß vor Allem seine Pflicht erfüllen und sich als Ehrenmann betragen. Sie, meine Herren, haben zwischen zwei Dingen zu wählen, entweder beharren Sie bei Ihren Täuschungen über ein unabhängiges Polen, oder Sie leben ruhig und als treue Unterthanen unter meiner Regierung. Wenn Sie aber auf Ihren Träumen von einem eigenen Volksthume, von einem unabhängigen Polen und von allen jenen Hirngespinnsten bestehen, so können Sie nur großes Unglück bereiten. Ich habe hier eine Citadelle errichten lassen, und ich erkläre Ihnen hiermit, daß ich beim ersten Aufstande die Stadt Warschau in Grund schießen lassen und vernichten werde; und wahrlich nicht ich werde sie wieder aufbauen lassen. Es schmerzt mich, daß ich so zu Ihnen reden muß; es ist peinlich für einen Souverän, seine Unterthanen so zu behandeln; was ich Ihnen aber sage, geschieht zu Ihrem eigenen Besten. Bei Ihnen, meine Herren, steht es, das Vergangene in Vergessenheit zu bringen; nur durch Ihr gutes Betragen und durch Ihre Ergebenheit für meine Regierung können Sie dahin gelangen. Ich weiß, daß mit dem Auslande ein Briefwechsel unterhalten wird, daß schlechte Druckschriften hierher geschickt werden und daß man die Gemüther zu verderben sucht. Die beste Polizei von der Welt kann bei einer Grenze, wie die Ihrige, dergleichen Verbindungen nicht hindern. Sie selbst müssen die Polizei üben, um das Uebel zu verhüten. Wenn Sie Ihre Kinder wohl erziehen und ihnen die Grundsätze der Religion und der Treue gegen ihren Souverän einprägen, bleiben sie auf der guten Bahn. Mitten unter allen den Unruhen, die Europa bewegen, unter den Lehren, die das Gebäude der Gesellschaft erschüttern, ist Rußland allein stark und unversehrt geblieben. Glauben Sie mir, meine Herren, es ist ein wahres Glück, diesem Lande anzugehören und sich seines Schutzes zu erfreuen. Wenn Sie sich gut aufführen, wenn Sie alle Ihre Pflichten erfüllen, wird sich auch meine väterliche Sorge über Sie Alle erstrecken, und trotz Dem, was vorgefallen, wird meine Regierung stets auf Ihr Wohl bedacht sein. Vergessen Sie nicht, was ich Ihnen hier gesagt habe!"

Nach jenem polnischen Aufstande gelangte auch die Politik, das russische Element zur unbedingten Herrschaft zu erheben, zu seiner vollständigsten Ausbildung. Da das religiöse Element in Rußland das vorwiegende ist, so benutzte die Russifizirung auch vorzugsweise geistliche Waffen. Wie sehr die Protestanten der Ostseeprovinzen und die unirten Griechen Polens unter diesem System gelitten haben, und wie konsequent, sehr häufig zum Schaden der doch nicht zu zahlreichen Bildungsmittel des Reichs dasselbe durchgeführt worden ist, können wir als allgemein bekannt voraussetzen. Bei seinen Russen, deren religiöser Fanatismus für eine Kirche, die mit ihrem leeren Formelwesen sich den niedrigsten Bildungsstufen, aber auch nur diesen, anschmiegt, sich in Proselytenmacherei gefällt, wurde Nikolaus durch seine Bemühungen für die orthodoxe Kirche außerordentlich beliebt. Dennoch müssen wir stark bezweifeln, ob es wohlgethan gewesen sei, daß er seinen Cäsaropapismus auf alle Kirchen ausgedehnt hat. Es verträgt sich nicht mit der griechischen Anschauung, daß derselbe Kaiser, welcher der Patriarch der Rechtgläubigen ist, zugleich der Patriarch der Ketzer sei, und diese spitzfindige Frage regt diplomatische Zweifel an, welche früher oder später, falls der falsche Standpunkt festgehalten wird, die Tiara mit der Czarenpriestermütze vereinigt bleibt, dem kai-

serlichen Ansehen schaden müssen. Gerade in Religionsfragen sollte man keine Bedenken gegen die Befugniß des Czaren aufkommen lassen, denn in einem Lande wie Rußlands fällt jede Verminderung, die das religiöse Attribut erleidet, mit verdoppelter Wucht auf das politische Attribut zurück.

Die Literatur, die bei jungen Völkern für die Entwicklung der Nationalität ein so mächtiges Triebmittel ist, hatte sich der kaiserlichen Gunst im ganzen wenig zu erfreuen. Unter den bedeutenden russischen Schriftstellern war Puschkin der einzige, welcher sich der kaiserlichen Huld zu rühmen hatte. Er war in Folge verschiedener „revolutionärer Gedichte", von denen die „Ode an die Freiheit" schon vor Bodenstedt in Deutschland durch Uebersetzungen bekannt geworden ist, nach Bessarabien verbannt worden, von wo Nikolaus ihn zurückrief. Leichtfertige Beurtheiler haben den Dichter aus den engen Beziehungen, in welchen er später, bis zum Ende seines Lebens, zum Petersburger Hof und besonders zum Kaiser stand, ein Verbrechen gemacht, ihn einen „Verräther an der Sache der Freiheit" genannt, und es dem Dichter entgelten lassen, daß er als reifer Mann nicht mehr in allem so dachte und schrieb, wie er als unreifer Jüngling gethan. Nach dem Urtheil zweier Männer, deren genaue Kenntniß der russischen Literatur Niemand bestreiten kann, hat der Kaiser den Dichter nie zu seinem Höfling gemacht. „Puschkin", sagt Wilhelm Wolffsohn, „der eine gesunde praktische Fernsicht besaß und dessen frühgereifter Charakter von Anfang an aller Schwärmerei abhold war, nahm von dem politischen Zündstoff, der sich unter Alexanders Regierung in exaltirten Köpfen häufte und nachher in so traurigen Ereignissen ausbrach, nicht mehr in sich auf, als eben zu dem Feuerwerk einiger kühnen, glänzenden Verse hinreichte." Und der russische Flüchtling Herzen setzt hinzu: „Große Dichter wie Racine und Goethe sind Hofmänner gewesen, Puschkin war weder Hofmann noch gouvernemental, aber die rohe Staatsgewalt gefiel ihm aus patriotischem Instinkt. Er hatte einen festen Glauben an die Zukunft Rußlands." Wohl aber hat Puschkin's Muse, wenn man seine persönliche Selbstständigkeit auch nicht antastete, durch seine Stellung zum Hofe gelitten. Die Gesammtausgabe seiner Gedichte wurde auf kaiserliche Kosten besorgt, und natürlich beseitigte die Censur alles, was zum Regierungssystem in Widerspruch stand. Puschkin hätte dieselbe Klage erheben können, welcher wir bei Lermontoff begegnen:

> Denn die Censur beschränkt stets mein Talent,
> Wenn sich's entwickeln will, auf ein Fragment.

Dieser zweite hochbegabte russische Dichter wurde wegen eines Gedichts „Klagegesang Lermontoff's am Grabe Alexander Puschkin's", welches mit schwunghafter Eindringlichkeit und Manneskühnheit die Rache des Czaren auf das Haupt dessen herabgefordert, der den Grafen Puschkin im Duell erschoß — es war der jetzige französische Senator v. Heeckeren — in den Kaukasus verbannt, wo auch er im Zweikampfe fiel. Dasselbe Loos der Verbannung traf Bestuscheff Marlinski und mehrere andere, deren Namen zu den besten der russischen Literatur gehören.

Das mächtige Eingreifen des Kaisers in die Angelegenheiten des Welttheils war eine Konsequenz der Rolle eines Vertheidigers und Vorkämpfers des orthodoxen Glaubens, die er sich auferlegt hatte. Er beschäftigte durch seine Kriege zugleich sein Heer, dessen Unzufriedenheit mit einem thatenlosen Leben ihm bei seiner Thronbesteigung so gefährlich geworden war. Zu dem Kriege mit Persien wurde er gezwungen, den Kampf mit der Türkei rief er geflissentlich hervor. Auf diese äußere Politik Rußlands näher einzugehen, müssen wir uns versagen, denn wenn irgend wo die Persönlichkeit des Kaisers, die uns hier vorzugsweise beschäftigt, in den Hintergrund trat, so war es gerade in den Beziehungen seines Reichs zu den andern Mächten. Wie bedeutend er durch sein häufiges imponirendes Erscheinen im Auslande auch gewirkt haben mag, so verfolgte er doch nur Pläne, die in Rußland traditionell geworden sind und die jeder russische Kaiser in derselben Weise fortsetzen wird. Allerdings ging aber seine innerste Ueberzeugung Hand in

Hand mit der allen russischen Staatsmännern geläufigen Darstellung, daß das übrige Europa, nachdem es sich durch moderne Verfassungen auf die Bahn der Revolution habe hinreißen lassen, in dem „christlichen" Rußland seinen einzigen Hort besitze. Wie Nikolaus 1830 vorausgesagt hatte, „daß alle Konzessionen, alle Opfer von Prinzipien, die das monarchische Europa im Interesse eines schiefen Status quo bringe, von der Revolution dazu benutzt werden würden, sie zum Vortheil der beabsichtigten Umwälzung auszubeuten", so begrüßte er in der Februarrevolution von 1848 ein Ereigniß, welches das ganze Gebäude der Illusionen über den wahren Stand der Dinge mit einem Schlage zu Boden geworfen und auch die weniger Begabten überzeugt habe, daß die Geschichte Europa's während der letzten dreißig Jahre nichts als eine lange Mystifikation gewesen sei." In den revolutionären Ereignissen jener Zeit reifte in Rußland der Entschluß, sich einzumischen. Man würde sehr irren, wenn man diesen Entschluß für einen uneigennützigen hielte. Nicht sowohl darum war es der russischen Politik zu thun, die Revolution zu bändigen (denn daß diese auch ohne russische Hülfe besiegt werden müsse, wußte man in Petersburg sehr gut), als dem monarchischen Europa als Helfer in der Noth zu erscheinen und den außerrussischen Slawen die Macht des „weißen Czaren" zu zeigen. Dieser letztere Zweck ist der geheime Gedanke der russischen Intervention in Ungarn gewesen. Er tritt in wenig verhüllten Worten in einer Denkschrift *) hervor, welche dem Kaiser nach der Februarrevolution von einem höheren Beamten im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten übergeben wurde. Die Denkschrift enthüllt uns, daß die slawischen Böhmen, „mit ihren Nachbarvölkern der Morawen und Slowaken sieben bis acht Millionen Menschen derselben Sprache und derselben Abstammung", entschieden zu Rußland hinneigen. „Böhmen", hat Hanka im Jahre 1841 gesagt, „wird nicht eher im Besitz seiner selbst sein, bis Rußland wieder in den Besitz Galiziens getreten ist." Rußland, der russische Name, sein Ruhm, seine Zukunft haben bei den Patrioten Prags eine stete Gunst genossen. „Alle Russen, die Prag während der letzten Jahre besucht haben, können bezeugen, daß die einzige Klage, die sie dort gegen unsere Nation zu hören hatten, sich auf die Zurückhaltung und Lauheit bezog, mit der man die Volkssympathien Böhmens bei uns aufzunehmen gewohnt war." Aber mitten unter den Slawen Oesterreichs (wir sprechen fortwährend mit den Worten der Denkschrift) lebt das magyarische Volk, bei dem sich die revolutionäre Sucht mit der Brutalität einer asiatischen Horde vereinigt, das Rußland mit dem wüthendsten Haß verfolgt, jedoch rings von slawischen Völkern umgeben ist. „Alle diese Nachbarvölker, Serben, Kroaten, Slowaken, Siebenbürger (!), ja bis auf die Kleinrussen in den Karpathen, sind Ringe einer Kette, die es (das magyarische Volk) für immer zerbrochen glaubte. Jetzt aber fühlt es eine Hand über seinem Haupte, die, wenn es ihr gefällt, diese Ringe wieder vereinigen und die Kette nach Belieben zusammenschnüren kann. Daher der instinktmäßige Haß der Magyaren gegen die Russen!" Und daher setzen wir hinzu, die russische Intervention in Ungarn! Der Schluß der Denkschrift giebt über die geheimen Zwecke dieses Einschreitens Aufschlüsse, die man nicht durchsichtig klarer verlangen kann. „Auf der ganzen Militärgrenze, deren Bevölkerung zu drei Viertheilen aus orthodoxen Slawen besteht, giebt es auch nicht eine einzige Kolonistenhütte, wo nicht selbst nach den Aussagen österreichischer Reisenden neben dem Porträt des Kaisers von Oesterreich noch das eines andern Kaisers zu finden wäre, den seine treugesinnten Völker hartnäckig als den einzig legitimen betrachten. Warum soll man sich dies

---

*) Die Denkschrift wurde in einem 1849 zu Paris erschienenen Werke: Politique et moyens d'action de la Russie, par P. de B. veröffentlicht, von dem der Verfasser nur wenige Exemplare abziehen ließ und unter hochgestellte Freunde vertheilte. Dennoch hat die merkwürdige Denkschrift ihren Weg in die „Allgemeine Zeitung" gefunden, ist aber in der aufgeregten Zeit wenig beachtet worden.

länger verschweigen? Ist es wahrscheinlich, daß das Erdbeben, welches den Occident erschüttert, an den Thoren des Orients stille stehen werde? Ist es auch nur denkbar, daß in diesem Kampfe auf Leben und Tod, in diesem Kreuzzug der Gottlosigkeit, den die Revolution, nachdem sie sich zur Herrin von drei Viertheilen des westlichen Europa's gemacht, nun gegen Rußland führt — ist es möglich, daß unter solchen Verhältnissen der slawische, orthodoxe Osten, dessen Leben so innig mit dem unserigen verbunden ist, sich im Fortgange des Kampfes anderswo als auf unserer Seite befinden könnte? Im Gegentheile, es ist sogar wahrscheinlich, daß der Kampf gerade auf dieser Seite beginnen wird. Denn man kann vorhersehen, daß die Propaganden, welche den Osten bearbeitet haben, die katholische Propaganda, die revolutionäre Propaganda, so schroff sie sich auch dem Wesen nach gegenüberstehen, aber innig verbunden vom gemeinschaftlichen Hasse gegen Rußland, sich alle jetzt mit verdoppeltem Eifer ans Werk begeben werden. Halte man sich dessen nur überzeugt, sie werden vor nichts zurückschrecken, um ihr Ziel zu erreichen. Aber großer Gott! was würde das Loos aller jener Völker sein, die, christlich wie wir, nur ein Gegenstand der abscheulichsten Intriguen sind, wenn sie unter den gegenwärtigen Gefahren von der einzigen Autorität verlassen würden, die sie in ihren Gebeten um Schutz und Beistand anflehen! Kurz welch eine fürchterliche Verwirrung würde entstehen, wenn im Kampfe des Ostens mit der Revolution der legitime Monarch, der orthodoxe Kaiser des Orients noch einen Augenblick zögerte, jenen Völkern zu Hülfe zu eilen! Nein, es ist unmöglich, die Vorahnungen von tausend Jahren täuschen sich nicht! Rußland, das Land des Glaubens, wird seine Treue und seinen Glauben im Augenblick der Gefahr beweisen. Rußland schrickt nicht zurück vor der Hoheit seiner Bestimmungen, wird nicht zurückbeben vor der Erfüllung seiner Mission. Wann aber ist seine Mission klarer und einleuchtender gewesen, als gerade jetzt? Gott hat sie mit feurigen Buchstaben an den gewitterschwarzen Himmel geschrieben. Der Occident ist im Untergehen. Alles stürzt zusammen und verschwindet im verzehrenden Feuer. Das Europa Karls des Großen so gut wie das Europa der Traktate von 1815, das Papstthum in Rom und alle Königreiche des Ostens, der Katholizismus und der Protestantismus, der Glaube so lange verloren, die Vernunft zur Absurdität herabgewürdigt, die bürgerliche Ordnung fortan unmöglich, unmöglich auf immer die Freiheit — alles geht unter, und über all den Ruinen, im Namen der Freiheit aufgethürmt, steht die Civilisation und erwürgt sich mit ihren eigenen Händen. Und wenn wir nun wie eine heilige Arche über diesem unermeßlichen Meer von Vernichtung ein anderes, noch viel unermeßlicheres Reich sehen, wer wird da noch an der göttlichen Sendung desselben zweifeln! Und ziemt es uns, seinen Kindern, jetzt zu zweifeln und zu zagen?"

Der Ausgang der europäischen Revolutionswirren sah den Kaiser mächtiger denn je. Jenes europäische Schiedsrichteramt, nach dem sein Vorgänger Alexander gestrebt hatte, lag thatsächlich in seinen Händen. Eine fast beherrschende Stellung verlieh seiner Stimme ein Gewicht, das man im ganzen Welttheile empfand. In dieser Stellung überhob er sich, wie es vor ihm Ludwig XIV. und Napoleon gethan hatten. Der Kampf des orthodoxen Rußlands gegen den Unglauben sollte beginnen, und obgleich daraus ein Kampf mit Europa werden konnte, hielt Nikolaus doch weiter nichts der Mühe werth, als sich Englands zu versichern. Hätte er die deutschen Mächte zu Rathe gezogen, auf die er hochmüthig herabsah, so würde er sich die erste Demüthigung seines Lebens erspart haben. Den Krieg selbst führte er nicht glücklich. Die Zähigkeit des türkischen Widerstandes und die Demonstration der deutschen Hauptmacht schlugen seine Truppen aus dem Felde. Seine Flotten mußte er unter die Kanonen seiner Festungen flüchten, seine Küsten dreisgeben, während die Unterbrechung des Verkehrs mit dem Auslande und die daraus entsprungenen Nothstände schwer auf alle Glieder des riesigen Staatskörpers einwirkten und die innern Wunden und Gebresten desselben, welche der Friede

verhüllt hatte, durch die Erschütterung des Kriegs aufbrachen. Diese Lage war dem Kaiser in ihren inneren Vorgängen und Wirkungen am wenigsten verborgen, und er hatte sich, noch ehe er abgerufen wurde, unter sie gebeugt. Er hatte sich selbst überwunden und die Basis des Friedens angenommen, die ihm Europa in der Form der vier Gewährschaften darbot.

Seine Gesundheit war nicht mehr die alte. Bis vor wenigen Jahren eine ausgezeichnet schön gewachsene, schlanke Gestalt, fing er seit längerer Zeit an sehr in die Breite zu gehen. Ein öffentliches Zeugniß davon gab einer seiner treuesten Diener, Fürst Demidoff, der seinem jüngst veröffentlichten Werk über die Krim ein gutes Porträt des Kaisers beifügte. Es zeigt wie die sonst so scharf und edel geschnittenen Züge dick, hängend, fast schwammig geworden waren, so daß der einst auf der mächtigen Athletengestalt fast zu klein erscheinende Kopf nun etwas umfänglichere Dimensionen angenommen hatte. Dies trat um so mehr hervor, als sein immer sehr kärgliches Haupthaar stets weiter sich zurückgezogen hatte, und die dünnen durchsichtigen Reste ergraut waren. Zwar machte das Auftreten des rüstigen Fürsten, der seinen Körper durch Strapazen gestählt hatte, noch solchen Eindruck, daß er noch in seinem achtundfunfzigsten Jahre dem englischen Marineoffizier Royer als einer der schönsten Männer seiner Zeit erschien. *) Aber solche, die ihn früher gesehen und ihn in den letzten Jahren in Deutschland wieder erblickt, waren frappirt davon, daß er, der sonst jede Vernachlässigung der Uniform u. s. w. so streng rügte, mit offenem Rock Deputationen empfing. Die Gicht hatte den ehernen Körper, der keine Kälte, keine Nässe, keinen Wechsel der Witterung gescheut hatte, beschlichen, und scheint dann auch, indem sie zu einem heftigen Grippanfall sich gesellte, und sich auf die edleren Theile warf, den Tod so überraschend schnell herbeigeführt zu haben. Nach den vorausgegangenen Gemüthskämpfen und der folternden Wahl zwischen Nachgeben und Beharren — einer Seelenqual, die sich mit jedem Tagesgrauen, mit jedem Bulletin von Sebastopol und Wien, jedem Zeitungsblatt von Paris und London erneuerte, hätte ohnedies auch eine jüngere Lebenskraft sich bis zum Grunde erschüttert fühlen müssen, so daß der auflösende Tod leichtern Zugang hatte.

Ehe wir zu der Erzählung seiner letzten Tage (er starb am 2. März n. St. 1855) übergehen, schalten wir eine Darstellung einer frühern Krankheit aus dem Jahre 1839 ein, weil sie unsere Biographie mit neuen Zügen des Verewigten bereichert und den Leibarzt Dr. Mandt, der auch jetzt wieder der Vergiftung angeklagt wird, zum Urheber hat. Sie steht in dem zu Paris erschienenen Werke Gallet de Kulture's: Le Tzar Nicolas, und der Erzähler ist Dr. Mandt selbst. Der Kaiser litt an einem hartnäckigen Unwohlsein und die Kollegen des Leibarztes, der Homöopath ist, benutzten dies, Mandt der Vergiftung anzuklagen. Der Leibarzt erzählt nun persönlich: „Der Lärm war groß, er drang bis zum Herrn. Ich kannte sowohl den Gang als die Fortschritte des an meiner Person verübten moralischen

---

*) Die Schilderung Royer's ist folgende: „Der Kaiser stand in der Mitte des Zimmers. Er trug die schlichte dunkelblaue Uniform eines Generals en Chef und ein einfaches weißes Emailkreuz im Knopfloch. Es war dies, glaube ich, das Kreuz des St. Georgs-Ordens, der nur Personen verliehen wird, die ihrem Vaterlande wichtige Dienste geleistet haben. Man erzählte, Se. kaiserliche Majestät habe noch nicht die Dekoration der höchsten Klasse angenommen, die von Männern wie Paskewitsch, Woronzoff und andern getragen wird, und die nach der mir gemachten Beschreibung sich durch ihre Größe von dem Kreuze unterscheidet, welches ich hier auf der Brust des Kaisers sah. Ich hatte wohl erwartet, einen schönen großen Mann zu sehen, war aber nicht darauf gefaßt, Se. kaiserliche Majestät an Körpergröße und imposantem Aeußern der Mehrzahl der Menschen in so hohem Grade überlegen zu finden. Er sah nicht älter aus als höchstens funfzig Jahre, auch waren auf seinem Antlitz keine besondern Spuren von Sorge zu bemerken, wenigstens nicht mehr als man bei jedem Manne seines Alters sieht. Seine Züge waren schön und regelmäßig, sein Haupt auf dem Wirbel kahl, und sein Auge strahlte voll Milde, ganz in Uebereinstimmung mit seinen Worten."

Todtschlags; allein die Wiederherstellung des Kaisers war die einzige Antwort, welche ich der Verleumdung entgegensetzen konnte. Unglücklicher Weise entfernte der Zustand des Kaisers mehr und mehr diese Art von Rechtfertigung. In diesem kritischen Augenblick rief mich ein Befehl der Großfürstin Helena zu dieser Prinzessin. Sie empfing mich mit frostiger, strenger Miene, aus welcher ein drohender Hintergedanke hervorleuchtete. Sie erkundigte sich fast blos der Form halber nach dem Befinden des Kaisers, und fügte, ohne meine Antwort abzuwarten, bei, man habe ihr anempfohlen, daß sie wache, und diese erhabene Gesundheit nicht der Unwissenheit, wenn es nur Unwissenheit sei, nicht dem Verrath, wenn es Verrath sei, preisgebe! Sie verabschiedete mich sodann, und ließ mich in ängstlicher Schwebe zwischen dem Argwohn, den sie eben geäußert und der Erklärung, die sie nicht anhören wollte. Ein ähnlicher Befehl, wie der, welcher mich zu der Großfürstin geführt hatte, erwartete mich zu Hause. Ich erhielt die Weisung, mich zu ihrem Gemahl, dem Großfürsten Michael, zu begeben. Ich zog meine Uhr heraus: es war 9 Uhr. Dies war der Augenblick, wo ich seit funfzehn Jahren jeden Morgen unveränderlich eine Tasse Kaffee mit Milch nebst zwei Schnitten gerösteten Brodes genommen hatte. Ich sagte mir, daß ich beim nunmehrigen Stand der Dinge wahrscheinlich eine mehr als unhöfliche Behandlung zu erwarten haben werde, und daß es nicht klug sei, sich derselben mit leerem Magen auszusetzen, daß das physische Gleichgewicht das moralische aufrechthalten müsse, und dieses Gleichgewicht von der Geistesgegenwart, auf welcher häufig die Gesundheit beruht, abhänge. Ich ließ mir meinen Kaffee, meine gerösteten Schnitten bringen, und wandte auf dieses Mahl die Viertelstunde, welche ich ihm täglich widmete. Sodann begab ich mich zu dem Großfürsten. Ich fand ihn in höchster Aufregung. Als er mich sah, stürzte er auf mich zu. Ich blieb unbeweglich, halb gebückt, den Hut in der Hand. Meine Ruhe schien Eindruck auf ihn zu machen, denn anstatt mich am Kragen zu nehmen, wie ich erwartet hatte, begnügte er sich, mir die Faust vor das Gesicht zu halten, mit dem Rufe: „Verräther!"

„Ich bat den Prinzen achtungsvoll, die Güte zu haben, mir die Mittel zu gewähren, einen so argen Vorwurf zu widerlegen, indem er mir die Gründe nenne, die ihn hervorgerufen. „Sie spielen den Tugendhaften", erwiderte der Großfürst; „Sie gebärden sich als Philosoph, als Stoiker; ich werde mich aber durch diese Taschenspielerkünste nicht täuschen lassen. Die Gesundheit des Kaisers liegt in Ihren Händen, Sie stehen mir für sein Leben. An dem Tage, an welchem diese kostbare Gesundheit gefährdet sein wird, steht Ihr gelehrter Kopf nur noch eines Fadens Dünne auf Ihren Schultern." Ich wollte antworten. Der Großfürst ließ mir keine Zeit dazu. „Kein Wort, mein Herr! Merken Sie sich's und gehen Sie!" Ich zog mich, von Drohungen begleitet, zurück.

„Die Aufregungen dieses Tages waren noch nicht zu Ende. In meiner Abwesenheit hatte mich der Kaiser rufen lassen; ein Adjutant erwartete mich. Ich eilte zu seinen Befehlen zu sein. Der Kaiser war allein, auf einem Fauteuil à la Voltaire ausgestreckt. Sein Löwenkopf war vom Schmerz gebeugt; er hatte eine Bleifarbe und eine sehr düstere Miene. Er warf einen durchdringenden Blick auf mich, und fragte, nach einigen Minuten eisigen Stillschweigens, wie ich ihn finde. Ich fühlte den Puls, er war stark und aufgeregt, die Zunge belegt, der allgemeine Zustand beunruhigend. „Nun, mein Herr?" sagte der Kaiser zu mir. Er hatte mich sonst stets bei meinem Namen genannt. Diese Aenderung war sicher ein schlimmes Augurium. „Sire, Ew. Majestät haben Beklemmung, Fieber, es wäre angemessen, ein Vomitiv zu nehmen."

„Bei dem Worte Vomitiv — man muß, um die Wirkung, welche es auf den Geist des Herrn hervorbringen mußte, recht zu begreifen, die seit zwei Tagen in Umlauf befindlichen Vergiftungsgerüchte damit in Verbindung bringen — erhob der Kaiser rasch den Kopf: „Ein Vomitiv! Sie haben mir dies nie verordnet." „Es ist wahr; die treffliche Gesundheit Ew. Majestät hat die Anwendung dessel-

ben stets unnütz gemacht." „Und Sie sind der Ansicht, heute diesen Versuch zum ersten Mal machen zu müssen?" „Ja, Sire!" Der Kaiser befahl die Bereitung des Mittels. Ich ging in das an sein Kabinet anstoßende Laboratorium, und kam, ein Glas in der Hand bald wieder zurück. Se. Majestät nahm es, betrachtete zuerst den Inhalt, dann mich, und trank. Die Wirkung der Arzenei machte sich rasch fühlbar; allein die Beschaffenheit der Entleerungen befriedigte mich nicht. Ein zweites Vomitiv schien mir nothwendig. Der Kaiser nahm die zweite Arzenei wie die erste, nach einem kurzen Moment Zögerns, beherrscht durch eine mächtige Willenskraft. Neue Entleerungen folgten. Erschöpft von diesem doppelten physischen und moralischen Kampf, erhob der Kaiser sein bleiches Gesicht, und sagte mir mit einem Tone unterdrückten Aergers: „Ists zu Ende?" „Nein, Sire, denn ich brauche Galle." „Das heißt, Sie brauchen meine Eingeweide; es sei. Aber hören Sie wohl auf: ich will...." Die Art, wie dieses Wort betont wurde, machte seine Bedeutung leicht begreiflich. „Ich will, daß dies Wirkung thue."

„Obwohl anscheinend vollkommen ruhig und Herr meiner selbst, kannte ich nichts desto weniger den ganzen Ernst der Lage. Ich muß den Czar entweder herstellen, oder einen abscheulichen Argwohn bestätigen, welchen die eingeschlagene Behandlungsart unfehlbar aufs furchtbarste bekräftigen mußte. Durchdrungen von der Gefahr und von der Verantwortlichkeit, verdreifachte ich, auf alle Gefahr hin, bei der letzten Zubereitung die Dosen — und bot sie dem Kaiser an. Die Erbrechungen erfolgten fast augenblicklich, vollständig. Der Kaiser fragte, ob ich zufrieden sei. „Ew. Majestät ist außer aller Gefahr", antwortete ich. Wir trennten uns. Am folgenden Tage fand ich den Kaiser aufrecht, voll Kraft. „Wissen Sie, Mandt, sagte er zu mir, daß ich gestern, während Sie mich behandelten, an eine Vergiftung glaubte?" „Ich wußte es, Sire!" „Sie wußten es?.... und haben sich unterstanden, mir Vomitive zu rathen?" „Der Zustand Ew. Majestät erheischte es." „Aber wenn sie schlecht gewirkt hätten, was würden Ihre Feinde gesagt haben? Denn Sie haben Feinde, und viele...." „Sie hätten dann bekräftigt, was sie zum voraus geäußert: man hätte mich Mandt den Giftmischer genannt." „Und dieser Gedanke hat Sie nicht abgehalten?" „Es war meine Pflicht." Der Kaiser reichte mir die Hand."

Die Berichte über die letzte Krankheit enthalten Abweichungen, die zum Theil sehr bezeichnend sind. So fehlen gerade in den russischen Berichten die angeblich letzten Worte des Kaisers, die er dem König von Preußen bestimmt haben soll: „Dites à Fritz, de rester toujours le même pour la Russie et de ne pas oublier les paroles de Papa." Die folgende Darstellung, deren Daten bis auf das des Todestags den um zwölf Tage zurückbleibenden alten Styl bedeuten, ist eine authentische, da sie dem „Russischen Invaliden" entnommen ist. Sie lautet: „Am 27. Januar erkrankte Se. Majestät der Kaiser an der Grippe, fuhr jedoch fort, wie gewöhnlich, sich unermüdlich den Staatsgeschäften zu widmen. Als er nach einigen Tagen, und zwar am 9. Februar, sich besser fühlte, geruhte er gegen die Rathschläge der ihn behandelnden Aerzte, des Leibmedicus Mandt und des Dr. Karell, nachdem er zuvor die heilige Messe gehört hatte, in das Exercierhaus des Ingenieur-Schlosses zu fahren, um die Marschbataillone des Ismailow'schen Leibregiments und des Leibgarde-Jägerregiments zu inspiziren. „Ew. Majestät", sagte Dr. Karell, „es giebt keinen einzigen Arzt in Ihrer Armee, der auch nur einem Gemeinen erlauben würde, das Hospital in einem solchen Zustande zu verlassen, in welchem Sie sich befinden, und noch dazu bei einer solchen Kälte (23 Grad); es ist meine Pflicht, zu verlangen, daß Sie das Zimmer noch nicht verlassen." „Du hast Deine Pflicht erfüllt", erwiderte der Kaiser, „erlaube Mir jetzt auch die Meinige zu erfüllen." Um 1 Uhr Nachmittags begab sich der Kaiser ins Exercierhaus, ohne auch nur die Vorsicht zu beachten, sich wärmer als gewöhnlich zu kleiden, trotz der Vorstellungen des Cäsarewitsch und der Bitte seiner nächsten Bedienung. Nach der Inspektion fuhr er zur Großfürstin Helena Pawlowna,

und von ihr zu dem damals krankliegenden Kriegsminister; bei seiner Zurückkunft fühlte er sich schlimmer als Tags zuvor. Der Husten und das Asthma, die sich schon in den vergangenen Tagen gezeigt hatten, wurden stärker. Die Nacht brachte Se. Majestät schlaflos zu; dennoch geruhte der Kaiser, den andern Morgen um 10 Uhr abermals in das genannte Exercierhaus zu fahren, und die Marschbataillone des Preobrashenskischen und Ssemenowschen Leibgarde-Reserveregiments und die Mannschaft des Reserve-Halbbataillons der Leibgarde-Sappeurs zu inspiziren. Von diesem Tage an begannen die Krankheitsanfälle stärker zu werden: der Kaiser verließ das Zimmer nicht mehr. Am 11. Februar wollte er zwar noch an der heiligen Vormesse theilnehmen, konnte aber nicht, sondern legte sich zu Bette. Am Abend zeigte sich klar, daß die Krankheit eine schwere war, und die Anzeichen von Lebensgefahr begannen sich mit unglaublicher Schnelligkeit zu entwickeln.*) Trotz seines krankenhaften Zustandes gab der Kaiser die Beschäftigung mit den Staatsangelegenheiten nicht auf, und erst am 12. Februar entschloß er sich, auf dringendes Begehr der Aerzte, diese Mühe dem Cäsarewitsch zu überlassen. Als die Gefahr für unzweifelhaft erkannt wurde, entschloß sich die Kaiserin, sich ein Herz fassend, ihrem erhabenen Gemahl vorzuschlagen, das heilige Abendmahl zu nehmen. Der Kaiser war in der ersten Woche seiner Fastenandacht, und hatte, vom Montag bis Donnerstag einschließlich, geruht, durchgehends beim Gottesdienst anwesend zu sein, wiewohl öfters über seine schwache Gesundheit klagend — und so äußerte er den Zweifel, ob er stark genug sein würde, diese christliche Pflicht zu erfüllen. Gleichwohl hatte er, trotz seiner Schwäche, sich nicht ein einziges Mal im Laufe des Gottesdienstes gesetzt, obschon ihn der Protopresbyter Bashanow dazu überreden wollte. Die Kaiserin benutzte diesen Umstand. „Wenn du", sagte sie, „die begonnene Fastenandacht nicht beendigen und das heilige Abendmahl in der ersten Woche nicht nehmen konntest, willst du dies denn nicht jetzt erfüllen? Obgleich dein Gesundheitszustand keineswegs gefährlich ist, so giebt es doch so viele Beispiele, daß nach dem Genuß des heiligen Abendmahls Gott den Leidenden Linderung sendet." — „Nein, ich kann zu dieser heiligen Handlung nicht im Bette liegend und unangekleidet schreiten. Besser dann, wenn ich wieder stark genug bin, es in geziemender Weise zu thun." Die Kaiserin schwieg. Bald darauf bemerkte er Thränen in ihren Augen. „Du weinst?" — „Nein, es ist vom Schnupfen." Einige Minuten darauf fing die Kaiserin an, leise zu sprechen: Vater unser. „Du betest? Warum?" — „Ich bete für deine Genesung." „Schwebe ich denn in Gefahr!" — „Nein . . . ." Ihre Majestät hatte nicht den Muth, entschieden zu antworten. „Aber du bist ganz verstört. Du bist ermüdet; geh' und beruhige dich." — Die Kaiserin verließ das Gemach. Gegen 3 Uhr Nachts fragte der Kaiser den Dr. Mandt: „Sagen Sie mir aufrichtig, was habe ich für eine Krankheit? Sie wissen, ich habe Ihnen schon früher immer befohlen, mich bei Zeiten zu benachrichtigen, wenn ich schwer erkranke, damit ich die christliche Pflicht nicht verabsäume." — „Ich kann Ew. kaiserliche Majestät nicht verhehlen, daß Ihre Krankheit ernsthaft wird; Ihre rechte Lunge ist affizirt." — „Sie wollen sagen, daß ihr eine Lähmung droht?" — „Wenn die Krankheit unseren Anstrengungen nicht weicht, so kann das allerdings erfolgen; aber noch sehen wir es nicht, und geben die Hoffnung auf Ihre Wiederherstellung nicht auf." — „Ah, jetzt begreife ich meinen Zustand; jetzt weiß ich, was ich zu thun habe."

---

*) Auch früher, wenn der hochselige Kaiser krank war, ließ er die Herausgabe von Bülletins nicht zu, um das Publikum nicht zu beunruhigen. So geruhte er auch jetzt, drei Tage vor seinem Ende, dem Cäsarewitsch zu sagen: „Ich hoffe, daß man das Publikum nicht durch Bülletins über meine Krankheit beunruhigt." Anm. des Russ. Inv.

Unter Verantwortlichkeit des Ergänzungsblätterverlags in Meißen. — Redakteur Dr. Fr. Steger.
Druck von A. C. Cato in Meißen.

Nikolaus I. Pawlowitsch, Kaiser von Rußland. Der Kaiser entließ den Doktor, rief den Thronfolger und machte ihm ruhig die Mittheilung von der Hoffnungslosigkeit seines Zustandes, indem er hinzufügte: „Ich hoffe, daß du der Mutter noch nichts gesagt hast, und auch nichts sagen wirst; befiehl, daß man den Geistlichen ruft." — Der Protopresbyter Bashanow befand sich schon im Schlosse. Darauf trat die Kaiserin ein. Als der Geistliche begann die der Beichte vorangehenden Gebete zu sprechen, segnete der Kaiser die Kaiserin und den Cäsarewitsch, die an seinem Bett knieten. Dann gingen sie hinaus. Nach Beendigung der Beichte bekreuzte sich der Kaiser, und sagte: „Ich bete zum Herrn, daß er mich in seine Arme aufnehmen wolle." Die heilige Ceremonie der Kommunion, die auf den Wunsch Sr. Majestät im Beisein der Kaiserin und des Cäsarewitsch vollzogen wurde, vollbrachte er mit vollem Selbstbewußtsein, mit rührender Andacht und mit ungewöhnlicher Seelenruhe. Das Gebet: „Ich glaube und bekenne," sprach er von Anfang bis zu Ende mit ziemlich fester Stimme. Hierauf rief er die Cäsarewna, den Großfürsten Konstantin Nikolajewitsch, die Großfürstinnen Alexandra Jossifowna, Maria Nikolajewna, Helena Pawlowna und seine Enkel zu sich, die alle die ganze Nacht schlaflos in den anstoßenden Zimmern zugebracht hatten; mit Festigkeit kündigte er ihnen sein nahes Ende an; von allen nahm er Abschied, alle segnete er. Die von ihm in diesen geweihten und feierlichen Augenblicken gesprochenen Worte werden auf immer den Herzen seiner verwaisten erhabenen Familie eingeprägt bleiben.... Die Kaiserin rief aus: „O Gott! Warum kann ich nicht mit dir sterben!" — „Du mußt für diese leben." — Indem er sich dann zum Cäsarewitsch wandte, sagte der Kaiser: „Du weißt, daß alle meine Sorgfalt, alle meine Anstrengungen auf das Wohl Rußlands gerichtet waren; ich wollte fortfahren, so zu arbeiten, daß ich dir das Reich in bester Ordnung, geschützt gegen äußere Gefahr, vollkommen ruhig und glücklich hinterließe, aber du siehst, zu welch einer Zeit und unter welchen Umständen ich sterbe, es hat Gott also gefallen. Du wirst es schwer haben." Unter einem Strom von Thränen antwortete der Cäsarewitsch: „Wenn es denn schon beschlossen ist, daß ich dich verlieren soll, so bin ich überzeugt, du wirst auch dort zu ihm beten für Rußland, für uns alle ihn anrufen um seinen heiligen Beistand, die schwere von ihm mir auferlegte Bürde zu tragen." — „Ja, ich habe stets zu ihm für Rußland gebetet, und ich werde für euch alle auch dort zu ihm beten." — „Ihr aber" — so fuhr er fort, indem er sich an seine sein Krankenlager umringende erhabene Familie wandte, und auf die Kaiserin zeigte — „bleibt immer wie bisher durch das enge Band der Liebe vereint." Hierauf verlangte der Kaiser den Minister des Hofes, Graf Adlerberg, den Grafen Orlow und den Kriegsminister Fürsten Dolgorukow zu sehen; in rührenden Worten dankte er ihnen für ihren Dienst, für ihre erprobte Ergebenheit; empfahl sie dem Thronfolger, segnete sie und nahm von ihnen Abschied. Darauf wandte er sich aufs neue zum Cäsarewitsch, zum Grafen Adlerberg, und gab seine letzten Befehle in Betreff seines Begräbnisses. Er selbst bezeichnete den Saal in der untern Etage des Winterpalastes, in welchem seine sterblichen Reste ausgestellt werden sollten, und gab die Stelle für das Grab in der Petropawlowsk-Kathedrale an; verlangte, daß die Bestattung mit möglichst wenig Prunk vor sich gehe, ohne prachtvollen Katafalk, ohne alle prunkende Verzierung des Saales und der Kirche, um unnütze Kosten zu vermeiden. Endlich befahl er seine nächsten Diener herbeizurufen, dankte ihnen, nahm Abschied und segnete sie. Der sterbende Kaiser befand sich noch bei voller Besinnung als der Geistliche das Sterbegebet begann, und geruhte, ihm die Worte nachzusprechen, wenn auch schon mit schwacher Stimme, so doch ruhig. Bald erlosch seine Stimme. Er rief den Geistlichen durch Zeichen zu sich, drückte ihm die Hand, küßte das Kreuz auf

der Brust desselben, und da er nicht mehr im Stande war, ein einziges Wort hervorzubringen, zeigte er durch Bewegungen der Hand und der Augen auf die Kaiserin, auf den Thronfolger, gleich als wollte er sagen, daß er für sie bete. Bis zum letzten Augenblicke seines Lebens ließ er die Hände der Kaiserin und des Thronfolgers nicht los, und drückte sie innig. Zwanzig Minuten nach 12 Uhr (2. März) war der Kaiser nicht mehr, der fast dreißig Jahre den russischen Thron geziert hat, im höchsten Grade das Gefühl seiner heiligen Pflicht besaß, und unermüdlich mit unbedingter Selbstverläugnung für das Wohl des Vaterlandes arbeitete.

Wir fügen noch einige Züge aus diesem Leben bei, das in so unerwarteter Weise geendet hat. Wir haben schon erwähnt, welche strenge Ordnung der Tagesthätigkeit zu Grunde lag. So lange noch ein Papier ungelesen auf seinem Pulte lag, gönnte er sich keinen Schlaf. Zur bestimmten Stunde stand er auf, warf einen Blick durch das ganze Schloß bis auf die Wiege seiner Enkel in den letzten Zeiten, auf die Erziehung der Großfürsten und Großfürstinnen in der ersten Zeit. Von acht bis neun Uhr spazierte er in freier Luft, in der Stadt wie auf dem Lande, im Sommer wie im Winter. Er gönnte sich dabei in der Form kein Vorrecht vor dem letzten Soldaten. Um neun Uhr empfing er regelmäßig den Kriegsminister und um zehn Uhr begrüßte er die Kaiserin und verweilte wenige Minuten im Familienkreise. In seinem höchsten häuslichen Glücke ließ er aber nie einen angemeldeten Minister nur eine Minute warten; er selbst räumte bei Verspätungen fünf Minuten ein. Wenn gegen zwei Uhr alle Geschäfte im Palais beendet waren, so fuhr er aus, und zwar auf einspänniger Droschke oder Schlitten, und besuchte während seiner Erholung drei bis vier Anstalten der verschiedensten Art. Um vier Uhr speiste er in kleinem Familienkreise, zu welchem einzeln eine kleine Anzahl Auserwählter gezogen wurden. Der Tisch für seine Person war mäßig, während er den Hofbefähigten eine kaiserliche Tafel bestimmte. Aber selbst die abendlichen Stunden waren dem Staate gewidmet, seltener einer Lieblingsbeschäftigung, wie im Sommer der Malerei, die er in Wouvermann's Geiste mit hoher Vollendung selbst trieb. An gewöhnlicher Salonunterhaltung nahm er nie Antheil; denn jedes seiner Worte wog goldschwer. Ein volles männliches Organ zeichnete seine Rede aus, noch mehr aber die römische Kürze und Abrundung seiner Muttersprache. Brach aber eine Feuersbrunst des Nachts aus, so war der Kaiser nebst dem Thronfolger einer der Ersten, der zur Hülfe herbeieilte. Den Nachbarn der Brandstelle ließ er gewöhnlich sagen, sich ruhig zu verhalten, da er selbst für Alles sorge. So erschien er zur Zeit der Cholera in Moskau, und als der Metropolit ihn auf die Gefahr aufmerksam machte, der er sich aussetze, antwortete er: „Wo mich die kaiserlichen Pflichten hinrufen, da ist für mich keine Gefahr." Ein Jahr darauf dämpfte er durch sein Erscheinen eine Revolte; das Volk stürzte auf die Knie bei seinem Anblicke. „Ich verzeihe Euch Thoren," rief er, „aber geht zur Kirche und bittet Gott, daß er Euch solchen Frevel verzeihe." Mit gleich majestätischer Miene sprach er zu den Großwürdenträgern seines Reiches, wie zu dem Bauer auf der Landstraße. Von der Erziehung der kaiserlichen Großfürsten und Großfürstinnen verlangte er, daß sie durch Bildung die Ersten seines Reiches und seiner Zeit würden. Den Prüfungen derselben wohnte er regelmäßig bei und erstaunte durch die Vielseitigkeit seiner Kenntnisse, wie durch sein wunderbares Gedächtniß die Anwesenden eben so, wie die jungen Zöglinge durch ihre Kenntnisse. Und bei der Ueberlegenheit ihrer Geistesausbildung, bei der Ausübung aller Talente in den schönen Künsten wurde ihr Körper soldatisch abgehärtet und sie an strenge Disziplin gewöhnt. Ein Kabinet des Winterpalastes hatte er mit Oelgemälden geziert, welche die Großfürstinnen, seine kaiserlichen Töchter, als Beweis ihrer Talente dargebracht hatten. Als Gatte war dieser Monarch mit der reinsten Liebe seiner hohen Gemahlin, der Kaiserin Alexandra Feodorowna, zugethan, und seine Aufmerksamkeit begleitete sie mit der ritterlichsten Zärtlichkeit, so daß die hochselige

Großfürstin Alexandrine ihm mit Recht schrieb: „Ich weiß, Papa, Du hast kein größeres Vergnügen, als das, unserer Mutter Freude zu machen.“ Wer vor dem Jahre 1839, als noch keins der Familienmitglieder von dem Winterpalaste getrennt war, diese Familie in Morgen- und Abendstunden vereinigt in gemüthlichen Kreisen gesehen hat, der kann sich rühmen, ein Bild irdischen Glückes und idealer Schönheit gesehen zu haben, und dies Bild strahlte von einem der ersten Throne der Welt herab.

So erschien die kaiserliche Familie 1836 auch dem Lord Londonderry. Er beginnt in dem schon angeführten Werke seine Schilderung mit der nun verwittweten Kaiserin. „Ihre Majestät trat in das Gemach mit dem Großfürsten-Thronfolger. Sie kam gerade auf mich zu, und begegnete mir auf die huldvollste Weise wie einem alten Bekannten, da sie sich, wie sie zu sagen geruhte, vollkommen erinnere, mich 1813 in Schlesien gesehen zu haben. (Lord Londonderry war damals als englischer Militärgesandter im Hauptquartier der Alliirten.) Unbeschreiblich ist die Hoheit ihrer Haltung und ihre bezaubernde Huld. Berühmt wie alle Schwestern und Töchter der immer beklagten schönen Königin von Preußen, ist keine dieser Prinzessinnen gewinnender in ihrem Benehmen als die Kaiserin, noch giebt es überhaupt, allen Versicherungen nach, ein trefflicheres Wesen. Der schlanke, ausgezeichnet schöne Großfürst-Thronfolger verbindet ein wohlwollendes Aussehen mit einem fürstlichen Ausdruck. Die Prinzessin Olga stand im Hintergrund; sie schien mir vierzehn oder funfzehn Jahre, fein und zart, von schlanker Gestalt, mit großen hellfunkelnden Augen. Ihre ältere Schwester, Marie, war gerade unwohl, doch sah ich auch sie später oft. Obgleich sie vielleicht auf den ersten Blick nicht so in die Augen fällt, als die Großfürstin Olga, hat sie eine außerordentliche Aehnlichkeit mit dem Kaiser, und ihr Ausdruck verräth denselben lebhaften Geist und Verstand, der ihren kaiserlichen Vater charakterisirt.... Die beiden jüngern Großfürsten, Michael und Nikolaus, trafen wir mit ihren Gouvernanten und Hofmeistern in einem äußern Zimmer, wo ein großer russischer Berg zu ihrer Belustigung aufgerichtet worden, zu dem sie oft den Kaiser und die Hofdamen holen. Die beiden Knaben sind schön, kräftig und gesund. Sie tragen Kosakenkostüme, sprachen Englisch, und hatten eine schottische Lady zur Aufsicht, die sehr gesprächig war. Sie ist seit neunzehn Jahren in der kaiserlichen Familie, und erzählte mir die interessantesten Dinge von der Trefflichkeit dieser Familie. Abends während des Balls ward ein Kourier gemeldet, der eben von dem Kaiser gekommen. Die ganze Familie, wie elektrisirt, eilte hinaus. Man sagte mir, der Kaiser komme oft ganz unerwartet, und nicht selten, wenn solch eine Anmeldung erfolge, trete Se. Majestät augenblicklich darauf selbst ins Zimmer. Er wird von seiner Familie wahrhaft vergöttert.“

Die beiden Brüder des Kaisers, Konstantin und Michael, wurden vor ihm abberufen. Konstantin starb während des Feldzugs in Polen an der Cholera. Da die russischen Waffen damals nicht glücklich waren und Konstantin sich oft über die gegen ihn fechtende polnische Armee, die er als seine Schöpfung betrachtete, mit Vorliebe ausgesprochen hatte, so enstand eines jener unsinnigen Vergiftungsgerüchte, mit denen die Welt jeden auf dem russischen Throne unerwartet erfolgenden Todesfall zu begleiten pflegt. Großfürst Michael, der mit der Prinzessin Charlotte Marie (in Rußland Helena Pawlowna genannt) von Würtemberg verheirathet war und nur eine Tochter hinterließ, starb am 9. September 1849 zu Warschau. Die verwittwete Kaiserin ist seit Jahren eine körperlich gebrochene hagere Frau, die mit ihrer unreinen Hautfarbe, den von einem krampfhaften Nervenzucken entstellten Zügen, dem unsteten Blick der tiefliegenden Augen, dem düstern Ausdruck der Braunen und Mundwinkel von der schönen Charlotte von Preußen kaum mehr ein Schatten ist. Man will wissen, daß die Schreckenstage der Petersburger Militärrevolution die Gesundheit der Kaiserin zerstört hätten. Es ist möglich, sogar wahrscheinlich, daß die damalige Angst um den geliebten Gemahl sehr nachtheilig

eingewirkt haben mag, aber die Hauptursache der Leiden der Kaiserin, die noch Jahre nach jenen Ereignissen recht gesund war, liegt doch in ihrem Tanzen, in ihrem Schnüren und in unvorsichtigen Abkühlungen nach Erhitzungen. Wer wüßte nicht, wie viele Frauen und Mädchen aus der sogenannten Gesellschaft diesen Gewohnheiten alljährlich zum Opfer fallen! Dieser kranken Frau erwies der Kaiser stets die zartesten Rücksichten und verweilte oft Stunden lang an ihrem Lager. Als er sie in Palermo, wo sie 1847 von dem milderen Klima Heilung erwartete, besuchte, trug er sie auf den Armen die Treppe hinauf.

Unter den Kindern des Kaisers erregt Alexander, der jetzige Kaiser, am meisten Interesse. Er und Konstantin haben sich nie geliebt, so daß der Kaiser oft genöthigt war, durch sein Ansehn die Einigkeit zwischen ihnen herzustellen, und es hatte daher seinen guten Grund, daß der Sterbende ihre Hände in einander legte und ihnen sagte: „Liebt Euch, wie ich Euch geliebt habe!“ Ueber die Persönlichkeit des jetzigen Kaisers sagt ein Feind, Herzen, der ihn in Wätka sah: „Die Physiognomie des Thronfolgers hatte nicht den Ausdruck jener engherzigen Strenge, jener kalten unbarmherzigen Grausamkeit, welche in dem Gesichte seines Vaters liegt. Seine Züge deuteten mehr auf Gutmüthigkeit und Trägheit. Er war ungefähr zwanzig Jahre alt, und doch ließ sich an ihm ein Anflug von Dickleibigkeit bemerken. Die wenigen Worte, welche er mir sagte, waren höflich, und er sprach sie mit einer Stimme, die weder den heisern, abgebrochenen Ton der Anreden Konstantins, seines Oheims, hatte, noch seines Vaters Lieblingsgewohnheit verrieth, den Zuhörer von Anfang an bis zur Ohnmacht einzuschüchtern.“ Der Großfürst Alexander war in Rußland beliebt und geachtet. Man urtheilt über ihn, daß er nicht die große Autorität seines Vaters, dessen stolzen und unbeugsamen Geist er nicht besitzt, genießen, aber wie einst Alexander I. durch seine Sanftmuth und Leutseligkeit gefallen wird. Es sollen zwischen dem ersten und dem zweiten Alexander zahlreiche Charakterähnlichkeiten bestehen. Im Aeußern gleicht Alexander II. darin seinem Vater wie seinem Oheim Alexander I., daß er eine mächtige Gestalt mit breiten Schultern und hoher Brust ist. Der Ausdruck seines Gesichts ist gutmüthiger, seine Haltung weniger „stramm“, ordonnanzmäßig und selbstbewußt, als bei Nikolaus I. Auch sagt man viel Gutes von der neuen Kaiserin; man lobt ihr gerades und gebildetes Urtheil, so wie ihre freundlichen Manieren, und glaubt von ihr, daß sie auf den Kaiser einen heilsamen Einfluß üben werde. Zu den Vertrauten des jetzigen Kaisers gehören Iwan Tolstoi, einer der ausgezeichnetsten russischen Edelleute, und Labenski, ein Mann von hoher geistiger Begabung. Polen darf den neuen Czar willkommen nennen, denn er theilt keines der Vorurtheile seines Vaters gegen diese tapfere Nation. Im Jahre 1815 sagte einmal Nikolaus zu seinem Bruder Michael, welcher Polnisch sprach: „Warum redest Du diese verfluchte Sprache?“ Hingegen als der General Krusinski den jetzt auf den Thron gelangten Großfürsten fragte, ob er Polnisch verstehe, antwortete der Prinz in sehr gutem Polnisch: „Ich habe es beinahe vergessen.“ „Möge Ew. kaiserliche Hoheit“, erwiederte der General, „dereinst eben so alle Beschwerden vergessen, welche jetzt die beiden Völker trennen.“ Der „Kölnischen Zeitung“ wird aus Warschau eine Anekdote über den neuen Kaiser berichtet, die für verbürgt gilt. „Man erinnerte sich des ehemaligen Chefs des polnischen Chasseur-Regiments, als derselbe vor vierundzwanzig Jahren, kaum dreizehn Jahre alt, über die eigens erbaute Weichselbrücke nach der Zakroczymer Straße im Triumphzug seinen kaiserlichen Eltern in einfacher Lieutenantsuniform des polnischen Regiments folgte. Ich sage in einfacher Lieutenantsuniform, weil sich an den Lieutenantsrang des Prinzen Erinnerungen knüpfen, die dessen Erziehungsgeschichte angehören. Als Augenzeuge des Einzugs des Königs von Polen mit seiner kaiserlichen Familie lenkte ich vorzugsweise auf den dem Jüngling entgegenreisenden Cäsarewitsch meine Aufmerksamkeit, und da das Ereigniß in Betreff des Lieutenantsrangs weniger bekannt sein dürfte, so erlaube ich mir, dasselbe hier

mitzutheilen. Als kaiserlicher Prinz hatte der Cäsarewitsch Generalsrang bekleidet. Er war nicht blos Groß-Attaman sämmtlicher Kosakenheere, sondern auch Chef des polnischen von Oberst Jankowski kommandirten Chasseur-Regiments. Kurz vor der Reise zur Krönung nach Warschau befahl er in der Anwandlung jugendlicher Laune dem Obersten Baron von Moerdes, seinem Erzieher, sich in Arrest zu begeben. Der Gouverneur gehorchte als Oberst dem General. Der Kaiser, alsbald hiervon in Kenntniß gesetzt, beschied beide zu sich. Auf die Frage, warum er seinem Zögling gehorcht, erwiederte Moerdes: um dem Prinzip der Disziplin Rechnung zu tragen, mußte er dem Befehl, der im Beisein anderer Offiziere gegeben war, Folge leisten. „Damit der Oberst", wandte sich hier der Kaiser an den Kronprinzen, „fortan über Ihnen stehe, werden Sie sofort die General-Epaulettes ablegen, und als simpler Soldat Ihrem Erzieher untergeordnet." Dabei entkleidete der Monarch den Cäsarewitsch der General-Epauletten. Bis zu der zwei Meilen vor unserer Stadt auf dem rechten Weichsel-Ufer belegenen Station reiste der Kronprinz zum Krönungsfest als simpler Soldat, und wurde hier erst auf seiner kaiserlichen Mutter Bitte zum Offizier, d. h. Unterlieutenant, vom Kaiser befördert. Als solchen sah ich denselben an allen folgenden Festlichkeiten als Chef des Regiments vor dessen Fronte, am Krönungszug, an der Kirchenfestlichkeit u. s. w. in dem damals so geräuschvollen Treiben in unserer Stadt theilnehmen." Ist die Geschichte gegründet, so beweist sie für die heilsame Strenge der kaiserlichen Erziehung, die nach dem Grundsatz geführt wurde, daß gut befehlen kann wer gut gehorchen gelernt. Kaiser Alexander I. hatte gegen seinen Bruder, Großfürst Nikolaus, einmal in gleicher Weise streng sich erwiesen. Nikolaus hatte gegen den verdienten Generallieutenant Ostermann eine Beleidigung sich erlaubt. Der Kaiser bestand darauf, daß er dem General vor der Fronte der Truppen Abbitte thue, was denn auch unweigerlich geschah. Nach Nikolaus' Thronbesteigung erfuhr Ostermann zwar dieselbe rücksichtsvolle Behandlung wie früher; es ward ihm aber nahe gelegt, daß sein Alter der Ruhe und Erholung bedürfe. Ostermann bat um längern Urlaub, den er dann zu seiner (mit Fallmerayer unternommenen) Reise nach dem Orient benutzte. Seitdem lebt er — jetzt mehr als achtzigjährig — auf einem Landgut in der Nähe von Genf.

Wir können von der Heldengestalt des verstorbenen Kaisers nicht scheiden, ohne noch einen Zug mitzutheilen, der ihn als einen edlen großsinnigen Herrn zeigt, stets bereit und willig, Hingebung und Anhänglichkeit an seine Person und seine Regierung verschwenderisch zu belohnen. Unser Gewährsmann ist der Oberst Poulett Cameron. Ein Generaloffizier von ausgezeichnetem Ruf, ein Ausländer, der viele Jahre hindurch in dem russischen Heer gedient, hatte in seiner langen und glänzenden Laufbahn der Regierung die wichtigsten Dienste geleistet. Ehrenstellen auf Ehrenstellen, mit fürstlichen Einkünften und Emolumenten, fielen ihm in rascher Folge zu, allein er war prachtliebend, und glaubte, den Reichthum, den ihm eine fremde Macht für treu geleistete Dienste gegeben, auch in dem Lande verzehren zu müssen, von dem er ihn bekommen. Die Folge war, daß er bei seinem Tode seine Wittwe der Obsorge der russischen Regierung hinterließ, während seine Kinder eine günstige gesellschaftliche Stellung inne hatten, seine beiden Töchter durch hohe und reiche Heirathen, sein Sohn durch seine Einkünfte aus einer Manufaktur, die er ihm bei dessen Eintritt in die Garde-Kürassiere überlassen. Da dieses Anwesen jährlich ungefähr 1200 Pfd. St. abwarf, so setzte es ihn in Stand, den Anforderungen in diesem glänzenden Dienst zu genügen. Die Erwartungen des sterbenden Veterans wurden gleich nach seinem Tode vom Kaiser Alexander vollständig verwirklicht, indem dieser der Wittwe einen Jahresgehalt von 2600 Pfd. St. aussetzte. Kurz nach der Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus gerieth die dem Sohn gehörende Manufaktur in Brand, und ward ein Raub der Flammen — ein um so härterer Schlag für ihn, da es damals noch keine Feuerversicherungsanstalten in Rußland gab, und somit die Aussichten dieses schönen und

tapfern Soldaten unwiederbringlich zerstört schienen, und er selbst sich bitterer Armuth preisgegeben sah. Sein erster Schritt in dieser traurigen Lage war, daß er um seine Dienstentlassung bat. Das Gesuch wurde dem Kaiser überreicht, der ihm den Befehl zukommen ließ, ihm am folgenden Morgen die Aufwartung zu machen.

Als er zur festgesetzten Stunde in den Gemächern des kaiserlichen Generalstabs erschien, ward er sofort bei Sr. Majestät eingeführt, und von ihm aufs freundlichste empfangen. Auf die Tags zuvor eingereichte Bittschrift Bezug nehmend, wünschte der Kaiser zu wissen, ob der Bittsteller den Dienst nicht liebe, oder ob irgend ein Beweggrund ähnlicher Art die Ursache des von ihm gethanen Schrittes sei. Der junge Mann erwiderte mit tiefer Bewegung, nichts könne ihm ferner liegen als der Grund, den Se. Majestät angeführt; seine Hingebung für die russische Fahne sei noch so fest und unveränderlich als am ersten Tage seines Eintritts in das Regiment; nichts als das schwere Unglück, das ihn betroffen (und welches, wie der Kaiser wohl wußte, ihm das Verbleiben im Korps gänzlich unmöglich machte), habe ihn veranlaßt, um Entlassung aus dem Heere zu bitten. Er erzählte nun dem Kaiser, der ihn mit der größten Aufmerksamkeit anhörte, die Geschichte der Vernichtung seines Eigenthums. Nachdem er damit zu Ende, sagte der Kaiser nach einer kurzen Pause: „Herr v. B...., die Erinnerung an die großen und wichtigen Dienste, welche Ihr Vater Rußland geleistet, würde mich, selbst wenn ich Ihnen abgeneigt wäre, was ich, wie ich Sie kennen gelernt, sicherlich nicht bin, allein schon veranlassen, Ihnen in dieser Sache meinen Beistand angedeihen zu lassen: allein obgleich ich ein reicher Mann bin, werden Sie doch einsehen, daß gar viele auf meine Berücksichtigung warten; Ihre Mutter muß uns daher zu Hülfe kommen. Als einzelne Dame ist ihr Jahrgehalt mehr als zureichend für ihren eigenen Unterhalt, und ich bin überzeugt, sie wird ihrem Sohn jedes Opfer zu bringen geneigt sein. Sie muß Ihnen daher von ihrem Einkommen die überschüssigen 600 Pfund, die sie erhält, abtreten, und ich will eine ähnliche Summe aus meiner Privatbörse dazu thun, und Ihnen so wieder zu Ihrer frühern Stellung verhelfen. Nun, keinen Dank; ich bin eben jetzt zu sehr beschäftigt (der Kaiser hatte bemerkt, daß der Offizier, von seinen Gefühlen überwältigt, außer Stand war, ein Wort zu äußern, weshalb er, voll Takt und Zartsinn, diese Art, ihn zu entlassen, wählte). Begeben Sie sich, schloß er, wieder zu Ihrem Korps, und lassen Sie sich morgen früh an der Spitze Ihrer Schwadron auf der Parade sehen."

Die letzten Unternehmungen zur Aufsuchung Franklins haben in diesem Werke (S. Bd. 9, S. 529 fgg.) bereits eine übersichtliche Darstellung bis zum Jahre 1852 gefunden. Seit jener Zeit haben die arktischen Expeditionen ihren Abschluß durch zwei wichtige Thatsachen erhalten, nämlich durch die längst angestrebte Entdeckung der nordwestlichen Durchfahrt zwischen dem atlantischen und stillen Ocean und durch die erlangte Gewißheit über den gefürchteten Untergang der Franklin'schen Expedition von 1845. Mit der Lösung jenes geographischen Problems, die wir den letzten Expeditionen verdanken, hat sich zugleich dessen unausführbare Benutzung für merkantilische Zwecke herausgestellt und die bedeutenden Opfer an Menschen und Geldmitteln, welche diese Kenntniß, wie die damit verknüpften wissenschaftlichen Nachforschungen der englischen Regierung bis jetzt kosteten, haben diese letztere endlich bewogen, von ihren zeitherigen Bestrebungen abzustehen und sich mit den erlangten Resultaten zu begnügen. Worin diese bestehen, werden wir am Schlusse dieses Artikels erwähnen; zuvörderst knüpfen wir da an, wo der obengenannte Aufsatz abschloß, nämlich bei den Expeditionen von Collinson und M'Clure mit den Schiffen Entreprise und Investigator, welche sich am 20. Januar 1850 von England aufmachten, um durch die Behringsstraße in das Polarmeer einzudringen und von Kapitän Edward Belcher, welcher mit fünf Schiffen am 21. April 1852 von England unmittelbar nach

dem Wellington Kanal durch die Davisstraße aufbrach. Die kleineren Expeditionen vom Jahre 1851, welche erwähnt wurden, waren die Landexpedition von Dr. John Rae vom 25. April bis 10. September, welche Wollastonland und Viktorialand umfaßte, und die Expedition des Kommodore Kennedy und Lieutenant Bellot, welche mit dem Schiffe Prinz Albert am 22. Mai England verlassen hatten und nach Durchstreifung von Prinzregents-Bucht, Nord Somerset, Prinz Wales-Land, ohne eine Spur von Franklin gefunden zu haben, am 7. Oktober 1852 nach England zurückkehrten.

Die Expedition von Kapitän Collinson hatte in ihrer Instruktion ausdrücklich die Weisung erhalten, sich nur über Franklins Schicksale Nachricht zu verschaffen und alle geographischen Entdeckungen bei Seite zu lassen, und doch brachte es eine Kette überraschender Verwicklungen mit sich, daß sie es war, welche die 1845 von Franklin übernommene Aufgabe einer endlichen Lösung entgegenführte. Abgesehen von diesem Epoche machenden Erfolge, gewährt sie das Interessante, daß ein Deutscher, der Missionär Johann August Miertsching (ein Sachse) von der Herrnhuter Brüdergemeinde, welcher der Eskimossprache mächtig war, durch diese seine Kenntnisse der Expedition den ersprießlichsten Nutzen gewährte. Auch der moralische Einfluß dieses vortrefflichen Mannes auf den Geist des Schiffsvolkes verdient eine rühmende Erwähnung. Die Entreprise und der Investigator verließen am 20. Januar 1850 Plymouth; doch brachte es die bessere Segelkraft des ersteren Schiffes mit sich, daß sein Führer Kapitän Collinson bald einen bedeutenden Vorsprung gewann. Um denselben auszugleichen unternahm Kapitän M'Clure mit dem Investigator das kühne Wagstück, allen nautischen Erfahrungen entgegen, von den Sandwichsinseln in schnurgerader Linie auf die Behringsstraße zuzusteuern, eine That, die von kühner Entschlossenheit und Glück begleitet, es ermöglichte, daß M'Clure bereits am 31. Juli Kap Lisburne jenseits der Behringsstraße vierzehn Tage früher als Collinson erreichte. Ohne Nachricht von diesem und mit dem festen Entschlusse, obgleich seiner Instruktion entgegen, selbstständig die kühne Fahrt in das Polarmeer zu unternehmen, sehen wir M'Clure mit ergreifender Zuversicht den Weg nach Banks-Land und der Melville-Insel unternehmen, um von hier aus über alle Inseln und Küsten, in allen Baien und Buchten nach Franklin und seinen Gefährten zu forschen. Nachdem am 31. Juli Kapitän Kellett, der sich mit dem Herald zur Durchsuchung der Küsten des russischen Amerika's bis zum Mackenziefluß mit Lieutenant Pullen aufhielt, ihn zum letzten Male begrüßt, sehen wir M'Clure auf einige Jahre verschwinden, um ihn als Entdecker der nordwestlichen Durchfahrt auf anderer Stelle wieder zu finden. Ein ähnliches Loos war Kapitän Collinson beschieden. Er traf erst am 14. August bei Kap Lisburne ein, ohne hier den Herald und das Stationsschiff Plover zu finden, auf deren Vorräthe er angewiesen worden war, und hegte die Meinung, daß M'Clure noch hinter ihm sei und sich noch in der Behringsstraße befinde. Alle Versuche Collinson's, längs der amerikanischen Küste vorzudringen, scheiterten an der Strenge der Jahreszeit und dem frühzeitig eintretenden Winter, so daß er sich endlich genöthigt sah, durch die Behringsstraße zurückzukehren und in Hongkong zu überwintern. Lieutenant Barnard mit zwei Seeleuten ward aber zuvor bei Michaelowski, dem Hauptorte des russischen Handelsverkehrs im Norton-Sunde an der Behringsstraße, ans Land gesetzt, um während des Winters eine Schlittenreise ins Innere des Landes zu unternehmen, da man gerüchtweise vernommen hatte, daß sich im Schiffbruch verschlagene Engländer daselbst aufhalten sollten. Bald erwies sich dies als unbegründet, doch hatte Barnard bei seiner Fahrt das Unglück, bei Darabin am 24. Februar 1851 von Indianern überfallen zu werden und hierbei seinen Tod zu finden. Im Monat April 1851 verließ Kapitän Collinson Hongkong, um seine Fahrt von Neuem anzutreten. Nachdem er drei Monate später am Kap Clarence Barnard's Tod erfahren, traf er am 26. Juli zum zweiten Mal bei der Barrow-Spitze ein, um ins Eismeer einzudringen und auch ihn

sehen wir fast drei Jahre verschwinden und beinahe schon aufgegeben. Zur Vorsorge war schon seit 1848 von der englischen Regierung der Plover (Kapitän Moore) an der Behringsstraße in der Eigenschaft eines Stationsschiffes unausgesetzt in den dortigen Gewässern aufgestellt. Für den ersten Winter (1849 zu 1850) gewährte dem Plover der Kotzebuesund, für die beiden folgenden der Grantley-Hafen die nöthige Unterkunft. Die Mannschaft ward von Zeit zu Zeit gewechselt; auch Kapitän Moore 1852 durch Kapitän Maguire abgelöst. Die Zufuhr an neuen Vorräthen besorgte 1849 und 1850 Kapitän Kellett mit dem Herald und als dieser im Oktober 1850 nach den Sandwichsinseln und im Juni 1851 nach England zurückkehrte, ward die Zufuhr von Valparaiso aus veranstaltet. Im Winter von 1852 zu 1853 hatte Maguire das Mißgeschick, plötzlich hoch im Norden an der Barrowspitze einzufrieren und mit seiner nur einundvierzig Mann zählenden Besatzung elf Monate in der Nähe eines räuberischen Eskimostammes überwintern zu müssen, der seine Sicherheit ernstlich gefährdete. Nur der größten Energie und Klugheit war es zu danken, daß einer Katastrophe vorgebeugt wurde. Die unternommenen Ausflüge längs der amerikanischen Küste blieben trotz allen Nachforschungen ohne Resultate über das Schicksal der Franklin'schen Expedition. Ueber den Aufenthalt Maguire's in diesem Winter bietet ein Aufsatz dieses Seeoffiziers in der Times vom 7. Januar 1854 sehr lehrreiche Aufschlüsse.

Der unerschrockene M'Clure, zu dem wir zuvörderst zurückkehren, hatte in den ersten Tagen des Monat August 1850 auf eigene Verantwortlichkeit gegen den Befehl der Admiralität seinen Weg ins Eismeer angetreten. Seine Absicht, sich direkt nördlich zu wenden, scheiterte an den Eisgebilden, die ihn nöthigten, längs der nordamerikanischen Küste in einem drei bis fünf Meilen breiten Kanal fortzusegeln. Alle Wasser-Buchten, die von demselben ausgingen, erwiesen sich als ausgangslose Gassen. So geschahen mehrere resultatlose Versuche von der Barrowspitze und der Mackenziemündung aus, sich nördlich gegen Banksland zu wenden, bis es endlich am 6. September von Kap Parry aus gelang, eine nördliche Richtung einzuschlagen und hierdurch drei Jahre lang in Gegenden geführt zu werden, die noch von keinem Europäer erkundet waren. Dies ist der Anfangspunkt der eigentlichen Entdeckungsfahrt. Am 19. September trat dem Investigator, zwölf deutsche Meilen von Kap Parry entfernt, die Südspitze einer ausgedehnten, mit grünen Bergen bis 3000 Fuß hoch bekränzten Landbildung entgegen, welcher M'Clure bei der Besitznahme den Namen „Barings-Insel" ertheilte. Dem nordöstlich sich hinziehenden Gestade folgend, entdeckte man bald ein zweites im Osten sich hinziehendes Land, dem man den Namen „Prinz Albert Land" beilegte, und bald befand sich das Schiff in einer zwischen beiden Küsten nordöstlich hinaufführenden Wasserstraße (sie wurde Prinz Wales Straße getauft), welche die Hoffnung einer Durchfahrt zur Barrowstraße erweckte. In der Mitte des Kanals entdeckte man eine Inselgruppe (Prinzeß-Inseln genannt) und hatte Hoffnung, bei gutem Wetter die kaum noch 70 Meilen entfernte Barrowstraße erreichen zu können, als am 12. September widrige Winde eintraten und das Schiff in die größten Gefahren versetzten. Entschlossenen Sinnes unternahm es M'Clure nicht umzukehren, sondern mitten im Packeis zu überwintern. Etwas südwärts getrieben fror sein Schiff mitten im Prinz Wales Kanal ein (72° 40′ nördlich und 117° 30″ westlich). Rastlos thätig machte sich M'Clure schon am 21. Oktober mit sechs Mann zu Schlitten auf, die betretene Wasserstraße bis ans Ende zu erkunden und mit unbeschreiblichem Jubel und Hochgefühl schlug er am 26. Oktober 1850 sein Zelt Angesichts des Meeres der Barrowstraße auf. Die erste nordwestliche Durchfahrt, das Ziel vieler tausend Seefahrer seit Jahrhunderten, war von ihm gefunden worden.

Im Frühjahr 1850 verfolgte M'Clure seine Entdeckungen und Nachsuchungen weiter, indem er nach allen Richtungen Schlittenzüge entsendete, welche indessen nicht das Mindeste von Franklin entdeckten und die Barings-Insel (identisch mit

dem von Parry so getauften Banksland) genauer untersuchten. 70 englische Meilen südlich vom Winterlager stieß man auf ein Eskimolager, in welchem Miertsching ein in idyllischer Einfachheit und wunderbarer Unschuld lebendes Naturvolk kennen lernte. Erst am 14. Juli 1851 fing das Eis an sich zu lösen, allein trotz aller Beharrlichkeit gelang es nicht, die Durchfahrt nach der Barrowstraße zu erzwingen. Man näherte sich derselben bis auf 25 englische Meilen, wo aber kompakte Eismassen jedes Vordringen unmöglich machten. Am 16. August mußte nach langem vergeblichem Ringen und Harren der Versuch aufgegeben werden und da das Schiff unwiderstehlich nach Südosten hinabgedrängt wurde, faßte M'Clure endlich den Entschluß, bis Nelson Head (der zuerst entdeckten Spitze von Barings-Eiland) zurückzufahren, dieses westlich zu umsegeln und zwischen Banksland und der Melville Insel eine zweite Durchfahrt zu gewinnen. Anfänglich ging die Fahrt glücklich von Statten; die Westküste der Barings-Insel zeigte ein schönes Bergland mit einem großen Reichthum an Bisamstieren, Rennthieren, Schneehühnern, Enten u. s. w., welche einen willkommenen Zuwachs an Vorräthen abgaben. Aber je weiter man nach Norden kam, um so schwieriger ward die Schifffahrt; als man insbesondere Ende August der östlichen Umbiegung der Küste folgte, trieben heftige Nordweststürme die zerschmetterten Eisblöcke des Polarmeeres dem Schiffe entgegen und drohten es jeden Augenblick zu vernichten; das winzige Fahrzeug war oft in Gefahr, zwischen diesen granitfesten Kolossen wie eine Nußschale zu zerbrechen. Allein M'Clure's Wachsamkeit und seiner Seeleute Geschicklichkeit und Eifer gelang es, alle Gefahren zu überwinden. Die Thaten dieser geringen Schaar von Leuten sind bewunderungswürdig; so bahnte sich z. B. M'Clure am 3. September im entscheidenden Augenblicke durch ein mit 250 Pfund Schießpulver gefülltes Rumfaß den Weg durch die Verderben drohenden Massen.

Am 24. September endlich gelang es ihm, seinen Investigator an der Nordküste von Barings-Insel in eine ausnehmend gesicherte Bucht zu bergen, der er in dankbarem Gefühle den Namen „Gnadenbucht" (Bay of Mercy) gab. Schon am folgenden Tage fror das Schiff ein und ward an dieser öden Kalksteinküste zur Wohnung eingerichtet. Am 1. Oktober wurden die Rationen um ein Drittheil vermindert, aber die Jagd gewährte manche Beihülfe. Im April 1852 unternahm M'Clure eine Schlittenfahrt über das Eis der Meeresstraße, welche ihn von der Melville-Insel trennte und erreichte dieselbe am 28. April unweit des Winterhafens, an der Stelle des berühmten von Parry entdeckten Sandsteinfelsens, welchen im Jahre vorher Kommodore M'Clintock, der bei Kapitän Austin's Expedition verwendet war, besucht hatte. In banger Ahnung einer düstern Zukunft legte hier M'Clure eine Art Testament nieder, in welchem er die Nachricht von seiner Entdeckung der nordwestlichen Durchfahrt mittheilte; außerdem fügte er bei, daß er von Franklin nichts gefunden habe und entschlossen sei, wenn möglich, noch in diesem Jahre nach England zurückzukehren; sollte dies nicht erfolgen, so wäre er entweder ins Polareis gerathen oder in dem Westen der Melville-Insel verschlagen, wo dann jedes Nachsuchen vergeblich sei.

Ohne Aussicht auf Hülfe kehrte M'Clure zu seinem Schiffe zurück. Auch der für die arktische Schifffahrt sonst günstige Sommer 1852 verging, ohne daß das Eis in der Gnadenbucht sich gelöst hätte. Im Laufe des dritten Winters von 1852 zu 1853 sank allmälig die früher so muthvolle Stimmung der Mannschaft, und M'Clure entschloß sich sonach, die Hälfte derselben im nächsten Frühjahr auf zwei verschiedenen Wegen nach England zurückzuschicken. Er selbst wollte noch mit der andern aus den Kräftigsten bestehenden Hälfte ein Jahr ausharren, ob ihm vielleicht 1853 die Durchfahrt gelinge. Der 15. April 1853 war bereits zur Abreise angesetzt, als am 6. April Lieutenant Pim mit einer vom Resolute entsendeten Schlittenpartie wie eine Erscheinung aus der andern Welt bei dem Investigator erschien und dessen Mannschaft der bereits aufgegebenen Errettung entgegenführte. Das am Winterhafen der Melville-Insel 1852 niedergelegte Dokument

M'Clure's war das Werkzeug seiner Rettung geworden, die wir weiter unten näher beleuchten wollen.

Das zweite Schiff dieser Expedition, die Entreprise unter Kapitän Collinson, hatte eine nicht weniger abenteuerliche Fahrt. Nachdem Collinson am 26. Juli 1851 von Hongkong aus zum zweiten Male die Behringsstraße erreicht hatte, nahm er gleich M'Clure seinen Weg auf dem offenen Wasserkanal längs der Nordküste des amerikanischen Kontinents. Am 26. August in der Höhe des Kap Parry angelangt, folgte er ebenfalls nach M'Clure's Vorgange unwillkürlich der nördlichen Richtung gegen die Baring-Insel zu; wäre er acht bis neun Tage früher an der Nelson Kuppe (Nelson Head) eingetroffen, so hätte er unbedingt auf M'Clure stoßen müssen, der, wie wir sahen, zu dieser Zeit um diese Südspitze der Baring-Insel herumsegelte, um sie westlich zu umschiffen. Auch Collinson gelangte bis nahe an den Ausgang der Prinz Wales Straße in die Barrowstraße, sah sich aber ebenfalls genöthigt, vor den undurchdringlichen Eisbarrieren umzukehren und wie M'Clure veranlaßt, die westliche Umschiffung der Baring-Insel zu versuchen. Am 2. September gelangte er daselbst an eine Stelle, an welcher M'Clure vierzehn Tage vorher gewesen war und Nachrichten zurückgelassen hatte, ohne die Nähe seines Kommodoreschiffes zu ahnen. Allein hier ward der Andrang des Eises so heftig, daß Collinson sich südlich wenden mußte und endlich mit großer Noth sein Winterlager am Eingange der Prinz Wales Straße auf der Ramsay-Insel beziehen konnte (71° 35′ n. Br. und 117° 39′ westl. L.). Das Schiff fror hier erst am vierzigsten Tage nach seiner Ankunft (am 24. Oktober) ein und ward hier von einem eben so friedlichen und liebenswürdigen Eskimostamme besucht, wie Miertsching gesehen hatte. Der Winter war hier sehr mild und die Kälte stieg nicht über durchschnittlich 20 Grad; die Jagd gab willkommene Beute. Im April 1852 entsendete Collinson drei Schlittenzüge, wovon zwei die Küsten des Prinz Alberts Land durchstreiften und hierbei den Eingang einer zweiten Straße entdeckten, welche, wie er glaubte, dieses Land vermuthlich östlich durchschneidet und ebenfalls vermuthlich zum Melville-Sund und zur Barrowstraße führt; die dritte Expedition war am bemerkenswerthesten, denn sie währte vierundsiebenzig Tage, durchschnitt die Baring-Insel und gelangte über die Banksstraße bis zur Melville-Insel bei Kap Hearne. Ein eigener Unstern wollte es, daß diese Expedition nicht den nahegelegenen Sandsteinfelsen am Winterhafen besuchte, wo wenige Wochen vorher M'Clure seine Depeschen niedergelegt hatte, wodurch die beiden Schiffe der Expedition von einander erfahren hätten und viele Besorgnisse und Verwickelungen vermieden worden wären. Auf den Prinzeß-Inseln in der Prinz Wales Straße ließ der Schlittenzug bei seiner Rückkehr Nachrichten über den Ort des Winterquartiers zurück. Alle diese Expeditionen hatten nichts von Franklin erkunden können, veranlaßten aber Collinson, da er Prinz Alberts Land nunmehr nicht wie M'Clure als einen Vorsprung des amerikanischen Kontinents ansah, die im Süden neu entdeckten Durchfahrten der Wollastonstraße zu durchforschen, um Spuren der Franklin'schen Expedition zu entdecken. Ende August 1852 trat er dem zu Folge seine Weiterfahrt durch die Wollastonstraße gegen Osten an, indem er den von Rae 1851 durchstreiften Gebieten der nördlichen Küste des Kontinents entlang segelte. Sein zweites Winterquartier 1852 bis 1853 nahm er in der Cambridge-Bai am Südrande des Viktorialandes (69° n. Br. und 105° 30′ w. L.) und sein drittes von 1853 zu 1854, nachdem er durch die Wollastonstraße zurückgesegelt und der amerikanischen Küste fortdauernd gefolgt war, in der Camdenbai zwischen der Mackenziemündung und der Barrowspitze (70° 8′ n. Br. und 145° 30′ w. L.). Alle während dieser zwei Jahre nach Franklin unternommenen Erforschungen waren erfolglos geblieben. Als am 17. Juli 1854 das Eis sich löste, begann das Schiff seine Rückkehr, gelangte aber erst am 9. August nach der Barrowspitze und segelte nun ohne Aufenthalt durch die Behringsstraße nach Port Clarence. Hier zog er den in der Nähe, wie erwähnt, als Stationsschiff

aufgestellten Plover des Kapitän Maguire an sich und wandte sich nach Hongkong. Der Plover ging nach Valparaiso, wo er mit dem Rattlesnake zusammentreffen sollte. Am 18. November verließ Kapitän Collinson Hongkong, um sich nach England zurückzubegeben. Obgleich seine Reiseroute den Erwartungen des maritimen Publikums nicht entsprochen hat, so hatte er doch den Triumph, nach einer dreimaligen Ueberwinterung im Eise, schon halb aufgegeben, da man nichts von ihm hörte, sein Schiff glücklich heimzubringen. Von der neunundfunfzig Mann starken Besatzung waren ihm nur drei Mann gestorben, ein auffallend günstiges Verhältniß.

Nachdem in den früher geschilderten Expeditionen zur Aufsuchung Franklins der Kreis, in dem er sich möglicher Weise noch aufhalten konnte, möglichst eingeengt war, beschloß 1851 die englische Admiralität, eine letzte große Expedition auszuschicken, um Franklin auf dem einzigen noch nicht durchforschten Wege, nämlich im Wellingtonkanal, aufzusuchen. Freilich waren bereits sieben Jahre vergangen, dennoch hielt man es nicht für unmöglich, einen Theil der kühnen Nordpolfahrer noch lebend aufzufinden. Die Resultate, welche man bis 1851 gründlich erlangt zu haben glaubte, waren die Durchforschung des Nordgestades des amerikanischen Kontinents, welches nach und nach von der Behringsstraße bis zum Mackenzie-Strome besucht worden war; von hier ostwärts bis zu den Ländern der Hudsons-Bai-Gesellschaft war allerdings weniger geschehen, aber man hatte alle Küsten und Inseln von der Baffinsbai bis zu der westlichen Mündung der Barrowstraße in den Melville-Sund, weit über das Kap Walker hinaus und bis zu dem Westrande der Melville-Insel durchsucht und hielt nunmehr ein unentdecktes Verbleiben Franklins in den südlich davon gelegenen Ländereien für unmöglich. Um so mehr drängte sich die Vermuthung auf, welche durch das von Penny auf der Beechey-Insel entdeckte erste Winterlager Franklins verstärkt wurde, daß er von diesem Eingange des Wellington-Kanals aus versucht habe, in diesen einzulaufen, was auch hinterlassene Spuren zu bestätigen schienen. Und da Penny in dem Wellington-Kanal offenes Wasser und Anzeichen einer in diesen Breiten milder werdenden Temperatur fand — Thatsachen, die er bei seinen geringen Mitteln leider nicht ausbeuten konnte — so gelangte man zu der sichern Vermuthung, daß Franklin durch den Wellington-Kanal in das eigentliche Polarmeer gerathen wäre, an welches die Sage abenteuerliche Erzählungen von blühenden Ländern knüpft. Man vermuthete, daß Franklin nur den Rückweg nicht zu finden vermöge, vielleicht sogar nach Spitzbergen oder Neu-Sibirien verschlagen sei. So viel schien wenigstens feststehend, daß er nordwärts der von der Behringsstraße bis zur Baffinsbai erforschten Linie entweder noch verweilen müsse oder seinen Untergang gefunden habe. So ward denn das Austin'sche Geschwader, dies Mal unter dem Befehle des Kapitän Sir Edward Belcher, von England entsendet, um 1) Penny's Entdeckungen im Wellington-Kanal weiter zu verfolgen; 2) ein Depot von Vorräthen auf der Südseite der Melville-Insel zu errichten und deren angrenzende westliche Gebiete zu durchforschen, zugleich mit der Aufgabe, hier Collinson und M'Clure die Hand zu reichen, und 3) auf der Beechey-Insel ein Vorraths- und Zufluchtshaus zu begründen, weil diese Insel als passende Basis sowohl gegen den Norden als Westen erkannt wurde.

Die Leitung der ersten Expedition unternahm der energische Kapitän Belcher in eigener Person mit dem Schiffe Assistance und dessen Dampfboot Pioneer; die zweite wurde dem Kapitän Kellett überwiesen und demselben hierzu das Schiff Resolute mit dem Dampftender Intrepide zur Verfügung gestellt; die dritte Aufgabe blieb dem Lieutenant Pullen, der das Schiff Nordstern zunächst in der Eigenschaft eines Stations- und Proviantschiffes bei der Beechey-Insel vor Anker behielt. Das Geschwader war von der Elite ergrauter Nordpolfahrer bemannt und verließ am 21. April 1852 England von tausend Hoffnungen begleitet, die ihm im Stillen das endliche Erreichen des lange angestrebten Zieles weissagten.

Von ähnlichen Hoffnungen bewegt, rüstete Lady Franklin in demselben Jahre mit Unterstützung wohlwollender Freunde aus Vandiemsland von Neuem ihr Dampfschiff Isabel aus, welches im April 1853 unter des bewährten Kennedy Führung England verließ, um durch die Behringsstraße Kap Jakan an der sibirischen Küste zu umschiffen und von hier ins Polarmeer einzudringen und die ostsibirischen Küsten zu untersuchen. Diese Expedition löste sich leider im Entstehen auf, denn Ende August ging die Mannschaft bereits in Valparaiso wieder aus einander, vermuthlich, weil sie sich mit dem von Kennedy eingeführten und früher mit Erfolg begleiteten Mäßigkeitsprinzip nicht einverstehen wollte.

Eine letzte Ansicht machte sich endlich dahin geltend, daß Franklins Spuren möglicher Weise auch an dem dritten Eingangsthor zum Polarmeer, am Smith-Sunde im Norden der Baffinsbai gefunden werden könnten. Diese Ansicht liegt dem kühnen Unternehmen des Dr. Kane zu Grunde, der am 31. Mai 1853 in Begleitung einer kleinen Schaar thatkräftiger Männer mit der Brigantine Advance, abermals auf Kosten Henry Grinnel's in Neuyork ausgerüstet, aus dem Hafen dieser Stadt abgesegelt und im Sommer jenes Jahres am westlichen Rande der Baffinsbai zuletzt gesehen worden ist (in Upernavik in Grönland). Kane, der schon einer Nordpol-Expedition beigewohnt, wie seine Gefährten, unter denen sich ein deutscher Astronom, Sonntag aus Altona, befindet, waren entschlossen, bis zum Nordpol vorzudringen und zwar auf Guttapercha-Booten, falls sie offene See fänden, oder auf Eskimoschlitten über die Eisfelder. Schon ist in Amerika die Ausrüstung einer neuen Expedition auf Regierungskosten im Werke, um diese sogenannte zweite Grinnel-Expedition aufzusuchen, da bis zur Zeit alle Nachrichten über ihr Schicksal fehlen. Daher sind die Erkundigungen des polaren Oceans, welche Belcher auf dem Wege des Wellington-Kanals gewonnen hat, zur Zeit noch die neuesten und werden nach ihren Ergebnissen auch die letzten bleiben.

Am 21. April 1852 hatte das Geschwader Belchers England verlassen und nach einer glücklichen Fahrt den 10. August die zum Stationsplatz ausersehene Beechey-Insel erreicht. Der mit dem Prinz Albert von seiner Entdeckungsreise in Prinz-Regent-Inlet am 7. Oktober nach England zurückkehrende Lieutenant Kennedy brachte die erste Nachricht von ihrem glücklichen Eintreffen. Der Disposition gemäß war Belcher den 14. August die damals offene Wellingtonstraße sofort hinaufgesegelt, eben so hatte Kellett einen Tag später die Fahrt nach seinem Bestimmungsorte (der Melville-Insel) angetreten; Lieutenant Pullen war auf der Beechey-Insel mit Erbauung eines geräumigen hölzernen Hauses beschäftigt, welches den Namen „Northumberlandhaus oder Sionhaus" erhielt. Noch in demselben Jahre wurde Pullen durch den Besuch des Dampfschiffs Isabel (Kommodore Inglefield) überrascht, das am 6. Juli England verlassen hatte und den 4. November daselbst schon wieder eintraf. (Es ist dies dasselbe Schiff, welches 1853 die mißlungene Expedition unter Kennedy unternahm.)

Die Belcher'sche Expedition hatte den Wellington-Kanal hinauf eine günstige Fahrt, denn nach einer Reise von nur drei bis vier Tagen erreichten die Schiffe die Breite von 76° 52′ und fanden hier einen zum Winterlager geeigneten Punkt in dem von Belcher so benannten Northumberland-Sunde. Von diesem Punkte aus wurde eine Reihe interessanter geographischer Entdeckungen gemacht. Auf Schlitten- und Bootreisen im Frühjahr 1853 entdeckte man, daß sowohl der östlich gelegene Jones-Sund, als auch der westlich gelegene Byam Martin-Kanal mit dem Polarbassin in unmittelbarem Zusammenhange ständen; die Wellenströmungen dieses Bassins ließen sogar auf eine Verbindung desselben mit dem im Norden der Baffinsbai gelegenen Smith-Sunde schließen. Allein das Polarmeer ergab sich nicht als ein freies, stilles Meer mit grünenden Eilanden, sondern erschien selbst dem Kühnsten und Unerschrockensten als das Bild einer furchtbaren See unter der Herrschaft wild dahinstürmender Eiskolosse, die oft in wenigen Sekunden sich zu Bergesmassen zusammenschoben. Gefahren ohne Rettung und unvermeidlicher Un-

tergang drohten hier jedem Eindringling. Wie M'Clure, so war es auch Belcher unmöglich geworden, mit den Schiffen die Eisbarrieren, welche dies Meer begrenzen, zu durchdringen. „Je mehr ich" — berichtet Belcher — „die Aktion dieser Massen, das theilweise offene Wasser und die trügerischen Zugänge zu den offenen Stellen im Eise (pools) beobachtet, desto mehr bin ich gewiß geworden, daß mit höchster Wahrscheinlichkeit Jedermann verloren ist, der sich hier vom Lande entfernt", eine Ansicht, welche alle Offiziere des Geschwaders theilten und die endlich zu der Meinung führte, daß Franklin hier unmöglich eine Einfahrt versucht haben könne. Bei dieser Lage der Dinge entschloß sich daher Belcher nach der Beechey-Insel zurückzukehren, allein so günstig das Jahr 1852 der arktischen Schifffahrt gewesen war, so ungünstig waren die Jahre 1853 und 1854 und alle Anstrengungen im Verlaufe derselben den Weg zurückzulegen, den er abermals in drei Tagen hinaufwärts vollendete, waren vergeblich. So kam es zuletzt dahin, daß er seine Schiffe im Eise zurücklassen und mit Schlitten und Böten eine Zuflucht auf der Beechey-Insel suchen mußte.

Mittlerweile hatte sich die englische Regierung entschlossen, theils um Nachrichten über Belcher einzuziehen, theils um die Vorräthe auf der Beechey-Insel zu ersetzen, im Jahre 1853 eine neue Expedition dahin zu entsenden. Hierzu wurde das Dampfboot Phönix und das Transportschiff Breadalbane ausgerüstet und Kommodore Inglefield mit deren Führung betraut. Wie schon früher, so nahm auch an dieser Expedition der eben so thätige als begeisterte französische Seelieutenant Bellot Antheil. (Die Nachricht von dessen Tode in England im 9. Bande S. 541 dieses Werkes war unrichtig.) Diese Schiffe verließen am 26. Mai England und kamen bei einer besonders ungünstigen Fahrt nach Ueberwindung von tausend Hindernissen der arktischen Zone erst Anfang August in der Nähe der Beechey-Insel an. Kommodore Pullen ward für seine Person hier nicht angetroffen, da er im Juli bereits zu Schlitten den Kapitän Belcher aufgesucht und denselben auch richtig im Wellington-Kanal voll der Hoffnung gefunden hatte, noch 1853 zur Beechey-Insel gelangen zu können. Als Pullen zu dieser zurückkehrte, hatte sich Inglefield mittlerweile auf den Weg gemacht, um Belcher die ihm von der Admiralität übergegebenen Depeschen selbst zu überbringen. Er verfehlte aber nicht allein Pullen, sondern kam auch unverrichteter Dinge zurück. Ein zweiter Versuch, Belcher die neuen Depeschen zu überbringen, mißlang noch unglücklicher, denn der Ueberbringer, Lieutenant Bellot, fand in einem furchtbaren Sturme am 18. August, nur $1\frac{1}{2}$ Meile von Belchers Station entfernt, seinen Tod, indem ihn der Sturm in eine Stelle offenen Wassers schleuderte. So verfolgte ein seltenes Mißgeschick die kühnen Unternehmungen die Seefahrer. Endlich wollte es das Unglück, daß ein neuer heftiger Sturm am 20. August Inglefields Schiffe in die Barrowstraße hinaustrieb und daß den 21. August das Transportschiff Breadalbane Angesichts des Phönix binnen wenig Minuten vom Eise erdrückt wurde und versank; kaum daß sich die Mannschaft desselben retten konnte. Am 23. August verließ Inglefield die Beechey-Insel und erreichte am 4. Oktober glücklich die vaterländischen Küsten, wo die von ihm mitgebrachten Nachrichten ein unermeßliches Aufsehen erregten; denn einmal war er selbst kaum dem Untergange entgangen, dann ließen die von Pullen überbrachten Nachrichten über Belchers Unternehmen in das Polarmeer schon jetzt das Scheitern voraussehen und endlich brachte ja Inglefield als der erste die Lösung des großen Problems mit nach Europa — die Entdeckung der nordwestlichen Durchfahrt durch M'Clure, wovon die Kunde, wie wir später sehen werden, noch vor Inglefields Abfahrt zur Beechey-Insel gelangt war. Kein Wunder, daß diese Nachrichten höchste Betrübniß auf der einen Seite, größte Bewunderung mit Enttäuschung gepaart auf der andern hervorbrachten!

Erst nachdem Inglefield längst seine Rückreise angetreten, gelang es Ende des Monats September dessen Depeschen an Kapitän Belcher zu überbringen. Dieser

war etwas nach Süden herabgekommen, lag aber wieder fest und unbeweglich im Packeise. Ein unerwartetes Unwetter in der Mitte des Oktober warf endlich seine beiden Schiffe ans Ufer der Disasterbai, wobei sie bis 75° 33′ n. Br. südwärts gelangten; das Hauptschiff war schwer beschädigt worden, und da im folgenden Winter von 1853 zu 1854 unter der Mannschaft Krankheit und Seuche immer mehr überhandnahmen, so war ein nochmaliges Ueberwintern kaum noch einmal zu wagen. Ohne von der Stelle zu rücken, verging der Winter von 1853 zu 1854 und erst am 6. und 7. August des letzteren Jahres gelang es, die Schiffe zwei englische Meilen weit in Bewegung zu setzen; am 10. entschloß man sich, durch Aufwendung von nahe 800 Pfund Pulver einen Ausweg zu bahnen, aber auch dies hatte nur geringen Erfolg, denn granitfeste Packeismassen hemmten jede Bewegung. So blieb Kapitän Belcher auf Grund der Instruktion von 1853, die ihm die größte Vorsicht empfahl, nichts übrig, als den letzten möglichen Wendepunkt für die Befreiung seiner Schiffe, nämlich den Eintritt des Neumondes am 25. August abzuwarten, und als auch dieser Moment ohne Hülfe zu bringen vorüberging, überließ man die beiden Schiffe, Assistance und Pioneer, ihrem Schicksale und wanderte nach der nur noch zehn deutsche Meilen entfernten Beechey-Insel mit dem trüben Gefühl bitter getäuschter Hoffnungen!

Wir wenden uns nun zu dem Schicksale der beiden andern Schiffe, Resolute und Intrepide, welche unter Kapitän Kellett sich nach der Melville-Insel gewendet hatten und diese nicht ohne Gefahren am 7. September 1852 beim Winterhafen glücklich erreichten. Kapitän Kellett zog es indessen vor, sein Winterquartier in dem Meerbusen der Dealy-Insel aufzuschlagen, von wo er sogleich kleine Streifparteien aussendete, von denen eine unter Lieutenant Mecham den Sandsteinfelsen Parry auf der Melville-Insel besuchte und hier die von M'Clure im letzten Frühjahre niedergelegten Depeschen vorfand, welchen zugleich der geographisch bestimmte Aufenthaltsort des Investigator beigefügt war. Wer möchte beschreiben, welche Ueberraschung diese Kunde in dem Winterlager Kelletts hervorbrachte, zumal man unbewußterweise am 7. September dem Fundorte bereits so nahe gewesen war. Sobald die Tage der arktischen Finsterniß vorüber waren, entsendete Kellett sofort den Lieutenant Pim mit einer Schlittenpartie nach dem Winterlager des Investigators, welchen Pim, zuletzt seinen Schlitten vorauseilend, wie wir schon sahen, am 6. (10.?) April als rettender Engel erschien, als sich M'Clure eben anschickte, die Hälfte seiner Mannschaft zurückzuschicken. M'Clure machte sich sogleich mit Pim auf den Weg zu Kellett, dessen Lager er am 19. April erreichte. Obgleich nun M'Clure entschlossen war, noch einen Winter auf dem Investigator auszuharren, falls sich 20 Mann hierzu bereit erklärten, so entschied doch Kellett als älterer Offizier mit Berücksichtigung des erschöpften Gesundheitszustandes der Mannschaft des Investigators, daß dieser seinem Schicksale zu überlassen wäre. So ward auch dieses Schiff, seit drei Jahren in den Eisregionen und nunmehr 19½ Monate in der Mercy-Bai eingeschlossen, vom Reste seiner Mannschaft verlassen und mit schwerem Herzen dem Unvermeidlichen geopfert! Die weitere Thätigkeit Kelletts im Jahre 1853 erstreckte sich nun auf die Organisation von Schlittenzügen, die am 4. April in drei Richtungen abgingen, um Franklins Spuren nachzuforschen, und eine außerordentliche Thätigkeit entwickelten. Bei diesen Zügen, welche in der Richtung von Südwest, Nordwest und Norden von den Lieutenants Mecham, M'Clintock und Hamilton unternommen wurden, legte Hamilton 585, Mecham 1006 und M'Clintock 1148 englische Meilen zurück. Alle drei hatten keine Spur von Franklin aufgefunden und waren am 18. Juli wieder im Winterquartier eingetroffen. Lieutenant Hamilton, der Sabineland durchstreift hatte, war der Verabredung gemäß mit einer von Belcher entsendeten Partie zusammengetroffen, wodurch M'Clure's Entdeckungen auf der Beechey-Insel bekannt wurden und, wie erwähnt, noch in demselben Jahre durch Inglefield nach England gelangten.

Als die Streifzüge zurückkehrten, war auch die Erbauung eines Zufluchts- und Vorraths-Hauses (Sailor's Home getauft) auf der Dealy-Insel beendigt; es enthielt einen auf 200 Tage ausreichenden Unterhalt für 66 Menschen und war wohl zunächst für Collison berechnet. Vergebens harrte Kellett von nun an täglich dem Aufgange des Eises, um die Hinabfahrt zur Beechey-Insel wieder zu gewinnen. Erst der bekannte Sturm des 18. August sprengte die 8 Fuß tiefen Eisbarrieren vor der Melville-Insel aus einander, und man erreichte glücklich die Griffith-Spitze, aber alle weiteren Versuche, die Beechey-Insel zu erreichen, scheiterten und so sah sich Kellett mit zwei Schiffen plötzlich mitten in der Barrowstraße unbeweglich eingefroren. (74° 41′ n. Br. und 101° 22′ westl. L.) In dieser Lage wurde der Winter von 1853 zu 1854 hingebracht; der durch Schlittenpartien angebahnte und unterhaltene Verkehr mit Kapitän Belcher und der Beechey-Insel trug indessen nicht wenig dazu bei, den Muth und die Lebenskraft des Schiffsvolks aufrecht zu erhalten; die Boten brauchten bis zu Belchers Standquartier durchschnittlich nur acht Tage. Im April ward die Mannschaft des Investigator, nachdem sie fast ein Jahr auf Kelletts Schiffen zugebracht, auf Schlitten nach der Beechey-Insel dirigirt, wo sie nach manchen Hindernissen den 27. April anlangte. Auf Grund der Instruktionen, welche dem Kapitän Belcher Ende September 1853 in der Disasterbai zugegangen waren, beschloß endlich Kapitän Belcher, auch die Schiffe Kellets ihrem Schicksale zu überlassen und die Mannschaften auf die Beechey-Insel zu ziehen, da man nirgends Spuren der Vermißten fände und somit sich anderweite Unternehmungen nicht als nothwendig herausstellten. Obgleich nun Kellett remonstirte, seine noch auf 14 Monate mit Lebensmitteln versehenen Schiffe zu verlassen, so mußte er als jüngerer Offizier im Dienste doch Belchers wiederholter Weisung Folge leisten und so schritt er am 15. Mai mit Widerstreben und schwerem Unmuth dazu, von seinen unbeschädigten Schiffen, Resolute und Intrepide, zu scheiden. Alle Thüren und Luken des Verdecks der beiden Schiffe wurden fest verschlossen, die Masten und Raen möglichst gesichert, auf demselben niedergelegt, die Segel an den Stangen befestigt.

Noch ehe der Befehl zum Verlassen der Schiffe einging, hatte Kellett eine größere Schlitten-Expedition unter Lieutenant Mecham's Befehl am 2. April ausgeschickt, welche eine der interessantesten arktischen Touren ausführte. Der Zug bestand aus zwei Schlitten. Der erste derselben unter Mecham sollte die im Jahre zuvor von M'Clure auf den Prinzeß-Inseln in der Prinz Wales-Straße angelegten Depots noch einmal besuchen und sich vergewissern, ob nicht etwa mittlerweile Kapitän Collinson mit der Entreprise daselbst eingetroffen sei. Der zweite Schlitten unter Lieutenant Krabbé sollte über den Zustand des Investigator, der seit einem Jahre verlassen lag, Nachricht bringen; beide Schlitten sollten aber zuvor gemeinschaftlich den Zustand des im Herbst 1853 verlassenen Zufluchtshauses auf der Dealy-Insel untersuchen. Am 2. April 1854 brachen beide Schlitten auf, erreichten am 8. die Melville- und am 12. die Dealy-Insel, woselbst das Haus (Sailors Home) im besten Zustande getroffen wurde; auch die Vorräthe waren unversehrt. Von hier gingen beide Schlitten, nachdem sie sich hier von Neuem verproviantirt, zu der denkwürdigen Stelle des Sandsteinfelsens, der einst M'Clure's Rettung herbeiführte, und legten hier Nachrichten nieder. Von hier wandten sie sich gegen das Kap Russell, bei welchem der Prinz Wales-Kanal nach Nordosten hin in den Melville-Sund einmündet. Die Ueberfahrt auf der Banksstraße war wegen der aufgethürmten Packeismassen und den höckerig emporstarrenden Eismassen mit unsäglichen Schwierigkeiten verknüpft, die durch dickes Nebelwetter noch gesteigert wurden. Am 25. April trennte sich Lieutenant Krabbé, als man Barings-Eiland erreicht hatte, um den Investigator aufzusuchen, und Mecham gelangte nach manchen Fährlichkeiten, seinen Weg auf dem Eise in der Mitte des Bettes der Prinz Wales-Straße nehmend, am 4. Mai glücklich auf den Prinzeß-Inseln an. Hier

hatte er die große Ueberraschung, mehrere von Collinson niedergelegte Depeschen vorzufinden, und da in diesen Collinsons Winterquartier von 1851 zu 1852 auf der Ramsay-Insel angeführt war, so eilte Mecham dahin und war bereits am fünften Tage am Ziele. Hier ermittelte er ohne Schwierigkeit drei weitere von Collinson zurückgelassene Depeschen, die letzte vom 27. August 1852 datirt, augenscheinlich kurz vor der Befreiung des Schiffes vom Eise. Diese Nachrichten waren die ersten Lebenszeichen von Collinson und gaben um so mehr Beruhigung, als sie dessen Entschluß, die südlicheren Gegenden zu durchstreifen, darlegten, wo den Erfahrungen nach weniger für ihn zu fürchten war. Mit diesem reichen Funde, dessen nähere Angaben wir aus Kapitän Collinson's eingangs geschilderter Reise schon kennen, trat Mecham seine Rückreise an, erreichte schon am 13. Mai die Prinzeß-Inseln wieder, durchsuchte die von M'Clure deponirten Vorräthe, die er etwas beschädigt fand und wandte sich wieder der Mündung des Prinz Wales-Kanals in dem Melville-Sund zu. Unter manchen Fährlichkeiten, da man namentlich in Folge des raschen Zunehmens der Tage viel von Schneeblindheit zu leiden hatte, wurde doch schon am 27. Mai die Dealy-Insel wieder erreicht. Hier fand Mecham eine Depesche vor, daß Kellett's Schiffe mittlerweile verlassen worden seien und er sich direkt nach der Beechey-Insel zu wenden habe. Lieutenant Krabbé, der den Investigator besucht hatte, war Tags vorher ebenfalls von der Dealy-Insel aufgebrochen. An der Griffithspitze holte ihn Mecham ein und nachdem Beide von Kap Hotham her die südliche Einmündung der Wellingtonstraße glücklich überschritten hatten, erreichten sie am 16. Juni wohlbehalten den Bord des Nordsterns auf der Beechey-Insel. Mecham hatte auf dieser denkwürdigen Reise in siebenundsiebenzig Tagen gegen 1107 englische geographische Meilen zurückgelegt. Abgerechnet die Unterbrechungen, hatte er an den 62½ Reisetagen mehr als 18 englische Meilen täglich zurückgelegt, ein staunenswerthes Unternehmen, das durch die Ausbeute an Nachrichten und Kartenskizzen noch eine erhöhte Bedeutung gewann.

Auf der Beechey-Insel fand Mecham sämmtliche nunmehr hier vereinigte Mannschaften in voller Arbeit, einen Kanal im Eise auszuhauen, um den Nordstern zur bestimmten Zeit in die offene See zu leiten. Es arbeiteten 160 Seeleute nicht weniger als 72 Tage (vom 10. Juni bis zum 21. August), die endlich einen 1100 Yards langen Kanal zu Stande brachten. Das weitere Schicksal der Expedition ergiebt sich nun aus dem Zusammenhange des Obenerwähnten. Am 25. August waren auf der Beechey-Insel die Mannschaften des Investigator, Resolute, Intrepide, Assistance und Pioneer versammelt, um auf dem einzigen noch übrigen Schiffe, dem Stationsschiffe Nordstern, die Rückkehr nach England anzutreten. Vor dem Verlassen der Beechey-Insel, die ein wichtiger Centralplatz der arktischen Seefahrer geworden war, erbaute man an ihren unwirthbaren Gestaden neben Franklins erstem Winterlager noch ein bedeutendes Vorrathshaus, vielleicht für Collinson, Dr. Kane, oder die Reste der Franklin'schen Expedition, für deren Vorhandensein im Hintergrunde des Herzens doch noch eine schwache Hoffnung vorhanden war. Man ahnte freilich nicht, daß zu derselben Stunde Collinson schon in der Behringsstraße auf dem Heimwege war und daß Dr. Rae die Nachrichten über den Untergang der Trümmer der Franklin'schen Expedition bereits gefunden hatte.

Unter Verantwortlichkeit des Ergänzungsblätterverlags in Meißen. — Redakteur Dr. Fr. Steger.
Druck von A. G. Gato in Meißen.

Die letzten Unternehmungen zur Aufsuchung Franklins. Im Frühjahre 1854 hatte endlich die Ueberzeugung in England die Oberhand gewonnen, daß Franklins Expedition sicher untergegangen sein müsse. Es ward daher am 6. Mai Kapitän Inglefield zum dritten und letzten Male mit dem Dampfschiffe Phönix und den Transportschiffen Talbot und Diligence nach der Beechey-Insel entsendet und durch ihn dem Kapitän Belcher die Weisung überbracht, nunmehr ungesäumt zurückzukehren. Selbst die Schiffe sollten, falls sie nicht aus dem Eise befreit werden könnten, in den arktischen Gegenden zurückgelassen werden, denn die erste und dringendste Pflicht sei, die Mannschaften zu retten. Wir sahen, daß Kapitän Belcher diesen Ausweg bereits ergriffen hatte, der sonach hierdurch eine offizielle Rechtfertigung fand. Das Ungefähr wollte es, daß Inglefield am 26. August bei der Beechey-Insel erschien, als eben der Nordstern die hohe See zur Heimkehr gewonnen hatte. Beide Expeditionen begrüßten sich mit unaussprechlicher Freude. Sobald man die Mannschaften nun gleichförmig auf den Schiffen vertheilt und als letztes Zeichen der Pietät auf der Beechey-Insel ein von Inglefield mitgebrachtes, den Manen des wackern Bellot gewidmetes eisernes Denkmal aufgepflanzt hatte, auch das Zufluchtshaus „Northumberlandhouse" reichlich mit Vorräthen versehen worden, trat man die Rückreise ungesäumt an und bereits Ende September traf Inglefield mit dem Phönix im Hafen zu Cork ein, dem der Rest der Mannschaft etwas später folgte. Niemand in England hatte sich auf den tragischen Ausgang dieser so glänzend ausgerüsteten Expedition gefaßt gemacht. Das Traurigste aber war die erlangte Gewißheit, daß alle bis jetzt aufgewendeten Anstrengungen vergebliche gewesen waren — denn nirgends war von Franklin in der Umgebung der Beechey-Insel eine neue Spur gefunden worden — und dann ergab sich, wie nicht mehr zu verkennen war, die thatsächliche Unmöglichkeit jeder Wiederaufnahme solcher Rettungsexpeditionen. Noch schwankten die Ansichten für und gegen eine Möglichkeit der Rettung Franklins, als Ende Oktober alle Ungewißheit darüber ein Ende erhielt, indem der unermüdliche Dr. Rae in England anlangte und sichere Nachrichten über den schrecklichen Untergang der Reste der Expedition brachte. Die von ihm mitgebrachten Effekten, welche einst Gliedern derselben angehörten, ließen keinen Zweifel darüber entstehen. Dr. Rae, ein Beamter der Hudson-Kompagnie, bekannt durch seine früheren Forschungsreisen in dem amerikanischen Polarmeere, hatte 1853 die Bestimmung erhalten, mit einer Expedition die Aufnahme der Küsten des arktischen Amerika's zu vollenden, indem bis dahin nur noch ein kleiner Landstrich längst der Westküste von Boothia ununtersucht geblieben war. Er sollte hierzu an der Westseite der Hudsonsbai bis Chesterfield-Inlet gehen, von hier über Land nach dem in das Polarmeer mündenden Back-River ziehen und auf diesem hinab ins Meer fahren und von hier so weit nördlich vordringen, als es ihm neben seinen Untersuchungen möglich sei. Diese Arbeit hat Rae vollendet und sein Winterquartier von 1853 bis 1854 an der durch den trostlosen Charakter ihrer Umgebungen sprüchwörtlich gewordenen Repulse-Bai genommen. (66° 30′ n. Br. und zwischen 86—87° w. L. von Greenwich.) Von hier aus sendete er am 29. Juli 1854 einen Bericht, aus dem hervorging, daß er von Eskimos, mit denen er in der Pellybai zusammengetroffen, folgende Nachrichten über den Untergang der Franklin'schen Expedition allmälig eingesammelt habe: „Im Frühjahr 1850 sah man ungefähr 40 weiße Männer über das Eis gegen den Süden wandern. Sie tödteten Seehunde, nahe am nördlichen Ufer von King William Land; keiner der Reisenden konnte die Sprache der Eskimos verständlich reden; aber sie gaben durch Zeichen zu verstehen, ihr Schiff oder ihre Schiffe wären durch Eis erdrückt worden und sie seien jetzt auf der Wanderung nach einer Gegend begriffen, wo sie Rennthiere zu schießen hoffen könnten. Alle

mit Ausnahme eines einzigen Offiziers sahen mager aus, als wenn sie Mangel an Nahrungsmitteln litten, auch kauften sie den Eskimos eine Robbe ab. Einige Zeit später, aber noch in demselben Frühjahre, vor dem Aufthauen des Eises, wurden die Leichname von ungefähr dreißig Personen auf dem Festlande, von fünf andern auf einer benachbarten Insel entdeckt, eine Tagereise weit nordwestlich von einem großen Strom, der kein anderer sein kann, als der von Sir Georg Back erwähnte Great Fish River (von den Eskimos Ot-ko-hi-ca-lik genannt), da dessen Beschreibung und die Schilderung des niedrigen Landes in der Nähe von Point Ogle und Montreal Island genau mit des letztgenannten Reisenden Darstellung übereinstimmt. Einige Leichname (wahrscheinlich die ersten dem Mangel an Lebensmitteln zum Opfer Gefallenen) waren begraben worden, andere fand man in Zelten; noch andere unter einem Boote, das als Schutzdach umgedreht worden war, oder in der Nähe zerstreut. Von den auf der Insel Gefundenen hielten die Eingeborenen Einen für einen Offizier, weil er ein Fernrohr um seine Schultern hängen und eine Doppelflinte unter sich liegen hatte. Dem verstümmelten Zustande einiger Leichname und dem in den Kochkesseln vorgefundenen Inhalte nach zu schließen, waren unsere unglücklichen Landsleute bis zum Aeußersten, zum Kannibalismus angetrieben worden, um ihr Leben zu fristen. An Schießbedarf scheinen sie Ueberfluß gehabt zu haben, denn die Eingeborenen hatten Schießpulver in Fäßchen oder Kistchen gefunden und auf dem Boden ausgeleert; auch Kugeln und Schrot fanden sie am Strande, wo er zur Zeit niedrigen Wasserstandes trocken liegt. Außerdem müssen eine Menge Uhren, Teleskope, Kompasse und Flinten, darunter doppelläufige, an dieser Stelle gefunden und zerbrochen worden sein, denn ich sah verschiedene Bruchstücke dieser Artikel nebst mehreren Silberlöffeln und Gabeln in den Händen der Eingeborenen und kaufte davon, was ich nur an mich bringen konnte. Ich werde diese Gegenstände bei meiner Ankunft in London dem Sekretär der Hudsons-Kompagnie übergeben. Keiner der Eskimos, denen ich begegnete, hatte die weißen Leute lebend oder todt gesehen; jeder wußte die Geschichte von Anderen, die auf dem Platze gewesen, wo die Leichen lagen, oder den Wanderern früher begegnet waren." Diesem an die Admiralität gerichteten Berichte lag ein Verzeichniß der durch Rae von den Eskimos erkauften Gegenstände bei. Die auf den silbernen eingegrabenen Namenszüge lassen leider keinen Zweifel übrig, daß die Sachen Kapitän Franklin und seinen Begleitern angehört hatten. Es fanden sich darunter zwölf silberne Eßlöffel und Gabeln, ein goldener Chronometer, eine silberne Platte vom Spazierstocke und der Guelphenorden Kapitän Franklins.

In einem weiteren Berichte vom 20. Oktober, an der Küste Englands geschrieben, spricht Rae die Ueberzeugung aus, daß Franklin und seine unglückliche Expedition im Frühlinge des Jahres 1850 an der Küste Amerika's zu Grunde gegangen sei, in geringer Entfernung von einem Strome, der Back's Great Fish River sein könne. Er fügt hinzu, daß kein Verdacht gegen die Eingeborenen vorliege, als hätten sie Schuld am Tode der Reisenden. Hunger und Kälte scheinen die einzigen Ursachen gewesen zu sein. Aus den von Dr. Rae gebrachten Nachrichten scheint sich nun mit der entschiedensten Gewißheit zu ergeben, daß Franklin von der Beechey-Insel nicht, wie man fast geglaubt, seinen Weg nach Norden genommen hat, sondern vielmehr nach Süden, nach der Viktoriastraße und der dem Dr. Rae zur Untersuchung angewiesenen Westseite des nur durch die Bellotstraße von North-Somerset getrennten Landes Boothia felix. Auf diesem Zuge mag die Expedition ihre Schiffe verlassen oder im Eise verloren und den Rückweg nach dem Festlande gesucht haben, indem sie wahrscheinlich über die gefrorene Roßstraße nach der dem Backfluße gegenüberliegenden Insel King Williams Land, die dem Festlande ganz nahe gelegen ist, zu gelangen hoffte. Diese äußerst unwirthbare Gegend ermangelt alles animalischen Lebens, daher auch die noch reichhaltig vorhandene Munition der Expedition dieselbe nicht vor dem Hungertode schützen

konnte. Von hier aus gelangten die Gegenstände, welche Dr. Rae mitbrachte, in die Hände der Eskimos von Boothia, von denen sie Rae eintauschte und kaufte.

Merkwürdiger Weise sind die Gegenden, wo die Expedition ihren Untergang fand, von Haus aus weniger beachtet und untersucht worden, als die im höhern Norden, wo fast kein Winkel undurchforscht blieb. Nur Roß ist im Jahre 1849 und Lieutenant Kennedy mit seinem Begleiter, Lieutenant Bellot, in den Jahren 1851 und 1852 ungefähr 70 Meilen von der Stelle entfernt gewesen, wo man die Leichname entdeckt hat. Kennedy ist demnach 1 bis 2 Jahre nach der Katastrophe daselbst gewesen, Roß ein Jahr zuvor. Eine von Haus aus vorwaltende Meinung, befestigt durch das 1850 auf der Beechey-Insel entdeckte erste Winterlager Franklins, ist die Veranlassung gewesen, denselben vorzüglich im Norden aufzusuchen; ferner wurden die Nachsuchungen großartig und systematisch zwar zu einer Epoche begonnen (1848), wo eine Rettung der Expedition wohl noch ausführbar war, aber die Folge hat gelehrt, daß sie dennoch nicht gründlich unternommen wurden, denn der Winkel des südöstlichen Archipels ist fast unbeachtet liegen geblieben. In diesen beiden äußern Umständen ist es wohl zu suchen, daß abgesehen von den innern Verhältnissen der Expedition deren Rettung nicht gelungen ist. Als ein Akt der Pietät seitens der englischen Regierung muß es betrachtet werden, daß dieselbe Ende 1854 dem wackern Rae ein neues Schiff anvertraut hat, um an dem Entdeckungsorte weitere Erhebungen über den Untergang der Expedition vorzunehmen und sämmtliche Reliquien zu sammeln, welche über das Schicksal der Verlorenen weitere Auskunft geben könnten. Faßt man die zeitherigen Forschungen bis zum gegenwärtigen Zeitpunkt, der dieselben für immer beschließen dürfte, in einem Ueberblick zusammen, so ergiebt sich, daß der Kontinent Nordamerika's nur wenig über den 70° nördl. Br. hinausgeht, daß das denselben begrenzende Nordpolarmeer aber mit einer großen Zahl von Landmassen oder Inseln von noch nicht ganz bekanntem Umrisse erfüllt ist. Dr. Rae hat das Verdienst, als Frucht mehrmaliger Expeditionen, die nördliche Küste des eigentlichen Festlandes zuerst untersucht und kartographisch festgestellt zu haben. Die Inselgruppen sind bekanntlich von der Westküste Grönlands durch ein großes Meerbecken, die Baffinsbai, getrennt, welche südlich durch die Davisstraße mit dem atlantischen Ocean zusammenhängt. Im Norden schließt sich an die Baffinsbai eine fast geradlinig nach Westen abgehende Meeresstraße (74° n. Br.), welche in ihren verschiedenen Theilen erst Lancastersund, dann Barrowstraße heißt, sich dann zu dem Becken des Melville-Sundes erweitert und von diesem in zwei Kanälen in südwestlicher Richtung wieder der amerikanischen Küste zuwendet, an deren nordwestlicher Ecke durch die Behringsstraße die Verbindung mit dem großen Ocean hergestellt wird. Die zwei Kanäle, die längst gesuchten nordwestlichen Durchfahrten, sind die Banksstraße und die Prinz Wales-Straße, welche die Barings-Insel einschließen und ins freie Polarmeer münden. Ein fernerweiter Zusammenhang des atlantischen und großen Oceans findet längs der Nordküste des Kontinents statt, der von der Davisstraße ausgehend in seinen vielfachen Windungen folgende Meersstraßen berührt: die Hudsonstraße, den Fox-Kanal, die Fury- und Heklastraße, Boothia Golf, Bellotstraße, Viktoriastraße, Deasestraße, Wollastonstraße (auch Delphin- und Unionstraße genannt), welche Linie beim Kap Bathurst ins Eismeer fällt. Zwischen der Nordküste des Kontinents und der großen nördlichen Meeresstraße liegen folgende Inseln und Landmassen: Cockburnland, Nord Somerset, Prinz Wales-, Viktoria-, Wollaston- und Prinz Albert-Land; endlich die Barings-Insel. Zahlreiche Seitenkanäle und Einschnitte gehen zwischen diesen Inseln; die hauptsächlichsten sind: das Admiralty-Inlet zwischen den verschiedenen Theilen des großen Cockburnlandes, Prinz Regent Inlet zwischen Cockburnland und Nord Somerset, der Peelsund mit der daran schließenden breiten Viktoriastraße zwischen Nord Somerset und Prinz Wales-Land, endlich die Prinz Wales-Straße, zwischen Prinz Alberts-Land und den Barings-Inseln. Jeder einzelne dieser Seitenkanäle ist wieder durch seitliche Verzweigungen

verbunden. Aber auch nördlich entsendet die obere Meeresstraße breite Kanäle zwischen noch wenig erforschten Landmassen, die sämmtlich in das arktische Polarmeer führen. Es sind dies zuvörderst im Norden der Baffinsbai der Smithsund längs der Westküste von Grönland und der Jonessund, dann von der Barrowstraße ausgehend der Wellingtonkanal zwischen Nord Devon und Viktorialand, endlich vom Melville-Sund abgehend die Biamsstraße zwischen Viktorialand und Sabineland. An letztere Küste schließen sich noch die Melville- und Prinz Royal-Insel als die letzten bekannten nordwestlichen Landstrecken (auch Parry-Insel genannt). Durch diese Meeresstraßen drängen sich, zumal bei Nordwind, die von Norden herabfluthenden Eismassen, welche oft deren Eingänge verstopfen, oder die Schifffahrt bis zur Davis- und Behringsstraße auf die verschiedenste Weise gefährden. Rechnet man hinzu die chikanöse Terrainbildung und deren Armuth an vegetabilischem und animalischem Leben, wie die oft nur auf vier bis sechs Wochen beschränkte Schiffbarkeit während des kurzen Sommers, so kann sich auch der Laie ein Bild von den Gefahren und Hindernissen machen, welche der arktische Seefahrer zu überwinden hat.

Die dominikanische Republik. Der östliche und größte Theil der Insel Haiti, der unter jenem Namen vereinigt ist, theilt mit der ganzen Insel denselben naturgeschichtlichen Charakter und dieselben landschaftlichen Züge. Von Gebirgen durchzogen, flacht sich das Land an manchen Stellen zu Ebenen ab, welche sich in den Llanos (Flächen) der Ostküste in einer Länge von sechszehn deutschen Meilen ausdehnen. An vielen Orten findet man eine Steinart, welche dem Travertin gleicht, aber aus kleinen Bruchstücken von Muscheln und Korallen besteht und einen kalkigen Ueberzug hat. Diese Steinart ist in ganz Westindien in fortschreitender Bildung begriffen, und man findet unter ihr in einer Tiefe von zwanzig Fuß Fragmente von Vasen und andern menschlichen Arbeiten. Sämmtliche Ströme, welche einige Wichtigkeit haben, entspringen in der großen Centralgebirgskette, und sind sämmtlich an der Mündung von Sandbarren verstopft, so daß die Schifffahrt wenig Nutzen von ihnen ziehen kann. Seen, deren Temperatur $+ 112^{0}$ bis 125^{0} F. beträgt, giebt es mehrere. Die mineralischen Erzeugnisse bestehen in Gold, Platina, Silber, Quecksilber, Kupfer, Eisen, Zinn, Schwefel, Steinsalz, Marmor, Opalen, Lazulit, Chalcedon u. s. w., werden aber aus Mangel an Kapitalien nur wenig ausgebeutet.

Wie ganz Haiti, so kann auch die dominikanische Republik für eines der gesundesten Gebiete von Westindien gelten. Man unterscheidet eine nasse Jahreszeit — in der häufig Regen fällt, zuweilen binnen vierundzwanzig Stunden drei bis fünf Zoll — und eine trockene, in der Luftniederschläge zu den seltensten Erscheinungen gehören. Es giebt Oertlichkeiten, wo ganze Jahre vergehen, ohne daß ein Tropfen Regen fällt. In Santo-Domingo ist die mittlere Temperatur $78^{0}\,5'$ F., und die Extreme bewegen sich zwischen 60^{0} und 95^{0}. Die geringste Wärme herrscht im Dezember, die größte im August und September. Die Sommerhitze wird von Landwinden bedeutend gemildert. Orkane brechen seltener aus, als in den windwärts gelegenen Inseln. Erdbeben sind gerade nicht häufig, richten aber zuweilen furchtbare Zerstörungen an. Die tropische Vegetation tritt mit der herrlichsten Pracht auf. Majestätische Fichten, edle Mahagoni-Bäume, Gelbholz, Atlasholz und Guajakholz bekleiden die Berge. Eine Eichenart (Catalpa longissima), welche ein hartes und dauerhaftes Holz liefert, die Wachspalme, der Divi-Divi (Caesalpina cariaria), zahlreiche schöne Kabinetshölzer und die reichsten Blumen sind in Ueberfluß vorhanden, und die bekannten tropischen Vegetabilien, Pisangs, Bananen, Yams und Bataten, wie die Früchte der heißen Zone, Orangen, Ananas, Cherimoyas und Sapodillas, liefern neben Trauben und Melonen reichliche Ernten. Die einheimischen Vierfüßler sind alle klein, so daß die größten unser Kaninchen an Umfang nicht übertreffen, aber die aus Europa eingeführten Thiere gedeihen vortrefflich. Stiere, Schweine und Hunde schwärmen frei auf den Savannen und

in den Wäldern der Gebirge umher. Die Vögel sind weder zahlreich, noch durch Schönheit ausgezeichnet. Man fängt jedoch alljährlich viele Tauben (Columba leucocephala), und auf den sumpfigen Stellen versammeln sich Schwärme von Enten und andere Schwimm- oder Watvögel. Giebt es wenige Vögel, so sind die Insekten um so zahlreicher. Die Flüsse und Seen enthalten eine Menge Kaymans, und im Meere zeigen sich im Frühjahr Walfische, während es auf den Küsten von Schildkröten (zwei Arten, der grünen und der mit dem Habichtskopfe), Krebsen und Krabben wimmelt.

Die dominikanische Republik beansprucht die Gebietsausdehnung, welche durch den französisch-spanischen Grenzvertrag von 1777 festgesetzt wurde. Dieses Gebiet umfaßt mehr als drei Fünftheile der ganzen Insel und läßt sich etwa zu 800 Geviertmeilen annehmen, so daß es größer als Hannover oder Holland ist und etwa der Schweiz gleichkommt. Dasselbe zerfällt in die folgenden fünf Provinzen, die sich wieder in Gemeinden theilen:

Santo-Domingo, einschließlich der Hauptstadt	25,000	Einwohner.
Azua de Compostela	15,000	"
Seybo	20,000	"
Santjago de los Caballeros	33 500	"
Concepcion de la Vega	33,000	"
	126,000	Einwohner.

Im Süden ist Santo-Domingo *) die größte Stadt, im Norden Santjago. Das letztere liegt etwa zwanzig (deutsche) Meilen nordwestlich von Santo-Domingo an dem rechten Ufer des Flusses Yacki und hat 12,000 Einwohner. Santo-Domingo, die Hauptstadt der ganzen Republik, liegt am Ozama, der in das karaibische Meer mündet. Die Stadt hat ziemlich die Form eines Trapezoids und dehnt sich in der Richtung von Ost nach West nicht ganz eine Viertelstunde weit mit etwa derselben Breite aus. Sie ist von Wällen umgeben, aus denen Bastionen vorspringen. Mit großer Regelmäßigkeit erbaut, besteht sie aus geräumigen, aber meistens ungepflasterten Straßen, die sich ziemlich in rechten Winkeln durchschneiden und mit Häusern eingefaßt sind, welche theils aus Stein und theils aus Holz bestehen. Dieselben haben meistens blos ein Stockwerk, flache Dächer und Gitterfenster. Einige der von den ersten Ansiedlern im maurischen Styl aufgeführte Gebäude haben sich erhalten. Das schönste von allen ist die Kathedrale, die im Jahre 1514 unter der Statthalterschaft von Don Diego, dem Sohn des großen Kolumbus, begonnen und 1540 vollendet wurde. Sie ist ein großer und schöner gothischer Bau mit einem hohen Dache, wird von vierzehn gewaltigen Pfeilern getragen und besitzt einen reich geschmückten Hochaltar. Hier ruhte die Asche des Entdeckers und seines Bruders Bartholomäus fast drittehalb Jahrhunderte lang, wurde aber bei der Abtretung der Insel an Frankreich nach Havana geführt. Außer der Kathedrale giebt es noch vierzehn andere Kirchen und Kapellen, von welchen letztern eine den Wesleyanischen Methodisten gehört. Die Klöster, deren es mehrere giebt, liegen gegenwärtig in Trümmern. Das größte und berühmteste der letztern, das Franciskanerkloster, enthielt in den Tagen seines Glanzes dreihundert Mönche. Seine ausgedehnten Ruinen fallen dem Reisenden, der vom Meere her kommt, am meisten ins Auge. Die andern Hauptgebäude sind der Nationalpalast, wo der spanische Statthalter zu residiren pflegte, neben dem die

*) Man schreibt nach englischem Vorgange gewöhnlich San-Domingo, begeht aber dadurch einen Verstoß gegen die spanische Grammatik, denn obgleich Santo vor den Eigennamen von Heiligen gewöhnlich die letzte Sylbe verliert, machen doch die Namen Domingo, Tomas, Tome und Torribio eine Ausnahme von der Regel.

Ruinen des Palastes von Don Diego liegen; das hübsche moderne Haus, wo der Nationalkongreß seine Sitzungen hält; das Stadthaus (cabildo), ein alter Steinbau mit gothischen Bögen und einer gewölbten Halle; das jetzt öde Jesuitenkollegium, eine Citadelle mit geräumigen Kasernen, ein wohlversehenes Arsenal und zwei Krankenhäuser. Santo-Domingo wurde von Bartholomäus Kolumbus 1496 auf dem östlichen oder linken Ufer des Ozama gegründet, und hier war es, wo Bobadilla den Entdecker der neuen Welt einkerkerte. Als 1502 ein furchtbarer Orkan die Stadt zerstörte, wurde sie auf das rechte Ufer verlegt und machte so reißende Fortschritte, daß ihr Geschichtschreiber Oviedo, als er sie 1528 dem Kaiser Karl V. schilderte, erklärte, sie könne sich an Schönheit der Lage, Regelmäßigkeit der Straßen und Pracht mit jeder spanischen Stadt messen. Den ersten Schlag auf ihren Wohlstand führte 1586 Sir Francis Drake, der sie erstürmte, plünderte und fast zerstörte. Die Erdbeben von 1684 und 1691 vernichteten fast alle Prachtgebäude, welche Drake verschont hatte. Die Haitier beraubten die Stadt von 1822 bis 1844 vieler ihrer interessantesten Denkmäler. Die jetzige Bevölkerung wird auf 10,000 Menschen geschätzt.

Außer dem schon erwähnten Santjago, das die ausschweifenden Ritter von Kolumbus' Gefolge gegründet haben, und das deshalb Santjago de los Caballeros heißt, sind folgende Orte die wichtigsten: Azua, wo Hernandes Cortez als öffentlicher Notar lebte, Concepcion de la Vega, das nahe bei dem von Kolumbus erbauten Fort Concepcion liegt, Santo-Cerro, wo er ein Kreuz errichtete. Die alte Stadt La Vega wurde 1664 durch ein Erdbeben begraben und später an seinem jetzigen Orte, am rechten Ufer des Camu, wieder erbaut. Boya verdient als der Ort Erwähnung, wohin sich Henriquillo, der letzte der haitischen Kaziken, zurückzog. Die übrigen bedeutenderen Orte sind Higuey, Seybo, San Juan de Maguana, Neybo, Bani, San-Cristoval, Bayaguana, Monte-Plata und Cotuy.

Die Erzeugnisse der südlichen Provinzen der Republik bestehen aus den schon erwähnten Hölzern, zu denen wir noch das Brasilienholz fügen müssen. Santo-Domingo liefert das beste Mahagoniholz der Welt. In der Provinz Seybo wird viel Schlachtvieh gezogen, aber der bei weitem industriellste Theil ist der Norden, von den Eingeborenen gewöhnlich Cibao genannt, wo der Hauptartikel ein vortrefflicher Tabak ist, von dem man je nach der Fruchtbarkeit des Jahres 50,000 bis 80,000 Seronen (zu einem englischen Centner) baut. Der Boden der Republik eignet sich zur Gewinnung aller tropischen Erzeugnisse, aber unglücklicher Weise herrscht unter den Einwohnern im allgemeinen eine große Trägheit, so daß die natürlichen Vortheile des Landes noch sehr wenig benutzt worden sind. Man darf jedoch nicht übersehen, daß das Land durch die blutigen Kämpfe, die besonders in der neuesten Zeit zwischen dem ehemals spanischen und dem ehemals französischen Theil geherrscht haben, stark entvölkert worden ist. In diesem Paradiese leben nicht mehr als 158 Menschen auf der Geviertmeile, und selbst diese dünne Bevölkerung würde noch bedeutend abnehmen, wenn der blutgierige Soulouque sein Ziel erreichte.

Die beiden Haupthäfen sind zur Zeit noch Santo-Domingo und Porto-Plata, doch werden beide wahrscheinlich bald der Samana-Bai, von der wir noch ausführlich reden werden, den Platz räumen müssen. Die folgende Tabelle giebt Auskunft über die Ausfuhr und Einfuhr der dominikanischen Republik während der Jahre 1849 bis 1852: *)

---

*) Diese Angaben sind authentisch, da sie von unserm Landsmann Sir Robert H. Schomburgk herrühren, der gegenwärtig als englischer Konsul in Santo-Domingo lebt und sich dort der englischen Interessen mit demselben Eifer annimmt, welchen er schon in Guiana bethätigt hat.

1) Einfuhren.

a) Hafen von Santo-Domingo.

Jahre.	Zahl der Schiffe.	Tonnenzahl.	Werth in Thalern.
1849.	130.	12,428.	197,239.
1850.	147.	15,273.	605,952.
1851.	128.	14,272.	815,892.
1852.	162.	19,375.	917,759.

b) Hafen von Porto-Plata.

Jahre.	Zahl der Schiffe.	Tonnenzahl.	Werth in Thalern.
1849.	248.	20,082.	373,744.
1850.	272.	22,403.	1,067,318.
1851.	279.	24,449.	1,665,258.
1852.	324.	30,055.	1,696,576.

2) Ausfuhren.

a) Im Hafen von Santo-Domingo.

Jahre.	Zahl der Schiffe.	Tonnenzahl.	Werth in Thalern.
1849.	115.	9,863.	378,875.
1850.	148.	16,447.	733,850.
1851.	119.	12,912.	482,951.
1852.	140.	18,468.	927,759.

b) Im Hafen von Porto-Plata.

Jahre.	Zahl der Schiffe.	Tonnenzahl.	Werth in Thalern.
1849.	216.	16,139.	792,318.
1850.	268.	23,290.	1,465,877.
1851.	261.	21,776.	1,727,999.
1852.	298.	29,914.	2,268,864.

3) Totalwerth der Einfuhren und Ausfuhren.

1849.	1,741,871 Thaler.
1850.	3,870,006 "
1851.	4,692,100 "
1852.	5,810,958 "

Die Verfassung der Republik ist jener von Venezuela nachgeahmt. Der Kongreß, der sich unter gewöhnlichen Umständen alljährlich versammelt, besteht aus funfzehn Abgeordneten, von denen jede Provinz drei schickt. Diese bilden das Unterhaus (Tribunado) während das Oberhaus (Consejo Conservador) fünf Senatoren, für jede Provinz einen, enthält. Die ausübende Gewalt liegt in den Händen eines Präsidenten, der vier Jahre im Amt bleibt, von Geburt Dominikaner und fünfunddreißig Jahre alt sein muß. Im gerichtlichen Verfahren, sowohl bei Civil- als bei Kriminalsachen, gilt das französische Recht. Die Einkünfte der Republik beliefen sich im Jahre 1852 auf 374,516 spanische Piaster, während die Ausgaben unter gewöhnlichen Umständen auf 250,000 zu steigen pflegen. Staatsschulden hat die Republik nicht. Dagegen ist ein Papiergeld im Umlauf, welches beständigen Schwankungen unterliegt, da es nicht einlösbar ist. Die Armee besteht angeblich fortwährend aus 12,000 Mann, aber im Nothfall sollen bis zu 16,000 ausgehoben werden können. Es ist Sir Robert H. Schomburgk, der diese hohen Zahlen angiebt, und wir müssen dahin gestellt sein lassen, ob er nicht übertreibt, um den Annexationsgelüsten der Nordamerikaner gegenüber den Glauben zu erwecken, daß Santo-Domingo sich durch seine eigene Kraft erhalten könne. Außer-

dem besitzt die Republik drei Korvetten und fünf Kriegsschooner mit 44 Geschützen. Die vorherrschende Religion ist der katholische Glaube und der höchste kirchliche Würdenträger ein Erzbischof, der sich noch immer als Primas beider Indien bezeichnet, obgleich er nicht einen einzigen Bischof unter sich hat. Andere Glaubensparteien werden geduldet. Die katholischen Einwohner sind in ihrem Glauben sehr eifrig, und halten sich von der scheußlichen Beimischung heidnischer Gebräuche, die in dem benachbarten Kaiserreich der Schwarzen immer mehr überhand nimmt, gänzlich frei. Der öffentliche Unterricht wird aber vernachlässigt, und selbst die Elementarschulen befinden sich, wo sie bestehen, im traurigsten Zustande. Der größte Unterschied, der zwischen Santo-Domingo und dem haitischen Kaiserreich herrscht, besteht darin, daß in der Republik die Herrschaft der Weißen und Farbigen sich erhalten hat, während in dem Nachbarlande gegenwärtig die reine Ebenholzfarbe die allein geachtete und mit dem Staatsruder betraute ist. Dieser Unterschied hat auch die Geschichte der beiden Inseltheile gestaltet.

Zur Zeit des allgemeinen Aufstands der südamerikanischen Niederlassungen schüttelten auch die spanischen Kolonisten von Santo-Domingo das Joch des Mutterlandes ab und erklärten sich am 30. November 1821 für unabhängig. Man konstituirte eine „Republik des spanischen Haiti", aber diese Maßregel wurde nicht allgemein gebilligt, da die farbigen und insbesondere die schwarzen Einwohner einen Anschluß an den Negerstaat lieber gesehen haben würden. General Boyer, der damalige Präsident des letztern, benutzte diese Mißstimmung, marschirte mit einer Armee von 12,000 Mann rasch auf Domingo und zwang die dortige provisorische Regierung, die Stadt zu übergeben, worauf beide Theile der Insel unter derselben Regierung vereinigt wurden. Die Haitier ließen sich gegen die ehemaligen Kolonisten starke Bedrückungen zu Schulden kommen. Nachdem diese einundzwanzig Jahre unter einem eisernen Joche gelitten hatten, machten sie sich bei dem Sturze des Generals Boyer frei. Eine Anzahl junger, entschlossener Männer erhob sich in der Nacht des 26. Februar 1844, trieb die haitische Besatzung in die Citadelle und rief am 27. Februar bei Tagesanbruch die dominikanische Republik aus. Die haitischen Truppen wurden zur Waffenstreckung gezwungen und nach Port-au-Prince eingeschifft. Der neue Präsident von Haiti, Herard Rivière, zog mit 20,000 Mann gegen Santo-Domingo ins Feld, aber General Santana schlug ihn bei Azua und zwang ihn, sich mit seiner Armee auf sein eigenes Gebiet zurückzuziehen. Die provisorische Junta von Santo-Domingo entwarf nun eine neue Verfassung, deren Grundzüge wir oben mitgetheilt haben, und ernannte Pedro Santana zum ersten Präsidenten.

1848 folgte auf Santana der Präsident Jimenes, der aber seiner Aufgabe nicht gewachsen war und die bestehenden Mißbräuche immer tiefer einreißen ließ. Im nächsten Jahre machte Soulouque, damals noch Präsident von Haiti, einen neuen Versuch, die Republik Dominica zu unterwerfen, wurde jedoch am 21. April 1849 bei Las Carreras am Flusse Ocoa von Santana, der nur fünfhundert Mann bei sich gehabt haben will, entscheidend geschlagen. Santana erhielt für diesen Sieg den Namen des „Befreiers des Vaterlandes" und wurde nun auch aufgefordert, die Ordnung im Innern herzustellen und den Präsidenten Jimenes zum Rücktritt zu zwingen. Er gehorchte und belagerte Santo-Domingo, worauf Jimenes nach einigem Blutvergießen von den fremden Konsuln beredet wurde, seine Würde niederzulegen und sich auf einem englischen Kriegsschiffe nach Curaçao einzuschiffen. General Santana leitete die Geschäfte jedoch nur bis zu der neuen Präsidentenwahl, die besonders auf seine Empfehlung den Señor Buenaventura Baez traf. Wie während der Präsidentschaft dieses Mannes der Handel sich gehoben hat, ist aus der oben mitgetheilten Tabelle zu ersehen. Auf der andern Seite bewies er sich zu schwach gegen die Geistlichkeit, die in Domingo sich manche Fehltritte zu Schulden kommen läßt und nach der Oberherrschaft streben soll. Unter seiner Verwaltung forderte dieselbe eine unabhängige Gerichtsbarkeit, führte alte Gebräuche

wieder ein, erließ Exkommunikationen mit den schrecklichen Flüchen des Mittelalters und verrieth überhaupt einen solchen Geist, daß die Gerüchte, es handle sich um die Wiedereinführung des Zehnten und der Inquisitionsgerichte, Glauben fanden. Der Erzbischof hatte noch immer den Eid auf die Verfassung nicht geleistet, weil er sich dadurch der bürgerlichen Gewalt zu unterwerfen glaubte und überdies mit der Toleranz unzufrieden war, welche jenes Grundgesetz wenn auch nur in einem beschränkten Maßstabe einführte. Indessen verfloß seine Verwaltung ruhig, zeichnete sich sogar durch lobenswürdige Einrichtungen aus, und als er nach dem Ablauf seiner Amtsfrist abtrat, lagen in den Kassen 100,000 spanische Thaler.

Santana hatte diesen Verhältnissen von seiner Meierei aus ruhig zugesehen. Jetzt wieder zum Präsidenten gewählt, beschloß er, der Macht der Geistlichkeit, die ihm als eine rivalisirende erschien, mit einem Male ein Ende zu machen. Am 14. März 1852 beschied er den Erzbischof in den Kongreß und befahl ihm in öffentlicher Sitzung, auf der Stelle die Verfassung zu beschwören. Der geistliche Würdenträger weigerte sich, da die Verfassung unbillige Bestimmungen (leyes inicuas) enthalte, und brauchte unglücklicher Weise den Ausdruck, daß er lieber das Land verlasse. „Ich war auf diesen Entschluß vorbereitet", antwortete Santana, „und habe bereits im voraus Ihren Paß gezeichnet; hier ist er, derselbe schließt gleichfalls zwei Priester ein, welche Sie begleiten sollen." Obgleich der eingeschüchterte Erzbischof, ein Greis von beinahe achtzig Jahren, den Eid nun leistete, begnügte sich Santana mit diesem Siege doch nicht. Er verbannte nicht blos die beiden in den Paß einbegriffenen Priester, welche die Seele der Geistlichkeit waren, sondern auch den Generalvikar Dr. Elias Rodriguez, der eben von Rom mit einem abgeschlossenen Konkordat zurückkehrte, aber nicht einmal das Land betreten durfte, weil das von ihm mitgebrachte Konkordat den Zweck haben sollte, die weltliche Gewalt des Papstes einzuführen! Auch Baez, ein Mann von mittleren Jahren und ein Farbiger von angenehmem Aeußern, wurde wegen „verrätherischer Umtriebe", die er während seiner Verwaltung begangen habe, verbannt. Seit dem herrscht Santana unbeschränkt, obgleich sein barbarisches Verfahren gegen die Geistlichkeit viele Unzufriedenheit erregt hat, und scheint die Ueberschreitung seiner Machtbefugnisse, von der er gegen den Klerus mehrere Beweise gegeben hat, auf das ganze Staatsleben ausdehnen zu wollen. Obgleich der Kongreß ihm stets gehorsam gewesen ist, hat er doch eine Durchsicht der Verfassung veranlaßt, die kaum einen andern Zweck haben kann, als ihn auf Lebenszeit mit diktatorischer Gewalt zu bekleiden.

Diese innern Verhältnisse der dominikanischen Republik würden für ihn uns kein Interesse haben, wenn sie nicht in engster Beziehung zu auswärtigen Verhältnissen ständen, bei denen es sich um nichts Geringeres, als um die Herrschaft über den mexikanischen Meerbusen handelt. Baez, Jimenes und die Priester waren die französische Partei, Santana und die „Liberalen" neigen zu England hin, neuerdings auch wohl zu den Vereinigten Staaten. Man fühlt in Santo-Domingo, daß die Republik viel zu schwach ist, um sich isolirt gegen Haiti behaupten zu können, wo Soulouque seine Ansprüche keineswegs aufgegeben hat und nur den günstigen Augenblick abwartet, seine Negerbanden „die erbärmliche Mulatten-Republik" ausmorden zu lassen. Anfangs versuchte man es in Santo-Domingo mit der Heranziehung fremder Ansiedler, die sich aber nicht einfanden, da Niemand so unsichern Zuständen Leben und Vermögen anvertrauen mochte. Man dachte nun ernstlich an das Protektorat einer europäischen Macht. 1844 hatte der französische Konsul Juchereau de St. Denis bereits einen Vertrag abgeschlossen, der die französische Schutzherrschaft unter der Bedingung einführte, daß Frankreich drei Millionen spanische Thaler herleihe, dagegen die Halbinsel Samana als Pfand der Rückzahlung erhalte. Ludwig Philipp erkannte den Vertrag jedoch nicht an, theils um Spanien (das seiner Oberherrlichkeit nie ausdrücklich entsagt hat) und England nicht zu beleidigen, theils und hauptsächlich, um nicht die mit Haiti be-

stehenden Freundschaftsverträge zu verletzen. Hätte er durch Annahme des Vertrags sich mit Santo-Domingo identifizirt, so würde Haiti das Recht erhalten haben, den ehemaligen französischen Pflanzern die versprochene Entschädigung vorzuenthalten. Unter der Präsidentschaft von Jimenes erhielt die Protektoratsfrage eine neue Anregung, und Bastide unterzeichnete im Oktober 1848 wenigstens einen Freundschafts- und Handelsvertrag, der aber von der Nationalversammlung verworfen wurde. Den erneuerten Bemühungen der französischen Partei, welche dieses Mal bei dem Kaiser von Frankreich Ermuthigung fanden, hat Santana durch die Verbannung ihrer Häupter und durch Einschüchterung ein rasches Ende gemacht.

Als die französischen Sympathien hervortraten, richteten auch die Engländer auf Dominika ihr Augenmerk. Schomburgk begab sich als Konsul dahin, ab und zu erschienen noch andere Engländer, selbst einflußreiche Beamte und Statthalter des englischen Westindiens, während ein Agent Henneken in das Heer eintrat, als Oberst um die Kriegszucht sich Verdienste erwarb und auf die Gesinnungen der Soldaten kräftigst einzuwirken suchte. Während aber England mit Frankreich allein zu thun haben glaubte, zeigte sich in der Person der transatlantischen Republik des Nordens ein neuer und ungleich furchtbarerer Mitbewerber.

Die Nordamerikaner streben nach der Herrschaft über den mexikanischen Meerbusen, den sie zu einem geschlossenen Meer machen möchten. Wie genau die Mittel in einander greifen, mit denen sie dieses Ziel verfolgen, hat Karl Andree im „Ausland" vortrefflich nachgewiesen. Zwei Straßen führen vom Meere aus in diesen Meerbusen, der Kanal von Yukatan und die Florida-Straße, zwei, die Windwärts-Straße (Windwarth Passage) und die Mona-Straße in das karaibische Meer, den Zwillingsbruder jenes Mittelmeeres. Der Kanal von Yukatan und die Florida-Straße werden schon jetzt durch die Tortugas und durch Key-West kontrolirt, die von den Nordamerikanern zu starken Seefestungen umgeschaffen worden sind. Aber die Windwärts-Straße und jene von Mona fehlen den Amerikanern noch. Die Herrschaft über die erste würden sie nicht blos dann erlangen, wenn sie ihre Anschläge auf Kuba ausführten, sondern auch dann, wenn sie den Hafen von Mole St. Nikolas auf Haiti, der an jener Straße liegt, in ihre Gewalt brächten. Vorläufig ist derselbe untersucht worden, und es fehlt in den Vereinigten Staaten nicht an Stimmen, welche fordern, daß man sich seiner durch jedes Mittel, durch Unterhandlungen oder mit Gewalt, bemächtige. Die Mona-Straße ließe sich von der Samana-Bai aus beherrschen, die zu Santo-Domingo gehört und allerdings am atlantischen Meere liegt, aber doch nahe genug ist, um Kriegsschiffen zu gestatten, den durch jene Straße segelnden Handelsschiffen aufzulauern. Nach dieser Samana-Bucht streben die Nordamerikaner, und daß auch den Franzosen ihre Bedeutung nicht entgangen ist, beweist der eben angeführte Vertrag von 1844, der die Bucht den Franzosen verpfänden wollte.

Samana heißt sowohl die Halbinsel als die in sie eindringende Bucht. Die Halbinsel erstreckt sich in der Richtung von Westen nach Osten in einer Länge von beinahe sieben (deutschen) Meilen, hat eine größte Breite von 2 $\frac{1}{5}$ Meilen und endet im Osten in dem Kap Samana. Die Berge, die durch sie hinziehen, erheben sich in dem Zuckerhut bis 1936 und in dem Teufelsberge (Morne du diable) zu etwa 1300 Fuß (englisch) über das Meer. Früher war das westliche Ende durch einen Seearm von der Insel Haiti getrennt. Dieser natürliche Kanal ist gegenwärtig verschlemmt, könnte jedoch leicht wieder eröffnet werden. Der Boden der Halbinsel ist außerordentlich fruchtbar und größtentheils mit Wald bedeckt, der sowohl ein vortreffliches Schiffsbauholz als die schönsten Möbelhölzer enthält. Man findet auch Kupfer, Gold und, was weit wichtiger ist, bituminöse Kohlen. Die Bevölkerung bestand 1851 aus 1721 Seelen. Die Bai liegt im Süden der Halbinsel und hat bei nicht ganz zwei Meilen Breite von Ost zu West eine Länge von ziemlich neun Meilen. Dieser außerordentlichen Geräumigkeit gesellt sich eine

völlige Geschütztheit gegen verderbliche Stürme und eine für die größte Schiffe ausreichende Tiefe. Da der Yuna-Fluß, der größte Wasserlauf der dominikanischen Republik, in sie mündet, so fehlt es auch nicht an Trinkwasser, und schon jetzt rühmen die Schiffe, welche dort einlaufen, die großen Vortheile, welche die Natur ihnen darbietet.

Die ersten amerikanischen Versuche, auf Santo-Domingo festen Fuß zu fassen, wurden 1850 gemacht. In jenem Jahre erschien ein früherer Gesandter der Union in Mexiko, Green, und erbot sich, den Dominikanern eine jährliche Dampfverbindung mit Neuyork und außerdem Ansiedler in beliebiger Zahl zu schaffen, wenn sie ihm für den Kopf 20 Piaster bezahlten, den Einwanderern umsonst Land gäben, ihnen das Bürgerrecht einräumten und gestatteten, nach Gutdünken und abgabenfrei etwaige Metallschätze auszubeuten. Diese Vorschläge wurden von den Dominikanern abgewiesen, aber seitdem erschien ein nordamerikanischer Agent nach dem andern, und dem letzten, General Cazneau aus Texas, gelang es, Präliminarien eines Vertrags abzuschließen. Dieser Vertrag nennt sich einen Freundschafts-, Schifffahrts- und Handelsvertrag und datirt vom 2. Oktober 1854. Außer unbedeutenderen Bestimmungen über Handelserleichterungen enthält er in Art. 3 und 27 folgende Verfügungen: „Die Bürger beider Staaten können in dem jenseitigen Gebiet sich niederlassen, Magazine anlegen, alle Geschäfte betreiben, und sollen in allen Fällen (die Dominikaner verlangen das Einschiebsel: „ohne Rücksicht auf Abkunft oder Hautfarbe") wie die Bürger des eigenen Landes behandelt werden. (Art. 3.) — Kriegsschiffe und solche Dampfer der Vereinigten Staaten, welche für ihre Regierung den Postdienst versehen, haben in den Häfen der dominikanischen Republik freien Zutritt, können dort alles vornehmen, was der Dienst nöthig macht, und sollen keine höheren Abgaben bezahlen, als die Fahrzeuge von Santo-Domingo." (Art. 27.) Wäre der Vertrag ratifizirt worden, so würden die Nordamerikaner diese Bestimmungen sofort benutzt haben, um sich in der Samana-Bai häuslich niederzulassen. Allein Präsident Pierce hat seine Genehmigung versagt, weil die nordamerikanische Aristokratie der Hautfarbe und die Gesetze mehrerer Einzelnstaaten das Einschiebsel der Dominikaner zu Art. 3 zurückweisen.

In dieser Lage sind die Sachen bis jetzt geblieben. Santana wird aufgefordert, die auf die Gleichstellung der Farbe zielende Bedingung aus eigener Machtvollkommenheit, ohne den Kongreß zu befragen, fallen zu lassen, und wäre für seine Person gewiß dazu geneigt, da Cazneau eine bedeutende Summe (man spricht von 2 Millionen Piastern) geboten haben soll, die um so willkommener sein würde, als die gegenwärtige Entwerthung des Papiergeldes selbst die höchsten Beamten der Republik in Noth versetzt. Allein auf der einen Seite nehmen die Konsuln von England und Frankreich eine drohende Stellung an und haben sogar Kriegsschiffe berufen, auf der andern Seite trifft der Nachbar Soulouque Anstalten, denen die That folgen würde, wenn England und Frankreich Dominika zu beschützen aufhörten. So ist alles in der Schwebe, doch werden die amerikanischen Pläne sich jedenfalls weiter entwickeln, da die mächtige Republik fest entschlossen zu sein scheint, die jetzige europäische Verwicklung bestens zu benutzen.

Karl Einert. Am 25. Februar 1855 wurde nach kurzer aber gleich sehr heftig auftretender Krankheit der Vicepräsident des Oberappellationsgerichts zu Dresden, Dr. Karl Einert, seiner Familie, seinen zahlreichen Freunden und dem Staate, dem er ein langes Leben hindurch mit Treue und Pflichteifer gedient hatte, durch den Tod entrissen. Der Sohn eines geachteten Juristen, des Dr. Christian Gottlob Einert, frühern Mitglieds der Juristenfakultät, zuletzt Bürgermeisters zu Leipzig und Beisitzers des Schöppenstuhls, am 31. Dezember 1777 geboren, erhielt er auf der Nikolaischule zu Leipzig seine Vorbildung für die Universität, auf welcher er zu Ostern 1794 seine Studien begann, und nach Vertheidigung der unter dem Vorsitz des Professors Dr. Rau vertheidigten, jedoch von ihm

selbst verfaßten Disputation de jure Papisiano bei dem Fakultätsexamen im Jahre 1798 die erste Censur erhielt. Im Jahre 1802 erlangte er die Admission als Advokat und erwarb sich bald durch Geschicklichkeit und Fleiß eine umfängliche juristische Praxis, die er auch vor den Gerichten höherer Instanz fortführte, nachdem er im Mai 1807 nach Vertheidigung seiner Dissertation de variis modis, quibus concursus finiuntur das juristische Doktorat erworben hatte, und noch in demselben Jahre zum Mitglied des Stadtraths erwählt worden war. In dieser Stellung verblieb er bis zu der, in Folge der Bewegung des Jahres 1830, im April 1831 erfolgten neuen Konstituirung des Stadtraths, zuletzt als Stadtrichter und Vorstand des Handelsgerichts, um dessen Leitung er sich vielfache Verdienste erwarb; auch wurde er während dieser Zeit im Jahre 1814 nebst dem Senator Dr. Volkmann von dem Stadtrathe nach Preßburg gesendet, um dem dort zurückgehaltenen König Friedrich August die Versicherung der unwandelbarsten Treue und Ergebenheit zu überbringen, und im Jahre 1830 wohnte er als Deputirter des Stadtraths dem damals abgehaltenen Landtage bei. Auch trat er zugleich, wie es die vormalige Verfassung des Stadtraths gestattete, nach Vertheidigung der sogenannten Disputation pro loco, de actione ad exhibendum, am 19. März 1817 in die Juristenfakultät ein, wo er sich bald als einer der fleißigsten und kenntnißreichsten Arbeiter auszeichnete, vom Jahre 1821 an auch als Privatdozent an der Universität Vorlesungen über Referirkunst und Wechselrecht hielt. Im Jahre 1824 wurde er ebenfalls zum Mitgliede des damals noch bestehenden Oberhofgerichts ernannt. Nach der Auflösung des Stadtmagistrats zu Leipzig verblieb er zwar in seinen amtlichen Stellungen als Oberhofgerichtsrath und Beisitzer der Juristenfakultät, allein die Staatsregierung suchte sehr bald einen so ausgezeichneten Mann für den höhern Staatsdienst zu gewinnen, und berief ihn noch im Jahre 1831 als Hof- und Justizrath in die Landesregierung, wo er, nachdem dieselbe durch die Verordnung, die Einrichtung der Ministerialdepartements betreffend, vom 7. November 1831 in zwei Kollegien, das Landes-Justizkollegium und die Landesdirektion geschieden wurde, in das erstere mit übertrat. In dieser Wirksamkeit verblieb er bis zur neuen Organisation der obern Justiz- und Verwaltungsbehörden im Jahre 1835, zu welcher Zeit er in das Justizministerium als Geheimer Justizrath berufen und vorzüglich für Arbeiten der Gesetzgebung, insbesondere für Abfassung eines Civilgesetzbuchs bestimmt wurde. Die Vollendung dieses Werks, wozu er sehr umfängliche vorbereitende Studien gemacht hatte, wurde jedoch durch andere ihm daneben übertragene Geschäfte und Arbeiten verzögert, und endlich ganz unterbrochen, als im Jahre 1843 nach dem Tode des Oberappellationsgerichts Vicepräsidenten Gottschalt ihm dieses Amt übertragen wurde, welches er bis zu seinem Ableben in fortwährender Thätigkeit verwaltete.

Neben seinen amtlichen Beschäftigungen entfaltete er aber auch immer eine große literarische Thätigkeit. Seine Stellung als Beisitzer der Juristenfakultät gab ihm häufig Veranlassung zu Abfassung von akademischen Dissertationen und Programmen, von welchen außer einigen auf das Wechselrecht sich beziehenden Programmen, besonders zu erwähnen sind die Dissertationen, de donationibus propter nuptias, de conditione juridica uxoris cujus maritus curae Status subest, rite aestumanda, de vi clausulae codicillaris in testamento nullo, de heredibus e re certa scriptis. Auch nach seinem Austritte aus der Juristenfakultät beschäftigte er sich gern mit literarischen Arbeiten; so erließ er im Jahre 1837, jedoch nicht unter seinem Namen, ein offenes Sendschreiben über Zulässigkeit und Anwendbarkeit der Todesstrafe an das damalige Mitglied der zweiten ständischen Kammer, den Obersteuerprokurator Eisenstuck, Leipzig, 1837, welches gegen dessen Separatvotum bei den Verhandlungen der Deputation zur Prüfung und Berathung des Entwurfs des Kriminalgesetzbuchs gerichtet war, im Jahre 1840 eine Gratulationsschrift an Gottfried Herrmann zu Leipzig zu dessen Jubiläum, Erörterungen verschiedener Materien des Civilrechts enthaltend, und mehrere Aufsätze civil- und

wechselrechtlichen Inhalts von ihm erschienen in der Zeitschrift für Rechtspflege und Verwaltung zunächst für das Königreich Sachsen, und in dem Archiv für deutsches Wechselrecht. Als dasjenige Werk, welches seinen literarischen Ruhm vorzüglich begründete und von dem wichtigsten Einflusse auf die Wissenschaft und Praxis des Wechselrechts war, ist das im Jahre 1839 bei Vogel in Leipzig erschienene „Wechselrecht nach dem Bedürfniß des Wechselgeschäfts im neunzehnten Jahrhundert" zu nennen. Einert hatte eine von Theodor Schmalz (kleine Schriften über Recht und Staat, Halle 1805, Th. 1, S. 183 fgg.) angedeutete Ansicht, daß der Wechsel der papierne Repräsentant des klingenden Geldes sei, aufgefaßt, und in Uebereinstimmung mit derselben schon in einem im Jahre 1824 zu Leipzig edirten Programm, de indole contractus, quo cambia trassata nituntur, den Wechsel für das Papiergeld der Kaufleute erklärt, welches auf den persönlichen Kredit von Privatpersonen beruht, und dessen Einlösung in klingender Münze von diesen garantirt wird. In der vorbenannten Schrift suchte er diese Theorie weiter zu begründen, wobei er vorzüglich das Vorhandensein eines eigentlichen Wechselkontrakts bei trassirten Wechseln als Grundlage des Verhältnisses zwischen Geber und Nehmer des Wechsels und dem Inhaber bestritt, und dem Wechsel die Eigenschaft eines unter Kaufleuten allgemein als Cirkulationsmittel dienenden Papiergeldes vindicirte. Dedekind (Abriß einer Geschichte der Quellen des Wechselrechts, Braunschweig 1843, S. 146) bezeichnet die Aufstellung dieser Theorie als den Beginn einer neuen Epoche für die Bearbeitung des Wechselrechts, und wenn schon dieselbe von mehreren Seiten Widerspruch fand, so ist doch nicht zu verkennen, daß sie in mehrfacher Hinsicht auf viele Bestimmungen neuerer wechselrechtlicher Gesetze eingewirkt hat, und Einert selbst fand Gelegenheit, sie zur praktischen Anwendung zu bringen, indem ihm von der Staatsregierung die Fertigung des Entwurfs einer neuen Wechselordnung übertragen wurde, welcher bei der im Jahre 1846 stattgefundenen Versammlung zur Berathung kam, und den Einert als Regierungskommissarius dabei mit Geschick und Gewandtheit vertheidigte. Doch gelangte dieses Gesetz nicht zur Publikation, da indessen im Jahre 1847 die Kommissarien sämmtlicher deutscher Staaten in Leipzig zu einer Konferenz zusammengetreten waren, um eine allgemeine deutsche, später in Sachsen unter dem 25. April 1849 publicirte Wechselordnung zu Stande zu bringen, bei welcher Konferenz Einert als königlicher Kommissarius ebenfalls eine ausgezeichnete Thätigkeit bewies. Auch blieben Einerts Verdienste für die Wissenschaft des Staats nicht ohne Anerkenntniß. In vielen juristischen Schriften, z. B. in Berger's Oesterreichischer Wechselordnung, Wien 1850, Dittscheiner's allgemeinem deutschen und österreichischen Wechselrecht, Wien 1851, v. Stubenrauch's Vorträgen über die neue Wechselordnung, Wien 1850, ist er rühmlich als Begründer einer neuen Theorie genannt, und seine Werke waren selbst im Auslande nicht unbekannt, wie denn in der von Antoine de Saint Joseph in Paris herausgegebenen „Concordance entre les codes de commerce étrangers et le code de commerce Français" in Beziehung auf die damals in Gültigkeit bestehenden sächsischen Wechselgesetze gesagt ist: „Das ist der Zustand der sächsischen Handelsgesetzgebung, welchen jetzt zu verbessern die Regierung entschlossen ist. Einer der ausgezeichnetsten sächsischen Juristen, Herr Einert, ist beauftragt worden, neue gesetzliche Bestimmungen zu entwerfen, welche mehr im Einklange mit den gegenwärtigen Interessen des Handels stehen. Der schon veröffentlichte Entwurf einer Wechselordnung, welchen wir jedoch nicht in unser Werk haben aufnehmen können, da er noch nicht gesetzliche Sanktion erhalten hat, muß den lebhaften Wunsch erregen, daß Herr Einert das gleiche Geschäft in Beziehung auf alle andere Gegenstände der Handelsgesetzgebung übertragen werde." Von Seiten der Staatsregierung wurde Einert im Jahre 1845 durch das Ritterkreuz des Verdienstordens ausgezeichnet, und im Jahre 1849 zum Komthur desselben Ordens ernannt.

Auch in seinem Familienleben bewährten sich die schönen Eigenschaften seines

Geistes und Herzens. Im Jahre 1813 verheirathete er sich mit einer Tochter des sehr geachteten Kammerraths Dörrien, des Vorstandes des Oberpostamts zu Leipzig, und sah sich bald von einem glücklichen Familienkreise umgeben, worin er fast ausschließlich seine Tage verlebte. Viel trug dazu die ihm angestammte Liebe zur Musik bei. Schon im elterlichen Hause von einem Vater, welcher selbst die Musik liebte und ausübte, angeleitet, gewann er eine große Neigung für dieselbe, bildete sich zu einem vorzüglichen Violinspieler aus, und übte dieses Talent im Kreise seiner ebenfalls musikalisch gebildeten Familie noch in den letzten Jahren seines Lebens aus. Eben so treu ergeben als seiner Familie war er auch seinen Freunden, wenn er sie als solche erprobt, zu welchen er auch den berühmten Gottfried Herrmann in Leipzig zählte, der ihm jedes Mal an seinem Geburtstage ein lateinisches Gedicht zusendete. Und so wird ihm, wie in der gelehrten Welt, auch in dem Kreise seiner Umgebungen ein ehrendes Andenken bleiben.

Brussa (Prusa ad Olympum). Als eine der schönstgelegenen Städte Kleinasiens anerkannt, durch seine Rohseide, von der in der Stadt und in der Nachbarschaft 1848 etwa 355,000 Pfund erzeugt wurden, seine Teppiche und Sammte auch in der industriellen Welt berühmt, ist Brussa den Türken nicht blos wegen seines Quellenreichthums, sondern noch mehr als die Wiege ihres Reichs theuer. In Brussa nahm das osmanische Reich durch Orkhan, der 1356 seine Feldzeichen auf den Mauern aufpflanzte, zuerst jene Dimensionen an, welche zwei Jahrhunderte später den Schrecken des christlichen Europa's erregten. Die Gründung der Stadt datirt man bis in Krösus' Zeiten hinauf. Hannibal legte dort Befestigungen an, während er bei dem König Prusias Gastfreundschaft genoß. Seit Orkhan war Brussa bis zur Eroberung von Konstantinopel die Residenz der osmanischen Fürsten, und die sechs ersten Sultane des Hauses Osman, so wie viele ihrer Angehörigen liegen in Brussa begraben. Auch jetzt noch ist Brussa die dritte Stadt des Reichs, und viele auswärtige Türken und Christen benutzen dort die heißen Quellen und Bäder, die schon im Alterthum berühmt waren. Abd-el-Kader nahm hier, durch die Heiligkeit des Orts angezogen, seinen Wohnsitz, als der jetzige Kaiser der Franzosen ihn aus der Haft entließ. Diese schöne Stadt wurde vor kurzem von einem Erdbeben heimgesucht, welches furchtbare Zerstörungen angerichtet und den Flor Brussa's vielleicht auf immer vernichtet hat.

In der „Allgemeinen Zeitung" liegen zwei Berichte eines Augenzeugen vor, deren erster am 7. März 1855, eine Woche nach dem entsetzlichen Ereignisse, geschrieben wurde. Schon seit der Mitte Oktobers 1854 zeigte die Witterung ungewöhnliche Veränderungen; der Herbst, sonst gewöhnlich die schönste Jahreszeit bis nahe zum Ende Dezembers, war sehr regnerisch, so daß nur seltene regenlose Tage den sonst tropischen Niederschlag unterbrachen. Im Januar 1855 fiel eine seit langen Jahren ungesehene Schneemasse von drei Fuß Höhe, der wieder große Regenmassen folgten. Gegen die Mitte Februar traten heftige Südwestwinde ein, die übrigens den ganzen Herbst und Winter die herrschenden gewesen, und eine Wärme, die den Frühling mit einem Male brachte. Mandel-, Pfirsich- und Pflaumenbäume standen sehr rasch in vollster Blüthe. Am 28. Februar trat nach mehrtägiger großer Wärme mit Südweststurm ein sehr heftiges Gewitter mit Schloßen, ungefähr eine Stunde Nachmittags, ein, nachdem mehrere heftige Sommerregen schon am Morgen vorangegangen waren. Nach einigen heitern Stunden, ungefähr gegen 4 Uhr Nachmittags, unter abermaligem heftigen Regen, erdröhnte die Erde, zwei sehr starke Stöße von Südwest nach Nordost erschütterten alle Gebäude, und nun folgten, vielleicht 15 bis 20 Sekunden lang, senkrechte Stöße, die alle Gebäude in ihren Fugen schüttelten und den unvermeidlichen Untergang befürchten ließen. Alle steinernen Gebäude, an denen Brussa noch aus den Zeiten der ersten Sultane reich ist, haben unendlich gelitten, die Mehrzahl ist unbrauchbar geworden, und eine große Zahl ist gänzlich in sich gesunken. Zu den letztern gehören die alte griechische Kathedrale, mit der Einnahme durch die

Türken das Grabmal Osmangiks, mehrere Moscheen, Chane und ein Theil der Festungsmauer über dem griechischen Quartier. Ein großer Theil der Minarets ist ihrer Krone beraubt, alle aber sind sehr beschädigt und nur wenige noch wirklich brauchbar. Die große Moschee, Ulu Dschami, hat die Spitzen ihrer Minarets verloren, und ist in ihren 20 Kuppeln bedeutend zerrissen; die Moscheen Murads I., Orchans, Mohammeds I., Bayazids I., Murads II. in Cekirge haben ihre Minarets eingebüßt, und sind mehr oder weniger beschädigt; die großen steinernen Chane, Gebäude vorzüglicher Konstruktion, die gedeckte Brücke, noch aus den griechischen Zeiten stammend, die starke Brücke von Sert Baschi, beide über das Gögdere, sind geborsten und beide Enden der Decke von der erstern eingestürzt; viele der Chane, dem Handel unentbehrlich, sind gänzlich unbrauchbar geworden, zwei derselben sind gänzlich eingestürzt, und andere werden jedenfalls dasselbe Schicksal erleben. Mehr als 200 Menschen haben dabei das Leben eingebüßt, namentlich traf ein schreckliches Schicksal den Besitzer einer kleinen Seidenspinnerei von 15 Tours, der mit seinem ganzen Arbeitspersonal, gegen 28 Menschen, und einem seiner Kinder von den herabfallenden Felsen und Festungsmauern erdrückt wurde, und die vielleicht noch lebend unter den Trümmern Vorhandenen wurden in derselben grauenvollen regnerischen Nacht durch eine von innen entstandene Feuersbrunst verbrannt. Viele andere fanden ihren Tod unter den Trümmern ihrer eingestürzten, wenn auch hölzernen Häuser. Der Jammer ist unbeschreiblich. Kein Haus in der ganzen Stadt ist unbeschädigt, aber am meisten litten jene des untern Theils, während die halbmondförmig zwischen den beiden Vorsprüngen von Gögdere im obern Theil des Thales und zwischen Emir Sultan gelegenen relativ noch gut erhalten sind. Aus den Umgebungen, namentlich westlich von Brussa, und besonders jenen Dörfern, die am nördlichen Abhang der Ausläufer des Olymps stehen, laufen die betrübendsten Nachrichten ein; manche Dörfer sind fast gänzlich verschüttet, und zählen im Verhältniß ihrer Bevölkerung ungeheure Verluste. Mehrere Stunden östlich von Brussa hingegen, schon acht Stunden entfernt, schien die Kraft des Stoßes gebrochen, und man hört von keinem beträchtlichen Schaden.

Gleich nach dem ersten Erdbeben blieb die bekannteste Mineralquelle, Kükürtlu, 68 Grad R., dauernd aus, während die andern sich durch mehrere Stunden sehr getrübt zeigten; jene von Cekirge hat an den Leitungen gelitten, und ist vor der Hand unbrauchbar. Auch die kalten Wasserleitungen vom Berge nach der Stadt sind zum Theil verdorben, manche zerrissen. War die Bestürzung gleich nach überstandener Gefahr groß, so wurde dieselbe bei der großen Mehrzahl der Bevölkerung zum panischen Schrecken, als seit jenem Unglücksmoment die Erde in kurzen Zwischenräumen täglich mehrere einfache und doppelte Stöße erlitt, die kleineren fast fortdauernden Schwankungen ungerechnet. In der ersten halben Stunde nach dem großen Stoß erbebte die Erde noch ungefähr zwölfmal. Fast periodisch folgten sich stärkere Stöße, ungefähr 2 bis 3 Stunden nach Sonnenuntergang, dann wieder gegen Morgen zwischen 9 und 10 Uhr und Nachmittags, jedesmal drei bis vier stärkere und dann wieder mehrere leichtere sich innerhalb einer Stunde folgend. Die Schüttelstöße, d. h. die perpendikulären, erfolgten ohne vorheriges Geräusch, die horizontalen jedes Mal mit vorausgehendem unterirdischem Gebrause, und immer in der erstangegebenen Richtung von Südwest nach Nordost. Nur in der Nacht vom 4. zum 5. März kamen einige Stöße mehr von Süden.

Derselbe Berichterstatter setzt am 28. März hinzu: „Die Erdstöße dauern immer noch fort, und eben heute haben wir schon Morgens, bald nach 8 Uhr, einen Doppelstoß gehabt, der noch jedem, trotz der allmäligen Gewöhnung das Blut aus den Wangen trieb. Heute haben wir übrigens den schönsten Maitag, nachdem wir seit mehreren Tagen drückende Hitze mit Südwest- und Südost-Winden in außerordentlich heftigen Strömungen mit Mühe überstanden. Während vollkommenster Windstille, während tropischen Regengüssen, Nordwestwinden und Südstürmen, zu jeder Tages- und Nachtzeit, und mit größern und kleinern Intervallen — immer

haben wir mehrere Erdstöße gehabt, besonders aber erfuhren wir fast jeden Freitag und Sonnabend in wechselnder Tageszeit sehr heftige Stöße, und manches hölzerne Haus, aus dem ersten vernichtenden Erdbeben noch heil hervorgegangen, hat in den nachfolgenden sein Ende erreicht, manches ist noch nachher zusammengestürzt, und viele drohen den Einsturz. Unzählige Mauern sind nachgefolgt. Die Bevölkerung schwebt noch immer in Aengsten, und Handel und Wandel nehmen nur mit Mühe wieder einen Anfang. Das Mineralwasser von Kükürtlu ist nach 14 Tagen, wenn auch in etwas größerer Tiefe als vorher, in seinen frühern physikalischen Verhältnissen wieder zu Tage gekommen, und somit wenigstens ist Eine Furcht beseitigt."

Eine der Vorstädte des türkischen „Horts der wahren Religion", wie die Osmanli Konstantinopel nennen, ist Brussa stets fanatisch gestimmt gewesen. Bei Alt und Jung, bei Arm und Reich verräth sich ein bitterer Haß gegen alle Fremden. Brussa selbst hat viele christliche Einwohner, Armenier und vorzüglich Griechen, und in der Nachbarschaft befinden sich viele Dörfer, die theils gemischter (griechisch-türkischer) Bevölkerung sind, theils nur von Griechen bewohnt werden. Gegen diese Dörfer kommen seit langer Zeit Gewaltthätigkeiten vor, und namentlich sind die griechischen Dörfer am rechten Ufer des Apollonia-Sees den Vexationen türkischer Dörfer ausgesetzt. Erpressungen aller Art an Schafen, Wein, Hühnern, Eiern, sehr oft Mißhandlung der christlichen Weiber und blutige Auftritte bei dem geringsten Widerstand seitens der Bedrückten sind an der Tagesordnung. Wird geklagt, so ist der Kläger nicht mehr sicher, seine Felder in der Nachbarschaft der türkischen Dörfer bearbeiten zu können, zum mindestens sind Gartenfrevel die unausbleibliche Folge. Daher ziehen die armen Leute es vor, sich durch Lieferungen von Naturalien gewissermaßen loszukaufen. In Brussa selbst war es unter den Türken seit mehreren Jahren üblich, den Christen eine Batholomäusnacht anzudrohen, und gewöhnlich fielen in jenen Tagen auch manche Ungebührlichkeiten vor, eben so an den beiden großen Festen der Türken, Korban und Ramazan Bairam. Kurz vor dem Erdbeben hatte sich zu Kayapa in der Nähe des Apollonia-Sees eine Rotte gebildet, um die Christen der Nachbarschaft zu vertilgen. In Brussa fehlte wenig, daß kurz vor dem entsetzlichen Naturereigniß die den Christen so lange drohende Vertilgung wirklich zur Ausführung gekommen wäre, doch gelang es noch glücklich, die Katastrophe abzuwenden.

Die türkische Regierung würde die Ansiedlung von Fremden in Brussa gern sehen, da die Industrie durch solche Niederlassungen sehr gefördert werden würde. Die türkische Bevölkerung macht aber eine zähe Opposition, und die eigenen Beamten der Regierung unterstützen dieselbe allen Befehlen aus Konstantinopel ungehorsam. Die einflußreichsten dieser Beamten sind die Wakufgis oder Verweser der Staatsgüter. Dieselben verwalten fast 97 Prozent des Bodens, welche theils dem Staat unmittelbar gehören, theils Eigenthum der Moscheen und Stiftungen sind. Die Wakufgis beziehen glänzende Gehalte, vergeben eine Menge von Stellen, sind durchgängig Mitglieder der alttürkischen Ulema-Partei und haben alle Personen am Leitseil, die mit den Moscheen, Klöstern, Stiftungen, höheren und niederen Schulen in Verbindung stehen. Aehnliche Verhältnisse bestehen mehr oder minder in der ganzen Türkei, und sie geben uns einen Maßstab, nach dem wir beurtheilen können, mit welchen Hindernissen die ernstliche Durchführung der Reform noch zu kämpfen haben wird. Die Wakufgis von Brussa haben unter anderm die humane Bestimmung des Sultans, daß Mitglieder aller Konfessionen zur Zeugenschaft zugelassen werden sollen, bis jetzt illusorisch gemacht.

Brussa besitzt seit neuester Zeit auch eine kleine christliche Gemeinde, die sich aus den Griechen des Landes gebildet hat. Diese Gemeinde hat weniger durch die Türken, als durch die Griechen zu leiden, die sich gegen ihre Mitchristen derselben Schändlichkeiten, die sie selbst von den Türken zu leiden haben, schuldig machen würden, wenn der englische Konsul die Protestanten nicht kräftig in Schutz nähme.

Unter Verantwortlichkeit des Ergänzungsblätterverlags in Meißen. — Redakteur Dr. Fr. Steger.
Druck von A. G. Gato in Meißen.

Die Diamanten und Edelsteine. Das Studium der Edelsteine, das als frivol erscheinen würde, wenn man sie blos als Gegenstände des Schmucks auffaßte, gewinnt ein höheres Interesse, wenn man sie nach ihrer Bedeutung für den Handel, wie für die Optik und Mineralogie beurtheilt. Schon das muß unsere lebhafte Theilnahme erwecken, daß diese kostbaren Steine, deren werthvollste fast nicht mit Geld zu bezahlen sind, aus den gewöhnlichsten Stoffen bestehen, die man auf der Erde in unermeßlichen Massen vorfindet. Ein Diamant von 125 Karat Gewicht wird mit einer Million Thaler bezahlt, und dasselbe Gewicht an Kohle, aus der dieser edelste aller Steine entstanden ist, besitzt nicht so viel Werth, wie die kleinste Kupfermünze der Erde. Auf ähnliche Weise verhält es sich mit den andern edlen Steinen, alle sind die Produkte weit verbreiteter Substanzen, unter denen namentlich die Kieselerde und die Thonerde ein große Rolle spielen, und alle haben wie der Diamant ihre Entstehung durch eine Kristallisation gefunden. Läßt man Zucker, Alaun, Salz u. s. w. in Wasser zergehen, so entstehen, wenn das letztere verdunstet ist, regelmäßige Formen, wie die Kunst mit Hülfe der Geometrie sie nicht besser hervorbringen könnte. Das Salz bildet viereckige Figuren oder Würfel, der Salpeter verlängerte Stäbchen mit vier flachen Seiten und mit zwei stumpfen Enden, der Zucker nimmt die Form des bekannten Zuckerkandi an. Diesen Prozeß nennt man das Kristallisiren. Auch die Kohle hat ihn in der Natur durchgemacht, und hier ist sein Ergebniß die Pyramidenform, in welcher der Diamant vor uns tritt. Daß dieser Stein, dem die Griechen wegen seiner Härte den Namen des unbezwinglichen (adamas) gaben, wirklich aus Kohle entstanden ist, haben zahlreiche Versuche dargethan. Als Cosmo III., Großherzog von Toskana, 1694 mehrere Diamanten einem starken Feuer aussetzte, um ihr Verhalten in der Hitze kennen zu lernen, wurden sie zerstört. Diese Experimente wurden in Wien durch Kaiser Franz I. und später noch öfter wiederholt, wobei sich zuletzt zeigte, daß eine wahre Verbrennung mit denselben Produkten wie bei der Kohle stattfinde. Wir bemerken dazu, daß Newton schon 1675 aus der starken Strahlenbrechung des Diamants den Schluß gezogen hatte, daß derselbe ein verbrennbarer Körper sei.

Alle Kristalle haben glatte Oberflächen und gerade, regelmäßig gebildete Kanten, so daß sie wie geschnitten aussehen. Ueberdies sind sie so durchsichtig, wie reines Wasser, und auch durch die farbigen Edelsteine kann man hindurchsehen. Allerdings ist aber der rohe Diamant mit einer matten Hülle umzogen, welche von der chemischen Thätigkeit der Kristallisation herzurühren scheint. Fast alle andern Kristalle, und namentlich der Bergkristall, haben einen weit lebhafteren Glanz. Darum schleift man den Diamant, eine Kunst, welche die Alten nicht verstanden haben. Erst 1385 werden in Nürnberg Diamantenschleifer erwähnt, und der Erfinder des Schleifens mit Diamantenstaub ist Ludwig Berquem aus Brügge. Er bestreute 1456 die Oberfläche einer Stahlplatte mit Diamantenstaub, der mit Oel befeuchtet worden war, und erhielt dadurch nach und nach eine glänzende Oberfläche, der sich jede gewünschte Facettirung geben ließ. Man hat gegenwärtig hauptsächlich zwei Schnitte. Der Brillantschnitt, den der Kardinal Mazarin um 1650 zuerst anwenden ließ, wird bei den werthvollsten Diamanten angewendet. Bei ihm bildet der Diamant einen doppelten Kegel und wird facettirt. Der spitzere Kegel steht bei der Fassung nach unten, der stumpfere, der mit einer ebenen Fläche abgeschnitten ist, nach oben. Durch diese ebene Fläche dringt das Licht ein, trifft unten den spitzeren Kegel, durchbricht seitwärts die Facetten und erzeugt so die bekannten prismatischen Farben. Da der Werth eines Diamants von seinem Farbenspiel wesentlich abhängt, so hat man verschiedene Arten erfunden, dasselbe zu prüfen. B a b i n e t empfiehlt folgendes von ihm häufig angewendetes Verfahren:

Man bohrt in ein weißes Blatt ein Loch, etwas größer als der zu prüfende Diamant, läßt einen Sonnenstrahl durch dasselbe fallen und hält den Diamant in einiger Entfernung, aber so, daß der Sonnenstrahl voll auf dessen ebene Fläche an der Spitze fällt. Sogleich sieht man diese Fläche auf dem Papier sich mit einer weißen Figur abzeichnen, während ringsum kleine irisfarbige Kreise entstehen. Trennen sich die Urfarben (roth, gelb, grün, violett u. s. w.) in diesen Kreisen genau von einander, ist die Zahl der Kreise beträchtlich und stehen sie in gleicher Entfernung von einander, so ist der Diamant gut geschnitten. Weniger werthvolle Steine werden als Rosetten geschliffen, nach oben facettirt gewölbt und unten mit einer ebenen Fläche versehen. Man wendet diesen Schnitt bei Steinen von flacher Form an, deren Größe sich zu sehr vermindern würde, wenn man ihnen die Brillantform geben wollte. Hier reflektirt das Licht von der untern Fläche und bringt ein ähnliches Feuer wie beim Brillanten hervor. In Frankreich kennt man noch den Sancy-Schnitt, so genannt nach einem Offizier Heinrichs IV. Der Diamant wird wie eine abgeplattete fast runde Birne geschnitten, oben und unten facettirt und erhält oben eine ganz kleine Ebene. Man wendet diesen Schnitt in der Neuzeit kaum anders als bei falschen Steinen (Straß) an und erzielt herrliche Effekte.

Man bezahlt den geschliffenen tadellosen Diamant mit etwa 50 Thaler (200 Franken) das Karat *). Wenn die Steine aber über ein Karat wiegen, so wird das Quadrat des Gewichts mit dem Preis des einfachen Karats multiplicirt, so daß z. B. ein Stein von zwei Karat $2 \times 2 \times 50$ oder 200 Thaler, einer von zehn Karat $10 \times 10 \times 50$ oder 5000 Thaler kostet. Noch größere Steine werden wegen ihrer Seltenheit noch höher bezahlt. Dieser Preis erhält sich fortwährend auf derselben Höhe, obgleich allerdings einzelne Schwankungen vorkommen. So sank der Werth gegen 1845 bedeutend, als die Nachricht ankam, daß man in Brasilien neue, außerordentlich reiche Diamantenlager entdeckt habe, hob sich aber sogleich wieder, so wie sich jenes Gerücht als ein übertriebenes erwies. Auch die Februarrevolution von 1848 ist die Ursache einer momentanen Preisverminderung gewesen, die mit der damaligen Entwerthung der Staatspapiere genau Schritt gehalten hat.

Die Anzahl der großen Steine ist eine außerordentlich seltene. Man rechnet, daß unter zehntausend Diamanten nur ein einziger ist, welcher zehn Karat wiegt. Diamanten, die über 100 Karat wiegen, giebt es in Europa nicht mehr als fünf. Der schönste derselben ist der französische Regent, der 136 Karat wiegt. Der Großvater des berühmten ältern Pitt (Grafen Chatham), der Statthalter von Madras war, kaufte ihn in Ostindien für 20,000 Pfd. St. und veräußerte ihn später an den französischen Regenten (Orleans) für 125,000 Pfd. In der Zwischenzeit soll Pitt diesen Diamant in dem Absatze eines der Schuhe mit hohen Absätzen, welche damals Mode waren, versteckt getragen haben. Bei dem bekannten Krondiamanten-Diebstahl der französischen Revolution wurde der Regent ebenfalls gestohlen, aber bald wieder erlangt, da die Diebe diesen gar zu bekannten Stein zu verkaufen nicht gewagt hatten. Der russische Diamant wurde von der Kaiserin Katharina II. mit 900,000 fl. und einer Leibrente von 8000 fl. bezahlt. Er ist nicht schön, gleicht einem in der Mitte durchgeschnittenen Taubenei und hat ringsum Facetten. Der toskanische Diamant hat eine häßliche citronengelbe Farbe. Der englische Diamant (Kohinur oder Berg des Lichts) wetteifert mit dem Regenten an Schönheit, ist aber, nachdem er einer nochmaligen Schleifung unterworfen worden ist, nicht mehr so schwer, da er blos noch $102\frac{1}{2}$ Karat wiegt. Zu diesen vier Diamanten, die sämmtlich aus Ostindien stammen, ist neuerdings ein fünfter

*) Ein Karat hat vier Gran, und 72 Karat gehen auf ein Loth kölnisch (das Pfund zu 32 Loth). In Frankreich rechnet man das Karat zu $205\frac{1}{2}$ Millogrammes.

gekommen, der Stern des Südens. Derselbe wurde im Juli 1853 in Brasilien aufgefunden, ist vollkommen rein und hat roh ein Gewicht von 254½ Karat. Das Schleifen wird dieses Gewicht auf etwa 127 Karat vermindern. Man wird den Stern des Südens auf der Pariser Weltausstellung sehen.

Obgleich der farblose Diamant am meisten geschätzt wird, giebt es doch einzelne farbige Diamanten, welche wunderschön sind. Der bekannteste derselben ist der blaue Diamant des Engländers Hope, der 44¼ Karat wiegt und die schöne Farbe des Saphirs mit dem prismatischen Feuer und dem Glanz des Diamanten vereinigt. Unter den französischen Krondiamanten befand sich bis zu dem bekannten Diebstahl ebenfalls ein blauer von dreieckiger Form, der alle gleich großen weißen Diamanten überstrahlte. Einen Diamant vom schönsten Rosenroth besitzt der Marquis de Dree, einen gelben (nach dem Urtheil Vieler und nach unserer eigenen Ansicht den schönsten der ganzen Sammlung) das grüne Gewölbe in Dresden. Die brasilischen Steine haben fast alle eine gelbliche Färbung. Schwarze Diamanten von großer Schönheit liefert Borneo. Dieselben sind so hart, daß der gewöhnliche Diamantenstaub auf sie nicht den geringsten Eindruck zu machen pflegt, so daß man ihren eigenen Staub benutzen muß.

Die falschen Diamanten lassen sich zum Theil schwer erkennen. Durch Straß wird sich freilich kein Kenner jemals täuschen lassen (schon die weit geringere Härte und Schwere des Straß verhindert das), aber um den Bergkristall, den weißen Saphir und den weißen Topas (den sogenannten Wassertropfen) vom Diamanten zu unterscheiden, bedarf es genauer Untersuchungen und Proben. Der Bergkristall und weiße Saphir lassen sich durch ihre verschiedene Schwere herausfinden, während der weiße Topas genau dieselbe Schwere wie der Diamant hat. Diesen Topas erkennt man durch ein einfaches Experiment, das auch bei den beiden andern Steinen probehaltig ist. Betrachtet man durch einen Diamant hindurch eine Nadel, so sieht man nur eine Nadel, blickt man aber durch einen weißen Topas, einen weißen Saphir, oder einen Bergkristall, so erscheint der Gegenstand doppelt. Diese Probe ist so einfach, daß sie Jedermann machen kann.

Den Diamant künstlich zu erzeugen, ist eine Aufgabe, mit der sich die Chemiker eben so eifrig wie mit dem Goldmachen beschäftigt haben. Nachdem man entdeckt hatte, daß der Diamant beim Verbrennen dieselben Produkte hinterläßt, wie die Kohle, und daß er in der That nichts als kristallisirte Kohle ist, schien es nicht schwer zu sein, die Kohle eben so wie andere Substanzen, wie den Zucker, den Alaun, das Salz, zum Kristallisiren zu bringen. Man wußte außerdem, daß Kohle und Schwefel eine farblose Flüssigkeit ergeben, welche ganz wie Wasser aussieht. Vereinigte man also Kohle und Schwefel, zog man den Schwefel durch irgend einen Prozeß langsam heraus und ließ die Kohle sich ruhig niederschlagen, so durfte man auf kristallisirte Kohle, das heißt auf Diamanten, hoffen. Diese Erwartung ist nicht in Erfüllung gegangen. Allerdings hat der französische Akademiker Despretz durch Anwendung der Volta'schen Säule ein Produkt erhalten, das sowohl der Form als der Härte nach wirklicher Diamant ist, aber dasselbe bleibt Diamantenstaub, und die Hunderte von verschiedenen Apparaten, die Despretz benutzt, haben bisher nicht einen einzigen verkäuflichen Diamant geliefert. Ein natürliches Produkt, dem von Despretz erhaltenen künstlichen ähnlich, ist der brasilische carbonado, eine schwarze Substanz von der Härte des Diamants, die sich in Stückchen, die unvollkommen kristallisirt sind, in den Diamantenbezirken Brasiliens vorfindet. Zum Schleifen ist diese Substanz eben so wie der künstliche Diamantenstaub des französischen Akademikers zu benutzen.

Das Schleifen der Diamanten erfolgt fast ausschließlich in Amsterdam, und in der Fassung zeichnen Paris und London sich aus. Man nimmt an, daß der Diamant in den ältesten Gebirgen der Erde, in Granit, Gneiß, Glimmerschiefer u. s. w., entstanden sei. Man hat ihn jedoch auf ursprünglicher Lagerstätte noch nicht gefunden, sondern im Flußsand, Geröll und in eisenhaltigen Quarzkonglome-

raten. Die reichsten Diamantengruben in Ostindien sind Raolkonda und Golkonda, Visapur und Haiderabad. In der Nähe von Pannah sind gegen tausend Arbeiter mit Diamantwaschen beschäftigt. Die Entdeckung der brasilischen Diamanten erfolgte 1728. Die dortigen Fundorte sind theils mehrere Oertlichkeiten in Minas Geraes, theils die sogenannten Diamantenbezirke Tejoco und die Umgebung der Flüsse Pardo und Jequetinhonha. Im Ural wurden Diamanten gesucht und gefunden, nachdem Alexander von Humboldt die russische Regierung auf die Bildung der Gebirge, welche edle Steine vermuthen lasse, aufmerksam gemacht hatte. Die dortigen Diamanten kommen jedoch spärlich vor, und von 1829 bis 1833 wurden nur 37 Stück gefunden. In Borneo hat die holländische Regierung das Monopol, das für sie jedoch wenig vortheilhaft ist. Von dieser Insel, deren undurchdringliche Wälder den Nachsuchungen sehr ungünstig sind, kommen jährlich etwa 1000 Karat in den Handel. Die meisten der dortigen Diamanten sind klein, und man hat erst einen einzigen von 37 Karat Gewicht gefunden. Die Erwartungen, daß Konstantine viele Diamanten liefern werde, sind nicht in Erfüllung gegangen.

Die übrigen Edelsteine werden auch wohl unter dem Namen der farbigen Steine begriffen. Ihre Vorzüge bestehen in ihrer schönen Farbe, in ihrem Lichterspiel und in ihrer Härte. Was ihren Marktwerth betrifft, so stehen sie hinter dem Diamant so sehr zurück, daß dieser in dem Gesammtkapital aller Edelsteine $^{90}/_{100}$ und die farbigen Steine nur $^{10}/_{100}$ repräsentiren. Woher ihre Farben kommen, ist eine Frage, welche die Wissenschaft noch nicht zu beantworten versteht. Wie der Diamant bestehen auch die farbigen Steine aus Elementen, welche an und für sich werthlos sind. Bei einer Reihe von Edelsteinen (dem Bergkristall, Jaspis, Amethyst, Opal, Chalcedon, Achat u. s. w.) bildet die Kieselerde den Hauptbestandtheil, und dieselbe Erde bildet mit Thonerde, Kalkerde, Bittererde, Zirkan- und Beryllerde, wie mit einigen Metalloxyden verbunden, den Smaragd, Chrysolith, Chrysoberyll, Topas, Hyazinth, Granat, Lasurstein und Labrador. Bei andern Steinen, in denen keine Kieselerde vorkommt, spielt die Thonerde eine wichtige Rolle. Der kostbare Rubin ist weiter nichts, als eine kristallisirte Thonerde mit einem geringen Zusatz von Chrom. Eine Art der Türkise besteht sogar aus Knochen und Zähnen urweltlicher Thiere, welche durch phosphorsaures Eisenoxyd gefärbt sind. Der Bernstein endlich, den man zuweilen auch zu den edlen Steinen rechnet, ist ein vegetabilisches Harz, das Produkt urweltlicher Pinien. Wir werden die farbigen Steine in der folgenden Uebersicht nach ihrem Marktwerth auf einander folgen lassen.

Der orientalische Rubin ist der schönste der farbigen Steine und wird daher am theuersten bezahlt. Hat er seine herrlichste Farbe, so gleicht er dem aus einer Pulsader hervorsprudelnden Blut oder dem Roth des im Prisma gebrochenen Lichts. Das alte Roth unserer Glasmalereien giebt uns, wenn die Strahlen der Sonne durchschimmern, das Roth des Rubins. Will man ihn in seinem vollen Glanze sehen, so muß man den rothen Strahl des Primas auf ihn fallen lassen; dann entsteht ein wahrhaft wunderbarer Effekt. In jedem andern Lichte des Prismas als in seinem eigenen muß ein reiner Rubin vollkommen schwarz erscheinen. Wie alle andern farbigen Steine, ist auch der Rubin in kleinen Exemplaren sehr werthlos. Unsere Uhrmacher setzen in ihre Uhrwerke durchbohrte Rubine ein, die sehr viel verbraucht werden und doch ihren äußerst mäßigen Preis behalten. Dagegen wird ein ganz reiner Rubin von fünf Karat im Handel doppelt so theuer wie der Diamant bezahlt, und erreicht das Gewicht des Rubins 10 Karat, so steigt der Preis auf das Dreifache. Pegu ist der Hauptfundort des Rubins. Die indischen Radschas scheinen auf schöne Steine dieser Art einen abergläubischen Werth zu legen, wenigstens kennt man kein Beispiel, daß ein solcher Großer einen Rubin verkauft hätte. Rundschitt Sing besaß neben dem Kohinur einen nicht minder kostbaren Rubin von der Größe der Hälfte eines durchgeschnittenen Hühnereies. Um Käufer abzu-

schrecken, forderte er für diesen Stein 12½ Millionen Pfund! Dem Rubin ähnlich ist der Spinell, dessen Farbe in Rosa übergeht. Der Rubin, der im Wasser nur ungefähr den vierten Theil seines Gewichts verliert, ist aber schwerer als der Spinell und unterscheidet sich auch durch seine kristallinische Gestalt, die eine sechseckige, oben und unten abgestumpfte Ruthe bildet, während der Spinell wie der Diamant eine doppelte Pyramide darstellt. Verschiedene Rubine (die sogenannten Sternrubine) haben mitten im Roth einen weißen sechsstrahligen Lichtschein, der beim Drehen des Steins mit dem Roth einen herrlichen Kontrast bildet. Auch der Saphir, der ein naher Verwandter des Rubins ist, hat zuweilen diesen sechsstrahligen Stern.

Unmittelbar hinter den Rubin ist der Smaragd zu stellen. Die alten erhielten ihn vom rothen Meer und von Scythien, wo er nach Plinius „in Goldgruben wächst, welche von den darin nistenden Greifen bewacht werden." In unserer Zeit kommen die Smaragden, abgesehen von den wenigen, welche das Gebiet von Katharinenburg in Sibirien liefert, und von den noch wenigern, die aus dem Pinzgau der österreichischen Alpen in den Handel gelangen, aus dem Tunkathale in Peru, aus Neugranada und Popoyan. Unmittelbar nach der Eroberung von Peru wurde dem Papst ein prachtvoller Smaragd überschickt, und schon mehrere Jahre später galten die dortigen Minen für erschöpft. Nach der Revolution sind jedoch zahlreiche Steine aufgefunden worden, und dieser Handel hat seitdem einen großen Aufschwung genommen. Man findet ihn in Amerika mitten in einem weißlichen Sandstein und muß die Elektricität als die Ursache einer Ablagerung betrachten, die durch keine noch so entfernte Verwandtschaft des Smaragds mit dem Sandstein gerechtfertigt wird. In der Gestalt dem Rubin ganz gleich, ist der Smaragd viel leichter und verliert im Wasser mehr als ein Drittheil seines Gewichts. Er ist zugleich wenig hart und würde deshalb kaum zu den edlen Steinen gerechnet werden, wenn nicht seine schöne Farbe für diesen Fehler entschädigte. Neben dieser Farbe, die das reinste Grün darstellt, besitzt er die vollkommenste Durchsichtigkeit und die Fähigkeit, die beste Politur anzunehmen. Der ganz fehlerfreie Smaragd wird das Karat bis zu funfzig Gulden bezahlt, Steine von sechs Karat kosten 800 bis 1200 Gulden. Den berühmtesten Smaragd, dessen Werth auf 300,000 Kronen geschätzt wird, besitzt der kaiserliche Schatz in Wien, prachtvolle Kristalldrusen haben Dresden, Petersburg und die Leuchtenberg'sche Sammlung in Eichstädt. Ein grünlich blauer Smaragd ist der Aquamarin, ein gelblicher der Beryll, zwei wohlfeile Steine (das Karat kostet zwei bis vier Thaler), die von Schottland, Brasilien und Sibirien geliefert werden. Der Aquamarin dürfte aber bald theurer werden, da keiner mehr aufgesucht wird, und die Engländer diesen Stein sehr lieben.

Der Saphir ist der härteste der farbigen Steine. Seine äußerst liebliche blaue Farbe, die dem Himmel gleicht, machte ihn schon bei den Alten sehr geschätzt. Das Karat kostet etwa 10 Thaler, Steine von 6 bis 7 Karat werden aber zuweilen mit 70 und 80 Louisd'or bezahlt. Die vorzüglichsten Saphire liefert Ceylon, wo man sie im Sand der Flüsse und im Schuttland auffindet. Andere Fundorte sind China, Siam und Brasilien, auch Böhmen und Sachsen, endlich der Rhein und der Lachersee, wo sie im Basalt eingewachsen sind. Der Saphir hat den großen Fehler, daß er Abends bei Licht seinen Glanz verliert, so daß er dann sogar vom Aquamarin, der diese Eigenschaft nicht hat, übertroffen wird. Wie man behauptet, benutzen die Chinesen den Saphirstaub, der in der Natur zuweilen vorkommt, zum Schleifen des Diamants. Ohne diese Behauptung als unwahr verwerfen zu wollen, müssen wir bemerken, daß diese Operation ein Wunder von Geduld sein und etwa dasselbe bedeuten würde, als wenn Jemand Stahl auf Papier oder Leinen schleifen wollte.

Noch vor wenigen Jahren stand der Opal höher im Preise, als der Saphir, doch ist sein Werth seitdem gesunken, da die bedeutenden Summen, die für schöne

Steine bezahlt wurden, eine stärkere Ausbeutung der ungarischen Lager hervorgerufen haben. Der edle Opal ist milchfarben und leicht seladongrün, so daß er ungefähr den Seifenblasen gleicht, welche die Kinder in die Luft blasen. Der Opal strahlt nicht, sondern opalisirt, das heißt er schillert in den verschiedenen Irisfarben, ohne daß eine ausschließlich vorherrscht. Das Grün und das Gelb pflegt bei diesem Stein seltener aufzutreten, als die andern Regenbogenfarben. Dieses Farbenspiel scheint durch kleine, einzeln vertheilte Risse zu entstehen, die sich im Stein befinden. Der Opal kommt im trachytischen Gebirg vor, dem er in kleinen Gesellschaften eingewachsen ist. Die besten Opale bricht man in Ungarn in dem südlichen Vorgebirge der Karpathen, und von diesen enthält der kaiserliche Schatz zu Wien die größten und schönsten Exemplare, unter andern ein Stück von 34 Loth, welches auf eine halbe Million Gulden geschätzt wird. Die aus Mexiko kommenden Opale haben den großen Nachtheil, daß sie mit der Zeit schlechter werden. Dieser Stein ist sehr weich und unter allen der leichteste, da er im Wasser fast die Hälfte seines Gewichts verliert. Die indischen Opale sind etwas härter und schwerer.

Auf dem Pariser Markte werden gegenwärtig zwei sonst nicht sehr geschätzte Steine, der Chrysolith und der Olivin, fast eben so theuer wie der Opal bezahlt. Beide haben eine unbestimmte grüngelbe Farbe, und der Chrysolith zeichnet sich durch einen lebhaften Glanz aus, eine schöne Politur, eine warme und lebhafte Farbe. Der Chrysolith ist der Lieblingsstein des berühmten Optikers Sir David Brewster. Der Olivin ist in ganz kleinen Stücken, die für den Handel keinen Werth besitzen, in den Laven der Vulkane nicht selten. Dieser Stein ist zugleich der einzige, welcher sich in den Meteorsteinen vorfindet. Das Vorkommen dieses Kristalls in den aus der Luft fallenden Mineralmassen schließt jede Möglichkeit aus, daß die Meteroiten im Aether durch die allmälige Verdichtung von Ausdünstungen der Erde entstanden sein könnten, da der regelmäßige Niederschlag der Theilchen, welche ein Kristall bilden, eine außerordentlich lange Zeit erfordert.

Der Granat kommt in mehreren Farben vor, doch sind gewöhnlich nur die rothen Granaten durchsichtig genug, um als Schmucksteine geschliffen werden zu können. Die Kristallisation des Granats ist fast überall dieselbe und wechselt gewöhnlich nur zwischen zwei Formen, nämlich zwischen 12 rhombischen oder 24 trapezischen Flächen. Ungemein häufig, kommt der Granat in Syrien und in Böhmen am schönsten vor. Seine schöne blutrothe Farbe und sein Feuer würden ihn ohne seine Häufigkeit sehr geschätzt machen, doch haben auch so besonders reine und große Granaten ihren Preis, wie z. B. ein solcher von 6 bis 8 Linien, den der Marquis de Dree besaß, für 850 Thaler verkauft worden ist. Die Holländer schliffen den schwarzen Granat früher zu facettirten Perlen, die zu Halsbändern an einander gereiht und beim Sklavenhandel als Tauschwerth benutzt wurden. Noch heutigen Tags lieben die amerikanischen Negerinnen diesen Schmuck sehr. Aus einem weißen Granat, der in Norwegen vorkommt, macht man wohl kleine Lupen, doch verdienen die aus Diamanten gefertigten Linsen den Vorzug. Etwas theurer als der Granat wird der Hyazinth bezahlt, unter welchem Namen man einen hyazinthrothen Granat aus Ceylon und Piemont versteht. Der echte Hyazinth ist ein ganz anderer Stein, welcher nebst Kieselerde noch eine eigenthümliche, sonst seltene Erde, die Zirkonerde, enthält.

Der Topas ist ein Kristall, das sich mit sehr reinem Bruch quer durchbrechen läßt. Er kommt hauptsächlich aus Brasilien, aber auch aus Sachsen und Sibirien. Man hat ihn in allen Farben. Der Preis des gelben Topas, der eigentlich allein diesen Namen führen sollte, hat seit einem Vierteljahrhundert auf eine auffallende Art abgenommen. Im Mittelalter muß der orientalische Topas sehr geschätzt gewesen sein, denn im „Kaufmann von Venedig" ruft Shylock, als Jessika seinen Topas gegen einen Affen vertauscht hat, voll Schmerz aus: „Unglückliche, ich hätte für meinen Topas das ganze Vaterland der Affen hingegeben!" In Spa-

nien hat der Topas eine gewisse Achtung behauptet, obgleich auch dort sein Ansehn gesunken ist. Der blaue Topas aus Brasilien ist ein Aquamarin von besonderer Schönheit. Der geschätzteste ist derjenige, welchem die Kunst ein leichtes Rosa verliehen hat. Um diese Farbe hervorzurufen, legt man den Topas in Asche oder Sand, die man nach und nach bis zum Rothglühen erhitzt. Die elektrische Eigenschaft, die der Topas in der Hitze annimmt, theilt er mit dem Turmalin. Diesen, der nicht den geringsten Glanz besitzt, liefert Ceylon; grüne und blaue Turmaline kommen aus Brasilien, rothe oder sogenannte Siberiten aus Sibirien. Der Turmalin wurde von den Holländern wegen seiner elektrischen Eigenschaft, erwärmte Asche, Papierschnitzchen u. s. w. anzuziehen, Aschentrekker genannt.

In dem Amethyst sahen die Alten ein Mittel gegen die Trunkenheit. Die jetzigen Chemiker streiten, ob derselbe ein eigener Stein, oder weiter nichts als ein violett gefärbter Bergkristall sei. Einige behaupten das erstere, weil der Amethyst kleine wellenförmige Schichten hat, doch wird darauf entgegnet, daß auch mancher unzweifelhafte Bergkristall denselben innern Bau habe. Sachsen, die Pfalz, Ungarn, Sibirien und Ceylon liefern Amethyste, die jedoch ungeachtet ihrer Schönheit ziemlich wohlfeil sind, so daß einkaratige Steine mit 3 bis 6, zehnkaratige mit 21 bis 24 Thalern bezahlt werden. Sehr häufig ist der Bergkristall, so daß er nur in seinen reinsten Exemplaren geschätzt und nur in großen Stücken theuer bezahlt wird. Die gewöhnliche Form des Bergkristalls ist ein sechsseitiges, pyramidal zugespitztes Prisma. Er findet sich in Höhlen und gangartigen Räumen, vorzüglich im Urgebirge. Dergleichen heißen in der Schweiz Kristallkeller oder Kammern und enthalten oft eine bedeutende Menge solcher Kristalle, welche bis zum Gewicht von mehreren Centnern zuweilen vollkommen rein gefunden werden. Um das Jahr 1725 fand man im Zinkenberg an der Grimsel einen Keller, der 100 Centner Kristalle enthielt, unter denen sich wasserhelle Säulen von 100 bis 500 und 800 Pfund befanden. In dem Berge Hagdorn bei Fischbach öffnete man um 1770 einen solchen Keller, in welchem unter unzähligen Kristallen eine Säule von vierzehn Centnern, eine von acht und eine von sechs Centner, sämmtlich außerordentlich rein, gefunden wurden. Tyrol, Salzburg, das Dauphiné, Ungarn, Sibirien und Madagaskar liefern sehr schöne Bergkristalle, darunter auch gelbliche (Citrine) und lichtnelkenbraune (Rauchtopase). Früher schnitt man aus den Bergkristallen Vasen, Pokale u. a. m., jetzt hat das Kristallglas bei allen Geräthschaften den Bergkristall verdrängt.

Manchmal ist eine Masse Bergkristall oder Quarz mit einem faserigen Material, vorzüglich mit Asbest, sehr innig und gleichförmig vermengt. Solche Steine zeigen rundlich geschliffen einen eigenthümlichen Lichtschiller und heißen Katzenaugen. Sie werden als Ringsteine getragen und kommen auf Ceylon und Malabar besonders schön vor. Zuweilen sind der Kieselmasse kleine Glimmerschuppen beigemengt, und solche Steine führen den Namen Avanturin. Die Kieselerde liefert ferner, mit Eisenoxyd und Eisensilikat gemengt, den Jaspis, dessen ägyptische und sibirische Exemplare die geschätztesten sind. Im nicht kristallinischen Zustande liefert die Kieselerde außer den Opalen, von denen bereits die Rede war, Chalcedone und Achate. Die Chalcedone, die sich von dem Jaspis dadurch unterscheiden, daß sie durchscheinend sind, finden sich unter Geschieben und Mandelsteinen in der Pfalz, Siebenbürgen, Island, Ceylon, Aegypten u. s. w. Sie haben zum Theil die buntesten Farben und Farbenzeichnungen, und man findet sie in Kugeln bis zu einem Fuß Durchmesser. Hat der Chalcedon Lagen von schwarz und weiß, braun und weiß u. s. w., so heißt er Onyx. Die Alten wußten diese Lagen mit großer Kunst zu Reliefarbeiten zu benutzen. In dieser Beziehung zeichnete sich besonders das Onyxgefäß zu Braunschweig aus, welches seit der Flucht des vorigen Herzogs spurlos verschwunden ist. Eine wunderschöne Onyxplatte ohne Relief besitzt das grüne Gewölbe in Dresden. Sie hat mehrere regelmäßige Lagen und wird auf 44,000 Thaler geschätzt. Der rothe Chalcedon heißt Karneol, der licht-apfelgrüne

Chrysopras. Den letzteren hat man bis jetzt nur in Schlesien gefunden. Große Steine von 1 Zoll Länge und $1/2$ Zoll Breite hat man schon mit sechszig Dukaten bezahlt. Die schönsten Karneole kommen aus Aegypten, Arabien, Nubien und Sibirien. Unter ähnlichen Verhältnissen wie diese Steine kommen die Achate vor. Wahrscheinlich waren die myrrhinischen Gefäße der Alten, die mit 70, 100 und 300 Talenten bezahlt wurden, aus Achaten gebildet.

Alexander von Humboldt hat auf die Erscheinung aufmerksam gemacht, daß die mineralische Welt von einem Ende der Erde bis zum andern dieselbe ist. Während die Pflanzen und Thiere mit wenigen Ausnahmen an gewisse Zonen gebunden sind, hat man, wenn man die Gebirge eines Theils der Erde in ihren Bildungen von Kieseln, Thon, Kalk, Granit u. s. w. aufgeschlossen hat, Proben, die man überall eben so wieder findet, da die Schichten und Ablagerungen, die Felsen und Laven überall dieselben sind. Es ist daher nicht denkbar, daß man später noch andere Edelsteine, als die bereits vorhandenen, finden wird. Daß die Mode Steine, welche gegenwärtig nicht zu den edlen gezählt werden, unter dieselben aufnehmen kann, ist dadurch nicht ausgeschlossen. In wie weit die Kunst gewisse Steine erzeugen könnte, lassen wir dahingestellt sein, bis jetzt haben die chemischen Arbeiten nichts als unbrauchbare Bruchstückchen geliefert.

Die Edelsteine sind nicht blos als Handelsartikel nutzbar, auch die Wissenschaft hat ihnen vieles zu danken. Seebeck und Haidinger in Deutschland, Wollaston und Sir David Brewster in England, Hugens in Holland, Malus, Arago, Fresnel und Biot in Frankreich verdanken ihnen einen großen Theil ihres Ruhms, und in der Optik haben sie zu den schönsten Entdeckungen geführt.

Graf Morny, der Vertraute des französischen Kaisers, ist am 23. Oktober 1811 geboren. Er nennt sich napoleonischen Blutes und ist, wie Einige behaupten, ein unehelicher Stiefbruder Ludwig Bonaparte's. Veron's Mémoires d'un bourgeois de Paris, die uns mit dieser einflußreichen und interessanten Persönlichkeit zuerst genau bekannt gemacht haben, schweigen über dieses Verhältniß gänzlich. Erzogen wurde der Graf Morny im Hause seiner Großmutter, Frau von Souza, einer Dame des alten Frankreichs, die eben so schön, als liebenswürdig und geistreich gewesen zu sein scheint. Für die letztere Eigenschaft spricht eine Antwort, die sie dem Kaiser Napoleon I. nach ihrer Rückkehr aus Deutschland gab. Der Kaiser fragte, ob man jenseits des Rheins die Franzosen liebe, und Frau von Souza antwortete: „Ja, Sire, wie eine alte Frau eine junge liebt." Eben aus dem Kloster in die Welt getreten, hatte diese Dame den weit älteren Grafen Flahault, Intendanten der Gärten des Königs, geheirathet. Der Graf starb während der Schreckenszeit auf dem Blutgerüst, die Gräfin flüchtete mit ihrem einzigen Sohn nach England und später nach der Schweiz, wo sie dem jungen Herzog von Orleans (Ludwig Philipp) eine vorübergehende Leidenschaft eingeflößt haben soll. Unter dem Direktorium durfte sie nach Frankreich zurückkehren und vermählte sich zum zweiten Male mit dem portugiesischen Grafen Souza Bothello. Sie machte sich durch zwei Romane bekannt, „Adele von Senange" und „Eugen von Rothelin", die man in Frankreich noch immer mit Theilnahme liest. Mit Josephinen eng befreundet, gelangte sie später an den kaiserlichen Hof, wo ihr Sohn erster Ehe, Graf Flahault, als Adjutant des Kaisers eine Anstellung fand und rasch zum Divisionsgeneral aufrückte.

Der junge Graf Morny erregte im großmütterlichen Hause früh die Aufmerksamkeit der Freunde. Er besuchte das Kollegium Bourbon, machte Verse, dichtete Romanzen, die er selbst komponirte, und trug sie mit klangvoller Stimme vor. Im Hause Talleyrand's wurde er sehr gern gesehen, und der Nestor der Diplomaten selbst plauderte oft mit ihm. „Ist Ihnen nicht," fragte der Fürst eines Tages den Erzieher der Kinder der Herzogin von Dino, „auf der Treppe ein kleiner Mann begegnet, den Herr von Flahault an der Hand hatte?" „Ja,

gnädiger Herr." „Nun wohl, so denken Sie an meine Worte, dieses Kind wird dereinst Minister werden." Morny war zwölf Jahre alt, als Talleyrand diesen prophetischen Ausspruch that.

In die Schule des Generalstabs aufgenommen, verließ Morny dieselbe 1832 im Alter von einundzwanzig Jahren, um als Unterlieutenant in das erste Lanciers-regiment einzutreten, das in Fontainebleau und später in Clermont (Auvergne) die Besatzung bildete. Auf seinen mehrmals ausgesprochenen Wunsch versetzte ihn die Regierung zur Armee nach Afrika, wo er an dem Zuge gegen Maskara und an der ersten Belagerung von Konstantine Theil nahm. Bei Maskara soll er als Ordonnanz-Offizier Oudinot's mit einem Waffengefährten durch die ganze feindliche Armee geritten sein, um zur französischen Vorhut zu gelangen. Fast eben so wunderbar lautet, was von seinen Schicksalen bei der Belagerung von Konstantine, die er als Ordonnanz-Offizier des Generals Trèzel mitmachte, erzählt wird. Nicht weniger als vier arabische Kugeln trafen ihn, eine in sein Kepi, eine in seinen Stiefel, eine in seinen Kapuzmantel, und die vierte prallte auf einer der Pistolen ab, welche er im Gürtel trug. Bei dem Zuge gegen Maskara traf er zum ersten Male mit einem Manne zusammen, dem er später in der entschiedensten Feindschaft entgegentreten sollte. Krank und vom Fieberfrost geschüttelt, lag er im Lager von Sig in seinen Mantel gehüllt am Ufer eines Flusses, als ein ihm unbekannter Offizier an ihn herantrat. „Herr Graf von Morny," redete ihn derselbe an, „Sie leiden am Fieber. Wollen Sie mir erlauben, Ihnen eine Orange anzubieten?" „Vielen Dank, wem bin ich für diese Freundlichkeit verpflichtet?" „Dem Hauptmann Changarnier." Die Belagerung von Konstantine, bei der der Graf seinem General das Leben rettete, führte sie wieder zusammen. Auf seinen nächtlichen Runden bemerkte Morny stets, daß ein Bataillon des 2. leichten Regiments sich im Dienst besonders auszeichne, und berichtete darüber an Trèzel. Die Folge war, daß jenes Bataillon, welches von Changarnier befehligt wurde, den Auftrag erhielt, den Rückzug zu decken. Changarnier rechtfertigte das Vertrauen, das ihm Trèzel auf Morny's Empfehlung schenkte, auf eine so glänzende Weise, daß von diesem Rückzug seine reißend schnelle Beförderung und sein Ruf datiren.

Nach der Beendigung dieses Feldzugs bat Morny zur Wiederherstellung seiner Gesundheit um einen längeren Urlaub, und da derselbe ihm verweigert wurde, nahm er seinen Abschied. Es war im Jahre 1838 und Morny zählte demnach siebenundzwanzig Jahre. In den beiden Jahren vorher hatte er seine beiden nächsten Verwandten verloren: 1836 war seine Großmutter und am 5. Oktober 1837 Königin Hortensie, die Mutter des jetzigen Kaisers, gestorben. Er trat mit Eigenschaften in das bürgerliche Leben, die nach Veron's Darstellung nicht anders als glänzend genannt werden können. „Ein Meister in allen Leibesübungen — so schildern ihn die Memoiren — ein leidenschaftlicher Steeple-chase-Reiter, ein gewandter Ballspieler, ein trefflicher Schütze, ein unvergleichlicher Jäger und berühmt durch seine Erfolge in den Salons und Boudoirs, barg er unter leichtfertigen Gewohnheiten und unter der etwas englischen Eleganz eines Modemannes die glücklichsten Anlagen des Geistes und Charakters. Er sah frühzeitig ein, daß mit jedem neu auftauchenden Regime die Welt vorwärts schreite(?), und die französische Gesellschaft sich umgestalte. „Die alte Welt," das waren seine Worte, „opferte alles der Form, die Sache selbst bedeutete ihr wenig; einen Schurken mit guten Manieren hätte man einem Ehrenmann von schlechter Erziehung vorgezogen. Man hat mir alle diese Ideen eingetrichtert; man hat mir die Ohren zu reizbar gemacht. Um mit den andern leben zu können und mein Urtheil zu berichtigen, habe ich meine Erziehung von vorn wieder anfangen müssen."

In dem industriellen Frankreich Ludwig Philipps erkor sich Morny natürlich eine industrielle Thätigkeit. Nachdem er sich in Puy de Dome bedeutende Ländereien gekauft hatte, führte er dort die Bereitung des Rübenzuckers ein. Bald

darauf wurde er von einem Kongresse der Rübenzuckerfabrikanten, der von 400 derselben besucht wurde, zum Präsidenten gewählt. Einunddreißig Jahre alt bewarb er sich um die Abgeordnetenstelle für sein Departement und erlangte zur größten Verwunderung des damaligen Ministers des Innern Duchatel, der ihm prophezeiete, daß er nicht zehn Stimmen erhalten werde, die Mehrheit. Allerdings hatte er alles aufgeboten, die Wähler günstig zu stimmen. Er eilte in Person nach Clermont und ließ sich in die drei dort bestehenden Gesellschaften einführen. Als er in dem Lokal erschien, wo der Handelsstand sich versammelte, trat ihm ein angesehener Kaufmann, einst Militär und noch ein glühender Bonapartist, mit den Worten entgegen: „Wissen Sie, daß Sie der erste Graf sind, der seinen Fuß in dieses Lokal setzt?" Morny lachte und reichte ihm die Hand mit den Worten: „Aber richtige Rechnung, wie Sie wissen, macht gute Freundschaft." Es standen sich im Ganzen drei Kandidaten gegenüber. „Was haben Sie denn den Wählern vom Lande versprochen, Herr von Morny," fragte ihn, um ihn in Verlegenheit zu bringen, einer derselben in einer großen Gesellschaft; „ich habe sie gegen mich sehr kalt und für Sie sehr eingenommen gefunden." „Ich habe ihnen", antwortete Morny munter, „auf den 10. d. M. eine Sonnenfinsterniß versprochen; ich habe aber, als loyaler Konkurrent, dabei bemerkt, daß auch Sie ihnen wahrscheinlich eine versprechen könnten, und daß Sie nur über den Tag noch nicht mit sich einig wären." Morny hatte die Lacher auf seiner Seite.

In der zweiten Kammer machte er sich wenig bemerklich, obgleich er ein sehr tüchtiges und praktisches Mitglied derselben war. Die politischen Debatten interessirten ihn als Bonapartisten wenig, und der Jockey-Klub, zu dessen Gründern er gehörte, galt bei Vielen irrthümlicher Weise für den Ort, den Morny seine vorwiegende Thätigkeit widme. Er gehörte im allgemeinen zur Reformpartei und faßte beim Herannahen der Februarrevolution den Ernst der Lage richtig auf, wie ein Artikel beweist, den er im Januar 1848 schrieb und für die Revue des deux Mondes bestimmte. Er sagt darin: „Meiner Ansicht nach, ist die politische Situation ernster und schwieriger, als sie seit langer Zeit gewesen. Die vollständigste Ruhe, welche in der Welt herrscht, scheint plötzlich in die heftigste Aufregung umschlagen zu sollen.... Absolutismus und Radikalismus sind handgemein geworden in Europa, der Kommunismus untergräbt in der Stille die Grundlage der Gesellschaft und der Regierung. Werden mäßige Konzessionen, verständige Reformen, eine gewissenhafte Prüfung der finanziellen und sozialen Fragen, der fromme Eifer der reichen Klassen für die armen, werden sie neben muthigem Widerstand gegen die Faktionen das drohende Unheil abwenden? Das ist die eigentliche Frage.... Eine Revolution würde nicht mehr zum Vortheil einer politischen Meinung, sie würde zum Vortheil des Kommunismus ausfallen...."

Mit der Februarrevolution beginnt die große politische Rolle Morny's. Er, Persigny und andere Vertraute des Prinzen Ludwig Bonaparte setzten alles in Bewegung, ihren Gönner auf die Schaubühne zu bringen. Die gleichzeitige Wahl des jetzigen Kaisers in drei Departements (Unter-Charente, Seine und Yonne) war der erste Erfolg, der Sieg über den Nebenkandidaten zur Präsidentschaft, General Cavaignac, der zweite. Von dem Augenblicke an, als der Napoleonide am Staatsruder stand, war die Republik verloren. In einem so streng centralisirten Lande wie Frankreich besitzt das Haupt der Regierung eine unermeßliche Gewalt, welche hier um so mehr ins Gewicht fiel, als die Gegner schwach und uneinig waren. Die Republikaner spalteten sich in mindestens zwei Gruppen, die sich tödtlich haßten, und kamen kaum in Betracht, die große Ordnungspartei umfaßte gar, von kleineren Unterabtheilungen zu schweigen, drei feindliche Elemente, Legitimisten, Orleanisten und Progressisten, die sich unmöglich verständigen konnten, da sie hinsichtlich des höchsten und nächsten Ziels aus einander gingen. In die Berathungen dieser Ordnungspartei mischten sich die Bonapartisten, und fanden, obgleich Legitimisten und Orleanisten gerade in ihnen die gefährlichsten Feinde

hätten erkennen sollen, die bereitwilligste Aufnahme und Anerkennung als treue Bundesgenossen. Als man die Nothwendigkeit eines Staatsstreichs erkannt zu haben glaubte — diese Ueberzeugung stellte sich sehr bald ein — wurden Bonapartisten zu den Berathungen zugezogen, und vor allen Morny, der Vertraute und Bruder des Präsidenten oder Prätendenten, wie man bereits sagen konnte. Eine erste Berathung, um einen solchen Staatsstreich zu vollführen, fand bei Thiers statt; Thiers, Changarnier und Morny waren dort versammelt, Thiers, nach seiner eigenen Erklärung, als Repräsentant und Führer der gemäßigten Partei, Changarnier als Vertreter der Armee und der Nationalgarde, Morny im Namen Louis Napoleons. Man berieth zunächst, welche politischen Persönlichkeiten festzunehmen sein würden. Daß Oberst Charras zu verhaften sei, fand keinen Widerspruch. Changarnier verlangte die Verhaftung Cavaignac's, weil er viel gelte in der Armee und der Nationalgarde. Thiers nahm Cavaignac in Schutz, und drang auf die Beseitigung Lamoricière's, der ein „politisch hirnverbrannter" Mensch sei, während Changarnier ihn für vollständig unbedeutend erklärte. Morny „vermittelte" mit dem Vorschlag: alle drei zu verhaften. *) Der Plan fiel dies Mal ins Wasser, aber Morny hatte eine gutes Gedächtniß: am 2. Dezember wurden Charras, Cavaignac und Lamoricière festgenommen, aber, das ist der Humor davon, neben ihnen auch Thiers und Changarnier.

Je näher der 31. Mai 1852, wo die Vollmachten sowohl des Präsidenten der Republik als der Nationalversammlung erlöschen sollten, und demgemäß die politische und soziale Krise heranrückte, welche ein geistreicher Schriftsteller als das „rothe Gespenst" personifizirt hat, desto ernsthafter war man darauf bedacht, dieser Krisis vorzubeugen. Im August 1851 trat, auf Anregen und mit Zustimmung Louis Napoleons, abermals Graf Morny mit Molé, de Broglie und Berryer in eine Konferenz; es handelte sich um eine Revision der Verfassung und um eine Erstreckung der Präsidentur durch die gesetzgebende Versammlung selbst. Der Herzog de Broglie war indessen der Ansicht, die Versammlung, deren Vollmachten bereits ihrem Ende naheten, besitze weder Energie noch Autorität genug zu einem solchen Schritt. Berryer meinte: „Einen Staatsstreich präparirt man nicht; der kommt eines schönen Morgens, ohne daß man ihn vorher angesagt." Auch diese Konferenz hatte keine weitere Folge. Nur freilich sollte Berryer Recht behalten: denn wirklich kam eines schönen Morgens der Staatsstreich, ohne daß man ihn vorher angesagt.

Nach und nach schöpften die andern Parteien gegen den Präsidenten Argwohn, und es kam zu dem bekannten Antrag von Baze, dem Vorsitzenden der gesetzgebenden Versammlung das Recht beizulegen, die bewaffnete Macht aufzubieten. Nun dachte man im Elysee an einen Angriff, während man sich bis jetzt blos vertheidigend verhalten hatte, und sann zweimal auf Staatsstreiche, über die uns Veron die erste zuverlässige Nachricht giebt. Das erste Mal war es im September. Carlier, der damalige Polizeipräfekt, hatte die Stadtsergeanten und sogar ihre alte Uniform wieder hergestellt, er hatte eine Razzia gegen die noch übrigen Freiheitsbäume ausgeführt, er hatte die lärmendsten Klubs geschlossen — jedes einzelne unter den gegebenen Verhältnissen ein nicht gering anzuschlagender Erfolg, und diese wiederholten Erfolge ermuthigten ihn, ein mehreres und größeres, einen eigentlichen Staatsstreich zu versuchen. Die betreffenden Dekrete waren fertig und brauchten blos im Moniteur zu erscheinen. Louis Napoleon erhielt detaillirte Mittheilung darüber, und alsbald versammelte er außer Carlier selbst auch Morny, Persigny und Rouher in St. Cloud. Niemand ahnte etwas. Man ging auf die Jagd, man nahm dann das Mittagsmahl ein; es war von den allergleichgültigsten

---

*) Bekanntlich haben Thiers und Changarnier die ganze Sache in Abrede gestellt, während Graf Morny erklärte, Veron habe wahr berichtet.

Dingen die Rede. Aber nach der Tafel befand sich Louis Napoleon mit seinen vier Vertrauten allein in einem Saale des Schlosses. „Dieser Saal", so begann er die Konferenz, „ist derselbe, in welchem der Herzog von Ragusa nach den Julitagen dem Herzog von Angoulême seinen Degen übergab.... Lassen Sie uns, meine Herren, jetzt von unsern Geschäften sprechen." Die Erörterung begann. Man neigte sich im allgemeinen der Ansicht zu, der Schlag müsse noch vor der nahen Prorogation der gesetzgebenden Versammlung geführt werden; wären die Abgeordneten in den Provinzen, so stehe zu besorgen, daß es ihnen gelinge, dort einen ernstlichen Widerstand zu organisiren und so den Bürgerkrieg heraufzubeschwören. Im übrigen meinte Morny, daß es genügen werde, wenn man die Führer der Opposition festnehme. Louis Napoleon indessen nahm noch Anstand, angriffsweise gegen die Versammlung vorzugehen, gegen die er sich bisher blos in der Vertheidigung gehalten hatte.

In hohem Grade interessant ist der zweite Staatsstreich, dessen Konzeption mit der Debatte der gesetzgebenden Versammlung über den oben genannten Antrag Baze zusammenfällt. Es war am 18. November 1851. Die Repräsentanten trafen allmälig in der Kammer ein; General Changarnier stand an der Thür und drückte allen Eintretenden, von rechts, von links, vom Berge, zärtlich die Hand, denn er war es, der, wenn der Antrag angenommen werden sollte, mit dem Schutze der Versammlung betraut worden wäre. Fürs erste handelte es sich indessen noch nicht um die Annahme des Antrags, sondern nur um die Frage, ob derselbe überhaupt in Erwägung zu ziehen. Der Bericht (von Vitet abgefaßt) sprach sich dafür aus. Der Kriegsminister (damals St. Arnaud) widersetzte sich lebhaft: wo keine Einheit im Kommando mehr vorhanden, gebe es keine Armee mehr. Nach einer langen Debatte schritt man zur Abstimmung. Als sie eben begann, verließen St. Arnaud, Morny und Edgar Ney die Versammlung; sie glaubten sicher, der Antrag der Kommission werde angenommen werden. „Wie, General, Sie stimmen nicht mit?" fragte ein Repräsentant den Kriegsminister, als er diesen gehen sah. — „Nein, Nein," erwiderte St. Arnaud lächelnd; „man macht hier zu viel Lärm, und ich will die Wache holen." Die Abstimmung hatte jedoch ein anderes Resultat: mit 408 gegen 300 Stimmen wurde beschlossen, den Antrag nicht in Erwägung zu ziehen. Während der ganzen Dauer der Sitzung hielt Louis Napoleon sich im Elysee bereit, sobald die Nachricht kam, der Antrag sei angenommen, nach der Kammer zu marschiren. Er trug rothe Beinkleider, um so schnell als möglich die Generalsuniform anziehen zu können. Zwei Regimenter, auf welche er zählen konnte, standen in ihren Kasernen zum sofortigen Ausmarsch bereit, und 350 Nationalgardisten vom zweiten Bataillon der ersten Legion, unter dem Kommando der Bataillonschefs Vieyra und Ledieu, hatten sich erboten, sich anzuschließen. Louis Napoleon hatte blos seinen vertrauten Mocquart bei sich. Er sah den Dingen, die da kommen sollten, ohne die geringste sichtbare Aufregung entgegen. Als St. Arnaud, Morny und Ney mit der Nachricht erschienen, daß binnen kurzem die Entscheidung erfolgen werde, wurden die nöthigen letzten Befehle gegeben, aber plötzlich änderte sich die Szene: Rouher traf ein, und meldete, daß der Antrag gefallen sei. Louis Napoleon behielt seine ganze Ruhe bei. „Es ist vielleicht so besser," war alles, was er mit dem gleichgültigsten Tone von der Welt äußerte. Der Staatsstreich war unnütz geworden: der 18. November 1851 wurde kein 18. Brumaire.

Daß man den Staatsstreich endlich definitiv auf den 2. Dezember festsetzte, hatte einen doppelten Grund. Einmal war es der Jahrestag der Schlacht von Austerlitz und dann hatte an jenem Tage ein dem Präsidenten ergebenes Bataillon die Wache bei der Nationalversammlung. Am 1. Dezember sollte im Elysee die letzte Berathung gehalten werden, und die Eingeweihten hatten den Befehl, gegen zehn Uhr einzutreffen. Morny war bis dahin in der Opéra comique gewesen, wo auch Cavaignac und Lamoricière sich befanden. Er stattete der Frau v. Liadières

und der Frau v. Loignes in ihrer Loge einen Besuch ab. „Man versichert mich", sagte eine dieser Damen etwas spöttisch zu ihm, „daß man im Begriff steht, die Kammer auszufegen. Was werden Sie thun, Herr von Morny?" — „Madame, wenn es ans Fegen geht, so werde ich suchen, auf die Seite des Besenstiels zu kommen." Schon am Morgen des 1. Dezembers hatte der Baron Lamarville ihn im Jockey-Klub um zwei Einlaßkarten für die Kammersitzung vom 2. Dezember gebeten. Morny überreichte ihm die beiden Karten, und fügte lächelnd hinzu: „Wenn man Schwierigkeiten macht, Sie einzulassen, so schicken Sie nur zu mir und melden es mir." Die Gesellschaft im Elysee verabschiedete sich nach und nach; gegen elf Uhr waren nur noch Louis Napoleon, Mocquart, Graf Morny, der Polizeipräfekt Maupas und der Kriegsminister St. Arnaud anwesend, und traten zu einer letzten und entscheidenden Berathung zusammen. „Es versteht sich von selbst, meine Herren", mit diesen Worten schied Graf Morny, „daß jeder von uns seine Haut dran setzt." „Meine ist schon ziemlich abgetragen", entgegnete Mocquart, „und ich verliere nicht viel daran." Die größte Ruhe herrschte in dieser letzten Berathung; nichts ließ darauf schließen, daß es sich um so ungeheure Ereignisse handle; keinerlei Maßregel wurde für den Fall des Mißlingens getroffen; man dachte nicht daran, irgend einen Paß, irgend einen Werthgegenstand, irgend eine Summe Geldes bereit zu halten. Als Morny, Maupas und St. Arnaud sich verabschiedet hatten, sah Louis Napoleon, daß der Kriegsminister ein wichtiges Aktenstück auf dem Tische liegen gelassen, und gab Mocquart den Auftrag, es ihm unverzüglich zuzustellen. Mocquart fand ihn in seinem Kabinet im Schlafrock. „General, Sie sind nicht in Uniform?" „Wenn ich mich die Nacht ausruhe, so bin ich morgen früh besser aufgelegt." Der Minister und der Chef des Kabinets des Prinzen blieben noch eine halbe Stunde zusammen, gingen im Zimmer auf und ab, und lachten über das Gesicht, welches am andern Morgen Thiers und Baze, die beiden kleinsten Leute in der gesetzgebenden Versammlung, machen würden, wenn man sie im Hemde festnähme. Der Prinz legte sich, sobald er allein war, schlafen, und gab Befehl, ihn um 5 Uhr Morgens oder nöthigenfalls in der Nacht zu wecken.

Graf Morny war zum Minister ernannt worden und begab sich auf seinen Posten. Er erschien dort um 6 Uhr Morgens; Graf Flahault, Leopold Lehon, ein Sekretär und ein Bedienter begleiteten ihn. Der bisherige Minister, de Thorigny, der sich das Ende seines Regiments nicht träumen ließ, lag noch im Bett. Die Thürsteher indessen waren schon auf, sie kannten Morny, öffneten ihm die Gemächer im Erdgeschoß, und bald konnte de Thorigny herabsteigen und seinem Nachfolger seinen, natürlich sehr aufrichtigen Glückwunsch abstatten. Im Laufe des Tages fanden Leon Faucher und Graf Montalembert mit einigen andern Repräsentanten sich dort ein, um sich mit einiger Lebhaftigkeit über die Verhaftung ihrer Kollegen zu beschweren. Morny empfing sie sehr frostig. „Ich habe die Ueberzeugung, meine Herren," erklärte er ihnen, „daß ich das Wohl Frankreichs und der Gesellschaft sicher stelle. Ich spiele bei dieser Sache um meinen Kopf, und so werden Sie mir schon gestatten, daß ich alle Maßregeln treffe, welche ich für nöthig erachte."

Aus den Kampftagen theilt Veron eine Reihe von telegraphischen Depeschen mit, die Morny mit der Polizeipräfektur und mit dem Militärbefehlshaber wechselte. Diese Dokumente sind für die Geschichte des 2. Dezembers von der höchsten Wichtigkeit, in eine Lebensskizze des Grafen Morny gehören aber nur solche Bruchstücke, welche uns mit seinem Charakter vertraut machen. Die folgenden Mittheilungen aus den Depeschen zeigen uns in Morny einen Mann, der in der dringendsten Gefahr mit kalter Geistesgegenwart schnell die geeignetsten Maßregeln ergreift und nur große Mittel wählt. „Der Polizeipräfekt an den Minister des Innern. Donnerstag, 4. Dezember. Die Verhaftungen werden massenweise fortgesetzt. Ein einziger Polizeikommissär führt mir 200 Sozialisten vor." „Antwort des Mini-

sters des Innern. Nennen Sie mir die bedeutenden Namen. Keine leichtfertigen Verhaftungen." „Der Minister des Innern an den Polizeipräfekten. Donnerstag, 4. Dezember, 6 1/4 Uhr Morgens. Lassen Sie die Versammlungsorte der legitimistischen Repräsentanten in der Rivoli- und Universitätsstraße militärisch besetzen; lassen Sie niemanden in die Sitzungslokale hinein. Der Befehl muß sehr schonend vollzogen werden." „Der Minister des Innern an den Polizeipräfekten. Donnerstag, 4. Dezember, 7 Uhr Abends. Lassen Sie die Versammlung in der Pyramidenstraße schonend schließen, und geben Sie als Grund an, daß alle übrigen geschlossen sind." „Der Minister des Innern an den Polizeipräfekten. Donnerstag, 4. Dezember. Es fällt mir ein, daß Ihre Agenten leichtfertig verhaften. Es sind mir deshalb, in Bezug auf Leute, die als unschädlich bezeichnet werden, Reklamationen zugegangen, in welche ich Vertrauen setze. Treffen Sie eine ganz zuverlässige Auswahl, damit arme Teufel nicht unnöthig festgehalten werden." „Der Polizeipräfekt an den Minister des Innern. Donnerstag, 4. Dezember. Barrikaden in der Dauphinestraße; ich bin eingeschlossen. Lassen Sie dem General Sauboul Nachricht zukommen. Ich bin ohne Truppen; es ist unbegreiflich." „Der Polizeipräfekt an den Minister des Innern. Donnerstag, 4. Dezember. Es heißt, daß das zwölfte Dragoner-Regiment von Saint-Germain eintrifft, und daß der Graf Chambord als gemeiner Soldat sich in seinen Reihen befindet. Ich glaube nicht viel davon." „Antwort des Ministers des Innern. Und ich, ich glaube kein Wort davon." „Der Polizeipräfekt an den Minister des Innern. Donnerstag, 4. Dezember. Zusammenrottungen auf dem Pont Neuf. Gewehrfeuer auf dem Quai aux Fleurs. Dichte Massen in der Nähe der Polizeipräfektur. Man schießt durch ein Gitter. Was soll ich thun?" „Antwort des Ministers. Schießen Sie wieder durch Ihr Gitter." Die besonders charakteristischen Depeschen Morny's an den General (jetzt Marschall) Magnan sind folgende. „Paris, 2. Dezember 1851. Die nächtlichen Patrouillen taugen nichts. Sie sind zu schwach, und werden leicht umzingelt. Es würde besser sein, entweder gar keine oder mehr Truppen zu zeigen. So ermüdet man sie unnöthigerweise. Ich bleibe hartnäckig bei meiner Theorie: lediglich die Polizei, um auszuspähen, was man im Schilde führt, die Truppen, um thätig einzuschreiten, wenn die Pläne in Handlungen übergehen. Patrouillen hindern nie etwas; sie lähmen nur die Benutzung der Truppen am andern Tage. Gez. Morny." „Paris, 3. Dezember 1851. Von der Präfektur meldet man mir, daß einige zu schwache Truppenabtheilungen umzingelt sind. Wie kommt es, daß man diesen Fehler macht, statt daß man die Insurgenten sich ernstlich engagiren und tüchtige Barrikaden bauen läßt, damit man alsdann den Feind niederwirft und vernichtet? Hüten Sie sich, die Truppen in Scharmützeln abzunutzen; Sie möchten dann in der entscheidenden Stunde keine mehr haben. Gez. Morny." „Paris, 3. Dezember 1851. Ich wiederhole Ihnen, daß es im Plan der Insurgenten liegt, die Truppen zu ermüden, und dann am dritten Tage leichtes Spiel zu haben. So hat man es am 27., 28. und 29. Juli, so wie am 22., 23. und 24. Februar gemacht. Machen wir nicht, daß der 2., 3. und 4. Dezember eben so ende. Die Truppen dürfen nicht exponirt werden, sie müssen in den Häusern untergebracht werden. Mit weniger Mannschaft auf jeder Straßenecke, in den Fenstern, hält man ein ganzes Viertel in Respekt. Mir sind viele unnütze kleine Patrouillen begegnet. Die Truppen werden schachmatt sein. Wenn man sie in die Privathäuser legt, so ruhen sie sich aus und schüchtern das ganze Viertel ein. Es scheint mir, daß man in die alten Irrthümer verfällt. Die Lebensmittel werden in unwürdiger Weise herbeigeschafft: man raubt sie. Ich stelle Ihnen diese Bemerkungen anheim. Einen Straßenkampf führt man nur, entweder wenn man ein Viertel cernirt und durch Hunger bezwingt, oder wenn man es durch Schrecken unterwirft. Gez. Morny." „Paris, 4. Dezember 1851. Hierbei eine Mittheilung des Polizeipräfekten, die vielleicht falsch ist, denn er ist sehr ängstlich. Wenn sie indessen wahr wäre, so wäre es schlimm.

Man muß die Häuser militärisch besetzen und die Truppen die Nacht darin bleiben lassen. Das ist von entscheidender moralischer Wirkung; sonst wird man jeden Tag von vorne wieder anfangen müssen, und die Truppen werden lendenlahm (éreintée). Verzeihen Sie, General, daß ich so oft wiederkäue; aber ich setze nur in ein solches System Vertrauen, und ich habe alle Welt gegenüber den falschen Gerüchten zu beruhigen, die im Umlauf sind, und namentlich von der Präfektur mir zukommen. Gez. Morny." „Paris, 4. Dezember 1851. Ich hoffe, daß, wenn der Kampf zu Ende und der Sieg gewonnen ist, Sie das Viertel militärisch besetzen lassen, und die Soldaten in den Eckhäusern der Straßen unterbringen. Nichts schüchtert die Insurgenten mehr ein, als eine solche Maßregel; mit zwei Platons bewacht man eine ganze Straße. Ich erlaube mir, Ihnen diesen Rath zu geben, weil die Insurgenten erst die Flucht ergreifen, und dann, wenn die Truppen zurückgehen, wiederkehren, und sich einbilden, sie hätten das Schlachtfeld wieder genommen. Gez. Morny." Auch der Befehl, die Nationalversammlung aus einander zu sprengen, ging von Morny aus, da der Kriegsminister wegen Kompetenz-Bedenken mit der Sache nichts zu thun haben wollte.

Gegenwärtig ist Graf Morny Präsident des gesetzgebenden Körpers. Mit der anstrengenden Thätigkeit verglichen, die der Vorsitzende früherer französischer Versammlungen zu entwickeln hatte, ist sein Amt ein Ruheposten zu nennen. Brauchte Dupin zur Zeit der Republik ein förmliches Polizeireglement, um seine widerspenstigen Pflegebefohlenen nothdürftig in Ordnung zu halten, so reicht bei Morny ein Wink hin, die stillen Wellen seiner Versammlung, wenn sie sich ja einmal kräuseln, zu glätten. Nichts desto weniger ist seine Stellung eine schwierige, denn die Abgeordneten fühlen die Wichtigkeit, welche die Unterstützung einer noch jungen Regierung ihnen beilegt, zu sehr, um nicht Ansprüche zu machen, deren Beschwichtigung nicht in allen Fällen so bald erfolgt. Die diplomatischen Verhandlungen, welche durch dieses Verhältniß thätig gemacht werden, zu führen, den gesetzgebenden Körper in seiner Gesammtheit bei guter Laune zu erhalten und seinen Berathungen den Schein der Einigkeit zu geben, ist Morny ganz der Mann. Bis zu seiner Ernennung zum Präsidenten lebte er in einer Art von Zurückgezogenheit, die aber nach Veron's Schilderung eine fruchtbringende war. Der bourgeois de Paris sagt über diese Zeit: „Er hat seine Muße mit industriellen, finanziellen und wissenschaftlichen Studien ausgefüllt. Eisenbahnen, Credit mobilier, Muster-Pachtungen, große Industrie — in allen ihren bedeutenden Unternehmungen hat er seine Hand gehabt, und sie unterstützt mit seinem Rath und dem Gewicht seines Namens und seines Kredits. Man glaube aber nicht, daß er bei allen diesem Geschäftsdrang und Lärm seine Intelligenz unter Bergen von Akten und unter Fluthen von Korrespondenzen vergraben, daß er Tag und Nacht in der Einsamkeit seines Zimmers gewacht. Er beaufsichtigte die fruchtbaren Arbeiten, deren Betrieb er patronisirte, von oben herab, und oft an Ort und Stelle, aber gleich den großen politischen Namen Englands, wußte er edle Zerstreuung und Geschäfte zu vereinigen. Es giebt in Großbrittannien keinen Staatsmann, der, während er den großen Regierungsgeschäften obliegt, nicht gleichzeitig Racepferde züchtet, nicht Fuchsjagden mitmacht und nicht täglich zu Pferde sitzt. In Frankreich dagegen kann man sich keinen Minister denken, der nicht jederzeit steif da steht, und von Morgens 7 Uhr an in schwarzem Frack und weißer Halsbinde erscheint. Als Morny Minister war, entsagte er weder der Jagd, noch dem Sport, noch der Oper, noch dem Schauspiel, noch endlich den privilegirten Salons, dem Sammelplatz der großen Geister und der großen Damen unserer Zeit; man sah ihn nöthigenfalls sogar bei Beurdeley und Manheim (die beiden bedeutendsten Kuriositäten-Kabinette), oder bei öffentlichen Versteigerungen, welche Bonnefons de Lavialle katalogisirt, und hohe Preise für alle seltenen und kostbaren Sachen bieten... Für die jungen Männer aus gutem Hause, die sich auf ihren Gütern und in ihren Klubs zu sehr isoliren, und für die jungen Erben jener glänzenden Vermögen, die

unter der Restauration und unter Ludwig Philipp erworben wurden, ist der Graf Morny ein nachahmungswürdiges Vorbild und Beispiel." Nach diesem Bilde ist der Graf wohl einer der bedeutendsten jener Männer, welche um den wieder aufgerichteten Thron der Napoleoniden eine Schutzwehr gegen eine neue Revolution zu bilden suchen.

Sir Henry Thomas de la Beche, ein Abkömmling einer sehr alten normännischen Familie, war nach den Angaben eines Nekrologs im „Athenäum", der die Geologen Sir Roderick Murchison und W. Conybeare zu Verfassern hat, im Jahre 1796 in London geboren, verbrachte aber seine Jugend in den lieblichen Thälern von Devonshire. Im Jahre 1810 trat er — sein Vater war Oberst — in die königliche Kadettenschule, welche damals noch zu Marlow an der Themse war, und später nach Sandhurst verlegt wurde; dann ward er Offizier, verließ aber sehr bald wieder den Militärdienst, um sich ganz dem Studium der Geologie hinzugeben. Daß ein junger Mann von Stand und Vermögen eine Karriere aufgab, um einer Wissenschaft zu leben, das galt noch in jener Zeit als ein Phänomen, oder eine Sonderlingslaune, besonders, da es sich hier um eine Wissenschaft handelte, welche damals noch in ihrer Kindheit war, und sich erst, durch die Vorurtheile der Unwissenden und Furchtsamen, zur Anerkennung emporringen mußte. Indessen ließ sich de la Beche nicht abschrecken, und ward 1817 Mitglied der damals seit 10 Jahren bestehenden „geologischen Gesellschaft". Nachdem er sich im folgenden Jahre mit einer Irländerin vermählt, welche 1844 mit Hinterlassung einer Tochter starb, verbrachte er das Jahr 1819 mit Untersuchung der geologischen Formation der Schweiz und Italiens, und ward in Anerkenntniß seiner Forschungen zum Mitglied der königlichen Societät der Wissenschaften ernannt. Nun ließ er in schneller Aufeinanderfolge eine Reihe werthvoller Abhandlungen, in verschiedenen wissenschaftlichen Zeitschriften oder in besondern Druckschriften, erscheinen: „Ueber die Temperatur und Tiefe des Genfersees", über die Geologie der Schweiz, der französischen Küste, verschiedener Bezirke der brittischen Inseln, besonders von Süd-Pembrokeshire, Lyme-Regis, Beer in Devonshire u. s. w. Eine seiner ersten Mittheilungen an die geologische Gesellschaft, die er gemeinsam mit Conybeare ausgearbeitet, berichtete über die Entdeckung eines neuen fossilen Thiers von der Saurierfamilie in dem Liaskalkstein von Bristol, welchem sie den Namen Plesiosaurus beilegten. De la Beche besaß ausgedehnte Güter auf Jamaika, in der Nähe von Spanish-Town; als Frucht einer Reise dahin, von welcher er 1825 zurückkehrte, brachte er einen umfassenden Bericht über die Geologie dieser westindischen Insel mit, welche von ihm zuerst in dieser Richtung untersucht worden ist. Im Jahre 1830 erschien sein erstes Buch, die „Geological Notes", und in demselben Jahre: „Sections and Views of Geological Phenomena." Seine große Geschicklichkeit im Zeichnen setzte ihn in den Stand, alle nöthigen Abbildungen für diese Werke selbst zu liefern. Sein „Geological Manual", welches er 1831 herausgab, ward alsbald ins Französische und Deutsche übersetzt, und ist in mehreren Auflagen ein Handbuch für Geologen in ganz Europa geworden. Das große Werk seines Lebens aber, auf welches er mehrere Jahre des angestrengtesten Fleißes, und neben den Geldunterstützungen aus der Staatskasse (der damalige whiggische Schatzkanzler Spring Rice, jetzt Lord Monteagle, war der besondere Gönner seiner Studien) beträchtliche Summen aus eigenen Mitteln verwandte, war seine geologische und trigonometrische Aufnahme des mineralreichen Cornwall, nebst Devonshire und West-Somerset. Er war es ferner, der, unter den Auspicien der Regierung, das Londoner „Museum der praktischen Geologie" mit seinen reichen Sammlungen gründete, welches seitdem eine immer größere Ausdehnung gewonnen hat. Im Jahre 1848 ward ihm, dem „Direktor of the Geological Survey" und der „Government School of Mines", die Ritterwürde zu Theil; 1853 ernannte ihn die französische Akademie der Wissenschaften zu ihrem korrespondirenden Mitglied; er erhielt Orden von Belgien, Dänemark u. s. w. Indessen schon längere Zeit war seine Gesundheit wankend. Eine immer mehr um sich greifende Gliederlähmung, die seinen ursprünglich sehr kräftigen Körper erfaßt hatte, vermochte es nicht, ihn den wissenschaftlichen Arbeiten zu entziehen, und noch zwei Tage vor seinem Tode, der am 13. April 1855 in London erfolgte, brachte er auf einem Rollstuhl mehrere Stunden in seinem Museum zu.

Unter Verantwortlichkeit des Ergänzungsblätterverlags in Meißen. — Redakteur Dr. Fr. Steger.
Druck von A. G. Gato in Meißen.

Der Kanal von Suez. Der gegenwärtige Krieg hat es mit sich gebracht, daß man unter dem Namen der orientalischen Frage gewöhnlich nur die Gesammtheit derjenigen Verhältnisse versteht, welche im Norden des Bosporus liegen. Die orientalische Frage umfaßt aber in der That noch eine zweite Gruppe von Verhältnissen, die südliche, die im Süden des griechischen Archipels liegt. Der Mittelpunkt dieser südlichen Gruppe, ist die schmale Landenge von Suez, welche das Mittelmeer vom rothen Meer trennt. Die Bedeutung dieser Landenge beruht auf Verhältnissen, welche für alle Zeiten dieselben bleiben werden. Es giebt auf der Welt keine zwei Handelsgebiete, die sich gegenseitig so gewaltig anziehen, wie Europa und das tropische Indien. Auf der einen Seite erzeugt die große industrielle Zeugungskraft Europa's eine entsprechende Konsumtionskraft, welche unerschöpflich ist, auf der andern Seite ist die Bodenproduktion des südlichen Indiens eine so gewaltige, daß sie eines Markts wie Europa dringend bedarf. Diese Grundlagen haben einen Verkehr zwischen Europa und dem fernen Südosten hervorgerufen, der weder durch die Gefahren der schwierigsten, kostspieligsten Reisen, die der Handel nur machen kann, noch durch die verderblichsten und widersinnigsten Kriege, noch durch die verkehrtesten Regierungmaßregeln abzuschrecken, geschweige denn zu vernichten gewesen ist. Die Durchstechung der Landenge von Suez bietet sich als das natürlichste und zugleich einzige Mittel dar, die ungeheure Güterströmung, die von Osten nach Westen und umgekehrt geht, durch Abkürzung des Handelswegs zu erleichtern. Dieses alte Projekt der Kanalisirung schwebte den denkenden Menschen seit den ältesten Zeiten als eines der höchsten Ziele vor, und in der Neuzeit ist seine Verwicklung für unsern Welttheil zu einer unbedingten Nothwendigkeit geworden. Durchstechen wir diese letzte Schranke nicht, welche uns noch hindert, die Welt mit Dampfkraft zu umfahren, gestatten wir, daß die Landenge von Suez auch ferner noch das Pferd und das Kamel, „das Schiff der Wüste", als einzige Beförderungsmittel behält, so räumen wir dem strebsamen, mit Riesenkraft arbeitenden Amerika einen Vorsprung ein, der uns im Fortgange der Zeit sehr empfindlich werden würde. Am 28. Januar 1855 ist der erste Dampfwagen in 2 Stunden 20 Minuten vom karaibischen Meer quer über die Landenge von Panama zur Südsee gefahren. So ist nun hier ein Centrum gebildet worden, wo sich die Dampfschifffahrtslinien aus allen Welttheilen treffen. In Aspinwall am karaibischen Meer erscheinen die Dampfer von Southampton, Neuyork, Westindien, Venezuela, Brasilien und den Plata-Staaten, in Panama jene von dem australischen Sidney, von Oregon, Kalifornien, Mexiko und Centralamerika, von Chile, Peru und Ecuador, und in Kürze werden auch Japan und China, sobald die unmittelbare Verbindung zwischen Panama und Honolulu hergestellt ist, diesem Stelldichein der Nationen ihre Waaren zuführen. Dem drohenden Uebergewicht, das der Union durch den Besitz dieses Verkehrsweges zufallen muß, läßt sich nicht anders entgegenwirken, als daß man die Kanalisirung der Landenge von Suez durchführt oder vielmehr erneuert.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß das rothe Meer mit dem Mittelmeer bereits durch einen Kanal verbunden gewesen ist. Den ältesten Kanal begann Nechos, der Sohn von Psammetich, und Darius, der Sohn des Hystaspes, führte ihn zu Ende. Herodot, der diese Wasserstraße gesehen hat, sagt von ihr: „Der Kanal wird von dem Nil gespeist. Das Wasser des Flusses tritt etwas oberhalb Bubastos ein und mündet im erythräischen Meer in der Nähe von Patymos, einer arabischen Stadt. Der Kanal hat eine Länge von vier Tagereisen und so viel Breite, daß zwei Triremen neben einander rudern können." Dieser Kanal der Pharaonen war während der spätern Kämpfe und Aufstände im Sande verschwunden, und der, welchen die Römer sahen, war das Werk von Ptolemäus Philadel-

phus. Der Kaiser Hadrian ließ ihn wiederherstellen, und auch unter der mohamedanischen Herrschaft gab es wieder eine Wasserverbindung von Meer zu Meer, die der Khalif Omar durch den ägyptischen Sultan Amru eröffnen ließ. Die Schifffahrt war nun wieder über ein Jahrhundert (640 bis 767 n. Chr. etwa) im Gange, bis Almansor den Kanal zuschütten ließ, damit sein Nebenbuhler Mohammed Ben Abdullah auf ihm keine Lebensmittel zugeführt erhalte. Von dieser Zeit an hat es blos Projekte der Kanalisirung, keine wirklichen Arbeiten, gegeben. Leibnitz richtete an Ludwig XIV. eine Denkschrift, in der er die Möglichkeit der Eröffnung einer Wasserstraße nachwies, und der französische Gesandte, Marquis von Nointel, bemühte sich von 1670 bis 1678 vergebens, die Pforte für den Gedanken zu gewinnen. Achtzig Jahre später glaubte sich der Freiherr von Tott am Ziel, fand aber, daß die Ermunterungen, die er bei Mustapha III. gefunden hatte, trügerische gewesen waren. Am Ende des vorigen Jahrhunderts machte die französische Expedition Studien des Bodens, und Kleber hatte schon den Auftrag erhalten, die Arbeiten beginnen zu lassen, als der bekannte Ausgang des Unternehmens auch diesen Plan vereitelte.

Als nach der zweiten Katastrophe, die den Sultan durch Aegypten traf, das Einschreiten der Mächte das orientalische Gleichgewicht hergestellt hatte, als dem jetzigen Herrscher der Türkei Syrien und Palästina zurück erobert worden waren, als Frankreich sich isolirt sah und Mehemed Ali seine Niederlagen den Engländern bitter nachtrug, machte Fürst Metternich einen der Meisterstreiche, durch die seine Politik so manche ihrer Gebrechen ausgeglichen hat. Von den übrigen Mächten schlecht unterstützt, hatte Oesterreich im Orient Boden verloren, zuerst gegen Rußland und jetzt gegen England. Das letztere Reich, das jetzt in Aden ein Gibraltar des rothen Meers gewonnen hatte, drängte Mehemed Ali, englischen Kapitalisten die Anlage einer Eisenbahn von Meer zu Meer zu gestatten, wodurch Aegypten ganz unter englische Kontrole gekommen sein würde. In dieser Lage der Dinge näherte sich der Staatskanzler zugleich Frankreich und Aegypten. Frankreich nahm natürlich Eröffnungen, die seiner Isolirung ein Ende machten, sehr freundlich auf, und auch Mehemed Ali ließ sich durch die Versicherung gewinnen, „daß Oesterreich in die Erfordernisse seiner Lage einzugehen bereit sei, falls er sich zur Annahme des österreichischen Vorschlags entschließe.“ Dieser österreichische Vorschlag bestand in der Ausführung eines Kanals, „welcher im Besitz und unter der Garantie aller europäischen Mächte stehe, damit Aegypten vor einer Gefährdung durch irgend welche einzelne Macht gesichert werde.“ 1842 schon war zwischen Oesterreich, Frankreich und Aegypten ein Einverständniß erzielt, und Mehemed Ali hatte den Wunsch ausgesprochen, „daß die rechtlichen Verhältnisse des Kanals unter Oesterreichs Vermittlung durch eine gemeinsame Garantie der Großmächte festgestellt werden möchten.“

Nachdem die Kanalfrage selbst entschieden war, kam die Reihe an den Geldpunkt. In dieser Beziehung stellte Oesterreich den Grundsatz auf, daß die drei bei dem Bau betheiligten Regierungen (Oesterreich, Frankreich und England) jede den dritten Theil der erforderlichen Geldsummen aufbringen sollten. Oesterreich wollte die Kanalfrage zu einer deutschen machen und sein Drittheil im Verein mit den andern deutschen Regierungen stellen. Ob über diesen Punkt am deutschen Bunde Verhandlungen stattgefunden haben, ist nicht bekannt geworden, jedenfalls hat sich aber in der Geldfrage eine Säumigkeit gezeigt, durch die England plötzlich wieder einen Vorsprung erhielt. Die ostindische Gesellschaft warf nämlich die Sache an die Börse, damit die englischen Kapitalien die ersten am Platze seien. Auch dieser Gefahr praktisch überholt zu werden, stellte sich wieder der Staatskanzler entgegen. Der Triester Lloyd, den der Freiherr von Bruck leitete, gewann einen großen Theil des österreichischen Handelsstandes und gab der Sache Gestalt. Im übrigen Deutschland ergriffen nur einzelne Männer, namentlich in Leipzig und Düsseldorf, die große Angelegenheit mit warmem Eifer. Dem Fürsten Metternich, dem

Freiherrn von Kübeck und dem Freiherrn von Bruck ist es zu verdanken, daß das deutsche Element nicht ausgeschlossen wurde. Nachdem im Jahre 1845 die Vorverhandlungen beendet worden waren, bildete sich 1846 in Paris eine Gesellschaft unter der Benennung der „Société d'Etudes du Canal de Suez", die sich zunächst die vollständige Nivellirung des Kanals zur Aufgabe stellte. Diese Gesellschaft besteht aus drei Gruppen, von denen jede zehn Stimmen hat. Von den zehn Stimmen, welche Oesterreich besitzt, sind fünf für das übrige Deutschland bestimmt, fünf (drei für Triest, eine für Venedig, eine für Niederösterreich) für Oesterreich reservirt. Der österreichischen Gruppe stand Negrelli vor, der französischen Talabot, der englischen Stephenson.

Im Jahre 1847 entsandten die drei Oberingenieure je eine Brigade nach Aegypten, um die Nivellirungsarbeiten beginnen zu lassen. Die deutsche Brigade ging an die Mittelmeer-Mündung, die englische nach Suez, die französische in das Innere. Im Oktober des genannten Jahres begannen die Arbeiten, und schon im Frühjahr von 1848 statteten die deutsche und französische Brigade ihren Bericht ab, während die englische Gruppe sich weniger beeilt hatte und nur mit einer Sammlung von Karten und Plänen fertig geworden war. Es sollten nunmehr drei Oberingenieure zusammentreten, um über den Anfang der Arbeiten zu bestimmen, als wenige Tage vor ihrer Abreise die Februarrevolution zum Ausbruch kam und das Unternehmen vor der Hand vertagte. Diese traurige Unterbrechung benutzte England. Nach dem Tode Mehemed Ali's war der englische Einfluß auf Abbas Pascha ein so überwiegender geworden, daß jetzt die von dem greisen Vicekönig stets verweigerte Erlaubniß zur Anlage einer Eisenbahn unschwer erlangt wurde. Die Arbeiten an dieser Eisenbahn sind mit größerem Eifer betrieben worden, als früher die Nivellirungen. Am 4. Juli 1854 hat die erste Fahrt auf der Strecke von Alexandrien bis zum Nil (14 deutsche Meilen) stattgefunden, und im Laufe des Jahres 1855 wird die ganze Strecke zwischen Kairo und Alexandrien (28 Meilen) fertig sein. Während aber die Engländer sich an Abbas Pascha anschlossen, hatten die Oesterreicher und Franzosen das Vertrauen des Nachfolgers gewonnen. Said Pascha hat ganz den Standpunkt, wie früher Mehemed Ali, und erkennt namentlich, daß er den englischen Einfluß nicht übermächtig werden lassen darf. Es trat daher zwischen ihm und dem österreichischen Kabinet sofort ein sehr vertrautes Verhältniß ein, und so gelang es dem Vertreter der Kanalgesellschaft, Ferdinand von Lesseps, die Zusage zu einer Erlaubniß für die Kanalisirung zu erhalten, jedoch unter der Voraussetzung einer Anerkennung und Zustimmung der hohen Pforte. Im November 1854 ist zwischen Lesseps und dem Vicekönig ein förmlicher Vertrag abgeschlossen worden, und wenn die Zustimmung der Pforte zur Zeit auch noch fehlt, so unterliegt doch keinem Zweifel, daß auch diese Bedingung des Erfolgs, die im Grunde wenig mehr als eine Förmlichkeit ist, erlangt werden wird.

Der von Lesseps abgeschlossene Vertrag hat folgende Bestimmungen: Die Compagnie universelle du canal maritime de Suez besteht aus Kapitalisten aller Nationen und hat den Zweck, zwischen dem mittelländischen und rothen Meer einen für große Schiffe fahrbaren Kanal herzustellen. Die Gesellschaft hat an beiden Meeren für genügende Eingänge und für einen oder zwei Häfen zu sorgen. Der Direktor der Gesellschaft wird stets von der ägyptischen Regierung und wo möglich unter den Gesellschaftsmitgliedern gewählt, welche die meisten Aktien besitzen. Die Dauer der Konzession beträgt, von der Eröffnung des Kanals angerechnet, neunundneunzig Jahre. Die Arbeiten erfolgen ganz auf Kosten der Gesellschaft, welcher aller dem Staat gehörender Boden unentgeltlich eingeräumt und die Vollmacht zu Expropriationen ertheilt wird. Die Befestigungen, welche die ägyptische Regierung etwa anordnen wird, sind mit dem Gelde der letztern auszuführen. Von der Nettoeinnahme erhalten:

Die ägyptische Regierung . . .	15	Prozent.
„ Gründer der Gesellschaft . .	10	„
„ Gesellschaft selbst	75	„
	100	Prozent.

Der Kanalzoll, den die Gesellschaft durch ihre Beamten nach einem zwischen ihr und der ägyptischen Regierung vereinbarten Tarif erheben läßt, muß für alle Nationen derselbe sein, und es darf keiner einzelnen ein besonderer Vortheil eingeräumt werden. Die ägyptische Regierung genehmigt die Statuten und wird bei jeder spätern Aenderung derselben um ihre Zustimmung angegangen. Sie ihrerseits verspricht für sich und ihre Beamten eine thätige (concours bon et loyal) Mitwirkung bei Allem, was den Bau erleichtern und die Benutzung des Kanals fördern kann.

Was nun den Kanalbau betrifft, so haben die Arbeiten der Ingenieure, und namentlich der deutschen, außer Zweifel gestellt, daß von einer Wasserstraße, welche die Landenge auf deren schmalsten Stellen durchschnitte, nicht die Rede sein kann. Der dortige Boden hat allerdings einen verführerischen Charakter, durch den man sich aber nicht verleiten lassen darf. Etwas westlich von einer geraden Linie, die man von Suez nach Tineh (in der Nähe der Ruinen Pelusiums) zieht, stößt man auf ganz neue Ablagerungen des Meers, die sich etwa sechs Stunden weit hinziehen, und nördlich von denselben auf eine Reihe von Seen mit bitterem Wasser, deren Länge fast zehn Stunden beträgt. Diese Bodensenkung, offenbar eine alte Verlängerung des rothen Meers, wird durch tertiäre Schichten unterbrochen, in denen der Gips vorherrscht. Diese Schichten, durch deren Emporsteigen die ehemalige Verbindung zwischen dem rothen und mittelländischen Meer unterbrochen worden ist, haben eine Breite von zehn Stunden und erheben sich achtzehn Fuß hoch über das Meer. So günstig diese Bodenverhältnisse für Kanalarbeiten sind, so ungünstig zeigt sich der Zustand des Mittelmeers in dieser Gegend der Anlage eines Hafens. Dieser Zustand ist ein solcher, daß eine Verbindung der beiden Meere auf dem kürzesten Wege geradezu untersagt wird.

Längs der afrikanischen Küste läuft eine Strömung von Westen nach Osten, welche die Schlammmassen des Nils am Ufer absetzt. Diese Massen sind nach den Jahreszeiten und nach den Jahren sehr verschieden und lassen sich nicht genau abschätzen. Sie sind jedenfalls ungemein groß, denn das Delta ist ja durch sie entstanden, und noch heute wälzt der Nil zur Zeit seines höchstens Standes vor Kairo in jeder Sekunde 10,000 Kubikmeter eines schlammigen Wassers vorbei. Die Schlammwolke, die durch dieses Wasser im Meer vor der Mündung erzeugt wird, setzt sich auf eine weite Strecke fort. Wie der Admiral Smyth in seinem schönen Werke über das Mittelmeer erzählt, stieß die Fregatte Romulus auf einem Punkte, von wo man das Land noch nicht sehen konnte, auf eine Schlammbank. Diese trüben Wassermengen werden durch die etesischen Winde gegen die Küste zurückgetrieben und lagern dort ihren Schlamm ab, der sich nach und nach zu Bänken verdichtet, welche für den Schiffer um so gefährlicher sind, als der flüssige Schlamm, der sie bedeckt, zu schwer ist, um jene Brandung zu erzeugen, welche den Schiffer warnt. Vor der Landenge von Suez haben Winde und Strömungen im Laufe der Jahrhunderte diese Ablagerungen des Nils so aufgehäuft, daß man, wollte man den Kanal hier münden lassen, im Meer, drei Stunden von der Küste entfernt, einen Hafen bauen müßte. Um für die Schiffe tiefes Wasser zu gewinnen, wäre von diesem neuen Venedig nach der Küste mitten durch ein Meer von Schlamm ein Kanal zu führen und natürlich schiffbar zu erhalten. Diese Aufgabe ist eine unlösbare, denn der Nilschlamm setzt sein Werk unaufhörlich fort, und oft würde ein einziger ungünstiger Tag die Arbeit von Jahren zerstören.

Diese Verhältnisse machen Alexandrien, das seit mehr als zweitausend Jahren der große ägyptische Hafen ist, zum natürlichen und unvermeidlichen Ausgangs-

punkte des Kanals auf der Seite des Mittelmeers. Alexandrien liegt westlich, so daß die nach Osten gehende Strömung ihm keinen Nilschlamm zuführen kann, und sein vortrefflicher Hafen mithin stets dieselbe Tiefe behauptet. An der Ausführbarkeit eines Kanals, der Alexandrien und Suez zu Ausgangspunkten hat, ist nicht zu zweifeln. Die Speisung übernimmt der Nil, der vor Kairo 42 bis 69 Fuß über dem Meere liegt und die Gipsschichten, welche das rothe Meer von dem mittelländischen trennen, um 24 bis 51 Fuß (je nach seinem Wasserstande) überragt. Es unterliegt mithin keinem Zweifel, daß man das Wasser des Nils bis zum rothen Meere leiten kann. Dies würde selbst dann geschehen können, wenn das rothe Meer wirklich ein höheres Niveau hätte, als das mittelländische. Ein solches höheres Niveau behaupteten unter den Alten Aristoteles, Plinius und Diodor, während Strabo und Herodot es leugneten. Die französischen Gelehrten wollten 1799 bei einem Nivellement eine Höhe von 9^{m}, 908 über das Mittelmeer gefunden haben, aber die neuerdings von Talabot angestellten Messungen haben nachgewiesen, daß das Niveau beider Meere dasselbe ist.

Die Arbeiten der französischen Brigade haben zur Auffindung einer günstigen Linie zwischen Suez und Alexandrien geführt. Der Ausgangspunkt des zur Speisung bestimmten Kanals ist der große Nildamm, den Mehemed Ali begonnen, Abbas liegen gelassen hat und Said wahrscheinlich wieder aufnehmen wird. Eine halbe Meile weiter unten zweigt sich der Kanal ab, hier nach Alexandrien, dort nach Suez. Der Zweig von Alexandrien folgt mit wenigen Abweichungen dem Bahr Yussuf, oder dem Kanal, welcher dem Joseph der Bibel zugeschrieben wird. Der Zweig von Suez läuft anfangs nordöstlich, indem er den nach Damiette fließenden Nilarm zur Linken läßt, biegt sich dann unterhalb Belbeis im Thal von Uaddeh gleich dem Kanal der Pharaonen nach Osten, verläßt nicht weit vom See Timsah diese Richtung und wendet sich bei den Ruinen des alten Serapeum südlich, um eine Linie von bittern Seen zu erreichen, sich durch dieses kleine Binnenmeer neu zu speisen und mittelst eines Kanals von sieben Stunden Länge in Suez zu münden. Die französische Abtheilung rechnet auf alle diese Arbeiten in französischen Fußen folgende Länge:

Speisungskanal des Nils	12,000 Fuß.
Kanal von Alexandrien (Bahr Yussuf) .	354,000 „
„ „ Suez	624,000 „
	990,000 Fuß.

Ein solcher Kanal ist noch um neun Stunden kürzer, als der französische Kanal, der von Nantes nach Brest führt. Während der letztere eine Höhe von 1620 Fuß erklimmt, hat der ägyptische Kanal nur eine Steigung von 110 Fuß zu besiegen.

Der Hafen von Alexandrien ist bereits jetzt einer der besten des Mittelmeers und könnte durch Arbeiten noch bedeutend verbessert werden. Er bildet eine ovale Rhede von drei Stunden Länge und fast einer Stunde Breite, welche durch eine Reihe unterirdischer Felsen, in denen drei Oeffnungen die Verbindung mit dem Meer gestatten, gegen die Wellen geschützt wird. Der eigentliche Hafen nimmt unter den Mauern der Stadt das nordöstliche Ende dieses Beckens ein. Fünf Stunden weiter östlich bietet die Rhede von Abukir allen Schiffen ein Asyl, welche unter dem Druck der Westwinde die Pässe von Alexandrien verfehlen. Diese Rhede ließe sich durch die Seen Madieh und Mareotis leicht mit dem Hafen von Alexandrien und mit dem Kanal in Verbindung setzen.

Auf der Seite des rothen Meers sind die Verhältnisse weit weniger günstig. Der lange und enge Kanal, den man mit dem Namen des Hafens von Suez beehrt, hat bei niedrigem Meer nur 6 bis 9 Fuß Tiefe und bei mittlerem Wasserstande etwa 13 Fuß. Außerdem ist er oft von Sand verstopft, und die größeren

Schiffe ankern gewöhnlich eine Stunde und weiter draußen auf der hohen See. Die englische Brigade hat ihre Arbeiten noch nicht so weit geführt, daß man mit Gewißheit sagen könnte, ob der Hafen sich verbessern lassen wird, oder nicht. Sollte eine Vertiefung durch sogenannte chasses (Schleusen, welche Wasser in beträchtlicher Menge ansammeln und plötzlich ausströmen lassen, so daß Sand und Schlamm mit fortgerissen werden) unthunlich sein, so könnte man eine südwestlich von Suez liegende geschützte Bucht zum Hafen benutzen. Moresby, ein Seeoffizier der indo-brittischen Marine, hat diese Bucht untersucht und in ihr eine Tiefe von 30 bis 36 Fuß gefunden. Diese Bucht ist es, welche Negrelli und Talabot zu benutzen vorschlagen, wodurch allerdings größere Kosten hervorgerufen werden würden.

Der Kanal selbst muß für die größten Schiffe fahrbar sein. Von dem ältesten Kanal der Pharaonen sagt Strabo, daß dessen Breite 100 Ellbogenlängen betragen habe, während Plinius dieselbe zu 100 Fuß angiebt. Dieser Widerspruch läßt sich nur durch die Annahme erklären, daß die Messungen an verschiedenen Punkten vorgenommen sein werden. Von der Tiefe behauptet Plinius, daß sie 30 Fuß betragen habe, was für den damaligen Tonnengehalt der Schiffe viel zu beträchtlich sein würde. Nach Strabo konnten den Kanal Schiffe befahren, deren Tiefgang auf 12 Fuß anzunehmen ist. Als der Kaiser Hadrian den Kanal wieder herstellte, gab er ihm den Namen Trajanus amnis, der für einen kleinen Kanal nicht gepaßt haben würde. Die französischen Ingenieure haben verschiedene Messungen vorgenommen, aus denen hervorgeht, daß der Kanal von den größten Schiffen der Zeit befahren werden konnte. In der Nähe des Sees Timsah unterscheidet man noch Dämme von 15 bis 18 Fuß Höhe, zwischen denen eine Strecke von 170 Fuß Breite liegt. Da Dampfboote von 600 Pferdekräften und Linienschiffe von 120 Geschützen den Kanal zugänglich finden müssen, so schlägt Talabot folgende Dimensionen vor:

Breite der Grundfläche	150	Fuß.
Wassertiefe	24	»
Länge der Schleusen	270	»
Breite	63	»
Erhöhung der Dämme über dem Wasserspiegel .	6	»
Obere Breite der Dämme und des Leinpfads . .	15	»

Einen solchen Kanal von Alexandrien nach Suez veranschlagt Talabot, die Hafenarbeiten im rothen Meer einbegriffen, auf 150 Millionen Franken. Negrelli spricht von 80 Millionen Gulden. Nehmen wir eine noch größere Summe, nämlich 60 Millionen Thalern, und berechnen wir die Zinsen mit Amortisation zu 6 Prozent, die Verwaltungs- und Unterhaltungskosten aber auf 1500 Thaler für die Viertelstunde, so wird, wenn die Unternehmer schadlos gehalten werden sollen, eine jährliche Bruttoeinnahme von 4,100,000 Thaler erfordert. Ob sich ein solches Resultat erwarten läßt, wird ein Ueberblick der Handelsvortheile des Kanals zeigen.

Jede Abkürzung einer Reise von und nach demselben Orte ist für den Handel von ungemeiner Wichtigkeit. Der alte Seeweg nach Ostindien, der über die Landenge von Suez führte, wurde allerdings nach Vasco da Gama's Entdeckung verlassen, aber nur darum, weil die Waaren in Suez umgeladen werden mußten, um auf der andern Seite der Landenge abermals auf Schiffe geschafft zu werden. Die Durchstechung der Landenge würde eine umgekehrte Revolution herbeiführen. Es giebt Häfen, für die der Weg nach Indien dadurch um mehr als die Hälfte verkürzt werden würde. Für Segelschiffe *) giebt die nachstehende, von Gessier

*) Die nach Indien segelnden Schiffe machen einen großen Umweg, um die Windstillen und Strömungen der afrikanischen Küste zu vermeiden, und berühren Brasilien.

(Ingenieur hydrographe en chef) entworfene Tabelle die verschiedenen Entfernungen, die sie von den nachbenannten Häfen bis zur Insel Ceylon auf dem Wege über das atlantische und über das rothe Meer zurückzulegen haben. Die Entfernungen sind in Seemeilen angegeben, von denen sechszig auf den Grad gehen.

	Nach Ceylon.		
Von:	Atlant. Ocean.	Rothes Meer.	Abkürzung der Reise.
Petersburg	15,660	8620	7,040.
Stockholm	15,330	8290	7,040.
Danzig	15,240	8200	7,040.
Hamburg	14,650	7610	7,040.
Amsterdam	14,460	7420	7,040.
London	14,340	7300	7,040.
Havre	14,130	7090	7,040.
Lissabon	13,500	6190	7,310.
Barcelona	14,330	5500	8,830.
Marseille	14,500	5490	9,010.
Genua	14,690	5440	9,250.
Triest	15,480	5220	10,260.
Konstantinopel	15,630	4750	10,880.
Odessa	15,960	5080	10,880.

In Tagen ausgedrückt, würde die Abkürzung der Schifffahrt betragen:

Für die Häfen der Ostsee	46 Tage auf	100.
" " " des atlantischen Oceans	50 " "	100.
" " " " Mittelmeers	65 " "	100.

Diese einfachen Thatsachen müssen unberechenbare Folgen nach sich ziehen, vor allem die, daß sich einer Menge von Schiffern, die gegenwärtig vom indischen Handel ausgeschlossen sind, ein neuer Horizont eröffnet. Da die Dauer der Reise um die Hälfte verkürzt wird, so kann künftig dasselbe Schiff, welches jetzt zwei Fahrten macht, in derselben Zeit drei oder vier machen, und es können nach der Eröffnung des Kanals viele kleinere Kapitalisten an dem indischen Handel Antheil nehmen, die gegenwärtig davon ausgeschlossen sind. Die Verkürzung der Reise muß auch den Preis der Kolonialwaaren bedeutend ermäßigen. Eine wichtige Veränderung tritt ferner in dem Verhältniß des indischen Handels zu dem amerikanischen auf dem europäischen Markte ein. Obgleich in Folge des Umwegs um das Vorgebirge der guten Hoffnung viel weiter von uns entfernt, als Amerika, macht Ostindien den Erzeugnissen des neuen Welttheils doch schon jetzt eine erfolgreiche Konkurrenz. Die ostindische Baumwolle wird in Manchester neben der aus der Union verarbeitet, und Holland bekämpft die Waaren der Antillen und Brasiliens mit dem Zucker und Kaffee, den es von seinen Sunda-Inseln holt. Durch den Kanal von Suez wird Ostindien fast in gleiche Entfernung mit Amerika gestellt, und es ist die Frage, ob der amerikanische Markt, seines Vortheils der Nähe beraubt, die indische Mitbewerbung wird bestehen können. Wir wollen hier, um den Vergleich zu erleichtern, die Entfernung der europäischen Haupthäfen von Kuba und Ceylon (über das rothe Meer) in Seemeilen angegeben:

			Unterschied.	
	Nach Ceylon.	Nach Kuba.	Mehr.	Weniger.
Petersburg	8620	6240	2380	—
Stockholm	8290	5910	2380	—
Danzig	8200	5820	2380	—

	Nach Ceylon.	Nach Kuba.	Unterschied. Mehr.	Weniger.
Hamburg . . .	7610 .	5230 .	2380 .	—
Amsterdam . .	7420 .	5040 .	2380 .	—
London . . .	7300 .	4920 .	2380 .	—
Havre	7090 .	4710 .	2380 .	—
Lissabon . . .	6130 .	4300 .	1830 .	—
Barcelona . .	5500 .	5030 .	470 .	—
Marseille . . .	5390 .	5200 .	290 .	—
Genua . . .	5440 .	5390 .	50 .	—
Triest	5220 .	6180 .	— .	960.
Konstantinopel .	4750 .	6330 .	— .	1580.
Odessa . . .	5080 .	6660 .	— .	1580.

Nun ist Kuba für Europa einer der nächsten Punkte, wo man in Amerika die heiße Zone erreicht, während der Wendekreis des Krebses das rothe Meer kaum 500 Meilen südöstlich von Alexandrien durchschneidet. Fast alles, was Amerika erzeugt, findet man bereits diesseits von Ceylon, den Kaffee z. B. schon halbwegs in Mokka und Abyssinien.

Der gegenwärtige Verkehr zwischen Europa und Indien giebt uns einen Maßstab, was dieser Verkehr nach der Durchstechung der Landenge von Suez werden wird. Fünf europäische Völker, die Portugiesen, Spanier, Franzosen, Holländer und Engländer, haben jenseits des Vorgebirges der guten Hoffnung Besitzungen. Die Handelsbewegung der indischen Kolonien der letzten vier Völker ist in den nachbenannten Jahren folgende gewesen: *)

	Eingelaufen. Schiffe.	Tonnen.	Ausgelaufen. Schiffe.	Tonnen.	Im ganzen. Schiffe.	Tonnen.
England (1853) . . .	1007 .	537,285 .	1571 .	792,370 .	2578 .	1,330,655.
Holland (1852)	317 .	177,113 .	188 .	109,038 .	505 .	286,151.
Frankreich (1853) . . .	205 .	67,701 .	229 .	72,090 .	434 .	139,792.
Spanien (1850) . . .	18 .	7,247 .	7 .	4,270 .	25 .	11,517.
	1547 .	789,346 .	1995 .	977,769 .	3542 .	1,768,598.

In dieser Tabelle fehlt vieles, z. B. der ganze Verkehr Portugals, der Handel Hollands mit China, endlich die Handelsbewegung der fremden Flaggen, welche direkt mit den Kolonien Handel getrieben haben, ohne eines der Mutterländer zu berühren. Diesen Verkehr hinzugerechnet, stellt sich die Handelsbewegung der Kolonien muthmaßlich auf zwei Millionen Tonnen. Dieser ganze Verkehr würde dem Kanal von Suez zufallen und ohne Zweifel bald um das Doppelte zunehmen. Zu dieser letztern Voraussetzung berechtigt: 1) Der Aufschwung, den der Handel mit Indien in Folge der Abkürzung der Reise und der größeren Wohlfeilheit der Kolonialwaaren nehmen wird; 2) die vollständigere Aufschließung von China und Japan, die künftig vom Mittelmeer aus in zwei bis drei Monaten zu erreichen sind; 3) der Uebergang eines bedeutenden Theils des amerikanischen Handels auf Indien. Für den Kanalverkehr ist endlich auch noch die eigene Handelsbewegung

*) Nach offiziellen Angaben. Für den englischen Verkehr bilden die dem Parlament vorgelegten Nachweise die Quelle. Für den holländischen die Statistick van den Handel en de Scheepvaart van het Koningrijk der Neerlanden aver het jaar 1852 (Haag, 1853); für den französischen die Tableaux du Commerce de la France avec l'étranger et avec les colonies, publiés par l'administration des douanes pour 1853 (Paris, 1854); für den spanischen der Quadro general del comercio de Espana con sos possessiones ultramarinas y potentias estrangeras en 1849 y 1850, formado por la direccion de las Aduanas (Madrid, 1852).

Aegyptens zu rechnen. Bei andern Kanälen beträgt der Lokalverkehr gewöhnlich die volle Hälfte der ganzen Bewegung. Ist auf eine solche starke Betheiligung bei dem Kanal von Suez auch nicht zu rechnen, so wird doch Aegypten für die Kanaleinnahmen einen sehr beträchtlichen Beitrag liefern. Die Unternehmer rechnen auf jährlich vier Millionen und glauben die Tonne mit $2\frac{1}{2}$ Thalern besteuern zu können, wodurch sich eine Brutto-Einnahme von zehn Millionen Thalern ergeben würde, also mehr als das Doppelte der Summe, welche man braucht, wenn man die Baukosten mit 6 Prozent verzinsen und die Verwaltung und Unterhaltung bestreiten will.

So sehr der Kanal von Suez ganz Europa nützen wird und so gewiß in ihm das einzige Gegengewicht gegen nordamerikanische Präponderanz liegt, so ist doch nicht zu verkennen, daß die Vortheile der neuen Weltstraße sich auf eine ungleiche Weise vertheilen werden. Die Entdeckung Amerika's und des Wegs um das Vorgebirge der guten Hoffnung gab den atlantischen Häfen die vordersten und besten Plätze an der großen Welthandelsstraße, die Durchstechung der Landenge von Suez ertheilt den Mittelmeerhäfen das Näherrecht. Spanien hat an dem Kanal, welcher Europa von Afrika trennt, die Häfen Carthagena und Malaga (auch Cadiz kann hierher gerechnet werden); Majorka und Port Mahon nehmen den vordern Theil des Mittelmeers ein, und Barcelona gehört zu den ersten Handelsplätzen. Seiner Besatzungen auf dem amerikanischen Festlande beraubt und Kuba's wie Portorico's kaum einen Augenblick lang sicher, muß Spanien auf seine Philippinen, deren Fruchtbarkeit eine unerschöpfliche ist, das größte Gewicht legen. Die Durchstechung der Landenge von Suez bringt diese Inseln dem Mutterlande um viertausend Stunden, d. h. um die Hälfte, näher.

Auf Marseille, Toulon, Korsika und Algier gestützt, in den indischen Meeren der Herr von Bourbon, Pondichery und mehreren wichtigen Punkten auf Madagaskar, ist Frankreich bei der Abkürzung des Wegs nach Indien noch mehr als Spanien betheiligt. Bis jetzt erscheint die französische Flagge in den Häfen des rothen Meers fast gar nicht. In der Zukunft wird sie dort durch den Besitz von Algier einen Vorsprung erhalten. In einer Länge von 250 Stunden am Mittelmeer, mit der Wüste im Rücken, hingelagert, ist Algier für seine Entwicklung hauptsächlich auf die Schifffahrt angewiesen. Der arabische Stamm hat zu allen Zeiten eine große seemännische Tüchtigkeit an den Tag gelegt. Als er vom neunten bis zum zwölften Jahrhundert in Malta, den Balearen, in Korsika, Sardinien und Spanien Eroberungen machte, brauchte er zur Behauptung dieser Erwerbungen eine tüchtige Flotte. Die Handelsverträge aus dem dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert beweisen, daß die Handelsmarine von Tunis, Bona und Bugia auch damals noch mit der von Pisa und Barcelona wetteiferte. Die Mehrzahl der bei der Korallenfischerei und dem Thunfang üblichen Kunstausdrücke stammt aus dem Arabischen. Was die Gegenwart betrifft, so ist die Leichtigkeit, mit der Mehemed Ali und die Imams von Maskat Marinen geschaffen haben, der redendste Beweis, daß die alte Seetüchtigkeit der Araber nicht abgenommen hat. Die arabische Familie hat die Küsten des rothen Meers, Asiens, der Meerenge von Bab-el-Mandeb bis zum Eingang in den persischen Golf besetzt und auf allen Seeplätzen des Königreichs Zanzibar und des Kanals von Mozambik Niederlassungen gegründet. Die Gemeinschaft der Abstammung und der Sprache verbürgt den einheimischen Schiffern von Algier in jenen Gebieten die beste Aufnahme.

Italien befindet sich vermöge seiner Verlängerung nach Südosten und der Ausdehnung seiner Küsten in der besten Lage, die direkte Verbindung mit Indien zu benutzen. Seine nautische Bevölkerung umfaßt 108,000 Matrosen und sein Material 16,400 Schiffe mit einem Gehalt von 486,000 Tonnen. Genauer stellt sich die italienische Marine wie folgt:

Sardinien	3173 Schiffe.	177,822 Tonnen.	33,252 Matrosen.
Toskana	911 "	37,507 "	10,000 "
Kirchenstaat . . .	1323 "	26,300 "	8,080 "
Neapel	6803 "	166,523 "	40,308 "
Sicilien	2371 "	46,674 "	12,206 "
Lomb.-venet. Kgreich. .	1810 "	31,741 "	7,000 "
	16,391 Schiffe.	486,567 Tonnen.	108,346 Matrosen.

Zu den österreichischen Matrosen sind noch die des ungarischen Küstenlandes und die Dalmatiner zu rechnen, welche letztern einst die Kraft der venetianischen Marine ausmachten und noch jetzt, wenn sie auch hinter den Norddeutschen weit zurückstehen, zu den besten Seeleuten am Mittelmeer gehören.

Von den italienischen Häfen liegen Messina, Palermo, Cagliari, Neapel und Livorno Aegypten am nächsten, besitzen aber kein ausgedehntes Hinterland und stehen deshalb hinter Genua und Venedig weit zurück. Genua hat vor den andern italienischen Städten den Vortheil voraus, auf einer Küste zu liegen, die von den kühnsten und geübtesten Matrosen bewohnt wird. Die Riviera hat nicht weniger als 27,000 Matrosen und besitzt ein Schiffsmaterial von 178,000 Tonnen. Die Stadt selbst verfügt über sehr bedeutende Kapitalien und hat ihren Unternehmungsgeist durch den ausgedehnten Verkehr bethätigt, den sie sich mit Südamerika eröffnet hat. Nicht blos Sardinien, auch die Schweiz ist Genua's Hinterland, und wenn die große Schweizer Eisenbahn vollendet ist, hofft die Dogenstadt ihren Einfluß bis tief nach Deutschland hinein ausdehnen zu können. Venedig entfaltet nicht dieselbe Thätigkeit, besitzt aber seine alten natürlichen Vortheile noch ungeschmälert. Noch immer ist es das Ausgangsthor eines hydrographischen Beckens von unerhörter Fruchtbarkeit, das sich von den Abhängen der Alpen bis zu jenen der Apenninen erstreckt und bis zu den sardinischen Grenzen eine Bevölkerung von 7,467,000 Menschen umfaßt. Die Eisenbahnen, deren Bau die österreichische Regierung mit solcher Energie betreibt, geben Venedig im Pothale eine verstärkte Macht und dürften sein Handelsgebiet, wenn einmal der Brenner mit Eisenschienen belegt ist, bis nach Baiern hinein vorschieben.

Der ganze deutsche Theil des Donauthals, Laibach inbegriffen, das nur zwanzig Stunden von Triest entfernt ist, und das nördliche Ungarn werden von Hamburg, Amsterdam und Rotterdam aus mit Kolonialwaaren versehen. Diese Waaren kommen hauptsächlich aus dem englischen und holländischen Indien. Um ihre Bestimmung zu erreichen, müssen sie das Vorgebirge der guten Hoffnung und Brasilien berühren, zweimal den Aequator, zweimal das atlantische Meer durchschneiden, um vom nordischen Meer aus durch Europa an die Küsten des adriatischen Meers geführt zu werden. Es ist klar wie der Tag, daß Triest, wenn die Landenge von Suez durchstochen und seine eigenen Eisenbahnverbindungen gesichert sind, diesen Verkehr für sich gewinnen muß. Die jetzigen Nachtheile seiner Handelslage verkehren sich in Vortheile, von einem der entferntesten Häfen wird es einer der nächsten, und durch Triest erhebt sich Oesterreich zu einer der ersten Handelsmächte. Die österreichischen Besitzungen diesseits der Alpen und des Isonzo haben eine Bevölkerung von 30,966,000 Menschen. Dies ist das Handelsgebiet von Triest, zu dessen Behauptung es nicht etwa künstlicher Mittel bedarf, da die fächerartige Vertheilung des österreichischen Gebiets um das adriatische Meer und die geringe Ausdehnung der Küsten Triest zu einem natürlichen Thore machen, das weiter nichts braucht, als die leichten Verbindungen mit dem Innern, die ihm binnen kurzer Zeit zu Theil geworden sein werden. Eine Zweigbahn, die von Cilly abgehen soll, wird auch die fruchtbaren Ebenen Ungarns mit der neuen Weltbewegung verknüpfen.

Unter den Ostseemächten, die an dem indischen Handel zur Zeit so gut wie keinen Antheil nehmen, befindet sich eine, deren Niederlassungen am schwarzen

Meer durch die Durchstechung der Landenge von Suez nahe berührt werden. Die russischen Küsten haben von der Mündung der Donau bis an den Fuß des Kaukasus eine Ausdehnung von 750 Stunden und tragen in acht Gouvernements eine Bevölkerung von 4,012,400 Seelen. Der größte Theil dieses Küstenlandes ist in Folge seines ungünstigen Klimas und unfruchtbaren Bodens auf die Viehzucht beschränkt, aber hinter diesem Uferstriche liegen schöne Provinzen, die von drei großen Flüssen, Dniestr, Don und Dniepr, durchströmt werden. Die Beziehungen des schwarzen Meers zum indischen Ocean werden Bedeutung erlangen. Odessa, Sebastopol und Kaffa liegen näher bei Alexandrien als Triest, Taganrog ist nicht weiter von dem ägyptischen Hafen entfernt, als Marseille. Die tropischen Erzeugnisse sind in Rußland gesucht, während das letztere einen Ueberfluß an Artikeln besitzt, welche den Tropenländern fehlen, Getreide, Talg, Holz, Eisen und Hanf liefern kann. Rußland entschuldigt seine Angriffe auf den schwächern türkischen Nachbar mit der Nothwendigkeit, für seine südlichen Gebiete jene freie Bewegung zu gewinnen, welche durch einen großartigen Seeverkehr entsteht. Die Durchstechung der Landenge von Suez bringt diesen Verkehr auf friedlichem Wege, ohne daß es der Eroberung des Bosporus und der Dardanellen bedürfte. Der gegenseitige Waarenaustausch Indiens und Rußlands würde sich zu stark vermehren, die Anziehungskraft der beiden Pole eine zu gewaltige werden, als daß der Strom nicht mit den Waaren auch Menschen und Ideen zu den Ufern des schwarzen Meers führen und dort die Keime einer wohlthätigen Umwandlung ablagern müßte. Das Uferland des Pontus Euxinus hat bereits Zeiten gekannt, in denen griechische und genuesische Kolonien eine Bildung verbreiteten, die zugleich mit dem fremden Einflusse verschwand, und noch in unsern Zeiten hat Odessa, die junge Schöpfung des Herzogs von Richelieu, die alte Fähigkeit der russisch-slawischen Bevölkerung bewährt, eine fremde Kultur in sich aufzunehmen. Was Odessa jetzt schon ist, eine deutsche, italienische, französische, englische, griechische Pflanzschule für Rußland, das müssen auch die andern Handelsorte des schwarzen Meers werden, wenn die Bildung in den scythischen Gefilden rasche Fortschritte machen soll.

Der Krieg, der gegenwärtig um die Unabhängigkeit des Orients geführt wird, muß früher oder später mit einem Frieden endigen. Was dann? Angenommen Rußland willigte in seine Selbsterniedrigung und vernichtete oder verstümmelte seine Pontusflotte, so wäre diese Lösung so wenig eine definitive, daß vielmehr die alte Gefahr sofort wieder auftauchen würde, so wie eine neue russische Flotte auf den Werften des schwarzen Meers vollendet wäre. Offenbar ist es viel weiser, den Orient so stark zu machen, daß er sich selbst zu schützen vermag. Daß zu diesem Ziele manches hinwirken müßte, ist eben so außer Frage, als daß die Kanalisirung der Landenge wesentliche Beiträge zur Kräftigung des Orients liefern würde. Unter den Lebenselementen, die sich im Morgenlande trotz aller Brutalität der alttürkischen Herrschaft erhalten haben, ist die Marine eines der bedeutendsten. Die so verschiedenartig eingezackten Küsten von Albanien, Macedonien, Thracien, Kleinasien und der Inseln treiben Massen von Matrosen hervor und begünstigen die Schifffahrt außerordentlich. Um sich zu heben, bedarf die Marine der Levante nur der Ermunterung, die in guten Gesetzen und Einrichtungen liegt, und diese vermag die Unterstützung der Verbündeten der Pforte ihr zu verschaffen. Diese Marine ist christlich, und durch sie können die unterdrückten Stämme der Türkei sich heben. Wie die Türkei, eben so ist Griechenland von den indischen Häfen gegenwärtig noch am entferntesten, wie sie wird es ihnen am nächsten gerückt werden, und daher haben beide Länder von der Kanalisirung der Landenge am meisten zu hoffen. Das Königreich Griechenland zählt unter einer Bevölkerung von einer Million Seelen 27,000 Matrosen, und die unter der türkischen Herrschaft gebliebenen Küsten liefern allen Handelsflaggen, welche die Levante besuchen, vor allen der russischen, zahlreiche Schiffer. Diese Seeleute dringen bereits in den atlantischen Ocean vor und zeigen sich zu den gefährlichsten Reisen in die fernsten Ge-

genden geschickt. Allerdings wird diese Tüchtigkeit von der Handelseifersucht übel empfunden, so daß der Aufschwung, den die Handelsmarine der Levante nehmen wird, unter den Einwänden, die man gegen die Kanalfrage hervorsucht, nicht der letzte ist.

Das Interesse, welches Spanien, Frankreich, Italien, Oesterreich, Griechenland und die Türkei an der Durchstechung der Landenge von Suez haben, ist so einfach, wie die geographische Lage dieser Staaten. Verwickelter ist die Stellung, welche England zu der Kanalfrage einnimmt. Allerdings besitzt England Gibraltar, Malta und Korfu, aber der Schwerpunkt seiner Macht liegt nicht im Mittelmeer, und die Uferstaaten dieses schönen Beckens können sich nicht aufschwingen, ohne daß England für seine jetzige Handelsmacht Besorgnisse empfindet. So ist die öffentliche Ansicht in England dem Kanalbau zum Theil entgegen, und die Einwände dieser engherzig englischen Partei lassen sich etwa so formuliren: „Die englische Marine, die drei Viertheile der Frachtschifffahrt zwischen Europa und Indien besorgt, übt in den indischen Meeren ein so unbestrittenes Uebergewicht, und an dieses knüpft sich zu viel Reichthum und Macht, als daß England nicht alles thun sollte, diese Stellung zu behaupten. Würde sie durch einen größeren Flor der Mittelmeerstaaten auch nicht aufgehoben, so würde sie doch geschwächt, denn behauptete England auch den ersten Rang, so würden die Staaten der zweiten und dritten Linien ihm doch näher kommen, und schon darin läge ein Verlust. Die ägyptische Eisenbahn wird dagegen das englische Uebergewicht nur vermehren, denn sie ist eine englische, und die fremden Waaren finden jenseits der Landenge von Suez blos solche Schiffe, welche der indo-brittischen Marine angehören. Im Fall eines Kriegs käme England durch einen Kanal noch mehr in Nachtheil, da die Flotten des Mittelmeers mit Benutzung des Wegs von Suez den englischen Flotten in Ostindien zuvorkommen könnten. Bombay und selbst Kalkutta könnte von einem französischen Geschwader angegriffen werden, ehe man sich in Portsmouth in Bereitschaft gesetzt hätte, diesen Niederlassungen Hülfe zu bringen. Die ganze Macht Englands in Indien würde gefährdet, außer man entschlösse sich, in jenen fernen Meeren stets eine Seemacht zu unterhalten, welche dem plötzlichen Angriff einer fremden Flotte gewachsen wäre. England würde mithin die Handelsvortheile, welche das übrige Europa durch die Durchstechung erlangte, mit der Sicherheit unermeßlicher Besitzungen oder mit einem ungeheuren Aufwande für Schiffe und Soldaten bezahlen."

Ohne diese Einwände geradezu nichtig nennen zu wollen, müssen wir doch bemerken, daß das englische Ostindien nach einem nun hundertjährigen Besitz eine bedeutende Vertheidigungskraft erlangt hat, und daß es England nicht an Mitteln fehlt, einem Feinde die Benutzung des Kanals von Suez unmöglich zu machen. Gibraltar, Malta und Korfu bilden im Mittelmeer eine militärische Kette, die im rothen Meer durch Aden vervollständigt wird. Diese Insel beherrscht die Meerenge von Bab-el-Mandeb und vermag Flotten aufzunehmen, welche im Stande sind, die stärksten feindlichen Geschwader zurückzuweisen. Gegenwärtig mit allem ausgerüstet, was die Kunst zu der natürlichen Stärke eines Platzes hinzuthun kann, ist dieses asiatische Gibraltar zu Lande unangreifbar, da eine feindliche Armee in der Wüste, die sich rings um dasselbe zieht, sich weder befestigen noch mit Lebensmitteln versehen kann. Aden ist vermöge seiner strategischen Vortheile auf der Seite des rothen Meers der Schlüssel zu Indien, und die Straße von Bab-el-Mandeb ist in der Gegenwart englischer Schiffe, die ausschließlich für den Kampf ausgerüstet sind und täglich mit Vorräthen versehen werden, für jede Flotte, die mit Truppen und Material aller Art belastet ist, nicht zu passiren. Der Besitzer von Aden öffnet und schließt das rothe Meer nach seinem Belieben, und wenn der Einfluß der Völker und Regierungen hauptsächlich davon abhängt, wie viel Gutes sie ihren Freunden und wie viel Böses sie ihren Feinden thun können, so ist eine Umwälzung, welche den Hauptstrom des Handels zwingt, vor den Kanonen von

Aden vorbeizufließen, für England gewiß kein kleiner Vortheil. Außerdem sind es nicht die Marinen des Mittelmeers, von denen England für sein Indien zu fürchten hat. Droht der Halbinsel des Ganges eine Gefahr, so kommt sie entweder vom Lande her und von Rußland, oder zu Meere von Nordamerika. In dem einen wie in dem andern Falle könnte die Rettung Ostindiens von der Verkürzung der englischen Operationslinie herrühren. Ueberdies ist Ostindien nicht die einzige Besitzung in jenen fernen Meeren; auch Australien bedarf der Vertheidigung, und um so dringender, als die Vereinigten Staaten, von einer späteren Durchstechung der Landenge von Panama zu schweigen, in Kalifornien und Oregon sich festgesetzt haben und nach den Sandwichinseln die Hand ausstrecken. Vor allen Dingen haben die Staaten am Mittelmeer keinen Grund, das englische Indien anzugreifen. Die Motive zu Feindseligkeiten gegen die Kolonien haben sich sehr vermindert, seit man das alte Abschließungssystem aufgegeben hat. Das englische Ostindien ist der fremden Flagge gegenwärtig beinahe ganz offen, und je mehr fremde Schiffe dort erscheinen, um so lebhafter müssen die Eingeborenen die Fortdauer einer Herrschaft wünschen, welche ihnen so große Vortheile bringt, während auf der andern Seite der lebhafteste Handel auch die stärksten Friedensgarantien in sich enthält. Schon längst wäre das englische Schwert gegen die Vereinigten Staaten aus der Scheide gefahren — an Veranlassungen dazu hat es seit dem Frieden von Gent wahrlich nicht gefehlt — wenn nicht immer die Rücksicht auf den unermeßlichen Verkehr zwischen den beiden Staaten über jeden Anreiz zum Kampfe den Sieg davon getragen hätte.

Sollte die englische Handelsmacht durch die Kanalisirung verlieren, so müßten die Voraussetzungen eintreffen, daß die Verminderung der Entfernung, welche England von Ostindien trennt, um dreitausend Stunden den Waarenumtausch zwischen beiden Ländern beeinträchtigen und daß die Produktion Indiens durch die Verdoppelung der europäischen Konsumtion leiden würde. Sind diese Voraussetzungen richtig? Wenn griechische oder lateinische Schiffe aus Indien direkt Waaren holen, so wird die Kolonie dabei ohne Zweifel mehr gewinnen, als das Mutterland, aber das letztere wird nicht verlieren. Von der englischen Handelsthätigkeit und Kapitalkraft läßt sich erwarten, daß die englische Marine von der großen Handelsbewegung der indischen Meere den stärksten Antheil für sich nehmen, und daß man in den großen Häfen des Mittelmeers englische Niederlagen gründen würde, und dann bliebe den Engländern ihr Uebergewicht nach wie vor. Man wird in London außerdem nicht außer Acht lassen, daß die Durchstechung der Landenge die ostindischen Kolonialwaaren vor den amerikanischen bevorzugen wird. Dieser Umschwung wird die englischen Besitzungen bedeutend heben, und das Mutterland muß durch die unermeßliche Ausdehnung des Handels in Gebieten, wo sein Einfluß auf keinen Nebenbuhler trifft, weit mehr gewinnen, als es in den Antillen, wo seine Macht merklich abnimmt, einbüßt. Das absolute Uebergewicht wird England daher bleiben, während freilich sein relatives Uebergewicht, da die andern, in Beziehung auf Ostindien günstiger gestellten Marinen der seinigen näher kommen werden, nicht anders als abnehmen kann. Daß Marseille, Genua und Triest näher nach den indischen Häfen haben, als London, ist ein Vortheil, der sich den Plätzen des Mittelmeers nie nehmen läßt, der aber doch nicht hinreicht, die größeren Vortheile aufzuheben, in deren Besitz England sich befindet.

Die englische Diplomatie hat bis jetzt der Bestätigung des von Lesseps in Kairo abgeschlossenen Vertrags durch den Sultan entgegengearbeitet. Sie nennt diesen Vertrag unbestimmt, weil er weder über die Ausgangspunkte und die Richtung des Kanals, noch über die Tiefe desselben, noch über die von den Schiffen zu erhebende Abgabe Bestimmungen trifft. Diese Zusätze lassen sich leicht machen, aber noch Eines muß hinzukommen, was aber die Gesellschaft und der Vicekönig nicht allein ordnen können, was vielmehr von den Großmächten gemeinschaftlich festzustellen ist. Der Kanal (vielleicht auch ganz Aegypten) muß für alle Zeiten neutral

erklärt und seine Neutralität unter die europäische Garantie gestellt werden. Diese Sicherstellung eines Kanals, der bald der besuchteste Seeweg der Welt sein wird, gegen alle Eventualitäten eines Kriegs ist auch in der Beziehung nothwendig, daß die Kapitalisten nur unter dieser Voraussetzung dem Unternehmen ihr Geld widmen werden.

Drouyn de l'Huys, französischer Diplomat und Minister der auswärtigen Angelegenheiten, ist der Sohn eines Mannes, der lange Zeit die Funktionen eines Generaleinnehmers der Finanzen ausgeübt und sich in seiner langen Laufbahn durch administrative und finanzielle Talente ausgezeichnet hat. Der Sohn wurde 1800 oder 1801 geboren.*) Er wurde im Kollegium Ludwigs des Großen ausgebildet und machte sich 1819 zum ersten Male bemerklich, als er bei einem allgemeinen Konkurs aller Pariser Kollegien den Ehrenpreis gewann. Dieser Erfolg zeugte von einem Eifer für die Studien, der sich bei dem französischen Diplomaten in der That nie verleugnet hat. Auf der Universität widmete er sich der Rechtswissenschaft, wurde Licentiat und Doktor, begnügte sich aber mit diesen Erfolgen, durch die so viele ernste Männer befriedigt werden, so wenig, daß er, kaum aus der Rechtsschule ausgetreten, Medizin studirte, um sich auch in die Mysterien dieser Wissenschaft einweihen zu lassen. Während er Rechtskunde und Arzneiwissenschaft betrieb, fand er noch Zeit, sich mit den lebenden Sprachen der europäischen Hauptvölker bekannt zu machen. Nach der Vollendung aller dieser Studien trat er, sechsundzwanzig oder siebenundzwanzig Jahre alt, in die diplomatische Laufbahn ein. Ein solcher Mann mußte rasche Fortschritte machen, und wirklich war Drouyn de l'Huys zehn Jahre später erster Sekretär der französischen Gesandtschaft in Madrid und führte ein ganzes Jahr lang, während der Abwesenheit des bevollmächtigten Ministers, die Geschäfte allein.

Am 1. März 1840 trat Thiers an die Spitze eines neuen Ministeriums. Er rief Drouyn de l'Huys von Madrid ab, um ihm die Leitung der Abtheilung des Ministeriums für Handelsangelegenheiten zu übertragen. Einige Monate später, am 29. Oktober 1840, legte der Präsident des Märzministeriums sein hohes Amt nieder, aber Drouyn de l'Huys blieb in seiner Stellung, der französischen Sitte gemäß, die eigentlichen Arbeiter mit den Vertretern der politischen Farbe nicht zugleich austreten zu lassen. 1842 wurde er in Melun zum Abgeordneten gewählt, wo er den unglücklichen Herzog von Praslin ersetzte. Diese neue Würde bereitete ihm Verlegenheiten, da er die politischen Ansichten Guizot's nicht theilte. Bei der berühmten Entschädigungsfrage des Engländers Prittchard bestieg er die Rednerbühne und trennte sich offen von seinem Obern. Am nächsten Morgen las er im Moniteur seine Absetzung, und es kam nun zu einer lebhaften Kammerverhandlung, bei der die Opposition die Erklärung Guizot's, daß jeder Beamte in jeder Frage mit dem Ministerium gehen müsse, lebhaft angriff. Eine Wiederanstellung des Abgesetzten wurde dadurch natürlich nicht erreicht.

Drouyn de l'Huys kehrte also ins Privatleben zurück und blieb bis zur Februarrevolution einfacher Abgeordneter. Zwei Monate später trat er für das Departement der Seine und Marne in die konstituirende Versammlung ein und wurde bald darauf Präsident des Ausschusses für die auswärtigen Angelegenheiten. Als der jetzige Kaiser am 10. Dezember 1848 als Präsident der französischen Republik ausgerufen wurde, trat Drouyn de l'Huys in das erste Ministerium, dessen Präsident Odilon-Barrot war, als Minister des Aeußern. Wenige Monate später wurde er durch Alexis Tocqueville ersetzt. Von dieser Epoche

*) Dans la première année de ce siécle sagt unsere französische Quelle (Les hommes de la question d'Orient, par Ch. Lamartinière). Das erste Jahr unseres Jahrhunderts ist 1801, aber es giebt Leute, welche ein Jahrhundert nur zu 99 Jahren rechnen, und es wäre daher leicht möglich, daß Lamartiniere das Jahr 1800 meinte.

bis zum 2. Dezember 1851 fungirte er mehrmals als französischer Gesandter in London, ohne übrigens diesen Titel zu führen, da ihm seine Eigenschaft als Volksabgeordneter weiter nichts gestattete, als im Auslande außerordentliche Botschaften zu übernehmen. Nach dem Staatsstreich übernahm er wieder als Turgot's Nachfolger das Auswärtige. Es wurde seine Aufgabe, die orientalische Frage in allen ihren Phasen bis zu den letzten Friedenskonferenzen zu Wien für Frankreich zu leiten. Er wohnte diesen Konferenzen selbst bei und reichte dann seine Entlassung ein.

Drouyn de l'Huys hat für Frankreich mit eben so viel Geschick als Energie gewirkt. Er besitzt die angenehmsten Manieren und eine gewinnende Gutmüthigkeit, von der er ein Zeugniß ablegte, als er in Wien aus seinem Hotel herausstürzte, um ein Kind aus den Rädern eines Wagens zu retten.

Dr. Matthias Kirchhofer, im Februar 1853 zu Stein am Rhein gestorben, Kirchenrath des Kantons Schaffhausen und als solcher in den Religionsangelegenheiten seines Kantons oft genannt, stand auch mit der deutschen Wissenschaft und namentlich mit der badischen Forschung in enger Verbindung. Anspruchslos und bescheiden, war seine Thätigkeit gleichwohl den Chmel und Bergmann in Wien, den Märcker und v. Stillfried in Berlin, den Kausler und Stälin in Stuttgart bekannt und werth. Geboren den 3. Januar 1775, der Sohn eines schweizerischen Pfarrhauses, schöpfte er mit den ersten Athemzügen seine künftige Bestimmung und den einfach biedern Sinn, der sein späteres Leben auszeichnete. An der Universität Marburg erhielt er 1794 bis 1796 die Ausbildung zum seelsorglichen Beruf; im sechsundsechszigsten Lebensjahre wurde er durch das Diplom der theologischen Doktorwürde von der „alma mater" geehrt. In dem Hause Jung-Stilling's wurde er dort auf Lavater's Empfehlung freundlich aufgenommen, und wenn gleich die Geistesrichtung beider sich in verschiedenen Bahnen bewegte, so nahm der Jüngling doch im Umgang des liebenswürdigen Enthusiasten und seiner Familie die wohlthätigsten Eindrücke in sein Herz auf. Auch Stilling besuchte ihn später in Schaffhausen, als er einmal wieder in den Süden kam; er erwähnt in seiner Lebensgeschichte rühmend des hoffnungsvollen jungen Mannes. Schon 1798 hatte er die Prüfung für seinen Beruf erstanden und zu Schlatt am Randen die Anstellung als Pfarrer erhalten. Nur einmal noch (1805 bis 1808) vertauschte er diesen Posten mit der Landpfarre Siblingen, unfern der badischen Grenze, dann erhielt er die Stellung als erster Geistlicher in der Stadt Stein am Rhein, die er bis zu seinem Tode behauptete. Das Vertrauen seiner Regierung übertrug ihm dabei noch manche Ehrenstellen, so die Schulinspektion des Bezirks Stein (1809 bis 1847), die Mitgliedschaft des Kantonalkirchenraths (1833 bis 1847), das Prodekanat der gesammten Kantonsgeistlichkeit (1840 bis 1846); letztere in der schwierigen Zeit, da durch die Ungewißheit über Hurters, des Haupts der Geistlichkeit, konfessionelle Stellung die Unruhe und Leidenschaft aufs höchste gespannt war. Die Entwicklung der damaligen Lage entsprach seinen Wünschen nicht; desto eifriger beschäftigte er sich mit den Studien, welchen er schon längere Zeit seine Muße gewidmet hatte: der alemanisch-mittelalterlichen und der heimathlichen Spezialgeschichte. „Immer", schrieb er in jener Zeit, „sollen die Studien wieder ergötzen und den Abend erheitern, wenn die Tage trauriges bringen." Die „Geschichte der Reformation im Kanton Schaffhausen", der „Schwabenkrieg im Hegau und Kleckgau", Aufklärungen über die Bern'sche Reformationsgeschichte, die Lebensbeschreibung Farels und viele andere in Zeitschriften zerstreute Arbeiten sind die Frucht dieser Beschäftigung. Vor allem verdienstlich war seine Durchforschung des äußerst wichtigen Archivs von St. Salvatorskloster; leider vergönnte ihm sein fast ängstliches Streben, nur vollständiges zu liefern, nur die Herausgabe des alten Schenkungsbuchs. Desto fruchtbringender war seine Forschung durch die rücksichtsloseste Freundlichkeit,

womit er brieflich dieselbe zum Gemeingut anderer machte, doppelt dankenswerth, da jenes Archiv seit Jakob Ruegers, des Spitalpfarrers (gestorben 1606), Zeiten, so gut wie verschollen war. Diesem Forscher ein biographisches Denkmal zu setzen, war eine der letzten Beschäftigungen seines Lebens; dazu sollte dessen Freund, dem Freiherrn Johann von Schellenberg, verdiente Berücksichtigung werden, eines Ritters, dessen Schlösser Hüfingen und Randeck jedem Gelehrten ein offenes gastliches Haus war, wie Eppishausen und die alte Mersburg in unsern Tagen durch den ehrwürdigen v. Laßberg.

So unermüdet wie im Lebensberuf war seine Thätigkeit für die Wissenschaft. Als die letzte Krankheit ihn befiel, lag die Predigt schon ausgearbeitet auf dem Pulte, welche er am zweiten Sonntage des neuen Jahres halten wollte, den Unterricht der Konfirmanden leitete er noch fast vom Bett aus bis zur zweiten Woche vor seinem Tode, und erst als die schwindenden Sinne ihren Dienst der wissenschaftlichen Beschäftigung versagten, schob er mit der wehmüthigen Resignation „Jezt han i denk' wohl usg'schafft" (mit dem Arbeiten ist's nun wohl vorbei) seine Papiere von sich. Nach wenigen Tagen geleitete die Gemeinde ihn zu Grabe, in welcher er 2082 Kinder getauft, 1153 konfirmirt, 664 Ehen geschlossen und 1753 Pfarrkinder zu Grabe geleitet hatte. Ein durch die Einfachheit seiner Lebensweise gemehrter, in seinen Verhältnissen Reichthum zu nennender Wohlstand erlaubte ihm, der Wissenschaft auch Opfer zu bringen. Er that es durch Reisen, die er jährlich an die Stätten machte, wo aus dem Moder alter Papiere ein Goldkorn hervorzugraben war. Eine Badekur in Kanstatt war gewöhnlich der Ausgangspunkt, zugleich das Stelldichein geistesverwandter Freunde. Seit 1847 geschah es nicht mehr. „Seitdem" — schrieb er — „klebe ich wie ein Heimwehkranker am schweizerischen Boden und besuche jährlich unsere Thäler, um mich an den unveränderlichen Bergen zu erfreuen." Die Bewegungen der ihm noch übrigen Lebenszeit hatten seinen Beifall nicht; er sah aus ihnen manches Unheil voraus, das schon eingetroffen ist, manches, vor welchem des Vaterlandes Zukunft bewahrt werden möge! Wenn wir im Voranstehenden einem achtenswerthen Verdienst, einer rastlosen Thätigkeit im Interesse der Wissenschaft gebührende Anerkennung zollten, so folgten wir dem Beispiel der meisten in- und ausländischen Gesellschaften, welche durch ihre Diplome ein gleiches thaten. Selbst die schweizerischen Regierungen — sonst karg in ihren Auszeichnungen — hatten Ehrenzeichen für den rüstigen Forscher. So ehrte der Stand Bern 1828 seine Verdienste um die Reformationsgeschichte mit der goldenen Medaille, mit einer silbernen der Stand Neuenburg seine Lebensbeschreibung des Reformators Farel.

Unter Verantwortlichkeit des Ergänzungsblätterverlags in Meißen. — Redakteur Dr. Fr. Steger.
Druck von A. G. Gato in Meißen.

Die Zuaven. In den Kämpfen, die um den Besitz von Algier geführt worden sind, wie in dem jetzigen Kriege mit Rußland ist ein französischer Truppenkörper hervorgetreten, der schon jetzt, obgleich er kaum ein Vierteljahrhundert alt ist, eine glänzende Geschichte hat. In diese Geschichte tief eingehen, hieße eine Geschichte der französischen Kolonie Algier schreiben, wenigstens den militärischen Theil derselben darstellen. Würde uns dies zu weit führen, so können wir wenigstens Umrisse geben, die uns den interessanten Charakter der Zuaven enthüllen werden, und bei einigen ihrer vorzüglichsten Waffenthaten verweilen. Wir können eine um so authentischere Darstellung versprechen, als wir aus einem Aufsatze der Revue des deux Mondes schöpfen, der den Herzog von Aumale zum Verfasser hat, obgleich er aus politischen Rücksichten von V. de Mars, dem Herausgeber der Revue, unterzeichnet worden ist.

Die Schöpfung der Zuaven datirt aus der Zeit unmittelbar nach der Eroberung, als der Marschall Clausel, mit einem stark verminderten Heer der Bevölkerung eines unbekannten Landes gegenüberstehend, unter den Eingeborenen selbst nach Hülfsquellen für die französische Herrschaft umblickte. Die Türken, die bei den Algierern sehr in Achtung standen und die gern unter die französischen Fahnen getreten sein würden, hatte man verjagt und sich dadurch der besten Unterstützung beraubt, die sich für den Augenblick finden ließ. So gute Folgen diese Maßregel hatte, insofern sie die Franzosen zwang, sich den Eingeborenen ohne Vermittler zu nähern, hatte sie doch ihre momentanen Nachtheile, und um diese theilweise auszugleichen, befahl der Marschall durch einen Befehl vom 1. Oktober 1830, der am 21. März 1831 die königliche Bestätigung erhielt, die Bildung von zwei einheimischen Bataillonen, welche den Namen Zuaven (nach dem Arabischen Zuaua) erhielten.

Die Zuaua sind ein kabylischer Stamm (richtiger ein Bund von Stämmen), der die entferntesten Schluchten des Dschurdschura bewohnt, aus stolzen, unerschrockenen und arbeitsamen Männern besteht, und sich den Türken nie anders als dem Namen nach unterworfen hat, aber in Algier sehr bekannt ist, wohin er sein Oel und die Erzeugnisse seiner rohen Industrie bringt, um dagegen die Waaren einzutauschen, die ihm in seinen dürren Bergen fehlen. Da die Zuaua in der Regentschaft den Ruf genossen, die besten Fußtruppen zu sein und sich bei gewissen Gelegenheiten an die Barbaresken-Fürsten als Soldaten vermiethet hatten, so legte man der neuen Miliz ihren Namen bei. Diese nahm aber in ihre Reihen alle Eingeborenen auf, welche sich meldeten, ohne daß nach der Abstammung gefragt wurde, Gebirgsbewohner und Leute aus der Ebene, Arbeiter aus den Städten und Ackerbauer, Kabylen, Araber und Kuluglis. Zur Einübung verwendete man natürlich französische Offiziere und Unteroffiziere. Aus diesen sind mehrere der berühmtesten Generale der französischen Armee und eine Menge der tüchtigsten Offiziere hervorgegangen. Die ersten Befehlshaber waren Levaillant (gegenwärtig Divisionsgeneral bei der Armee des Orients), Bergé (Brigadegeneral), Mollière (als Oberst gestorben), Lamoricière (in der Verbannung als Divisionsgeneral), Maumet und Duvivier (in Paris als General an seinen im Juni 1848 erhaltenen Wunden gestorben). Da die Rekrutirung unter den Eingeborenen keine sehr bedeutenden Ergebnisse lieferte, und da es gefährlich gewesen sein würde, den kleinen französischen Stamm mitten unter Rekruten zu lassen, die kein vollständiges Vertrauen einflößten und deren Sprache allen Anführern unbekannt war, so nahm man unter diesen Zuaven europäische Soldaten auf. Die ersten „Freiwilligen der Verfassung", welche die Regierung nach Afrika schickte, wurden den Bataillonen einverleibt, eben so viele Fremde, doch wurden beide Klassen bald so zahlreich, daß man aus den Freiwilligen das 67. Linienregiment und aus den Ausländern die

Fremdenlegion bildete. Ein Stamm von Franzosen, lauter „Pariser Kindern", blieb aber, und diese bildeten mit Eingeborenen aus der Umgegend von Algier die ersten Zuaven.

Sechs Wochen nach ihrer Bildung mußten die beiden Bataillone schon ins Feld ziehen. Am Berge Muzaia empfingen sie die Feuertaufe und besetzten darauf Medeah, wo sie mit einer kleinen französischen Abtheilung mitten unter einer feindlichen Bevölkerung als Besatzung zurückblieben. Oft angegriffen, legten sie die Flinte nur nieder, um zur Schaufel zu greifen, und hatten für alle ihre Bedürfnisse selbst zu sorgen. Bei dem Rückmarsche der Armee Berthezène's, der sich die Zuaven anschlossen, von Medeah wurde die Nachhut am Berge Muzaia in einem Augenblicke angegriffen, als sie auf einem engen Pfade in langer Reihe und fast einzeln marschirte. Da der Befehlshaber fiel, entstand Unordnung, und es drohte eine Katastrophe, als das zweite Bataillon der Zuaven herbeieilte, die Feinde zurückwarf und den ferneren Marsch, jeden Zoll breit Boden vertheidigend, so wirksam deckte, daß gar kein Verlust entstand. Dieser Rückzug von Medeah verschaffte den Zuaven in der französischen Armee das Bürgerrecht. Sie hielten in den nächsten Kämpfen ihren Ruf aufrecht, aber die wachsende Feindseligkeit der Eingeborenen und die Bildung des 67. Linienregiments wie der Fremdenlegion machten die Rekrutirung so schwierig, daß die beiden Bataillone in eines zusammengezogen wurden. Eine königliche Ordonnanz vom 7. März 1833 setzte die Zahl der Kompagnien auf zehn fest — acht französische und zwei einheimische — und bestimmte, daß in jeder Kompagnie von Eingeborenen zehn französische Soldaten dienen sollten. Den Oberbefehl übernahm Lamoriciere, der sich bereits mehrmals durch seine Tapferkeit, seine militärischen Eigenschaften ausgezeichnet und eben das erste arabische Bureau errichtet hatte.

Das französische Heer lagerte nun in der Umgegend von Algier. Die Zuaven erhielten den Posten von Dely-Ibrahim angewiesen, wo sie alle Erd-, Mauer- und Schmiedearbeiten ausführen mußten, indem sie zugleich militärischen Unterricht bekamen. Beständige Märsche in den Sahel, in die Metidscha, in die vordersten Schluchten des Atlas und häufige Kämpfe unterbrachen die Monotonie des Lagerlebens. Jeden Tag machten die Zuaven einen Fortschritt, jeden Tag wurden sie arbeitsamer, gehorsamer, kriegsgeübter und lernten, lange und rasch zu marschiren, zu ihrem Gepäck noch Lebensmittel auf mehrere Tage zu tragen, mit Präcision zu manövriren und sich intelligent zu schlagen. Die Uniform und die Ausrüstung wurden vervollkommnet und dauernd festgestellt. Die Tracht ist die orientalische mit den bekannten Farben des französischen Fußvolks, aber mit einigen Veränderungen, welche aus der Zuaven-Uniform die bequemste und verständigste der Welt machen. In einem warmen Klima kostbar, alle Glieder freilassend, weder die Bewegungen noch das Athmen erschwerend, schützt sie den Soldaten bei allen plötzlichen Temperaturveränderungen und nimmt leicht alle Zusätze an, welche eine stärkere und beständigere Kälte etwa nothwendig macht. Selbst der Turban, der anscheinend so unbequem ist, hat seinen Nutzen, denn bald läßt man ihn in den Nacken herabfallen, den er gegen die Sonne schützt, bald dient er als Nasenwärmer, bald wird er in einem langen Feldzuge zur Ausbesserung der andern Uniformstücke verwendet. Die Offiziere behielten dagegen die europäische Tracht bei, da die orientalische sehr theuer ist und mit einem großen Anstande getragen werden muß, wenn sie nicht lächerlich werden soll. Einige Offiziere nahmen auf dem Marsche nur die Aenderung vor, daß sie ihr Kepi mit einer warmen Mütze von rother Wolle vertauschten. Dieser Kopfputz verschaffte Lamoriciere in Algier den Namen Bu-Scheschia (Vater der Mütze), während er in Oran Bu-Ararua (Vater des Stocks) hieß. Was bei den Zuaven keinen orientalischen Anstrich hatte, war die Regelmäßigkeit und Reinlichkeit ihrer Tracht.

Als Clausel 1835 nach Algier zurückkehrte, fand er in den Zuaven eine vollkommen ausgebildete Truppe. Sie kämpften unter ihm in der Provinz Oran und

begleiteten dann den Herzog von Orleans auf der Expedition von Maskara. Der Herzog erstattete über sie einen so günstigen Bericht, daß der König bestimmte, sie sollten wieder auf ein Regiment mit zwei Bataillonen, jedes zu sechs Kompagnien, die aber bis auf zehn vermehrt werden könnten, gebracht werden. Im Jahre 1836 kehrten die Zuaven in die Provinz Algier zurück und begleiteten den Statthalter auf den Schauplatz ihrer ersten Thaten. Sie erstürmten abermals den Paß von Muzaia, indem sie trotz der unglaublichen Bodenhindernisse die Höhen, welche die Straße überragen, eine nach der andern nahmen und gegen die wüthendsten Angriffe der Kabylen behaupteten.

An der ersten Belagerung von Konstantine nahmen sie nicht Theil, aber bei der zweiten erkämpften sie sich ihre schönsten Lobeern. Während der Errichtung der Batterien sah man sie am hellen Tage und unter dem Feuer des Platzes die Vierundzwanzigpfünder auf den Gipfel des Mansurah ziehen, welche die Artilleriepferde in der Nacht vorher im Schlamm hatten stecken lassen. Am Tage des entscheidenden Angriffs bildeten sie die Spitze der Sturmsäule. Sie drangen zuerst in die Bresche ein und blieben siegreich, obgleich mitten unter ihnen eine Mine aufflog. Dieses Auffspringen der Mine ist der Moment, den Horaz Vernet auf seinem berühmten Bilde dargestellt hat. Die Zuaven litten bei diesem Kampfe sehr, mehrere Offiziere fielen in der Bresche, die übrigen wurden fast alle schwer verwundet oder durch die Explosion mit schmerzhaften Brandwunden bedeckt.

Mit der Eroberung von Konstantine schließt die erste Geschichtsepoche der französischen Herrschaft. Der Vertrag an der Tafna war abgeschlossen worden, und es herrschte für den Augenblick eine Ruhe, die dazu benutzt werden sollte, mitten unter den Arabern europäische Kolonien zu gründen. An den Arbeiten, die zu diesem Zwecke ausgeführt wurden, nahmen die Zuaven einen hervorragenden Antheil. Auf den Vorposten stehend, bauten sie in Koleah Schanzen und Blockhäuser, führten Straßen durch das Land und zogen Kanäle, um den Boden zu entwässern. In einem ungesunden Klima waren diese Arbeiten nicht weniger mörderisch, als der Krieg. Das Regiment füllte inzwischen nicht blos die entstehenden Lücken aus, sondern vermehrte sich sogar, theils durch Rekrutirungen, die in jener Zeit leicht von statten gingen, theils durch den Zutritt der Trümmer des Bataillons von Mechuar. Dieses Bataillon bestand aus Freiwilligen, welche Clausel unter dem Oberbefehl des Hauptmanns Cavaignac in dem Mechuar oder der Citadelle von Tlemsen zurückgelassen hatte, und die ihre Festung, nachdem sie von den Feinden oft angegriffen worden und sehr zusammengeschmolzen waren, in Folge des Friedensschlusses verließen. Cavaignac trat damals bei den Zuaven nicht ein, weil keine Stelle leer war, sondern übernahm das zweite Bataillon von Afrika.

Der Friede konnte nicht von langer Dauer sein, denn Abd-el-Kader verlor seine ganze Macht, wenn er nicht als Vorkämpfer im heiligen Kriege aufzutreten fortfuhr. Im Laufe des Jahres 1839 zeigten sich verschiedene beunruhigende Symptome in den Abtheilungen der einheimischen Truppen, auch bei den Zuaven, von denen viele insgeheim aufreizenden Predigten beiwohnten. Am Ende des Jahres kam der Sturm zum Ausbruch. Allerdings behaupteten sich die Zuaven in Koleah, aber eine große Anzahl von Soldaten der eingeborenen Kompagnien, und darunter namentlich viele alte, die sich oft und tapfer gegen ihre Landsleute geschlagen hatten, desertirten und schufen dem Feinde durch ihre Bekanntschaft mit der europäischen Kriegszucht großen Nutzen. Man fand diese Ausreißer später sogar in den entferntesten Theilen der Provinz Konstantine. Bei einem Kampfe, der 1844 auf dem südlichen Abhange des Aures geliefert wurde, war es ein ehemaliger Zuave, welcher die Kabylen befehligte und ihre Stellung mit großer Intelligenz vertheidigte. Diese Krise war für die Zuaven eine ernste, aber das Regiment ging neu gestählt daraus hervor. Nur wurde die Anzahl der Franzosen eine größere, so daß die Zuaven von nun an nicht mehr ein eingeborenes Regiment genannt werden konnten, sondern eine Elitetruppe der französischen Armee

blideten. Bei der Erneuerung der Feindseligkeiten meldeten sich viele zum Eintritt, theils alte Soldaten, theils Rekruten, die aber voll Eifer waren. Unter den tüchtigsten Offizieren und Unteroffizieren stehend, waren diese Neueintretenden bald im Stande, die besten Dienste zu leisten, so daß die beiden Zuavenbataillone bei der Eröffnung des Feldzugs zahlreicher und besser denn je waren.

Der Winter von 1839 zu 1840 verfloß mit Vertheidigungsmaßregeln. Im Frühling nahm der Herzog von Orleans die Offensive auf und entriß seinem Feinde drei Operationsbasen, Scherschell, Medeah und Milianah. Die Zuaven fehlten bei keinem Marsche, bei keinem Kampfe, und wo das Gefecht am heißesten war, da hörte man gewiß ihren Marsch.*) In einem wilden Gefecht (20. Mai 1840) hatten sie sich verschossen, ließen sich aber nicht vom Kampfplatze wegführen und griffen die regelmäßigen Truppen Abd-el-Kader's mit Steinwürfen an. Das Eintreten der heißen Jahreszeit brachte ihnen keine Ruhe, denn während des Sommers und Herbstes mußten die eroberten Plätze mit Vorräthen versehen werden, wobei man sich stets durch die Araber durchzuschlagen hatte. Das Blei des Feindes, das Klima, die unaufhörlichen Anstrengungen lichteten ihre Reihen beständig, und viele Offiziere wurden ihnen durch Beförderungen entrissen. Der Stab wurde erneuert; auf den Oberst Lamoriciere, auf die Majore Regnault (in den Junitagen von 1848 als Oberst gefallen) und Renault (Divisionsgeneral) folgten Cavaignac (der bekannte Sieger der Junitage), Leflo (einer der verbannten Generale) und Saint-Arnaud, der als Marschall von Frankreich gestorben ist.

Als Bugeaud zu Anfang des Jahres 1841 in Algier landete, fand er die Zuaven dort nicht vor. Sie hatten den Winter auf den Vorposten, in Medeah, verbracht, wo sie fortwährend abgeschnitten waren, aber sich gegen alle Feinde behauptet und sich auch durch ihre merkwürdige Industrie Lebensmittel verschafft hatten. Im April wurden sie endlich von dem Statthalter in Person entsetzt und waren gleich bereit, an dem neuen Feldzuge Theil zu nehmen. Sie folgten Bugeaud in den Atlas und in das Thal des Scheliffs, wo sie glänzende Vortheile erkämpften. Ein Bataillon begleitete den Statthalter darauf nach Oran, das zweite ging zum General Baraguay-d'Hilliers, der ebenfalls wichtige Operationen zu leiten hatte. So wohnten die Zuaven den wichtigsten Gefechten des Jahres 1841 bei. Im nächsten Jahre nahm der Kampf noch größere Verhältnisse an, da man beschlossen hatte, Abd-el-Kader ganz zu vernichten. Der Statthalter erhielt Verstärkungen aller Art, und bei diesen Truppenvermehrungen wurden die Zuaven nicht vergessen. Eine königliche Ordonnanz vom 8. September 1841 verordnete die Bildung eines dritten Bataillons und eines Stabes, wie ihn die an-

---

*) In der afrikanischen Armee hat sich eine interessante Sitte ausgebildet, über die der Herzog von Aumale folgendes mittheilt: „Obgleich die Zuaven in Afrika Manches erfunden haben, waren sie doch nicht die ersten, welche den Nachtmarsch ihrer Trommler von ihren Hörnern begleiten ließen. Der Nachtmarsch eines Regiments ist ein gewisser, bei jedem Regiment verschiedener Trommelschlag, welcher den Soldaten gestattet, ihre Fahne mitten in der Nacht wieder zu finden, und der ihnen sagt, ob ein Hornsignal ihnen oder einer andern Abtheilung gilt. Der Nachtmarsch des zweiten leichten Regiments war der erste, welcher in Musik gesetzt wurde, und die glänzenden Leistungen dieses unerschrockenen Regiments machten ihn bald in der ganzen Armee beliebt. Diejenigen, welche 1840 dem Gefecht im Engpaß von Muzaia beigewohnt haben, erinnern sich noch des ergreifenden Moments, als die Kolonne des Generals Duvivier, welche mit der Wegnahme der wichtigsten Bergspitze beauftragt war, im Nebel verschwunden war, und unter einem furchtbaren Gewehrfeuer der Marsch des zweiten Regiments hörbar wurde. Der Ton der Hörner und Trommeln, der aus der Nebelwolke hervordrang, war die einzige Andeutung, daß unsere Soldaten unaufhaltsam vorwärts drangen. Das zweite leichte Regiment wurde damals vom Obersten Changarnier befehligt, und man kann, ohne daß man den Zuaven und andern Abtheilungen Unrecht thut, behaupten, daß es den Kampf hauptsächlich entschied. Die übrigen Truppenkörper folgten dem Beispiel des zweiten leichten Regiments sehr bald. Jeder nahm einen besondern Marsch an, der zu einer Art von Nationalmelodie des Regiments wurde, und setzte seinen Stolz darin, diesen Marsch in den gefährlichsten Momenten ertönen zu lassen."

dern Fußregimenter hatten. Nur eine Kompagnie jedes Bataillons sollte Eingeborene aufnehmen dürfen, und auch in dieser wurden nur wenige Araber und Kabylen beibehalten, gerade nur so viele, daß der Name und die Uniform der Truppe gerechtfertigt erschienen. Die Erfahrung hatte gezeigt, daß der Einfluß der Offiziere auf die Bevölkerung allerdings der wohlthätigste sei, daß aber die Vermischung von Soldaten der beiden Völker weniger befriedigende Resultate ergebe. Die Franzosen und Araber nahmen gegenseitig Laster von sich an, ohne sich ihre besseren Eigenschaften mitzutheilen. Ferner hatte es sich gezeigt, daß die Arbeiten, auf die eben so viel als auf die Gefechte ankam, von den Eingeborenen schwer zu erreichen seien, und es ging doch nicht an, daß man dem Christen die Schaufel in die Hand gab, und dem Muselmann gestattete, ruhig zuzusehen. Man hielt es daher für angemessen, unter dem Namen „eingeborener Plänkler" besondere Truppenkörper zu Fuß zu bilden, in denen alle Soldaten aus Arabern und Kabylen bestanden, den Franzosen nur ein Theil der Offiziers- und Unteroffiziersstellen vorbehalten wurde. Diese Bataillone haben in Algier und in der Krim mit Auszeichnung gefochten, und sind wie die Zuaven eine Bildungsschule für Offiziere geworden. Die jetzigen Generale Bosquet, Thomas, Bergé und Bourbaki haben ihnen angehört.

Das Regiment der Zuaven war kaum neu gebildet worden und hatte eben die Fahne in Empfang genommen, die der König ihm schenkte, als seine drei Bataillone sich trennen mußten, um je eines in den drei verschiedenen Provinzen zu dienen. Die strategische Lage wurde jetzt eine bessere, die gewaltigen Anstrengungen der Franzosen begannen ihre Früchte zu tragen, man gelangte zu Resultaten. Zu Medeah und Milianah fügte man als neue Operationsbasen Maskara und Tlemsen, bemächtigte sich der Linie des Tell und nahm am Rande der Wüste Saida, Tiaret, Thaza und Boghar ein. Aber Abd-el-Kader erklärte sich noch nicht für besiegt, und suchte die Franzosen durch die Schnelligkeit seiner Märsche zu ermüden. Legten auch viele der Stämme die Waffen nieder, so fochten die ununterworfenen um so wüthender, und gerade jetzt kam es zu den blutigsten Kämpfen. Der bedeutendste derselben ist vielleicht der, welchen Changarnier mit dem ersten Bataillon der Zuaven und mit andern Truppenkörpern im September 1842 bei Ued-Foddah lieferte. Nachdem das Gefecht ohne Aufhören sechsunddreißig Stunden gedauert und die Franzosen so stark verloren hatten, daß ein anderer General die Trümmer aus dem Feuer geführt haben würde, raffte Changarnier die letzten Kräfte zusammen und errang durch einen glänzenden Angriff den vollständigsten Sieg. Das in Konstantine stehende Bataillon zeichnete sich in demselben Jahre bei Ghelma aus und wurde dann nach Algier zurückgeführt. In den Feldzügen von 1843 und 1844 waren die Zuaven fast bei jedem Gefecht durch eins oder zwei Bataillone vertreten, so bei den erbitterten Gefechten gegen die Kabylen, bei den langen Märschen in der Wüste, bei unzähligen Zurückweisungen feindlicher Reiterwolken, im Dschurdschura, im Uarsenis, bei den Benimenasser, bei der Eroberung der Smalah, in den schönen Kämpfen, die General Bedeau gegen die marokkanische Reiterei bestand, und endlich in der großen Schlacht von Isly. Man fand sie überall mit ihren stets zahlreichen, stets vortrefflich geführten Bataillonen, mit ihrer martialischen und sorgfältigen Haltung, mit ihrer Festigkeit und Begeisterung.

Der Typus der Zuaven ist jetzt ausgebildet und bleibt von nun an derselbe. Die Leichtigkeit, mit der sich der Franzose in jede Lage schickt und allen seinen Bedürfnissen abzuhelfen weiß, tritt bei den Zuaven im höchsten Grade hervor, und verbindet sich mit einer unübertrefflichen Abhärtung. „Seht sie der Biwacht zumarschiren", schildert sie der Herzog von Aumale. „Einige Soldaten verlassen die Reihen und eilen nach der nahen Quelle, um die Wassergefäße ihrer Rotte zu füllen, ehe die Quelle durch Pferde und Maulthiere getrübt wird. Die Reisbündel hat man schon vorher gemacht und trägt sie auf den Feldsäcken. Es wird Halt

geblasen, das Bataillon hemmt den Schritt und stellt sich auf der Linie auf, die ihm angewiesen wird. Die Kompagnie, welche die Nachtwache hat, rückt etwas weiter vorwärts. Während die Oberoffiziere die Posten in Person aufstellen, bilden sich vor der Linie die Gewehrpyramiden, die kleinen Zelte *) erheben sich und die Feuer entzünden sich wie durch Zauberei. Einige vertheilen Lebensmittel und Patronen, die Köche gehen an ihr Werk, andere Soldaten fällen Holz, denn man muß während der Nacht die Feuer unterhalten, wieder andere putzen ihre Waffen, während der Rest ruht oder mit einem Eifer, der in der Krim bei den Engländern oft Gelächter erregt hat, an das Ausbessern seiner Kleider geht. Unterdessen ist die Suppe fertig geworden, zu der man aber das ausgetheilte Fleisch nicht benutzt hat, denn dieses kocht die ganze Nacht und liefert am nächsten Morgen bei Tagesanbruch das Frühstück. Die Abendsuppe besteht aus Zwiebeln, Speck und etwas Weißbrod, oder, wenn diese Materialien ausgegangen sind, aus Kaffee, d. h. aus einem teigartigen Gemeng von Kaffee und Zwiebackstückchen, das nicht besonders schmeckt, aber nahrhaft und stärkend ist. Vielleicht hat auch der Jäger oder der Fleischer der Kameradschaft einen Hasen, oder eine Schildkröte, oder einen Fisch geliefert, ganz zu schweigen von den Hühnern, Ziegen und sonstigen Fleischarten, die verstohlen in den Kochtopf wandern und deren Erwerbung nicht auf dem besten Rechtstitel beruht. Die Suppe ist gegessen, die letzte Pfeife geraucht, das letzte fröhliche Lied gesungen. Während die Zeltgenossen schlafen, wechselt die große Wache in der Stille ihren Platz, denn der Feind kann ihre Stellung kennen gelernt haben. Der Posten, den man noch eben auf der Spitze des Hügels stehen sah, ist verschwunden, aber folge dem Offizier der Runde, und er wird Dir trotz der Dunkelheit am Abhange des Hügels einen Zuaven zeigen, der dicht an der Spitze der Anhöhe flach auf dem Bauche liegt, wachsam umherspähend und mit dem Finger am Drücker. Mitten auf dem Wege dort, der durch ein Gehölz führt, brennt ein Feuer, bei dem sich am Tage Wachen befanden, die jetzt nicht mehr zu sehen sind. Aber der heranschleichende Feind hält sich vorsichtig von diesem Feuer fern, bei dem er Franzosen vermuthet. Er nähert sich durch das Gebüsch von der Seite und fällt eben hier in den Hinterhalt der Zuaven, die ihn geräuschlos mit dem Bajonnet niederstoßen, damit ihre List den Gefährten ihres Schlachtopfers nicht verrathen werde."

„In einer Nacht, in einer einzigen Nacht hielten die Zuaven nicht gut Wache, so daß die regelmäßigen Truppen des Emirs durch die Posten durchschleichen und auf das Lager ein mörderisches Feuer eröffnen konnten. Das Feuer war einen Augenblick lang so lebhaft, daß unsere überfallenen Soldaten sich nicht zu erheben wagten und die Offiziere mit gutem Beispiel vorangehen mußten. Der Marschall Bugeaud war von allen der erste, und zwei Feinde, die er mit seiner starken Hand ergriff, fielen todt nieder. Bald stellte sich aber die Ordnung wieder her, die Zuaven gingen vor und warfen den Feind. Als der Kampf beendet war, bemerkte der Marschall beim Schein der Wachfeuer, daß ihn Jeder ansah und lachte. Er hob die Hand an den Kopf und bemerkte, daß er denselben Kopfputz trage, wie Beranger's König Yvetot." —

„Der Tag ist angebrochen, die Kolonne setzt sich in Marsch. Sind wir im Juni oder Juli, und wird ein Halt von wenigen Minuten gemacht? Dann wer-

*) Die „kleinen Zelte" sind eine Erfindung, welche die Zuaven rasch angenommen haben, obgleich sie nicht von ihnen herrührt. Die Soldaten des 17. leichten Regiments hatten zuerst den Gedanken, ihre Lagersäcke aufzutrennen, sie zwei und zwei mit Bindfäden zusammenzufügen und auf Stöcke zu stützen, wodurch ein Schutzdach gegen das Wetter entstand. Da die Erfindung sich bewährte, brachte Oberst Bedeau sie in ein System und führte sie bei seinem ganzen Regiment ein. Die übrigen Truppenkörper nahmen die Neuerung bald an. Da in Algier viele Schnellmärsche auf weite Entfernungen hin vorkommen, bei denen man die gewöhnlichen Zelte nicht mitnehmen kann, so hat sich diese Erfindung als eine wahre Wohlthat bewährt.

den die Turbans und die Gürtel über die Gewehrpyramiden gehängt und schützen die Zuaven gegen die Sonne, ohne daß der belebende Windhauch abgesperrt wird. Gießt der Regen in Strömen nieder? Durch seine Kragenkapuze und die breiten Falten seiner Beinkleider geschützt, kann der Zuave der Feuchtigkeit lange trotzen. Er schützte sich im Sommer wie im Winter, und das Klima war für die Araber kein Bundesgenosse mehr. Besser organisirt und mehr abgehärtet, ertrugen unsere Truppen die größte Hitze wie die empfindlichste Kälte. Es waren immer die Zuaven, welche den Neuangekommenen zeigten, wie man heitern Muthes alles über sich ergehen lassen müsse. Wer es mit ansah, wie sie während desselben Feldzugs im Monat März sechs Wochen lang im Koth und Schnee des Dschurdschuras marschirten, oft ohne andere Fußbekleidung als Fragmente einer Ochsenhaut, die mit Bindfaden festgebunden wurden, ohne andere Nahrung, als das Getreide der Silos, und doch mit ihren Liedern eine Brigade erweckten, welche die Kälte betäubt hatte und die siebenzehn Todte auf dem Schnee zurückließ, worauf sie am nächsten Morgen, während der Hagel ihnen das Gesicht peitschte, die Stellungen der Kabylen mit dem Bajonnet angriffen, und wer dann zwei Monate später sah, wie sie nach einem Marsch von dreißig Stunden Wegs, die sie in sechsunddreißig Stunden, ohne Wasser und dem Wüstenwind entgegen, mit blutigen Füßen zurückgelegt hatten, vor der Biwacht der afrikanischen Jäger vorbeizogen, indem sie, um die Ermüdung der Pferde zu verspotten oder aus Groll gegen die Jäger, die den Feind ohne sie geschlagen hatten, die Signale der Reiterei pfiffen — wer sie so am Werke sah, immer tapfer, immer bereit, immer gehorsam, der sagte sich: „Das sind die ersten Soldaten der Welt!"

Was die Zuaven zu der ersten französischen Truppe in Algier machte, war besonders ihre Gewöhnung an das Land und an die dort übliche Kriegsführung. Die übrigen Regimenter wurden gewöhnlich nach Frankreich zurückberufen, so wie sie sich eingelebt und Erfahrungen gemacht hatten, aber die Zuaven blieben immer da, und in ihnen verkörperten sich zuletzt die afrikanischen Traditionen der Armee. Ihre Reihen, die durch den Tod und das Vorrücken stets erneuert wurden, hielten sich immer frisch. Da sie so großen Ruf erlangt hatten, wurde es einem ermüdeten Offizier stets leicht, mit einem Kameraden zu tauschen, während sich unter den Offizieren die Traditionen des Dienstes erhielten. Ohne daß man ihnen Vorrechte bewilligt oder eine besondere Art der Rekrutirung eingeräumt hätte, konnten sie ihr jährliches Kontingent so bilden, daß sie fast nie Rekruten einzuüben hatten und sich blos aus alten Soldaten ergänzten. Die Oberoffiziere wurden stets mit besonderer Sorgfalt ausgewählt. Gewöhnlich waren es Offiziere, die sich in Afrika schon (häufig im Zuavenregiment selbst) ausgezeichnet hatten, oder doch Männer, die wegen ihrer militärischen Eigenschaften bereits bekannt waren.

Als leicht lenkbar außerhalb des Dienstes bewiesen sich die Zuaven nicht. Aus lauter Leuten bestehend, die aus Neigung zum Waffenhandwerk eintraten, aber keine glänzende Laufbahn zu hoffen hatten, verriethen sie im allgemeinen einen abenteuernden Charakter und einen stark hervortretenden Geschmack am Wirthshausleben. Der Herzog von Aumale gesteht, daß ihre Ansichten über Recht und Unrecht nicht sehr streng sind und daß die verbotene Frucht einen großen Reiz für sie hat. „Befanden sich die Zuaven in Feindes Lande, auf einem Gebiet, welches die Einwohner nach einer energischen Vertheidigung verlassen hatten? Mit dem Feldsack auf dem Rücken, die Flinte in der Hand, den Mund noch von Pulver geschwärzt, hatten sie im Nu alles umgewendet, alles durchsucht; nichts entging ihrem scharfen Auge, Kleider, Hühner, Vorräthe aller Art, Feigen, große Krüge mit Oel, alles wurde in ihr Lager getragen, und alles wußten sie zu benutzen. Selbst das Eigenthum der Regierung wurde nicht immer geachtet. Eines Tags hatte der Marschall Bugeaud nach einer der ersten unter seinem Befehl ausgeführten Razzias eben mit Kennerblicken eine Schafheerde gemustert, welche der Kriegsverwaltung überliefert worden war, als sein Ohr, nachdem er kaum in sein Zelt zurückgekehrt

war, von einem gewissen verdächtigen Blöken getroffen wurde. Er tritt hinaus und sieht Zuaven unter der Heerde Thiere haschen und ihnen die Kehle abschneiden, ohne daß die Wache die Räuber abzuwehren vermag. Im Hemde, mit dem Degen in der Faust, eilt er herbei, alles mit seiner Stentorstimme beherrschend, und die Zuaven verschwinden, aber die Schafe mit ihnen. Trotzdem lieferte eine genaue Untersuchung, die man in ihrem Lager anstellte, nicht das geringste Resultat; Niemand fehlte beim Verlesen und Niemand hatte Schafe gesehen. Der „Vater Bugeaud" mußte selbst lachen." Das Gegenstück lieferten die Zuaven, als die französische Armee eine große Anzahl von Familien, die bis jetzt dem Emir hatten folgen müssen, in den Tell zurückführte. Der Zug war drei Stunden lang und mußte in einer großen Hitze elf Stunden weit marschiren, um auf Wasser zu stoßen. An diesem Tage benahmen sich die Zuaven wie barmherzige Schwestern. Sie gaben ihr letztes Stück Brod, den letzten Tropfen ihrer Feldflaschen her, und trugen die kleinen Kinder zu den Schafen und Ziegen, um sie saugen zu lassen. Als sie an diesem Abend das Lager erreichten, hatten sie auf ihren Feldsäcken weder Schildkröten, noch Hühner, sondern erschienen mit Greisen, Frauen und Kindern, denen sie das Leben gerettet hatten.

1844 schied Cavaignac, zum General befördert, vom Oberbefehl der Zuaven und wurde durch Ladmirault (gegenwärtig Generallieutenant) ersetzt. Die übrigen Oberoffiziere aus dieser Zeit waren außer Despinoy und Tarbourieh, die als Obersten gefallen sind, die jetzigen Divisionsgenerale Chasseloup-Laubat und Bouat und die Brigadegenerale Dautemarre, Gardarens und Espinasse. 1845 begannen neue Kämpfe. Während ein Bataillon an den Grenzen von Marokko den ersten Stoß aushielt, durchstreiften die beiden andern die Provinz Algier nach allen Richtungen. Das Jahr 1846 begann, ohne daß die Zuaven einmal zur Ruhe gekommen wären. Im April dieses Jahres war das erste Bataillon nach sechsmonatlichen Märschen und Gefechten mit glorreichen Wunden bedeckt, nach Blidah zurückgekehrt, als der russische Großfürst Konstantin, der am Tage vorher in Algier gelandet war, das Verlangen aussprach, diese Truppe zu sehen, deren Ruf bis nach Petersburg gedrungen war. In der Nacht erhielten die Zuaven ihre neuen Uniformen. Am andern Morgen standen sie bei Buffarick und erwarteten den jungen Prinzen. Als dieser die Zuaven, auf jeder Seite von einer Schwadron Spahis flankirt, erblickte, konnte er eine Bewegung der Ueberraschung nicht zurückhalten, denn man hatte ihn benachrichtigt, daß die Zuaven sechs Monate lang kein Bett als die Erde, kein Dach als den Himmel gehabt und noch diesen Morgen einen Marsch von sechs Stunden gemacht hätten, und er sah eine Truppe vor sich, die so frisch und kräftig, so ordentlich und reinlich aussah, als käme sie eben aus der Garnison.

Als der Marschall Bugeaud 1847 Algier verließ, konnte die Kolonie für unterworfen gelten. Die drei Bataillone der Zuaven, die seit 1842 stets getrennt gewesen waren, vereinigten sich nun wieder und bildeten einen Theil der Reserve, welche bei der Hauptstadt zusammengezogen wurde. Diese Reserve konnte nach den bedrohten Punkten der Provinz geschickt werden, aber man konnte sie auch fast unbemerkt, unter dem Vorwande eines Garnisonswechsels, nach Frankreich zurückführen, oder auf jeden beliebigen Punkt des Mittelmeers werfen. Die provisorische Regierung rief den größten Theil der Reserve wirklich zurück, um den Kern der Armee der Alpen aus ihr zu bilden, und würde auch die Zuaven, wenn es zum Kriege gekommen wäre, in Europa benutzt haben. Unter ihrem neuen Obersten Canrobert gingen die Zuaven nach Aumale, das auf dem Anfangspunkte der großen Hochebene liegt, die sich östlich vom Dschudschura hinzieht. Es war dies eines der Gebiete, wo die Unterwerfung der Eingeborenen die unvollständigste und unsicherste war. Von Aumale aus betheiligten sich die Zuaven gegen das Ende des Jahres 1849 an der Eroberung von Zaatscha. Die Zuaven bezahlten die glorreiche Eroberung des Platzes, in den ihr Oberst Canrobert zuerst eindrang,

mit 800 Todten und Schwerverwundeten. Sie folgten ihrem Anführer dann auf die Abhänge des Aures und beschlossen den Feldzug mitten im Winter durch die Einnahme von Narah. Nach Aumale zurückgekehrt, wo der jetzige Brigadegeneral d'Aurelle den Oberbefehl über sie übernahm, kämpften sie zwei Jahre lang gegen den Kabylenbund, dem sie ihren Namen verdankten, und nahmen an allen gegen das Thal von Ued-Sahel gerichteten Operationen wie an den Zügen nach Großkabylien Antheil.

Die Dienste der Zuaven waren so zahlreich und so werthvoll gewesen, daß die Regierung ihre Zahl zu vermehren beschloß. Ein Dekret vom 13. Februar 1852 befahl, die Zuaven bis zu drei Regimentern, jedes von drei Bataillonen, auszudehnen. Das bestehende Regiment sollte die Stämme hergeben, in welche die neu eintretenden Soldaten sich einfügen würden. Diese Maßregel hat zwei Seiten. Indem man die Zahl einer speziell für Afrika bestimmten Truppe erhöhte, gewann man mehr Offiziere und Soldaten, die an das Klima und die Lebensweise gewöhnt waren. Auf der andern Seite verliert aber die französische Armee durch jede Vermehrung der afrikanischen Spezialtruppen. Der afrikanische Dienst ist für die Franzosen eine vortreffliche Schule, und überdies ist es gut, wenn diesseits und jenseits des Mittelmeers gleichartige Truppen stehen, mit denen man nach Belieben herüber und hinüber wechseln kann. Anfangs befürchtete man noch den ferneren Nachtheil, daß die so stark vermehrten Zuaven ihren Korpsgeist verlieren würden, aber diese Besorgniß hat sich als ungegründet erwiesen. Uebrigens wurde die Maßregel so gut ausgeführt, daß dieselben kriegerischen Eigenschaften, welche früher bei den drei Bataillonen Zuaven hervortraten, bei den jetzigen drei Regimentern bemerkbar werden. Der Erfolg zeigte dies bald. Mit den neuen gezogenen Büchsen bewaffnet, welche ihnen bald nach ihrer neuen Organisation ausgetheilt worden waren, zogen die beiden ersten Zuavenregimenter mit gegen Laghuat, eine achtzig Stunden von Algier entfernte Oase, die zum Sammelplatz für alle Arten von Abenteurern geworden war. Die Belagerung hatte viel Aehnlichkeit mit der von Zaatscha und es gab fast eben so viele Schwierigkeiten zu überwinden. Die beiden Zuavenregimenter waren es hauptsächlich, welche den Doppelsturm ausführten, durch den Laghuat in die Hände der Franzosen kam, und hatten auch die stärksten Verluste — 8 Offiziere und 123 Mann — zu beklagen.

Gegenwärtig befinden sich die Zuaven auf einem andern Kriegsschauplatze. Im März 1854 verließen sie voll Begeisterung Algier, um sich zur Armee des Orients zu begeben. Sie haben dort an der Alma, bei Inkerman und in manchem Gefecht vor und in den Laufgräben, in manchem Schützengraben und bei mancher Beschleichung des Feindes ihren glänzenden Ruf bewährt. Der Zuave, mit seiner Katze auf dem Feldsack, ist eine stehende Figur unserer illustrirten Zeitungen geworden, seine Anstelligkeit, seine heitere Laune bei allen Beschwerden, seine Tapferkeit haben einen europäischen Namen gewonnen. Aber in einem Punkte sind die Zuaven im Orient zurückgegangen — ihr Gehorsam ist nicht mehr derselbe. Sei es nun, daß ihre Befehlshaber hinter den früheren zurückstehen, oder daß sich dieser „Pariser Kinder" (denn das sind die Zuaven größtentheils) ein politischer Oppositionsgeist bemächtigt hat, genug sie haben bei verschiedenen Gelegenheiten aufrührerische Rufe ertönen lassen. Sie fordern ihre Generale von Algier zurück, und diese Generale leben zufällig alle in der Verbannung oder in Ungnade, sind lauter politische Gegner des jetzigen französischen Kaisers — Changarnier, Lamoricière, Cavaignac!

Krupp's Gußstahl. Der Gußstahl ist ein aus dem englischen Ostindien stammendes, kaum seit hundert Jahren nach England und von da nach dem Festlande verpflanztes Erzeugniß. In Deutschland ist dieses Fabrikat jetzt zu einer Höhe erhoben worden, welche ihm eine glänzende Zukunft sichert, und es ist diese Vervollkommnung einer fremden Erfindung durch deutsche Hand um so mehr an=

zuerkennen, als unsere Fabrikanten mit der ersten Eisenindustrie der Welt zu wetteifern hatten, welche alle Vortheile der Erze, der Kohlen, des Kapitals, des Umsatzes u. s. w. für sich hat. Schon auf der Londoner Industrieausstellung wurde ein Gußstahlblock von Krupp bewundert und gekrönt, der in dem bisher unerreichten Gewichte von 4400 Pfund ausgeführt worden war. Jetzt erreichen die Fabriken von Rheinland-Westphalen Gewichte von 6000 bis 7000 Pfund. Ihr Gußstahl ist durch absolute Versuche als dasjenige Material nachgewiesen, welches zwei sich fast widersprechende Eigenschaften, „Zähigkeit und Härte", in nie geahnter Weise vereint. In wie mannigfaltiger Weise ein so vortreffliches Material zu verwenden ist, liegt auf der Hand. In zwei Beziehungen namentlich, für das Geschütz- und Eisenbahnwesen, läßt sich von dem Gußstahl, den Friedrich Krupp in Essen liefert, Großes erwarten.

Daß die Sicherheit der Reisenden auf den Eisenbahnen hauptsächlich durch die Zähigkeit des Materials der Lokomotiven- und Wagenachsen bedingt wird, ist bekannt. Für diesen Zweck ist der Gußstahl wie geschaffen. Krupp, der vorzüglichen Güte seiner Erzeugnisse bewußt, macht sich für jede aus seiner Fabrik abgelieferte Eisenbahnwagenachse verbindlich, wenn sie während der ersten zehn Jahre ihrer Verwendung bricht, einen Pönfall von 15,000 Thalern an den Schadentragenden zu erlegen. In der Monatsversammlung des österreichischen Ingenieurvereins am 2. Mai 1854 theilte der k. k. technische Rath Engerth die Resultate von Versuchen mit, welche die große Zähigkeit des Krupp'schen Gußstahls bei der sonst so allgemein anerkannten Sprödigkeit dieser Stahlsorte hinreichend beweisen. So wurde ein Krupp'scher Tyre (Gußstahlbandage für Wagenräder) von 28″ 9‴ Durchmesser, 4″ 10‴ Breite, am Spurkranze 2″ 4‴ entgegensetzt, $10^1/_4$‴ Dicke und 154 Pfund Gewicht zur Erprobung seiner Elasticität und Festigkeit in vertikaler Stellung unter einen Hebel gebracht und nach einander einem Druck von 73, 106, 150 und 183 Centnern ausgesetzt, unter welchem er beziehungsweise gar keine Form-Aenderung, sodann aber 2‴, $2^3/_4$‴, $3^1/_2$‴ Verlängerung im horizontalen Durchmesser erlitt, nach aufgehobenem Druck aber jedesmal seine ursprüngliche Rundung wieder annahm. Unter einer hydraulischen Presse von 800 bis 1000 Centner Druck ergab sich in den auf einander folgenden Versuchen im vertikalen Durchmesser eine Verkürzung von 2″ 1‴, 3″ 1‴, 3″ 9‴ (wobei er nach aufgehobenem Druck auf 7‴ zurückging), 4″ 9‴, 6″ 7‴ (mit einem Zurückgehen auf $9^1/_2$‴), 7″ 2‴, 8″ 7‴ (mit Zurückgang auf 11‴ bleibende Biegung), wodurch der Tyre die einem Achterzeichen ähnliche Gestalt annahm. Eben so leistete der Tyre, den Schlägen eines Dampfhammers ausgesetzt, vollkommenen Widerstand, ohne nur ein Rißchen als angenommenen Schaden zu zeigen. Unter ein Fallwerk mit $13^1/_{10}$ Centnern schwerem kugelförmigen Fallklotz gebracht, widerstand er einem Schlag von 24 Fuß Fallhöhe außer einer vergrößerten Einbiegung auf 11″ 2‴ vollkommen. Auf der deutschen Gewerbe-Ausstellung in München befanden sich Proben aller Krupp'schen Fabrikate, namentlich Exemplare von Lokomotiv- und Dampfschiff-Krummachsen, so wie Wagenachsen aus zähestem Gußstahl, Wagenräder mit Gußstahlbandage, Wagen- und Lokomotivfedern u. s. w.; überdies waren eine Stange und Drähte vom zähesten Gußstahl zur beliebigen Prüfung hinterlegt.

Die zweite Anwendung des Gußstahls, mit der wir es hier zu thun haben, ist die zu Geschützen. In welchem vorzüglichen Grade derselbe zu artilleristischen Zwecken verwendbar ist, haben besonders zwei Versuche von bewährten Sachverständigen bewiesen. Den ersten Versuch hat der braunschweigische Oberstlieutenant Georg Orges im Sommer 1848 angestellt und das Resultat in der „Allgemeinen Zeitung" mitgetheilt. Dieser alte Artillerie-Offizier berichtet: „Bis jetzt benutzte man zu den Röhren der Feldgeschütze, mit seltenen Ausnahmen, fast nur die Bronze, weil dieses Material allein bei hinreichender Härte die nöthige Zähigkeit besaß, um bei heftigem Feuer vergleichsweise geringen Dimensionen und großen

Ladungen, die Mannschaft gegen das Zerspringen zu sichern, obgleich die Bronze im Rohr auf ½ Thaler, das Eisen nur auf $^1/_{12}$ Thaler per Pfund etwa zu stehen kommt. Bronzeröhre werden aber leicht ausgeschossen, so daß ich bei besonders heftigem Feuer in den großen Kaiserschlachten unbrauchbare Röhre gehabt habe. Ich nehme die Dauer der Zündlochstollen nur zu wenig mehr als 100 Schuß an. Der Bronzeguß ist außerdem nicht fortgeschritten, der Gießer hat heute die Verbindungen eben so wenig in der Hand als früher, die Heftigkeit des Feuergefechts wird dagegen im Kriege unzweifelhaft immer mehr zunehmen, die Pulverfabrikation (also die Abnutzung des Rohrs durch die Ladung) vervollkommnet sich immer mehr, kurz das Bronzerohr entspricht immer weniger den Ansprüchen des Feldartilleristen. Angeregt durch die besondere Aufmerksamkeit, welche Se. Hoheit, mein Kriegsherr, jeder möglichen Verbesserung im Heerwesen schenkt, knüpfte ich daher mit dem Gußstahlfabrikanten, Herrn Friedrich Krupp in Essen, Kreis Siegen, Provinz Westphalen, eine Verbindung an, als mir die vortrefflichen Resultate zu Gesicht kamen, welche Untersuchungen der preußischen Artillerie-Prüfungskommission mit einem Krupp'schen Stahl-Dreipfünder ergaben. (In Dingler's „Polytechnischem Journal" 1852, Nr. XXXIII veröffentlicht.) Herr Krupp lieferte mir in Folge dessen eine zwölfpfündige Granatkanone von Gußstahl (also in noch nicht dagewesenen Dimensionen) nach vorgeschriebenen Angaben zur Untersuchung.

„Bei dem Eisenguß sichert außer den Proben hauptsächlich der Gang der Arbeit die Güte. Der Guß des Krupp'schen Stahls ist Geheimniß, Mittheilungen darüber also nicht zulässig; die Fabrik aber steht jedem zur Ansicht offen. Ueber die Sicherheit aller Manipulationen, welche ich daselbst gesehen, der sicherste Maßstab für die Vollkommenheit des Verfahrens, muß ich das allergünstigste Zeugniß ablegen. Ich enthalte mich jeder Bemerkung über die mir vorgelegten Gußstahlproben, die an Güte alles überstiegen, was ich je gesehen; sie haben in London ihre Anerkennung gefunden, und liegen allen Technikern von Fach jetzt in München zur Beurtheilung vor. Ich beschränke mich auf eine kurze Angabe der mit dem Krupp'schen Zwölfpfünder-Rohr von einer Kommission hiesiger Artillerie-Offiziere unter meinem Präsidium angestellten Untersuchungen und Proben, wovon ich den Detailbericht der hochlöblichen Redaktion zur gefälligen Einsicht übersende.

„Bei allen Untersuchungen zeigte sich Rohr wie Arbeit von vollendeter Güte, die Genauigkeit in den Dimensionen, die Genauigkeit in den Formen u. s. w. übertraf jede Anforderung, bei der einfachen Beschießung entsprach das Rohr in jeder Beziehung. Doch das alles kann auch ein Bronzerohr leisten; die Hauptsache war die Widerstandsfähigkeit gegen Ladung und Geschosse, wozu die sogenannten Gewaltproben dienen. Nachdem bewiesen, daß heftiges andauerndes Feuer die Seele des Rohrs nicht meßbar angriff, schritt ich zum Beschießen mit im Rohr zerschellenden Hohlgeschossen, Feuern mit Kugeln von geringen Dimensionen bei starken Ladungen (Sechspfünder aus dem Zwölfpfünder), also starken Anschlägen, zum Beschießen mit glühenden Kugeln bei langem Verweilen derselben im Rohr. Bis zu sieben Stück wurden dabei auf einmal bei vierfacher Ladung angewendet; die rothglühenden Kugeln blieben bis zu einer Minute im Rohr. Das alles hinterließ nur eben sichtbare Flecke und Schrammen in dem wundervollen Rohr, nur eine der letzten war meßbar — sie betrug 0,005 Zoll. Der Rücklauf der Lafette stieg bei wachsender Ladung bis zu 17 Fuß; als dieser fast gänzlich gehemmt wurde, brachen die Schildzapfen erst nach mehreren Schüssen. (!) Der Traubenhals hatte nur die Dimension von 2,44 Zoll (englisch), aber die Traube brach erst nach 313 mit vollem Armausschwung gegebenen Schlägen eines zweiundvierzigpfündigen Hammers. Bei den Versuchen, das Rohr zu sprengen, wendete ich bis fünffache Ladung und sieben Kugeln mit stark gepreßten Vorschlägen an; ich ließ es endlich bei drei- und vierfacher Ladung mit trockenem Sande füllen und verschloß es bis zur Mündung durch zwei (mit Blei ausgegossene) Granaten und Vorschlag. Bei

allen diesen Versuchen ist das Rohr, mit Ausnahme einer geringen Ausbrechung am untern Theile des Zündlochs, unversehrt geblieben — das Rohr zu sprengen, ist nicht gelungen!

„Ich stehe daher nicht an, zu behaupten, daß die Krupp'schen Gußstahlröhre (aus westphälischen Erzen gewonnen) mehr leisten als bis jetzt die besten Bronzeröhre, daß ihre Einführung in die deutsche Feldartillerie daher den größten Vortheil gewähren, daß ihre Aufnahme in die Festungs- und Belagerungsartillerie, so wie vorzüglich auch bei den Pivot-Schiffsgeschützen von großem Nutzen sein, namentlich aber auch dazu dienen würde, der deutschen Eisenindustrie Millionen zu erhalten (die deutschen eisernen Geschütze werden bis jetzt von Finspong, Aeker, Lüttich bezogen), und uns in Beziehung eines wichtigen Kriegsbedürfnisses unabhängig vom Auslande zu machen. Die Kosten der Gußstahlgeschütze sind nicht eher genau zu veranschlagen, als bis die Größe der Lieferung angegeben, jedenfalls ist der Preis geringer als der der Bronzegeschütze. Das Material der letztern kann zwar beim Umguß wieder gebraucht werden, doch sind die Kosten eines Neugusses bis auf ein Drittel des Neupreises zu veranschlagen. Dagegen garantirt Herr Krupp eine mindestens drei- bis vierfach größere Haltbarkeit seiner Röhre, als die der besten Bronzeröhre (beim Einschneiden und Einschrauben von neuen Stahlzündlochstollen dürften noch ganz andere Resultate zu erwarten sein). Das Krupp'sche Stahlrohr ist also absolut und relativ wohlfeiler als die Bronzeröhre, deren Widerstandsfähigkeit immer mehr als eine ungenügende bezeichnet werden muß, welche daher stets dazu zwingen, eine große Anzahl Reserveröhre im Park mitzuführen. Ein nicht unwesentlicher Vortheil ist außerdem, daß die Stahlröhre (was bei Bronzeröhre nicht thunlich) den Gebrauch glühender Kugeln gestatten, die bei der Leichtigkeit ihres Herstellens in den neuen Feldschmieden in der Zukunft dann eine größere Rolle spielen dürften als die unsichern Brandgeschosse. Eine, früher oder später doch nöthig werdende Neubeschaffung der Röhre in den deutschen Artillerien aus Stahl, wobei zwei Drittel der Kosten durch den Werth der Bronzeröhre gedeckt würden, gäbe außerdem Gelegenheit, in die deutschen Feldartillerien Einheit zu bringen und damit ihr Zusammenwirken, die Leichtigkeit des Ersatzes u. s. w. unglaublich zu befördern."

Im Jahre 1855 stellte der baierische Oberst **Weber**, Direktor der Geschützgießerei zu Augsburg, mit drei Sorten Krupp'schen Gußstahls, englischem Gußstahl, Salzburger Gußstahl, Tiroler Cementstahl, drei verschiedenen Sorten Bronze und zwei Sorten Messing vergleichende Kohäsions- und Torsionsversuche an. Auch er hat darüber (in Dingler's polytechnischem Journal) berichtet. Beide Arten von Versuchen wurden an Cylindern von bestimmten Formen vorgenommen, in der Art, daß dieselben im ersten Fall mittelst einer hydraulischen Presse aus einander gerissen wurden, wobei dann die aufgewendete Kraft als Maß für die Zähigkeit diente, oder es wurde im letztern Falle Kraft und Winkel gemessen, welche bei der Drehung des Cylinders bis zum Zerbrechen in einem Kurbelapparat zur Anwendung gebracht werden mußten. Die gefundenen Zahlen bilden das Maß für die Härte. Die Weber'schen Kohäsionsversuche ergaben nun die Kohäsionskraft auf 1 Quadratzoll und bei gleichförmiger Streckung berechnet wie folgt. Es riß:

I. Krupp'scher schweißbarer Geschützgußstahl: a) 1 Kronenstahl bei 67,438 Pfund; b) 2 Kronenstahl bei 69,718 Pfund; c) 3 Kronenstahl bei 63,402 Pfund Kraft.

II. Bei Schmiede-Eisen: a) hartes bei 52,912 Pfund; b) gemischtes bei 41,166 Pfund; c) weiches faseriges bei 46,867 Pfund.

III. Gußeisen: a) schwärzlich graues bei 19,341 Pfund. (!)

IV. Bronzen: a) von 8 Prozent Zinn bei 30,840 Pfund; b) von 9 Prozent Zinn bei 32,160 Pfund; c) von 10 Prozent bei 33,248 Pfund; d) von 11 Prozent bei 31,315 Pfund.

V. Messing: a) mittlere Sorte bei 25,578 Pfund Kraft.

(Wir bemerken, daß Kohäsionsversuche mit unschweißbarem Krupp'schen Werkzeugstahl, wegen Mangel an passender Form, nicht angestellt werden konnten.)

Die Weber'schen Torsionsversuche ergaben endlich. Es brachen:

I. A. Krupp'scher schweißbarer Gußstahl: a) 1 Kronenstahl bei einem Drehungswinkel von 207 Grad und einer Kraft von 36,360 Pfund; b) 2 Kronenstahl bei 182 Grad und 40,140 Pfund; c) 3 Kronenstahl bei 221 Grad und 34,620 Pfund.

B. Krupp'scher unschweißbarer Werkzeugstahl: a) härtester, ausgeglühter bei 65 Grad und 49,180 Pfund; b) ausgeglühter Demantstahl bei 103 Grad und 42,000 Pfund; c) gehärteter Demantstahl bei 16 Grad und 45,420 Pfund.

II. Schmiede-Eisen: a) hartes bei 303 Grad und 27,420 Pfund; b) gemischtes bei 322 Grad und 25,020 Pfund; c) weiches, faseriges bei 340 Grad und 27,660 Pfund.

III. Gußeisen: a) schwärzlich graues bei 12 Grad und 17,510 Pfund.

IV. Bronzen: a) von 8 Prozent Zinn bei 390 Grad und 19,000 Pfund;(!) b) von 9 Prozent Zinn bei 400 Grad und 20,430 Pfund;(!) c) von 10 Prozent bei 380 Grad und 20,810 Pfund. (!)

V. Messing: a) mittlere Sorte bei 335 Grad und 15,560 Pfund.

Diese Zahlen sprechen für sich selbst, sie bedürfen keiner Erläuterung.

Oberst Weber sagt schließlich: „Bezüglich des gehämmerten Krupp'schen Geschützgußstahls ist nun nebst der auffallend großen Zähigkeit desselben die damit verbundene große Widerstandskraft, wodurch die beste Geschützbronze wohl um das Doppelte übertroffen wird — insbesondere ins Auge zu fassen, und es dürfte somit als thatsächlich hinreichend erwiesen anzuerkennen sein, daß es der Gußstahlfabrik des Herrn Friedrich Krupp gelungen ist, Geschütze aus einem Material zu liefern, welche nicht nur volle Sicherheit hinsichtlich der Haltbarkeit und Ausdauer gewähren, sondern ohne Zweifel auch allen sonstigen Anforderungen hinsichtlich ihres Gebrauchs vollkommen entsprechen werden; denn nach der Natur des Materials lassen dieselben im Vergleich mit der Bronze eine viel größere Ausdauer gegen die mechanischen Einwirkungen der daraus abgeschossenen harten gußeisernen Projektile, so wie gegen die Einwirkung des entzündeten Schießpulvers erwarten, für welche Behauptung die Versuche der königlich preußischen Artillerie-Prüfungskommission und jene der herzoglich braunschweigischen Artillerie sprechendes Zeugniß geben. Die Fabrik des Herrn Krupp glaubt in der Anfertigung gußstählerner Geschützröhre so sicher zu sein, daß sie sich anheischig machen will, eine sechsfach größere Dauer derselben zu garantiren, als alle andern bisher angewendeten Geschütze darbieten. Für die früher bei so großen Massen von Gußstahl nie erreichte Gleichförmigkeit des Fabrikats gaben die in den Industrie-Ausstellungen zu London und München bewunderten Bruchflächen von beträchtlich großen Gußstahlstücken aus der Fabrik des Herrn Krupp genügendes Zeugniß. Da der Geschützgußstahl schweißbar ist, so kann man ihn zu verschiedenen entsprechenden Zwecken oft in erwünschter Weise verwenden. Zu Schneidwerkzeugen auf Holz angewendet, zeigte sich diese Stahlsorte vortrefflich; sie setzte sich jedoch, als Bohrmeißel auf Metall angewendet, und erwies sich für Drehmeißel und dergleichen auf Metall zu weich. Die von der Fabrik des Herrn Krupp übersendeten drei Muster des unschweißbaren Werkzeugstahls erwiesen sich sämmtlich von ausgezeichneter Güte, sowohl als große Drehmeißel bei Bronzegeschützen wie auch als Behaumeißel bei letztern und auf Gußeisen, dann als feine Drehstähle und Schneidzähne, und sie sind unbedenklich dem englischen Gußstahl wenigstens gleich zu schätzen, während sie namhaft billiger als dieser bezogen werden können. Die Fabrik des Herrn Krupp scheint es im allgemeinen ganz in der Hand zu haben, Stahl für jeden gewünschten Zweck in befriedigender Weise zu fabriziren."

Die Umwälzung, welche im Seekriege bevorsteht, verleiht den Geschützen aus Gußstahl ein erhöhtes Interesse. Große Schiffe (Linienschiffe) werden ganz ab-

kommen und durch kleine Fahrzeuge ersetzt werden. Nach den in Berlin und Brest gemachten Erfahrungen giebt eine einzige achtzöllige oder zehnzöllige Granate beim Springen Lecke, die sich nicht verstopfen lassen. Ein zwischen Wind und Wasser von auch nur einem Geschoß getroffenes Schiff muß unbedingt zum Sinken kommen. Es würde daher rationell sein, ein Schiff nicht mit stärkeren als zehnzölligen Bombenkanonen zu bewaffnen; dabei alles, was das Schiff an Tragfähigkeit weiter zu verwenden hat, für die Schußweite auszubeuten. Die Anwendung des Krupp'schen Gußstahls schafft eine Haltbarkeit der Geschütze, die erlaubt, Pulver (Schießbaumwolle) von weit stärkerer Wirkung als bisher anzuwenden, und also mit Unterstützung der passenden Kaliberlänge weit größere Schußweiten in Zukunft zu erzielen. Von solchen Bombenkanonen rationellster Art kann auch das schwerste Schiff nicht mehr als zwei, nämlich eine am Bug und eine am Stern, natürlich als Pivotgeschütze, führen. Bei einer Bug- oder Sternjagd, wobei ein Schiff im Kielwasser des andern läuft, ist daher ein so ausgerüsteter Schnelldampfer jedem größern Schiff auf einer gewissen Entfernung überlegen, denn Zahl und Größe der geschleuderten Geschosse (ein größeres als die zehnzöllige Bombe ist eben Ueberfluß) wären bei beiden Schiffen die gleiche; die größere Zielfläche entschiede daher zum Nachtheil des größern Schiffes. Statt der Bombenkanone könnte man gelegentlich auch eine Kanone in die Pivot-Lafette legen, und mit durch den Maschinenherd glühend (weiß bei Stahlgeschützen) gemachten Vollkugeln schießen. Auch dann wäre der Vortheil zu Gunsten der kleineren Schiffe. Daß sich Stahlgeschütze von den Dimensionen, welche erfordert werden, gießen lassen, beweist folgende einfache Thatsache. Am 2. Februar 1855 langte in Ruhrort ein für England in der Fabrik von Alfred Krupp (Firma Friedrich Krupp) gefertigtes gußstählernes Lancaster-Geschütz an, das im geschmiedeten Zustand 6 bis 7000 Pfund wog. Es ist dazu (da es aus einem vollen Cylinder abgedreht wird) ein Block von 9 bis 10,000 Pfund verwendet worden. Ein preußisches fünfundzwanzigpfündiges (also 8,66 Zoll Seelendurchmesser habendes) Haubitzenrohr wiegt nur 3306 Pfund und ist 4 Fuß 5,20 Zoll lang. Der lange preußische Vierundzwanzigpfünder hat nur 9 Fuß 7,60 Zoll Länge. Das Krupp'sche Lancaster-Rohr war 10 Fuß lang.

Oesterreich, Baiern, Sachsen, Hannover, Spanien, Frankreich, Belgien und die Schweiz haben in der Krupp'schen Fabrik Geschütze bestellt. Preußen ist noch zurückgeblieben, wie es heißt, weil man hoffte — daß man auf galvanoplastischem Wege, mittelst eines Apparats von Jakobi, werde Geschütze aus Eisenbronze niederschlagen können.

Heinrich Druey wurde im Jahre 1799 in der kleinen freiburgischen Enklave Feroug (Pferuen) unweit des Munten-Sees geboren. Von ausgezeichneten Geistesanlagen, entwickelte er dieselben, wie wenig andere, durch langjährige und sehr vielseitige Studien. Fast vier Jahre studirte er auf deutschen Hochschulen, namentlich in Tübingen, das Recht, that manchen tiefen Zug aus dem Born des abstrakten Wissens und verschaffte sich die gediegensten Kenntnisse in Disziplinen, in denen die Staatsmänner welscher Zunge sonst nicht bewandert zu sein pflegen. Auch in England und Frankreich sah er sich um und brachte so seinem Berufsleben in der waadtländischen Heimath eine hohe Stufe praktischer und theoretischer Ausbildung zu. Seine ausgezeichneten Geistesgaben, Kenntnisse und entschiedene Neigung führten ihn bald aus der engen Sphäre des Berufslebens auf die politische Schaubühne. Bald nach dem Beginn der schweizerischen Regenerationsperiode trat er in die vorderste Reihe der Träger derselben, zuerst im Heimathkanton, dann in der Eidgenossenschaft. Ein unermüdlicher Arbeiter, trat er bald in die ersten Stellen der Republik ein. Er war Mitglied des waadtländischen Staatsraths, als die waadtländische Februarrevolution von 1845 ausbrach, die gewissermaßen sein Werk war. Nach mehreren Einzelversammlungen bildete sich am Montbenon, dem beliebten Spaziergang der Lausanner südlich von ihrer Stadt, eine Zusammen-

kunft der Radikalen des ganzen Kantons. Da die einberufenen Milizen sehr spärlich erschienen und auch die gekommenen Nationalkrieger den Gehorsam verweigerten, mußte die Regierung abtreten, und Druey klimmte von der berühmten Leiter, von der er auf dem Montbenon zum Volk gesprochen hatte, geraden Wegs zur Spitze des Kantons empor. Von dieser souveränen Stellung wurde er drei Jahre später in den Bundesrath befördert, dessen Präsident er ein Jahr lang war. Als Mitglied des Bundesraths wurde er von einem Schlaganfall getroffen, an dem er am 29. März 1855 starb.

Seiner Erziehung in Deutschland hatte er es zu verdanken, daß er, obgleich sein warmes Herz so gut wie eines der Waadt angehörte, doch keine exclusive Nationalité vaudoise, keine Gespensterfurcht des Germanisirens kannte, von der nur wenige seiner jüngeren politischen Glaubensgenossen sich ganz frei zu erhalten vermögen. Für die liberale Waadt war er ein Führer, auf den sie trotz seiner vielen Excentricitäten mit Vertrauen zu blicken gewohnt war, und für die gesammte Schweiz der beste und eifrigste Vermittler der so oft auf die allgemeine nationale Fortentwicklung hemmend einwirkenden Sprach- und Stammverschiedenheit. Druey war seiner Natur nach Demokrat und verehrte den Willen der Volksmehrheit fast abergläubisch, was jedoch nicht hinderte, daß er, so lange er im waadtländischen Staatsrath zur Minderheit gehörte, die Rechte der Minderheit mit höchster Energie wahrnahm. Mit einer Konsequenz, die sonst nur an dem dürren Baume deutscher Theorie zu wachsen pflegt, unterordnete er alles, Ansichten und Gefühle, Recht und Billigkeit, dem Grundsatze, dem er als dem obersten des politischen Lebens huldigte. Diese Konsequenz mußte ihn zu manchem führen, was praktischeren Leuten als die höchste Inkonsequenz, ja als ein Abfall von sich selbst erschien. Weil die Majorität gegen eine Regierung, die den Tübinger Strauß berufen hatte, eine Revolution machte, vertheidigte er den Züricher Putsch, der doch seiner Partei einen so harten Schlag versetzte. Weil die waadtländische Majorität die „mommiers“ nicht mochte, bewies er gegen diese Männer eine Strenge, welche sonst durchaus nicht in seinem Charakter lag. In den komischsten Widerspruch verwickelte ihn sein konsequentes Festhalten an dem einen und untheilbaren Grundsatz seines Lebens, als er in Luzern der Jesuitenberufung Recht gab, und unmittelbar darauf im Waadtlande der Führer einer Revolution wurde, welche die Regierung darum stürzte, weil sie gegen Luzern ganz in Druey's Geist gehandelt hatte. Das Räthselhafte dieses Benehmens erklärt sich leicht: die Luzerner Mehrheit wollte die Jesuiten, die waadtländische nicht, und so war Druey, indem er stets der Mehrheit Recht gab, in Luzern für die Väter Jesu und in Lausanne gegen sie.

Daß ein solcher Mann vielfach angegriffen und gescholten werden mußte, liegt auf der Hand. Man nannte ihn oft einen politischen Proteus, der alle Formen anziehen, sich alle Gesichtspunkte zu eigen machen, sich in alle Systeme hineindenken, jede Politik mit einer Wärme vertheidigen könne, als ob sie seiner innersten Ueberzeugung entspreche, und ein schweizerisches Blatt sagte von ihm, „sein einziger Grundsatz, der bei ihm Stabilität habe, sei der, sich keinem zu unterwerfen, oder mit andern Worten, keine Grundsätze zu haben.“ Aber alle Seitensprünge, die er vor seinem Idol des Rechts der absoluten Mehrheit machte, hinderten nicht, daß Druey in seinem Kanton einer Beliebtheit genoß, wie sie vielleicht keinem schweizerischen Staatsmann der Zeit in diesem Grade zu Theil geworden ist. Namentlich die untern Klassen der Waadt hingen mit Liebe an dem gemüthlichen, fast kindlich naiven Mann, den sie ihren bon papa Henri nannten. Er ist fast der einzige berühmte Schweizer unserer Tage, welcher die oft tragischen Wechselfälle republikanischer Politik nicht erfahren, der seine Volksbeliebtheit mit ins Grab genommen hat. Er gehört zu den wenigen glücklichen Politikern, denen auf ihrer Laufbahn alles gelang, die ihre gewünschten und für viele Andere unerreichbar gebliebenen Ziele erreichten, und die mitten in einem von der Strömung

der Meinung getragenen Laufe abberufen wurden, ehe diese Meinung ihnen den Rücken gekehrt hatte. Nach einer zehnjährigen öffentlichen Laufbahn spannte ihm das Volk auf seiner Reise zur Bundesstadt die Pferde aus, um ihn im Triumph in die Stadt zu ziehen, und als abermals zehn Jahre später seine Leiche aus den Thoren Berns geführt wurde, zeigte sich ein eben so allgemeiner Kummer, wie damals Jubel. Liebte der staatsmännische Theil seiner Gegner ihn nicht, so achtete er ihn doch und erkannte in Druey einen Mann, der nicht zu umgehen und unentbehrlich sei.

Wo sein Mehrheitsdogma nicht ins Spiel kam und wo er seinem eigenen Rechtsgefühl den Lauf ließ, war er gerecht und großmüthig. Wie er ein trefflicher praktischer Geschäftsmann war, so erwarb er sich den wohlverdienten Ruf, daß er bei allen seinen Sonderbarkeiten und extravaganten Ansichten in Staat und Politik von keiner persönlichen Feindschaft geleitet war, die Sachen angriff, ohne ihre Vertreter zu hassen, und auch in seinem politischen Leben frei von niedrig eigennützigen Motiven blieb, während es so manchen giebt, besonders in kleinen staatlichen Verhältnissen, für den Erwerb und finanzieller Vortheil Maßstab und Richtschnur des Handels bildet. Heißblütiges Temperament, eine immer mit Geist gepaarte Originalität, führten ihn, wie wir schon sagten, oft zu Excentricitäten und Widersprüchen, vor denen ihn ein größeres Maß von Charakter- und Willensfestigkeit leicht zu bewahren vermocht hätte. Seinen politischen Gegnern hat der Mangel dieser letztern manche schneidende Waffen gegen ihn geboten. Sie waren nicht schwer zu finden. Kein Mensch war weniger bedacht, seine Fehler zu verbergen, sich vor einem dem öffentlichen Charakter so gefährlichen Gehenlassen zu hüten, als Druey. In Stunden gemüthlicher Erregtheit, die jedoch in den letzten Jahren immer seltener wurden, trat das rein Menschliche in ihm oft über die Schranken hinaus, die seine öffentliche Stellung ihm hätten vorzeichnen sollen. Wer in solchen Augenblicken den Menschen vom Staatsmann zu trennen wußte, mußte ihn oft bewundern; wer dies nicht konnte oder nicht wollte, mochte ihn verurtheilen.

Karl Wenzeslaus v. Mann-Tiechler, einer der tapfersten Veteranen des baierischen Heers und einer von den wenigen, deren Brust noch auf dem Felde der Ehre mit dem höchsten baierischen Orden der Tapferkeit geschmückt worden war, starb in den letzten Tagen des Jahres 1854. Am 17. September 1773 geboren, trat er im Jahre 1790 als Freiwilliger und im darauffolgenden Jahre als Unterlieutenant in das sechste Füsilierregiment „Graf Birkenfeld", in welchem er die Feldzüge von 1793 bis 1800 gegen Frankreich mitmachte. Während der Feldzüge von 1805 bis 1807 wurde er durch königliches Dekret vom 1. März 1806, wegen seiner in der Aktion bei Nördlingen am 11. August und in der Schlacht bei Würzburg am 3. September 1796 bewiesenen Tapferkeit zum Ritter des militärischen Max-Josephs-Ordens ernannt. Im Jahre 1809 focht er als Major im sechsten Infanterieregiment gegen Oesterreich und 1812 gegen Rußland; nach der Schlacht bei Polozk ernannte ihn, wegen abermals bethätigter ausgezeichneter Tapferkeit, Kaiser Napoleon zum Ritter der französischen Ehrenlegion. Am Ende dieses Jahres erfolgte seine Versetzung als Legionschef zum Gensd'armerie-Korps, welches nur aus vorzugsweise tüchtigen Offizieren gebildet wurde, und bald darauf seine Beförderung zum Oberstlieutenant in diesem Korps. Im Jahre 1820 nöthigte ihn seine durch mehrere Wunden erschütterte Gesundheit seine Quiescenz zu erbitten; einige Jahre später ward er als Oberst charakterisirt, und empfing im Jahre 1848 als letzte Anerkennung seiner Verdienste das Veteranen-Denkzeichen. Seitdem lebte er allverehrt und geliebt im Kreise seiner Familie zu Amberg, und dort ruht er jetzt nach den Stürmen des Lebens; sein Andenken aber bleibt im Segen.

Unter Verantwortlichkeit des Ergänzungsblätterverlags in Meißen. — Redakteur Dr. Fr. Steger.
Druck von A. C. Gato in Meißen.

Die artesischen Brunnen. „Von der Oberfläche der Gewässer, welche die Erde bedecken, steigt fortwährend Wasser in Form des Dampfes in die Luft auf. Dieser Vorgang findet nicht nur bei den Bächen, Flüssen, Seen und Meeren statt, sondern dasselbe geschieht auch an der Oberfläche des feuchten Bodens und der Pflanzen. In diesem Wasserdampfe finden wir die Ursache der atmosphärischen Niederschläge, durch welche das Wasser, die Quelle des Lebens auf unserem Planeten, in Form von Thau, Nebel oder Regen in flüssiger, oder als Reif, Schnee oder Hagel in fester Gestalt auf die Erde zurückkehrt, um von Neuem seinen Kreislauf zu beginnen, indem ein Theil der Niederschläge, der die Erde befeuchtet, in kürzerer oder längerer Zeit wieder verdunstet, der andere aber durch Erd- und Steinschichten in die Tiefe unseres Erdkörpers eindringt, bis undurchdringliche Ablagerungen den weiten Lauf hemmen und so zu Wasseransammlungen Veranlassung geben, die dann — wenn diese Schichten an einem tiefer gelegenen Orte zu Tage ausgehen, wieder einen Weg zur Oberfläche finden und an dieser als Quellen zum Vorschein kommen. Oder das Wasser dringt durch die Risse und Spalten der Gebirge mehr oder weniger tief ein, füllt alle damit in Verbindung stehenden Spalten an und steigt in diesen nach gewissen Gesetzen wieder zur Oberfläche auf. Die Quellen sind also die Wirkung eines Druckes höher gelegener Wasserbehälter. Diese einfache Erklärung über die Entstehung der Quellen ist sehr alt; schon Aristoteles, der größte Philosoph des Alterthums, und Vitruvius haben sie aufgestellt." (Aus Abel's „Natur".)

Wo undurchdringliche Ablagerungen über einer im Innern der Erde angesammelten Wassermasse liegen, da kann diese natürlich nicht zu Tage treten, es kann an diesem Orte keine Quelle entstehen. Wollte man hier zu dem Wasser gelangen, so müßte man die undurchlässige Schicht, welche auf demselben liegt, durchbohren, wodurch man eine Quelle hervorrufen würde. Solche Durchbohrungen nennt man artesische Brunnen, und solche künstliche Brunnen giebt es fast auf der ganzen Erde und seit den ältesten Zeiten. Was zuerst auf diesen Gedanken geführt hat, mögen die freiwilligen Ausbrüche von Wasser gewesen sein, die häufig an Orten stattfinden, wo man früher kein Wasser gekannt hat. Nach nassen Jahren zeigen sich stets unbekannte Quellen — Hungerquellen heißen sie in mehreren Theilen von Deutschland — das Ergebniß von größeren Wassermengen, die sich im Innern der Erde gesammelt und eine solche Kraft des Drucks erlangt haben, daß sie sich durch alle Bodenhindernisse gewaltsam Bahn machen. Zuweilen brechen diese Quellen mit großer Gewalt hervor. 1756 hörte man zu Ziesar in der Mark Brandenburg einen sehr starken Knall und entdeckte am nächsten Morgen am Fuße eines Sandrückens, welcher das linke Ufer der Bukau begleitet, eine Quelle, welche seit dieser Zeit fortfließt. 1821 hob sich bei Bishop Monckton in England der Boden unter einem rasselnden Getöse und ließ Wasser hervorsprudeln, das sich einen Schacht von einigen Ellen im Umfang und von 58 Fuß Tiefe wühlte.

Von den alten Völkern, welche artesische Brunnen hatten, nennen wir blos die Aegypter und Chinesen. Nach Olympiodorus sollen in Alexandrien Brunnen bis zu 1000 Fuß Tiefe gebohrt worden sein. Noch heutigen Tags sieht man in Aegypten tiefe Brunnen, die im Innern mit Holz von Palmbäumen ausgefüllt und oben mit einer Platte von Sandstein verschlossen sind. Die Oasen von Theben, Garbe und der Wüste Oman haben die zahlreichsten dieser artesischen Brunnen, deren Wasser in Gräben durch das Land geleitet wird. Der üppige Pflanzenwuchs von Dattelpalmen, Orangen und Citronen, Mandeln, Feigen und Walnußbäumen, der diese Oasen zu wahren Wundergärten macht, ist ein Geschenk dieser künstlichen Quellen. Von den artesischen Brunnen der Chinesen gab der

Glaubensbote Imbert im Jahre 1827 die erste sichere Nachricht. Die meisten derselben, fast 10,000 an Zahl, finden sich in der Provinz Ou-Tong-Kiao, wo sie ein Wasser liefern, dessen Salz in Siedepfannen gewonnen wird. Man hat sie bis auf 1800 Fuß, in welcher Tiefe die Salzlager liegen, ja sogar auf 3000 Fuß hinabgeführt, in letzterm Falle aber nicht mehr Wasser, sondern Kohlenwasserstoffgas gefunden, welches zum Heizen der Pfannen benutzt wird. In einer andern chinesischen Provinz, bei einem Orte, der in deutscher Uebersetzung „Platz des immer fließenden Wassers" heißt, versiegte das Wasser eines artesischen Brunnens, worauf man tiefer bohrte, aber nicht wenig erschreckt wurde, als plötzlich eine heiße Luftsäule hoch emporstieg, die einen Rauch wie ein brennender Hochofen gab.

Von China sollen die artesischen Brunnen in unvordenklichen Zeiten nach Rußland eingewandert sein. Das übrige Europa lernte sie während der Kreuzzüge in Aegypten kennen und ahmte sie zuerst in Artois (daher der Name) nach, wo der älteste Brunnen, der sich zu Lillers im Departement Pas de Calais befindet, bereits im Jahre 1126 entstanden sein soll. Ob die übrigen Brunnen von Artois von diesem herstammen, oder ob man sie erst dann angelegt hat, als man von der allgemeineren Verbreitung dieser künstlichen Quellen im Modenesischen hörte, wollen wir nicht näher untersuchen. Häufiger erwähnt werden sie in Artois erst seit dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts. Die dortigen Bodenverhältnisse sind die günstigsten. Die Berge bestehen meistens aus einem klüftigen Kalkstein, der viele weitverzweigte unterirdische Kanäle und Höhlen enthält, in denen die Niederschläge der Luft zur Tiefe niedergeführt werden. Auch unsere deutschen artesischen Brunnen stammen aus dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, sind jedoch damals hauptsächlich zur Auffindung von Soolquellen benutzt worden. Eigentlich weit verbreitet haben sie sich in allen Ländern erst nach dem Pariser Frieden dieses Jahrhunderts, in Frankreich besonders durch die Bemühungen der Gesellschaft zur Ermunterung der Industrie und des Centralvereins für Ackerbau. In England findet man sie besonders in und um London, in dem Becken des sogenannten Londoner Thons. Dieses Becken liegt muldenförmig zwischen Höhen von Kalkstein der Kreideformation und ist unmittelbar an der Oberfläche mit einem wasserdichten Thon bedeckt, den man nur zu durchbrechen braucht, um ein weiches und reines Wasser aufsteigen zu sehen, oft so plötzlich, daß die Arbeiter entfliehen müssen. Man nennt die artesischen Brunnen in England overflowing wells, und denselben Namen führen sie in Nordamerika, wo sie übrigens nicht so häufig sind, als man nach dem allgemeinen Mangel an gutem Trinkwasser vermuthen sollte. Der Amerikaner der Union begnügt sich mit dem trüben Wasser seiner Flüsse und trinkt sogar das schlammige Wasser seines Mississippi, das im Glase fingerdicken Lehm absetzt, mit einer gewissen Begeisterung, die an die Verehrung erinnert, deren im Alterthum das Nilwasser genoß.

Die Bodenverhältnisse der Grafschaft Artois hätten gleich anfangs die Erklärung der artesischen Brunnen an die Hand geben sollen. Den Gelehrten einer früheren Zeit war aber diese Erklärung zu einfach, und man stellte daher verschiedene Hypothesen auf. Poisson sprach von großen Wassermassen im Erdinnern, auf denen „elastische Gebirgsmassen" lägen und einen solchen Druck auf sie ausübten, daß das gepreßte Wasser, wenn man ihm einen Ausweg nach oben verschaffe, nothwendig mit Gewalt empordringen müsse. Starcel de Serre nahm das Vorhandensein unterirdischer Meere an, der Ueberreste jener Wassermengen, aus denen die neptunischen Bildungen der Erdrinde niedergeschlagen worden seien. Das starke Hervordringen des Wassers aus der Brunnenröhre erklärte man wohl durch die Einwirkung dehnbarer Flüssigkeiten, von Dämpfen, Luft oder Gas. Die richtige Erklärung ist, wie gesagt, einfacher und natürlicher. Jeder artesische Brunnen ist ein Heber mit einem längeren und einem kürzeren Schenkel. Der kürzere ist das Bohrloch, der längere Schenkel liegt in Anhöhen, und was das

Wasser in dem Bohrloche emporsteigen läßt, ist der Druck der höher liegenden Wassermassen. Diese letztern verbreiten sich durch Zerklüftungen in die Ebene und liegen oft in weiter Ferne, so daß man in ganz flachen Gegenden mit Erfolg auf Wasser bohren kann. Natürlich finden sich solche Zerklüftungen und unterirdische Wassergänge nicht überall und sind oft schmal, so daß man zuweilen ganz nahe bei einem artesischen Brunnen, der ein reichliches Wasser giebt, ohne Erfolg einbohrt. Daß diese Erklärung die richtige ist, haben mehrere interessante Beobachtungen erwiesen. Ein Bohrloch in Tours lieferte Ueberreste von Pflanzen, vegetabilischen Samen, Süßwasser-Muscheln und Landschnecken in einem Zustande, welcher dafür sprach, daß die Gegenstände höchstens drei bis vier Monate im Wasser gewesen sein könnten. Der Samen gehörte Pflanzen an, welche nur in feuchten Hochthälern der Auvergne und des Vivarais vorkommen, in Hochthälern, welche von Tours dreißig Meilen entfernt sind. Auch Thiere, die sich nur in unmittelbarer Berührung des Wassers mit der Luft erzeugen und erhalten, hat man aus artesischen Brunnen heraufkommen sehen. Aus einem ägyptischen Brunnen, den Mehemed Ali durch einen Franzosen wieder aufräumen ließ, brachte man aus einer Tiefe von mehr als 300 Fuß wohlschmeckende Fische zu Tage, bei Olbeuf fand man Aale, zu Bochum in Westphalen Gründlinge, funfzehn bis zwanzig an Zahl.

Bei den Chinesen ist zur Herstellung artesischer Brunnen das sogenannte Seilbohren üblich. Der Apparat ist ein sehr einfacher. Ein liegender Baum wird mit dem einen Ende auf der Erde befestigt, während man an das andere das Seil anknüpft, welches den Bohrcylinder, einen hohlen Rammblock, trägt. Indem sich zwei Männer auf den Block setzen, biegen sie ihn wie eine Feder nieder und lassen den Rammblock auf dem Grunde des Bohrlochs wie einen Stößel in einem Mörser herumtanzen. Je tiefer derselbe eindringt, um so mehr verlängert man das Seil. Hat sich der Cylinder mit Erde oder mit den Trümmern des Gesteins gefüllt, so zieht man ihn empor und entleert ihn. Dieses Verfahren erfordert begreiflicher Weise viel Zeit und eine unglaubliche Geduld, aber dennoch ist die Anlage solcher Brunnen in China eine alltägliche Arbeit. Bei uns arbeitet man mit einem massiven Gestänge, unter welchem letztern die an den Bohrer befestigte Vorrichtung zu verstehen ist. Dem Bohrer selbst giebt man entweder mittelst eines Drehschlüssels eine rotirende, oder mittelst einer Rammvorrichtung eine schlagende Bewegung. Auch diese Art zu bohren ist sehr langsam, und es treten dabei viele Unfälle ein. Erreicht man ein Gestein von geringer Festigkeit, so heben die Nachfälle die Wirksamkeit des Bohrers beinahe auf. Es ist vorgekommen, daß man mit 6300 Schlägen nur einen Zoll tiefer gekommen ist. Unendlich viel Zeit geht mit dem Ausreinigen des Bohrlochs, dem sogenannten Löffeln, verloren. Entstehen zu viel Nachfälle, und muß man das Bohrloch mit einer Röhre ausfüttern, so wird der Raum beengt, namentlich dann, wenn man in größerer Tiefe durch die obere Röhre hindurch eine engere führen muß, und man kann sich bei eintretenden Unfällen nur mit größter Schwierigkeit helfen. Die geringste Unachtsamkeit der Arbeiter kann Verzögerungen erzeugen, die sich erst nach Jahr und Tag beseitigen lassen. Diese Schwierigkeit und Langsamkeit ist der Grund, weshalb man bis jetzt so wenige artesische Brunnen gegraben hat. Um nur einige Beispiele anzuführen, brauchte man:

Bei dem artesischen Brunnen von Artern, dessen Tiefe 1000 Fuß beträgt, sieben Jahre, bei dem von Grenelle, dessen Tiefe 1738 Fuß ausmacht, mehr als funfzehn Jahre, bei dem von Staßfurt, ehe man zu einer Tiefe von 1851 Fuß gelangte, zwölf Jahre, und bei dem von Neusalzwerk, der bis zu 2219 Fuß hinabgeführt worden ist, fast funfzehn Jahre. Die Bohrung zu Artern kostete 16,530 Thaler, die zu Neusalzwerk etwa 45,000 und die zu Grenelle gar 266,660 Thaler.

In neuerer Zeit hat man drei andere Verfahrensarten angewendet und da-

durch die Nachtheile, die sich bis dahin fühlbar gemacht hatten, mehr oder weniger entfernt. Das erste Verfahren, das von Kind herrührt, besteht darin, daß man den Bohrer mit einer Zange am Gestänge befestigt. Hebt man das letztere, so fällt der Bohrer frei hinab und wird nachher mit der Zange wieder heraufgeholt. Bei diesem Verfahren, welches das Gestänge blos als Verbindungsmittel benutzt und daher dasselbe leichter anzufertigen gestattet, wird das Schleudern und Anschleifen desselben verhindert, so daß der Bohrer eine viel größere Wirkung äußern kann. Auch vermehrt sich der Kraftaufwand mit der Tiefe nicht, sondern bleibt unverändert derselbe, wie endlich das Bohrloch von Anfang bis zu Ende eine und dieselbe Weite behält. Vorkommende Brüche des Bohrers zu erkennen und zu Tage zu fördern, gestattet eine besondere Vorrichtung.

Kind erprobte sein Verfahren an dem artesischen Brunnen zu Mondorf in der Nähe von Luxemburg. Die Arbeit begann am 17. Juni 1840 und war am 15. Oktober 1845, an welchem Tage man eine Tiefe von 2278 Fuß erreichte, vollendet. Am längsten, volle anderthalb Jahre, brachte man auf der Strecke von 828½ bis 1071 Fuß zu, wo man auf abwechselnde Schichten von festem und lockerem Gestein stieß, so daß das Bohrloch bei jeden drei Fuß wieder zusammenfiel und die Röhren durch die losen Steine nur mit großer Schwierigkeit nachzubringen waren. Dieser artesische Brunnen hat etwa 17,000 Thaler gekostet. Einen zweiten Versuch stellte Kind in der braunschweigischen Saline Schöningen an und erlangte ein so glückliches Resultat, daß man in spätestens dreiviertel Jahren bei seinem Verfahren tausend Fuß tief zu kommen hoffen darf. Seit 1851 beschäftigte er sich zu Stiring bei Forbach mit einem Brunnen, dessen Durchmesser nicht weniger als 14½ Fuß beträgt.

Das zweite neue Verfahren ist das von Fauvelle. Derselbe wendet einen hohlen Erdbohrer an, den er mittelst Schrauben aus Röhren zusammensetzt. Der Bohrer ist größer als die Röhre, so daß um dieselbe ein hohler Raum entsteht. An seinem obern Ende ist das Werkzeug durch gegliederte Röhren, welche der absteigenden Bewegung des Bohrers folgen, mit einer Druckpumpe in Verbindung gesetzt. Diese tritt mit dem Bohrer zugleich in Wirksamkeit und leitet Wasser in die Röhre, wodurch zwischen dem Bohrer und den Wänden des Bohrloches ein aufsteigender Strom erzeugt wird, der alle Bohrspähne aufwärts an die Erdoberfläche führt. In Perpignan, wo Fauvelle seine Erfindung unter den Augen Arago's prüfte, erreichte er in vierzehn Tagen oder in 140 Arbeitestunden eine Tiefe von 540½ Fuß.

Das dritte neuere Verfahren ist das Seilbohren der Chinesen. Imbert empfahl dasselbe, nachdem er, da man die Richtigkeit seiner Erzählung anzweifelte, noch einmal eine Reise nach China gemacht hatte. Die ersten Anwendungen überzeugten Thury, der die lebhafteste Opposition gemacht hatte, von der Ausführbarkeit. Dieselben wurden bei Marienburg in Belgien gemacht. Später adoptirte besonders Goulet-Collet aus Rheims die Methode und hatte im Jahre 1847 bereits seine neunundachtzigste Bohrung ausgeführt. Sein ganzer Bohrapparat kostet nicht mehr als 130 Thaler und er bohrt in dem Kreideboden der Champagne damit täglich 25 bis 30 Fuß tief. In diesem Boden übernimmt er die Ausführung von Brunnen jeder Tiefe zu drei Franken den Fuß. Hiernach würde der Brunnen von Grenelle, der einen Aufwand von 266,660 Thalern verursacht hat, nicht mehr als 1500 Thaler gekostet haben.

Der Brunnen von Grenelle war der erste, mit dem man zu einer gewissen Tiefe hinabgelangte, und erregte das allgemeinste Interesse, namentlich darum, weil Arago die Arbeiten mit wichtigen Erörterungen naturwissenschaftlicher Fragen begleitete. Mulot leitete die Bohrung, deren Resultat darin bestand, daß man einen Brunnen erhielt, welcher in vierundzwanzig Stunden 2,969,690 Quart eines sehr reinen Wassers lieferte, das in 10,000 Theilen nur 1,43 Theile feste Stoffe und nur halb so viele Kalksalze wie das Wasser der Seine enthält. Dieses

Wasser erhebt sich in einem äußern Rohr noch um 89 Fuß über den Boden. Noch tiefer als in Grenelle drang man in Neusalzwerk und in Mondorf in den Boden ein. In Neusalzwerk hoffte man Steinsalz, oder doch wenigstens eine reichere Soole, als sie dort von der Natur freiwillig geliefert wird, zu erbohren. Erreichte man diesen Zweck auch nicht, da das Wasser, welches in Folge seines starken Gehalts an Kohlensäure wie ein weißer Schaum hervorbringt, nur mit 3,33 Prozent Kochsalz geschwängert ist, so bekam man doch eine solche Wassermenge, daß sich aus derselben jährlich 72½ Millionen Pfund Kochsalz darstellen ließen, welche einen Würfel bilden würden, von dem jede Seite 80½ Fuß Ausdehnung hätte. Der Gehalt dieses Wassers an Kohlensäure läßt sich jährlich auf 24 Millionen Kubikfuß oder auf beinahe 28,000 Centner berechnen. Durch diesen Brunnen ist in Neusalzwerk ein Soolbad entstanden, das eines großen Rufs genießt.

Bereits die jetzt bestehenden artesischen Brunnen haben der Wissenschaft und der Industrie nicht wenig Nutzen gebracht. Als der Brunnen von Grenelle gebohrt wurde, machte Arago darauf aufmerksam, welche Aufschlüsse über die zunehmende Wärme des Erdinnern man auf diesem Wege erhalten könne. Wäre es nach seinem Wunsche gegangen, so hätte man die Bohrungen, auch nachdem schon Wasser zum Vorschein gekommen war, in eine viel größere Tiefe fortgesetzt, und der Mehraufwand würde sich ersetzt haben, da man auf heißes, zu industriellen Zwecken brauchbares Wasser gestoßen wäre. Die Temperatur des Wassers der folgenden drei Bohrlöcher ist:

Grenelle . . .	21° R.
Neusalzwerk . .	26° =
Mondorf . . .	27° =

Sehr genaue Beobachtungen, die man in Wien bei 27 Brunnen angestellt hat, ergaben eine Zunahme der Erdwärme um 1° R. für jede 86 Fuß. Weniger tiefe Brunnen ergeben natürlich nicht so hohe Temperaturen, wie die genannten drei, aber immer ist dieselbe höher, als die mittlere Temperatur des Orts. Auch von solchen minder heißen macht man hier und da eine nützliche Verwendung. Bei Heilbronn bestehen seit 1829 fünf artesische Brunnen, welche zwei Papiermühlen, einer Bleiche und einer Flachsspinnerei ein reines Wasser liefern. Dasselbe hat eine Temperatur von 10° R. und heizt ein Fabrikgebäude. Dieses wurde einen ganzen Winter hindurch bis zu + 6° bis 7° R. erwärmt, und als draußen eine Kälte von — 20° R. herrschte, fiel die Temperatur im Innern nur auf + 4° R. In derselben Oertlichkeit werden die Mühlenräder durch das Wasser des artesischen Brunnens stets vom Eise freigehalten. Das Bekanntwerden dieser Vortheile hat in Würtemberg die Anlage vieler artesischer Brunnen veranlaßt, so daß das Königreich mit Hinzurechnung der vor dem Jahre 1829 bestandenen deren im Jahre 1837 schon 120 zählte. Einer dieser Brunnen, der in den königlichen Gärten von Cannstadt angelegt ist, heizt eine Gemüsetreiberei, die in der ersten Frühlingszeit die schönsten Sommergemüse liefert.

Die ersten artesischen Brunnen, die nicht zur Erschließung von Soolen angelegt wurden, sollten Orten, denen es an gutem Trinkwasser fehlt, solches verschaffen. Dieses Ziel verfolgte man besonders in London, wo außerdem viele Brennereien, Brauereien und Zuckersiedereien aus Bohrlöchern versorgt werden. In Venedig, wo man früher auf das Wasser der Seriole, die aus der Brenta gespeist wird, und auf das Regenwasser der Cisternen*) angewiesen war, mißlangen längere Zeit alle Versuche von Bohrungen. Der Flugsand, der in dem dortigen Boden sehr häufig eine tiefere Schicht bildet, drang so heftig nach, daß er mit aller Mühe aus den Bohrlöchern nicht herausgeschafft werden konnte. Im Jahre 1847 gelang es endlich, auf dem Platze Santa Maria Formosa und bald darauf auf dem

*) Die Lagunenstadt zählt deren 2134, von denen 144 vom Staat unterhalten werden und 1990 Privatpersonen gehören.

Platze San Paolo Wasser zu erbohren. Es zeigte sich dabei eine interessante Erscheinung, welche bei dem zahlreich herbeiströmenden Publikum große Bewunderung erregte. Mit dem Wasser strömte zugleich so viel Kohlenwasserstoffgas hervor, daß der Sprudel, der acht Fuß über den Boden emporstieg, sich entzündete, so wie man ihm mit einem Lichte nahekam. Trotz dieser Beimischung wird das Wasser trinkbar und läßt sich zu allen häuslichen Zwecken benutzen, wenn man es an der Luft stehen läßt. Seitdem hat Venedig noch mehrere andere artesische Brunnen erhalten, deren es gegenwärtig dort neun geben wird. Auch bei Gajarine im Venetianischen zeigte sich dasselbe Phänomen, und in einer noch interessanteren Weise. So oft man den Bohrer herauszog, kam mit dem heraussprudelnden Wasser zugleich eine Flamme zum Vorschein, die sich drei Fuß hoch erhob und beinahe eine Stunde lang brannte. Als man noch tiefer bohrte, wurde auch die Flamme größer und stieg zuletzt bis zu einer Höhe von dreißig Fuß empor, indem sie über dem Wasser in einem Lichtkegel brannte, der unten eine Weite von sechs Fuß hatte. Ließ der Wassersprudel nach, so senkte sich auch die Flamme, brannte aber doch zwei Stunden lang in einer Höhe von sechs Fuß. Ueberhaupt ist das Ausströmen von brennbaren Gasen nichts seltenes. Man beobachtet dasselbe unter anderm auch in Astrachan, wo man mit dem angezündeten Kohlenwasserstoffgas, das eine Flamme von acht Zoll Länge bildet, in freier Luft innerhalb weniger Stunden fünfundzwanzig Eimer Wasser von 12° auf 40° erwärmt hat.

Gelangt der Fauvelle'sche Apparat, der im Jahre 1846 zuerst aufgestellt worden ist, zu allgemeiner Anwendung, so daß man Erfahrungen machen und Verbesserungen vornehmen kann, so vermöchte man in verhältnißmäßig kurzer Zeit die schönsten geognostischen Untersuchungen über die verschiedensten Gebirgsformationen anzustellen und sich über tiefliegende Steinkohlen- und Salzlager zu vergewissern. Aber nicht blos gelangen kann man durch Bohrlöcher zu Steinkohlenlagern, sondern sie auch von dem gefährlichen Gase befreien, das in ihnen so häufige Entladungen und Unglücksfälle hervorruft. Das Kohlenwasserstoffgas, welches sich in großer Menge entwickelt, ließe sich durch Bohrlöcher ableiten, oben auffangen und zum Heizen oder zur Beleuchtung verwenden. Ein früherer Präsident von Peru, Dr. Vidaure, geht sogar so weit, an die Möglichkeit zu denken, daß man durch die artesischen Brunnen Erdbeben verhindern könnte. Er schlägt vor, die Gase, welche die Ursache gewisser Erdbeben sein mögen, abzuzapfen und gefahrlos entweichen zu lassen. Jedenfalls sind solche Gase im Erdinnern häufiger, als man früher vermuthete, worüber man sich eben durch die artesischen Brunnen überzeugt hat. Von dem Entweichen von Kohlenwasserstoffgas war bereits die Rede. Die Entwicklung von Schwefelwasserstoffgas wurde an mehreren Orten beobachtet, die von atmosphärischer Luft namentlich östlich und südöstlich von Paris, wo die kieselige Kalksteinformation herrscht. In Nangis bei Melun war der Bohrer 190 Fuß tief eingedrungen, als plötzlich ein Luftstrom mit der Heftigkeit eines Gebläses hervordrang. Man bemerkte bei ihm eine Art von Intermittenz, indem er zu gewissen Tageszeiten schwächer wurde.

Dieselbe Periodicität des Fließens, die übrigens auch bei natürlichen Quellen durch die Kohlensäure erzeugt wird, ist bei mehreren auf Soole gebohrten artesischen Brunnen wahrzunehmen. In Kissingen entweicht so viel Kohlensäure, daß der Brunnenschacht von 54 Fuß Tiefe und 8 Fuß Durchmesser, auf dessen Grunde man das Bohrloch angebracht hat, bis auf zwei Fuß über dem Quellenspiegel ganz mit Kohlensäure gefüllt ist. Man kann diese förmlich schöpfen; hält man einen Hut mit der Oeffnung nach oben hinein, so füllt er sich in einer halben Minute mit dem Gase, was man an dem Reiz empfindet, den der Hut, schnell vor das Gesicht gebracht, auf die Geruchsnerven hervorbringt. Als die Soole sich gezeigt hatte, floß sie in unregelmäßigen Perioden und blieb oft mehrere, einmal sogar 18 Stunden aus. Seit mehr als zwanzig Jahren strömt die Quelle jedoch regelmäßiger, indem sie stets eine halbe Stunde lang steigt und dann

eben so lange fällt. Noch großartiger tritt die Kohlensäure zu Nauheim in der Wetterau auf, wo die ganze Umgegend an Gassprudeln, Gasbrodeln und Säuerlingen so reich ist, daß sie in dieser Beziehung selbst die vulkanische Eifel übertrifft.

Als in Deutschland große Steinsalzlager entdeckt wurden, welche die Saline von Nauheim mit dem Untergang bedrohten, ließ die Regierung Bohrungen vornehmen, die nach mehreren mißlungenen Versuchen eine Soole lieferten, welche durch Menge ersetzt, was ihr an Reichhaltigkeit abgeht. Die artesische Quelle, welche als großer Sprudel bezeichnet wird, liefert allein jährlich 30 Millionen Kubikfuß Soole oder 50 Millionen Pfund Salz. Bei einem andern Brunnen brach aus einer Tiefe von 114 Fuß eine mächtige Quelle hervor, die sich als schäumender Springbrunnen sechszehn Fuß über die Erde erhob. Nachdem der Reichthum der Quelle aufgehört hatte, zeigte sich ein intermittirendes Verhalten, welches ebenfalls aufhörte, nachdem man mit der Röhre eine Veränderung vorgenommen und den Abfluß geregelt hatte. Es bildete sich jetzt ein schöner perlender Strudel, der so lange die Zierde des Bades und der Saline war, bis er im Jahre 1848 plötzlich einstürzte. Da diese Quelle eine eigenthümliche, für manche Kranke heilsame Zusammensetzung und eine Temperatur von + 26,9° R. besaß, auch täglich 34,000 Kubikfuß reiner Kohlensäure ausströmte, so fanden sich so viele Kurgäste ein, daß man für nöthig hielt, noch mehr artesische Brunnen zu graben. Der tiefste derselben (550 Fuß) wurde wegen der bedeutenden Kosten im Jahre 1843 aufgegeben, ehe man zu einem Resultat gelangt war. In den Dezemberstürmen des Jahres 1846, welche ganz Deutschland heimsuchten, spürte man am 22. Dezember Nachts in Nauheim eine schwache Erschütterung die von einem sehr starken Geräusch begleitet war. Nun ließ das drei Jahre früher verlassene Bohrloch einen mächtigen Soolstrom von fünf Fuß Durchmesser in der Form einer dampfenden und sprudelnden Schaumpyramide sechs Fuß hoch emporspringen. Diese neue Quelle liefert täglich 90,000 Kubikfuß Soole und eine noch viel beträchtlichere Menge freier Kohlensäure.

Als die früher erwähnte Röhre im Jahre 1848 einstürzte, erbohrte man dicht neben derselben — die Entfernung beträgt nur fünf Fuß — in einer Tiefe von 98 Fuß den sogenannten intermittirenden Strudel. Bromeis hat diese interessante Quelle schön beschrieben und erklärt. Während 35 Minuten sprudelt sie ruhig über, indem sie den perlenden Soolstrom gleichmäßig 2 Fuß über die Steigröhre treibt. Dann beginnt sie lebhafter zu werden und steigert in wenigen Sekunden ihre Thätigkeit so, daß sie den ganzen Quellenschacht mit wogender und dampfender Soole erfüllt und ihren sprudelnden Inhalt 18 bis 24 Fuß hoch spritzt. Dieser, kaum 30 Sekunden dauernden Eruption folgen oft einige Sekunden der Ruhe, indem die Soole um einige Fuß sinkt, dann strömt sie wieder wie früher gleichmäßig über und wiederholt nach 5 Minuten das eben beschriebene Spiel. Diese zweite Erschöpfung verlangt eine längere Ruhe, so daß die dritte Eruption erst nach 35 Minuten und sofort beginnt. Die Ursache dieser Erscheinung liegt in der eigenthümlichen Verröhrung der Quelle. Da sie durch eine siebenzöllige Röhre nicht ausfloß, senkte man durch diese eine vierzöllige bis zur Tiefe von 97 Fuß hinein und verschloß den Zwischenraum oben. Das in diesem 15 Kubikfuß großen Raum befindliche Wasser mußte nach und nach durch die sich in dieser Tiefe nur schwach entwickelnde Kohlensäure, die sich darin ansammelt, verdrängt und somit um die ganze Röhre ein förmlicher Windkessel von 97 Fuß Höhe gebildet werden. Hat nun das Wasser das Ende der Steigröhre erreicht, so treten aus diesem Gasbehälter einige größere, die Röhre ganz ausfüllende Gasblasen in die Mündung der Röhre ein. In Folge des jetzt verminderten Drucks und durch die von der Soole fortdauernd ausgehauchte Kohlensäure vergrößern sich die Gasmassen schnell und steigen rasch auf, so daß sie bald einen beträchtlichen Theil der ganzen Steigröhre ausfüllen. Durch diese plötzliche Ausdehnung der 100 Fuß langen Wassersäule wird die Soole mit aller Gewalt emporgespritzt.

Während der Eruption wird nun der Druck so vermindert, daß in einer Tiefe, in der vorher keine Gasentwicklung stattfinden konnte, jetzt eine sehr lebhafte, aber vorübergehende eintritt, wodurch die aus dem Windkessel entwichene Kohlensäure sehr rasch ersetzt wird. Das Spiel kann sich jetzt in viel kürzerer Zeit wiederholen. Nun aber kann die Gasentwicklung in der Tiefe nicht so lebhaft sein, weil sich die Soole bei der vorigen erschöpft hat. Daher die längere Ruhe, denn das schöne und überraschende Schauspiel tritt erst wieder ein, wenn die erschöpfte Soole abgeflossen und durch frische ersetzt ist.

Durch eine kleine Veränderung in der Steigröhre ist diese Erscheinung gänzlich verschwunden. Man wurde dazu veranlaßt, weil die Eruptionen für Gasbäder, zu denen die Quelle benutzt wurde, störend waren. Zudem hielt man durch diese gewaltsamen Störungen die Existenz der Quelle für bedroht. Die besten Resultate erhielt man durch das Einsenken einer 10 Fuß langen und 3 Zoll weiten Einsatzröhre. Von dieser Tiefe an muß also die gasförmige Kohlensäure allein als hebende Kraft wirken. Die sich entwickelnde Kohlensäure wird mehr zusammengehalten und diese nun fähig, größere Mengen Soole zwischen ihren Blasen mit in die Höhe zu schaffen. Dadurch wird der Druck, den die Flüssigkeitssäule ausübt, so vermehrt, daß in der Tiefe von 98 Fuß keine Kohlensäureentwicklung mehr stattfinden kann. Das Ansammeln der Kohlensäure in dem hohlen Raum zwischen den beiden Röhren ist also verhindert und somit die Veranlassung der Eruption beseitigt. Die Sprunghöhe aber hat sich dadurch $4\frac{1}{2}$ Fuß gesteigert.

Der große Sprudel liefert in jeder Minute 71 Kubikfuß Kohlensäure, was für das Jahr über 5 Millionen Pfund beträgt, mithin eine Menge, wie sie durch Verbrennung von $1\frac{1}{2}$ Millionen Pfund Steinkohlen oder durch das Brennen von 12 Millionen Pfund Kalksteinen entwickelt wird. Bis jetzt entweicht dieser außerordentliche Gasreichthum, auf den man die großartigsten Fabrikanlagen errichten könnte, unbenutzt. Der ganze Inhalt des Bohrloches hat sich in einen perlenden Schaum verwandelt, den man mit Bewunderung emporsprudeln sieht. Bei niederem Barometerstande springt der große Sprudel höher und producirt mehr Soole, als bei höherem. Durch den verminderten Luftdruck entwickelt sich hier die Kohlensäure rascher und lebhafter, eben so wie unter der Luftpumpe sich aus einer warmen Flüssigkeit der Dampf leichter entbindet. Die Schwankungen sind bedeutend; jede Linie des Barometerstandes verändert die Quelle um einen Zoll, so daß Schwankungen von einem Fuß in der Sprunghöhe nichts Seltenes sind. Auch die atmosphärischen Niederschläge wirken auf die Quelle ein. Sie wird ungefähr vier Wochen nach anhaltendem Regen wasserreicher, verliert jedoch nicht an Konzentration und Temperatur.

Auch andere Ursachen, als die Kohlensäure, können ein periodisches Fließen erzeugen. So hat auf den artesischen Brunnen des Militärhospitals zu Lille das Meer Einfluß, obgleich dasselbe $8\frac{1}{2}$ geographische Meile von Lille entfernt ist. Regelmäßig acht Stunden nach dem Eintritt der höchsten Fluth zwischen Dünkirchen und Calais liefert der Brunnen einen Mehrertrag, der in der Minute $26\frac{1}{2}$ Quart beträgt. Hier müssen also ausgedehnte Klüfte vorhanden sein, die sich bis zum Meer fortsetzen. Auch die folgende Thatsache ist ein Beweis von der Existenz solcher Klüfte. Als man in Paris, an dem nach Fontainebleau führenden Thore mit einem artesischen Brunnen 120 Fuß tief hinabgelangt war, fiel der Bohrer plötzlich 15 Fuß tief hinab und schwankte hin und her, als ob er von einem gewaltigen Wasserstrom bewegt würde. Man konnte ihn nur mit großer Mühe wieder herausziehen, und in dem Augenblicke, als dieses gelungen war, drang das Wasser mit der größten Gewalt nach. Auch der Wasserreichthum vieler artesischer Brunnen spricht dafür, daß die Speisung aus sehr ausgedehnten unterirdischen Räumen erfolgt. In Roubaix bei Arras, wo man Gefahr lief, die Seidenspinnereien und Färbereien wegen Mangel an Wasser einzubüßen, erbohrte man mehrere sehr reiche Quellen, von denen eine einzige $917\frac{1}{2}$ Kubikfuß Wasser

liefert. Um nur die Hälfte zu Tage zu fördern, würde man eine Dampfmaschine von zwanzig Pferdekräften brauchen. Zu Langenbrücken im Großherzogthum Baden entströmen einem artesischen Brunnen 460 Ohm Wasser täglich, und die Quelle erhebt sich mit ihrem Strahl acht Fuß über den Boden. Zuweilen hat das vordringende Wasser eine solche Gewalt, daß es Verheerungen anrichtet. Als man eine zu reiche Quelle verstopfte, arbeitete das Wasser so heftig, daß man sich beeilen mußte, ihm freien Lauf zu geben, weil sonst der Boden in einem Umkreise von hundert Fuß eingestürzt sein würde. In der Nähe dieses Brunnens setzt das Wasser eines andern ein mit einer Pumpe in Verbindung stehendes Rad von fünf Fuß Durchmesser in Bewegung, welches das Wasser bis in den dritten Stock des Hauses treibt. In England überschwemmte ein artesischer Brunnen die ganze Nachbarschaft, und sein Wasserstrahl hatte eine solche Kraft, daß er drei Männer, welche das Bohrloch verstopfen wollten, beständig zurückwarf. Man bewältigte das Wasser endlich, nachdem es gelungen war, mehrere enge Röhren auf das Bohrloch aufzusetzen. Es kommt auch vor, daß man beim Bohren hinter einander auf mehrere unterirdische Wasserbecken stößt. In Bruck bei Erlangen erbohrte man drei solcher Becken, die in einer Tiefe von 161,370 und 445 Fuß über einander lagen.

Außer der Art artesischer Brunnen, die uns bis jetzt beschäftigt hat, giebt es noch eine andere Art, welche man als die negative bezeichnen könnte. Durch dieselbe will man nicht Wasser heraufleiten, sondern dasselbe umgekehrt von der Erdoberfläche in das Innere der Erde fortschaffen. Durch solche negative Brunnen verwandelte der König René die Ebene von Paluns in der Nähe von Marseille aus einem Sumpf in einen schönen Weingarten. Die Senklöcher leiten das Wasser in unterirdische Kanäle, in denen es zum Hafen Mion fortfließt, um dort als springende Quellen wieder zu Tage zu treten. Ganz nach demselben Prinzip sind in Köln die Senkbrunnen eingerichtet, welche dort von Alters her bestehen. In Villetaneuse bei St. Denis schafft ein Fabrikant durch einen solchen Senkbrunnen täglich 70,000 Quart Wasser in die Erde, die in seiner Fabrik durch deren Betrieb schmutzig und übelriechend geworden sind. In St. Denis selbst hat ein spekulativer Kopf negative und positive artesische Brunnen in nächster Nähe mit einander vereinigt. Zwei derselben gehen tief in die Erde hinab und führen Wasser hinauf, der dritte, der als Senkröhre dient, hört in geringerer Tiefe auf, und zwar in einer Erdschicht, welche das Wasser auffaugt. So liefert hier die Erde reines Wasser und nimmt das beschmutzte oder überflüssige wieder in sich auf.

Natürliche artesische Brunnen der positiven Art sind die dals mallés in der Nähe von Perpignan. Sie sind sehr tief, liefern eine große Wassermenge und nähren an ihrem Rande einen üppigen Pflanzenwuchs, zwischen dem sich der Schlund so plötzlich öffnet, daß man sich ohne Führer nicht in die Nähe wagen darf. Unten am Cap blanc nez lassen die natürlichen Brunnen, welche durch die Klüfte des Kalksteingebirgs gebildet werden, die Wasserstrahlen mit großer Heftigkeit hervorschießen. Artesische Brunnen der negativen Art giebt es in vielen Ländern. Die bekanntesten sind die in Krain und im Triestiner Karst und die in Griechenland. Das periodische Verschwinden des Zirknitzer Sees hat früher eine abergläubische Verwunderung erregt und wird noch jetzt verschiedenartig erklärt. Das ganze Gebirge ist über und unter dem See zerklüftet. Aus den obern Höhlen ergießt sich das Wasser in den See, durch die untern fließt es ab und bildet den Laibachfluß, der stets unbedeutend wird, so wie der See trocken liegt.

Aehnliche Bodenverhältnisse, nämlich Spalten und Höhlen des Kalksteins, haben in Griechenland die Katabothra (Schlünde) und Kephalaria (Quellenköpfe) hervorgerufen. Der merkwürdigste Schlund ist der See Kopais in Böotien, der in einem tiefen Gebirgskessel liegt, in den sich viel Wasser ergießt, für das es keinen auf der Erdoberfläche sichtbaren Abfluß giebt. Dieser letztere erfolgt durch Höhlen eines kahlen Felsrückens, der weit in den See hinaustritt. Da die Höhlen nicht im tiefsten Theile des Bodens liegen, so kann der kopaische See sein Wasser nie

ganz verlieren, während andere griechische Wasserbecken im Sommer ganz austrocknen und die Oeffnungen ihrer unterirdischen Kanäle zu Schlupfwinkeln für Füchse und Schakals hergeben. Das auf diese Weise fortgeführte Wasser hat seine Mündungen oder Quellenhäupter oft in weiter Ferne. Zuweilen tritt es sogar erst im Meere hervor, was schon die Alten bei mehreren Flüssen, die im Boden des festen Landes verschwinden, bemerkt haben. So bricht der Fluß Dina über tausend Fuß vom Ufer entfernt hervor, indem er im Meere große konzentrische Bogen beschreibt und auf eine sehr beträchtliche Entfernung Sand auswirft. Die Alten wußten den Abfluß des Wassers durch unterirdische Kanäle zu befördern, und die Türken hielten diese Kanäle wenigstens rein, aber das freie Griechenland läßt sie sich verstopfen, wodurch eine Menge fruchtbares Land verloren geht und schädliche Ausdünstungen entstehen.

Weniger bekannt als die griechischen und krainischen Klüfte und unterirdischen Wasserabflüsse sind jene des Jura. Eines der merkwürdigsten Beispiele bietet der von Saussure beschriebene See von Joux dar. Das Wasser desselben fließt durch zahlreiche Spalten ab, die aber doch nicht geräumig genug sind, um alles, was dem kleinen Becken durch den Regen zugeführt wird, aufnehmen zu können. Die Anwohner haben daher für kleine Schächte gesorgt, die sie acht bis zehn Fuß weit und bis funfzehn und zwanzig Fuß tief auf den klüftigen Kalk ableiten und sorgfältig vom Schlamm rein halten. Alle diese Röhren, die künstlichen wie die natürlichen, treten in der 680 Fuß tiefer liegenden und fast eine Stunde entfernten Quelle der Orbe zu Tage.

Aus unserer Darstellung wird klar geworden sein, welche Stellung die artesischen Brunnen zu der Industrie, der Diätetik und Wissenschaft unserer Tage einnehmen. Sie dienen einer Menge von Fabrikationszweigen, sie erleichtern uns das Auffinden von Steinkohlen, sie machen das Salz, diese unentbehrlichste Würze der Erde, häufiger und wohlfeiler, sie spenden großen Städten ein gesundes Getränk, sie belehren uns endlich über das Erdinnere, über die dortige Wärme, über Schichten und Klüftungen. Leider können wir mittelst ihrer nur sehr wenig in das unbekannte Land unter unsern Füßen vordringen. Als der Brunnen von Grenelle vollendet war, gab Mulot, um die Großartigkeit der Arbeit zu zeigen, die unter seiner Leitung vollendet worden war, eine Abbildung des Bohrloches heraus und stellte den Straßburger Münster in demselben Maßstabe daneben. Hätte er aber einen Erdhalbmesser zum Vergleich daneben stellen können, wie winzig würde dann seine großartige Arbeit erschienen sein!

Henriette Paalzow, geborene Wach, wurde gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts in Berlin geboren. Der Vater war Kriegsrath und nach der Schilderung der Freundin, welche das Leben der verstorbenen Schriftstellerin geschildert hat *), ein einfacher und tüchtiger Geschäftsmann, dem die Bildung seiner Zeit nicht fehlte, der aber dennoch an manchen Vorurtheilen eigensinnig festhielt und der Bildung und Erziehung seiner Kinder strenge Grenzen zog. Nach der damaligen Sitte lebte die gesammte Familie in einer einzigen großen Stube, in deren Mitte ein langer Tisch stand, an welchem die Mutter die Kinder lesen und schreiben lehrte. Da aber der Vater am Fenster seinen Arbeitstisch hatte, bis wohin kein Geräusch dringen durfte, mußten Lehrer und Lernende so leise als möglich verhandeln und alle Uebrigen sich mäuschenstill verhalten. Abends vergrößerte der Familienkreis sich noch um die Magd, die am schnurrenden Rädchen zugleich mit der Mutter den Bedarf des Hauses spann. Wenn sich dann Alle um das Licht drängten, bei dem der Vater noch am Tische las — war es der kleinen Henriette Gewohnheit, sich ein Fußbänkchen in die Ecke zu stellen und sich dort Stunden lang, mit dem Gesicht gegen die Wand gekehrt, Geschichten zu erzählen,

---

*) Ein Schriftsteller-Leben. (Breslau, 1855.) Die Biographie bildet die Einleitung zu den Briefen der Paalzow an ihren Verleger.

die sie selbst erfand. Niemand war indessen da, der diesen Hang beachtete oder nährte. Nur der Vater erzählte zuweilen in einfacher, aber um so eindringlicherer Weise wunderbare Traumgesichte und deren noch wunderbarere Erfüllung und hinterließ damit den empfänglichen Kinderseelen einen unauslöschlichen Eindruck, der ihre Phantasie und ihren Verstand zugleich anregte. Dies geschah aber nur sehr selten. So verging Tag auf Tag und kaum unterschied sich einer vom andern, da nur der Vater mit der Welt in Verbindung stand, aber wenig dort erlebte, was er in seiner gewöhnlichen ernsten Schweigsamkeit passend hielt, in sein Haus zu übertragen. Später selbst, als die Sehnsucht der Kinder, diesen engen Kreis zu durchbrechen, ihnen selbst unbewußt, in einer nicht zu stillenden Wißbegierde sich bekundete — pflegte der Vater streng all dergleichen mit den Worten zurückzuweisen: „Ein Mädchen, was waschen und plätten und stricken und nähen kann, und außerdem noch lesen und schreiben gelernt hat, weiß genug, um durch die Welt zu kommen, und alles Andere sind hochfahrende Gedanken, die ich nicht liebe.“ Damit war man denn auf lange Zeit abgefertigt. Nur mit dem Sohne, dem später berühmt gewordenen Wilhelm Wach, wurde bald eine Ausnahme gemacht, und besonders sein auffallendes Zeichnentalent früh schon durch entsprechenden Unterricht unterstützt. So war dieser es denn auch, der aus seinem Verkehr mit der Welt und den eifrig gesammelten Geistesschätzen den Schwestern allerlei zutrug, welche sich dann ganz in der Stille sehr mit Vokabeln und einigen französischen Redensarten quälten. Letztere wurden der kleinen Henriette besonders entsetzlich schwer und sie pflegte später oft zu sagen: „Wenn ich mich nicht so tödtlich gelangweilt hätte, so hätten diese französischen Studien eigentlich meine Begierde zu lernen ersticken müssen; so aber war selbst diese Qual eine Wonne für mich.“

In diesen ihr eigentlich widerstrebenden Verhältnissen, in denen sie aber die Liebe zu den Eltern nie verlor, bildete sich die schwärmerisch bewegte Henriette eine ideale Welt, in welcher sie bald heimischer wurde, als in der wirklichen. Nachdem die ältere Schwester sich früh verheirathet hatte, schloß sie sich auf das engste an ihren Bruder, der später als Maler Ruf erlangte und in seinem Gemüthsleben ganz mit ihr übereinstimmte. Dieser Bruder gründete bald darauf, noch während der „Franzosenzeit“, im elterlichen Hause ein eigenes Atelier, welches der Schwester Gelegenheit gab, ihre Liebe zur Kunst zu bilden und zu befestigen. Dabei las sie begierig alles, was sie aus der alten und neuen Literatur bekommen konnte, indem sie sich aber zugleich selbst ein entschiedenes Urtheil bildete und mit großer Sicherheit das Gute vom Schlechten sondern lernte. Ihre fortschreitende Entwicklung erfüllte die Eltern eher mit Sorge, als mit Freude, ohne daß sie vermochten, dem entschiedenen Gepräge, welches Charakter und Geist der Tochter anzunehmen anfingen, mit Erfolg entgegenzuarbeiten. Die elterliche Sorge galt vorzüglich dem Einfluß der geistigen Arbeiten und Aufregungen auf die körperliche Gesundheit Henriettens, bei der eine skrophulöse Anlage des Körpers in eine völlig auszehrende Krankheit überzugehen drohte. Diese Gefahr ging jedoch vorüber und zeigte sich bald als eine wohlthätige Krisis, nach deren Ueberwindung aus dem kränklich blaßgelben Aeußern eine ungewöhnliche Schönheit der Farbe sich entwickelte. Henriette war sehr groß geworden, und ohne daß man sie eigentlich anmuthig hätte nennen können, sprach sich in ihrem Körper und in ihrer Bewegung etwas Edles aus.

Durch ihren Bruder Wilhelm machte sie als aufgeblühte Jungfrau „vielerlei vornehme Bekanntschaften“, die dem Vater nicht so recht gefielen. Eines Tags traf die Prinzessin Wilhelm von Preußen, die sich von Wach malen ließ, die Schwester im Atelier des Bruders und faßte eine solche Vorliebe für sie, daß sie bat, Henriette möge immer anwesend sein, so oft sie sitze. Nach und nach wurde daraus eine Freundschaft, welche fürs Leben dauerte und auf Henriette bis zum Ende ihrer Tage einen großen Einfluß übte. Sie trat zwar seltener als Andere in die Kreise der Prinzessin, aber doch oft genug, um manches Band dort zu

knüpfen und immer neue Gelegenheit zur Erweiterung ihres Gesichtskreises zu finden. Das Jahr 1813 sprengte den Freundeskreis und brachte Henrietten den ersten großen Schmerz ihres Lebens. Ihr Bruder und ihr Geliebter zogen ins Feld, aber nur der Bruder allein kehrte wieder. Sie verlangte von nun an vom Leben nichts mehr und zog sich fast ganz in sich zurück. Die ersten schriftstellerischen Arbeiten, die ihr selbst nicht genügten, fallen in diese Zeit. Größere Fortschritte machte sie in der Musik, die sie mit wahrer Leidenschaft erfaßte, und namentlich im Studium des Generalbasses. Sie komponirte ihre Lieblingslieder sehr hübsch und bildete ihre schöne, umfangreiche Stimme zu großer Vollkommenheit aus.

Nach Jahren heirathete sie oder wurde vielmehr verheirathet. Ihre alternden Eltern wünschten sie versorgt zu sehen, und sie gab ihre Einwilligung, „in der Hoffnung", wie sie in spätern Jahren sagte, „daß sie nach einem schweren Verlust wenigstens noch glücklich machen könne, wenn sie es auch aufgeben müsse, selbst glücklich zu sein." Der Irrthum dieser Handlung erwies sich nur zu bald. Nachdem sie mit ihrem Gatten in Westphalen und am Rhein ein bewegtes Leben geführt hatte, erkannte sie nach fünf Jahren, daß sie ihre Ehe entweder auflösen oder an ihr zu Grunde gehen müsse. Nachdem sie diese Ueberzeugung gewonnen hatte, führte sie den Entschluß der Trennung mit der ursprünglichen Kraft ihrer Natur durch, ohne sich durch die Vorurtheile beirren zu lassen, mit denen eine geschiedene Frau auf Schritt und Tritt zu kämpfen hat. In der That besiegte sie in Berlin, wohin sie zurückkehrte, durch ihre ernste und würdevolle Haltung den Argwohn, der auch an sie heranschleichen wollte. Sie fand in ihrer Heimath nur die Mutter. Der Vater war gestorben, und der Bruder befand sich in Italien auf einer Kunstreise. Als die Mutter auch gestorben war, kehrte der Bruder zurück, mit dem sie nun ein Haus bezog und ein gemeinsames Leben führte. Vorzugsweise mit ernsteren Studien beschäftigt, suchte sie die Vertreter der Kunst und Wissenschaft auch in ihren geselligen Verkehr hineinzuziehen und kultivirte besonders den Umgang mit Wilhelm v. Humboldt und dessen Familie mit großer Liebe.

Eine innere Nothwendigkeit trieb sie zum Schriftstellern. So entstand „Godwie-Castle", aber nur, um wieder in ihren Schreibtisch verschlossen zu werden. Dort ruhte die Arbeit lange Zeit, da die Dichterin inzwischen von einer schleichenden Krankheit dem Tode nahe geführt und nur durch eine gefährliche Operation, der sie sich im Frühling von 1835 unterwarf, gerettet wurde. Als sie nach ihrer Genesung zum ersten Male wieder in einer befreundeten Familie erschien, zog sie ihr Manuskript hervor und las es vor. Alles war begeistert und drang so lange in sie, das Werk drucken zu lassen, bis sie endlich den dringenden Bitten nachgab. Max in Breslau wurde zum Verleger gewählt, und auch die späteren Werke der Paalzow erschienen bei diesem Manne, der ihr mehr und mehr befreundet wurde und uns die Dichterin durch die Herausgabe ihrer Briefe an ihn zuerst näher bekannt gemacht hat. Der gewählte Verleger erklärte sich zur Annahme des Werks bereit, obgleich er an dem Styl manches auszusetzen fand. In dieser Beziehung Aenderungen vorzunehmen, verweigerte die Paalzow mit einer wahren Herzensangst. Nachlässigkeiten und üble Gewohnheiten, schrieb sie an Max, würde sie gern abgeändert sehen, aber nur nicht einzelne Ausdrücke, Satzfügungen, oder den Styl überhaupt. „Der Styl — die oft, wie mir gar wohl bekannt ist, schwerfällige Konstruktion, die Wahl abweichender, vielleicht ungewöhnlicher Worte; sie gehören doch zum Lebensmark des Ganzen! Ich bin mir der Art des Styls sehr wohl bewußt; er ist nicht, wie man ihn als unserer Zeit angehörend fordern könnte, er ist weit von der Nachahmung oder Nachstrebung der hohen klassischen Vorbilder moderner Literatur entfernt; er kann weder an die lichtvolle Klarheit Göthe's erinnern wollen, noch an die ergreifende Gefühlssprache Schiller's, gleich entfernt ist er von der ironischen Popularitäts-Sprache Tieck's und von aller Nachahmung dieser von diesen Herren gebildeten Schulen und der einzeln daraus hervorgetretenen

Autoren. Der Gegenstand hat den Styl gebildet, nothwendig gemacht; er ist im Schreiben selbst und während ich mich in die Zeit versenkte, die ich schilderte, entstanden. Einzelne Personen mußten dies Wort sagen, zu ihrer Individualität paßte die lange oder schwere Periode; wie ein heller Flecken auf einem dunklen Kleide stünde ihnen die klarere, elegantere Redeform! Ich könnte, bei einer Umänderung, den Schmerz empfinden, den uns das Leben aufspart, wenn wir uns liebe Menschen, deren Charakter wir ehrend anerkennen, unsrer Voraussetzung zuwider handelnd oder sprechend auftreten sehn. Dieser Styl, der nicht mein Styl ist, sondern der, der von dem Gegenstande bedingt ward, ist wie der barocke Rahmen eines Bildes, aus dem die Damen in steifen Spitzenkragen und schweren Stoffen, die Männer im Baret und spanischem Mantel ruhig hervorblicken. Wer könnte da leichte Säulen, zierliche Kapitäle als Einrahmung denken."

Das Werk hatte in der an Schöpfungen armen Zeit einen ganz unerwarteten Erfolg. Die in Berlin vorgenommene Verdrehung des Titels in „Gott wie köstlich!" sprach in der That das allgemeine Urtheil der Modewelt aus. Jedermann mußte „Godwie-Castle" gelesen haben, die Kritiker lobten dieses Mal mit Einstimmigkeit und Ueberschwänglichkeit, es erschienen nach und nach fünf Auflagen, und der Roman wurde in mehrere lebende Sprachen, sogar ins Polnische und später ins Russische, übersetzt. Die Verfasserin konnte ihrem Verleger melden, daß man die verschiedensten Vermuthungen über den Grundgedanken des Romans ausspreche. „Die Gräfinnen Bohlen und Bismark danken dafür, wie für eine Erziehungsschrift, woran junge Mädchen und Frauen sich entwickeln können. Die Legationsräthin Eichhorn hat bei dem Tode ihres Sohnes Trost und Stärkung darin gefunden. Unser Gesandter in London, Herr von Bülow, findet es ein Buch für Diplomaten, er forscht den Nachrichten über Mazarin und Bristol nach, und fragt, wo ich diese Quelle gefunden. General Pfuel erkennt es als keinen Roman an, sondern erklärt es für Geschichts-Tableaux, während ein Professor der Geschichte mir sagt, er habe es seinen Schülern empfohlen als das charakteristischte Werk, welches den damaligen Zustand von England darlegt; vor Allem aber horchte ich den ehrenden Worten Alexanders von Humboldt, der mir viel zu Gutes gesagt hat, um es selbst Ihnen wieder sagen zu können; gewiß ist es aber, daß die Pietisten das Buch für einen den Katholiken hingeworfenen Fehdehandschuh erklären und mir diese heimlich grollen." Die Prinzessin Wilhelm schrieb der Paalzow, welche leitende Idee der Hofprediger Strauß in dem Roman gefunden habe. „Ihre Idee wäre also gewesen: die Form vornehmer Sitten darzustellen und zwar von zwei Seiten: wie diese Sitte die natürliche Form des christlichen und edelsten Lebens sei; von der andern Seite aber: daß, wenn diese Form einer Pflicht in den Weg tritt, wie hier der Offenheit in der Liebe — dann durch dieselbe wie durch eine Gottes-Strafe ein ganzes Leben zertrümmert wird; die Form hätte also der Pflicht nachstehen müssen. — Sitte in der wahren Bedeutung des Worts ist der Ausdruck der richtigen Verhältnisse und muß immer nur die Form dazu sein, um das Wesen abzuspiegeln. Die Form soll als ein Gebot uns erinnern, wie es innerlich in uns sein sollte. Wie gerade Frauen sündigen in Bezug auf die vornehmeren Verhältnisse. Männer sündigen, die Form heuchelnd; Frauen, die Form höher achtend, als die Pflicht. War es nun das?" Die Verfasserin antwortete darauf: „Eine Dilettantin und eine Frau schreibt mit ihrem Charakter; er wird ihr Stütze und Schranke. Bedenken für mich, bei dem Wunsch meiner selbst im Schreiben bewußt zu werden — Furcht vor dem Niedertauchen in alle Zustände des Lebens! Viel Unglück erlebt, nie Unedles, nie Gemeines! Furcht vor Gott, es auch nur momentan in meine Phantasie aufzunehmen! — Das Leben anders erkannt, als seine Verwicklungen blos dort suchen zu müssen. — Die edelsten, besten Menschen begehen kleine Fehler, häufen kleine Verschuldungen, und das Leben gestaltet diese, ehe sie es ahnen, zu all den Verwicklungen, welche wir uns gewöhnt haben Unglück zu nennen! Diese Ansicht hat mich

geleitet. — Mangel an Offenheit und Vertrauen erkannte ich für den größten und häufigsten Fehler; die jüngere Herzogin von Nottingham repräsentirte dies! In der älteren Herzogin bewahrte ich mir und meinen Geschwistern das Andenken meiner verewigten Mutter. Daß jene Fürstin ist, störte mich nicht! Diese Form ist das Bedürfniß aller edlen Menschen; ich sah nie Anderes von meinen Eltern, von meinen Geschwistern und erfuhr erst später, daß die höheren Stände sie die ihrige nennen."

Auf der andern Seite streuten Neider und müßige Menschen, insbesondere eine Berliner Schriftstellerin, böswillige Gerüchte aus, namentlich daß der Verleger sich für den Druck habe bezahlen lassen. Weder die vielen anerkennenden Urtheile noch die Verläumdungen bestimmten die Verfasserin, aus der Anonymität herauszutreten. Auch als sie sich gegen den Verleger nannte, schrieb sie ihm die Bitte, das Geheimniß zu bewahren, indem sie ihre Motive angab. „Meine unbeschreiblich große Abneigung gegen Bekanntwerdung meines Namens geht erstlich von der natürlichen Furcht aus, in dem Munde der Menge zu sein, ganz besonders aber aus meinem persönlichen Widerwillen gegen alle schriftstellernden Frauen. Meine Erfahrungen haben mich in dieser Beziehung nur Abschreckendes erleben lassen, und ich bitte Sie aufs Dringendste, mich um dieses einen Buches halber nicht für eine Schriftstellerin zu halten; denn indem ich mir selbst und alsdann dem Willen einiger weniger Freunde genug gethan, dies erst zu schreiben und dann es zu publiziren, habe ich meiner Ueberzeugung nach den Stoff in mir verbraucht, und Sie haben nicht zu fürchten, daß ich, wenn auch Gott meinen geistigen Keim nicht bald verpflanzen möchte, Sie mit einem matten Abdruck schriftstellerischer Sicherheit für Ihren Verlag belästigen werde. — Ich bin keine Schriftstellerin, ich will sie nicht par force werden, und habe nur mit diesem meinen Buche mich selbst erleichtert von angesammelten Ideen. Schützen Sie mich also auch besonders als Freund gegen die neugierigen Nachforschungen Berliner Schriftstellerinnen, ich kann unmöglich mich zu ihrer Zunft bekennen."

Anfänglich nannte man hochgestellte Damen als Verfasserinnen, namentlich die Gräfin Dönhoff. Als die wirkliche Verfasserin aber Berlin zur Aufhülfe ihrer Gesundheit für länger als ein Jahr verließ, folgten ihr die Vermuthungen bis an den Rhein, und das Leugnen half endlich nichts mehr. Im Herbst 1837 kehrte sie von Köln zurück und trat ihren Verehrern und Verächtern mit freier Stirn entgegen. Am Rhein drängte es sie ein Drama zu schreiben, und so entstand „Maria Nadasti". Die Berliner Hofbühne, der sie ihr Werk überschickte, gab es ihr mit einer belehrenden Darstellung seiner dramatischen Mängel zurück und mit der Bitte, daß Aenderungen vorgenommen werden möchten. Die Paalzow entfernte das Beanstandete, aber sie legte das Stück dem Theater nicht wieder vor, „aus Schüchternheit", wie sie sagte, „und zum Dank für ehrenvolle Behandlung, die sie nicht weiter versuchen wolle und durch diese Zurückgezogenheit stillschweigend am besten zu ehren glaube." Die Redaktion des genealogischen Kalenders, für die sie ihre Arbeit zunächst bestimmte, hielt sie nicht zur Aufnahme geeignet, aber plötzlich erschien „Maria Nadasti" in Heller's „Perlen", denen ein Buchhändler die Handschrift eigenmächtig zuschickte.

1839 erschien „St. Roche", unzweifelhaft der beste Roman der Paalzow, der daher ihren Ruf auch ungemein vermehrte. Alexander von Humboldt schrieb ihr darüber: „Ihr historisches Werk über die Entwicklung der geistigen Uebermacht Frankreichs ist sehr geistvoll und gelungen und von großer Meisterschaft des Ausdrucks. — Sie haben die größten aller Wagstücke begangen, den großen Hierarch und Madam de Sevignée redend einzuführen; aber man hat es Ihnen gern verziehen, so geistreich und sinnig sind die Charaktere gehalten, so voll Farbenreiz und sittlicher Anmuth." Die Kaiserin von Oesterreich, die Herzogin von Orleans, die Fürstin von Liegnitz und andere hohe Personen gaben der Verfasserin ihre Freude über das Buch zu erkennen und machten ihr zum Theil werthvolle Geschenke. Die

Kritik wollte den Roman unter das romantische Genre bringen und sprach von einem Einflusse Tieck's, aber die Dichterin selbst verrieth eine bessere Kenntniß der Romantik und ihres Altmeisters, als sie von Tieck sagte: „Seine negirende, ironische Weise, die Welt anzusehen und ihre Zerwürfnisse hervorzuheben, sie in großen, sichtlichen Wunden zu zerreißen und ihre Heilung durch eine verächtliche Hoffnungslosigkeit für alle Zustände in Zweifel zu stellen — hat die Versöhnung bei ihm in ein rein phantastisches Gebiet verwiesen, das sich vom Leben ganz ablöst und es grollend isolirt, indem es jenes zwar mit poetischem Zauber, aber ohne Wesenheit, ohne absolute Wahrheit, abgerissen von dem Vorhandenen, auffaßt. Die Versöhnung, die ich aus dem Leben selbst gewinnen will — der Nachweis, den ich suche, daß das Uebel wirklich kleiner ist als die Wunde, die wir sehen — das Geheimniß der Schönheit und Poesie, das für mich nicht in der Trennung von dem wirklichen Leben, sondern in seiner innigen warmen Auffassung, wie der süße Kern in der rauhen Schaale, ruht — dieses gläubige Vertrauen, daß die Wunden besser heilen, wenn wir nicht den Verband wegreißen und spottend zeigen, wie groß sie sind, sondern mit dem Ernst religiöser Wahrheit ihre Ursache nachzuweisen suchen, um auf diesem Wege dem Schwankenden festen Boden zu zeigen und der Welt ihre ewige Harmonie zu retten; das sind Richtungen, die ihn beleidigen müssen, da er jene Geißel, die er wie seine ganze Schule schwingt, für seine ganze Zeit geflochten zu haben glaubt! — Aus seiner Jugendzeit, dieser unschuldig sinnlichen Periode seines in den süßesten Geheimnissen der Natur schwelgenden Lebens, sind mir Anklänge der Entzückung geblieben, die ich bewahre, doch nie mehr an der Quelle aufzufrischen suche; denn die Idee, die von dorther unser Eigenthum geworden, ist größer als die Form, und wir sind mit dieser Idee zu der Bildung gelangt, die Form jetzt geringer zu finden. Wohin seine Schule, seine Ermunterung führen kann, sehen wir an dem reichen Geiste des verführten Immermann; doch selbst Münchhausen wird Tieck die Binde nicht von den Augen reißen; er, der den göttlichen Humor Shakespeare's anbetet, wird in der glatten Gemeinheit dieser Studentenlaune noch einen gewissen Reiz finden und sich daran erfreuen können, und darum — nicht weil es seinem höheren Geiste genügte — sondern weil der übel berauschte Spötter sein Schüler ist. Immermann ist mir mit großer Verehrung, muß ich sagen, als Mensch ergeben, doch noch nie hörte ich von ihm ein Wort, als existire Godwie-Castle oder St. Roche; darum war ich auch im Voraus über Tieck ganz sicher."

Mit St. Roche kulminirte das Talent der Paalzow und so auch ihr Ruf. Man brachte sie, wie sie klagt, fast um mit Journal-Anliegen, Novellen, Briefen, Biographien, ihrem Portrait, und sie schrieb „mit zusammengebissenen Zähnen so höfliche Briefe, daß sie gewiß keiner wieder darum anging." Sie machte sich gleich wieder ans Schaffen, aber zunehmende Kränklichkeit hinderte sie und beeinträchtigte auch wohl ihr dichterisches Vermögen. Die überaus günstigen Urtheile nahe oder hoch stehender Personen ließen sie die Abnahme ihrer Kräfte nicht gewahren, die Kritik der Beurtheiler von Handwerk vernachlässigte sie über Gebühr, obgleich sie nicht ganz Unrecht hatte, als sie ihrem Verleger schrieb: „Ich sage es nicht jetzt erst, und ich bin nicht die Einzige, die es sagt: die Tagesrezensionen sind die Eruptionen des Dünkels, den eine einseitige Verstandesbildung bei gänzlicher Vernachlässigung des Charakters und der Sittlichkeit erzeugt! Diese Kritiker sind ohne alle Produktionskraft, ein rein negirendes Geschlecht, und haben von den wirklichen Fehlern und Bedrängnissen des Produzenten so wenig eine Ahnung, daß sie nie darauf hinweisen, dieser nie ein verstehendes oder belehrendes Wort hört!" Ein ganzes Jahr lang mußte sie ihren „Thomas Thyrnau" liegen lassen, und unter noch ungünstigeren Gesundheitsumständen trat ihr letztes Werk „Jakob van der Nees" ans Licht. Jetzt fielen auch viele ihrer entschiedensten Verehrer von ihr ab, und sie selbst konnte ihrem Roman kaum ein anderes als psychologisches Interesse beilegen. Der Schmerz, anders als früher beurtheilt zu werden, und neue Krankheiten nagten an ihr, als sie im Herbst 1845 auch noch

ihren geliebten Bruder verlor. Was sie dabei empfand, zeigt ein Brief an ihren Verleger. „Zuweilen hoffe ich, ich würde nicht so ganz unterliegen, wenn meine Gesundheit nicht so erschüttert wäre, da ich dadurch allein auf ein vegetirendes Leben angewiesen bin; bedenke ich aber, daß ich seit meinem ersten Bewußtsein mit allen Fasern meiner Existenz, mit jedem entwickelten Gefühl und Gedanken, mit allen Freuden und Leiden in ihm, meinem Lehrer, meinem Spielkameraden, meinem Freunde, meinem Richter und Bruder wurzelte, von ihm Nahrung und Sonnenschein erhielt, so bescheide ich mich wieder, daß ich nun so fremd, so todt, so erstorben zurückgeblieben bin; das wird dann nur eine nothwendige Folge des Vorangegangenen, und ich fühle vor Gott die Art von Ruhe, die in seiner Gerechtigkeit liegt, und daß ein neues Leben, und am Abend des Lebens, zu schwer zu lernen ist, um schnelle Fortschritte machen zu können!" Nicht lange und sie hatte ihrem Freunde in Breslau auch den Tod ihrer treuesten Freundin zu melden. „In fünf Monaten habe ich die beiden Menschen verloren, die den größten, besten und beglückendsten Einfluß auf mein Leben ausübten; ich sehe mich oft schüchtern in der fremden Welt um, und ein wehmüthiges Staunen ergreift mich, daß ich lebe! Meine Gesundheit hat so sehr gelitten, daß daraus jeder Versuch, eine neue Stellung zu gewinnen, bis jetzt sich unzureichend erwies. Es ist aber in mir kein starres Festhalten am Schmerz, kein Widerstreben gegen ein mögliches Aufleben meines Inneren! Im Gegentheil, ich kann in Wahrheit sagen, daß ich warte, ob und wie Gott mir in Folge meines innigen Vertrauens zu seiner Hülfe sie wird angedeihen lassen! Wenn ich schriebe, würde ich das mit gutem Recht für die Hülfe erkennen, die er mir senden möchte, und diese wieder erwachte Fähigkeit würde ein tröstliches Zeugniß wiedergewonnener Kraft sein!" Von dieser Zeit an war sie gebrochen und erlag endlich am 30. Oktober 1847 ihren langen Leiden.

Die Mängel, welche wir an den Werken der Paalzow bemerken, entspringen größtentheils aus ihren Ansichten über den Schriftsteller-Beruf. Sie schrieb nicht anders, als wenn sie sich vom Geist dazu getrieben fühlte, vertraute dann aber alles, wie es ihr in den Sinn kam, dem Papier an. Es war in ihr viel Eingebung und wenig kunstgerechte Ordnung. Wie leicht sie arbeitete, erfahren wir durch die Freundin, welche uns einen Umriß ihres Lebens gegeben hat. „Beim Entstehen des Thomas Thyrnau habe ich oft die große Leichtigkeit bewundert, mit der sie schrieb. „Meine Arbeit ist auch nicht schwer dabei", pflegte sie auf solche Aeußerungen zu erwidern, „stehen doch Alle um mich her und diktiren mir, so daß ich oft nicht schnell genug schreiben kann." Dabei hatte sie nur den äußern Umriß des Ganzen im Kopf und ließ das Uebrige sich unter ihrer Feder entwickeln. Ganze Situationen und Szenen entstanden so, ihr selbst zur Ueberraschung, und machten sie neugierig auf das, was noch kommen würde. Daher die Frische und Ursprünglichkeit ihrer Werke und das nie erlahmende Interesse der Dichterin bis zum Ende der Arbeit. Nie ließ sie sich durch Stimmungen vom Schreiben abhalten; vielmehr wußte sie sich in dieser Hinsicht so zu beherrschen, daß selbst ihre zunehmende Kränklichkeit keine Macht über sie hatte. Das Bedürfniß nach Maß und Harmonie war so groß in ihr, daß sie sich gewöhnt hatte, alles innerlich Erlebte an seine rechte Stelle zu setzen und jede Uebertreibung des Gefühls, die ihrer Natur zuwider war, daraus zu entfernen. Mit ihrer Zeit machte sie unendlich viel und die Regelmäßigkeit und die damit verbundene Einfachheit ihres Lebens war auch der Abdruck ihres Geistes. Nie erlaubte sie sich bis spät in die Nacht hinein oder gar im Bett zu lesen und stand regelmäßig um dieselbe Zeit, ziemlich früh, wieder auf. Am Nachmittag schrieb sie nie oder doch nur dann, wenn einmal gar nichts fertig geworden war — sonst war sie die ersten Morgenstunden am fleißigsten und meinte, man müsse solche Grundlage für den Tag haben. Sie dabei zu beobachten, war ein seltener Genuß! Das edle, blasse Gesicht mit den gesenkten Augen, die der schnellen Bewegung der schreibenden Hand folgten — dazu die schwarze Kleidung, die sie immer trug und die so ganz zu ihrer ernsten Erscheinung paßte und ringsumher die Schönheit und Stille einer geistathmenden Umgebung — das war ein Bild, wohl werth, in den Herzen Vieler aufgenommen zu werden! Und doch ist sie nur selten, wie alle Erscheinungen, die sich über das Niveau des Gewöhnlichen erheben, ganz verstanden worden!"

Unter Verantwortlichkeit des Ergänzungsblätterverlags in Meißen. — Redakteur Dr. Fr. Steger.
Druck von A. G. Cato in Meißen.

Die belgischen Steinkohlenwerke. Man hat die Steinkohle die Seele der Industrie genannt, und wenigstens ist sie die unentbehrliche Verbündete des Dampfes. In dieser Eigenschaft verdient sie unsere vollste Aufmerksamkeit. In Belgien hat die Ausbeutung der dortigen Werke in letzter Zeit eine Höhe erreicht, auf der sie sich nicht wird behaupten können. Seit einem Jahre hat sich der Preis der belgischen Steinkohlen beinahe verdoppelt, und die Bergwerke sind die Schauplätze einer außerordentlichen Thätigkeit geworden. Die Zunahme der Industriezweige, welche ohne die Kohle nicht bestehen können, und die rasche Entwicklung, die man in Belgien den Eisenbahnen gegeben hat, erklären diese Blüthe noch nicht genug, auch die Ausfuhr der belgischen Steinkohlen nach Frankreich spielt bei derselben eine große Rolle. Bei einer Ausdehnung seiner Steinkohlenlager, welche nur 150,000 Hektaren beträgt, fördert Belgien mehr Steinkohlen zu Tage, als Frankreich mit seinen Lagern von 300,000 Hektaren Ausdehnung. Im Jahre 1853 gingen aus dem Hennegau auf dem Kanal von Mons, auf der Sambre und auf der Eisenbahn 2,112,014 Tonnen Steinkohlen nach Frankreich. Haben die belgischen Kohlen wegen dieser starken Einfuhr für Frankreich eine hohe Bedeutung, so interessiren sie auch uns wegen der industriellen und mechanischen Bewegung, die sich an sie knüpft, wegen der wissenschaftlichen Probleme der Entstehung unserer Erde, deren Lösung wir mit ihrer Hülfe näher kommen können, und wegen der Lokalsitten, zu denen sie die Veranlassung geben.

Die belgische Steinkohlenregion verbreitet sich über vier Provinzen, über das Hennegau, die Provinz Lüttich, die Provinz Namur und in geringem Grade auch über Luxemburg. Je mehr man sich diesen Bezirken nähert, um so schwärzer werden die Wege wie die Häuser, und die Gesichter der Menschen nehmen auch etwas von dieser düstern Färbung an. Im Hennegau ist Mariemont das wichtigste Bergwerk, das wir näher betrachten wollen, da es uns als Typus der ganzen Industrie dienen kann. Es liegt zwischen Manage und Mons und meldet sich schon von weitem durch die vielen schweren Steinkohlenwagen an, die auf den Straßen rollen. Kommt man näher, so stößt man auf einen Wald, der in den verschiedensten Richtungen von Eisenbahnen durchschnitten wird, und in dessen Mitte sechs Schachte aufgähnen. Ueber jedem derselben erhebt sich ein aus Ziegeln aufgeführtes Gebäude, in welchem Dampfmaschinen arbeiten. Bei der Einfahrt kann man zwischen drei Methoden wählen, zwischen der Leiter, der Tonne und der Warocquière. Die beiden ersten Methoden sind allgemein bekannt; die Warocquière, die nach ihrem Erfinder Warocqué benannt wird, ist eine Art beweglicher Leiter, deren Stufen, durch eine gehorsame Kraft in Bewegung gesetzt, sich dem Besucher eine nach der andern darbieten und bei jeder Bewegung mit einer mittleren Geschwindigkeit von 110 bis 126 Fuß in der Minute in die Erde versenken. Die ersten Stollen erreicht man in etwa zehn Minuten, den Grund der Grube, der 1700 Fuß unter der Erdoberfläche liegt, in 22 bis 25 Minuten. Ein Modell des Apparats wird auf der Pariser Weltausstellung figuriren. Diese Art des Einfahrens ermüdet nicht und ist von keiner Gefahr begleitet.

Der Bau der Bergwerke richtet sich im allgemeinen nach dem Gange der Schichten und nach der Beschaffenheit des Gesteins, in dem sie liegen. In England stützt man die Stollen durch Pfeiler, die man in dem Gestein selbst aushaut, und denen man bis zu 9 Fuß Höhe und bis 36 Geviertfuß unteren Umfang giebt. In Belgien, wo die Steinkohlenschichten nicht so mächtig sind, wie in England, und wo sie in einem minder festen Gestein liegen, stützt man die Stollen mit Holz von Eichen, Tannen und Buchen. Dieser Wald von Bauholz hat einen rohen und plumpen Styl, aber es fehlt ihm nicht an Charakter. Da die Schichten der Steinkohle zuweilen über einander liegen, so muß man in diesem

Falle Stollen auf Stollen bauen. Von diesen dunkeln Gängen folgen die einen der Richtung, die andern der Neigung der Schichtung. Diese schroff niedergehenden Gänge, diese gewundenen Treppen, mittelst deren das Bergwerk große Tiefen erreicht, ziehen sich durch schieferige Massen, und erinnern mit dem ernsten und großartigen Charakter ihres Baues, mit der imposanten Nacktheit ihrer Gewölbe, die sich abwechselnd heben und senken, mit ihrem geheimnißvollen Dunkel an jene Höhlentempel, in welchen die ältesten Völker ihre Mysterien feierten. Aber die Gottheit, die man hier schweigend und im Schweiße seines Angesichts anbetet, ist kein mit Blut beflecktes Götzenbild, sondern der belebende Genius der Neuzeit: die Produktion. Es ist ein erhabenes Schauspiel, in einem solchen Bergwerk den Sieg des Geistes über die Materie zu beobachten. Die Industrie hat sich durch ungeheure Hindernisse Bahn brechen müssen, hat mit der Schaufel, dem Hammer, der Spitzhaue, dem Brecheisen und dem Hebebaum das Innere der Erde geöffnet. Auch mit dem Pulver, müssen wir hinzusetzen, denn seit im Jahre 1632 der erste Versuch mit der Anwendung der Erfindung unsers Berthold Schwarz zur Sprengung von Felsen gemacht worden ist, hat sich die Kraft der Bergleute mehr als verhundertfacht.

Jedes Bergwerk ist, namentlich wenn auf Steinkohlen gearbeitet wird, ein Schlachtfeld, auf dem man jeden Augenblick mit einem furchtbaren Feinde zu kämpfen hat. In einer gewissen Tiefe wird alles für den Menschen eine Gefahr: der bröckelige Schiefer stürzt herab und tödtet oder verstümmelt ihn, das Sprengen schleudert Steinmassen auf ihn, die bösen Wetter rufen furchtbare Explosionen herbei, das Wasser bricht oft plötzlich hervor, und selbst die Maschinen, die bei richtiger Behandlung seine treuesten Bundesgenossen sind, verwandeln sich durch den geringsten Fehler in unerbittliche Feinde. Eines der ersten Hindernisse, welches überwunden werden muß, ist die Ansammlung von Wasser im Innern der Erde. Steigt man in einen Schacht hinab, so fühlt man an den Ziegelwänden eine Nässe, welche in der Tiefe immer mehr zunimmt, bis die Wände förmlich triefen. Dieser unterirdische Thau rührt von dem Regen her, der oben auf der Oberfläche fällt, in die Erde einsickert und sich so lange senkt, bis er auf eine undurchlässige Schicht trifft. Zur Entfernung dieses Feindes, der die Arbeiten zuletzt unmöglich machen würde, bediente man sich lange Zeit der einfachsten Mittel, bis man 1720 in der Umgegend von Lüttich die erste Newcomen'sche Maschine aufstellte. Von dieser Epoche datirt eine erhöhte Thätigkeit der belgischen Bergwerke. Gegenwärtig hat man die alten Maschinen durch das in Cornwall übliche System ersetzt. Die Pumpe von Mariemont holt das Wasser aus Sammelbecken herauf, welche 780 Fuß tief liegen, und schöpft in jeder Minute 7800 Litres. In England giebt es Schöpfmaschinen von 600 Pferdekraft, und damit scheint man die äußerste Grenze noch nicht erreicht zu haben.

Eine nicht mindere Schwierigkeit, als die Entfernung des Wassers, bietet die Zuführung von frischer Luft dar. Die natürlichsten Ventilatoren der belgischen Gruben sind die steil aufsteigenden Schachte, zuweilen auch Stollen, die horizontal zu Thälern führen und dort ausmünden. Man unterstützt die Wirkung dieser Ventilatoren durch sogenannte Lüftungs-Oefen. Ein Theil der Kohlen, welche man gewinnt, wird im Bergwerk selbst in großen Oefen verbrannt, wodurch die Luft ausgedehnt und folglich leichter gemacht und die schlechte Luft durch einen weiten, rechtwinkeligen Schacht aus der Grube getrieben wird. Diese Methode ist aber nicht in allen Bergwerken anwendbar, und man muß daher oft Maschinen anwenden. In Mariemont giebt es einen Ventilator, der einer doppelten, entgegengesetzten Bewegung fähig ist. Ein mit Brettern versehenes Rad führt durch seine Drehungen frische Luft in das Bergwerk ein, und bewegt es sich in entgegengesetzter Richtung, so entfernt es in der Sekunde 15 Kubikmeter verdorbene Luft, welche mit einer Hitze von 22° R. heraustritt. Diesen künstlichen Lungen und der inneren Vertheilung der Luftströme, welche die Hand der Wissenschaft in

der größten Tiefe zu erzeugen versteht, ist es zu verdanken, daß der Mensch in den Bergwerken athmen und leben kann.

Die in den Kohlenwerken vorkommenden Arbeiten bestehen in der Gewinnung der Kohle, in dem innern und in dem äußern Transport derselben. Die Gewinnungsarbeiten richten sich nach der Lage und Mächtigkeit der Adern. In Belgien sind die Steinkohlenschichten mehr durch ihre Zahl und Regelmäßigkeit, als durch ihren Reichthum merkwürdig. In Mariemont hat die stärkste Ader nur eine Mächtigkeit von 5 Fuß, während es in England und Amerika Adern von 30, 60 und selbst von 90 Fuß giebt. Diese Steinkohlenschichten liegen zwischen Massen von Schiefer, Sandstein und andern Felsarten, von denen der Meißel des Bergmanns sie ablösen muß. Dieser nimmt in der heißen und dumpfen Luft, bei der er beim Lampenschein arbeitet, alle die Stellungen an, welche sein Werk erfordert, knieet, oder stehet den ganzen Tag gebückt oder liegt auf dem Rücken unter den Kohlen, die er abmeißelt. In Folge dieser Schwäche der Adern, der großen Tiefe, zu der man oft hinabsteigen muß, und der vielen hölzernen Stützen, die man braucht, ist der Preis der Kohlen ein hoher. Durch die Stützen allein wird der Preis der Kohle für jede 100 Kilogrammes um 7 ½ Cent. erhöht. Hat der Bergmann Kohlen gewonnen, so werden sie durch Menschen oder durch die eigene Schwere in die Stollen gebracht, wo kleine Wagen auf Eisenbahnen gehen. Die Eisenbahnen sind in den Bergwerken sehr alt, waren aber im Anfange mehr Holz- als Eisenbahnen. Bald sind es Menschen, welche die Wagen auf diesen unterirdischen Eisenbahnen schieben oder ziehen, bald Thiere. Die Menschen sind Kinder von zwölf bis dreizehn Jahren, zuweilen blos Knaben, wie in Mariemont, zuweilen aber auch Mädchen, wie in Charleroi, wo überhaupt unter je 1000 Arbeitern der Gruben 180 weibliche sind. Die thierische Kraft wird durch Pferde und Esel repräsentirt. Die Pferde sind schottische Poneys, welche man erst kürzlich in Belgien eingeführt hat. Diese Thiere befinden sich wohl und scheinen durch den Mangel an Licht nicht zu leiden, wenigstens fällt ihre stets glatte Haut durch ihre Schönheit auf, und mehrere, welche mager in die Mine gekommen sind, haben dort Fettigkeit erlangt. Ihre Intelligenz ist merkwürdig; einige Pferde, welche blind geworden sind, setzen ihre Arbeit fort, ohne daß man sie mit der Hand zu führen brauchte. Einmal im Bergwerke, bleiben sie dort bis an ihren Tod, oder bis sie dienstunfähig werden.

Zu Tage gefördert werden die Kohlen durch Dampfmaschinen von 110 Pferdekraft. Eine ungeheure Tonne, die in Belgien Cuffat heißt, hebt sie empor; oben steht ein Arbeiter, der durch ein um ihn geschlungenes Seil gegen das Herabstürzen gesichert wird, und zieht die Tonne an sich, welche sich darauf selbst durch Umstürzen ihrer Ladung entledigt. In Wagen, die von Kindern gezogen werden, schafft man die Kohlen endlich weiter. In Mariemont steigen aus sechs Schachten täglich 13,000 Hektolitres Steinkohlen an das Tageslicht. Das Herauffördern durch die Tonne geschieht mit großer Schnelligkeit, so bedeutend die Tiefe auch ist. Man ist in Mariemont bis auf 1908 Fuß in die Tiefe gegangen und hat damit wahrscheinlich noch nicht die Grenze der Arbeiten erreicht. Hier glaubt man mit 2100 Fuß auf den Kalkstein zu stoßen, welcher die Grundlage der Kohlen bildet, aber im Gebiet von Lüttich wird man muthmaßlich erst mit 4000 Fuß das Ende erreichen. Ist man in solche Tiefen gelangt, so wird es zu viel Zeitverlust machen, täglich zweimal 1300 bis 1400 Arbeiter herauf- und hinabsteigen zu lassen, und man wird es dann mit den Arbeitern so machen, wie jetzt mit den Pferden: man wird sie in den Gruben für immer bleiben lassen. Die belgischen Bergleute fassen diese Zukunft bereits ins Auge und werden durch sie nicht beunruhigt. Sie wollen es sich gefallen lassen, daß man ihnen unter der Erde Wohnungen baue, fordern aber, jeden Sonntag zur Erde heraufsteigen und Morgens die Messe, Nachmittags die Schenke besuchen und Faro trinken zu dürfen. Die Zahl der Menschen, die dann verurtheilt sein wird, ihre Wochentage in der Erde zu verleben und nur einmal

wöchentlich einen Sonntag im wörtlichsten Sinne des Worts zu feiern, ist nicht gering. In Mariemont beträgt die Zahl der Arbeiter unter der Erde 1800, jene der Arbeiter über der Erde nur 500 Personen.

Die Steinkohlenbergwerke würden ohne ein System von Verbindungswegen nicht bestehen können. Fast alle berühren Eisenbahnen, Flüsse oder Kanäle und setzen sich mit den großen Verkehrsadern durch kleine Schienenwege in Beziehung. Sieht man das ungeheure Material, das zur Ausbeutung eines Werks erforderlich ist, das zahlreiche Verwaltungspersonal, die Masse der Arbeiter, so begreift man sogleich, daß kein Einzelner so viel Vermögen haben kann, um die unentbehrlichen Vorschüsse zu machen. In der That sind die belgischen Kohlenwerke fast immer das Eigenthum anonymer Gesellschaften. Ein Verwaltungsrath, aus fünf Mitgliedern und einem leitenden Vorsteher zusammengesetzt, ordnet die Ausgaben und Einnahmen, bestimmt den Preis für die Arbeiten und besorgt alles sonst Erforderliche. Besonders zu Anfang, bei dem Beginn der Arbeiten, wird das Zusammentreten mehrerer Kapitalisten nöthig. Oft haben die Vorbereitungen alle Berechnungen der Ingenieure weit überstiegen und große Vermögen verschlungen. Das Schicksal der Steinkohlensucher ist selten ein glückliches. Der Christoph Columbus einer neuen Welt unter der Erde sieht seine Mannschaft von Aktieninhabern gegen sich in Empörung gerathen; seine Genossen wollen ihm nicht mehr folgen, die Elemente scheinen sich gegen ihn zu verschwören, der Kompaß seines Wissens läßt ihn im Stich. Vielleicht jagt man ihn mit Hohn fort, und einige Jahre später erntet eine beharrliche Gesellschaft die Frucht seiner Mühen. Nicht wenige der belgischen Steinkohlenwerke, welche gegenwärtig im blühendsten Zustande sind, haben ihre ersten Unternehmer vollständig zu Grunde gerichtet.

Die Bergwerke von Charleroi liegen im Mittelpunkte eines großen Kohlenbeckens und haben etwa 65 Schachte, von denen aber blos fünf in Thätigkeit sind. Diese fördern täglich bis zu 12,000 Hektolitres Kohlen zu Tage und beschäftigen oben und unten zusammen 2000 Arbeiter. Es giebt dort unterirdische Stollen, welche eine Länge von einer halben Stunde haben. In Grand-Hornu, wo ein einziger Schacht in zwölf Stunden 6000 Hektolitres Kohlen auf die Oberfläche hebt, wendet man ein neuerdings angenommenes Hebungsmittel an, den sogenannten Schrank. Der früher gebräuchliche cuffat hat unter anderm den Nachtheil, daß er, indem er sich selbst umstürzt, die Kohlen zertrümmert, während der Schrank die ganzen Wagen mit den Kohlen an die Oberfläche bringt, wo sie gleich auf den Eisenbahnen des Werks weiter befördert werden, so daß man die Kohle so erhält, wie sie aus den Händen des Arbeiters hervorgeht.

In dem Steinkohlengebiet von Lüttich, wo 23,000 Bergleute in Werken von 2000 bis 2200 Fuß Tiefe arbeiten, tritt die Gefahr der bösen Wetter am stärksten hervor. Anfänglich, als man mit den Arbeiten noch nicht bis zu einer bedeutenden Tiefe hinabgegangen war, verursachte dieser geheimnißvolle Feind wenig Unfälle, doch weiter unten stellten sich theilweise und schwache Explosionen ein, die später immer furchtbarer wurden. Diese Entladungen jagten den Bergleuten einen abergläubischen Schrecken ein und wurden bösen Geistern zugeschrieben. Jetzt weiß der Bergmann, daß der Gegner, der ihm so oft seine Genossen tödtet oder verstümmelt, ein Kohlen-Wasserstoffgas ist. Dieses entzündliche Gas entwickelt sich aus den Steinkohlen und aus dem umgebenden Gestein in ungleichen Verhältnissen. „In gewissen Fällen", sagt ein belgischer Ingenieur, „durchdringt das Gas ein Bergwerk, wie das Wasser einen Schwamm durchdringt." Dieses Gas hat einen angenehmen Geruch und bildet um eine Flamme einen bläulichen Heiligenschein. Seine Wirkungen sind furchtbar. Bei der Berührung mit einer Flamme entzündet es sich und entladet sich mit einem entsetzlichen Krachen. Das Holzwerk der Stützen bricht zusammen, die Seitenwände neigen sich gegen einander, ganze Gänge werden verschüttet. Zuweilen hört man oben auf der Erde ein dumpfes Gebrüll und sieht darauf eine blasse Flamme hoch aus dem Schacht emporlodern,

welche Holz- und Felsstücke weit umherschleudert und eine dichte Wolke von Steinkohlenstaub in ihrem Gefolge hat. Man wendet verschiedene Mittel an, um Explosionen zu verhüten, zu welchem Zwecke namentlich eine rasche Ventilation dient. Eine sehr nützliche Vorrichtung ist auch die Davy'sche Sicherheitslampe, deren Prinzip sich auf die Erfahrung gründet, daß ein enges Drahtgewebe eine Flamme nicht durchschlagen läßt. Die einfache Einrichtung ist die, daß die Flamme von einem Drahtcylinder eingeschlossen ist, und die Luft nicht anders als durch das Drahtgitter zu ihr gelangen kann. Sobald man in schlagende Wetter kommt, vergrößert sich die Flamme, oder es erfüllt eine schwach blaue Flamme den ganzen Cylinder, innerhalb welcher der Docht hell und glänzend fortbrennt. Enthält die Luft sehr viele schlagende Wetter, so geht die Lampe aus, dann ist aber auch die Luft zum Athmen nicht mehr tauglich. Niemals darf der Cylinder in der Grube abgenommen werden, sonst erfolgt auf der Stelle eine fürchterliche Explosion. Unglücklicher Weise werden die Arbeiter, wenn lange kein Unglück vorgekommen ist, sicher und vernachlässigen die unerläßlichste Vorsicht. Eine belgische Explosion, bei der sechszig Menschen ihr Leben verloren, wurde, wie man annimmt, durch einen Stallknecht hervorgerufen, der für die Pferde Wasser schöpfte und dabei den Cylinder abnahm. Dieselbe Veranlassung soll die Explosion gehabt haben, welche im Jahre 1850 in dem Bergwerk der achtzig Aktien 76 Arbeiter tödtete.

In der Provinz Lüttich giebt es noch einen andern Feind, gegen den der Bergmann auf seiner Hut sein muß, nämlich Ansammlungen von Wasser und Gas in alten Werken, welche auf keiner Karte verzeichnet sind. Um Unfälle zu vermeiden, bohrt man den Boden zuvor an, ehe man Schachten treibt. Aller Orten besteht die Gefahr, daß die Mine in Brand geräth. Gewisse Steinkohlen haben die Eigenschaft, daß sie, in Haufen auf einander geschüttet, sich nach und nach erhitzen und endlich entzünden. Auch die große Holzmasse, die zu Stützen verwendet wird, kann im Fall einer Unvorsichtigkeit einen Brand des Bergwerks hervorrufen. Man wendet verschiedene Mittel an, um einen entstandenen Brand zu dämpfen. Bald sucht man das Feuer durch Stickstoffgas oder durch Kohlensäure zu ersticken, bald vermauert man die Schachtöffnungen, um jeden Zutritt atmosphärischer Luft abzuschneiden, bald leitet man einen Bach in das Bergwerk. Nicht immer erreicht man seinen Zweck, und es giebt Kohlenlager, die unbezwinglich fortbrennen. Ein solches, von den Einwohnern Terre de feu genannt, liegt zwischen Namur und Charleroi bei einem kleinen Ort Falizolle. Fortwährend, namentlich am Abend, steigt Dampf aus der Erde, Gasausdünstungen erfüllen die Luft, der Schnee schmilzt sofort, wie er den Boden berührt, hier und da sieht man Schwefelblumen den Boden bedecken, und durch einzelne Spalten blickt man in das glühende Innere. Dieser Brand dauert seit dem Jahre 1823 und macht, indem er sich von seinem Ausgangspunkte entfernt, langsame Fortschritte. Andere Bergwerke brennen seit unvordenklichen Zeiten, so daß sich nicht einmal eine Tradition über den Ursprung des Feuers erhalten hat. In England (bei dem sogenannten Burning hill) und in Deutschland (in Planitz bei Zwickau) benutzt man die brennenden Kohlenlager zur Anlage von Treibgärten, in denen man die schönsten tropischen Pflanzen und Frühgemüse zieht. In Belgien hat man an eine solche Industrie noch nicht gedacht.

Es ist unmöglich, von Steinkohlenwerken zu reden, ohne einen Rückblick auf die Zeit ihrer Entstehung zu werfen. Man kann diese Katakomben der Natur, die für eine alte Flora und Fauna die Gräber sind, nicht besuchen, ohne daß sich der Gedanke an eine gewaltige physische Veränderung aufdrängt. Was heute eine Schicht ist, das ist ein Zeitalter der Erde gewesen — die Steinkohlenperiode. Diese Periode charakterisirt sich in den Resten, welche sie hinterlassen hat, als die eigentliche Aera der Pflanzen. Thiere hat es in ihr wenige gegeben, denn man findet in den Steinkohlen selten thierische Fossilien, und in Belgien so gut wie gar nicht. Nur in der Provinz Lüttich, und dort auch nur in einigen Werken,

ist man auf fossile Muscheln gestoßen. In älteren Steinarten findet man aber thierische Reste, und so ist die Steinkohlenzeit eine Periode des Ausruhens der thierischen Schöpfung gewesen. Um so deutlicher und zahlreicher prägen sich vegetabilische Ueberreste ab. In jedem Gang sieht man an den Wänden und an der Decke Abdrücke von Pflanzenblättern oder Rinden und manche dieser Formen lassen sich mit der Hand ablösen. Die Züge dieser untergegangenen Flora sind wenig mannigfaltig. Baumartige Farrenkräuter, starke Schachtelhalme und Sigillarien mit gereiften Stämmen bilden die Hauptgruppen. Diese Pflanzenreste kommen nicht blos in Belgien vor, sie sind vielmehr allen Steinkohlenlagern Europa's wie Amerika's gemeinsam und finden sich nicht blos in Zonen, die gegenwärtig zu den heißen zählen, sondern auch in Grönland und auf den arktischen Inseln, wo eine dreimonatliche Nacht herrscht. Da die Pflanzen die Töchter der Luft, des Wassers und des Lichts sind, so kann man mit Hülfe der botanischen Geographie das Klima von Ländern bestimmen, die man nie gesehen hat, und auch über die Temperatur früherer Zeitalter mit Sicherheit urtheilen. Die Gleichförmigkeit der Pflanzencharaktere, die sich in den Kohlenlagern erhalten haben, liefert den Beweis, daß die Temperatur während der Steinkohlenzeit überall dieselbe war. Die riesenhaften Farrenkräuter dieser Lager sagen außerdem, daß diese Temperatur eine feuchte und auch in Breiten, die wie Belgien nunmehr der kalten und veränderlichen Zone angehören, während des ganzen Jahrs eine gleichmäßig warme sein mußte, denn nur eine beständige Feuchtigkeit und Wärme konnte solche riesige Formen erzeugen. Die Farrenkräuter der Steinkohlenzeit waren Riesen, die unsrigen sind Zwerge, mithin haben sich die metereologischen Gesetze vollständig verändert. Die Pflanzen sind aber nicht blos organische Wärmemesser, sondern ihr Bau erzählt uns auch von den äußern Umständen, unter denen sie entstanden sind, und so läßt sich in der Flora der Steinkohlenlager eine insularische Flora erkennen. In der Steinkohlenzeit existirte weder Belgien noch Europa, und es gab dort, wo jetzt Millionen von Menschen leben, nur eine Menge kleiner Inseln, bedeckt mit einem Pflanzenwuchs, üppiger und reicher, als ihn jetzt die begünstigsten Flecke der Erde aufweisen können, aber monoton in seinen Formen, ohne schimmernde Farbenpracht, wahrscheinlich ohne blumigen Rasenteppich, ohne Menschen und fast ohne Thiere, der damals dem Zweck diente, die Luft von manchen dem thierischen Leben schädlichen Stoffen zu reinigen. Daß es so war, läßt sich auch aus andern Hieroglyphen des Erdinnern herauslesen. So ist der Bergkalk, der in Belgien und fast überall sonst die Basis der Kohlenlager bildet, augenscheinlich maritimen Ursprungs und war ehemals das Bett eines jetzt verschwundenen Meeres. Daß die Flora der Steinkohlenzeit eine insularische war, läßt sich noch aus der ihr nahe kommenden jetzigen Flora tropischer und südseeischer Inseln schließen.

Ueber die Entstehung der Kohlen selbst sind die Geologen abweichender Meinung. Nach einigen sind ganze Wälder an Ort und Stelle selbst begraben worden, nach andern haben sich die Steinkohlenlager in einiger Entfernung von den Mittelpunkten der Vegetation nach und nach in Becken gebildet, wohin die Bäume mit ihren Blättern und Wurzeln durch Flüsse getragen wurden. Dieser letzte Mechanismus ist auch in unserer Zeit nicht unbekannt. Es giebt in Amerika Ströme, welche mächtige Baumstämme, Trümmer von Wäldern, mit sich fortführen. Das Eis oder Sandbänke halten diese Stämme auf, sie sinken auf den Boden nieder, thürmen sich über einander und bilden Lager von bedeutender Mächtigkeit. Sie erheben sich im Laufe der Zeit zu kleinen Inseln, auf denen Weiden und andere Wasserpflanzen wachsen, deren Wurzeln dazu mithelfen, die erdige, immer fester werdende Oberfläche mit einem neuen Walde in Verbindung zu setzen. Die versunkenen Bäume verändern sich und verwandeln sich zuletzt in einen schwärzlichen Stoff, in dem der faserige Bau des Holzes erkennbar bleibt,

und dem nichts als ein Eindringen von Erdpech fehlt, um ganz das Ansehn von Steinkohlen darzubieten.

Die großen Bäume haben unstreitig zur Bildung der Steinkohlen beigetragen, aber nichts beweist, daß die Farrenkräuter, Schachtelhalme, Stigmarien und Lepidodendren allein unser wichtigstes Brennmaterial geformt haben. Die meisten Geologen staunen, daß man in den Schieferdecken der Steinkohlen keine Abdrücke von Kräutern, Flechten oder Moosen entdeckt, und doch läßt sich die Abwesenheit solcher Spuren kleinerer Pflanzen mit großer Wahrscheinlichkeit daraus erklären, daß eben sie den Hauptstoff der Steinkohlenlager hergegeben haben. Die Steinkohlen werden sich mithin ziemlich so gebildet haben, wie heut zu Tage der Torf. Dieser würde ebenfalls zur Steinkohle werden, wenn er wie jene aus denselben pechreichen Pflanzen unter einer tropischen Temperatur entstände und ein starkes Decklager von Sand hätte, unter dessen Druck eine ungeheure Hitze sich entwickelte und die Versteinerung der Pflanzenstoffe zu einer vollständigen machte. Das Aussehn der belgischen Steinkohlenlager bestätigt diese Theorie. Die vulkanische Einwirkung hat ihnen Spuren zurückgelassen, denn von Strecke zu Strecke wird der Boden von Spalten durchsetzt, deren gewaltsame Entstehung durch Unterbrechungen in der regelmäßigen Lagerung der Schichten bezeugt wird. Alles deutet daher darauf hin, daß die Steinkohlen zuerst unter dem Wasser entstanden und darauf einem starken Druck und einer großen Hitze unterworfen sind. Diese centrale Einwirkung hat die ältesten Ablagerungen auf eine merkliche Weise verändert. Je näher in Belgien die Steinkohlen der Erdoberfläche liegen, je fetter sind sie, und je tiefer man hinabsteigt, um so magerer werden sie. Da die magere Kohle älter als die fette ist, so kann man die Einwirkung des Feuers an Ort und Stelle genau verfolgen. Es giebt sogar Fälle, bei denen man sagen kann, daß die Natur dem Menschen mit der Cokesbereitung vorangegangen sei. In England giebt es ein Steinkohlenlager, welches von einer vulkanischen Spalte durchsetzt wird, und wo die Steinkohlen dieselbe Umwandlung erfahren haben, welche wir ihnen in unseren Cokesöfen auf eine künstliche Weise geben.

Die Schätze, welche die Periode der Steinkohlen im Innern der Erde abgelagert hat, sind fast unerschöpflich zu nennen. Allein das kleine Belgien enthält einen so unermeßlichen Reichthum, daß ein Wald, der ganz Frankreich ein Jahrhundert lang bedeckte, nicht so viele Kohlen liefern würde, als die jetzt bekannten Becken. Bei Charleroi reichen die Kohlen muthmaßlich bis in eine Tiefe von 5400 Fuß, aber man geht mit den Arbeiten nur 1800 Fuß tief und findet hier so viele Kohlen, daß die jetzt beschäftigten Arbeiter noch funfzig Jahre fortgraben können, ehe sie die Lager erschöpfen. Steigt man in diese Werke, so begegnet man einer gleichförmigen Temperatur, die aber mit der Tiefe zunimmt. In Mariemont kann man in den drei über einander liegenden Stockwerken der Grube diese Zunahme an der Temperatur des Wassers wie an einem natürlichen Barometer wahrnehmen. Im ersten Stockwerk sind die Gewässer weniger kalt als an der Oberfläche, im zweiten lauwarm, im dritten fast heiß. Ueberall auf der Erde vermehrt sich die innere Temperatur mit der Entfernung von der Oberfläche, aber diese Zunahme folgt nicht überall demselben Gesetze, vielmehr ist sie in manchen Ländern drei und viermal größer, als in andern, und diese Unterschiede sind von der Breite und Länge der Orte, wo man die Beobachtungen angestellt hat, völlig unabhängig, so daß man von unterirdischen Klimaten reden kann. In Belgien nimmt die Wärme bei je 90 Fuß um einen Grad zu, und erreicht mithin dasselbe Verhältniß, welches man in Wien bei artesischen Brunnen beobachtet hat. Von allen Erklärungen dieses Phänomens ist nur die eine stichhaltig, daß es von einem Centralfeuer herrührt. Unser Erdball ist noch heute ein Feuermeer, um das blos eine Fels- und Erdrinde liegt, welche übrigens immer zunimmt. In der Steinkohlenzeit war sie noch sehr dünn, und so konnte das Centralfeuer, diese unterirdische Vegetationssonne, um so leichter eine überall gleiche Wärme erzeugen, als

das Meer, welches damals noch keine großen Kontinente, sondern blos eine australische Inselwelt zwischen sich hatte, ihm half, die Temperatur auszugleichen.

Geistvolle Schriftsteller (wir nennen nur Bernhard Cotta) haben darauf hingewiesen, in welchem innigen Zusammenhange die alten geologischen Ereignisse mit dem Völkerleben und der Industrie der Gegenwart stehen. Durch sie sind die verschiedenen Klimate, weite Ebenen und hohe Gebirge entstanden, sie haben die Richtung der Ströme und die Umrisse der Seeküsten bestimmt. In den Steinkohlenlagern tritt der Zusammenhang von Zeitaltern, die um viele Jahrtausende hinter uns liegen, mit der Gegenwart auf das schlagendste hervor. Die Steinkohlenbecken Europa's sind die Becken einer eigenen Bevölkerung, einer eigenen Industrie. Die belgischen Kohlenarbeiter bilden eine Klasse für sich. Tragen sie auch nicht eine eigene Tracht, wie unsere Bergleute, so unterscheidet man sie doch unter Tausenden an ihrem blassen Aussehen, an ihrer etwas wilden Miene, an ihrem langsamen und gebückten Gange. Dies gilt jedoch nur von den regelmäßigen Kohlenarbeitern, den mineurs de sang, nicht von denen, welche blos gelegentlich aus Noth in die Kohlenwerke gehen. Diese regelmäßigen Arbeiter, bei denen das Handwerk vom Vater auf den Sohn zu erben pflegt, sind fast immer Wallonen, die gelegentlichen Arbeiter, les étrangers, dagegen Flamländer.

Die belgischen Arbeiter sind in der Regel höchst unwissend, und diejenigen, welche lesen, schreiben und rechnen können, gehören zu den seltenen Ausnahmen. Der Hauptgrund ist der, daß die Arbeiten in zu frühen Jahren beginnen. So wie das Kind eines Kohlenarbeiters, Mädchen oder Knabe, sein elftes oder zwölftes Jahr erreicht hat, muß es an den Arbeiten unter oder auf der Erde Antheil nehmen. In diesem Alter verdient das Kind bereits einen Franken täglich und besorgt die Lampen, oder zieht die Wagen auf den unterirdischen Schienenwegen, oder macht bei den Thüren der Gänge den Thürsteher. In einem solchen Leben kann sich die Intelligenz freilich nicht entwickeln. Mit Unwissenheit geht immer Unsittlichkeit Hand in Hand, und in der That lauten alle Berichte aus den Kohlenwerken dahin, daß die jungen Mädchen in den Gruben ein zügelloses Leben führen. Es leidet daher auch nie ein Mann, daß seine Frau in die Grube hinabsteigt; läßt er sie noch an Arbeiten theilnehmen, so sind es solche, welche oben auf der Erde vorgenommen werden. Die Frau besorgt den Haushalt, der Mann arbeitet im Bergwerk und ermüdet dort so sehr, daß er keine Neigung hat, sich in den kurzen Zwischenräumen, welche zwischen einer Tagesarbeit und der andern liegen, Kenntnisse zu erwerben. Die einzige Fähigkeit, welche in der Finsterniß des Bergwerks zu gedeihen scheint, ist die musikalische. In den Dörfern des Hennegau und der Provinz Lüttich bestehen Liedertafeln und Gesellschaften für Instrumentalmusik, die fast ausschließlich Kohlenarbeiter zu Mitgliedern haben und durch ihre Leistungen Bewunderung erregen.

Die Klasse der belgischen Kohlenarbeiter ist eine zahlreiche und zählt gegenwärtig 65,000, also mehr als 300,000 Personen, welche allein von dieser Industrie leben. In den Steinkohlenbezirken giebt es Dörfer mit 11 und 12,000 Einwohnern, wo unter 10 Männern kaum 1 nicht Kohlenarbeiter ist. Für diese zahlreichen Familien entsteht durch die Gefahren, welche diese mörderische Industrie umgeben, eine ganz eigenthümliche Lage. Die belgischen amtlichen Berichte weisen für die Jahre 1841 bis 1850 nicht weniger als 1750 Unglücksfälle und 2521 Opfer nach, oder 1366 getödtete und 1155 verwundete Arbeiter. In diesen Verzeichnissen figuriren aber blos die schweren Verletzungen, die leichten Verwundungen aufzuführen giebt sich Niemand die Mühe. Allerdings treffen diese Unfälle öfter die „Fremden" als die „Arbeiter von Geblüt", aber auch die geschicktesten Bergleute werden nicht ganz verschont. Die Arbeit nach Stückzahl ist weit gebräuchlicher, als die Arbeit auf Tagelohn, und dies hat die Folge, daß der Bergmann, um so viel als möglich zu liefern, leichtsinnig arbeitet, namentlich nicht so viele Stützen (denn diese muß er umsonst stellen) anbringt, als erforderlich sind, so daß

Einstürzungen entstehen. Außer dieser Ursache rufen auch das Reißen von Ketten, das Fahren von Wagen auf den Eisenbahnen unten und das Sprengen Unfälle hervor.

Die Krankheiten, denen die Kohlenarbeiter unterliegen, richten noch mehr Verwüstungen an, als die Unfälle. Geheime und schleichende Uebel greifen die Gesundheit dieser Klasse an. Viele sterben an einer langsamen Abschwächung, die in Folge der schlechten Luft entsteht. Ein so furchtbarer Feind das schlagende Wetter ist, wirkt es doch insofern wohlthätig, als es die Eigenthümer der Gruben zwingt, für einen starken Zutritt atmosphärischer Luft zu sorgen. In den Gruben, wo dieser Feind nicht zu fürchten ist, wird dies nur zu oft vernachlässigt. Die belgischen Aerzte erkennen in einer Versammlung von Kohlenarbeitern diejenigen, welche in schlecht gelüfteten Werken arbeiten, sogleich an einer grauen Gesichtsfarbe, welche die Vorläuferin des Blutmangels ist. Diese Ursache zu Krankheiten läßt sich beseitigen, andere aber sind in der Natur der Arbeit begründet, so die plötzlichen Uebergänge von heißer in kalte Luft, das beständige Entbehren der Sonne, das Zusammenleben der Arbeiter in engen, dumpfigen, mit Kohlenstaub geschwängerten Räumen. Endlich entwickeln die Lampen einen Ruß, der in die Luftwege eindringt und dort eine eigenthümliche Krankheit erzeugt, welche man in Belgien als mélanose carboneuse bezeichnet. Durch das Arbeiten junger Leute in gebückten Stellungen werden Rückgratskrümmungen bedingt, deren Einfluß auf die Gesundheit ein trauriger ist. Viele Bergleute arbeiten auch zu viel, bis zu siebenzehn Stunden, in welchem Falle sie vierzig Franken die Woche verdienen. Dieser regelmäßigen Arbeit entspricht keine kräftige Nahrung, denn der belgische Kohlengräber genießt selten Fleisch oder Suppe, meistens nur Butterbrot und in der Grube selbst blos Kaffee, oder richtiger einen Abguß, dessen Bestandtheile fast ausschließlich Wasser und Cichorien bilden. Fast alle Arbeiter, auch die Kinder, nehmen in die Grube beim Einsteigen einen Topf mit, in dem sich diese Flüssigkeit befindet. Mit der schlechten Nahrung und der übermäßigen Arbeit wirken die Ausschweifungen zusammen, denen sich die Kohlenarbeiter an Sonntagen hingeben. Sie betrinken sich fast regelmäßig in Bier oder in Genever.

Zur Sparsamkeit und Voraussicht werden diese Arbeiter durch ihr gefährliches Leben nicht aufgefordert, woran hauptsächlich wohl die untergeordnete Stellung, in der sich die Frauen befinden, die Schuld trägt. Man hat für sie die Vorsicht bewiesen, welche sie selbst nicht besitzen, und Hülfs- und Versicherungskassen gegen Unfälle gestiftet, von denen drei im Hennegau und drei in den andern Provinzen bestehen. Im Jahre 1852 haben alle diese Kassen eine Einnahme von 989,369 Franken und eine Ausgabe von 809,401 Franken gehabt. Die verschiedenen Beiträge, durch welche diese Kassen gebildet werden, stehen mit einander in folgendem Verhältniß:

Beiträge der Arbeiter	62,92	von 100.
Zuschuß der Grubenbesitzer . . .	25,73	„ 100.
Verschiedene Einnahmen	6,85	„ 100.
Gaben des Staats	4,50	„ 100.

Aus diesen Kassen werden verstümmelte oder sonst arbeitsunfähige Bergleute, Wittwen und Waisen unterstützt und Verwundete gepflegt. Die Pensionen, welche sie bewilligen, pflegen 180 bis 200 Franken jährlich zu betragen. Auch Unterstützungen für die Erziehung theilt man aus, und eine einzige dieser Kassen verwendete im Jahre 1853 zu diesem Zwecke 12,828 Franken, die an 5363 Kinder gelangten, welche in Freischulen Unterricht erhielten. Diese Schulen werden von Kongregationen geleitet, und der belgische Klerus benutzt sie zur festeren Begründung seiner Macht. Ein Zwang einer der Kassen beizutreten, existirt weder für die Grubenbesitzer noch für die Arbeiter. 1850 wollte das Ministerium einen solchen Zwang einführen, mußte aber den Gedanken aufgeben, da die Opposition die

Freiheit der Industrie gefährdet erklärte. Uebrigens bedarf es auch keines Gesetzes, denn die Unterstützungskassen erfreuen sich eines solchen Beifalls, daß unter hundert Arbeitern kaum zwei oder drei sind, welche sich keiner derselben angeschlossen haben.

Die Arbeitslöhne stehen mit der gefährlichen Beschäftigung des Kohlenarbeiters einigermaßen im Verhältniß und sind im Steigen begriffen. Nach den amtlichen Berichten betrug der Tagesverdienst in den Gruben 1841 bis 1845 für alle Arbeiter, Männer, Frauen und Kinder durchschnittlich 1 Fr. 45 Cent., ging von 1846 bis 1850 auf 1 Fr. 17 Cent. herab und stieg von 1850 bis 1853 wieder. Seit einem Jahre hat die Kohlengewinnung einen Aufschwung genommen, der auf die Arbeitslöhne natürlich von Einfluß gewesen ist. Die Register der vereinigten Kohlenwerke zu Charleroi bezeugen, daß der durchschnittliche Tagelohn, der dort in den Jahren 1848 und 1849 nur 1 Fr. 32 Cent. betragen hatte, im Monat Dezember 1854 die Höhe von 2 Fr. 57 Cent. erreicht hatte. Die Kinder verdienen gewöhnlich 1 Fr., die jungen Leute 2 Fr. und die erfahrenen Arbeiter 3 bis 4 Fr. täglich. Dieser Lohn würde bedeutend zu nennen sein, wenn die Lebensmittel nicht zu theuer wären. Zu den allgemeinen Ursachen dieser Theuerung, welche sich seit länger als einem Jahre überall fühlbar macht, kommen in Belgien örtliche. In den Kohlenbezirken nimmt der Ackerbau erst die dritte oder vierte Stelle ein. Alles, was jung, unternehmend und kräftig ist, geht in die Gruben oder in die Fabriken. Daraus entsteht eine Vernachlässigung des Ackerbaues, welche ihrerseits die Lebensmittel selten und theuer macht.

Die Kohlenarbeiter finden theils in den bestehenden Dörfern Unterkunft, theils bewohnen sie auf der Oberfläche des Bergwerks selbst „Arbeiterstädte", die ihnen von den Eigenthümern erbaut worden sind. Diese eigenthümliche Einrichtung herrscht besonders westlich von Mons. Dort erregt namentlich die Arbeiterstadt Grand-Hornu, die von tausend Menschen bewohnt wird, unser Interesse. Bei dem Anblick der dortigen ungeheuren Arbeitssäle, der mit der Schnur gezogenen Straßen, der 435 Häuser, die sich alle wie ein Ei dem andern gleichen und nur an ihren verschiedenen Nummern zu erkennen sind, glaubt man sich in Cabet's Ikarien versetzt. Die Gleichförmigkeit der Straßen und Häuser, welche letztern sämmtlich aus einem Erdgeschoß und einem obern Stockwerk bestehen, setzt sich in den Möbeln, der Tracht, dem geselligen Leben, beinahe auch in den Gesichtszügen fort. Jedes Haus hat seinen Garten, der eben so groß und mit denselben Bäumen besetzt ist, wie der Garten des Nachbars, von dem ihn eine Hecke oder Mauer trennt. Ein gemeinschaftliches Schlachthaus verkauft etwa 2400 Pfund Fleisch die Woche, wovon die Hälfte auf die Beamten, die Hälfte auf die Arbeiter kommt. Der Fleischer ist aber kein Händler, sondern ein Besoldeter, der für das Gehalt, was er bezieht, verpflichtet ist, die schönsten Thiere zu kaufen und das Fleisch zum Einkaufspreise abzulassen. Ein öffentlicher, von einem Eisengitter umgebener Platz, in dessen Mitte sich ein Kiosk erhebt, dient an den Sonntagen zum Versammlungsplatze. Eine musikalische Gesellschaft, die aus Beamten und Arbeitern besteht, führt hier in der besten Weise Musikstücke aus. Diese Arbeiterstädte bringen nicht nur dem Arbeiter, der hier zu den niedrigsten Preisen eine gesunde Nahrung erhält und für 30 Thaler jährlich sein eigenes Haus hat, sondern auch dem Grubenbesitzer Vortheil. Der letztere zieht die Hausmiethe gleich am Wochenlohn ab und hält die besten Arbeiter zusammen. Glücklicher Weise sind die echt philantropischen Unternehmungen auch stets von materiellen Vortheilen für alle Theile begleitet, leider erkennt man diese Wahrheit aber noch nicht genug, so vielfältig sie sich auch offenbart.

So blühend die belgischen Kohlenwerke sind, so jung sind sie auch. Noch vor dreißig Jahren flößte die Industrie der Kohlenwerke den Kapitalisten nicht das geringste Vertrauen ein. Man erinnert sich im Hennegau noch, daß die Arbeiter an vielen Orten in Aktien bezahlt wurden. Diejenigen, welche ihre Aktien auf-

bewahrt haben, sind heute reiche Bergwerksbesitzer, aber in jener Zeit stand dieses Papiergeld durchaus nicht in Gunst. Einige dieser Aktien, welche gegenwärtig einen Werth von 100,000 Franken haben, verkaufte man für ein Paar Gulden, andere wurden in der Schenke verspielt oder dienten zur Bezahlung der Zeche. Damals scheint die Vergesellschaftung die ursprüngliche Form des Betriebs der Werke gewesen zu sein. Einige dieser alten Gesellschaften haben sich bis auf den heutigen Tag erhalten. Die Gesellschafter, fast lauter Arbeiter, versammeln sich, Männer, Frauen und Kinder, alle vierzehn Tage, um die Einnahmen zu vertheilen und andere Geschäfte zu erledigen. Die Versammlung endet regelmäßig mit einem gemeinschaftlichen Mahle. Gegenwärtig drängen sich die großen Kapitalien eben so eifrig zur Ausbeutung der Kohlenwerke herbei, als sie dieselben früher vorsichtig vermieden. Diese Veränderung hat die Produktion nicht weniger gesteigert, als sie den Kapitalisten Nutzen gebracht hat. Es giebt, um ein Beispiel anzuführen, ein großes Werk, welches täglich 10,000 Franken verdient und seinen Theilhabern am Schlusse des Jahres eine Dividende von drei Millionen Franken auszahlt. Eine einzige Thatsache wird genügen, den Beweis zu liefern, welchen Aufschwung die Kohlenindustrie in den letzten Jahren genommen hat. Im Jahre 1839 gab es laut amtlichen Ausweisen in der Provinz Hennegau 297 Dampfmaschinen, welche eine Kraft von 12,855 Pferden darstellten. Am Ende des Jahres 1853 zählte man 891 Dampfmaschinen mit 41,422 Pferdekraft. 1839 gewann man im Hennegau 2,599,011 Tonnen, 1853 aber 5,482,771 Tonnen, welche einen Gesammtwerth von 47,800,280 Franken hatten.

Dieses große Gedeihen erzeugt eine Gewinnsucht, welche der Steinkohlenindustrie verderblich werden könnte. Die Grubenbesitzer haben ihre Kohlen so bedeutend im Preise gesteigert, daß die Fabriken, welche ihre Abnehmer sind, darunter leiden. Bereits haben mehrere Glashütten ihre Arbeiten eingestellt, und noch viele andere Fabriken werden nachfolgen, wenn die Bergwerksbesitzer nicht zu der Einsicht gelangen, daß alle Industrien solidarisch verbunden sind, und daß die Kohlenwerke nicht etwa gewinnen, wenn sie die Fabriken, von denen sie leben, durch hohe Preise unterdrücken. Einige belgische Nationalökonomen dringen in die Regierung, die Anmaßungen der Grubenbesitzer dadurch zu zügeln, daß ein Verbot der Kohlenausfuhr erlassen, oder ein starker Ausgangszoll erhoben wird. Bis jetzt hat die Regierung beide Maßregeln verweigert.

Lady Blessington *), weniger als Schriftstellerin merkwürdig, als durch ihre vornehmen Verbindungen und durch ihr Modeleben der Aufmerksamkeit ihrer Landsleute empfohlen, hieß mit ihrem Mädchennamen Margarethe Power, oder bei ihren Verehrern auch wohl la belle Marguerite. Sie wurde im Jahre 1790 geboren, und zwar zu Knockbrit bei Clonmel in der Grafschaft Tiperary, dem damaligen Wohnsitz ihres Vaters, eines Landjunkers aus dem vorigen Jahrhundert, der zu den schlimmsten Exemplaren dieses bösen Geschlechts gehörte. Früher ein unzufriedener Katholik, trat dieser Mann zu der Staatskirche über und zeichnete sich im öffentlichen Leben, namentlich in der Periode der sogenannten irischen Rebellion, eben so sehr durch seine Verfolgungssucht aus, wie im häuslichen Leben durch seine Verschwendungen und seine Tyrannei. Sein Erbgut war bald verthan, aber das hinderte ihn nicht, in Saus und Braus fortzuleben. Von Gläubigern bedrängt und oft mit seinem Unterhalt auf das angewiesen, was seine Flinte ihm lieferte, verschaffte er sich doch stets neuen Kredit und gab glänzende Gesellschaften. In diesem übertünchten Elend wuchs die „schöne Margarethe“ auf,

---

*) Die „Ergänzungsblätter“ haben in Bd. 5, S. 416 eine kurze Notiz über Lady Blessington gebracht. Damals konnten wir über ihr Leben sehr wenig mittheilen und mußten uns in der Hauptsache auf eine Angabe ihrer Werke beschränken, jetzt ist aber in drei dicken Bänden ihre Biographie erschienen (Dr. Madden, The Literary Life and Correspondence of the Countess of Blessington) und darum kommen wir auf die Dame zurück.

und war kaum funfzehn Jahre alt, als sie der Gegenstand der gemeinsten Spekulation wurde. Der Vater verkaufte sie an einen wohlhabenden Offizier, Hauptmann Farmer, ohne an das Loos einer Tochter zu denken, die sie einem rohen, Anfällen von Raserei unterworfenen Mann vermählten. Der jetzige Generalissimus Lord Hardinge, damals Hauptmann, wohnte der Trauung als Zeuge bei. Die Ehe gestaltete sich noch übler, als sich unter solchen Verhältnissen erwarten ließ. Der Mann war fast täglich betrunken, und die Frau entschädigte sich für den Umgang mit einem solchen Menschen durch zärtliche Verbindungen, die zuweilen den Charakter einer criminal conversation, zu deutsch eines Ehebruchs, angenommen haben mögen. Der Mann erhielt in seinen nüchtern Augenblicken von dem Lebenswandel der Frau mehr als eine Ahnung und rächte sich auf seine Weise. „Er mißhandete sie oft körperlich", erzählt der Biograph Dr. Madden, „schlug sie ins Gesicht, kniff sie, bis ihre Arme blau und schwarz wurden, und schloß sie, wenn er ausging, ohne Nahrung ein, so daß sie manchmal dem Verhungern nahe war."

Im Jahre 1817 fand dieser Gatte einen seiner würdigen Tod: er fiel im Rausche die Treppe hinab und brach den Hals. Lange vorher war ihm schon seine Frau davon gelaufen. Anfangs wohnte sie im elterlichen Hause, und zwar auf eine Art, daß ihr Oheim seinen Töchtern den Umgang mit ihr verbot, dann zog sie elf Jahre lang umher, theils in Irland, theils in England, „einsam aber nicht allein." Ein Jahr nach dem Tode ihres Mannes (1818) machte der Graf Blessington ihre Bekanntschaft und bot ihr, durch ihre Liebenswürdigkeit gefesselt, seine Hand an, obgleich sie damals, wie alle Zeit vorher, in zarten Banden gefesselt lag. Nach allem zu urtheilen, war der Verstand des Grafen geringer, als sein Vermögen, welches selbst in England ein beträchtliches hieß. Er besaß nämlich zwei fette Sinekuren, ein Einkommen aus seinen Gütern von 210,000 Thalern und außerdem einen hübschen Schatz, den er sich erspart hatte. An dem Arme dieses Gatten konnte Lady Blessington das Leben führen, das ihrem Geschmack zusagte. Sie wurde die Lady Montague ihrer Zeit und versammelte alles um sich, was es in der Hauptstadt an modischer Vornehmheit gab. Königliche Prinzen und Herzoge, Peers und Minister, Whigs und Tories strömten ihrem Palast am Jakobsplatze zu, den sie mit fürstlicher Pracht eingerichtet und mit den solidesten Vorzügen, welche Küche und Keller darzubieten vermögen, ausgestattet hatte. Aber nicht blos Modeherren, sondern auch geistig bedeutende Männer, Graf Grey, der Vater der Reform, Thomas Moore und andere Staatsmänner oder Dichter, kehrten gern und häufig bei ihr ein. Zwischendurch machte sie mit ihrem Gatten Reisen, namentlich nach Italien, wo sie mit Byron und Shelley bekannt wurde. Zu einem höheren Lebenston wurde sie durch diesen Umgang nicht erhoben. Die Freundin von Byron und Shelley verließ Rom, weil sie in der ewigen Stadt keine Küche, keine Modehandlung und keine häusliche Einrichtung nach ihrem Geschmack fand.

In diesem Leben verschwand das kolossale Vermögen des Grafen Blessington bis auf den dritten Theil. Kurz vor seinem Tode, der im Jahre 1829 erfolgte, verheirathete er seine Tochter erster Ehe mit dem Grafen d'Orsay. Diese Ehe wurde durch den Zwang, den man bei ihr gegen die arme funfzehnjährige Braut anwendete, zu einem würdigen Seitenstück der eigenen Vermählung der Lady Blessington. Graf d'Orsay war wenig mehr, als ein ausgemachter Geck, für den auf der Welt weiter nichts Geltung hatte, als der Schein und der Verkehr in der sogenannten Gesellschaft. In dieser verstand er übrigens zu glänzen, denn er übte alle sieben freien Künste aus, spielte einige Instrumente, malte, meißelte kleine Bildsäulen für Nipptische, komponirte und war als „superber Dichter" bei der Anfertigung von Stammbuchversen und von Sinnsprüchen für Damenstrumpfbänder sehr gesucht. Uebrigens war er auch Politiker und gehört, nebenbei bemerkt,

zu den nicht wenigen Rettern der Gesellschaft, welche von sich rühmen, daß der jetzige Kaiser der Franzosen nur ihrer Beihülfe seinen Thron verdanke.

1829 starb Graf Blessington, und da aus den Trümmern seines Vermögens dem Grafen d'Orsay bei dessen Verheirathung mit der einzigen Tochter noch ein Heirathsgut von 700,000 Thalern ausgezahlt worden war, so blieb der trauernden Wittwe nur ein winziges Einkommen von 14,000 Thalern jährlich. Natürlich konnte sie mit einer solchen Kleinigkeit nicht auskommen und gerieth in wirkliche Noth. Sie begann jetzt ihr schriftstellerisches Talent auszubeuten und soll sich, wie wenigstens ihr Biograph versichert, ein jährliches Nadelgeld von 14,000 Thalern und mehr erschrieben haben. Von 1831 an lebte ihr Herzensfreund, Graf d'Orsay, fortwährend bei ihr, und beide machten auf dem Seymour-Platze, später in Gore-House, wieder ein glänzendes Haus. Die Klasse ihrer Besucher war allerdings eine andere, denn statt der königlichen Prinzen, Herzöge und Minister stellten sich jetzt Zeitungsschreiber, Buchhändler und reisende Schriftsteller ein. Die Gastfreundschaft wurde gewissermaßen zum Geschäft; die Gäste hatten die Verpflichtung, den Ruf der Wirthe zu verbreiten, und thaten dies mit solchem Eifer, daß Lady Blessington in kurzer Zeit zu einer „gefeierten Schriftstellerin" wurde. Das Publikum nahm die Novellen, Romane und Lebensbilder der Blessington wohlgefällig auf. Die Dame war ja vornehm und schilderte die kleinen Größen und großen Kleinigkeiten des high life, in dem sie sich so heimisch fühlte, mit unleugbarer Wahrheit und Geläufigkeit. Man las diese gefälligen Nichtigkeiten, die unter den schwächlichen Salonsnovellen jener Zeit einen der letzten Plätze einnehmen, in der ganzen Welt. Tauchnitz hat seiner Sammlung brittischer Schriftsteller nicht weniger als acht Bände der Blessington einverleibt*), in Amerika ist die Dame durch Willis ausposaunt worden.

Wie ihr früheres Vermögen, so reichte auch ihr jetziges mit allem schriftstellerischen Nebenerwerb nicht zu. Sie und ihr unzertrennlicher Genosse Graf d'Orsay gelangten nur zu bald an die Hefen des Lebenskelches, dessen Inhalt sie sich etwas zu berauschend zusammengesetzt hatten. Der Biograph Madden giebt ausführlich an, wie die Katastrophe eintrat. Im Frühjahr 1849 erfolgte, was lange gedroht, der Zusammensturz der kleinen Hofhaltung von Gore-House. Zahlreiche Kreditoren, Geldverleiher, Juweliere, Spitzenhändlerinnen, Steuereinnehmer, Gaskompagnie-Agenten u. s. w. liefen auf einmal Sturm mit ihren Forderungen. Dazu kam ein Exekutionsdekret wegen einer Schuld von 4000 Pfd. St., blos für unbezahlte Seidenwaaren. Schon zwei Jahre lang hatte Lady Blessington in beständiger Angst gelebt, daß ein Gerichtsbote mit einer Exekution ihr ins Haus kommen möchte, und bei dem Einlaß von Fremden mußte, sowohl an dem äußern als an dem innern Thor ihrer Wohnung, Tag und Nacht die größte Vorsicht beobachtet werden. Schon lange war auch Graf d'Orsay in fortwährender Besorgniß, verhaftet zu werden, und mußte sich daher auf das Haus und dessen Garten beschränken, ausgenommen an Sonntagen, und ein gelegentliches Hinausschleichen in der Abenddämmerung. Alle diese Vorsichtsmaßregeln wurden endlich vereitelt durch die Schlauheit eines Scheriffsdieners, der sich verkleidet ins Haus stahl, und zwar auf eine possierliche Art, welche sonderbar mit der Entwicklung eines nur zu ernsten und traurigen Drama's kontrastirte. Lady Blessington hatte kaum durch einen vertrauten Diener Kunde erhalten, daß das Gericht im Hause sei und Pfändung auf ihr Eigenthum gelegt hatte, so eilte sie zu dem Grafen, um ihn zur schnellsten Abreise zu vermögen. Er war anfangs ungläubig, und sagte ein- um das anderemal „Bah"; in der Stille des Morgens aber reiste er mit einem einzigen Koffer und einem Bedienten ab nach Paris, und so schloß das Londoner Leben

---

*) Diese Romane und Novellen sind: Meredith, Strathern, Memoirs of a Femme de chambre, Marmaduke Herbert und Country Quarters.

des Grafen d'Orsay. Die Lady blieb vorläufig zurück, und ihre ganze fahrende Habe wurde von Gerichtswegen verkauft, dann folgte sie dem Freunde, und hatte in Paris bereits wieder angefangen sich auf Kredit glänzend einzurichten; aber eine Herzkrankheit befreite sie schon im Juni desselben Jahres von der chronischen Krankheit ihres Lebens.

Lady Blessington war unbedingt besser, als Graf d'Orsay, der ihr inzwischen im Tode nachgefolgt ist und an ihrer Seite in einem prächtigen Mausoleum ruht, aber doch ein leichtsinniges, durch schlechte Erziehung und die Eitelkeit der Welt verdorbenes schönes Weib, wenn auch nicht ohne Talent und einzelne bessere Eigenschaften des Gemüths. Ihre gesellschaftlichen Zaubereien bestanden, scheint es, zunächst in einem lachlustigen heitern Humor, in der Kunst geschickt zu schmeicheln, die Schwächen und Eitelkeiten ihrer Gäste auszuholen und sich ihnen anzuempfinden. Der Biograph rühmt die ausnehmende Feinheit und Zartheit der beiden Personen im geselligen Verkehr; aber die Skizzen, die er von den Unterhaltungen im Gore-House giebt, drehen sich größtentheils um den keineswegs zarten Kunstgriff, einen aus der Gesellschaft zur Zielscheibe geheimen Spotts für die andern zu machen. So mußte sich z. B. ein unglücklicher Franzose, ein gewisser Monsieur Julien, welcher der ersten französischen Revolution „beigewohnt", und sich den weiland Sekretär Robespierre's nannte, wiederholt auf solche Weise mißbrauchen lassen, und dieser banale Spaß, wie ihn Madden erzählt, war ein gar armseliger. Der Spaß bestand darin, daß der edle Graf oder die Lady, so oft ein neuer Besuch eingeführt war, den Franzosen veranlaßte, ein larmoyantes Gedicht „Mes Chagrins Politiques" mit noch larmoyanterer Stimme vorzutragen. Graf d'Orsay heuchelte dann die tiefste Ergriffenheit, und die Dame hielt ein Sacktuch vor die Augen, als ob sie weinte, während sie darunter weg der Gesellschaft schalkhaft zulächelte, und diese mühsam das Lachen verbiß. Der chagrinirte Poet aber las sich in eine immer tiefere Rührung über seine Verse hinein, und — das war der Spaß.

Aimable Jean Jacques Pelissier, der jetzige Oberbefehlshaber der Franzosen in der Krim, wurde am 6. November 1794 zu Maromme, im Arrondissement von Rouen, Departement der untern Seine, geboren und besuchte das Lyceum zu Brüssel. Nach dem Moniteur de l'Armée trat er am 12. Juni 1814 als Zögling in die Artillerieschule von La Fleche, aus dieser in die Militärschule von St. Cyr und zu Anfang 1815 als Secondelieutenant in die Artillerie des königlichen Hauses, aus der er am 10. April 1815 in das 57. Linienregiment versetzt wurde, einen der wenigen Truppenkörper, welche während der hundert Tage nicht zum Schlagen kamen. Nach der Besiegung Napoleons zur Verfügung gestellt, wurde er nach kurzer Zeit wieder angestellt und bald darauf, nachdem er seine Prüfung glänzend bestanden hatte, in den Generalstab aufgenommen. Von 1819 bis 1823 stand er, theils als Regimentsadjutant, theils als Lieutenant erster Klasse, bei den Husaren der Meurthe. Der Feldzug nach Spanien war sein erster, und er machte ihn im Generalstab mit. Mit dem Kreuz der Ehrenlegion und dem Ferdinandsorden belohnt, begleitete er 1828 den General Durrieu als Adjutant nach Griechenland und holte sich von dort das Ludwigskreuz und den Erlöserorden.

1830 betrat er in Bourmont's Gefolge zum ersten Male den Boden von Algier und wurde im gleichen Jahre Major im Generalstab und Offizier der Ehrenlegion. Er diente darauf in Frankreich im Generalstabe bis 1839, wo er als Generalstabschef von Schramm wieder nach Algier kam und dort vierzehn Jahre blieb. Im Jahre 1845 befehligte er ein Regiment und diese Periode war es, in der er jenen Zug nach dem Dahra unternahm, welcher einen allgemeinen Schrei des Entsetzens hervorrief, da Pelissier in einer Höhle zwischen 800 und 1000 Feinde vom Stamme der Uled-Ria durch Rauch erstickte. Das Dahra ist ein sonderbares Land — eine weite Ebene, übersäet mit schrecklich zerissenen Ber-

gen, die im allgemeinen die Gestalt von Kegeln haben und mit Feldern von außerordentlicher Fruchtbarkeit umgeben sind. Man baut daselbst Getreide, Wein, Obst. Die Wohnhäuser sind bequem, wohl gebaut, mit Gärten umgeben, das Volk genießt einen großen Wohlstand. Zwei dieser Kegel hat die Natur verbunden durch eine ungefähr 100 Meter breite Felsenmasse, die sich durch eine sehr tiefe Schlucht hinzieht, und die man die Kantara nennt. Sie bildet eine der beträchtlichsten Grotten des Dahra, und zur Türkenzeit hatten die arabischen Stämme oft daselbst eine Zuflucht gefunden gegen die Tyrannei. Die Kantara hat auf einer Seite zwei Eingänge über einander, auf der andern Seite nur ganz enge Spalten. Der Obrist Pelissier ließ die Kolonne vor den Oeffnungen lagern. Ein lebhaftes Gewehrfeuer ging daraus hervor, man antwortete mit Haubitzengranaten und Flintenschüssen, ein wenig aufs Geradewohl, denn das Auge drang nicht in diese Dunkelheit. Die Truppen waren mittlerweile beschäftigt, Faschinen zu binden, Strohbüschel zu sammeln. Doch dachte Pelissier an nichts weniger, als ein Tausend Araber, die man in diesem Souterrain blokirt wußte, mit Rauch zu ersticken oder zu verbrennen. Das Werk begann. Die brennbaren Stoffe wurden in die Schlucht geworfen, angezündet und der Brand unterhalten bis zum Abend. Dies geschah am 18. Juni. Am Morgen des 19. wagten sich Araber aus der Grotte, sie hörten die Vorschläge des Obristen. Man ließ sie das Lager durchschreiten, sie konnten diese unermeßlichen Haufen Brander, die bereit gehaltenen Fackeln sehen. Sie kehrten in die Grotte zurück, um mit Weibern, Kindern und Habe zu sterben. Die Bedingungen Pelissier's hatten ihnen zu hart erschienen. Dann begann wieder das Feuer: es dauerte den ganzen Tag von 2 Uhr an, und wurde in der Nacht fortgesetzt. Die Soldaten wurden frohnweise verwendet, es war für sie eine gräßliche Arbeit inmitten des Geschreies und Getöses im Innern, lange erhob sich eine zweifache Feuersäule vor den Oeffnungen der Höhle, am Morgen des 20. war nichts mehr übrig als ein niedergebrannter Gluthaufen, und auch nichts mehr zu hören. Nun entschloß man sich, in die Höhle einzudringen. Wer schildert das grauenvolle Schauspiel, das sich den Augen darbot! Die Thiere, rasend gemacht, niederrennend, was ihnen in den Weg kam — Männer, Weiber fortstürzend zur Flucht, erstickt, ohnmächtig. Man mußte zwanzig Schritte über Todte und Sterbende gehen. Tausend Personen waren zusammengepreßt in diesen Kanal ohne Ausgang. Im Hintergrunde fand man aufrecht stehende Leichen mit dem Gesicht gegen die Spalten zu, um Luft zu erschnappen. Ungefähr siebenzig waren noch am Leben, sie starben aber, wie man sie hinausbrachte. Andere wurden von niederfallenden Felsenstücken zermalmt, welche die Hitze abgelöst hatte. Eine große Zahl hatte Yataganstiche und die Spuren tiefer Wunden. Ohne Zweifel hatte ein schrecklicher Kampf stattgehabt inmitten dieser tiefen Nacht.

So unverantwortlich diese Handlung zu sein scheint, fand sie doch ihre Vertheidiger, und unter diesen den Generalstatthalter Bugeaud selbst. Man führte an, daß Pelissier parlamentirt, bei dem Versuch, den Feind aus der Höhle zu treiben, Leute verloren habe, und setzte hinzu: „Welchen Entschluß kann er ergreifen? Soll er vor der Höhle bleiben und die Araber durch Hunger bezwingen, dabei seine eigenen Leute den Beschwerden der Hitze und der Erschöpfung seiner Vorräthe aussetzen? Soll er sich zurückziehen, seine Operationen fortsetzen und dann im Rücken 800 Feinde behalten? Keines dieser Auskunftsmittel war zulässig. Er sinnt daher auf ein anderes Verfahren zur Besiegung des Feindes; er läßt Faschinen sammeln und zündet sie am Eingange der Höhle an, und als sie eine Zeit lang gebrannt, schickt er Parlamentäre ab — man empfängt sie mit Flintenschüssen. Diese Antwort bewies keine große Niedergeschlagenheit des andern Theils; er glaubt, die Wirkung des Rauches habe Niemand eingeschüchtert, er läßt das Feuer vergrößern und erwartet den folgenden Tag, um neuerdings zu parlamentiren. Schweigen und Stille ließ ihn glauben, seine Operation habe keinen Erfolg, denn er konnte nicht wissen, was im Innern vorging. Hier hatten Weiber und Kinder,

Greise und Schwachmüthige das Herausgehen verlangt und sich Bahn zu brechen gesucht, um sich lieber zu unterwerfen, als eines gewissen Todes zu sterben. Offenbar handelten diese im Sinne des Obristen Pelissier und des gesunden Menschenverstandes. Allein neben dieser Mehrheit, die ihrem natürlichen Instinkte folgte, gab es eine bis zum Märtyrthum exaltirte Minderheit, die entschlossen war, jede Unterhandlung zurückzuweisen und zu sterben. Diese thatkräftigen Männer stellen sich an den Eingang und empfangen mit Yataganhieben alle, welche nachgeben und sich unterwerfen wollen; inmitten des Kampfes füllt sich die Höhle mit Rauch, der, anstatt das Mittel zur Unterwerfung zu werden, den Tod bringt und Niemanden verschont. Tags darauf wollte man abermals parlamentiren — da waren nur noch Leichname da, Rede zu stehen."

1848 erhielt er als Generalmajor das Kommando der Division von Oran und 1850 wurde er Divisionsgeneral. Dreimal war er interimistischer Statthalter von Algier, zweimal wurde er dort vor dem Feinde verwundet. Seine glänzendste Waffenthat ist die Wegnahme von Laghuat mit stürmender Hand. Während Randon, der damalige Statthalter, in Paris die Bildung einer Armee von 30,000 Mann betrieb, weil er zur Bezwingung der Wüstenstadt so vieler Leute zu bedürfen glaubte, brach Pelissier auf eigene Faust mit 6000 Mann auf und trieb den Feind zu Paaren. Die ganze Unternehmung wurde mit bewunderungswürdiger Energie durchgeführt, namentlich der Doppelsturm, der die Franzosen zu Herren der Stadt machte. Als der Kampf noch fortdauerte, berichtete Pelissier schon an den Kaiser und schaltete die Erzählung ein: „Das Fußvolk metzelt die letzten Vertheidiger nieder, die Reiterei haut alles zusammen, was aus dem Umkreis der Palmbäume zu entfliehen sucht; nicht ein einziger dieser Fanatiker wird entkommen. Ich kenne das Loos des Scherifs noch nicht, aber man wird ihn ohne Zweifel unter den Leichen suchen müssen." Dort suchte und fand man den Scherif wirklich. Ein Jahr später, am 24. Dezember 1853, wurde Peliessier zum Großkreuz der Ehrenlegion ernannt, und am 10. Januar 1855 trat er an die Spitze des ersten Korps der orientalischen Armee. Da Canrobert die von ihm erwartete Energie nicht bewährte, legte der Kaiser am 16. Mai 1855 den Oberbefehl über das Heer in der Krim in die Hände des Siegers von Laghuat.

Pelissier hat lange Zeit im Fußvolk und in der Reiterei, eine kürzere Zeit auch in der Geschützwaffe, gedient, und ist jedenfalls ein erfahrener Generalstabsoffizier. Er ist ein Soldat aus der Bugeaud'schen Schule, im Heer sehr beliebt, weil er tapfer und energisch ist bis zur vollständigen Rücksichtslosigkeit, weniger bei den Offizieren, weil er diesen häufig so abstoßend hochfahrend gegenübertritt, daß z. B. die Stellung seines Adjutanten eine höchst peinliche ist. Indessen andererseits imponirt ihm auch die Energie bei andern. Als er einst einen neuen Adjutanten nahm, erklärte dieser ihm ohne Hehl, er rechne sein Vertrauen sich zur höchsten Ehre, aber er werde, wenn je gegen ihn die Rücksicht aus den Augen gesetzt werden sollte, die er als Offizier anzusprechen habe, ihm eine Kugel durch den Kopf jagen. Der General und sein Adjutant standen seitdem im besten Vernehmen. C'est un bon b-g-e, sagte Pelissier, et nous avons fait très bon ménage ensemble. Er pflegt den Feind nicht blos zu schlagen, er liebt es, ihn zu vernichten, und er scheut vor keinem Mittel zu seinen Zwecken zurück. Wo andere überlegen, hat er schon gehandelt.

Unter Verantwortlichkeit des Ergänzungsblätterverlags in Meißen. — Redakteur Dr. Fr. Steger.
Druck von A. E. Gato in Meißen.

Die Presse der Vereinigten Staaten. I. Die große nordamerikanische Republik ist das einzige Land der Welt, wo die Zeitungspresse nicht lange und peinliche Kämpfe zu bestehen gehabt, wo sie ihre Popularität und ihren Einfluß nicht um den Preis der Verfolgung errungen und sich frühzeitig und fast ohne Widerstand in den Volkssitten festgesetzt hat. Darum hat Nordamerika mit die ältesten Zeitungen der Welt, Blätter von einem mehr als hundertjährigen Alter. Die Schwierigkeiten, mit denen die dortige Presse zu kämpfen hatte, waren zumeist materieller Natur, wie sie sich in einem neuen Lande zeigen mußten, wo alles zu schaffen war und wo überdies ein eifersüchtiges Mutterland jeden Keim der Industrie zu ersticken suchte, um die Bevölkerung auf den Ackerbau zu beschränken. Ungeachtet dieser Hindernisse erhielten die Kolonien schon in den ersten Jahren des achtzehnten Jahrhunderts, also in einer Zeit, wo die englische Presse nach dem langen Druck der Stuarts sich eben erst zu entwickeln anfing, periodische Blätter, worin der beste Beweis für die geistige Thätigkeit der entstehenden Gesellschaft und für die Schnelligkeit liegt, mit der sich die Gedanken und Gewohnheiten des Mutterlandes nach dem amerikanischen Festlande verbreiteten. Die Gesammtbevölkerung der Pflanzungen, wie man damals sagte, belief sich in jener Zeit auf 200,000 Seelen, aber diese Seelenzahl war auf eine Küstenstrecke von dreihundert Stunden vertheilt, und spaltete sich in zehn oder elf Kolonien, von denen einige noch im Kindheitszustande waren, und die eben so viele besondere Gesellschaften bildeten, getrennte Verwaltungen hatten, unter abweichenden Gesetzen standen und fast keine Verbindung mit einander besaßen. Die Kolonien von Neuengland, welche die beträchtlichste Gruppe bildeten, hatten zusammen 80,000 Einwohner, Boston, nach der Zahl seiner Bürger, der Ausdehnung seines Handels und des Reichthums seiner Hülfsquellen die erste aller amerikanischen Städte, nur 8000. Außerdem war die Bevölkerung dünn gesäet, arm und der unentbehrlichsten Industrien beraubt. Eine Zeitung kann ohne Druckerei nicht bestehen, und nichts war leichter, als die Zahl der damaligen amerikanischen Pressen zu zählen. Virginien, die bevölkertste und reichste Kolonie, hatte 1731 eine einzige Presse, und die Mehrzahl der Niederlassungen erhielt erst gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts Druckereien. Die ersten amerikanischen Drucker lernten nicht blos alle in London, sondern erhielten von daher auch ihr Material und ihre Typen. Franklin ist der einzige Amerikaner, der vor der Revolution dahin gelangte, Typen gießen zu können.

Außer Druckereien bedarf die Zeitungspresse auch Posten. Die erste Druckerei hatte die Hochschule Cambridge; ein Geistlicher Johann Glover schenkte die Typen, Kaufleute von Amsterdam und Kolonisten gaben so viel Geld, daß eine Presse gekauft werden konnte. (1638.) Stephan Daye, der erste amerikanische Drucker, unterlag dem Klima, auf ihn folgte Thomas Green, dessen Sohn Bartholomäus und dessen Enkel die neue Kunst in ganz Neuengland verbreiteten. Die Familie Campbell richtete den ersten Postdienst ein. Bis zur Regierung Wilhelms III. beobachtete man in Boston das Verfahren, daß die von Schiffen aus Europa überbrachten Briefe auf der Börse auf einen Tisch geschüttet wurden, wo sich Jeder nahm, was ihm gehörte. Regelmäßige Verbindungen zwischen den einzelnen Kolonien gab es gar nicht. 1693 richtete der Schotte Duncan Campbell in Massachusetts einen Postdienst ein, doch ohne Vortheil davon zu haben, wie sich daraus schließen läßt, daß sein Nachfolger Johann Campbell 1703 von der Kolonialversammlung Maßregeln für die Sicherung seines Monopols und eine jährliche Geldunterstützung verlangte. Derselbe Johann Campbell war der Gründer der ersten nordamerikanischen Zeitung. Durch den berühmten Prediger Johann Cotton war in Boston die Sitte aufgekommen, daß jeden Donnerstag

die Bibel erklärt wurde, und diese Lesetage hatten solchen Anklang gefunden, daß der Rath Donnerstags einen Freimarkt für die zahlreich zuströmenden Kolonisten errichtete. An diesem Tage ließ man auch die Post nach den andern Kolonien abgehen. Dieser Zusammenfluß von Menschen gab Johann Campbell, der alle Nachrichten aus Europa und den Kolonien zuerst erhielt, den Gedanken ein, am Donnerstag eine Zeitung erscheinen zu lassen und durch sie den Ausfall, den die Post noch immer ergab, zu decken. Sein Blatt sollte die Erlasse der Behörden, die in den Niederlassungen umlaufenden Gerüchte und den Inbegriff der europäischen Nachrichten enthalten. So entstand das erste amerikanische Blatt, der Boston News-Letter. Bartholomäus Green war der Drucker, der Papierhändler Nikolaus Boone besorgte in einem der Kirche, wo die Donnerstagspredigten gehalten wurden, gegenüber liegenden Laden den Verkauf. Die erste Nummer erschien am 24. April 1704. Die Blätter sind mit Zahlen versehen und folgen sich regelmäßig von Woche zu Woche, aber das Format wechselt beständig von Folio zu Quart und selbst zu Oktav. In Nummer 577, die vom 2. Mai 1715 datirt, giebt Campbell den Grund offen an. „Wenn der Herausgeber", sagt er, „eine angemessene Ermuthigung erhielte, sei es nun durch eine Unterstützung, oder durch eine zureichende Zahl von Unterschriften, für das ganze Jahr gültig, so könnte er wöchentlich ein ganzes Blatt geben, aber da es ihm an solchen Ermuthigungen fehlt, so muß er sich helfen, wie er kann." Die Ankündigungen, die sich nach und nach einstellten, machten das Blatt gewinnbringend, so daß Campbell, als er seine Poststelle verlor, seine Zeitung dennoch fortsetzte.

Der Boston News-Letter blieb sechszehn Jahre lang die einzige amerikanische Zeitung. Am 19. Dezember 1719 begann Andreas Bradford, Buchhändler und Postmeister in Philadelphia, den American Weekly Mercury, das erste pennsylvanische Blatt. Am 18. Dezember 1720 erhielt Boston ein zweites Blatt, die Boston Gazette, die später als „Wochenbote, die frischen Nachrichten von jenseits des Meers und aus dem Innern enthaltend" erschien. Auch diese Zeitung beschränkte sich wie der News-Letter auf die dürre Mittheilung von Nachrichten. Sieben Monate später, am 17. Juni 1721, trat die dritte Bostoner Zeitung, der New-England Courant ans Licht. Die Familie Franklin gab ihn heraus und unterschied ihre Zeitung von den beiden andern durch Leitartikel und kurze Abhandlungen über Moral und Literatur. Der berühmte Benjamin Franklin schrieb für die Zeitung, die er setzen und drucken half, Artikel im Geiste Addison's, die er Nachts unter die Thür der Druckerei schob. Als seine Autorschaft entdeckt wurde, trat er in die Redaktion ein. Der Courant erregte bald Anstoß, da er es sich zur Aufgabe gemacht hatte, die unerträgliche, bis in das Innerste der Familien dringende Tyrannei der presbyterianischen Geistlichkeit zu bekämpfen. Einer dieser Geistlichen, Wachse Mather, machte sich zum Ankläger, und die Kolonialversammlung von Massachusetts verurtheilte Jakob Franklin, den verantwortlichen Herausgeber, zu einem einmonatlichen Gefängniß „wegen der Aufnahme von Artikeln, welche freche Bemerkungen über die Regierung Sr. Majestät, über die Verwaltung der Provinz, über das Priesteramt, die Kirchen, die Hochschule enthielten und die Tendenz hätten, den Geist des Lesers zur großen Unehre Gottes und zum Verderben der Seelen mit Eitelkeit zu erfüllen." Da der Courant seinen Ton beibehielt, so verurtheilte dieselbe, gänzlich unbefugte Behörde den widerspenstigen Drucker zur Censur und zu einer auf ein Jahr zu stellenden Kaution für sein Wohlverhalten. Daß sich hier eine gesetzgebende Versammlung richterliche Befugnisse anmaßte, darf uns nicht Wunder nehmen, da man in Neuengland blos das Verfahren des englischen Parlaments gegen die Zeitungen nachahmte. Jakob Franklin machte dieses Urtheil unschädlich, indem er scheinbar die Redaktion niederlegte und das Blatt von Benjamin Franklin unterzeichnen ließ, was noch Jahre lang fortgesetzt wurde, nachdem Benjamin nach London abgereist war, und bis zum Aufhören der Zeitung fortdauerte. Der Courant verschwand

1727, in welchem Jahre Jakob Franklin nach Newport auf Rhode-Island übersiedelte und dort eine Druckerei und ein neues Blatt, die Rhode Island Gazette, gründete. Die von dem Courant gelassene Lücke beeilten sich zwei Zeitungen einzunehmen, das New-England Journal, das sich zum Organ der gerade damals beginnenden methodistischen Bewegung machte und seinen Lesern in der ersten Nummer alle erbaulichen Nachrichten, die sich nur auftreiben ließen, versprach, und der Weekly Rhearsal, der bald darauf in die Hände des englischen Radikalen Thomas Fleet überging und sich in eine Evening Post verwandelte.

Die Bostoner Abendpost blieb das beste amerikanische Blatt, bis Benjamin Franklin 1728 nach Amerika zurückkehrte, um sich in Philadelphia niederzulassen. Er fand dort, wo er sich als Buchhändler, Buchdrucker und Papierhändler einrichtete, den alten American Mercury Bradford's vor, zu dem sich bald Keimer's „Allgemeiner Rathgeber in allen Künsten und Wissenschaften, und pennsylvanische Zeitung" gesellte. Um dieses Unternehmen zu Grunde zu richten, verband sich Franklin mit Bradford und brachte es wirklich dahin, daß ihm Keimer nach drei Vierteljahren seinen „Allgemeinen Rathgeber" u. s. w. und dessen 90 Abnehmer verkaufte. Franklin warf sogleich die lange Einleitung über Bord und behielt nur den Titel „Pennsylvanische Zeitung" bei. Seine Redaktion begann mit der vierzigsten Nummer vom 25. September 1729. Jetzt veränderte sich alles, nicht nur der Inhalt, sondern auch das Papier und der Druck. Die andern Zeitungen wurden auf grauem Papier gedruckt, sahen wegen der schlechten Typen schmutzig aus und wurden durch Massen von Druckfehlern häufig unverständlich. Franklin wählte das feinste Papier, die schönsten Typen, und verwendete auf die Korrekturen die größte Sorgfalt. Die Zeitung erhielt viele Käufer, aber nun weigerte sich Bradford, der zugleich Postmeister war, die Nebenbuhlerin seines Merkurs mit der Post zu befördern, wodurch Franklin nicht blos viele Käufer, sondern auch fast alle Ankündigungen verlor. Seine Klagen bei dem Generalpostmeister hatten indessen den Erfolg, daß er portofreie Postbeförderung erhielt, und zwei Jahre später (1737) wurde er selbst an die Stelle des nachlässigen Bradford gesetzt. Von nun an warf die pennsylvanische Zeitung einen Gewinn ab, der die Grundlage von Franklin's Vermögen wurde. Auch andere, große und kleine Erfolge, erhielt das Blatt. Die pennsylvanische Zeitung that außerordentlich viel zur Beförderung des Unabhängigkeitsgeistes, bewirkte die Bildung der ersten Feuerlöschgesellschaft, setzte das Pflastern von Philadelphia durch und führte zur Gründung des ersten Hospitals. Wenn der Stoff fehlte, was nicht selten der Fall war, so druckte Franklin aus Addison's „Zuschauer" ab, oder schrieb selbst moralische Artikel, philosophische Betrachtungen, Charaktere in La Bruyère's Manier und Aehnliches. Als er 1766 die Zeitung ganz an David Hall abtrat, der sie schon einmal während seiner Abwesenheit geleitet hatte, blieb er mit ihr in literarischer Verbindung. 1740 gab es in Amerika bereits vierzehn Zeitungen. Boston hatte deren fünf, den Boston Weekly News-Letter von Green dem Aeltern, die Boston Gazette von Thomas Green, das New-England Journal von Thomas Green und Kneeland, den Post-Boy, die Zeitung der Post, und die Evening Post von Thomas Fleet. Neuyork hatte zwei Blätter, die Gazette und das Journal, Maryland die in Annapolis von Wilhelm Parker begründete Maryland Gazette, die noch besteht und das älteste aller amerikanischen Blätter ist. Südkarolina hatte eine Gazette in Charlestown, Rhode Island eine in Newport, Virginien eine in Williamsburgh, Pennsylvanien außer Franklin's Zeitung und Bradford's Merkur, aus dem 1742 ein „Pennsylvanisches Journal" wurde, noch die erste deutsch-amerikanische Zeitung, die von Christoph Sauer in Germantown unter dem Namen „Der pennsylvanisch-deutsche Berichter" von 1729 an herausgegeben wurde. Zu dieser deutschen Zeitung kam 1743 eine zweite, Joseph Orell's in Philadelphia gegründetes „Hochdeutsches Pennsylvania-Journal", und 1751 in Lancaster eine, wahrscheinlich von englisch Redenden gestiftete „Deutsch-englische Zeitung für die,

welche beide Sprachen lernen wollen." Diese deutschen Zeitungen, und namentlich Sauer's Berichter, erregten Besorgnisse. 1755 schrieb ein angesehenes Mitglied der Herrenpartei: „Die deutsche Zeitung, welche Sauer in Germantown herausgiebt, wird viel gelesen, regt die Deutschen auf, macht sie den Quäkern freundlich und dem Statthalter und Landtag feindlich. Man hat sie überredet, sie sollten unterjocht, ihre jungen Leute zu Soldaten gezwungen und sie mit Abgaben beladen werden. Früher friedliebend und fleißig, sind sie jetzt übermüthig, halsstarrig und aufrührerisch. In einigen Bezirken bedrohen sie sogar das Leben Derer, welche sich ihren eigenen Ansichten widersetzen, weil man sie lehrt, die Regierung und Sklaverei als ein und dasselbe Ding zu betrachten. Alle, welche nicht zu ihrer Partei gehören, nennen sie Gouverneursleute, und sie halten sich selbst für stark genug, das Land zu ihrem eigenen zu machen."

Von 1740 an nahmen die Freiheitsbestrebungen der Kolonien einen festeren Charakter an und richteten sich auf ein bestimmteres Ziel. Fast in jeder Niederlassung gab es Kämpfe der Volksvertretung mit dem Statthalter, die sich oft durch lange Jahre hinzogen und immer heftiger wurden. Wenn in Pennsylvanien Franklin's Zeitung die Sache der Volkspartei ergriff, so war es in Neuyork das von dem reichen Holländer Rig Van Dam gegründete und von seinem Landsmann Johann Peter Zenger geleitete New-York weekly Journal, das im Gegensatz zu der New-York Gazette (seit 1725), dem Regierungsorgan, die Ansichten der Whigs vertrat. Das Journal nahm vom ersten Augenblick seines Entstehens (1733) eine feindliche Haltung gegen die Regierung an. Der Statthalter und sein Rath empfanden diese Angriffe sehr übel, und die Nummern 7, 47, 48 und 49 wurden verurtheilt, vom Henker verbrannt zu werden. Die Volksvertretung weigerte sich, fernere Maßregeln gut zu heißen, allein nichts desto weniger ließ der Statthalter 1734 den Herausgeber ins Gefängniß werfen und leitete einen Prozeß wegen Ehrenkränkung und Verläumdung ein. Die ganze Kolonie gerieth in Bewegung, und die Theilnahme stieg, als die Vertheidiger der Angeklagten, Alexander und Smith, weil sie gegen die Kompetenz des Gerichtshofs Zweifel erhoben hatten, vom Amt suspendirt wurden. Die neuen Vertheidiger, Johann Chambers und Andreas Hamilton (der letztere war von Philadelphia herbeigeeilt, um Zenger zu vertheidigen), hatten den vom Statthalter aufgestellten Grundsatz zu bekämpfen, daß die Geschworenen nur darüber, ob Zenger der Herausgeber der fraglichen Artikel sei, zu entscheiden und die Beurtheilung der Strafwürdigkeit den Richtern zu überlassen hätten. Auch der Beweis der Einrede der Wahrheit wurde dem Angeklagten nicht gestattet, aber endlich siegten seine Vertheidiger, und Zenger wurde nach achtmonatlicher Untersuchungshaft freigesprochen. Der Stadtrath von Newyork votirte dem Vertheidiger seinen Dank und ertheilte ihm „wegen seiner muthvollen Vertheidigung der Menschenrechte und der Preßfreiheit" das Bürgerrecht. Das Diplom wurde Hamilton in einem $5\frac{1}{2}$ Unzen schweren goldenen Kästchen überreicht. Auf dem Deckel war das Wappen der Stadt eingegraben mit der Inschrift: Demersae leges, timefacta libertas tandem emergunt, im Innern las man: Non nummis, virtute parator, und vorn am Kästchen standen Cicero's Worte: Ita cuique eveniat, ut de republica meruit. Der Prozeß machte einen solchen Eindruck, daß der Statthalter Morris sechszig Jahre später Zenger's Freisprechung die Morgenröthe der amerikanischen Revolution nannte. Als Zenger 1746 starb, setzte sein Sohn Johann die Zeitung fort. Trotz ihrer Beliebtheit muß er mit ihr schlechte Geschäfte gemacht haben, denn die Nummer vom 25. Februar 1751 trägt folgende Aufforderung an der Spitze: „Die Herren Abnehmer vom Lande werden inständigst gebeten, das rückständige Geld, das sie mir schulden, einzuschicken. Wenn sie nicht pünktlich zahlen, werde ich die Zusendung der Zeitung einstellen und mein Geld auf andere Weise eintreiben. Einige dieser bequemen Abnehmer sind länger als sieben Jahre im Rückstande. Nachdem ich ihnen so viele Jahre gedient habe, glaube ich, ist es Zeit, hohe Zeit, daß sie mir meine

Vorschüsse vergüten, denn die Wahrheit ist, sie mögen mir das glauben, daß ich meine Kleider bis auf den Faden abgetragen habe. N. B. Meine Herren, wenn Sie kein baares Geld haben, so können Sie darum doch an den Drucker denken. Wenn Sie diese Aufforderung gelesen und darüber nachgedacht haben, so sagen Sie mindestens zu Ihrer Frau: „Höre, liebe Frau (ich wende mich hauptsächlich an die Verheiratheten, aber auch die Junggesellen können es sich merken), höre, liebe Frau, wir wollen diesem armen Drucker Mehl und einige Schinken, Butter, Käse und Geflügel schicken.“ Bis dahin bin ich Ihr Diener, Johann Zenger.“ Dieser bewegliche Aufruf half nichts, denn im Laufe des nächsten Jahres mußte Zenger die Herausgabe seines Blattes einstellen. Die übrigen Neuyorker Blätter scheinen nicht besser gestellt gewesen zu sein, wenigstens hielten sich die funfzehn Blätter, die von 1740 bis 1770 in Neuyork herauskamen, gewöhnlich nur ein paar Jahre. Eines derselben, Jakob Parker's Weekly Post-Boy vermehrte die kleine Liste der Zeitungen, welche durch Verfolgungen zu leiden hatten. Parker hatte die in Neuyork allmächtige bischöfliche Kirche beleidigt, was selbst Franklin, so eifrig er die Denkfreiheit in Schutz nahm, eine Dummheit nannte.

Massachusetts, der Ausgangspunkt der Revolution, that sich auch in den vorbereitenden Kämpfen hervor. Die dortigen Whigs waren Republikaner, im Harvard-Kollegium, wo der puritanische Klerus seine Ausbildung empfing, wurden die Werke von Algernon Sidney, Milton und Locke als Lehrbücher benutzt. Zöglinge dieses Kollegiums bildeten in Boston einen Klub, dem Samuel Adams den Gedanken eingab, gemeinschaftlich eine Zeitung herauszugeben. So entstand 1748 der Independent Advertiser, in dessen Namen eine Andeutung liegt, welche durch die Vignette, ein Bild der Freiheitsgöttin, noch verständlicher gemacht wurde. Rogers und Daniel Fowle druckten das Blatt, neben Adams war besonders Jonathan Mayhew für dasselbe thätig. Eine Predigt, die der letztere am Jahrestage der Hinrichtung Karls I. hielt (30. Januar 1750), um die Rechtmäßigkeit jener That zu beweisen, und die im Advertiser nicht blos abgedruckt, sondern sogar mit Lobsprüchen überschüttet wurde, zog dem Blatte eine Anklage zu, in deren Folge der Drucker zu einjährigem Gefängniß verurtheilt wurde. Fowle verließ darauf Boston und gab in New-Hampshire eine Gazette heraus, der Advertiser ging ein, aber nur, um durch die Boston Gazette ersetzt zu werden. Samuel Adams und Mayhew gehörten wieder zu den Mitarbeitern, und mit ihnen traten die tüchtigsten und thätigsten Männer Bostons ein, unter andern Cooper, Jakob Otis, Oxenbridge Thacher, Samuel Dexter, Johann Adams (der spätere Präsident) Jakob Bowdoin, lauter Männer von 1776. Nachdem jetzt die Eroberung des französischen Kanada's die Besorgnisse der Kolonisten vor dem despotischen Nachbar zerstreut und den Schutz des Mutterlandes weniger nothwendig gemacht hatte; trat die Opposition kühner hervor. Die Volksvertretung von Virginien erließ die berühmte Erklärung über die Rechte der Kolonien, die unter den Vorzeichen der Revolution eines der bedeutsamsten ist, und die Presse gab diesem Aktenstück die weiteste Verbreitung. Die Maryland Gazette Karl Carroll's, eines der spätern Unterzeichner der Unabhängigkeitserklärung, druckte die Erklärung zuerst ab und konnte nicht genug Exemplare abziehen, so daß Hunderte von Abschriften gemacht wurden. Die übrigen Zeitungen folgten dem gegebenen Beispiel, und das gerichtliche Einschreiten der Regierung, das namentlich gegen den Newport Mercury versucht wurde, führte zu nichts. Von gleicher geschichtlicher Bedeutung wurden die Artikel, die Johann Adams in der Boston Gazette gegen die Anwendbarkeit des kanonischen und des Lehnrechts auf Amerika abdrucken ließ. Diese Artikel setzten ganz Amerika in Bewegung und erregten selbst die Aufmerksamkeit des englischen Parlaments, wo ein Antrag, den Verfasser zur Verantwortung zu ziehen, nur mit geringer Mehrheit abgewiesen wurde.

Die Einigkeit der Kolonisten verschwand in dem Grade, als der Streit mit dem Mutterlande zu einem offenen Bruch zu führen drohte. Die Regierung fand

jetzt Schriftsteller und Zeitungen, welche ihre Sache mit Muth und Geschick verfochten. In Neuyork vereinigte die von Jakob Rivington gedruckte Royal Gazette, an der der Generaladvokat Seabury, die Geistlichen Samuel Chandler und Johann Bardill, der Präsident Myles Cooper und der ausgezeichnete Redner Isaak Wilkins mitarbeiteten, Kräfte, denen das wieder ins Leben gerufene, jetzt von Johann Holt verlegte und von Mac Dougal geleitete New-York Journal lange Zeit nicht gewachsen war. Als aber Livingston, Jay und vor allen Alexander Hamilton, der nach Washington um die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten die größten Verdienste hat, der liberalen Sache ihre Feder widmeten, kam das New-York Journal entschieden in Vortheil. Der Mittelpunkt der Bewegung blieb immer noch Boston. Die Führer der Opposition von Massachusetts begnügten sich nicht mit den heftigen Philippiken in ihrer Zeitung, mit dem Briefwechsel, den sie zwischen sämmtlichen Kolonien eingeleitet hatten, mit den Umschreiben und Manifesten, die sie ins Publikum schleuderten. Sie veröffentlichten 1768 ein Journal of Occurrences, halb gedruckt und halb geschrieben, das den einzigen Zweck hatte, alle Uebergriffe und kleinen Excesse bekannt zu machen, die sich der Soldaten die beiden in Boston liegenden Regimenter und die Zollbeamten zu Schulden kömmen ließen. Diese Zeitung nahm eine früher von Franklin benutzte Vignette an, eine zerstückelte Schlange mit der Inschrift: Join or die (zusammenstehen oder untergehen). Obgleich die Sprache dieser Whigzeitungen die heftigste war, gab es doch eine Partei, der sie als zu zahm erschien, und diese Ultra's gründeten 1769 den Massachusetts Spy (Spion). Dieses Blatt forderte die gänzliche Unabhängigkeit aller Kolonien, die Absetzung sämmtlicher Beamten und rief fortwährend zu den Waffen. Als die Feindseligkeiten ausbrachen, flüchtete der Spy nach der kleinen Stadt Worcester, wo er nach dem Frieden erlosch, nachdem er den erfolglosen Versuch gemacht hatte, sich in eine Monatsschrift umzuwandeln. Auch die geistesverwandte Essex Gazette, 1768 in Salem von dem Drucker Hall gegründet, mußte 1775, in ein New-England Chronicle verwandelt, in Cambridge Schutz suchen. Wir erwähnen diese Zeitung wegen ihrer Wichtigkeit für die Geschichte der Revolution. Sie enthält die zuverlässigsten, ausführlichsten Berichte aus jener wichtigen Epoche und eine Menge von Thatsachen, die sich sonst nirgends finden. Aus gleichem Grunde nennen wir hier auch die von Thomas und Tinges in Newburyport gegründete Gazette. Schon der Revolutionszeit gehört die von Thomas Payne, dem Verfasser des Common Sense, geleitete und in Philadelphia erscheinende Monatsschrift Pennsylvania Magazine or American Museum an.

Während die Zahl der Oppositionszeitungen schnell zunahm, fehlte es auch der Regierung, selbst in Massachusetts, nicht an Organen. Johann Mein, Buchhändler und Drucker in Boston, verband sich mit einem andern Drucker der Stadt, Johann Fleming, zur Herausgabe des Boston Chronicle, dessen erste Nummer im Dezember 1767 erschien. An Größe des Formats, Schönheit des Papiers und typographischer Ausstattung that es die neue Zeitung allen andern zuvor, und hatte vor den Oppositionsblättern noch den großen Vortheil, daß sie wöchentlich nicht einmal, sondern zweimal erschien. In Folge ihrer Verbindungen mit der Regierung wurde sie über die europäischen Angelegenheiten am schnellsten und besten unterrichtet, und zog auch durch ihre interessanten literarischen Artikel und durch ihre Auszüge aus Büchern an. Sie hatte daher im Anfange einen großen Erfolg. Die Rechte der Krone wurden in ihr mit Geist und Lebhaftigkeit vertheidigt. Die Artikel des Herausgebers und seiner Gehülfen Joseph Green und Samuel Waterhouse, denen sich mehrere junge Offiziere der Bostoner Besatzung zugesellten, sprühten von Geist, aber es fehlte den Herausgebern an Muth. Beide ließen sich durch die Drohungen der Volkspartei einschüchtern und flüchteten, zuerst Mein, dann Fleming. Der von Ezechiel Russel geleitete Censor, der den Chronicle ersetzen sollte, hielt sich blos ein Jahr, und der Regie-

rung blieb kein anderes Organ, als die Massachusetts Gazette der Drucker Mill und Hicks, die jeden Montag erschien. Für dieses Blatt schrieben mehrere hohe Beamte und angesehene Männer: der Rechtsgelehrte Daniel Leonard, der Unterstatthalter Andreas Ollivier, Wilhelm Brattle und der Generaladvokat Jonathan Sewall. Leonard schrieb mit der Unterschrift: Massachusettensis eine Reihenfolge von Artikeln, auf die Johann Adams als Novanglus antwortete. Diese geistreiche Polemik ist als kostbares Dokument der Revolutionsperiode 1823 wieder abgedruckt worden. Das Gefecht von Lexington, wo das erste Blut floß, wurde für die Regierungspresse verhängnißvoll. Von diesem Augenblicke an konnte kein Royalist mehr etwas schreiben, ohne sich der Volkswuth auszusetzen. Wie in Bonston, so wurden auch in Neuyork die loyalen Schriftsteller bedroht. Seinen Gegnern Myles Cooper und Thurman rettete Hamilton das Leben, aber von dem Hause Jakob Rivington's, des Druckers der Royal Gazette, vermochte er die Zerstörung nicht abzuwenden.

Wilhelm Makepeace Thackeray. Der englische Schriftsteller ist der Angehörige eines der größten Staaten der Welt, dessen Polypenarme sich über alle Theile der bewohnten Erde ausbreiten, und lebt in einer derben Realität, die seinem Streben bald einen festen, ja goldenen Boden unterbreitet, in einem bewegten Leben, das fast von selbst einen weiten Gesichtskreis erzeugt. Unsern Schriftstellern muß nur zu oft die ideale Welt, zu der sie sich von ihrer Phantasie hinauftragen lassen, ersetzen, was ihnen in den engeren Verhältnissen ihrer Heimath fehlt. Eine auf Reisen über Land und Meer verbrachte Jugend, wie sie viele der bessern englischen Schriftsteller hinter sich haben, ehe sie in der Riesenstadt London, die eine Musterkarte aller Nationen und aller Interessen ist, sich niederlassen, ist eine andere Bildungsschule, als das Stillleben, zu dem die große Mehrzahl aller deutschen Schriftsteller „über Büchern und Papier" verurtheilt ist. Gutzkow und Thackeray sind Altersgenossen und stehen sich auch als Schriftsteller durch die Erfindung des Romans „des Nebeneinanders" nahe, aber wie verschieden sind die Schicksale, welche auf ihren Bildungsgang eingewirkt haben! Gutzkow hat eine Jugend verlebt, die wir trotz der glänzenden Farben, die er in seinem Buch „Aus der Knabenzeit" um sie gelegt hat, eine alltägliche und ärmliche nennen müssen, und das erste Ereigniß seines spätern Lebens ist eine politische Verfolgung gewesen. Thackeray hat in Europa und in fernen Welttheilen viel gesehen, viel erlebt, viel erduldet, hat in den Lebenskreisen, die er uns in seinen Romanen so drastisch schildert, wirklich verkehrt und hat „Weltfahrten gemacht", nicht winzige, wie Theodor Mundt sie uns mit Selbstgenügsamkeit vorführt, sondern Weltfahrten von einem Welttheil zum andern. Ein solches Leben ist gerade bei einem Romandichter, der uns nicht subjektive Betrachtungen auftischen, sondern objektive Lebenswahrheit geben soll, ein ungeheurer Vorzug.

Thackeray wurde im Jahre 1811 in Kalkutta geboren in Verhältnissen, die ihn zum Gentleman machten. Sein Vater gehörte zu den ersten Beamten der ostindischen Gesellschaft und besaß daher sowohl ein bedeutendes Einkommen, als eine angesehene Stellung in der Welt. Dieser Mann starb jedoch früh, und die Erziehung fiel der Mutter anheim, die eine Frau von großer Schönheit und von ausgezeichneten Geistes- und Herzensgaben gewesen sein muß, sich aber doch in der Wahl der Schule, welcher sie ihren Sohn anvertraute, gänzlich vergriff. Wie Thackeray selbst erzählt, verlebte er seine ersten Schuljahre unter der Zuchtruthe „eines furchtbaren Tyrannen", der eine Vorliebe für barbarische Züchtigungen hatte und die Kleinen von den Großen, die neuen von den alten Schülern ungestraft mißhandeln ließ. Mit seiner Mutter nach England zurückgekehrt, machte Thackeray mit verschiedenen berühmten Zeitgenossen, wie Warburton, Kinglake und Monkton Milnes, Studien in Charterhouse und Cambridge. Einen Grad erlangte er auf der letztern Hochschule nicht, obgleich er dort sieben oder acht Semester zubrachte. Sein Studium war das der Rechte, und er sollte sich zum Anwalt ausbilden. Bei dem Ab-

gange von der Hochschule sah er sich in dem selbstständigen Besitze eines Einkommens von mehr als sechstausend Thalern. Seine Mutter hatte sich inzwischen wieder verheirathet, und dadurch war er Eigenthümer seines väterlichen Erbes geworden. Statt seine Rechtsstudien fortzusetzen, „lebte er", nach dem Ausdrucke seines französischen Kritikers Philarete Chasles, „vollständig müßig, rauchend, umherschlendernd und Bücher von allen Sorten verschlingend, blos seinen persönlichen Neigungen." Er reiste viel auf dem Festlande oder zeichnete, wenn er in London war, Zerrbilder, für die er eben so viel Anlage als Neigung besaß. Nach längern Reisen zog er in den alten Temple, worunter man sich eine Art vornehmen Konvikts für junge Rechtsgelehrte zu denken hat. Jeder angehende Anwalt, der in Oxford oder Cambridge studirt hat, darf im Temple eine Wohnung fordern, für die er freilich viel Geld zu zahlen hat, aber dafür auch an den üppigen Mahlzeiten Antheil nimmt, welche mehrmals in der Woche in der großen alterthümlichen Halle veranstaltet werden. Dieser Temple ist ein interessanter und poetischer Ort. In der Speisehalle stehen noch Tische, welche aus dem Holze der unüberwindlichen Armada gefertigt sind, und wenn auch der Garten nur von der Sage als die Oertlichkeit bezeichnet wird, wo der Krieg der weißen und rothen Rose sich entsponnen habe, so gehört er doch unbestreitbar zu den reizendsten landschaftlichen Punkten innerhalb Londons. Viele keimende Barristers-at-law erschließen sich im Temple zur vollsten Blüthe und werden später vor oder hinter der Schranke die Zierden der Gerichtssäle, aber mancher kommt auch über diese erste Schwelle des Themistempels nie hinaus. Der Temple zählt lebende Inventarienstücke, welche ihr Möglichstes thun, den hölzernen Reliquien der Armada gleichzukommen, und noch heute gehorchen der Glocke der Speisehalle Männer, welche zugleich mit Thackeray eingetreten sind. Er selbst hielt die Mitte zwischen denen, welche sich von dieser Stufe höher und höher aufschwingen, und denen, welche dort für immer Posto fassen. Er studirte, aber nicht praktisches Recht, sondern Charaktere — viele der Hauptpersonen seiner Romane sind Figuren aus dem Temple — und verließ darauf das Konvikt. Er war dreiundzwanzig Jahre alt und schon, wie die Welt sich auszudrücken pflegt, zu Grunde gerichtet. Sein Vermögen war nämlich nur noch in sehr schwachen Trümmern vorhanden.

Die Noth zwang ihn, seine Kräfte zu prüfen. Da Jedermann seine Zerrbilder bewunderte, so hielt er sich zur Malerei berufen und begann sich in Pariser Werkstätten auszubilden. Da er nicht mehr vermögend war, so erhielt er über seine Talentlosigkeit Aufklärung und gab die Versuche mit dem Pinsel auf. Inzwischen hatte sein Stiefvater in London eine neue Zeitung, „Constitutional" betitelt, gegründet, für die er die Pariser Mittheilungen übernahm. So begann also auch er, wie Dickens und wie Jerrold, seine Laufbahn als Journalist. In Paris lernte er auch seine Frau, eine Irländerin aus gutem Hause, kennen und verheirathete sich mit ihr. In der französischen Hauptstadt entwarf er seine erste humoristische Federzeichnung „Yellow blush papers", später als Buch unter dem Titel „Jakobs Tagebuch" veröffentlicht. Der erste Titel rührt von den gelben Plüschhosen her, die der Held, der Pariser Kammerdiener „Jeames", zum Gegenstand seiner Betrachtungen und Erzählungen macht. Es spricht sich hier eine romantische Jugendrichtung aus, doch fahren die Gedanken und Phantasien des angehenden Humoristen nicht so wild und quer umher, daß sich nicht ein Hauptgegenstand, ein Vorwurf in dem halb planlosen Dinge erkennen ließe. Dieser Vorwurf ist die Manie der Eisenbahnspekulationen, deren gefährliche Hohlheit Thackeray seinen Landsleuten Jahre zuvor eindringlich zu Gemüthe führte, ehe ihnen der Eisenbahnkönig Hudson über denselben Gegenstand ein mit Millionen von Pfunden honorirtes Praktikum las.

Der „Constitutional" seines Stiefvaters mühte sich vergebens gegen seine ältern Mitbewerber ab. Er mußte eingehen, nachdem der Herausgeber sein ganzes Vermögen eingebüßt hatte, und Thackeray sah sich zur Rückkehr nach London

genöthigt. Eine kurze Zeit versuchte er es mit der Leitung einer literarischen und künstlerischen Zeitschrift, die im Plan dem „Athenäum" ähnlich war und dieses wahrscheinlich verdrängen sollte, aber auch das schlug fehl. Er schrieb nun kritische Aufsätze für die „Times" und für „Frasers Magazine". Sein Thema war die damals so beliebte Gauner-Romantik, an der er seinen Landsleuten den Geschmack verderben wollte. So löblich dieses Streben war, so leer ging Thackeray dabei aus. Die Galeerensklaven und reizenden Bösewichter waren Modeartikel, und das Publikum wollte sich durch einen unbekannten Schriftsteller von seinen melodramatischen Erregungen nicht abbringen lassen. Dieses mehrmalige Verweigern der öffentlichen Gunst hatte für Thackeray unglückliche Folgen. Er gerieth in eine Noth, welche wahrhaft furchtbar wurde, da seine Frau in Wahnsinn verfiel und in einem Irrenhause untergebracht werden mußte. Großmüthige Freunde, vor allen Carlyle's Freund, Johann Sterling, unterstützten ihn und flößten ihm zugleich so viel Muth ein, daß er sein leichtes Skizzenzeichnen in der Form humoristischer Novellen wieder aufnahm. Nach und nach erschienen „Pariser Skizzen", „Irische Skizzen", „Bemerkungen auf einer Reise von Cornhill nach Großkairo", „Snob-Papiere" u. a. m. Alle diese Sachen wie ferner den „großen Diamant der Hoggarty's", „Dr. Birch und seine jungen Freunde", „Unsere Straße", „Der Ball der Mistreß Perkins", „Die Kickleburies auf dem Rhein" u. s. w., schrieb er unter dem Namen Michel Angelo Titmarsh. In allen diesen Skizzen strebte er in erster Linie nach Wahrheit und stieß die Romantik geradezu von sich zurück. Fast verletzend tritt diese Negation dieses letztern, so eigentlich germanisch-christlichen Elements der Dichtkunst in seiner „Rebekka und Rovena" hervor, einer parodirenden Fortsetzung von Scott's Ivanhoe. Die reine Rovena, hier eine prude, herrschsüchtige, mit dem dicken Sachsenhäuptling platonisirende Frau, langweilt den armen Ivanhoe, der sich nach der orientalisch-glühenden, modern-pikanten Jüdin Rebekka sehnt und zuletzt zu ihr flieht. Noch mehr karrikirt ist König Richard, dieser Urtypus englischer Romantiker, der in der Parodie sonderbare Dinge verrichtet und unter anderm das deutsche Studentenlied singt:

Der Papst lebt herrlich in der Welt,
Es fehlt ihm nie an Ablaßgeld. *)

Am meisten sind die glücklichen Züge, die sich in den spätern Schriften Thackeray's vereinigt finden, in den Snob-Papieren angedeutet. Wie es scheint, ist Snob ein Ausdruck des Londoner Lebens, wie eine stehende Figur desselben, und man bezeichnet mit diesem Namen ein Zwitterding zwischen Gauner und Bummler, heruntergekommene Taugenichtse, die ihre Belustigungen halb aus Geschmack, halb zum Lebensunterhalt betreiben. Das Leben dieser Menschen in Spielhäusern und Billards, bei Wettrennen und sonstigen noblen Beschäftigungen schildert Thackeray mit der großen Beobachtungsgabe, der verständigen Welt- und Menschenkenntniß, der Einfachheit und Sicherheit der Zeichnung, in denen seine Mitgaben für alle diese kleinen humoristischen Skizzenbücher bestehen. Nach einer Vorrede Thackeray's zu einem seiner Bücher zu schließen, fanden diese Kleinigkeiten nicht die Aufnahme, welche er erwartet hatte und die sie in der That verdienten. Eine der besten wollte kein Londoner Magazin drucken, und jetzt führt dasjenige, welches nach langem Zaudern den „great Hoggarty Diamond" abdruckte, zu seiner Empfehlung an, daß „dieses Meisterwerk" zuerst in seinen Spalten erschienen sei! Eine damals erscheinende Encyklopädie — die von Chambers — erwähnte Michel Angelo Titmarsh (den wahren Namen kannte die Encyklopädie nicht oder bekümmerte sich

---

*) In englischer, übrigens sehr gelungener Nachbildung:

The Pope he is a happy man,
His palace is the Vatican.

nicht um ihn) beiläufig neben andern obskuren Novellisten als eines „ruhigen Beobachters".

Vom Jahre 1847 an erschien lieferungsweise Thackeray's Vanity fair. Auch dieses Werk hatte ein englisches Magazin zurückgewiesen, und es machte das Glück seines Verfassers. Dieser Roman „ohne einen Helden" erlebte rasch hinter einander neun Auflagen, und Thackeray war jetzt ein berühmter und zugleich ein reicher Mann. Die Handlung ist in die Zeit verlegt worden, in der das englische Leben in Folge von Napoleons Kontinentalsperre sich lange Zeit in einem Blokadezustande befunden hatte, so daß alle Launen und Sonderbarkeiten desselben in die vollste Blüthe getreten waren. Der Rahmen der Handlung ist ein bescheidener, denn die schlichte Erzählung bezieht sich auf die Schicksale zweier Handlungshäuser. Die innere Vollendung ist dem Verfasser die Hauptsache und diese hat er in mehr als einer Beziehung erreicht, namentlich in der Charakterschilderung von drei der Hauptpersonen (Beckey Sharp, Amalie Sedbey und Hauptmann Dobbin). Die Aristokratie und ihr high life spielen allerdings in den Roman herein, aber die eigentliche Aufgabe bleibt doch die Schilderung der Emporkömmlinge, „der Gentlemen durch Geld, der Marquis des Koffers". Schon der Titelzusatz, „ein Roman ohne einen Helden" enthüllt die Tendenz des Verfassers. Unsere Zeit hat kein eigentliches Verdienst, keine Helden mehr, sondern nur noch Glück und Geld. Dieses Thema ist eine Paganini-Saite, welche Thackeray mit Virtuosität und mit unendlicher Mannigfaltigkeit zu spielen versteht. Er erfindet tausend Variationen über denselben Gedanken, und wir werden nicht müde, ihm zuzuhören. Köstlich ist er zumal, wenn er den Begriff des englischen Gentleman zersetzt und an Beispielen anschaulich macht, wie dieser Begriff zu entstehen pflegt. Hat er einen seiner Gentleman entkleidet, so steht wieder sein Thema in nackter Verkörperung vor uns — der Geldmensch, der nichts gethan, nichts geleistet hat, aber durch einen Glücksfall, eine Dummheit oder Laune der Menschen, vielleicht einen Schurkenstreich das Eins und Alles, um welches unsere jetzige Zeit sich dreht, erlangt hat und von nun an die kriechenden Huldigungen der Welt mit kalter Herablassung entgegennimmt.

Der zweite größere Roman Thackeray's „Pendennis" giebt uns die Genesis eines Gentlemans. Ein kleiner Apotheker, der eigentlich mehr mit Wohlgerüchen, Seifen und Zahnbürsten handelt, als der Arzneibereitung obliegt, kommt durch ein paar Kleinigkeiten in Ruf und beutet sein Glück mit der Schlauigkeit gemeiner Seelen aus. Er entfernt die Seifen und Pomadenbüchsen seines Ladens, läßt die Apotheke durch einen „artigen jungen Mann" versehen, erhebt sich zum Wundarzt und besucht seine Kunden blos in eigenem Fuhrwerk, vor dem freilich nicht mehr als ein Pferd geht, das aber doch eine Equipage ist. Er führt jetzt an seiner Karosse das Familienwappen der Pendennis, spricht unaufhörlich von seiner alten Abstammung und führt seinen Stammbaum auf die Druiden zurück. Der Gentleman ist fertig, und Pendennis Vater braucht nicht zu fürchten, daß Pendennis Sohn, der mit einer Offiziersstelle in die Armee eingekauft worden ist, Zweifel an seinem hohen Stande zu bekämpfen haben wird. Die Motive sind in Pendennis überhaupt dieselben, wie in Vanity Fair, nur die Folie ist eine neue und besteht in einer schriftstellerischen Entwicklung und in einem Journalistenleben. Dem Gefühl werden hier noch weniger Zugeständnisse gemacht, wie in Vanity Fair, wie überhaupt in Pendennis, obgleich das Werk in andern Beziehungen ein reiferes genannt werden muß, die Fehler des Dichters mehr als in dem ersten Buche hervortreten.

Die Studien, welche Thackeray zu seinen „Englischen Humoristen" gemacht hat, mögen die Veranlassung zu seinem dritten Roman gegeben haben. „Die Geschichte Heinrich Esmond's, geschrieben von ihm selbst", spielt in der Zeit der Königin Anna. Thackeray hat hier mit der Geldaristokratie Waffenstillstand geschlossen und setzt einmal die Allongenperücke des vorigen Jahrhunderts auf, um

uns zu Bolingbroke, Addison, Steele und Swift, auf die Schlachtfelder von Blenheim, Oudenarde und Malplaquet zu führen, und uns seinen Helden seine Abenteuer in dem Tone eines Großvaters, mit der Breite und Glätte der Essayisten aus jener Zeit, erzählen zu lassen. Wir bewundern die Kunst, mit der Thackeray seine Erzählung ganz in das charakteristische Gewand jener Periode gekleidet hat, und gestehen, selten einem Roman begegnet zu sein, in dem ein so reiches Material zusammengetragen wäre, und eine solche Kunst der Sprache, eine solche Feinheit der Darstellung, eine solche allerliebste Kleinmalerei herrschte. Dennoch läßt der Roman kalt, weil in ihm selbst eine blasirte Kälte herrscht, welche alle Motive abschwächt, und weil eine greisenhafte Weltanschauung aus allen den gekünstelten und geschnitzelten, wenn auch noch so feinen und treffenden Darstellungen ertödtend heraussieht. Das Herz des Dichters soll seinen Schöpfungen warmes Leben einhauchen, und dieses Herz fehlt hier. Wir lassen hier aus „Heinrich Esmond" eine Charakteristik Marlborough's folgen, die Thackeray seinem Helden in den Mund legt, weil diese Charakteristik uns mit einem großen Vorzuge und einem großen Fehler des Verfassers bekannt macht. „Unser Feldherr", sagt Esmond, „den England und ganz Europa mit Ausnahme der Franzosen fast abgöttisch verehrten, hatte das von einem Gotte an sich, daß er unempfindlich vor dem Siege, vor der Gefahr, vor der Niederlage war. Vor dem größten Hindernisse eben so wie vor der trivialsten Ceremonie; vor Hunderttausenden, in Schlachtordnung aufgestellt, wie beim Anblick eines vor der Thür seiner Hütte niedergemetzelten Bauers; bei einem Gelage betrunkener deutscher Landjunker oder am Hofe eines Monarchen, oder am Tische einer Hütte, worauf seine Schlachtplane lagen, oder vor einer feindlichen Batterie, welche Tod und Verderben um sich spie und Leichname um sich zerstreute, war er stets kalt, ruhig, entschlossen wie das Schicksal. Mochte er einen Verrath oder eine Hofschmeichelei ausführen, oder eine Lüge, so schwarz wie der Styx, sagen, so that er es mit derselben Leichtigkeit, mit der man ein Kompliment macht oder vom Wetter spricht. Er nahm eine Maitresse oder verstieß sie, verrieth seinen Wohlthäter oder mordete ihn auch wohl, mit eben so kaltem Blute und ohne alle Spur von Gewissensbissen, wie Klotho, wenn sie das Gespinnst webt, oder Lachesis, wenn sie den Faden abschneidet. In der Stunde der Schlacht, hörte ich die Offiziere des Prinzen von Savoyen sagen, bemächtige sich des Herzogs eine Art kriegerischer Furie: seine Augen funkelten; wüthend rannte er bald an diese, bald an jene Stelle, Flüche und Ermunterungen austheilend, seine Blutmeute anfahrend und anheulend, und selbst bei der Jagd stets der erste. Er war so ruhig vor der Mündung einer Kanone, wie vor der Thür eines Drawing-Room. Vielleicht wäre er kein so großer Mann gewesen, wenn er ein Herz für Liebe oder Haß, Mitleid oder Furcht, Bedauern oder Gewissensbisse gehabt hätte. Er vollendete die größte That des Muthes und der Verwegenheit, oder die tiefste Gedankenkalkulation, wie er die niedrigste Handlung, deren ein Mann fähig ist, vollbrachte — sagte eine Lüge oder betrog ein liebendes Weib, oder beraubte einen armen Bettler seines Halfpenny mit derselben schrecklichen Heiterkeit und gleichmäßigen Fähigkeit zum Höchsten oder Niedrigsten, was ein Mann thun kann." Wie wahr und kunstvoll ist diese Charakteristik, und wie kalt und gefühllos ist sie zugleich! Thackeray begegnet es nicht blos an dieser Stelle, daß er intellektuelle Kraft und Geschicklichkeit auf Kosten der Moral und des höhern Menschengefühls erhebt. Wie leicht kann ein solcher Schriftsteller aber dahin kommen, daß er sich zuletzt gegen jedes Gefühl skeptisch und ironisch verhält, und wie kann er in den Herzen seiner Leser einen gewissen Glauben an die Welt, welche er ihrer Phantasie vorzaubert, erwecken!

In seinem neuesten Roman, die Newcomes, betritt Thackeray wieder sein altes Feld. Er bekämpft abermals die gesellschaftlichen Heucheleien und geht namentlich der Geldherrschaft der Londoner Altstadt zu Leibe. Einige Figuren (namentlich eine bigotte Quäkerin, deren Haushaltung mit einer Virtuosität geschil-

dert wird, welche die Darstellung zu einem Kabinetsstück macht) sind Gestalten, Vanity Fair's würdig, aber doch verräth sich in den „Newcomes" manche Spur eines geistreich reflektirenden, alternden Schaffens und man merkt es Thackeray's Muse an, daß sie Fett ansetzt und in ihrer Bequemlichkeit, in ihrem behäbigen Gebahren nicht weiter gestört sein will. Es ist immer ein Zeichen abnehmender Kraft, wenn ein Schriftsteller eine gar zu große Empfindlichkeit und Gereiztheit gegen die Kritik an den Tag legt, und diesem Zeichen begegnen wir in dem neuesten Roman.

Die hauptsächlichsten Erfordernisse eines guten Romanschreibers, nämlich die Gabe der Beobachtung und Kombination, eine gewandte und sichere Hand, besitzt Thackeray ohne Frage in hohem Grade. Sehr bedeutend hilft ihm, daß er ein geistvoller Karikaturen-Zeichner ist, und ohne diese Gabe würde er uns in seinen Dichtungen gewiß nicht diese scharf gezeichneten, sich selbst und der Natur treuen, gleichsam aus dem Rahmen springenden Personen geben können. Thackeray zeichnet jede seiner Figuren, die bedeutenderen in den verschiedensten Situationen, und hat so ihr Bild in sich und vor sich, während man bei manchem unserer Dichter fühlt, daß er seine Helden mit dem geistigen Auge in denselben verschwommenen Umrissen gesehen hat, die er ihnen auf dem Papier läßt. Am liebsten macht Thackeray den Humor der Heuchelei, der sich an den Begriff des Gentleman angesetzt hat, durch Zerrbilder anschaulich, und seine Titelvignetten, welche diesen Gegenstand behandeln, sind alle vortrefflich.*) So sieht man in Vanity Fair über einem der Kapitel einen angehenden Jüngling, ein Gesicht voll blöder, unverschämter Verachtung, wie man solchen „Geldbrotzen" auch außerhalb Englands begegnet, im eleganten Frack in einem Sessel bequem sich dehnen, über dessen Lehne er seine Füße herabbaumeln läßt. Sogar in den Beinen des jungen Mannes, die sich zierlich in der straff angezogenen Hose ausprägen, und in den feinen modernen Stiefeln liegt Charakter. Ein sprechendes Original eines englischen Bedienten tritt mit tiefem Bückling in das Zimmer und überreicht dem Jüngling auf silbernem Teller einen Brief. Es bedürfte nicht der Unterschrift: Georg'chen ein Gentleman, um den Leser errathen zu lassen, was gemeint ist.

Thackeray liebt die kleinen Motive und hat eine Vorliebe für die französische Manier, die einen der leichtest erkennbaren Züge seiner Darstellung bildet. Er ist unstreitig der feinste Sitten- und Charaktermaler unserer Zeit. Man vergleicht ihn gern mit Balzac, und in der That gleichen sich beide aufs Haar in der Sauberkeit und dem verständigen Fleiß, mit denen sie ihre Striche und Strichelchen ausführen. Man könnte Thackeray sogar insofern einen Nachahmer des Franzosen nennen, als er manches von demselben entlehnt, wie z. B. die Idee seines Pendennis stark an Balzac's: Un jeune homme de province à Paris erinnert. Aber Thackeray führt einen kräftigeren Pinsel und geht mit seiner schärferen Beobachtung tiefer, als Balzac. Er ist auch ein größerer Humorist, und dennoch weiß er das Herz und die Phantasie nicht anzusprechen, wie Balzac. Diesen Mangel an Wärme, der Thackeray's größtes Gebrechen ist, haben wir schon oben hervorgehoben. In dieser Beziehung hat auch sein Landsmann Dickens vor ihm einen unleugbaren Vorzug. Allen Thackeray'schen Romanen fehlt der humane Hintergedanke, und es tritt aus ihnen kein positiv-ideales Resultat hervor, welches wir bei Dickens nie vermissen. Der letztere stellt den Mängeln der Reichen die Leiden und Tugenden der Armen entgegen, Thackeray tritt als Aristokrat auf, der den Mammon, den Götzen des Tags nur darum auf seinem Throne verhöhnt, um der Geburt, dem Götzen früherer Zeiten, Komplimente zu machen. Aber so scharf er

---

*) In der neuesten Zeit hat er die seinen schriftstellerischen Arbeiten beigegebenen Karikaturen zuweilen auch durch Andere ausführen lassen, namentlich durch R. Doyle, einen der geistreichsten Zeichner des Punch.

den Kickleburies und andern Emporkömmlingen aus der Geldkiste entgegentritt, klebt ihm doch selbst vieles aus dieser Schule an, und die frostige, verstandesklare Luft dieser Gesellschaft, deren Leben ein großes Additions- und Multiplikationsexempel zu sein pflegt, ist zugleich seine eigene Atmosphäre. Gerade diese Eigenschaft, die ihn nie ein Wort zu viel sagen läßt, hat ihm in Frankreich, den von greulichen Rhetoren aus dem untern Stock und von penny-a-liners-Romantikern geplagten Lande, heiße Bewunderer erworben. „Il ne fait pas du style, pour nigrer les pages", sagt Philarete Chasles von ihm. Derselbe Kritiker nennt Thackeray's Romane dramatisirte Erfahrungen.

Thackeray's Charakter wird in England viel verkannt, und man sagt ihm nach, daß er alle die Fehler, welche er seinen Personen zu leihen pflege, selbst besitze. Dagegen werden von Leuten, welche ihn näher kennen, seine gemüthlichen Eigenschaften als vortrefflich geschildert. Er lebt gegenwärtig sehr behaglich in Kensington. Thackeray hat in England eine Schule gegründet, zu deren begabtesten Mitgliedern die jüngst verstorbene Currer Bell gehörte. Die geistreiche Dame hat ihm ihren ersten Roman „Jane Eyre" gewidmet, und da das Urtheil, welches sie in der Vorrede über ihren Herrn und Meister fällt, von dem unserigen bedeutend abweicht, so wollen wir mit ihm schließen. Die Dame sagt: „Es giebt einen Mann in unsern Tagen, dessen Worte nicht geschaffen sind, delikate Ohren zu kitzeln; der, meiner Anschauung nach, vor die Großen unserer Gesellschaft hintritt, wie der Sohn des Jemlah vor die Könige von Juda und Israel trat, und der eben so tiefe Wahrheit spricht, mit einer Kraft eben so prophetengleich und lebendig — mit einer Miene eben so unerschrocken und trotzig. Wird der Satiriker von Vanity Fair in hohen Quartieren bewundert? Ich weiß es nicht; aber ich denke, wenn einige von denen, unter die er das griechische Feuer seiner Sarkasmen schleudert, und über denen er den Feuerbrand seiner Anklage schwingt, seine Warnungen bei Zeiten beherzigen wollten, so möchten sie oder ihr Samen noch dem fatalen Ramoth-Gilead entrinnen. Doch warum erwähne ich dieses Mannes? Ich habe seiner gedacht, Leser, weil ich in ihm einen tiefern und originellern Verstand zu erblicken glaube, als seine Zeitgenossen bis jetzt anerkannt haben; weil ich ihn als den ersten sozialen Regenerator unserer Zeit betrachte, als den wahren Meister jenes Arbeiterkorps, welches das verborgene (warped) System der Dinge wieder ins Gerade zu bringen sucht, weil ich glaube, daß noch keiner seiner Kritiker die Vergleichung gefunden habe, die auf ihn paßt, die Worte, welche sein Talent wahrhaft charakterisiren. Sie sagen: er ist wie Fielding; sie sprechen von seinem Witz, seinem Humor, seiner komischen Kraft; aber er gleicht Fielding wie der Adler dem Geier."

Das asow'sche Meer, bei den Alten Palus Maeotis, bei den Russen More Asowkoe, ein großes Wasserbecken im südöstlichen Europa, bildet eine Unterabtheilung des schwarzen Meers, mit dem es durch die Straße von Kertsch oder Jenikale, den kimmerischen Bosporus der Alten, zusammenhängt. Es liegt zwischen 40° 15′ und 47° 18′ nördlicher Breite und 35° und 39° östlicher Länge. Von Südwesten bis Nordosten, oder von der Straße von Kertsch bis zur Mündung des Dons, beträgt seine Länge zweiundvierzig Meilen. Die durchschnittliche Breite läßt sich auf zwanzig Meilen angeben, der Flächeninhalt auf 700 Geviertmeilen. Die Nordküste ist meistentheils steil und felsig und erhebt sich etwa hundert Fuß über das Wasser. Die Ostküste, welche von Kosaken bewohnt wird, ist sehr niedrig, größtentheils sandig und von Seen und Sümpfen durchschnitten. Die Westküste bildet die Landzunge von Arabat, welche das asow'sche Meer von dem Sibache More oder faulem Meer trennt, und die Südküste ist theils die Krim, theils das Gebiet der Kosaken am schwarzen Meer an der Nordküste zwischen Jenikale und Bielosaria, wo das Senkblei erst bis 7¾ Faden den Grund erreicht. Gegen den Golf des Dons hin, wo sich verschiedene Bänke bis weit vor die Küste hinaus erstrecken, nimmt die Tiefe beträchtlich ab.

Das asow'sche Meer hat ein schlammiges Wasser (Erbsensuppe nennen es die Matrosen), das wegen der zahlreichen Ströme, welche in dieses Meer einmünden, beinahe süß ist. Bemerkbare Strömungen kommen nicht vor, die stärkste derselben legt in der Stunde nicht mehr als eine Viertelmeile zurück. Gewöhnlich wird die Schifffahrt vom November bis zum März durch das Zufrieren des Meers gehindert. Wegen des großen Gehalts an süßem Wasser entsteht leicht Eis, und diese Bildung wird noch dadurch sehr begünstigt, daß das Land im Norden dieses Binnenmeers den Nordstürmen, die vom Eismeer herüberbrausen, vollständig offen ist. Durch seine größere Kälte übt das asow'sche Meer auch auf die Krim den nachtheiligsten klimatischen Einfluß, und stets tritt dann in der Halbinsel ein später oder nasser Frühling ein, wenn das kleinere angrenzende Wasserbecken lange Zeit mit Eis bedeckt gewesen ist.

Es giebt vielleicht kein Meer von gleicher Ausdehnung, welches so von Fischen wimmelte. Die Hauptfischereien befinden sich auf der Südküste zwischen Cap Dolgava und der Straße von Jenikale. Man fängt Hausen, Sterlets und andere Fische, von denen Kaviar und Hausenblase in großen Massen gewonnen werden. Der westlichste Theil des asow'schen Meers, das faule Meer, kann während des größten Theils des Jahres für nichts als einen schädlichen Sumpf gelten, und besitzt zu allen Zeiten für die Schifffahrt keinen Werth. Ein unruhiges und unsicheres Fahrwasser und heftige Stürme drohen den Schiffen auf dem ganzen asow'schen Meere Gefahren. Auch die enge Einfahrt ist zu den Nachtheilen zu rechnen. Allerdings ist die Straße von Jenikale bei fast drei Meilen Länge ungefähr eine Meile breit, aber als Fahrwasser ist nicht mehr als ein Kanal von einer Viertelmeile zu benutzen. Bekannt sind die Schlammvulkane, welche sich an dieser Straße erheben. Auch an andern Orten des asow'schen Meers bemerkt man vulkanische Einflüsse, wie sich unter anderm im Jahre 1814 plötzlich eine Insel aus den Wellen emporhob.

Der Handel des asow'schen Meers hat den Nachtheil, daß die Schifffahrt länger als vier Monate durch Eis verhindert wird. Auch die ausgedehnte Thätigkeit von Odessa, welches einen bedeutenden Theil des Handels an sich gerissen hat, wirkt nachtheilig ein. Die folgende Tabelle, welche dem „Journal des österreichischen Lloyd" (Jahrgang 1847) entnommen ist, giebt eine vergleichende Uebersicht der Einfuhren und Ausfuhren, welche in den Jahren 1845 und 1846 sowohl durch fremde Schiffe als durch Küstenfahrer vermittelt wurden:

Einfuhr-Handel.

Häfen.	Fremde Schiffe.		Werth.		Küstenfahrer.		Werth.	
	1845.	1846.	1845.	1846.	1845.	1846.	1845.	1846.
Taganrog . .	207.	239.	2,004,810 fl.	2,498,520 fl.	1604.	1863.	516,140 fl.	821,920 fl.
Mariupol . .	74.	61.	3,790 „	1,120 „	318.	411.	312,570 „	316,300 „
Rostow . . .	—	—	— „	— „	1559.	1597.	180,020 „	372,400 „
Berdjansk . .	86.	82.	2,640 „	12,940 „	252.	350.	87,773 „	182,860 „
Summa:	367.	382.	2,011,240 fl.	2,512,580 fl.	3733.	4221.	1,096,503 fl.	1,693,480 fl.

Ausfuhr-Handel.

Häfen.	Fremde Schiffe.		Werth.		Küstenfahrer.		Werth.	
	1845.	1846.	1845.	1846.	1845.	1846.	1845.	1846.
Taganrog . .	340.	287.	3,596,690 fl.	3,606,320 fl.	1569.	1753.	995,390 fl.	983,180 fl.
Mariupol . .	84.	71.	1,648,600 „	1,957,030 „	296.	376.	59,210 „	37,720 „
Rostow . . .	—	—	5,207,470 „	4,484,320 „	1592.	1818.	3,960,400 „	1,357,340 „
Berdjansk . .	101.	129.	2,154,680 „	2,801,150 „	216.	280.	76,060 „	85,260 „
Summa:	525.	487.	12,607,440 fl.	12,848,820 fl.	3673.	4227.	5,091,060 fl.	2,463,500 fl.

Einige neuere Daten über den Handel des asow'schen Meers theilt die „Allgemeine Zeitung" mit. Taganrog ist trotz der Konkurrenz der andern Orte noch immer der erste Handelsplatz nach Odessa. Die Schifffahrtsbewegung betrug im

Jahre 1849 nicht weniger als 253 Schiffe langer Fahrt mit 64,380 Tonnen im Einlauf und 252 Schiffe mit 64,213 Tonnen im Auslauf. Es ist zu bemerken, daß die Zahl der französischen Segel diejenige der englischen überstieg, obwohl sie an Tonnengehalt weit hinter diesen zurückstand. Gegen 20 englische mit 5692 Tonnen liefen 25 französische mit 2204 Tonnen aus und ein. Oesterreichische Segel sehen wir nur zwei mit 415 Tonnen beschäftigt. Die meisten Schiffe langen in Ballast an. Der Gesammtwerth der Einfuhr belief sich auf 3,052,300 fl., der Gesammtwerth der Ausfuhr auf 3,342,000 fl. Unter den Exportartikeln ist namentlich der Talg bedeutend; während die Ausfuhr 1839 erst 2714 Pud betrug, war sie nach zehn Jahren auf 63,973 Pud gestiegen. Siebenzehn Meilen von Taganrog ward im Jahre 1778 das griechische Bauerndorf Mariupol angelegt. Die Gegend war fruchtbar, fremde Handelsleute siedelten sich an, und binnen kurzem entstand hier ein Handelsplatz, der freilich hauptsächlich auf Rohprodukte der nächsten Umgebung angewiesen, aber keineswegs unbedeutend war. Im Jahre 1849 betrug die Zahl der ein- und ausgelaufenen Schiffe langer Fahrt 100 mit zusammen 25,204 Tonnen Gehalt. Außerdem liefen 383 Küstenfahrer ein (Gehalt 23,022 Tonnen) und 350 aus (mit 21,216 Tonnen). Der Werth der Einfuhr betrug 941,000 fl., der Werth der Ausfuhr 847,000 fl.

Von Berdjansk giebt Dr. Altmann, der gegenwärtig unter den deutschen Geographen, welche sich mit Rußland beschäftigen, der bestunterrichtete und zuverlässigste sein dürfte, die folgende (noch ungedruckte) Notiz. „Berdjansk, zum russischen Gouvernement Taurien gehörige wichtige See-, Hafen- und Handelsstadt, am nördlichen Saume des asow'schen Meeres und am Ausgange der nogaiischen Steppe, ist 426 Werste von Simferopol, 1251 von Moskau und 1895 von St. Petersburg entfernt und zählte im Jahre 1849 (Vgl. den von der kaiserlichen Akademie zu St. Petersburg herausgegebenen Kalender für das Jahr 1854) bereits eine Einwohnerschaft von 6498 Seelen und weit über 500 zum Theil sehr stattlich erbaute und mit allem großstädtischen Komfort ausgerüstete Wohnhäuser. Berdjansk ist eines jener Wunder, welches auch in der Neuzeit darthut, wie aus nichts etwas werden kann. Bis zum Jahre 1830 stand an der Stelle, wo sich jetzt das bunteste Leben regt, nicht eine Hütte. Kaum wandelte der Fuß eines Hirten über den Strand, und nur Fischerkähne wiegten sich zuweilen auf den Wellen der Berdjanskischen Bai. Bei genauerer Untersuchung dieser durch die Landenge Berdjanskaja, die in das Vorgebirge gleichen Namens ausläuft, gebildeten Bucht, fand die russische Regierung in neuester Zeit, daß hier eine trefflich geeignete Stelle vorhanden sei zur Anlegung einer Kolonie und eines Hafens, indem man überall auf ein tiefes und sicheres Fahrwasser und einen ganz vortrefflichen Ankergrund stieß. Anfänglich sollte die neu zu begründende Stadt den Namen Neu-Taganrog führen, später entschied man sich für den Namen Berdjansk. Diese durch einen Wink des vorigen Monarchen hervorgegangene Schöpfung erweiterte sich, als sie von den Hebeln des Handels getragen ward. Bis 1836 war Berdjansk noch wenig mehr als ein heranwachsendes Fischerdorf und ein Landungsplatz verschlagener Schiffer. Da zogen Kaufleute aus Odessa, Nikolajew, Cherson, Taganrog und den Häfen der Krim herbei und eröffneten der Schifffahrt und Handels-Spekulation ein neues Feld. Berichte aus Berdjansk vom Jahre 1840 meldeten: daß jetzt schon 14 fremde Handelskomptoire und 50 von dort etablirten fremden Kaufleuten und Ehrenbürgern errichtete stattliche Wohnhäuser in Berdjansk vorhanden wären, die der dortigen Bürger und Edelleute ungerechnet. Immer mehr und mehr erweiterte sich von jener Zeit ab die Bedeutsamkeit von Berdjansk. Die Krone that alles, was in ihren Kräften stand, um diese junge Hafenstadt zu heben. Sie errichtete in der Nogaiensteppe den neuen Kreis Berdjansk und erhob Berdjansk zur Hauptstadt desselben. Durch eine Menge neuer Gebäude wurde Berdjansk in Folge dessen vergrößert und verschönt. Es entstanden hier ein Kreisgericht, eine Kreisschule, ein Rathhaus und andere öffentliche Bauten, die in Berdjansk mit größerer Eleganz

aufgeführt wurden, als in anderen Kreisstädten Rußlands. Zugleich legte der Staat hier ein Zollamt an, mit einem prächtigen Hauptgebäude und mehreren Magazinen, Ambaren und Speichern. Der Grund zu einer Mole ward gelegt. Die Stadt erhielt neben andern schon vorhandenen Kirchen und Kapellen eine prächtige Kathedralkirche. So kam es, daß Berdjansk mit jedem Jahre eine Menge neuer Spekulanten herbeizog, denen dann immer wieder ein Schwarm von Arbeitskräften folgte, der aus kaufmännischem Personal, Dienerschaft und Bauleuten bestand. Der Handel von Berdjansk ist gegenwärtig in vollstem Flor, Berdjansk kann als das erste und wichtigste Handelsemporium an der ganzen Nogaienküste betrachtet werden und als derjenige Seehafen, der die russischen Küstenplätze am schwarzen und asow'schen Meere mit den Erzeugnissen der Steppe, d. h. mit gesalzenem Fleisch, mit Fett, Fellen, Wolle, Haar, Salz u. s. w. versieht, während es der Steppe selbst Eisen, Kolonialwaaren und Fabrikate zuführt. Zufolge eines kaiserlichen Ukas dürfen in den Hafen von Berdjansk nur russische Schiffe einlaufen, die der Quarantaine nicht unterworfen sind und die Erlaubnißscheine von den Quarantaineanstalten in Kertsch und Taganrog haben. Auch dürfen dieselben nur aus russischen Seehäfen kommende Waaren einführen, und ihre Ausfuhr nur nach russischen Häfen dirigiren. Nach den vom russischen Handelsministerium veröffentlichten Listen besaß Berdjansk im Jahre 1852 schon 2 eigene Seeschiffe von 276 Tonnengehalt und 118 Küstenfahrer. Es liefen im Jahre 1851 (vgl. Nr. 35 und 36 der russischen Handelstabellen) aus dem Hafen von Berdjansk aus: 120 leere und 105 beladene, zusammen 225 Küstenfahrzeuge, was 2,07 Prozent der Gesammtzahl aller aus den russischen Häfen des schwarzen, asow'schen, baltischen und weißen Meeres ausgelaufenen Küstenfahrer ausmacht. Der Geldwerth der Ladung betrug die Summe von 85,318 Silberrubeln (= 0,52 Prozent des gesammten Geldwerths der durch die Küstenschifffahrt bewirkten Waarenausfuhr)."

Die Stunde des asow'schen Meeres und seines Hinterlandes hat noch nicht geschlagen, aber der Aufschwung, den einzelne Hauptorte nehmen, zeigt uns, was dort einst werden kann. Die Steppe, die sich hinter ihm ausdehnt, ist eines der besten Getreideländer Rußlands, und besitzt in dem Don einen Strom, der bei einer Länge von 105 deutschen Meilen ein Stromgebiet von 8400 Geviertmeilen Ausdehnung hat. Er entspringt nach der gewöhnlichen Annahme aus dem Johannissee im Gouvernement Rjazan, nach russischen Karten aber aus einem mäßigen Hügel im Gouvernement Tula oberhalb Zepifan. Es liegen an ihm 26 Städte und Stanitzen, und er hat wichtige Nebenflüsse, den Donetz, Choper, Woronetz, die Medwjeditza und den Manitzsch. Der rechte Uferrand ist sowohl bei ihm als bei genannten Nebenflüssen hoch und besteht aus einer Reihe thon- und kreideartiger Hügel, während das entgegengesetzte Ufer meistens flach ist, mit Wiesen und Wäldern prangt und den Ueberschwemmungen ausgesetzt ist. Es dehnen sich auch weite Steppen an seinen Ufern hin, und das ganze bei Asow ziemlich steil ins asow'sche Meer abfallende Land der donischen Kosaken ist fast nur als donisches Steppenland zu betrachten. Dieser Strom ist schon jetzt für Rußland durch seinen Verkehr wichtig, der mittelst Barken und Flößen betrieben wird. Das Wasser des Dons ist weißlich, kalkicht, übelschmeckend und für den, welcher an dasselbe nicht gewöhnt ist, ungesund. Es belegt sich gewöhnlich erst gegen den Ausgang des Novembers mit Eis und ist bereits im Februar für die Flußschifffahrt wieder frei. Peter der Große, der die Handelszukunft dieser Gebiete scharf ins Auge faßte, ließ im Jahre 1807, indem er die Flüsse Osetr und Oka benutzte, zwischen dem Don und der Wolga einen Kanal herstellen, also das schwarze Meer mit dem kaspischen verbinden. Dieser Kanal ist eingegangen, dagegen hat aber der jüngst verstorbene Kaiser Nikolaus eine Pferde-Eisenbahn zwischen Don und Wolga erbaut, welche im Jahre 1846 vollendet worden ist. So ist der Zukunft vorgearbeitet, doch wird sich freilich nicht viel Großes erwarten lassen, so lange das Steppenland nördlich vom Don keine andern Bewohner als donische Kosaken und nogaiische Tataren hat.

Unter Verantwortlichkeit des Ergänzungsblätterverlags in Meißen. — Redakteur Dr. Fr. Steger.
Druck von A. G. Gato in Meißen.

Barnum. Im Leben der Gegenwart tauchen zuweilen Leute auf, welche bei ihrem Volk dieselbe Rolle spielen, welche früher die Hofnarren bei Potentaten und Hofhaltungen freiwillig oder gezwungen übernahmen. Wurden jene alten Hofnarren für ihre losen Reden und Streiche bezahlt, so wissen die jetzigen Volksnarren sich selbst bezahlt zu machen und von dem Volk, dessen Lieblinge sie sind, Steuern zu erheben. Sie haben dieselbe Narrenfreiheit, welche ihren längst im Grabe ruhenden Kollegen bei den Höfen eingeräumt war, und dieses Privilegium gestattet ihnen in mehr als einer Beziehung freies Spiel. Das Studium solcher Menschen trägt zur Kenntniß des Volks, welchem sie angehören, ungemein viel bei, und ist darum ein sehr lehrreiches. Sie sind dick aufgetragene, hier und da karrikirte Illustrationen des Volksgeistes, und man lernt, wenn man mit ihnen Bekanntschaft macht, nicht blos den allgemeinen Charakter, sondern auch eine Menge kleiner Züge aus dem geistigen und geselligen Leben einer Nation kennen. Wo dieses Leben ein eigenthümliches ist, wie bei den Engländern und bei ihren ungetreuen Söhnen jenseits des atlantischen Oceans, bieten uns solche Volksnarren einen Schlüssel dar, den wir aus einer falschen Vorstellung von der „Würde der Geschichte" zurückzuweisen sehr Unrecht thun würden. Ohne daß wir Barnum, der uns zu diesen Betrachtungen veranlaßt, mit einem Webster oder Clay, mit einem Channing oder Longfellow irgend wie vergleichen wollen, müssen wir doch bemerken, daß er für die Sittengeschichte der nordamerikanischen Gegenwart wichtigere Beiträge liefert, als die Reden und Schriften jener Vier. Daher möge uns gestattet sein, nachdem wir unsere Leser so oft von den menschlichen Größen der Gegenwart unterhalten, sie so oft zu den Staatsaktionen und Kriegstheatern der Welt geführt haben, von dem amerikanischen Till Eulenspiegel zu reden, und zwar mit mehr Ausführlichkeit, als wir sie bei manchem „Helden des Tags und Kulturträger" ersprießlich gefunden haben.

Phineas Taylor Barnum, wie der volle Name lautet, ist am 5. Juli 1810 in dem Dorfe Bethel des Staats Connecticut geboren worden. Laut seiner Selbstbiographie *) war sein Großvater mütterlicher Seite ein entschiedener Spaßvogel, der, wenn es einen Scherz auszuführen galt, weiter zu Fuße ging, länger wartete, fleißiger arbeitete und emsiger nachsann, als für sonst etwas unter dem Himmel. Auch sein Vater, der die Geschäfte eines Schneiders, Bauern und Schenkwirths mit einander verband, war von sehr lebhaftem Geiste und ergötzte sich an einem tollen Streiche mehr, als es bei andern Menschen gewöhnlich der Fall zu sein pflegt. Phineas selbst erhielt, da er bei den Feldarbeiten mit benutzt wurde, nur einen sehr ungenügenden Unterricht, lernte aber doch so rasch und so vortrefflich rechnen, daß er bereits mit zwölf Jahren in weniger als zwei Minuten angeben konnte, wie viel Kubikfuß eine große Wagenladung Holz enthalte. Das Organ des Sparsinns war bei ihm sehr groß; noch nicht fünf Jahre alt begann er kleine Münzen zu sammeln, und als er sechs Jahre alt war, hatte er einen Dollar erübrigt und war der reichste Knabe der ganzen Gegend. Als er größer wurde, machte er bei den Uebungen der Miliz den Marketender, schaffte sich eine große Büchse mit Zuckerplätzchen an und vermehrte seine Vorräthe durch das verdiente Geld mit Pfefferkuchen, Candis und Kirschrum. Als der Vater den wachsenden Reichthum des Sohnes bemerkte, erlaubte er demselben, sich seine Kleider selbst zu kaufen, und setzte so der Vermögenszunahme weise Schranken. Da er vor Handarbeit, so bereit er jederzeit zum Entwerfen von Plänen, Geld zu verdienen, war,

*) Barnum, der Kaufmann, Journalist und Raritätenmann, deutsch von A. Kretzschmar, Leipzig bei Otto Wigand, 1855.

stets einen gewissen Abscheu hatte, so gründete der Vater in Verbindung mit einem andern Manne in Bethel einen Kramladen und installirte seinen Sohn in demselben als Lehrling. Er diente in einem Geschäft, wo weniger verkauft als getauscht wurde, und befand sich daher, wie er selbst sagt, in der besten Schule, in welcher ein junger Mensch das Thun und Treiben lernen kann. Connecticut ist ein echter Yankeestaat, und alle die Betrügereien, wegen welcher die Neuengländer in der ganzen Union berüchtigt sind, waren in vollem Schwange. Die Hauptkunden waren Hutmacher, und diese zeigten sich, wie Barnum sagt, eben so unreell wie der Kaufmann und seine Diener. Seine Erzählung stellt ein treues Bild des Yankee-Kleinhandels auf. „Die Hutmacher mischten die schlechteren Pelzhaare mit einer geringen Quantität von ihren besten und verkauften uns die Hüte für „Fischotter". Wir dagegen mischten unsern Zucker, Thee und unsere Liköre und gaben ihnen die hochtrabendsten Namen. Unsere Baumwolle verkauften wir für Schafwolle, unsere Schafwolle und Baumwolle für Seide und Leinen, mit einem Worte fast Alles war nicht das, wofür es ausgegeben ward. Die Kunden betrogen uns mit ihren Erzeugnissen und wir betrogen die Kunden wieder mit unsern Waaren. Jede Partei erwartete betrogen zu werden, wenn es möglich wäre. Unsere Augen, aber nicht unsere Ohren, mußten unsere Meister sein. Wir durften wenig glauben, was wir sahen, aber noch weniger, was wir hörten. Unsere Kattune waren alle nach unserem Vorgeben echt gefärbt, wiewohl sie schon im kalten Wasser ausgingen. Unser gemahlener Kaffee war so gut, wie er aus gebrannten Erbsen, Bohnen und Mais herzustellen ist, und unser Ingber war, wenn man den Preis des Maismehles erwog, ganz leidlich. Die Kniffe und Pfiffe waren zahllos. Wenn ein Hausirer mit uns wegen einer Kiste Biberhüte zu handeln wünschte, die sechszig Dollars das Dutzend werth waren, so konnte er darauf rechnen, daß er eine Kiste „Waschbären" erhielt, die mit funfzehn Dollars das Dutzend noch zu theuer bezahlt war. Wenn wir unsere Bezahlung in Wanduhren annahmen, von denen man uns versicherte, daß sie ganz richtig gingen, so war gerechter Grund vorhanden, zu glauben, daß sie diesem Zwecke nicht besser entsprachen als ein Schubkasten, nämlich, daß sie eben so wie Pindar's Rasirmesser blos für den Verkauf gemacht waren, und wenn die Hälfte der Räder, die zu einer Uhr nothwendig sind, in dem Gehäuse gefunden wurden, so war dies als ein eben so glücklicher als außerordentlicher Umstand zu betrachten. Eine solche Schule machte allerdings pfiffig, aber wenn sie nicht auch zugleich Gewissen, Moral und Rechtsgefühl ausrottete, so lag der Grund darin, daß die Schüler sie verließen, ehe noch ihre Ausbildung vollendet war."

Barnum verdiente mit den Geschäften, die er auf eigene Rechnung machen durfte, Geld, aber als sein Vater verschuldet starb, nahm man ihm alles, weil er als Minderjähriger alles für seinen Vater erworben habe. Er begann also als ganz armer Mensch von neuem, hob sich aber bald wieder und begann in Neuyork 1827 ein eigenes Geschäft. Er war siebenzehn Jahre alt, als er in der empire city ein Porterhaus eröffnete. Diese Spekulation schlug gänzlich fehl, und Barnum mußte den starken Schritt rückwärts thun, sich in Bethel zu etabliren. Das Lokal seines Frucht- und Viktualienhandels war ein Wagenschuppen, nach dessen Ausbau sein ganzes Handelskapital noch in 70 Dollars bestand. Aber am ersten Tage nahm er 63 Dollars ein und vermehrte seine Vorräthe im Verhältniß zu seinem Gewinn, bis sein Laden zuletzt alles enthielt, was in Bethel Beifall finden konnte, sogar gedämpfte Austern. Ein recht üppiges grünes Reis trieb sein Glück, als er ein Lotteriegeschäft errichtete. Nicht lange, so sah er den Lotterie-Unternehmern in die Karten und erhielt seine Loose nun zu einem solchen Preise, daß sein Gewinn 25 bis 30 Prozent betrug. Sein Verkauf stieg fabelhaft, da er sich einen Bundesgenossen verschaffte, dessen Wichtigkeit er gleichsam instinktmäßig errathen hatte. „Da ich die Macht der Presse (der ich mehr als irgend einer andern Ursache meine Erfolge zu verdanken habe) wohl zu würdigen wußte, so verfehlte ich nicht,

die Hülfe der Buchdruckerschwärze in Anspruch zu nehmen. Ich gab Handschreiben, Cirkulare u. s. w. zu Hunderttausenden mit ungeheuern verzierten Anfangsbuchstaben, Bildern und allem dergleichen aus, was die Aufmerksamkeit fesseln konnte. Die Zeitungen sämmtlicher umliegenden Staaten wimmelten von ausgesuchten Annoncen. Ungeheure Schilde mit Goldbuchstaben und bunte Anschlagzettel bedeckten mein Lotteriebüreau. Da die interessanten Briefe von „John Strickland" damals allgemein gelesen wurden, so kündigte ich mein Büreau als unter der besondern Gunst und Protektion von „Dr. Peter Strickland", leiblichem Vetter des berühmten John Strickland, stehend an u. s. w. In meinen Anschlagzetteln und Ankündigungen suchte ich den berühmten Namen auf alle mögliche Weise auszubeuten. „Der stets glückliche Dr. Strickland!" „Abermals fünf Hauptgewinne von Dr. Strickland verkauft." „Wer für einen Dollar reich werden will, wende sich an den Liebling der Fortuna, Dr. Strickland." „Wieder ein Mammuthgewinn — hoch lebe Dr. Strickland!" u. s. w. u. s. w. Eben so wurden auch oft selbstgemachte Gedichte in Requisition gesetzt, um meine Glückskollekte herauszustreichen. Interessenten, welche ihre Loose brachten und fanden, daß sie eine Niete bekommen hatten, wurde gesagt, das Klügste, was sie thun könnten, sei, „ihr Geld da zu suchen, wo sie es verloren;" „selbst die längste Straße müsse sich endlich biegen" — „ein solches Unglück könne nicht lange dauern" u. s. w. u. s. w." Bald hatte er vier bis fünf größere Kommanditen und eine Schaar kleiner Agenturen acht deutsche Meilen in der Runde. Aber eben diese große Ausdehnung des Lotteriegeschäfts und der Eifer, den Barnum für das Spiel zu erwecken verstand, gruben seinem Glück das Grab. Viele kauften mehr Loose, als sie bezahlen konnten, das Kreditgeben wurde zur Regel, und da Barnum längere Zeit seine Guthaben für baares Geld ansah, und seine Lebensweise danach einrichtete, so ging alles den Krebsgang. Die meisten der Bemerkungen, die er in seinem Rechnungsbuche zu den Namen böser Schuldner machte, z. B. „gestorben", „verdorben" u. a. m., kommen auch bei uns vor, aber eigenthümlich amerikanisch ist der folgende Randvermerk neben einem schlechten Zahler: „Ist zu reich, als daß ich ihn mahnen könnte!" Das ist einer der kleinen, auf das soziale Leben eines Landes das hellste Licht werfenden Züge, die man nur in solchen Werken, wie Barnum's Selbstbiographie, findet. Das Handelsgeschäft gerieth ebenfalls ins Stocken, und ein Auktionsgeschäft von Büchern gab Barnum selbst wieder auf — weil ihm die Studenten von Lichfield — es waren noch dazu Juristen, künftige Richter — eine bedeutende Anzahl seiner werthvollsten Bücher stahlen. In dieser üblen Lage beschloß Barnum, seine Zukunft ganz auf die Macht zu gründen, die er bisher nur als Gehülfin benutzt hatte. Er wurde der Herausgeber einer Zeitung „der Herold der Freiheit", die neben dem Hauptzwecke, „Geld zu machen", auch noch die Freiheit gegen die Ränke und Angriffe einer zelotischen Religionspartei schirmen sollte. Diese Partei hatte unter sehr vielen Leuten große Besorgnisse erweckt, und daher erreichte Barnum seinen Hauptzweck um so leichter, als er es an Lärm und Skandal nicht fehlen ließ. Er wurde mehrmals angeklagt und einmal zu Gefängnißstrafe verurtheilt. Natürlich war seine Entlassung aus dem Gefängnisse ein Triumphzug. Bei solchen Gelegenheiten geberden sich die Amerikaner nicht anders als weiland die gesinnungstüchtigen Bürger unserer Kleinstädte thaten. Ein großes Festessen wurde veranstaltet, und dann kam „der interessanteste Theil der Ceremonie", von dem Herold wie folgt beschrieben: „Phineas Taylor Barnum und das Musikchor nahmen Platz in einem von sechs Pferden gezogenen, für diese Gelegenheit bereitgehaltenen Wagen. Diesem Wagen ritten vierzig Reiter und ein Herold mit der Nationalfahne voran. Unmittelbar hinter der Kutsche kam der Wagen des Redners und des Präsidenten, auf welchen das Festkomité und sechzig Wagen mit Bürgern folgten, welche den Redakteur nach seiner Wohnung in Bethel geleiteten. Als der Zug unter Kanonendonner sich in Bewegung setzte, ward von mehrern hundert Bürgern, welche

sich der Prozession nicht anschlossen, ein dreimaliges Vivat ausgebracht. Das Musikchor spielte mehrere Nationalmelodien bis zur Ankunft in Bethel — eine Entfernung von drei Meilen — wo dann das schöne und passende Lied: „O Heimath, süße Heimath!" angestimmt ward. Nachdem die Prozession ein dreimaliges herzliches Vivat ausgebracht, kehrte sie nach Danbury zurück. Die größte Einmüthigkeit und Eintracht herrschte während des ganzen Tages und wir freuen uns, hinzuzufügen, daß auch kein Unfall vorkam, welcher die schöne Festlichkeit getrübt hätte."

Als die Freisinnigen einzusehen anfingen, daß die Zeloten keine gefährliche Feinde seien, und der Absatz des „Herolds der Freiheit" demnach abzunehmen begann, verkaufte Barnum seine Zeitung und siedelte im Jahre 1834 nach Neuyork über. Er besaß jetzt Familie, da er schon fünf Jahre früher eine „Schneidermamsell" geheirathet hatte. Diese Heirath, die keine Spekulation war, schlug übrigens sehr glücklich aus, obgleich Barnum als Familienvater bei seinem Umzuge nach Neuyork in keine geringe Verlegenheit kam, da er keine Mittel besaß, als die ihm das unsichere Eintreiben alter Schulden gewährte. Er machte eine Zeit lang den „Trommler" für Kaufleute, das heißt er führte ihnen Kunden zu, und spähte inzwischen nach einer Gelegenheit, wo seine Fähigkeiten und seine Energie freien Spielraum hätten, insbesondere aber danach, zu einer öffentlichen Schaustellung zu kommen. Lange zeigte sich nichts, und Barnum ging mit seinen Ansprüchen zuletzt so weit herunter, daß er in einem öffentlichen Garten Oberkellner geworden wäre, wenn der Besitzer Niblo nicht die Bedingung eines dreijährigen Aushaltens gemacht hätte. Da führte das Glück ihm folgende Anzeige des „Pennsylvania Inquirer" vom 15. Juli 1835 in die Hand: „Große Seltenheit. — Die Bürger von Philadelphia und Umgegend haben jetzt Gelegenheit in der Freimaurerloge eine der größten jemals vorgekommenen Naturseltenheiten zu sehen, nämlich Joice Heth, eine 161 Jahre alte Negerin, welche früher dem Vater des Generals Washington gehörte. Sie ist schon seit hundertundsechzehn Jahren Mitglied der Baptistengemeinde und kann viele geistliche Lieder nach der früher gewöhnlichen Weise singen. Sie ist geboren am alten Potomakflusse in Virginia und hat seit neunzig oder hundert Jahren zu Paris in Kentucky im Hause der Familie Bowling gelebt. Alle, welche dieses außerordentliche Weib gesehen haben, sind von der Wahrheit der hinsichtlich ihres Alters gemachten Angabe überzeugt. Das Zeugniß der achtbaren Familie Bowling ist schon an und für sich glaubwürdig, aber die Originalverkaufsrechnung, von Augustin Washington mit seiner eigenen Hand geschrieben, und andere Beweise, welche der gegenwärtige Eigenthümer in seinem Besitze hat, werden auch den Ungläubigsten überzeugen. Nachmittags und Abends wird eine Dame zugegen sein, um die diese Naturmerkwürdigkeit in Augenschein nehmen wollenden Damen zu empfangen." Er reiste sogleich nach Philadelphia und wurde durch die äußere Erscheinung der alten Frau ganz befriedigt. So weit als äußere Anzeichen in Frage kommen, hätte man sie fast eben so gut für tausend Jahre als für hundertundeinundsechzig Jahre alt ausgeben können. Sie lag auf einem hohen Ruhebett in der Mitte des Zimmers. Ihre Beine waren in die Höhe gezogen, so daß die Knie etwa zwei Fuß über dem Ruhebett in die Höhe ragten. Dem Anschein nach befand sie sich bei guter Gesundheit und in heiterer Stimmung, aber frühere Krankheit oder hohes Alter, vielleicht auch beides zusammengenommen, hatte ihr die Fähigkeit geraubt, ihre Stellung zu verändern, denn obschon sie einen ihrer Arme nach Belieben bewegen konnte, so waren doch ihre Beine ganz steif und sie konnte sie nicht ausstrecken. Sie war total blind und ihre Augen waren so tief in ihre Höhlen gesunken, daß die Augenäpfel ganz und gar verschwunden zu sein schienen. Zähne hatte sie nicht mehr, wohl aber war noch der ganze Kopf mit dickbuschigem grauem Haar bewachsen. Ihr linker Arm lag quer über die Brust und sie war nicht im Stande, ihn wegzunehmen. Die Finger ihrer linken Hand waren so fest zusammengezogen, daß sie fest geschlossen

waren und starr und unbeweglich. Die Nägel an dieser waren gegen vier Zoll lang und ragten bis über das Handgelenk. Die Nägel an den großen Zehen hatten ebenfalls eine Stärke von beinahe einem Viertelzoll erreicht. Sie war sehr redselig und schwatzte fast unaufhörlich, so lange als die sie Besuchenden Lust hatten, sich mit ihr zu unterhalten. Sie sang eine Menge alte religiöse Lieder und war sehr geschwätzig, wenn sie von ihrem Liebling, dem „lieben kleinen Georg" sprach, wie sie den großen Helden und Vater des Landes nannte. Sie erzählte, sie sei bei seiner Geburt zugegen gewesen; früher sei sie die Sklavin von August Washington, dem Vater Georg's gewesen und habe ihn in die ersten Windeln gelegt. „In der That", sagte Joice und es war dies ein Lieblingsausdruck von ihr, „ich habe ihn aufgezogen." Sie erzählte viele interessante Anekdoten von ihrem „lieben kleinen Georg" und dies in Verbindung mit ihren Gesprächen über religiöse Gegenstände, denn sie machte Anspruch darauf, ein Mitglied der Baptistengemeinde zu sein, erhob ihre Schaustellung zu einer ganz interessanten.

Das Geld zum Ankauf der Alten fand sich, und mit ihr erhielt Barnum zugleich die (gefälschten) Dokumente ausgehändigt, welche ihr Alter und ihre Eigenschaft als Washington's Amme bewiesen. Er brachte sie nach Neuyork und stellte sie in Niblo's Garten aus. Da bei der Ausschmückung des Lokals wie bei den Anzeigen in den Zeitungen nichts gespart wurde, so war der Zulauf der Menschen ein sehr großer. Barnum nahm in der Woche durchschnittlich 1500 Dollars ein, von denen die Hälfte ihm gehörte. Die 161 Jahre alte Amme spielte ihre Rolle vortrefflich. Sie gab über die Geburt und die Jugend des Generals Washington jede gewünschte Auskunft, beantwortete die verfänglichsten Fragen und sang uralte Kirchenlieder, über welche bejahrte Baptistenprediger in Entzücken geriethen. Von Neuyork zog Barnum mit Joice nach Boston, wo eben Mälzel seine Automaten zeigte. Dieses Zusammentreffen erzeugte in dem fruchtbaren Geiste Barnum's einen neuen Gedanken. Als der Besuch schwächer zu werden begann, erschien in einer Zeitung ein kurze Mittheilung „ein Besucher" unterzeichnet, worin der Verfasser dieses Artikels eine wichtige Entdeckung gemacht zu haben vorgab. Er erklärte, Joice Heth sei, so wie sie jetzt gezeigt werde, ein „Humbug", wogegen, wenn die einfache Wahrheit erzählt würde, die Sache ungemein interessant und seltsam wäre. „Die Sache ist die", hieß es in dieser Mittheilung weiter, „daß Joice Heth gar kein menschliches Wesen ist. Das, was hier für ein ungeheuer altes Weib ausgegeben wird, ist weiter nichts als ein sinnreich konstruirter Automat, aus Fischbein, Gummi elastikum und zahllosen Federn zusammengesetzt, die durch die leiseste Berührung je nach dem Willen des Schaustellers in Bewegung gesetzt werden können. Der Schausteller ist Bauchredner und alle anscheinend mit der alten Frau gehaltenen Konversationen sind, so weit sie selbst in Frage kommt, rein imaginär, denn die vermeintlich von ihr gegebenen Antworten und Aufschlüsse geschehen einzig und allein durch die Bauchrednerstimme des Schaustellers." Mälzel's sinnreicher Mechanismus hatte dieser Mittheilung schon einigermaßen den Weg bereitet und Hunderte, welche Joice Heth nicht besucht, waren nun begierig, den merkwürdigen Automaten zu sehen, während Viele, die sie gesehen, eben so sehr wünschten, sie nochmals in Augenschein zu nehmen, um zu ermitteln, ob sie sich das erste Mal hätten täuschen lassen oder nicht. Die Folge davon war, daß der Besuch in ungeheurem Grade wieder zunahm. Am 19. Februar 1836 starb „Tante Joice", die inzwischen in vielen Städten der Union zur Schau gestellt und überall, auch wegen ihres unaufhörlichen Tabakrauchens, bewundert worden war. Die Leiche wurde zergliedert, und da zeigte sich, daß Washington's Amme höchstens achtzig Jahre alt gewesen war. Da sich so viele Personen hatten täuschen lassen, so fand der Bericht der Aerzte in der Eitelkeit dieser Leute eine mächtige Gegnerin, aber man murrte doch und Barnum fand für gerathen, den anziehenden Sturm durch eine geistreiche Diversion zu beschwören.

Eines Morgens las man im „Herald": „Joice Heth ist nicht todt. Vergangene Mittwoch lebte sie noch, wie wir aus der besten Quelle erfahren, in Hebron in Connecticut, wo sie sich damals befand. Die Leiche, an welcher Dr. Rogers und die medizinische Fakultät von Barclaystreet ihre Messer und ihren Scharfsinn geübt haben, ist die Leiche einer achtbaren alten Negerin, Namens Tante Nelly, die viele Jahre ganz allein in einem kleinen, Mr. Clarke gehörenden Hause zu Harlem gewohnt hat. Diese ist, wie Dr. Rogers sehr weise entdeckt und Doktor Locke, sein Kollege, sehr genau berichtet hat, allerdings nur achtzig Jahre alt geworden. Tante Nelly beklagte sich vor ihrem Tode über Altersschwäche. Uebrigens war sie auf guter Laune. Der letztvergangene Winter war ein ungewöhnlich strenger und scheint auf sie sehr nachtheilig eingewirkt zu haben, so daß sie vor wenigen Tagen den Geist aufgab." Allerdings wurde diese Mystifikation später entdeckt, aber Barnum hatte jetzt die Lacher auf seiner Seite, und der Streit, der über diesen Gegenstand noch lange fortgeführt wurde, hatte die Folge, daß Jedermann seinen Namen kennen lernte.

Noch bei Tante Joice's Lebzeiten hatte er einen „Künstler" Antonio kennen gelernt, der Teller zu drehen und auf Stelzen zu tanzen verstand. Diese Künste waren in Amerika neu, und wenn man ihnen das gehörige Relief gab, so ließ sich viel mit ihnen verdienen. Barnum miethete den Künstler für eine Kleinigkeit, veranlaßte ihn, daß er sich seit langer Zeit zum ersten Male wieder wusch, taufte ihn mit dem vornehmeren Namen „Signor Vivalla", schärfte ihm ein, daß er, der Jahre in England und Kanada verlebt hatte, kein Englisch verstehe, da er eben frisch aus seinem Vaterlande komme, und zog mit ihm umher. Ein Zugmittel, das unsere Taschenspieler und „Herkulesse" als probat kennen, that auch bei den „smarten" Yankees seine volle Wirkung. Signor Vivalla veranstaltete mit einem Amerikaner Wettkämpfe, und das Publikum nahm an diesen abgekarteten Schaustellungen einen „ganz entsetzlichen Antheil", theils weil der angebliche Einsatz der angeblichen Wette 1000 Dollars betrug, theils weil der Nativismus den amerikanischen Künstler auf seinen Schild hob.

Im Sommer von 1836 versuchte Barnum es mit einer herumziehenden Schauspielergesellschaft, oder, wie er die Sache nannte, mit einem „großen wissenschaftlichen und musikalischen Theater". Bald arm, bald wohlhabend, wie es bei solchen Unternehmungen überall geht, zog er im Lande umher und that wie immer sein Möglichstes, Aufsehen zu erregen. Einer seiner Künstler brachte die Negerlieder in die Mode, die wir auch in Deutschland durch Ira Alridge haben kennen lernen. Als dieser Künstler äthiopischen Ursprungs durchbrannte, sang Barnum mit schwarz angestrichenem Gesichte an dessen Statt. Dabei hätte er fast das Leben verloren, denn als er in einem Sklavenstaate einen Streit eines Pflanzers mit seinen Leuten hörte und mit seinem schwarzen Gesicht sich einmengte, schlug der Ruhestörer eine Pistole auf ihn an mit den Worten: „Was, Du schwarzer Halunke, Du unterstehst Dich, eine solche Sprache gegen einen weißen Mann zu führen?" Zum Glück konnte Barnum noch seine Hemdärmel aufstreifen und seine weißen Arme zeigen, ehe der Schuß fiel. Die reisenden Schauspieler waren, wie bei uns, der Geistlichkeit ein Dorn im Auge, aber die Art, wie Barnum diese Feindseligkeit bekämpfte, könnte bei uns nicht vorkommen. Mehrmals bestieg er nach dem Gottesdienste die Kanzel und hielt an die Gemeinde Anreden, in denen sich eine solche Frömmigkeit aussprach, daß die Abneigung gegen sein Gewerbe wohl schweigen mußte. Bei einem Gottesdienst im Freien machte er einmal den wirklichen Prediger, wie er auch seine Gesellschaft zur Frömmigkeit anhielt und allgemein bekannt werden ließ, daß er seinen Kunstreitern Sonntags die Bibel und gedruckte Predigten vorlese. Da er sich noch dazu als „Nichtsalstheetrinker" bekannte, so mußte er wohl Eindruck machen. Sein letzter großer Streich war der Ankauf eines Mississippi-Dampfschiffs, damit die Zeitungen von Neuorleans „die Ankunft des Dampfers Ceres, Kapitän Barnum, mit einer Schauspielergesell-

schaft" melden könnten. Der Streich mißlang, das Dampfschiff mußte gegen Zucker umgetauscht und die Gesellschaft aufgelöst werden. Mit einer zweiten Truppe ging es später in Neuorleans nicht besser. Fanny Elsner spielte eben, und Barnum sah mit Neid, daß die Parketbillets durchschnittlich zu $4^{1}/_{2}$ Dollar versteigert wurden. Dieser Preis schien ihm ganz enorm zu sein, und er gestand sich selbst, daß der Direktor fast unmögliches geleistet hatte, als es ihm gelungen war, die öffentliche Begeisterung bis zur Fieberhitze zu steigern. Er ahnte nicht, daß er selbst, ehe zwölf Jahre verflossen seien, in derselben Stadt Billets zu weit, weit höheren Preisen verkaufen werde.

In der Periode, welche zwischen den beiden Reisen mit Schauspielern liegt, eröffnete Barnum mit einem Deutschen ein ausgedehntes Fabrikgeschäft. Unser Landsmann besaß das Geheimniß, wasserdichten Lack für Leder, Glanzwichse, kölnisches Wasser und Bärenfett zu bereiten, und Barnum versprach sich von diesen Artikeln goldene Berge. Aber dieses Mal war er der Betrogene, da der Deutsche, ein Taugenichts ersten Grades, bei Nacht und Nebel verschwand, nachdem er seinen Gesellschafter um dessen ganzes Geld gebracht hatte. Barnum behielt nichts als die geheimen Rezepte, und zwei derselben werden hinreichen, das Geschäft zu charakterisiren. „Bärenfett (ohne Bären zu machen!). — Man nimmt 3 Pfund Schweinefett und $1^{1}/_{2}$ Pfund Schöpstalg. Man schmilzt es gut unter einander. Dann mischt man in getrennten Gefäßen 2 Unzen Nelkenöl und Bergamottenöl und 1 Unze Lavendelöl, Thymianöl und Rosmarinöl. Dann schüttet man Alles in das zerlassene Fett und rührt es gut um." PS. Dies ist das wirkliche „ächte Bärenfett", welches einen kahlen Kopf mit schönem, glänzendem, lockigem Haar bedeckt — wenigstens eben so rasch als irgend eine andere bis jetzt entdeckte Komposition. NB. Um den Kunden die Sache noch plausibler zu machen, stelle man einen lebenden Bär vor den Kaufladen aus und versehe den Käfig mit der Ueberschrift: „Wird nächstens geschlachtet." Morgen stellt man wieder dasselbe Thier hin. Dann und wann versehe man die Ankündigungen mit der Ueberschrift: „Gestern wieder zwei Bären geschlachtet." „Wasserdichter Lack. — Zehn Pfund Talg und fünf Pfund Schweinefett werden in einen eisernen Topf gethan und über ein gelindes Feuer gebracht. In einem andern Topfe zerlasse man möglichst langsam $2^{1}/_{2}$ Pfund Wachs, in kleine Stücken geschnitten. Dies gießt man dann unter beständigem Umrühren in den großen Topf. Nachdem dies geschehen, nimmt man denselben vom Feuer und bringt $2^{1}/_{2}$ Pfund Olivenöl und ein Quart und eine halbe Pinte Terpentingeist hinein. Dann setzt man noch 10 oder 12 Pfund gebranntes Elfenbein immer in kleinen Quantitäten zu und läßt es wenigstens eine halbe Stunde lang fortwährend umrühren. Dann setzt man die Mischung beiseite, um sie kalt werden zu lassen, worauf man sie in die Büchsen füllt. Auch dies darf nicht an einem Orte geschehen, wo die Sonne scheint."

Bisher hatte Barnum's Laufbahn ein Zickzack aufsteigender und niedergehender Linien gebildet. Jetzt, wo er wieder einmal bei einem Tiefpunkte angelangt war, hob er sich mit einem seiner genialen Aufschwunge plötzlich in die Höhe. Ohne einen Heller zu besitzen, kaufte er für 12,000 Dollars das amerikanische Museum von Neuyork. Der Kapitalist, der ihm die Summe unter sehr harten Bedingungen vorstreckte, forderte als Pfand ein unverschuldetes Grundstück, und ein solches besaß Barnum. Freilich war seine ererbte „Epheuinsel" eine völlig werthlose Besitzung, zu der man durch Sümpfe und stehende Gewässer nur mit Lebensgefahr gelangen konnte, aber sie war doch ein Grundstück, sie war doch unverschuldet, und erfüllte somit die gestellte Bedingung. Das Museum brachte Fluth in Barnum's Kasse und war schon nach einem Jahre sein freies Eigenthum, was es bis heute geblieben ist. Er zeigte hier betriebsame Flöhe, gelehrte Hunde, Jongleure, Automaten, Bauchredner, lebende Bilder, Tableaux, Zigeuner, Albinos, dicke Kinder, Zwerge, Riesen, Seiltänzer, phrenologische Karikaturen und „lebendige Yankees", Pantomimen, Dioramen, Panoramen, Modelle von Dublin und Paris,

mechanische Figuren, Knetemaschinen, amerikanische Indianer mit ihren kriegerischen und religiösen Ceremonien, die Keule, mit der Cook erschlagen worden ist, endlich — den Niagarafall mit lebendigem Wasser, ein Modell von achtzehn Zoll Höhe. Der große Puff, der den glänzenden Erfolg des Museums entschied, war die wirkliche, echte Seejungfer von den Fidschih-Inseln. Dieses Wunderthier war ein mit einem Fisch zusammengenähter Affe, aber so kunstvoll gearbeitet, daß kein menschliches Auge den Punkt entdecken konnte, wo die Verbindung bewirkt war. *) Das Rückgrat des Fisches ragte in gerader und anscheinend ununterbrochener Linie bis an die Basis des Schädels — das Haar des Thieres war bis auf mehrere Zoll an den Schultern des Affen heruntergewachsen und bei Anwendung des Mikroskops entdeckte man eine Menge kleiner Fischschuppen, die in Myriaden unter dem Haar lagen. Die Zähne und die Bildung der Finger und Hände war wesentlich von der irgend eines bekannten Affen oder Orangutang verschieden, während der Ansatz der Flossen ebenfalls ein ganz anderer war als bei irgend einer den Naturforschern bekannten Fischgattung. Das Thier war ein häßliches, zusammengetrocknetes, schwarzaussehendes kleines Exemplar von etwa drei Fuß Länge. Das Maul stand offen, der Schwanz war zurückgebogen und die Arme nach oben gerichtet, so daß es aussah, als sei es einen schweren, qualvollen Tod gestorben. Es war nicht genug, das Thier gekauft zu haben, es mußte auch Lärm geschlagen werden. Barnum sah kein besseres Mittel, als die Kugel in einiger Entfernung von dem Mittelpunkte der Attraktion in Bewegung zu setzen. Nach einiger Zeit erschien eine Mittheilung in dem „Neuyork Herald", von Montgomery in Alabama datirt, welche allerhand Tagesneuigkeiten brachte, Handelsangelegenheiten, den Stand der Ernte, politische Vorfälle u. s. w. besprach und nebenher einen gewissen Dr. Griffin erwähnte, der als Agent des Lyceums für Naturgeschichte in London kürzlich von Pernambuco zurückgekehrt sei und eine höchst merkwürdige Rarität besitze, nämlich eine echte Seejungfer, die unter den Fidschih-Inseln gefangen und in China einbalsamirt worden, wo der Doktor sie für eine hohe Summe für das Lyceum der Naturgeschichte gekauft. Acht bis zehn Tage später erschien ein Brief ähnlichen Inhalts, von Charleston in Südkarolina datirt und dort auf die Post gegeben, in einem andern Neuyorker Blatte, das dieselbe Nachricht mit einigen lokalen Abänderungen brachte. Hierauf folgte ein dritter Brief aus Washington in einem andern Neuyorker Blatt, worin noch die Hoffnung ausgesprochen ward, daß die Journalisten von Neuyork sich bemühen würden, dieser außerordentlichen Seltenheit ansichtig zu werden, ehe Dr. Griffin sich nach England einschiffte. Einige Tage nach der Veröffentlichung dieser dreimal wiederholten Nachricht ward Mr.

---

*) Wahrscheinlich ist diese Seejungfer die Arbeit eines japanischen Fischers, von dem Dr. von Siebold in seinem bekannten Werke über Japan erzählt: „Er verstand die obere Hälfte eines Affen mit der untern Hälfte eines Fisches so sauber zu verbinden, daß der gewöhnliche Blick nothwendig dadurch getäuscht werden mußte. Hierauf gab er vor, er habe das Geschöpf lebendig in seinem Netz gefangen, es sei aber kurz darauf, nachdem er es aus dem Wasser genommen, gestorben, und diese List gewährte ihm auf verschiedene Weise bedeutenden Geldgewinn. Die Schaustellung des Meerwunders machte sich bei der Neugier der Japanesen sehr gut bezahlt, aber noch einträglicher war die Versicherung, daß der halbmenschliche Fisch während der wenigen Minuten, wo er sich außerhalb seines angeborenen Elements befunden, gesprochen und eine gewisse Anzahl außerordentlich fruchtbarer Jahre prophezeit habe, auf welche eine unheilvolle Epidemie folgen würde, vor welcher man sich nur durch den Besitz einer Abbildung des Seepropheten schützen könne. Der Verkauf dieser gemalten Seejungfern war unermeßlich. Entweder ward dieses zusammengesetzte Thier oder ein anderes, welches durch den Erfolg des ersten erzeugt worden, an eine holländische Faktorie verkauft und nach Batavia gesendet, wo es einem verschmitzten Amerikaner in die Hände fiel, der es nach Europa brachte und hier in den Jahren 1822 und 1823 als eine wirkliche Seejungfer zur großen Bewunderung der Unwissenden in allen Hauptstädten für Geld sehen ließ. Die Gelehrten wußten nicht, was sie dazu sagen sollten, der kluge Schausteller aber füllte sich dabei die Taschen."

Lyman (den Barnum schon für Joice Heth in seinen Diensten hatte) in einem der ersten Hotels in Philadelphia als Dr. Griffin, von Pernambuco auf der Reise nach London begriffen, ins Fremdenbuch eingetragen. Sein feines, würdevolles und doch gefälliges Benehmen, so wie seine Freigebigkeit, erwarben ihm binnen wenig Tagen die Achtung und Gunst Aller, die ihn kennen lernten, und als er eines Nachmittags seine Rechnung bezahlt, weil er den nächsten Tag nach Neuyork abreisen wollte, bedankte er sich bei dem Wirth für die ihm bewiesene Aufmerksamkeit. „Wenn Sie jetzt einmal mit auf mein Zimmer kommen wollen", sagte Lyman, auch Griffin genannt, „so will ich Ihnen etwas zeigen, worüber Sie sich nicht wenig wundern werden." Hierauf ward dem Wirth die außerordentlichste Seltenheit von der Welt gezeigt, nämlich — eine Seejungfer. Er freute sich darüber so sehr und interessirte sich für das Wunder in solchem Grade, daß er inständig um die Erlaubniß bat, einigen seiner Freunde, mit Einschluß mehrerer Journalisten, den Anblick dieser Seltenheit ebenfalls verschaffen zu können. „Obschon mir weiter nicht viel daran liegt", sagte der Kuriositätenjäger, „so wird doch das Lyceum der Naturgeschichte, dessen Agent ich bin, keinen Schaden davon haben, wenn ich Ihnen diesen Gefallen thue." Und somit ward dem Gastwirth gestattet, seine Freunde für den nächsten Abend kommen zu lassen. Die List gelang vortrefflich, und die Presse stand Barnum treulich bei, eine immersteigende Neugier zu erwecken. Er selbst war inzwischen eifrig bemüht, Holzschnitte und Transparente fertig zu machen und eine Flugschrift zu veröffentlichen, in welcher die Echtheit der Seejungfer verfochten wurde. Die 10,000 Exemplare der Flugschrift legte Barnum einstweilen ruhig bei Seite, um zuvor noch einen wahren Eulenspiegel-Streich auszuführen. Er besuchte nämlich die Redakteure aller gelesenen Neuyorker Blätter und theilte jedem im Vertrauen mit, da das naturgeschichtliche Museum die Ausstellung der Seejungfer untersage, so wisse er mit seinem Bilde und seiner Beschreibung der Seltenheit nichts anzufangen und werde daher die anderweite Verwendung des Bildes und der Beschreibung gern gestatten. Da jeder Redakteur in dem Wahne schwebte, daß nur ihm allein diese Gunst erzeigt werde, so war die Folge, daß die Seejungfer-Geschichte mit Abbildung Sonntag früh am 17. Juli 1842 in einer Menge von Blättern gleichzeitig erschien. Das Seejungferfieber fing allmälig an zu grassiren, die 10,000 Exemplare der Flugschrift, die von einem ganzen Heer von Jungen kolportirt wurden, thaten auch ihre Wirkung, und nun erließ Barnum seine Ankündigung, welche insofern ein wahres Meisterstück genannt werden muß, als sie zugleich die Neugier köderte und ein wissenschaftliches Interesse erregte. Barnum stellte nämlich mit der Seejungfer andere „Uebergangsthiere" aus, so eine Reihe von Verbindungsgliedern bis zu seinem Wunderthier bildend. Die Ankündigung lautete: „Die Seejungfer und andere wunderbare Exemplare der thierischen Schöpfung. — Das Publikum wird hiermit ergebenst benachrichtigt, daß in Folge zahlreicher und dringender Aufforderungen von vielen Gelehrten dieser Stadt J. Griffin, Besitzer der Seejungfer und so eben erst aus Pernambuco in Südamerika angelangt, sich dazu verstanden hat, sie zur Schau aufzustellen, aber nur auf eine einzige Woche! Zu diesem Zweck hat er den geräumigen Saal gemiethet, welcher unter dem Namen der Konzerthalle 404 Broadway bekannt ist und Montags, den 8. August 1842, geöffnet werden wird, um Sonnabend, den 13. dieses, wieder geschlossen zu werden. Dieses Thier ward in der Nähe der Fidschih-Inseln gefunden und von dem gegenwärtigen Besitzer für eine bedeutende Summe für das Lyceum der Naturgeschichte in London angekauft. Der Besitzer wird es kurze Zeit lang mehr zur Befriedigung der Neugier des Publikums als um des Gewinnes willen ausstellen. Da er mehrere Jahre lang in verschiedenen Theilen der Welt beschäftigt gewesen ist, Seltenheiten aus dem Reiche der Naturgeschichte zu sammeln, so wird er gleichzeitig noch folgende Gegenstände mit zur Schau stellen: Den Ornithorhinchus aus Neuholland, welcher den Uebergang vom Seehund zur Ente bildet; den fliegenden Fisch in zwei ver-

schiedenen Gattungen, die eine aus dem Golfstrom, die andere aus Westindien, welches Thier offenbar den Vogel mit dem Fisch verbindet; die Schaufelschwanzschlange aus Südamerika; die Syrane oder Schlamm-Iguana, ein Zwischending zwischen Schlange und Fisch; den Proteus Sanguineus, ein unterirdisches Thier aus einer Grotte in Australien, nebst vielen andern Thieren, welche die Verbindungsglieder in der großen Kette der belebten Natur bilden. Eintrittspreis 25 Cents." Die Mehreinnahme seines Museums betrug anfangs in jeder Woche 2000 Dollars, und ein ähnlicher Erfolg zeigte sich in den andern Städten, wo das Meerweibchen gezeigt wurde.

Von den kleineren Puffs, mit denen Barnum nicht blos Geld verdiente, sondern auch den noch wichtigeren Zweck erreichte, das Publikum fortwährend mit sich zu beschäftigen, ist der ergötzlichste die Büffeljagd auf Hoboken, in der Nähe von Neuyork. Er kaufte funfzehn Büffelkälber, magere und sehr zahme Thiere, für 700 Dollars. Bald darauf brachten die Zeitungen verschiedene Artikel, welche auf eine Heerde wilder, mit dem Lasso gefangener Büffel aufmerksam machten, die sich jetzt unter der Führung derselben Leute, welche sie gefangen hätten, auf dem Wege von dem Felsengebirge nach Europa über Neuyork befinde. Nach einiger Zeit erschien die folgende Ankündigung in den öffentlichen Blättern. während gleichzeitig Zettel desselben Inhalts mit Abbildungen von wilden, durch berittene Indianer verfolgten Büffeln fern und nah mit freigebiger Hand verbreitet und vertheilt wurden. „Große Büffeljagd, ohne Eintrittsgeld. — In Hoboken, Donnerstag, den 31. August, um drei, vier und fünf Uhr Nachmittags. Mr. C. D. French, einer der kühnsten und erfahrensten Jäger des Westens, ist auf seinem Wege nach Europa mit einer von ihm selbst bei Santa Fe eingefangenen Büffelheerde hier eingetroffen. Er wird die Art und Weise zeigen, auf welche die wilden Büffel gejagt werden, und den Lasso werfen, vermittelst dessen man diese Thiere im wildesten und ungezähmtesten Zustande fängt. Es ist dies vielleicht eine der schwierigsten und interessantesten Leistungen, deren der Mensch fähig ist, weil dazu nicht blos ein vollkommener und erfahrener Reiter, sondern auch unglaubliche Körperkraft und Gewandtheit gehört. Jeder Mann, jede Frau und jedes Kind können hier die wilde Jagd der westlichen Prairien sehen, weil dieses Schauspiel gratis gegeben und in der großen Rennbahn der Herren Stevens, und in kurzer Entfernung von der Hoboken-Fähre stattfinden wird, wo wenigstens funfzigtausend Herren und Damen diese interessante Jagd bequem mit ansehen können. Die große Jagd wird zu drei bestimmten Stunden wiederholt werden." Die Spekulation beruhte bei dieser Schaustellung ohne Eintrittsgeld darauf, daß Barnum für den bestimmten Tag die sämmtlichen nach Hoboken führenden Fähren gemiethet hatte. Es ließen sich an diesem Tage 24,000 Menschen übersetzen, und er hatte 3500 Dollars Einnahme. Die Büffeljagd fiel selbstverständlich über alle Maßen kläglich aus, aber das Publikum belustigte sich, in so zahlreicher Gesellschaft gefoppt worden zu sein, und als bekannt wurde, daß Barnum den einträglichen Spaß gemacht habe, stieg sein Ruf bedeutend.

Auch von solchen Späßen, die Barnum umsonst zum Besten gab, indem er sich damit begnügte, genannt und bekannt zu werden und dem Publikum willkommenen Stoff zum Lachen zu geben, wollen wir einen anführen. Einst wollte er sich für 5000 Dollars verbürgen, als der Anwalt des Gegners darauf bestand, daß Barnum eine „spezielle Uebersicht seines Vermögens" gebe. Diese gab Barnum, wie folgt: „Ein ausgestopfter Elephant, 1000 Dollars", sagte ich. Er sah mich ein wenig überrascht an, notirte aber, was ich gesagt. „Eine ausgestopfte Affenhaut und zwei Gänserichhäute, so gut wie neu — zusammen 15 Dollars." „Was soll das heißen? Was wollen Sie, Sir?" sagte er, indem er entrüstet aufsprang. „Nun, ich diktire Ihnen das Inventarium meines Museums. Es enthält funfzehnhunderttausend verschiedene Artikel," entgegnete ich mit gebührendem Ernst."

In dieser Zeit hörte Barnum von einem auffallend kleinen Knaben, der noch nicht zwei Fuß hoch war und weniger als sechzehn Pfund wog. Dabei war er ein kleiner munterer Bursche mit hellen Augen, blondem Haar und rothen Wangen, vollkommen gesund und ebenmäßig geformt wie ein Apollo. Barnum miethete den Jungen, machte ihn, dessen Alter nicht mehr als fünf Jahre betrug, elf Jahre alt, und taufte ihn von Charles Stratton, wie er wirklich hieß, in „General Tom Thumb" um. Damit der Werth seines Däumlings erhöht werde, dressirte er ihn Tag und Nacht, mit vielem Erfolg, denn der Junge besaß viel angeborenes Talent und eine große Vorliebe für das Komische. Anfänglich erhielt der kleine General fünf Dollars die Woche (natürlich mit freier Station), dann sieben und zuletzt fünfundzwanzig, in welcher Steigerung allein schon das wachsende Interesse des Publikums zu erkennen ist. In der That machte Barnum so glänzende Geschäfte, daß er mit seinem neuen Wunder eine Reise nach Europa zu wagen beschloß.

Barnum besuchte mit seinem Däumling zuerst London. Ohne England je gesehen zu haben, beurtheilte er doch das dortige Publikum so richtig, daß er in dem modischsten Quartiere der Stadt eine der elegantesten Wohnungen miethete, die vor ihm ein Lord bewohnt hatte, und überhaupt sehr aristokratisch that, z. B. die vornehmsten Besucher, wenn sie keine Einladungskarten von ihm empfangen hatten, abwies. Persönliche Beleidigungen, vor denen er sich allerdings hüten mußte, fügte er damit nicht zu, denn er verfehlte nie, den Abgewiesenen sofort eine Einladung zuzuschicken. Daß er die Presse nicht vernachlässigte, und namentlich mit „Punch" im besten Einvernehmen blieb, versteht sich von selbst. Als er an seinem Schausaale, der ägyptischen Halle, zum ersten Male anschlagen konnte: „Heute Abend geschlossen, weil General Tom Thumb sich auf Befehl der Königin im Buckingham=Palaste befindet", wurde der Zudrang ungeheuer. Die Geschenke, welche die Königin, die Königin-Wittwe und andere hohe Personen dem Däumling machten, wurden in der ägyptischen Halle ausgestellt und so der doppelte Erfolg erzielt, daß Tom Thumb mehr Gaben und Barnum mehr Besucher bekam. Der erstere spielte übrigens seine Rolle vortrefflich. Im königlichen Palast stellte er sich neben den Prinzen von Wales und sagte: „Der Prinz ist größer als ich, aber ich fühle mich eben so groß, wie irgend einer." Als der Herzog von Wellington die ägyptische Halle besuchte, warf sich Tom Thumb in seine Napoleonstracht und schritt tiefsinnig auf und nieder. Die dadurch herausgeforderte Frage, warum er so niedergeschlagen sei, wurde gestellt, und der Zwerg antwortete: „Ich denke an Waterloo". Von England ging Barnum nach Frankreich und von da nach Belgien. Den Napoleon spielte Tom Thumb in Frankreich nur ein einziges Mal, auf ausdrückliches Verlangen des Königs. Die ganze Reise dauerte, einen zweiten Aufenthalt in England eingeschlossen, drei Jahre und war für Tom Thumb eine Versorgung auf Lebenszeit. Vielleicht wäre das Resultat für ihn nicht so glücklich gewesen, wenn sein Vater die Reise nicht mitgemacht und Barnum gezwungen hätte, den Gewinn zu gleichen Hälften mit ihm zu theilen. In Amerika wurden die Reisen fortgesetzt und auch die Havanna besucht.

Bei den europäischen Schaustellungen des Generals Thumb hatte Barnum sein amerikanisches Museum nicht vernachlässigt. Er sah sich fortwährend nach Neuigkeiten um, besuchte alle Messen und Jahrmärkte, und wollte selbst Immobilien nach Amerika schicken. So ging er unter andern mit dem Vorhaben um, das Haus, in welchem Shakespeare geboren worden sein soll, zu kaufen und es in seinem Museum in Neuyork aufzustellen. Aber der Plan wurde verrathen, und der Shakespeare-Verein kam Barnum zuvor. Zu den lebenden Kuriositäten, die er nach Amerika schickte, gehörte eine Gesellschaft Glockenspieler aus Lancashire, die eine malerische Tracht anlegen, die Schnurrbärte stehen lassen und sich für schweizerische Aelpler ausgeben mußten. Um England für den Verlust dieser Leute zu entschädigen, ließ er von Iowa eine Gesellschaft von sechzehn Indianern herbeiholen

und in London öffentlich auftreten. Auch die chinesische Familie, die sich später bei der Londoner Industrie-Ausstellung hat sehen lassen, war eine Barnum'sche Spekulation. Bei seiner Rückkehr nach Neuyork fand er, daß er selbst eine Kuriosität geworden war. Er machte diese Entdeckung, wie er mittheilt, auf folgende Weise. „Eines Tages, bald nach meiner Rückkehr aus Europa, saß ich in meiner Billetausgabe und las in der Zeitung. Ein Mann kam und kaufte sich ein Entreebillet. „Ist Barnum in dem Museum?" fragte er. Der Billetverkäufer zeigte auf mich und antwortete: „Dies da ist Mr. Barnum." In der Meinung, der Herr habe etwas mit mir zu sprechen, blickte ich von meiner Zeitung auf. „Sind Sie wirklich Mr. Barnum?" fragte er. „Allerdings," antwortete ich. Er stierte mich einen Augenblick an, warf sein Billet wieder hin und rief: „Nun ist's schon gut. Weiter will ich für mein Geld gar nichts sehen," und mit diesen Worten ging er fort, ohne nur einen Fuß in das Museum zu setzen."

Das beste Nebengeschäft, welches Barnum während der Periode der amerikanischen Reise Tom Thumb's machte, war seine Spekulation mit dem wolligen Pferde. Das Thier war eine wirkliche Merkwürdigkeit, denn es hatte weder eine Mähne noch ein Haar am Schweife oder sonst wo, war aber am ganzen Körper mit einer lichten, schönen Wolle bedeckt, welche in kleinen Löckchen fest auf der Haut lag. Barnum kaufte es und verwahrte es in aller Stille, bis sich eine Gelegenheit zeigen werde, es zum Vorschein zu bringen. Diese kam, als das Publikum über die Nachricht jubelte, daß Oberst Fremont, der sich bei Erforschung der nach Kalifornien führenden Wege in den pfadlosen Schneegefilden der Felsengebirge verirrt hatte und schon für verloren galt, glücklich gerettet worden sei. Jetzt ließ Barnum seine erprobte Maschine spielen. Von der nächsten Post hieß es, sie habe die Nachricht gebracht, daß es Oberst Fremont und seiner kühnen Kriegerschaar nach einer dreitägigen Jagd gelungen sei, an dem Flusse Gila ein ganz außerordentliches räthselhaftes Geschöpf zu fangen, welches eine Aehnlichkeit mit einem Pferde, aber weder Mähne noch Schweif habe, und dessen Haut mit dichter Wolle bewachsen sei. Der Bericht fügte ferner hinzu, der Oberst habe dieses wunderbare Thier dem Quartiermeister der Vereinigten Staaten zum Geschenk übersendet. Zwei Tage nach dieser Mittheilung erschien in mehreren Neuyorker Blättern die folgende Ankündigung: „Oberst Fremont's räthselhaftes Geschöpf oder wolliges Pferd wird vor seinem Weitertransport nach London einige Tage an der Ecke von Broadway und Readestreet gezeigt werden. Die Natur scheint bei der Hervorbringung dieses staunenswerthen Thieres ihren ganzen Scharfsinn aufgeboten zu haben. Es ist außerordentlich komplizirt und gewissermaßen eine Zusammenstellung von Theilen des Elephanten, des Rehes, des Pferdes, des Büffels, des Kameels und des Schafes. Es hat die volle Größe eines Pferdes, die Hanken des Rehes, den Schwanz des Elephanten, schöne gekräuselte Wolle von der Farbe des Kameelhaares, und springt mit leichter Mühe zwölf bis funfzehn Fuß hoch. Naturforscher sowohl, als auch die ältesten Steppenjäger versicherten Oberst Fremont, noch nie zuvor etwas davon gewußt zu haben. Ohne Zweifel ist es das „neueste Erzeugniß der Natur" und das herrlichste Exemplar der wunderbaren Naturprodukte Kaliforniens. Es ist im Laufe dieser Woche alle Tage zu sehen. Eintrittspreis 25 Cents, Kinder die Hälfte." Das Publikum hatte einmal Appetit nach etwas Greifbarem von Oberst Fremont, es lechzte förmlich danach und verschlang den Köder, welchen Barnum darbot, auf einen einzigen Ruck.

Wir gelangen jetzt zu Barnum's großartigster Spekulation, zu der Einführung Jenny Lind's beim amerikanischen Publikum. Er hatte sie nie singen hören, aber ihr Ruf war ihm genügend. Ein Agent ging in seinem Namen nach Europa und schloß glücklich mit Jenny Lind einen Vertrag, der sie verpflichtete, in etwa hundertundfunfzig Konzerten für tausend Dollars den Abend zu singen. Barnum hatte außerdem alle Reisekosten und andern Ausgaben für sie wie für ihre Begleiter zu zahlen und mußte, was die fatalste Bedingung war, vorher die

ganze verabredete Summe, zusammen 187,500 Dollars, bei einem Londoner Bankhause niederlegen. Der Muth sank ihm doch, als er bald darauf die Entdeckung machte, daß viele gebildete Amerikaner den Namen der schwedischen Nachtigall nie gehört hatten und andere sie für eine Tänzerin hielten. Um so eifriger bearbeitete er die öffentliche Meinung. Welchen Ton er dieses Mal anschlug, wird man aus einer Probe erkennen. Er schrieb an den Redakteur eines Neuyorker Blattes: „Vielleicht verdiene ich kein Geld bei diesem Unternehmen, aber ich versichere Sie, wenn ich auch wüßte, daß kein Heller Profit für mich abfiele, so würde ich dennoch das Engagement ratifiziren, so viel liegt mir daran, daß die Vereinigten Staaten von einer Dame besucht werden, deren musikalisches Genie noch nie von einem andern menschlichen Wesen erreicht worden und dessen Charakter die personifizirte Menschenliebe, Einfachheit und Herzensgüte ist. Miß Lind hat eine Menge weit bessere Anträge erhalten, als der von mir ausgegangene ist, aber sie wünscht selbst sehr, Amerika zu besuchen. Sie spricht von diesem Lande und seinen Institutionen mit der größten Bewunderung, und da Geld keineswegs die größte Verlockung ist, welche ihr geboten werden kann, so hat sie sich entschlossen, uns einen Besuch abzustatten. In ihrem Engagement mit mir (welches auch Havanna mit einschließt) hat sie sich ausdrücklich das Recht vorbehalten, überall, wo es ihr geeignet erscheint, Konzerte zum Besten wohlthätiger Stiftungen und Zwecke zu geben. Seit ihrem Auftreten in England hat sie den Armen aus ihren eigenen Mitteln mehr geschenkt, als die Summe beträgt, wofür ich sie engagirt habe, und der Ertrag der Konzerte zu wohlthätigen Zwecken in Großbrittannien, in welchen sie gratis gesungen hat, beträgt mehr als das Zehnfache jener Summe." Er setzte einen Preis von 200 Dollars auf die beste „Ode an Amerika", die Jenny Lind in ihrem ersten Konzert singen werde, und verbreitete ihr Porträt in Hunderttausenden von Exemplaren. Mit dem Original, nach dem er Abdrücke machen ließ, wurde er übrigens selbst betrogen. Er kaufte es als schönes Oelgemälde von einem angeblichen schwedischen Maler für 50 Dollars, und fand, daß das Bild eine billige Lithographie im Werthe von funfzehn Groschen sei, die der „schwedische Maler" auf Blech geleimt und sauber lackirt hatte.

Ehe Jenny Lind England verließ, sang sie auf Barnum's Bitten noch zweimal in Liverpool. Ein musikalischer Kritiker, den Barnum geworben hatte, faßte eine überschwengliche Kritik ab, die am nächsten Morgen mit dem Dampfer in Massen von Abdrücken nach Amerika ging. Mit dem nächsten Schiffe folgte die Sängerin selbst nach. Da alles Barnum's Werk war, so ist es ihm nicht zu verargen, daß er bei dem beispiellosen Empfange, den sie fand, mit großer Genugthuung verweilt. „Tausende von Menschen bedeckten die Hafendämme und die an demselben liegenden Fahrzeuge und weitere Tausende hatten sich auf dem Werft an Canalstreet versammelt, um sie zu sehen. Auf dem Werft war eine stattliche kleine Allee von grünen, mit schönen Fahnen geschmückten Bäumen errichtet, so wie zwei Triumphbogen, auf deren einem die Worte standen: „Willkommen, Jenny Lind!" Ueber dem zweiten schwebte der amerikanische Adler und darunter las man die Inschrift! „Willkommen in Amerika!" Diese Dekorationen waren allerdings nicht durch Zauberei entstanden, und ich kann daher billigerweise gewisse Leute nicht tadeln, wenn sie die Vermuthung aussprachen, daß ich dabei die Hand im Spiel gehabt. Meine Privatequipage stand bereit, und Kapitän West führte Jenny Lind dahin und half ihr beim Einsteigen. Dann stiegen die übrigen Virtuosen hinein, ich setzte mich neben den Kutscher auf den Bock und befahl ihm, nach Irving-House zu fahren. Da wahrscheinlich einige wenige von den Bürgern der Stadt mich schon früher gesehen, so trug meine Anwesenheit auf dem Bocke des Wagens viel dazu bei, die zahlreich an den Fenstern und Trottoirs längs des ganzen Weges versammelte Menge zu dem Schlusse kommen zu lassen, daß Jenny Lind wirklich eingetroffen sei. Ein Blick in die Zeitungen von diesem Tage wird lehren, daß noch nicht oft ein solcher Enthusiasmus in der Stadt Neuyork, oder

in Amerika überhaupt, geherrscht hatte. Innerhalb zehn Minuten nach unserer Ankunft in Irving-House hatten sich nicht weniger als zehntausend Menschen um den Eingang in Broadway versammelt, welche Zahl erst nach neun Uhr Abends sich einigermaßen zu vermindern begann. Um zwölf Uhr diese Nacht ward ihr von zweihundert Musikern eine Serenade gebracht. Diese erschienen vor Irving-House in Begleitung von etwa dreihundert Feuerleuten in ihren rothen Blousen mit Fackeln. Wenigstens zwanzigtausend Menschen waren als Zuschauer zugegen. Das Rufen nach Jenny Lind ward so furchtbar, daß ich sie durch ein Fenster auf den Balkon geleitete. Das laute Vivatgeschrei der Menge dauerte mehrere Minuten, ehe die Serenade wieder ihren Fortgang nehmen konnte. Wochen lang nachher blieb die Aufregung unvermindert. Ihre Zimmer vermochten die Zahl der Besucher, unter welchen sich die Magnaten des Landes, sowohl der Kirche, als des Staates, befanden, kaum zu fassen. Die Equipagen der feinen Welt waren zu allen fashionablen Stunden vor ihrem Hotel zu sehen, und es kostete mir große Mühe, diese vornehme Welt zu verhindern, die fremde Sängerin ganz und gar zu monopolisiren und auf diese Weise durch ihre Entfernung von der warmen Sympathie, welche sie unter den Massen erweckt, meinem Interesse bedeutend zu schaden. Man überschüttete sie mit Geschenken aller Art. Putzmacherinnen, Kleidermacherinnen und Kaufleute wetteiferten mit einander, ihre Aufmerksamkeit auf ihre Waaren zu lenken, von welchen sie ihr kostbare Proben zusendeten, und sich freuten, wenn sie dafür ein eigenhändiges Empfangsbekenntniß von ihr erhielten. Lieder, Quadrillen und Polkas wurden ihr dedicirt, und besangen ihr Lob. Wir hatten Jenny Lind-Handschuhe, Jenny Lind-Hüte, Shawls, Kleider, Stühle, Sophas, Pianos — mit einem Worte Alles war Jenny Lind. Alle ihre Tritte und Schritte wurden überwacht, und in dem Augenblicke, wo ihr Wagen an der Thür erschien, war er von einer Menge umringt, welche begierig war, einen Blick von der schwedischen Nachtigall zu erhaschen. Wenn ich meine Excerptbücher aus jener Zeit, in welche ich aus Zeitungen und sonst alle zugänglichen Details in Bezug auf sie in chronologischer Reihenfolge eintrug, jetzt wieder zur Hand nehme und aufschlage, so kommt es mir fast selbst beinahe unglaublich vor, daß ein solcher Grad von Enthusiasmus wirklich existirt habe."

Dieses Herandrängen an die Sängerin blieb sich aller Orten während ihres ganzen Aufenthalts in Amerika gleich und steigerte sich eher noch. Sie wünschte stets, die Städte, in welchen sie singen sollte, zu erreichen, ohne daß die Zeit ihrer Ankunft vorher bekannt würde, um dem Gedränge und Anlaufe aus dem Wege zu gehen. Barnum aber wußte, daß die Interessen des ganzen Unternehmens in hohem Grade von diesen Aufläufen abhingen. Obschon es ihr zuweilen unbegreiflich schien, wie so viele Tausende ihr Geheimniß entdeckt und sich dem zu Folge zu ihrem Empfange versammelt hatten, so nahm doch ihn dies gerade nicht sehr Wunder, weil sein Agent stets von der Zeit ihrer erwarteten Ankunft telegraphisch benachrichtigt ward und natürlich diese Nachricht sofort unter das Publikum zu bringen wußte. Er mußte mehrmals List anwenden, sie gegen die lästige Neugier zu schützen. In Philadelphia befriedigte er die Menge, welche spät am Abend Jenny Lind noch sehen wollte, indem er mit ihrer Gesellschafterin auf den Balkon trat, in Neuorleans, wo Tausende den Dampfer erwarteten, führte er seine Tochter, als Jenny Lind verkleidet und durch einen Schleier gegen neugierige Blicke geschützt, durch die Volkswogen zum Hotel, worauf die Sängerin später unbehelligt nachfolgte. In Cincinnati spielte das umgekehrte Stück, von ihm so erzählt: „Die Menschenmenge, welche sich hier am nächstfolgenden Morgen auf dem Werft versammelte, war ungeheuer. Ich fürchtete, daß ein Versuch, die in Neuorleans mit meiner Tochter ausgeführte List zu wiederholen, nichts helfen würde, da die Sache in den Journalen von Cincinnati besprochen worden war. Deshalb reichte ich Miß Lind meinen Arm und bat sie, weiter nicht ängstlich zu sein, denn ich hätte mir wieder etwas ausgesonnen, was ihr alle Belästigung ersparen würde.

Wir gingen nun über die Laufplanke ans Ufer und sobald wir dasselbe berührt hatten, rief der Kapitän aus dem Boote, als wenn er selbst einer der Passagiere gewesen wäre: „Das geht nicht, Mr. Barnum! diesmal können Sie Ihre Tochter nicht für Jenny Lind ausgeben.“ Diese Bemerkung veranlaßte unter der Menge einen geräuschvollen Ausbruch von Heiterkeit und Mehrere riefen: „So geht's nicht, alter Barnum! Die Leute von Neuorleans könnt Ihr wohl auf diese Weise lackiren, aber bei uns müßt Ihr früher aufstehen! Wir bleiben hier, bis Ihr Jenny Lind herausbringt!“ Und so ließen sie mich mit der Dame, welche sie für meine Tochter hielten, ungehindert passiren und fünf Minuten später gab die Nachtigall Mr. Boleman ihre Zufriedenheit mit den schönen und bequemen Zimmern zu erkennen, welche im „Barnet-House“ für sie in Bereitschaft gesetzt worden. Die Menge blieb noch eine Stunde am Werft, bis sie sich überzeugte, daß die Person, welche sie für meine Tochter gehalten, in der That die berühmte Schwedin gewesen sei. Als man endlich dahinter kam, erfolgte ein allgemeines Gelächter und Einer rief: „Seht, da hat uns der alte Barnum gehumbugt.“

Mit dem fünfundneunzigsten Konzerte endeten diese Schaustellungen höherer Art, nachdem sie sich auf Havanna erstreckt hatten, wo Jenny Lind ihrer ganzen wundervolle Stimme bedurfte, um den Unwillen zu besiegen, den Barnum's unverschämte Preise hervorgerufen hatten. Als die beiden Verbündeten ihre Rechnung machten, zeigte sich, daß die Sängerin 175,675 Dollars rein verdient hatte, während Barnum nach Abzug dieser Summe noch eine Bruttoeinnahme von 535,486 Dollars geblieben war. Gleich das erste Konzert in Neuyork hatte 17,846 Dollars eingetragen. Die höchsten Preise, die für Billets bezahlt wurden, kamen in den Auktionen und zwar folgendermaßen vor: John N. Genin in Neuyork 225 D.; Ossian E. Dodge in Boston 625 D.; Oberst William C. Roß in Providence 650 D.; M. A. Root in Philadelphia 625 D.; Mr. d'Arcst in Neuorleans 240 D.; der Wirth eines Erfrischungssalons in St. Louis 150 D.; ein Daguerreotypist in Baltimore 100 D. Nach dem Verkauf des ersten Billets fiel der Preis gewöhnlich auf 20 Dollars und so weiter herunter. Der feste Preis der Billets variirte von 7 D. bis 3 D. Stehbillets kosteten 1 bis 2. D.

Durch das Lind-Geschäft hatte Barnum die Höhe erlangt, nach der sein Verlangen gegangen war. Sein Klettern zu dieser Höhe aufwärts ist interessant, wie er sich von nun an auf dem Tafellande, wo er mit den Reichen seines Landes steht, gemächlicher fortbewegt, hat keinen Reiz für uns. Schon Jenny Lind hatte ihm gesagt, daß er alt und dick werde, und was er von seinem spätern Leben erzählt, bestätigt diesen Ausspruch der Nachtigall. Der Mann des Humbugs will jetzt als „respektabel“ erscheinen, präsidirt einer Ackerbaugesellschaft, schwingt gleich dem besten Puritaner seine in eine Zuchtruthe verwandelte Pritsche gegen den Branntweinteufel, gründet eine Illustrirte Zeitung und eine Stadt, Ostbridgeport genannt, betheiligt sich bei einem soliden Kupferbergwerke und genießt sein otium cum dignitate auf seinem Landsitze Iranistan, welchen Namen er in „orientalische Villa“ übersetzt. Aber er scheitert mit manchem tüchtigen Unternehmen, wie z. B. mit dem Aufhelfen der Neuyorker Industrie-Ausstellung, deren Leitung man ihm im Vertrauen auf seine Kräfte übergiebt, und ruft in seinem tugendhaften Alter wehmüthig aus: „Meine Erfahrungen haben mich gelehrt, daß wirkliches Verdienst nicht immer so guten Erfolg hat, wie Humbug.“ Nur zuweilen erkennen wir noch den Barnum besserer Tage. Wir erkennen ihn, wenn er einige zahme Elephanten für seine Menagerie kauft und dem Publikum aufbindet, er habe wegen der Elephanten eine große Expedition nach Ceylon veranstaltet, und es sei den 161 Singalesen seines Heers „nur nach zahlreichen und furchtbaren Kämpfen, von welchen der gefährlichste am 29. November bei Anaradscheh Pura stattfand“, gelungen, die wilden Thiere in einen indianischen (!) Kraal (!!) hineinzutreiben. Wir erkennen ihn, wenn er seine Menagerie, für die er leider „Hervio Nano“, alias die „Gnomenfliege“, alias „Was ist es?“ nicht hat gewinnen können, stets mit einem Mu-

seum zusammenreisen läßt, damit beide Gesellschaften, wenn eine dritte neben ihnen auftreten will, sich vereinigen und den Konkurrenten durch Spielen zum einfachen Preise todt machen können. Aber was sind diese Reminiscenzen gegen die Tage seiner Kraft? Nicht mehr, als der Falstaff der „lustigen Weiber von Windsor" im Vergleich zu dem lustigen Kumpan des Prinzen Heinz und Dortchen Lakenreißers ist. Der moralischen Periode Barnum's entspringen auch seine „Regeln zum erfolgreichen Geschäftsbetrieb", die wir dem Leser nicht vorenthalten wollen. Es sind deren zehn und sie lauten: „Wähle die Gattung von Geschäften, welche Deinen natürlichen Neigungen und Deinem Temperament zusagt. Halte Dein gegebenes Wort heilig. Was Du thust, thue mit Deiner ganzen Kraft. Genieße keinerlei berauschende Getränke. Laß stets die Hoffnung vorwalten, sei aber nicht sanguinisch. Zersplittere nicht Deine Kräfte. Halte stets auf tüchtige Dienstleute. Mache Dein Geschäft öffentlich bekannt und setze Dein Licht nicht unter den Scheffel. (Zu diesem achten Gebot giebt Barnum folgende Erläuterung: Von welcher Art Dein Geschäft oder Dein Beruf auch sein möge, so mache ihn, wenn er der Unterstützung durch das Publikum bedarf, oft und auf wirksame Weise in der einen oder andern Gestalt, welche die öffentliche Aufmerksamkeit erregt, bekannt. Ich gestehe offen, daß ich die Erfolge, die ich in meinem Leben gehabt, der öffentlichen Presse mehr zu verdanken habe, als beinahe allen andern Ursachen zusammengenommen. Es ist möglich, daß es Geschäfte giebt, die einer öffentlichen Bekanntmachung nicht bedürfen, aber ich kann mir nicht gut denken, worin sie bestehen. Manche Geschäftsleute werden Dir sagen, daß sie es mit öffentlichen Bekanntmachungen versucht haben und daß sie dabei nicht auf die Kosten gekommen sind. Dies ist aber blos dann der Fall, wenn es sparsam und knauserig geschieht. Homöopathische Dosen in dieser Beziehung machen sich vielleicht nicht bezahlt — sie gleichen einer halben Arznei, welche dem Patienten blos Uebelkeiten bereitet, aber nichts hilft. Man wende das Mittel in gehörigem Maße an und die Kur wird sicher und dauernd sein.) Vermeide alle Ausschweifungen und lebe immer bedeutend innerhalb der Grenzen Deines Einkommens, wenn Du dies thun kannst, ohne wirklichen Mangel zu leiden. Verlaß Dich nicht auf Andere." So lauten die zehn Gebote Barnum's, und sie sind nicht übel.

Man kann Barnum die Gerechtigkeit nicht versagen, daß alle seine Kniffe und Geldschneidereien einen harmlosen Charakter tragen. Es liegt in ihnen ein unleugbarer Humor, und man wird über sie lachen, ohne dem Urheber zu zürnen. Es sind Eulenspiegeleien, von denen aber Barnum mit Recht behauptet, daß er ihnen meistens eine nützliche Beilage gegeben habe. Wer seine Meerjungfer gesehen hat, der hat einige echte Merkwürdigkeiten in den Kauf bekommen, neben dem achtzehn Zoll hohen „Niagarafall mit lebendigem Wasser" sind wirkliche Sehenswürdigkeiten aufgestellt gewesen u. s. w. Wenn er sich ferner einen Bildner seines Volks nennt, so ist auch darin etwas Wahres, da er bei Tausenden roher Menschen den ersten rohen Sinn für Natur, Wissenschaft und Kunst geweckt hat.

Ein Buch unseres alten Eulenspiegels über die Kniffe seiner Zeit würde fast eben so interessant sein, wie die Erzählung seiner Abenteuer selbst. Der amerikanische Eulenspiegel trägt sich mit einem solchen Werke über unsere Zeit und wird die ganze Vergangenheit in den Kauf geben. Sein Werk soll „Geschichte des wahren Humbugs oder Schwindels" heißen, und Barnum verspricht nicht blos ein sehr nützliches und interessantes Buch, sondern auch „eine vollständige und unparteiische Darstellung dieser allgemeinen Wissenschaft".

Unter Verantwortlichkeit des Ergänzungsblätterverlags in Meißen. — Redakteur Dr. Fr. Steger.
Druck von A. G. Gato in Meißen.

Polen unter russischer Herrschaft. Der Untergang Polens im Jahre 1831 ist für die Stellung Rußlands zum übrigen Europa in doppelter Beziehung zum Wendepunkte geworden. Einmal hat die günstige Stimmung, mit der man im Auslande das nordische Reich wegen seiner außerordentlichen, der europäischen Freiheit von 1812 bis 1814 geleisteten Dienste und wegen seiner Feldzüge von 1828 und 1829 gegen die Türken betrachtete, mit einem Male aufgehört und sich in das Gegentheil verwandelt. Sodann ist hauptsächlich durch den polnischen Aufstand der Sieg derjenigen Partei in Rußland entschieden worden, welche Gleichförmigkeit der Gesetze, Einrichtungen und Sitten, wo möglich auch der Religion und Sprache für eine nothwendige Vorbedingung hält, daß Rußland seinen Weltberuf erfüllen könne. So haben sich Rußland und das übrige Europa wie in gemeinschaftlicher Verabredung mehr und mehr von einander getrennt, und so ist es möglich geworden, daß die polnische Auswanderung die Presse lange Jahre mit ihren einseitigen und leidenschaftlichen Darstellungen der russisch-polnischen Verhältnisse förmlich hat beherrschen können. So hat es fast zum Axiom werden können, daß die Wiederherstellung Polens nicht blos die Sühne eines großen Unrechts, sondern auch eine Maßregel politischer Klugheit sein werde, indem man durch sie eine „Vormauer gegen den nordischen Koloß" gewinne. Die Frage, welche sittliche und materielle Kraft diese Vormauer besitzen werde, hat man aber nicht gestellt, wie überhaupt durch den langen Einfluß der Auswanderung die polnische Frage in eine künstliche Verwirrung gebracht worden ist, welche nur bei Wenigen ein klares Urtheil darüber erhalten hat, was bei dem Unglück Polens Selbstverschuldung und was russische Versündigung ist. Zwischen beiden muß man genau unterscheiden, wenn man gerecht sein und sich von den wirklichen polnischen Zuständen eine Idee machen will. Verfährt man so, dann sieht man das Schicksal der „Franzosen des Nordens" in einem ganz andern Lichte, als man es gewöhnlich über sie verbreitet, und wird man auch so noch einem Volke, dessen Schicksal ein so tragisches geworden ist, ein Mitgefühl nicht versagen können, so wird man doch die Ueberzeugung gewinnen, daß die Katastrophe eine nothwendige war, ja daß sie sogar, wenn nur nicht gerade Rußland der Sieger gewesen wäre, den Besiegten hätte zum Heil werden können.

Von 1815 bis 1830 verrieth Polen ein reges Leben und nahm einen gewissen Aufschwung. Man dachte an Reformen des Schulwesens, bildete eine „königliche Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften", in der man Generale neben schlichten Bürgern, Grafen neben Gewerbsleuten sitzen sah, stiftete Vereine von Technikern und Künstlern, schuf eine neue Literatur, stellte werthvolle wissenschaftliche Forschungen an und entwickelte die Zustände der Bühne bis zu einer wirklichen Blüthe. Unglücklicher Weise blieb diese Frische der Bewegung eine aristokratische und war sogar örtlich beschränkt, da man außerhalb Warschau's, Wilna's und einiger anderer Städte von dem Wehen des neuen Geistes wenig bemerkte. Hätte man damals, statt sich an dem anmuthigen Wiegen des Baumwipfels in den Lüften zu erfreuen, die Pflege der Wurzel vorwalten lassen, hätte man, statt die Gebildeten noch um eine Stufe höher zu stellen, die Ungebildeten aus ihrem halbthierischen Schlamm hervorgezogen, was unter dem menschenfreundlichen Kaiser Alexander keinem Veto der Regierung begegnet sein würde, so hätten die polnischen Annalen keinen 8. September 1831 einzutragen bekommen. Auch während der Revolution wäre vom 29. November 1830 bis zu jenem Tage der Uebergabe Warschau's Zeit genug gewesen, das Versäumte nachzuholen, aber es geschah nicht, und so mußte denn freilich der Adel, dessen geknechtete Bauern kein Herz für die polnische Sache hatten und haben konnten, am Ende der Uebermacht erliegen.

Das nothwendige Ergebniß der Niederlage Polens mußte seine Amalgami-

rung mit Rußland sein. Kaiser Nikolaus betrachtete die Verfassung und die Sonderstellung, welche Polen bisher besessen hatte, als verwirkt und hob sie auf. Obgleich ein kaiserliches Manifest vom 14. Februar 1832 a. St. verkündete, „das Königreich Polen solle allerdings einen integrirenden Theil des russischen Reichs bilden, aber doch eine seinen Bedürfnissen entsprechende abgesonderte Verwaltung behalten", wurden dennoch theils sogleich, theils im Laufe der Zeit Maßregeln ergriffen, welche aller Selbstständigkeit und Besonderheit ein Ende machten. Der Staatsrath und der Verwaltungsrath Polens, durch die man den Reichstag und das Ministerium ersetzte, waren bloße Namen, da die polnischen Räthe nichts als eine zweite, fast bedeutungslose Hand sind, die Briefträger des Petersburger Ministeriums machen, nichts selbstständig verfügen, nichts nach eigenem Ermessen thun dürfen, sondern blos das zur Ausführung zu bringen haben, was vom finnischen Meerbusen herab befohlen wird. Das polnische Heer wurde aufgehoben, die russische Dienstpflicht eingeführt und gleich eine allgemeine Rekrutirung ausgeschrieben. Die Habeaskorpusakte der Polen, ihr berühmtes Gesetz: Neminem captabimus, nisi jure victum, hörte auf zu gelten, die noch bestehenden Zeitungen mußten sämmtlich den russischen Interessen dienen, die höchsten Bildungsanstalten, Bibliotheken und Archive wurden nach Rußland verlegt. In Wilna blieben anfänglich noch Lehrstühle der Chirurgie und Thierarzneikunde bestehen, doch wurden auch sie später aufgehoben. Gegen das Ausland trat die stärkste Sperre ein, die eine dreifache Kosakenlinie aufrecht hielt, wogegen die Zollinie zwischen Rußland und Polen erst nach zwanzig Jahren und nachdem andere vorbereitende Verschmelzungen ausgeführt worden waren in Wegfall kam. Zahllos waren die Maßregeln, die Polen zu Russen zu machen, deren wichtigste wir weiter unten besprechen werden.

Zwei der ersten Anordnungen waren die Entwaffnung des Landes und die Anlage oder Verstärkung von Festungen, die für die Truppen, von denen Polen zu wimmeln seit 1830 nie aufgehört hat, zu Stützpunkten dienen könnten. Die Entwaffnung hat, da jährlich nicht mehr als etwa 300 Erlaubnißkarten zum Führen von Jagdgewehren ausgegeben werden, eine ungemeine Vermehrung der Wölfe zur Folge gehabt. Die wilden Sumpfwälder zwischen der Weichsel und Litthauen sind die wahre Heimath dieser Thiere, welche hier in Heerden von funfzig und mehr Stück auftreten und so trotzig und unverschämt sind, daß sie dem Menschen nur langsam und verdrossen ausweichen, an hellem Tage in die Ortschaften, selbst in die Gehöfte kommen und Nachts in die schlechtverwahrten Ställe einbrechen. Dem Vieh wird dadurch ein Schaden zugefügt, der sogar auf den Ertrag des Bodens einen nachtheiligen Einfluß übt, so wohlfeil die Hausthiere in Polen auch sind.*) Auch Menschen werden von den Wölfen nicht selten angefallen, namentlich Kinder, und eben so oft geschieht es, daß Reisende von ihnen zerrissen werden. Auch Bären, die sich in Polen seit vielen Jahren nicht hatten sehen lassen, treten gegenwärtig auf. Vielleicht noch reicher als an Wölfen sind die polnischen Wälder an Füchsen. Diese leben immer nur paarweise, aber jeden Augenblick kann der Reisende ein Paar aus dem Gebüsch auftreiben. Daß es unter diesen Umständen in Polen sehr an anderm Wilde fehlt, begreift sich. Ein Hase erregt wegen seiner Seltenheit größeres Aufsehen, als ein Rudel Wölfe, und

---

*) Wenn die Truppenanhäufungen nicht so bedeutend sind, daß durch sie eine verhältnißmäßige Theuerung entsteht, pflegen in Polen folgende Preise zu herrschen:

Ein gutes Pferd	3—4 Dukaten.
„ Zugochse der besten Art	12 „
„ gemästetes Schwein .	5 Thaler.
„ vier Wochen altes Kalb	12 deutsche Groschen.
Eine fette Gans	8 „ „
Ein Ferkel	6 „ „

noch weniger sieht man Rehe. Hirsche führt man im Lande als eine Merkwürdigkeit umher, häufiger kommen wilde Schweine vor, da sie sich der Raubthiere zu erwehren wissen.

Die Festungen, denen man die erste Rolle bei der Fesselung der physischen Kraft Polens beilegte, sollten nach den ersten Entwürfen ein großartiges System bilden. Man projektirte siebenzehn Festungen, deren Kosten auf beinahe zweihundert Millionen Silberrubel gestiegen sein würden. Diese Kosten haben eine sehr bedeutende Ermäßigung der ursprünglichen Pläne nothwendig gemacht. So hat man drei neue Festungen erbaut und die alten polnischen verstärkt. Diese neuen Befestigungsarbeiten haben mehr als neunundzwanzig Millionen R. S. gekostet, die Instandhaltung erfordert jährlich eine Summe von 150,000 Rubeln, und im Fall eines Krieges würden die sämmtlichen polnischen Bollwerke eine Besatzung von 42,000 Mann verlangen. Der General von Dehn hat die Arbeiten geleitet, Schilder u. a. m. sind unter ihm thätig gewesen. Modlin wurde zuerst in Angriff genommen. Diese alte bastionirte Festung liegt an dem Orte, wo der Bug in die Weichsel strömt, und sichert ihrem Besitzer daher zwei Operationslinien und einen Weichselübergang. Die Arbeiten bestanden in der Vertiefung der Graben, der Erhöhung der Wälle, in der Hinzufügung neuer Werke — durch die Modlin nach dem Urtheil Sachverständiger einen Zwittercharakter erhalten und nicht stärker, sondern schwächer geworden ist — der Errichtung von Kasematten, dem Bau riesenhafter Kasernen und darin, daß man mehrere Gebäude bombenfest gemacht hat. So ist Modlin, das seine Geschützzahl verdreifacht hat, zu einem Waffenplatze geworden, der eine ganze Armee aufnehmen und ihr als Basis bei Operationen an der Bug- und Weichsellinie dienen kann.

Nur vier Meilen von Modlin entfernt und durch die Weichsel mit ihm verbunden, liegt die Alexandercitadelle von Warschau, ein Neubau. Dieses Zwingwarschau wurde 1832 begonnen und stand, da man ganze russische Regimenter zu den Arbeiten verwendete, schon nach drei Jahren fertig da. Die Citadelle bildet auf dem linken Weichselufer ein rechtwinkeliges Viereck und hat einen Umfang von fast drei Viertelstunden, so daß sie die ganzen 25,000 Mann der Warschauer Besatzung aufnehmen kann. Die eine Seite deckt die Weichsel, welche hier sehr tief ist, und damit ein Feind nicht etwa im Winter das Eis des Flusses als Brücke benutzen könne, ist gegenüber auf dem rechten Ufer ein Brückenkopf aufgeführt worden, der auf 60 Geschütze und eine Besatzung von 1200 Mann berechnet ist. Auf den drei Seiten, wo die Weichsel nicht deckt, zieht sich um die Citadelle ein doppelter trockener Graben von 14 Fuß Tiefe und 56 Fuß Breite mit einem Wall von 28 Fuß Höhe. Winkelbastionen bestreichen den Graben, in dem sich nicht blos Kasematten, sondern auch bombenfeste Pulvergewölbe befinden. Diese letztern, die hier nicht am Orte sind, finden ihre Erklärung in den räthselhaften häufigen Explosionen, die in den russischen Festungen vorkommen. Von jeder Winkelbastion führt ein unterirdischer Gang, der wegen seiner Breite mit Wagen befahren werden kann, zu dem Mittelpunkt der Festung. Die Gebäude im Innern sind alle sehr hoch und leicht mit Zink gedeckt, so daß ein Feind, der Bomben besäße, sie ohne Mühe zerstören könnte. Die zur Bewaffnung dienenden Kanonen, 150 an Zahl, sind sämmtlich schwer, und einen noch gewaltigeren Kaliber haben die etwa doppelt zahlreichen Wurfgeschütze. Eines derselben ist ein 160 Pfünder, und gerade diese Kolosse werden geflissentlich zur Schau gestellt, um den Polen zu zeigen, was sie im Falle eines Aufstandes zu erwarten haben würden. Auch hier, wie in Modlin und allen polnischen Festungen, haben die Russen Minengänge weit unter der Erde fortgeführt. Abgesehen von dem Schrecken, den ihre nie verschwiegene Existenz verbreitet, dienen sie kaum zu etwas, denn gegen einen äußern Feind nutzt die ganze Citadelle nicht, und bei einem Aufstande würde das Sprengen der Minen nur einen Theil der Stadt vernichten, der fast werthlos ist. In dieser Beziehung ist die ganze Festung eine verfehlte, indem die besten Stadt-

theile der polnischen Hauptstadt zu entfernt sind, um wirksam beschossen werden zu können, und die Citadelle noch dazu tiefer liegt als Warschau, so daß die russischen Feuerwerker ihr Zielobjekt nicht übersehen könnten und ihre Bomben aufs Gerathewohl schleudern müßten. Besser würde die Citadelle wirken können, wenn man sie vor dem Wolaer Thore erbaut hätte. Dies war auch die erste Absicht, unterblieb aber, weil man an diesem Platze die Verbindung mit Modlin durch die Weichsel verloren haben würde. Gegen einen äußern Feind hat die Citadelle den außerordentlichen Nachtheil, daß sie von dem jenseitigen Weichselufer beschossen werden kann. Sie bietet sich diesem Punkte mit einer Offenheit dar, daß man sie ganz übersehen und bald diesen, bald jenen Theil angreifen kann. Zur Beherrschung von Warschau dienen außer der Citadelle befestigte Kasernen, zu denen noch kleinere Posten kommen. Die Kasernen von Belvedere, Lazienki und Aljazdow sind die größten von allen und die letztgenannte zeichnet sich auch durch ihre glänzende Einrichtung aus. Von Kaserne zu Kaserne, je vierhundert Schritte von einander entfernt, ziehen sich rund um Warschau Semlonken oder Erdhütten, deren jede eine Abtheilung Kosaken beherbergt. Die diebischen Gewohnheiten dieser Reiter machen die Semlonken für die Besitzer der nächsten Felder zu einer schlimmen Landplage. Der Kosak stiehlt nicht blos, um sich und sein Pferd zu erhalten, er stiehlt auch, um seine Beute in der Stadt zu verkaufen. Im Innern der Stadt entsprechen den Kasernen die Hauptwachen, deren Warschau dreiundzwanzig besitzt, und den Semlonken die Wachbuden. Diese Buden sind kleine hölzerne Baracken, mit einem Schornstein, einer Thür, einem Fenster und einer Vorhalle zum Schutze gegen Wind und Wetter. In jeder wohnen drei Budniks oder Polizeisoldaten, meistens Invaliden, die mit einer Hellebarde und einem Seitengewehr bewaffnet sind.

Die dritte Weichselfestung ist Demplin, ebenfalls ein Neubau und in der größten Eile vollendet. Sie beherrscht im Süden, in Kleinpolen, einen Weichselübergang und sichert mit Modlin im Norden und mit der Warschauer Citadelle in der Mitte den Russen die Herrschaft über den großen Strom und über die beiden Hälften des Königreichs. Demplin hat eine hohe Lage und ist mit Graben und Außenwerken versehen, doch merkt man den Bauten die Eile an, mit der sie ausgeführt wurden, und die innern Gebäude sind alle so schwach, daß sie gegen die Festigkeit, die man in den alten polnischen Festungen wahrnimmt, den auffallendsten Gegensatz bilden. Auf Zamosc hat Rußland sehr viel verwendet und Erdbaue und Oberbaue ausgeführt, die ans Ungeheure grenzen. Die Zahl der Geschütze ist beträchtlich vermehrt worden, und an Besatzung kann Zamosc gegenwärtig 6000 Mann aufnehmen. Diese Festung soll Podolien und das südliche Litthauen absperren, und die Russen rechnen sie zur Buglinie, die sie außerdem noch durch Brzeszlitewski befestigt haben. Auf Czenstochau ist nichts verwendet worden, doch bestehen die alten Werke fort. Die neueste der polnischen Festungen ist Kalisch, wo man erst 1850 mit Arbeiten begonnen hat, nachdem durch die Zeitereignisse bewiesen worden war, daß das gute Einvernehmen mit Preußen denn doch einmal gestört werden könnte.

Die Soldaten der polnischen Nationalarmee wurden, nachdem der Kaiser die Auflösung dieses Heers ausgesprochen hatte, unter die russischen Regimenter vertheilt. Seitdem dienen die Polen stets im östlichen Rußland und möglichst vereinzelt, da man in den Kämpfen am Kaukasus die Erfahrung gemacht hat, daß sie, wenn man sie in größerer Anzahl beisammen läßt, bei der nächsten Gelegenheit zum Feinde übergehen. Die militärischen Bildungsanstalten, Soldaten-, Fähnrichs- und Offiziersschulen, von denen es vor 1830 in Polen so voll war, daß jede der bedeutenderen Wojewodschaftsstädte eine hatte, hob man nach der Revolution auf. Bestehen blieb nur die von Kalisch, die aber von Söhnen des polnischen Adels gar nicht besucht wird und für eine rein russische Anstalt für die Sprößlinge der russischen Beamten gelten kann. Der Pole, welcher sich zum

Offizier ausbilden will, muß die russischen Militärschulen besuchen. Dies hält den Adel um so mehr vom Eintritt in den Dienst ab, als man aus Erfahrung weiß, daß nur solche polnische Offiziere einen höheren als den Hauptmannsrang erreichen können, welche von Familien abstammen, die schon 1772 dem russischen Interesse dienten. Die Regierung begünstigt dieses Fernbleiben, indem sie jeden polnischen Edelmann, der drei Jahre lang die landwirthschaftliche Anstalt von Marymont besucht hat, von der Dienstpflicht befreit. Um so unnachsichtiger werden die gemeinen Polen zur Armee herangezogen. Es ist ein Pressen, das bei den Rekrutirungen geübt wird. Im Dunkel der Nacht umstellen die Kosaken das Dorf, welches Leute liefern soll, überfallen es und schleppen die wehrbare Jugend mit sich fort. Auch die Untauglichen müssen mitgehen und werden erst vom nächsten Garnisonsorte aus, nachdem die Aerzte ihre Besichtigung vorgenommen haben, zurückgeschickt. Verstümmelungen, um nicht ausgehoben zu werden, und Selbstmorde von Soldaten sind gewöhnliche Vorfälle. In der That ist der Zustand des russischen Soldaten ein bejammernswerther. Die Dienstzeit ist eine so lange, daß der ausgediente Soldat zu keinem ordentlichen Geschäft mehr tauglich ist, und während der fünfundzwanzig Jahre, in denen er die Muskete oder den Säbel zu tragen hat, unterliegt er der schlechtesten Behandlung, bei der man auf seine Gesundheit keine Rücksicht nimmt, und wird mit den erbärmlichsten Speisen genährt. Einen Vorzug hat aber der Pole, der seiner Dienstpflicht genügt hat, vor dem Russen. Um den letztern bekümmert sich der Staat nicht weiter, wohl aber um den Polen, der nicht allein in sein Vaterland zurückkehren darf, sondern sogar dazu ermuntert wird. In dem Regiment zu einem halben Russen geworden, wird er in einer kleinen städtischen Gemeinde untergebracht, oder erhält auch wohl nach seiner Entlassung eine Zeit lang noch eine Geldunterstützung, damit er nicht bettelt und dadurch die Achtung einbüßt. Gewöhnlich giebt die Regierung diesen entlassenen Polen die geringe Summe, die zur Pachtung einer Schenke erforderlich ist. Die soldatischen Schenkwirthe sollen zur Verrussung ihrer Landsleute mithelfen.

Etwa neun Jahre nach der Einnahme von Warschau erklärte die russische Regierung die Findelanstalten für Eigenthum des Kaisers. Bis dahin hatte man das Unterbringen der Kinder in den Anstalten thunlichst erschwert, jetzt erleichterte man es. Man wollte sogar alle außerehlichen Kinder für Eigenthum des Kaisers erklären, stand aber davon ab. Vor 1830 brachte man die Findlinge in polnischen Werkstätten unter und entließ sie jeder Verbindlichkeit, so wie sie ihren Lehrbrief beigebracht hatten, jetzt schafft man sie, wenn sie das achte Jahr zurückgelegt haben, in das innere Rußland, erzieht sie in Militärschulen und steckt sie später in irgend ein Regiment. Nach ihrer Entlassung dienen sie, da sie regelmäßig russische Sprache, Religion und Sitten angenommen haben, zur Verrussung ihrer Landsleute, unter die man sie gleich den andern ausgedienten Soldaten zurückkehren läßt. Die Erleichterung der Aussetzung ist nicht ohne ihre entsittlichenden Folgen geblieben. Das Warschauer Findelhaus „Kindlein Jesus", früher ein Haus der barmherzigen Schwestern und jetzt von russischen Offizieren verwaltet, hat Findelkinder erhalten:

Von	1819—1830	im jährlichen Durchschnitt	280.
„	1830—1840	„ „ „	315.
„	1840—1846	„ „ „	790.

Aus dieser einen Anstalt gehen jährlich 400 Knaben ins innere Rußland und vielleicht die Hälfte derselben wird zurückkehren, während die andere Hälfte muthmaßlich stirbt oder sich in anderen Provinzen heimisch macht. Die russischen Behörden kaufen aber auch Kinder, die keine Findlinge sind, selbst eheliche, um ihnen eine Erziehung nach ihrer Art zu geben. Es giebt Väter und Mütter genug, welche sich auf diese Art ihrer Kinder entledigen, und insofern hat der Kauf nichts Ge-

hässiges, als die russische Regierung in ihren Militärschulen weit besser für die Erziehung sorgt, als die unnatürlichen Eltern es thun würden.

Ihr besonderes Recht hat die russische Regierung den Polen gelassen. Dasselbe ist übrigens kein nationales, denn in Polen gilt der Code Napoleon, und selbst die Oeffentlichkeit der Gerichtsverhandlungen in Civilsachen, welche derselbe vorschreibt, besteht fort. Aber seit 1851 arbeitet in Warschau ein Ausschuß von Rechtsgelehrten, welcher die Aufgabe hat, einen für Polen bestimmten Civilcodex, der 1842 von Szperanski, Hube und Zaworowski ausgearbeitet wurde, einer nochmaligen Revision zu unterwerfen. In allen wichtigen Punkten sollen die künftigen Civilgesetze mit der russischen Gesetzgebung übereinstimmen. Im Uebrigen hat die Verrussung auch auf diesem Gebiete bedeutende Fortschritte gemacht. Die alten Woiwodschaften und Provinzialgerichtshöfe (Woiwodschaftskommissionen) sind in russische Gouvernements und Gouvernementsregierungen, ihre Vorsitzer (Presusse) in Civilgouverneure umgeformt. Auch der alte Nationalgerichtshof, der polnische Staatsrath in Warschau, wurde im Herbst von 1840 aufgehoben und in Departements des dirigirenden Petersburg-Moskau'schen Senats verwandelt. Zwei Drittheile Russen, ein Drittheil Polen, nahmen in diesen Departements Sitz und Stimme. Kurz nach der Bewältigung des Aufstandes wurde der Befehl erlassen, daß Jeder, welcher ein Staatsamt bekleide, binnen zwei Jahren die russische Sprache erlernt haben, oder seine Stelle aufgeben müsse. Hat man dieses Gebot nicht überall durchführen und viele der entlassenen polnischen Beamten wieder anstellen müssen, so ist dagegen später verordnet worden, daß nur diejenigen Schüler Anspruch auf Staatsämter haben sollen, denen in den drei letzten Jahresprüfungen in Betreff der russischen Sprache jedes Mal der Censurgrad „ausgezeichnet" zu Theil geworden ist. Da Kenntniß der russischen Sprache und gute Gesinnung bei den Anstellungen, über welche Generale und Obersten verfügen, den Ausschlag geben, so wimmeln die polnischen Gerichte von ehemaligen Schreibern und andern ungebildeten Leuten, die nicht die mindeste Gesetzeskunde besitzen.*) Der Präsident jedes Gerichtshofs ist immer moskowitischer Abkunft und befiehlt in militärischem Styl den Oberrichtern, Mitrichtern, Unterrichtern, Assessoren, Adjunkten, Aktuarien und Registratoren, was sie arbeiten sollen. Man entscheidet nach Meinung und Gewohnheit, und dabei ist noch, der alten polnischen und russischen Gewohnheit entsprechend, das Bestechungssystem zu Hause. Die Advokaten, fast durchgehends Polen, passen vortrefflich zu den Gerichtshöfen. Mit den Prozessen haben sie wenig zu thun, da sehr oft ohne alle Verhandlung, auf einen bloßen Machtspruch hin, entschieden wird, das Verfahren aber immer so unmethodisch, verworren und leichtfertig ist, daß das ganze Geschäft des Advokaten in wenig mehr als in Ueberreden und Unterhandeln besteht. Dagegen ist der Anwalt Agent für die Edelleute, denen er eine Menge Geschäfte besorgt und dafür

---

*) Dem Verfasser eines vortrefflichen Aufsatzes: Polnische Prozesse, in den Grenzboten (Jahrgang 1850, zweites Semester, zweiter Band, S. 859 fgg.), gab der Präsident eines Gerichtshofs folgende Auskunft über sich selbst: „Ich wurde Gärtnergehülfe, dann schickte mich ein Kaufmann in eine Schreibschule und machte mich zum Markthelfer. Aus dieser Stellung wurde ich wegen eines zarten Verhältnisses weggejagt; ich wurde Grabenstecher, wanderte mit einem kleinen Trupp von Kazapen in Litthauen umher und verdang mich und mein Grabscheit verschiedenen Herren zum Dämmeaufwerfen, Gräbenziehen und Sümpfetrockenlegen; dann meldete ich mich, weil ich schreiben gelernt hatte und dem Dienst mit der Muskete entgehen wollte, in einem Kompagniebureau des Regiments Galizien als Schreiber und schrieb hier drei Jahre lang Formulare. Da hatte es der Zufall gefügt, daß meine Schwester, die von ihrem Manne getrennt war, das Glück hatte, dem General in Warschau zu gefallen und von ihm unterhalten zu werden. Durch dieses glückliche Ereigniß wurde ich plötzlich Aktuarius des Gerichts zu Sandomir, dessen Chef ein früherer Adjutant des Generals war, und drei Vierteljahre danach wurde ich als Chef hier an dieses Gericht versetzt, bei dem ich zur Stunde an Kaisersstatt das Gesetz zu üben und Recht zu sprechen habe."

selten in Geld, häufiger in Getreide, Hafer, Heu, geräucherten Fleischwaaren u. s. w. bezahlt wird. Da ein Pole nur in Rußland studiren kann, die Advokaten aber der Regel nach armen Familien angehören, so giebt es unter ihnen nicht viele, welche studirt haben.

Am schwersten lastet auf den Polen das russische Polizeisystem. Man hat vor bedrucktem Papier eine solche Scheu, daß von Zeitungen wenig zu sehen ist. Die in Warschau erscheinende Gazeta Godzienna hat kaum die Größe eines deutschen Provinzialblatts und enthält natürlich nur solche Mittheilungen, welche der Regierung genehm sind. Selbst auswärtige Regierungsblätter, die man mit strenger Auswahl zuläßt, enthalten häufig Stellen und ganze Spalten, welche mit Buchdruckerschwärze überzogen und dadurch unleserlich gemacht worden sind. Längere Zeit (und wahrscheinlich noch jetzt) unterstützte die Regierung die „Neue preußische Zeitung" (Kreuzzeitung) in der Weise, daß den Bürgermeistern in ganz Polen, selbst in solchen Orten, wo kein Wort deutsch geredet wird, an ihren Gehalten so viel gekürzt wurde, als das Zwangsabonnement auf die „Neue preußische Zeitung" beträgt. Halten dennoch manche polnische Gutsbesitzer fremde Zeitungen, so setzen sie sich dadurch der Gefahr aus, eine unfreiwillige Reise nach Sibirien zu machen. Die öffentliche Polizei trägt Pickelhauben, Uniform und Säbel, die geheime legt alle erdenkbaren Trachten an und rekrutirt sich aus beiden Geschlechtern, aus allen Altern, Klassen und Nationalitäten des Königreichs. Die Polen gestehen selbst, daß, wenn ihrer fünf sich verschwören, einer gewiß ein Spion ist. Häufig ist die Verkleidung der Späher in Zigeuner, vor denen man sich weniger hütet, weil die ganz rohen Zigeuner an nichts, was nicht ihr eigenes wildes Leben betrifft, ein Interesse nehmen. Nicht blos das ist in Polen politisches Verbrechen, was überall dafür gilt, sondern auch manches, von dem andere Regierungen nicht die mindeste Notiz nehmen. Der heimliche Besitz eines Jagdgewehrs, ein Tadel über russische Sitten und Einrichtungen, ein unbewachtes Wort über einen hohen Beamten oder General — das Alles zieht Bestrafung und häufig die strengste nach sich. Das Spionirsystem ist zugleich die ärgste Plage des geselligen Lebens, da Jedermann in dem Fremden, oder auch wohl dem Verwandten einen Spion sieht. Man beobachtet sich mißtrauisch, zieht sich scheu von einander zurück und meidet insbesondere alle Russen, soweit dies angeht, ohne daß man sich politisch verdächtig macht. Eines der größten polnischen Wirthshäuser, welches glänzende Geschäfte gemacht hatte, ging zu Grunde, als russische Stabsoffiziere sich einzustellen anfingen. In den beiden großen Lustgärten der Hauptstadt verschwinden die Polen und Deutschen, so wie die Stunde schlägt, in der die Russen nach dem Schlusse ihrer Kanzleien zu erscheinen pflegen. Der Besuch der Theater sogar wird dem Publikum verleidet. Nicht nur, daß der Direktor der Theater, welcher stets ein russischer General ist, die besten Stücke umarbeiten und zum Theil in russische Huldigungspoesien umwandeln läßt, wird auch der Beifall und das Mißfallen, die das Publikum den Darstellern zu erkennen giebt, scharf kontrolirt. Bei Künstlern, welche sich die Ungunst einer herrschenden Persönlichkeit zugezogen haben, darf nicht geklatscht, bei andern, namentlich Damen, welche in Gnade stehen, nicht gezischt werden. Unter dem frühern Direktor General Rautenstrauch ist es vorgekommen, daß im Theater folgender Anschlag ausgehangen hat: „Den künstlerischen Leistungen der Schauspielerin, Fräulein N. N., Zeichen des Mißfallens zu Theil werden zu lassen, ist aufs strengste verboten und zieht Gefängnißstrafe nach sich." An dieser Stelle wollen wir erwähnen, daß das russische Absperrungssystem sich auch auf die reisenden Künstler erstreckt. Man fürchtet, daß die Virtuosen, in denen andere Länder ein Gegengewicht gegen das Ueberwiegen der Politik sehen, „ausländisches Gift ins Land bringen" und schreckt sie durch mehrere Mittel ab. Jeder muß sich aus politischen Rücksichten vor der Censurkommission ausweisen und dem Polizeimeister durch die That beweisen, daß seine Leistung eine schauwürdige ist. Die Tänzerin hat vor dem gestrengen Be-

amten zu tanzen, der Violinist zu geigen u. s. w. Endlich setzt die Behörde fest, wie viel der Künstler für die Billets fordern darf, und macht Abzüge für die Armen der Stadt (fünf Groschen vom Silberrubel), für die kaiserlichen Theater (9 Prozent des Reinertrags), für das Munizipalgericht (6 Prozent). Da überdies alle Beamten, mit denen der Künstler zu thun hat, beschenkt sein wollen, so wird Warschau, ein so dankbares Publikum man dort findet, gewöhnlich umgangen.

Vor etwa zehn Jahren machten die Maßregeln, welche die russische Regierung gegen die katholische und unirte Kirche ergriff, in der ganzen gebildeten Welt ein gewaltiges Aufsehen. Die unirte Kirche, die sich nur in den ehemals polnischen Ländern Rußlands, besonders in Kleinpolen und Litthauen, vorfindet, war ursprünglich rein griechisch und wurde erst im siebenzehnten Jahrhundert durch die Jesuiten der katholischen Kirche angenähert. Man ließ den Unirten unter der Bedingung, daß sie die Lehren vom Supremat des Papstes, vom Fegefeuer und von der Messe annähmen, alle ihre andern Satzungen. Diese Anerkennung des Papstes war Rußland mit seinem Caesaropapismus ein Dorn im Auge und man schritt daher zu „Bekehrungen" der Unirten, in denen man Religionsgenossen sah, welche früher durch Zwang zum Abfall vermocht worden wären. Man wendete von etwa 1835 bis 1842 jedes Mittel an, Ueberredungen, Bestechungen, List, Gewalt, und erreichte dadurch den Rücktritt von etwa zwei Millionen Menschen zur griechischen Kirche. Am gehässigsten war das Verfahren gegen standhafte Priester, die man in das Innere von Rußland führte und dort in eine Lage versetzte, „gegen die", wie einer dieser Unglücklichen sagt, „die der Verbrecher in Irkutsk eine günstige genannt werden muß." Glimpflicher, aber doch mit großer Willkür, behandelte man die katholische Kirche Polens. In einer Reihe von Ukasen, welche mit dem 8. Oktober 1831 (einen Monat später als Warschau gefallen war!) beginnen, ist bestimmt worden: In allen Orten, welche weniger als 100 bis 150 Häuser haben, dürfen keine neue katholische Kirchen erbaut werden. In Privathäusern sind Kapellane nicht zulässig. Ein katholischer Geistlicher darf keinen Angehörigen der Staatskirche im Dienst haben. Der Klerus soll die Unirten als Mitglieder der griechischen Kirche betrachten. Personen, welche von der griechischen Kirche zur römischen übertreten, sind als geisteskrank zu behandeln und unter Vormundschaft zu stellen. Die katholische Kirche untersteht dem russischen Kultusmisterium. Die Druckereien der Klöster sind aufgehoben, und nur solche Bücher dürfen gedruckt werden, welche der akademische Rath in Petersburg (der auch Mitglieder griechischen Glaubens hat) genehmigt. Außerdem wurden sechs Seminarien geschlossen und einzelne Bischofssitze lange Jahre unerledigt gelassen.

Zur Zeit ist die römische Konfession noch die herrschende und zahlreichste. Im Jahre 1840 zählte man in Polen 2598 Welt- und 1768 Klostergeistliche, 1873 Kirchen und Bethäuser, 150 Manns- und 32 Frauenklöster. Unglücklicher Weise sind die Geistlichen durchgängig ungebildet und helfen dem Edelmann das verwahrloste Volk unterdrücken. Der Bauer sieht in den lateinischen Altargebeten Zaubersprüche gegen Krankheiten und böse Geister, weshalb er auf sie große Stücke hält. Gesangbücher hat die Gemeinde nicht und begleitet die Orgel, indem sie theils bloße Töne, theils die Namen von Heiligen, nach Umständen auch weltliche Lieder singt. Die Predigt besteht in drastischen Beschreibungen des Himmels und der Hölle, oder in Einschärfung der Fasten- und anderer Gebote. Bei einem andern Volke würde das Feilschen der Geistlichkeit um möglichst hohe Gebühren den ganzen Stand in Verachtung bringen. Daß die Mönche eines Wallfahrtsklosters die ungewöhnliche Erscheinung eines Bären benutzten, um die Gläubigen zu überreden, daß es der Teufel sei und nur fleißiges Wallfahren gegen den umherwandelnden bösen Feind schützen könne, ist eine Probe der Art, wie man den Aberglauben ausbeutet.

Die Aufhebung der Universität, der höheren Anstalten, der beiden obern Klassen an den Gymnasien, der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften, die Beraubung der Bibliotheken um ihren Hauptinhalt waren Vorläufer einer durchgreifenden Umgestaltung des Schulwesens. Die gebildeten Polen sollen zum Besuch einer russischen Universität gezwungen werden, und die Bildung, die man ihnen auf ihren heimischen Gymnasien giebt, ist ebenfalls eine russische. Mehrere der wichtigsten Unterrichtsgegenstände wurden beseitigt und durch andere Fächer, das heißt durch russische Sprache, Literatur und Geographie ersetzt. Die alten Sprachen werden noch gelehrt, aber es sind ihnen weniger Stunden als früher, oft nicht mehr als acht in der Woche, gewidmet, und der Lehrer sieht ausschließlich auf Fertigkeit im Sprechen. So können die polnischen Gymnasien gegenwärtig für Realschulen gelten. Unter diesen Umständen haben die gebildeten Polen ihre Söhne von den Gymnasien zurückgenommen, und mehrere derselben hätten geschlossen werden müssen, wenn die Regierung nicht Freistellen geschaffen und dadurch die Söhne russischer Beamten angelockt hätte. Im Anfange wurden die Lehrerstellen mit russischen Offizieren überfüllt, und namentlich bewies der General Storozenko eine wahre Wuth, die alten polnischen Lehrer zu entfernen. Durch den General Okunieff ist dieses gemildert worden, doch hat auch dieser kenntnißreiche und humane Mann in seinen Kanzleien blos Militärs, und unter den Lehrern befinden sich noch immer sehr ungelehrte Russen und Deutsche in Masse.

Nach einem älteren Gesetz soll jede Stadt eine Elementarschule haben. Dennoch finden sich viele kleine Städte, in denen jeder Unterricht fehlt. Ist ein Edelmann Besitzer der Stadt, so weiß er die Verordnung zu umgehen, und die Regierung läßt ihn gewähren. Er ernennt etwa einen ganz unfähigen Mann, weist ihm freies Holz an und bekümmert sich um weiter nichts. In der Regel zieht der Organist der Stadt die Schule an sich, aber auch der Bürgermeister macht hier und da den Pädagogen, und noch wunderlichere Lehrer, sogar Juden sind nicht selten. Ein Schulzwang existirt nicht, doch lernen die meisten Bewohner der Städte etwas lesen und schreiben, da sie stolz darauf sind, sich durch diese Kenntnisse vor den Bauern auszeichnen zu können. Eine Schullehrerbildungsanstalt besteht blos in Warschau, ist aber in ihrem Raume sehr beschränkt und enthält nie über sechszig Zöglinge. In Warschau und in den größern Städten prüft man die Schulamtskandidaten, in den kleinen Orten nicht. In den Städten, welche Eigenthum des Staats sind, bezahlen die Einwohner Schulgelder, welche in die Staatskasse fließen. Der Lehrer bekommt aus diesen Geldern einen kleinen Gehalt, würde aber nicht leben können, wenn die Eltern der Kinder ihm nicht Geschenke machten. Unter den Schulen, welche besondern Zwecken dienen, nimmt das landwirthschaftliche Institut zu Marymont den höchsten Rang ein. Die Regierung hat dasselbe verschwenderisch ausgestattet, und die jungen Polen drängen sich eifrig zum Besuch, da derselbe sie von der Militärpflicht befreit. Eine Handwerkerschule haben die Warschauer Fabrikanten, meistens Deutsche, gestiftet. Man wollte dem Institut einen großartigen Charakter geben und eine Menge von Lehrgegenständen aufnehmen, aber die russische Behörde strich alles bis auf Schreiben, Lesen, Rechnen, und machte zu der letztern Rubrik noch den Zusatz: „bis zur Regeladetri". Selbst die Mädchenschulen hat man beschnitten und sogar das berühmte Alexandrinische Institut nicht verschont, dessen Vorsteherin die Kaiserin ist. Verschiedene Lehrzweige sind beseitigt und das Institut selbst nach Pulawy, dem ehemaligen Landsitze des Fürsten Czartoryski, verlegt worden. 1840 zählte Polen an städtischen Schulen:

Höhere öffentliche Lehranstalten	37.
Elementarschulen	916.
Latus:	953.

Transpr.:	953.
Speziell für Handwerker bestimmte Elementarschulen	69.
Höhere Privatlehranstalten für Knaben	5.
" " " Mädchen	53.
Privatvolksschulen	147.
Zusammen:	1227
mit 64,350 Zöglingen.	

Die Tanzschulen sind hierbei nicht mitgerechnet. Es giebt ihrer eine Unzahl, und man findet unter den Lehrern Personen, die man hier nicht suchte, ehemalige Professoren, Doktoren der Philosophie, deutsche Kandidaten, denen es in Warschau nicht glückte, u. a. m.

„Für die Stadt gehört die Schule, für das Dorf der Pflug", ist ein polnisches Sprüchwort, welches gewissenhaft beachtet wird. Von den Dorfschulen, die früher im Herzogthum Warschau bestanden, existiren blos noch die Trümmer von neun, und neue Schulen sind seitdem nur von einigen Edelleuten (Lipski, Grabowski, Oszarowski, Halpert) errichtet worden, so daß die polnischen Dörfer deren etwa siebenzehn besitzen werden. Der Edelmann will nicht, daß seine Bauern die Kenntnisse erlangen, zu denen das Lesenlernen möglicher Weise führen kann, und in diesem Punkte läßt die Regierung ihn gewähren. Daher kann auf dem Dorfe in der Regel Niemand lesen oder schreiben, als der Gutsherr und dessen Schreiber. Die Diener des Edelmanns, welche mit den Bauern über Frohndienste und Aehnliches abrechnen müssen, heißen Karbowy, weil sie dem Bauer durch Karbi (Kerbe) sein Konto in Ordnung erhalten. Da auch die Woyts oder Dorfschulzen nicht lesen können, so verkehrt die Regierung mit ihnen blos mündlich durch Polizeidiener, und damit nicht etwa ein Mißverständniß entstehe, hat der Schulze immer zwei Beisitzer mit ins Amt zu bringen. Die beste der bestehenden Schulen, eine wahre Musteranstalt, ist die, welche ein Deutscher, Böttiger, dem Gutsherrn Grafen Oszarowski eingerichtet hat. Außer in den drei Elementarkenntnissen unterrichten zwei deutsche Lehrer auch noch in der Geschichte, der Geographie, den ersten Anfangsgründen der Naturwissenschaft, den Regeln der Landwirthschaft, und einige auf der Herrschaft ansässige deutsche Handwerker zeigen den Kindern, wie man Wolle webt, die Stellmacherwerkzeuge gebraucht u. dgl. Zur Schule gehört ein Baum- und Gemüsegarten, in dem die Kinder beschäftigt werden. Unter den 39 deutschen Kolonien, welche in Polen zerstreut sind, befindet sich nicht eine, die nicht ihre Schule hätte. In den ärmeren macht ein Kolonist den Lehrer, aber so wie einiger Wohlstand entstanden ist, richtet man eine ordentliche Schule ein und läßt aus Dutschland einen Lehrer kommen.

Polen hat das Unglück gehabt, daß sich nie ein eigentlicher Bürgerstand bilden konnte. Obgleich mehrere Städte zum Theil schon im dreizehnten Jahrhundert deutsche Stadtrechte annahmen und sich durch sie zu kräftigen suchten, ließ der Adel doch nie ein Element aufkommen, das ihm unbequem und gefährlich war. Noch heute hat Polen keinen reichen gebildeten Bürgerstand. Die wenigen Fabriken und großen gewerblichen Anlagen sind in den Händen von Fremden, der Handel ist fast ausschließlich Kleinhandel, der Grundbesitz gehört dem Adel. Dieser repräsentirt auch die Intelligenz, ist Advokat, Schriftsteller, Professor, Künstler. Das alte Polen kannte keinen Unterschied zwischen hohem und niederem Adel und wird aus diesem Grunde von polnischen Schriftstellern wohl mit dem sonderbaren aber richtigen Namen Adelsdemokratie bezeichnet. Später hat sich ein hoher Adel gebildet, der sich noch jetzt von dem untern streng zu scheiden sucht, und diesen Gegensatz zwischen dem Magnaten und dem Schlachzciz meinen die Polen, wenn sie von einer Aristokratie und Demokratie reden. Der polnische Demokrat ist immer ein starrer Edelmann, wenn er dies vor seinem angeblichen Meinungsgenossen anderer Länder auch verbirgt, und weiß von keiner Berechtigung des Bürgers oder gar des Bauern.

Der hohe Adel ist nach 1830 von Gütereinziehungen heimgesucht worden, die sich bis 1846, in welchem Jahre in den westlichen Provinzen die Liquidationen noch fortdauerten, über 270 Güter mit 57,303 Bauern erstreckt haben. Die Schätzung ergab ihren Gesammtwerth auf 7,252,644 R. S., und ihr baares Jahreseinkommen betrug 564,690 R. S. Da diese Angaben in dem Rechenschaftsbericht des Reichsdomainenministers für 1845 stehen, so beziehen sie sich nur auf solche Grundstücke, welche die Krone damals noch besaß, nicht auf die vielen Güter, welche inzwischen an Generale, Staatsmänner und Günstlinge verschenkt worden waren. Die neuen Besitzer bilden mitten in Polen einen russischen Adel und müssen, um sich ganz zu amalgamiren, ihre Söhne im griechischen Glauben erziehen lassen. Der niedere Adel ist durch das Gebot, seinen Adel urkundlich nachzuweisen, auf das Härteste betroffen worden. Die wenigen, welche den Nachweis zu führen vermochten, wurden in die russische Adelsmatrikel aufgenommen, die andern sämmtlich ihres Adels beraubt. Ein Ukas vom 1847 schreibt vor, daß alle Schlachzizen, die ihren Adel nicht bewiesen und sich auch nicht in die Klasse der Bürger haben einschreiben lassen, „ohne weiteres in die Liste der Kronbauern aufgenommen und gleich diesen verwaltet werden sollen".

Der polnische Adel, der auf allen Schlachtfeldern und auf allen Barrikaden, wo gegen die bestehende Ordnung der Dinge gefochten wird, anzutreffen ist, behandelt seine Bauern nicht blos hart, sondern auch nach einem System, das dieser zahlreichsten und nützlichsten Klasse jeden Aufschwung unmöglich macht. Der polnische Bauer ist persönlich frei, befindet sich aber doch schlechter, als sein Bruder in Rußland, denn diesen betrachtet der Herr als einen Vermögenstheil, der um so nützlicher ist, in einem je bessern Zustande er sich befindet, während der polnische Edelmann in dem Bauern, der ihm seine Aecker bestellt, ein unsicheres Besitzthum erblickt und ihn so sehr als möglich zu unterdrücken sucht, damit er nicht etwa das Geld und die Kraft gewinne, sich loszumachen. Eigenen Besitz hat nämlich der polnische Bauer so wenig wie der russische. Die Wirthschaft, in welche der Edelmann ihn einsetzt, besteht in der Regel aus einer Hütte, einer Scheune und einem Stall, aus zwölf Morgen Ackerland (ohne Wiesen und Garten), aus einem Paar Zugochsen, einer Kuh, vier Schafen, zwei jungen Schweinen, sechs Hühnern und einem Hahn und aus den nothdürftigsten Wirthschaftsgeräthen. Der Bauer bringt nichts mit, als ein Kopfkissen, ein Deckbett und ein Betttuch, und an diese Gegenstände hält sich der Gutsherr, wenn der Bauer erwachsenen Forderungen nicht gerecht zu werden vermag. Der Bauer muß eine bestimmte Anzahl von Tagen, bis zu dreien in der Woche, für den Gutsherrn frohnden und ihm einen Kapaun- und Eierzins entrichten. Seine Kinder haben auf dem Edelhofe zwei Jahre lang als Knechte oder Mägde zu dienen und schon früh kleine Dienste zu verrichten, z. B. Pilze im Walde zu suchen. Da der Bauer nach dem Gesetz sich ankaufen kann und auch an manchen Orten, auf Staatsdomänen und einigen Gütern edler Adeliger, wie auch in den deutschen Kolonien, Gelegenheit dazu geboten wird, so richtet der Gutsherr sein ganzes Streben dahin, den Bauer nicht zu Gelde kommen zu lassen. Ganz allgemein herrscht die scheußliche Sitte, die Arbeit, die der Bauer über den Frohnsatz hinaus verrichtet, nicht mit baarem Gelde zu bezahlen, sondern Anweisungen auf Schnaps in der Schenke des Edelmanns auszustellen. Viele Edelleute liefern auch ihren Bauern und ihrem Gesinde Kleidungsstoffe zu gewissen Preisen. Gelangt der Bauer dennoch zu etwas, so giebt es Mittel und Wege, ihm dieses zu nehmen. Bestellt er seine Aecker besser, so wird ihm ein Theil genommen, „weil er so viel nicht brauche", schafft er sich mehr Vieh an, so konfiszirt der Edelmann dasselbe, „weil das Inventarium nicht vermehrt werden dürfe". Natürlich sucht der Bauer seinen Reichthum zu verbergen, was ihm bei dem überzähligen Vieh, da überall Wälder in der Nähe sind, in die man es bis zum heimlichen Verkaufe in der nächsten Stadt treibt, nicht allzuschwer wird. Die Entsittlichung, welche dieser ewige Kampf der List gegen die Gewalt hervorruft, ist nicht

der geringste Nachtheil eines Verhältnisses, das den Bauer außerdem geflissentlich in einem fast thierischen Zustande erhält, aber auch dem Gutsherrn unendlich schadet, da der Bildungszustand der Bauern an eine Verbesserung des polnischen Ackerbaues nicht denken läßt.

Man kann der russischen Regierung die Anerkennung nicht versagen, daß sie sich der Bauern kräftig annimmt. Hat sie dabei auch politische Zwecke im Auge, so ist das Resultat doch ein segensreiches. Fast vom ersten Augenblicke der Bewältigung der Revolution an ist den Bauern Fürsorge zu Theil geworden. Die Regierung hat sich unmittelbar, die Gutsherren umgehend, mit ihnen in Verbindung gesetzt, ihre Klagen haben Gehör gefunden und den Edelleuten ist jede, nicht auf einem gerichtlichen Erkenntniß beruhende körperliche Züchtigung untersagt worden. Der wichtigste, die bäuerlichen Verhältnisse betreffende Ukas ist der vom 7. Juni 1846 a. St. Derselbe dehnt einen großen Theil der Vergünstigungen, welche den Bauern der Staatsdomänen zu Theil geworden sind, auf die Bauern der Privatgüter aus und verordnet namentlich folgendes: Die in Privatstädten und Dörfern ansässigen Ackersleute, welche wenigstens drei Morgen Landes für sich bearbeiten, sollen fortan, so lange sie die daran geknüpften Verbindlichkeiten gehörig erfüllen, die Nutznießung der gegenwärtig von ihnen angenommenen Grundstücke und andern Nutzbarkeiten behalten, und die Gutsbesitzer dieselben nicht eigenmächtig vertreiben, oder ihnen ihre Besitzungen verkürzen und nehmen, noch auch ihre Verbindlichkeiten erhöhen dürfen. Den Ackersleuten aber steht es frei, sich von dem einen Gut auf ein anderes überzusiedeln, wenn sie nur die in dieser Hinsicht bestehenden polizeilichen Vorschriften beobachten und dem Grundherrn drei Monate vor Eintritt des Wirthschaftsjahres kündigen. Die von den Bauern verlassenen Ansiedelungen muß der Grundherr längstens binnen zwei Jahren mit andern Bauern besetzen, auch darf er solche Niederlassungen nicht etwa den Vorwerksgrundstücken einverleiben. Von den auf Privatgütern unter verschiedenen Benennungen bestehenden Hof- und Frohndiensten sollen alle die, welche nicht als auf gesetzliche Rechte begründet nachzuweisen sind, vom Administrationsrath aufgehoben werden. Um Streitigkeiten zwischen den Gutsherren und Bauern auf die angemessenste und möglichst kurze Art und Weise zur Untersuchung und Entscheidung zu bringen, soll der Administrationsrath, anstatt des bisherigen als drückend für die Bauern erkannten Verfahrens, geeignete Vorschriften erlassen über die besondern Formen des Verfahrens und über die Gerichtsbarkeit, welcher solche Prozesse untergeben sein sollen. Einstweilen aber wird dieser Rath den Verwaltungsbehörden anempfehlen, aufs sorgsamste darüber zu wachen, daß die Verpflichtungen und Verbindlichkeiten der Bauern gegen die Grundbesitzer nicht diejenigen übersteigen, welche, nach Aufhebung der ungesetzlichen Hofe- und Frohndienste, als auf Rechtstiteln beruhend erwiesen sind und am 1. Januar 1846 schon bestanden, so wie daß in den Prozessen zwischen Gutsherren und Bauern strenge Gerechtigkeit geübt und der gesetzliche Schutz, wem er gebührt, zu Theil wird. Denjenigen Gutsbesitzern, welche Zinskontrakte mit den Bauern abzuschließen geneigt sind, sollen die Verwaltungsbehörden den nöthigen Beistand und Schutz gewähren; doch müssen dergleichen Kontrakte durch die Gouvernementsbehörde mit besondern Anträgen an die höhere Regierungsbehörde, welche der Administrationsrath dazu bezeichnen wird, zur Bestätigung eingereicht werden. Die ewigen Besitzer von Staatsdomänen, so wie dem Erziehungsfonds, Instituten und Gemeinden gehörenden Gütern müssen die auf denselben ansässigen Ackersleute und Bauern in ihren bisherigen Besitzungen erhalten und dürfen ihnen keine neuen Verbindlichkeiten, außer den in den Inventaren oder andern gesetzlichen Dokumenten verzeichneten, auferlegen; vorkommende Streitigkeiten sind von den betreffenden Verwaltungsbehörden zu entscheiden.

Auf seinen 2271 Geviertmeilen ernährt Polen eine Einwohnerzahl von 4,857,700 Menschen. Dieses Resultat ergab die Zählung von 1850, und es zeigte sich, daß unter dieser Bevölkerung waren:

Männlichen Geschlechts . . .	2,382,513.
Weiblichen . . .	2,475,157.
Christen	4,296,929.
Ungetaufte	560,771.
Und zwar männliche Juden . .	282,796.
Weibliche Juden	277,567.
Muselmänner	280.

Die Juden sind gegenwärtig militärpflichtig und stellten 1850 zu den 7304 christlichen Rekruten 928 ihres Glaubens. Daß sie in Polen vielfach bevorzugt worden sind, sich dem Bauer wie dem Edelmann gleich unentbehrlich gemacht haben, als Faktore überall anzutreffen sind, trotz ihrer fabelhaft frühen Heirathen und ihres Schmutzes große Fruchtbarkeit bewähren, von der Regierung aber neuerdings wegen ihrer großen Vorliebe für den Schmuggelhandel verfolgt werden, erwähnen wir als allgemein bekannt nur im Vorbeigehen.

Bei anderer Wirthschaft könnte Polen ungleich mehr Menschen ernähren und zu hoher Blüthe gelangen. Die Wälder ließen sich lichten, die Sümpfe austrocknen, und eine rationellere Bewirthschaftung würde allein schon genügen, die Erzeugungen des Ackerbaues mindestens zu verdreifachen. Die Waldungen und Sümpfe sind in vielen Gegenden die herrschenden Landschaftszüge, nicht in allen, denn die westliche Hälfte des sogenannten Großpolens leidet sogar am Holzmangel, so daß man dort Schilf und Stroh verfeuert, die Braunkohlen und den Torf aber, die man zum Theil in reichen Lagern und in vortrefflicher Qualität besitzt, nicht benutzt. Viele Waldungen zeigen sich auf der linken Seite der Weichsel in dem Theile, der als Kleinpolen bezeichnet wird, die jedoch eine Spur von Forstkultur verrathen, kein Urwald mehr sind. Die wahren polnischen Wälder, die unter uns so berüchtigt sind, finden sich jenseits der Weichsel, insbesondere in Podlachien. Hier dehnen sich — zwischen dem Wiepzr und dem Bug auf eine Strecke von 110 Geviertmeilen — Waldwüsten aus, die an vielen Stellen noch kein menschlicher Fuß betreten hat. Wo diese Wälder, wie in den Tiefebenen immer, im Sumpfe stehen, bilden sie mit ihren Massen von umgefallenen Stämmen, mit ihrem Unterholz von zackigem Gestrüpp, mit ihren schilfbewachsenen Lagunen ein undurchdringliches Dickicht. Riesige Farrenkräuter und ungeheure Pilze ziehen aus dem Moder, der sich selbst den Geruchsnerven empfindlich macht, ihre Nahrung, und auf freieren Wasserstellen filzen sich kleine schwimmende Pflanzen so zusammen, daß die Decke den Fuß des Menschen trägt. Die unzähligen Wasseradern, welche die Wildniß durchschleichen, haben kein bestimmtes Bett, sondern nehmen nach jedem Frühlingsthauwetter einen andern Weg. Diese kleinen Flüsse und Bäche sind die Hauptursachen der Versumpfung, und dieser selbst ließe sich ein Ende machen, wenn man jenen Wasseradern ihr Bett regelte und erweiterte. Daß dies angeht, haben die deutschen Kolonisten an mehreren Orten bewiesen. Im Sumpfe steht nur Laubholz, das Nadelholz wächst auf sandigen Erdrücken, und wo diese zusammenhängen, da kann man durch die Wälder, wenn auch mit großer Mühe, hindurchdringen. Die wenigen durch den Wald führenden Wege liegen auf künstlichen Dämmen von Reisigholz und Erde. Die spärlich zerstreuten Dörfer, welche die höheren Punkte einnehmen, können keinen Ackerbau treiben und leben kümmerlich von Viehzucht. Außer ihren Wölfen beherbergen die Wälder noch schlimmere Einwohner. Zum Aufenthalt berechtigt sind von allen diesen menschlichen Gästen nur die Pechbrenner der Gutsherrn, die zugleich die Herbergsväter des andern Gesindels und die Hehler des gestohlenen Guts machen. Bei ihnen finden sich außer den Zigeunern, die unaufhörlich streifen, auch Diebe und Räuber ein, oder Bauern, die aus Furcht vor Strafe in die Wälder gegangen sind, und Kazapen oder russische Strauchdiebe, gewöhnlich Ausreißer, die häufig zu Wegelagerern werden. Da diese ganze Gesellschaft, weil sie politisch ungefährlich ist, von der russischen Polizei

wenig beachtet wird, da der Gutsherr nicht danach fragt, welche unbekannte Gäste seine Wälder beherbergen, und der Bauer vor den Wäldern wegen ihrer alten Gräber oder „Geisterhügel" eine abergläubische Furcht hegt, so besteht manche Verbrecherkolonie ungestört Jahre lang. Bei den trigonometrischen Vermessungen des Generals Richter stieß man zufällig auf eine geflüchtete Bauernfamilie, die, von der ganzen Welt abgeschieden, seit dreizehn Jahren im Walde wohnte.

Die Wege, welche in Polen außer den Chausseen bestehen, werden nie künstlich gebahnt und sind Viertelstunden breit. Jeder Wagen sucht sich seinen eigenen Weg und vermeidet die Geleise seiner Vorgänger. Gelangt man zu einem Dorfe, so sieht man eine Gruppe dürftiger Hütten, von denen der Edelhof nicht bedeutend absticht. Alle Häuser bestehen aus Holzbohlen, die mit den scharfen Kanten gut auf einander gefügt und im Innern durch zwei Scheidewände in drei Gemächer gesondert sind, von denen das eine die Wohnung, das zweite den Stall für die Kuh und das dritte den Vorplatz bildet. Das Schlafgemach für die ganze Familie befindet sich oben auf dem plumpen Ofen, in dem geheizt und Brot gebacken wird. Die Ställe für die andern Thiere sind Käfige aus langen fichtenen Stangen, die mit ihren Enden in die Falze aufrechtstehender Säulen eingelassen sind. Gärten oder auch nur Baumpflanzungen hat keines dieser traurigen Dörfer, und die Menschen passen zu ihren Wohnungen. Männer und Weiber — die ersteren tragen lange wollene weiße Kittel, ungeheure Stiefel, große Schafpelzmützen und Hosen von der gröbsten Leinwand, die Frauen einen weißen Rock, ein turbanartiges Kopftuch und am Oberkörper ein bloßes Hemd, aber hinten und vorn eine Schürze — nähren sich von der traurigsten Kost, von Quas (Sauer, aus Schlehen oder Holzäpfeln und Wasser bereitet), Kohl, Erbsen und Kartoffeln. Auch die Gebäude des Edelhofs, die der häufigen Brandstiftungen wegen weit aus einander stehen, sind hölzerne Schuppen, deren innere Seite mit Kalk übertüncht ist. Alle diese Gebäude, deren Geräthe die dürftigsten sind, heißen Paläste, obgleich Polen nur wenige wirkliche Schlösser (der Czartoryiski, Potocki, Zamoiski und Jablonowski) besitzt.

Der Zustand des Ackerbaues ist der traurigste. Das Feld, das heute mit Korn bestellt ist, wird nach Verlauf weniger Jahre wieder Wald, da man, wenn seine Tragkraft erschöpft ist, neue Waldstrecken ausrodet. Dies geschieht so wenig gründlich, daß man die Baumstümpfe alle stehen läßt. Außerdem liegen auf allen Feldern die erratischen Blöcke, an denen Polen so reich ist, und auf den Feldern der Bauern stehen zahlreiche Schlehen, Holzäpfel und Holzbirnen, die sorgfältig geschont werden, da der Edelmann seinem Bauer edlere Obstbäume nicht gestattet. So patriarchalisch wie die Bearbeitung des Bodens sind die Geräthe, welche man dazu verwendet. Noch immer ist der alte Ochsenpflug im Gebrauch, und die leichte aus Weidengeflecht bestehende Egge stiftet fast gar keinen Nutzen. Dennoch behauptet der polnische Weizen einen europäischen Ruf, aber es ist die Natur allein, welcher er seine Vorzüglichkeit verdankt. Der lehmige und humose Thonboden in Großpolen, dem Gubernium Krakau und dem Gubernium Augustowo begünstigt diese Getreideart sehr, aber auch der leichte Sandboden, der in andern Gebieten vorherrscht, entwickelt wegen der Feuchtigkeit, die eine Folge der vielen Wälder ist, eine bedeutende Fruchtbarkeit.

Seit 1839 finden in Warschau Industrieausstellungen statt, seit 1840 auch Kunstausstellungen, auf denen aber keine historischen Bilder ausgestellt werden dürfen. Die Industrieausstellungen geben den fremden Gewerbtreibenden Gelegenheit ihre Fortschritte zu zeigen, und die Edelleute können auf ihnen ihre Wuth befriedigen, Maschinen zu kaufen, von denen sie keinen Gebrauch machen. Ueber die Gesammterzeugung des Königreichs veröffentlicht die Regierung Berichte, in denen wir über das Jahr 1849 folgende Angaben finden. An Getreide erzeugte das Königreich 11,331,636 Czetwert (ungefähr eine Metze), an Kartoffeln 7,591,436 Czetwert. Die Fruchtbarkeit war auch jetzt in den südlicheren Provinzen ungleich

größer als im nördlichen morast- und waldreichen Litthauen. Die Getreide-Ausfuhr war sowohl gegen Norden nach Danzig, so wie im Süden nach Galizien sehr stark; weniger bedeutend jedoch nach Bessarabien und nach den Küstenländern des schwarzen Meers. In der Industrie nehmen die Baumwollenspinnereien und Wollmanufakturen den ersten Rang ein. Im ganzen bestehen 5405 Tuchfabriken, welche im Jahre 1849 30,000 Centner Wolle zu Waaren im Werthe von 1,799,000 R. S. verarbeiteten. Die Leinwandmanufakturen, deren Zahl sich ungefähr auf 4242 beläuft, erzeugten 9,412,519 Arszyn Leinwand, die Seidenmanufakturen und Seidenfabriken lieferten Waaren im Werthe von 126,137 Silberrubeln, und die Zuckerfabriken 102,715 Pud Zucker im Werthe von 803,517 Silberrubeln. Die Eisenwerke, die sich in den Händen von Privaten befinden, erzeugten im Werthe von 119,904 Silberrubeln, Zinkgruben 71,550 Silberrubeln, Chinasilber 22,000 Silberrubeln. Die Werthe der übrigen Erzeugnisse stellen sich folgendermaßen heraus: Bierbrauereien 96,925 Silberrubel, Branntweinbrennereien 170,845 Silberrubel, Oelfabriken 112,942 Silberrubel, Fortepianos 47,680 Silberrubel, Papier 311,423 Silberrubel, Wagen 200,000 Silberrubel, Chemikalien 56,000 Silberrubel, Ledergerbereien 577,772 Silberrubel, Stearin- und Wachskerzen 90,500 Silberrubel. Die Summe aller Erzeugnisse ist 17,720,000 Silberrubel. Die bedeutendsten Jahrmärkte waren auch jetzt Kalisch und Warschau. Der innere Handel für die wichtigsten Lebensmittel belief sich auf 6,862,877 Silberrubel. Wir schließen noch die Mittheilungen über das Jahr 1850 an. In diesem Jahre bestand die Getreide-Ernte in 10,968,698 Czetwert. An Kartoffeln ward gewonnen 10,142,733 Czetwert. Die verfertigten Fabrikate hatten einen Werth von über fünf Millionen Silberrubel, Wollenfabrikat 2,564,803 Silberrubel, Baumwollenfabrikat 2,673,633 Silberrubel und Seidenfabrikat 88,960 Silberrubel. Auf die Märkte und in den Handel kamen für 6,602,681 Silberrubel verschiedene Waaren. Das unbewegliche Eigenthum in Städten und Dörfern ward auf 146,913,010 Silberrubel geschätzt. Eingeführt wurde an Waaren und Produkten: aus Rußland für 2,773,590 Silberrubel, aus Preußen für 5,937,520 Silberrubel, aus Oesterreich für 1,450,899 Silberrubel. Ausgeführt dagegen nach Rußland für 960,620 Silberrubel, nach Preußen für 3,858,804 Silberrubel, nach Oesterreich für 431,001 Silberrubel. Die Hauptausfuhr bestand in Getreide für 2,589,266 Silberrubel. Auf der Warschauer Eisenbahn wurden befördert 383,535 Personen, und an Waaren 3,218,000 Pud. Die Post-Einnahme belief sich auf 521,433 Silberrubel. Chausseen hatte das Königreich 2150 Werste, deren Unterhaltung 598,645 Silberrubel kostete.

Sein Ziel der Unterjochung Polens hat das russische System erreicht. Das berüchtigte Wort Sebastiani's: „L'ordre régne à Varsovie" ist für ganz Polen zur Wahrheit geworden. Unbedeutende Ruhestörungen der Jahre 1833 und 1846 ausgenommen, hat sich in Polen keine Regung von Unabhängigkeitssinn gezeigt. Die älteren Männer des Adels halten sich in einer grollenden Abgeschiedenheit, aber diese Art von Opposition schadet der russischen Herrschaft so wenig, wie die schmollende Vorstadt St. Germain den französischen Revolutionen geschadet hat. Ueberdies haben sich russische Elemente zwischen diesen Adel eingekeilt, und er ist weit davon entfernt, eine geschlossene Phalanx zu bilden. Schon die Spione und mehr noch seine Furcht vor ihnen und vor der Unzuverlässigkeit seiner Landsleute hindern ihn daran. Inzwischen wächst ein neues Geschlecht auf, das zu leichtsinnig, lebenslustig und ehrgeizig ist, um sich in der politischen Einsiedlerrolle auf die Länge zu gefallen. Endlich haben die galizischen Ereignisse von 1846 ihren blutigen Schatten nach Polen geworfen. Die polnischen Bauern sind auch in Polen, seit die Regierung sie unterstützt, gegen den Gutsherrn in Opposition getreten, und sollte ein Adelsaufstand ausbrechen, so würde er in einem Bauernaufstande sein entsetzliches Gegengewicht finden. Die Zeit, das Volk durch soziale Reformen zu gewinnen, ist für den Adel vorbei.

Die russische Regierung duldet es nicht, daß Andere sich den Dank verdienen, den sie selbst ernten will. So erfüllt sich in Polen eine furchtbare Nemesis. Die Adelswirthschaft hat dem Lande den Untergang gebracht, und dieselbe Adelswirthschaft hindert jede Wiedergeburt.

Unter Verantwortlichkeit des Ergänzungsblätterverlags in Meißen. — Redakteur Dr. Fr. Steger.
Druck von A. G. Cato in Meißen.